

Das Deutsche Jahrhundert

in Einzelschriften

von

Dr. A. Berthold. C. Bleibtreu. Dr. C. Busse. Dr. J. Duboc.
Dr. A. Gottstein. Dr. Max Osborn. Kapt.-Leutn. Erwin Schäfer.
Dr. Leopold Schmidt. Professor Dr. Richard Schmitt.
Carus Sterne (Dr. Ernst Krause). P. Wiegler. Dr. A. Wilhelmj.
Professor Dr. Wunschmann.

Herausgegeben von

George Stockhausen.

Erster Band.

Berlin 1901.

Verlag von F. Schneider & Co.
H. Klinsmann.

W. G. Howard,
Cambridge

Zur Einführung.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.
Goethe, Grenzen der Menschheit.

Große Umwälzungen, von denen die Geschichte früherer Jahrhunderte berichtet und die häufig sogar ganze Völker vernichtet oder in ihrem Entwicklungsgange wesentlich zurückgeworfen haben, hat die Geschichte des nunmehr bald vollendeten, des 19. Jahrhunderts nicht zu vermelden. Die Umwälzungen, die während seines Laufes sich vollzogen, waren vielmehr heilsamer Art, denn sie räumten nur alt-ererbte Uebel und böse Rückständigkeiten aus dem Wege, sie räumten Zustände aus der Welt, die nur zu lange schon auf den Culturvölkern und insbesondere auf Deutschland lastend und hemmend gedrückt hatten. Die französische Revolution, die das 19. Jahrhundert gleichsam einführte, wirkte kräftig zu den Deutschen hinüber und förderte, zuerst freilich nur sehr langsam, größere politische Reife des Volkes, als sie bis dahin ihm zu eigen gewesen war. Der Deutsche besann sich auf sein Menschenrecht und lernte, sich zu regen und zu fühlen. So kam schließlich in der letzten Hälfte des Jahrhunderts Deutschlands Einheit zu Stande, die von früheren Generationen seit langem schmerzlich entbehrt und heiß ersehnt worden war. Manches ist freilich noch übrig geblieben, was im jungen Reich zu wünschen bleibt, aber guter Anfang ist gemacht. Und entwickelt sich des Volkes politisches Verständniß gesund weiter, dann wird den Nachfahren beschieden sein, das sich zu erwerben, was das lebende Geschlecht zu erringen versäumt hat: wahre freiheitliche Gestaltung der innerpolitischen Zustände.

Dagegen hat das deutsche Volk seinen alten Ruf, ein Volk der Denker zu sein, auch in diesem Jahrhundert rühmlich bestätigt; mehr als sonst ist während dieser Zeitspanne in Deutschland auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet worden. Die Nation hat somit wenigstens auf idealem Gebiete die in letzter Zeit ein bischen oft citirte „Weltherrschaft" errungen. Von Gelehrten und Künstlern, von Staatsmännern und Erfindern weist die Geschichte des 19. Jahrhunderts deutsche Namen in reicher Fülle auf, die fast alle an erster Stelle stehen, so daß kein anderes Volk das unsere hierin zu übertreffen vermag. —

Darum wurde dieses Buch, das einen Theil der Entwicklungsgeschichte des Jahrhunderts registriren soll, das deutsche Jahrhundert genannt.

* * *

Auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens hat sich im 19. Jahrhundert gewaltige Vermehrung und Vertiefung vollzogen, und es ist für den Einzelnen schier unmöglich, die Fülle der Gesichte auch nur annähernd zu überschauen. Gänzlich neue Disciplinen haben sich herausgebildet, die jede wieder überraschend schnell und groß heranwuchs. Ist doch, um die bedeutsamste von ihnen zu nennen, die Sozialwissenschaft, ureigenstes Product der Neuzeit, die augenblicklich schon fast ebenso großen Raum beansprucht wie ihre alte Mutter, die Philosophie. Chemie und Physik, sowie die biologischen Wissenschaften haben in den letzten Jahrzehnten durch vielfältige hochwichtige Entdeckungen ihr Feld wesentlich erweitert; und aus der Medicin heraus hat die Hygiene sich entwickelt und beansprucht gleiche Beachtung wie jene.

Ohne Uebertreibung darf man sagen, daß heutzutage selbst eine Goethesche Totalität nicht mehr ausreicht, um Alles, Alles in sich aufzunehmen und erfolgreich zu verarbeiten. Darum ist man ja auch in fast allen Wissensgebieten an ein Specialisiren gekommen, das in einzelnen Fällen vielleicht zu Uebertreibungen führte, im Ganzen aber sich als unvermeidlich erwiesen hat. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts wird also solchen Bedürfnissen Rechnung tragen müssen, sie wird das am wesentlichsten Erscheinende herausgreifen und nur das besonders Bedeutsame beleuchten müssen, wenn sie nicht einen Furcht und Mitleid erregenden Eindruck machen und von ihrer Benutzung abschrecken soll. Viel mehr aber noch wird sich eine derartige Geschichte an das Hervorragendste halten müssen, wenn sie wie die vorliegende kurz und knapp gehalten sein mußte, damit sie auch zu wirklichem und erfolgreichem Gebrauch nutzbar sei. Der erste Punkt unseres

Programms lautete demnach: Sich bescheiden! Und um so mehr sich bescheiden, als der moderne Mensch zwar Alles wissen soll und möchte, aber gar wenig Zeit hat im Kampfe um das hurtig dahinjagende Dasein, ausführlich zu lesen und gründlich Allem nachzuspüren. Damit aber dem ehrlich Strebenden Gelegenheit gegeben werde, das Nothwendigste zu erfahren und diesem oder jenem ausführlicher auf den Grund zu gehen, dazu ward unser Buch erdacht und dazu schrieben es Berufene. In fortlaufendem Texte findet das Wissenswertheste sich lesbar dargestellt, reiche Fußnoten geben Gelegenheit, im Einzelnen weiter und weiter zu bauen, wie Jedem es Lust oder Bedarf aufgeben mögen.

Ferner erschien es als unumgänglich geboten, jedem Mitarbeiter innerhalb dieser formalen und äußeren Grenzen seinen eigenen Weg gehen zu lassen, damit er nach ehrlichem Ermessen das sammeln und aufnehmen konnte, was ihm das Bemerkenswertheste erschien und wie es ihm also erschien. So sah Jeder mit eigenen Augen, unbeirrt und unbeeinflußt von den Anderen. Haben nun zwei vielleicht Gleiches verschiedenartig angesehen — um so besser! Desto klarer erscheint schließlich dem gescheuten Leser das Bild, da es nicht blos von einer Seite Licht empfängt.

* * *

Die Abtheilung des vorliegenden Werkes, welches die Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert behandelt, ist im Gegensatz zu den anderen, von zwei Verfassern bearbeitet worden. Herrn Dr. J. Dubocs Gesundheitszustand erlaubte es zum nöthigen Zeitpunkte nicht, daß der greise Gelehrte die ganze Arbeit allein bewältigen konnte. Da aber gerade dieses feinsinnigen Mannes Theilnahme nicht entbehrt werden sollte, gelang es nach mancher Mühe, einen jüngeren Berufenen zu finden, der nach des Meisters Disposition und in enger Anlehnung an sie liebevoll das Werk ausführte, das eben dieser gebundenen Marschroute wegen ein gewisses Sichselbstaufgeben zur Pflicht machte. Es erscheint angebracht, ein kleines Vorwort hier einzufügen, das Herr Paul Wiegler seiner Arbeit mit auf den Weg gab; die Aeußerungen sind in gewissem Sinne auch für den Inhalt der anderen Abtheilungen zutreffend.

„Die Darstellung der Philosophiegeschichte will nur als Uebergang genommen sein. Sie strebt, die Grenzen des Wissenschaftsbetriebes zu erweitern. Darum stößt sie an entscheidenden Stellen überlieferte Urtheile um. Sie kann die Ansicht, als

Dagegen hat das deutsche Volk seinen alten Ruf, ein Volk der Denker zu sein, auch in diesem Jahrhundert rühmlich bestätigt; mehr als sonst ist während dieser Zeitspanne in Deutschland auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet worden. Die Nation hat somit wenigstens auf idealem Gebiete die in letzter Zeit ein bischen oft citirte „Weltherrschaft" errungen. Von Gelehrten und Künstlern, von Staatsmännern und Erfindern weist die Geschichte des 19. Jahrhunderts deutsche Namen in reicher Fülle auf, die fast alle an erster Stelle stehen, so daß kein anderes Volk das unsere hierin zu übertreffen vermag. —

Darum wurde dieses Buch, das einen Theil der Entwicklungsgeschichte des Jahrhunderts registriren soll, das deutsche Jahrhundert genannt.

* * *

Auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens hat sich im 19. Jahrhundert gewaltige Vermehrung und Vertiefung vollzogen, und es ist für den Einzelnen schier unmöglich, die Fülle der Gesichte auch nur annähernd zu überschauen. Gänzlich neue Disciplinen haben sich herausgebildet, die jede wieder überraschend schnell und groß heranwuchs. Ist doch, um die bedeutsamste von ihnen zu nennen, die Sozialwissenschaft, ureigenstes Product der Neuzeit, die augenblicklich schon fast ebenso großen Raum beansprucht wie ihre alte Mutter, die Philosophie. Chemie und Physik, sowie die biologischen Wissenschaften haben in den letzten Jahrzehnten durch vielfältige hochwichtige Entdeckungen ihr Feld wesentlich erweitert; und aus der Medicin heraus hat die Hygiene sich entwickelt und beansprucht gleiche Beachtung wie jene.

Ohne Uebertreibung darf man sagen, daß heutzutage selbst eine Goethesche Totalität nicht mehr ausreicht, um Alles, Alles in sich aufzunehmen und erfolgreich zu verarbeiten. Darum ist man ja auch in fast allen Wissensgebieten an ein Specialisiren gekommen, das in einzelnen Fällen vielleicht zu Uebertreibungen führte, im Ganzen aber sich als unvermeidlich erwiesen hat. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts wird also solchen Bedürfnissen Rechnung tragen müssen, sie wird das am wesentlichsten Erscheinende herausgreifen und nur das besonders Bedeutsame beleuchten müssen, wenn sie nicht einen Furcht und Mitleid erregenden Eindruck machen und von ihrer Benutzung abschrecken soll. Viel mehr aber noch wird sich eine derartige Geschichte an das Hervorragendste halten müssen, wenn sie wie die vorliegende kurz und knapp gehalten sein mußte, damit sie auch zu wirklichem und erfolgreichem Gebrauch nutzbar sei. Der erste Punkt unseres

Programms lautete demnach: Sich bescheiden! Und um so mehr sich bescheiden, als der moderne Mensch zwar Alles wissen soll und möchte, aber gar wenig Zeit hat im Kampfe um das hurtig dahinjagende Dasein, ausführlich zu lesen und gründlich Allem nachzuspüren. Damit aber dem ehrlich Strebenden Gelegenheit gegeben werde, das Nothwendigste zu erfahren und diesem oder jenem ausführlicher auf den Grund zu gehen, dazu ward unser Buch erdacht und dazu schrieben es Berufene. In fortlaufendem Texte findet das Wissenswertheste sich lesbar dargestellt, reiche Fußnoten geben Gelegenheit, im Einzelnen weiter und weiter zu bauen, wie Jedem es Lust oder Bedarf aufgeben mögen.

Ferner erschien es als unumgänglich geboten, jedem Mitarbeiter innerhalb dieser formalen und äußeren Grenzen seinen eigenen Weg gehen zu lassen, damit er nach ehrlichem Ermessen das sammeln und aufnehmen konnte, was ihm das Bemerkenswertheste erschien und wie es ihm also erschien. So sah Jeder mit eigenen Augen, unbeirrt und unbeeinflußt von den Anderen. Haben nun zwei vielleicht Gleiches verschiedenartig angesehen — um so besser! Desto klarer erscheint schließlich dem gescheuten Leser das Bild, da es nicht blos von einer Seite Licht empfängt.

*   *   *

Die Abtheilung des vorliegenden Werkes, welches die Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert behandelt, ist im Gegensatz zu den anderen, von zwei Verfassern bearbeitet worden. Herrn Dr. J. Dubocs Gesundheitszustand erlaubte es zum nöthigen Zeitpunkte nicht, daß der greise Gelehrte die ganze Arbeit allein bewältigen konnte. Da aber gerade dieses feinsinnigen Mannes Theilnahme nicht entbehrt werden sollte, gelang es nach mancher Mühe, einen jüngeren Berufenen zu finden, der nach des Meisters Disposition und in enger Anlehnung an sie liebevoll das Werk ausführte, das eben dieser gebundenen Marschroute wegen ein gewisses Sichselbstaufgeben zur Pflicht machte. Es erscheint angebracht, ein kleines Vorwort hier einzufügen, das Herr Paul Wiegler seiner Arbeit mit auf den Weg gab; die Aeußerungen sind in gewissem Sinne auch für den Inhalt der anderen Abtheilungen zutreffend.

„Die Darstellung der Philosophiegeschichte will nur als Uebergang genommen sein. Sie strebt, die Grenzen des Wissenschaftsbetriebes zu erweitern. Darum stößt sie an entscheidenden Stellen überlieferte Urtheile um. Sie kann die Ansicht, als

sei die deutsche Philosophie in einer künstlichen Isolirung zu behandeln und eine philologische Methode ihr gemäß, nicht theilen. Möglichst sucht sie die individuellen Denkertemperamente herauszuarbeiten und knappe Ausblicke in die Weiten der Culturbewegung zu eröffnen. Einige Abschnitte verhalten sich nur flüchtig charakterisirend, indes andere, deren Gegenstand in der officiellen Wiedergabe beeinträchtigt wird, die Formen des Originals und die Fülle der gedanklichen Nuancen liebevoller herauszuholen bemüht sind. Das Ideal eines solchen Unterfangens wäre eine leichte, bildlich bewegte, ästhetische Sprache. Wenn hier manches in der Sachlichkeit verharrt, so ist das die Folge eines Zwischenzustandes von Wissen und Nichtwissen, der für den Lesenden vorausgesetzt wird. Der Vorwurf des Dilettantismus, der so auf den Verfassenden zurückfallen mag, wird mit Freude ertragen."

* * *

Nach eifrigem Bestreben und ehrlichstem Wollen ist geleistet, was geleistet werden konnte. — So zieh hinaus denn, du Buch, du Kind unser-- Mühen und Sorgen. Allen wirst Du nicht gefallen, Allen darfst Du nicht gefallen!

Nimm zum Geleite mit den Segen, den jener alte freundliche Mann aus dem Beginne des vorigen Jahrhunderts einem Werke seines emsigen Fleißes mitgab: „Gefallest Du Denen nur, die in Wahrhaftigkeit Dich nutzen wollen und getreulich an Dir hangen, so ist es wahrlich gut um Deine Sache bestellet. Doch wenn Du Vielen gefallest, die um schalen Zeitvertreibes wegen zu Dir kommen, dann ist das kein gut Ding für Dich. Denn mit einem Buche das ist wie mit dem Weibe: Diejenige, die Allen insgemein gefällt, die wird Keiner innig und für sich allein erkiesen wollen; die aber Einer für sich allein erwählet, die hält er und pflegt sie und möcht nimmer von ihr lassen."

Berlin, 2. December 1900.

Der Herausgeber.

W. G. Howard,
Cambridge

Zur Einführung.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.
Goethe, Grenzen der Menschheit.

Große Umwälzungen, von denen die Geschichte früherer Jahrhunderte berichtet und die häufig sogar ganze Völker vernichtet oder in ihrem Entwicklungsgange wesentlich zurückgeworfen haben, hat die Geschichte des nunmehr bald vollendeten, des 19. Jahrhunderts nicht zu vermelden. Die Umwälzungen, die während seines Laufes sich vollzogen, waren vielmehr heilsamer Art, denn sie räumten nur alt-ererbte Uebel und böse Rückständigkeiten aus dem Wege, sie räumten Zustände aus der Welt, die nur zu lange schon auf den Culturvölkern und insbesondere auf Deutschland lastend und hemmend gedrückt hatten. Die französische Revolution, die das 19. Jahrhundert gleichsam einführte, wirkte kräftig zu den Deutschen hinüber und förderte, zuerst freilich nur sehr langsam, größere politische Reife des Volkes, als sie bis dahin ihm zu eigen gewesen war. Der Deutsche besann sich auf sein Menschenrecht und lernte, sich zu regen und zu fühlen. So kam schließlich in der letzten Hälfte des Jahrhunderts Deutschlands Einheit zu Stande, die von früheren Generationen seit langem schmerzlich entbehrt und heiß ersehnt worden war. Manches ist freilich noch übrig geblieben, was im jungen Reich zu wünschen bleibt, aber guter Anfang ist gemacht. Und entwickelt sich des Volkes politisches Verständniß gesund weiter, dann wird den Nachfahren beschieden sein, das sich zu erwerben, was das lebende Geschlecht zu erringen versäumt hat: wahre freiheitliche Gestaltung der innerpolitischen Zustände.

Dagegen hat das deutsche Volk seinen alten Ruf, ein Volk der Denker zu sein, auch in diesem Jahrhundert rühmlich bestätigt; mehr als sonst ist während dieser Zeitspanne in Deutschland auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet worden. Die Nation hat somit wenigstens auf idealem Gebiete die in letzter Zeit ein bischen oft citirte „Weltherrschaft" errungen. Von Gelehrten und Künstlern, von Staatsmännern und Erfindern weist die Geschichte des 19. Jahrhunderts deutsche Namen in reicher Fülle auf, die fast alle an erster Stelle stehen, so daß kein anderes Volk das unsere hierin zu übertreffen vermag. —

Darum wurde dieses Buch, das einen Theil der Entwicklungsgeschichte des Jahrhunderts registriren soll, das deutsche Jahrhundert genannt.

* * *

Auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens hat sich im 19. Jahrhundert gewaltige Vermehrung und Vertiefung vollzogen, und es ist für den Einzelnen schier unmöglich, die Fülle der Gesichte auch nur annähernd zu überschauen. Gänzlich neue Disciplinen haben sich herausgebildet, die jede wieder überraschend schnell und groß heranwuchs. Ist doch, um die bedeutsamste von ihnen zu nennen, die Sozialwissenschaft, ureigenstes Product der Neuzeit, die augenblicklich schon fast ebenso großen Raum beansprucht wie ihre alte Mutter, die Philosophie. Chemie und Physik, sowie die biologischen Wissenschaften haben in den letzten Jahrzehnten durch vielfältige hochwichtige Entdeckungen ihr Feld wesentlich erweitert; und aus der Medicin heraus hat die Hygiene sich entwickelt und beansprucht gleiche Beachtung wie jene.

Ohne Uebertreibung darf man sagen, daß heutzutage selbst eine Goethesche Totalität nicht mehr ausreicht, um Alles, Alles in sich aufzunehmen und erfolgreich zu verarbeiten. Darum ist man ja auch in fast allen Wissensgebieten an ein Specialisiren gekommen, das in einzelnen Fällen vielleicht zu Uebertreibungen führte, im Ganzen aber sich als unvermeidlich erwiesen hat. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts wird also solchen Bedürfnissen Rechnung tragen müssen, sie wird das am wesentlichsten Erscheinende herausgreifen und nur das besonders Bedeutsame beleuchten müssen, wenn sie nicht einen Furcht und Mitleid erregenden Eindruck machen und von ihrer Benutzung abschrecken soll. Viel mehr aber noch wird sich eine derartige Geschichte an das Hervorragendste halten müssen, wenn sie wie die vorliegende kurz und knapp gehalten sein mußte, damit sie auch zu wirklichem und erfolgreichem Gebrauch nutzbar sei. Der erste Punkt unseres

Programms lautete demnach: Sich bescheiden! Und um so mehr sich bescheiden, als der moderne Mensch zwar Alles wissen soll und möchte, aber gar wenig Zeit hat im Kampfe um das hurtig dahinjagende Dasein, ausführlich zu lesen und gründlich Allem nachzuspüren. Damit aber dem ehrlich Strebenden Gelegenheit gegeben werde, das Nothwendigste zu erfahren und diesem oder jenem ausführlicher auf den Grund zu gehen, dazu ward unser Buch erdacht und dazu schrieben es Berufene. In fortlaufendem Texte findet das Wissenswertheste sich lesbar dargestellt, reiche Fußnoten geben Gelegenheit, im Einzelnen weiter und weiter zu bauen, wie Jedem es Lust oder Bedarf aufgeben mögen.

Ferner erschien es als unumgänglich geboten, jedem Mitarbeiter innerhalb dieser formalen und äußeren Grenzen seinen eigenen Weg gehen zu lassen, damit er nach ehrlichem Ermessen das sammeln und aufnehmen konnte, was ihm das Bemerkenswertheste erschien und wie es ihm also erschien. So sah Jeder mit eigenen Augen, unbeirrt und unbeeinflußt von den Anderen. Haben nun zwei vielleicht Gleiches verschiedenartig angesehen — um so besser! Desto klarer erscheint schließlich dem gescheuten Leser das Bild, da es nicht blos von einer Seite Licht empfängt.

* * *

Die Abtheilung des vorliegenden Werkes, welches die Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert behandelt, ist im Gegensatz zu den anderen, von zwei Verfassern bearbeitet worden. Herrn Dr. J. Dubocs Gesundheitszustand erlaubte es zum nöthigen Zeitpunkte nicht, daß der greise Gelehrte die ganze Arbeit allein bewältigen konnte. Da aber gerade dieses feinsinnigen Mannes Theilnahme nicht entbehrt werden sollte, gelang es nach mancher Mühe, einen jüngeren Berufenen zu finden, der nach des Meisters Disposition und in enger Anlehnung an sie liebevoll das Werk ausführte, das eben dieser gebundenen Marschroute wegen ein gewisses Sichselbstaufgeben zur Pflicht machte. Es erscheint angebracht, ein kleines Vorwort hier einzufügen, das Herr Paul Wiegler seiner Arbeit mit auf den Weg gab; die Aeußerungen sind in gewissem Sinne auch für den Inhalt der anderen Abtheilungen zutreffend.

> „Die Darstellung der Philosophiegeschichte will nur als Uebergang genommen sein. Sie strebt, die Grenzen des Wissenschaftsbetriebes zu erweitern. Darum stößt sie an entscheidenden Stellen überlieferte Urtheile um. Sie kann die Ansicht, als

sei die deutsche Philosophie in einer künstlichen Isolirung zu behandeln und eine philologische Methode ihr gemäß, nicht theilen. Möglichst sucht sie die individuellen Denkertemperamente herauszuarbeiten und knappe Ausblicke in die Weiten der Culturbewegung zu eröffnen. Einige Abschnitte verhalten sich nur flüchtig charakterisirend, indes andere, deren Gegenstand in der officiellen Wiedergabe beeinträchtigt wird, die Formen des Originals und die Fülle der gedanklichen Nuancen liebevoller herauszuholen bemüht sind. Das Ideal eines solchen Unterfangens wäre eine leichte, bildlich bewegte, ästhetische Sprache. Wenn hier manches in der Sachlichkeit verharrt, so ist das die Folge eines Zwischenzustandes von Wissen und Nichtwissen, der für den Lesenden vorausgesetzt wird. Der Vorwurf des Dilettantismus, der so auf den Verfassenden zurückfallen mag, wird mit Freude ertragen."

* * *

Nach eifrigem Bestreben und ehrlichstem Wollen ist geleistet, was geleistet werden konnte. — So zieh hinaus denn, du Buch, du Kind unser-- Mühen und Sorgen. Allen wirst Du nicht gefallen, Allen darfst Du nicht gefallen!

Nimm zum Geleite mit den Segen, den jener alte freundliche Mann aus dem Beginne des vorigen Jahrhunderts einem Werke seines emsigen Fleißes mitgab: „Gefallest Du Denen nur, die in Wahrhaftigkeit Dich nutzen wollen und getreulich an Dir hangen, so ist es wahrlich gut um Deine Sache bestellet. Doch wenn Du Vielen gefallest, die um schalen Zeitvertreibes wegen zu Dir kommen, dann ist das kein gut Ding für Dich. Denn mit einem Buche das ist wie mit dem Weibe: Diejenige, die Allen insgemein gefällt, die wird Keiner innig und für sich allein erkiesen wollen; die aber Einer für sich allein erwählet, die hält er und pflegt sie und möcht nimmer von ihr lassen."

Berlin, 2. December 1900.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniß

des

ersten Bandes.

Zur Einführung.

Geschichte der deutschen Dichtung.

Einleitung.

Die ältere Romantik (ca. 1707—1806).

Schillers letzte Jahre. — Heinrich von Kleist (1800—1810).

Die jüngere (Heidelberger) Romantik und die Freiheitsdichter (ca. 1806—1815).

Die Restauration (ca. 1815–1830).

Goethe im neunzehnten Jahrhundert (ca. 1800–1832.)

Auflösung der Romantik (ca. 1820–1830).

Das junge Deutschland. Die Achtundvierziger (ca. 1830–1870).

Vom tollen Jahr bis zur Errichtung des Reiches (ca. 1850–1870.)

Im neuen Reich. Das jüngste Deutschland (1870–1890).

Die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert

Einleitung.

Klassizismus.

Romantik.

Die historische Epoche.

Die realistische Gegenströmung in der Malerei.

Moderne Kunst.

Geschichte der deutschen Philosophie im 19. Jahrhundert.

Bis zum Ausgang der idealistischen Metaphysik.

Sensualismus und Materialismus.

Willensmetaphysik.

Vom Norddeutschen Bunde zum Reich.

Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Das Ende des alten Reiches.

Die Niederlage Preußens.

Die Vorherrschaft Napoleons und Preußens Wiedergeburt.

Die Befreiungskriege und der Wiener Kongreß.

Von der Eröffnung des Bundestages bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

Das Zeitalter Friedrich Wilhelms IV.

Das Zeitalter der deutschen Kriege.

Im neuen Reich.

Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert.

Einleitung.

Beethoven.

Die Romantiker.

Andere dramatische Komponisten.

Italien.

Frankreich.

Vertreter der Haus-, Konzert- und Kirchenmusik.

Das Deutsche Jahrhundert
Abtheilung I.

Geschichte der Deutschen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert

von

Dr. Carl Busse.

Berlin 1901.

Verlag von F. Schneider & Co.
H. Klinsmann.

Geschichte der Deutschen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert

von

Dr. Carl Busse.



Einleitung.

An einem Märztage des Jahres 1803 ward in Hamburg ein deutscher Dichter zu Grabe getragen. Hinter seinem Sarge gingen die Gesandten fast aller europäischen Staaten, ging die gesammte Geistlichkeit Hamburgs und Altonas. Alle Glocken läuteten, auf dem Wege präsentirten die Truppen, im Hafen hatten alle Schiffe die Flaggen auf Halbmast gesetzt. Am offenen Grabe las der Priester einige Stellen vor aus der weltberühmten Dichtung des Verblichenen. Diese Dichtung war „Der Messias"; der Mann, den man neben seine Gattin bettete: Klopstock. Nie wurden einem Dichter größere Ehren erwiesen.

Acht Jahre, nachdem Friedrich der Zweite den preußischen Thron bestiegen, waren in den „Bremer Beiträgen" die drei ersten Gesänge der Messiade veröffentlicht worden. Der Dichter war zwölf Jahre jünger als der große preußische König. Sein Geburtsjahr: 1724. Es ist gleichzeitig das Geburtsjahr Immanuel Kants.

Die drei ersten Gesänge des Messias erregen ungeheures Aufsehen. Sechsundzwanzig Jahre später, 1774, wird ein Buch veröffentlicht, in dem Zwei, die sich lieben, den ganzen Strom von Empfindungen, der sie durchbebt, hinstammeln in dem einzigen Worte: „Klopstock!" Dieses Buch, das an Weltberühmtheit die Messiade bald noch übertreffen sollte, ist Goethes „Werther".

In die Jahre, die zwischen dem ersten Bekanntwerden des „Messias" und dem des „Werther" liegen, fällt das Auftreten Lessings und Herders. Kaum hat der eine davon in allzufrühem Tode sein Haupt geneigt, so steigen, noch glänzender als er, zwei neue Gestirne auf: Kant und Schiller. Lessings Todesjahr, 1781, ist das Erscheinungsjahr der „Kritik der reinen Vernunft" und das Erscheinungsjahr der „Räuber".

Keine Fülle von Talenten — eine Fülle von Genies! Und jedes einzelne bedeutet eine weitere Etappe in dem großen Kampfe um einen

neuen Lebensinhalt, um eine neue Kulturgestaltung, den das 18. Jahrhundert in Deutschland als das Jahrhundert der Befreiung durchkämpft.

Voran Friedrich der Große, das unter dem Königspurpur geborene Genie. Der letzte absolute und gleichzeitig der erste moderne Herrscher, ermöglicht er durch den unerhörten Aufschwung, den Preußen unter seiner Regierung nimmt, den Aufschwung unserer nationalen Dichtung. Indem er sich gleichmäßig zu entwickeln strebt nach allen Seiten erfüllt er das Ideal des 18. Jahrhunderts. Es ist derselbe König, der mit Voltaire philosophirt, die Flötenconcerte in Sanssouci veranstaltet, Verse macht; derselbe, der als größter Feldherr seiner Zeit bei Zorndorf und Leuthen seine Soldaten zum Siege führt und sich gegen Europa behauptet; derselbe, der systematisch colonisirt, Canäle zieht, das Justizwesen glänzend reformirt, die Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen aufhebt, der Presse größere Freiheiten giebt. Er ist es auch, der nachwirkend der ganzen politischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert Richtung und Ziel weist. Denn die schon im Westfälischen Frieden begonnene Aufgabe der Hinausdrängung Oesterreichs aus Deutschland führt er glänzend und über alles Erwarten machtvoll weiter. Durch ihn wird der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland akut, der mit geringen Unterbrechungen die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts bestimmt, und den über ein Säculum später ein anderes Genie, Bismarck, zu Ende führt.

Derselbe große König steht auch am Anfang unserer nationalen Litteratur. Wohl war er selbst erklärlicher Weise ein Verächter deutscher Poesie und ganz von den französischen Klassikern eingenommen, denn bis in seine Manneszeit hinein, als Geistes- und Geschmacksbildung längst festgelegt waren, gab es keine deutsche Dichtung, die sich mit der französischen auch nur annähernd vergleichen ließ — aber einmal war, wie Goethe bemerkt, diese „Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Litterarwesens ebenso ein Glück wie seine Vorliebe für die uns fördernde französische Cultur", dann jedoch vor allem ermöglichte er die Bildung einer nationalen Litteratur erst, indem er im Norden Deutschlands ein selbstständiges nationales Gemeinwesen schafft. Nicht umsonst haben alle die Träger jener entstehenden großen Litteratur begeistert zu ihm aufgesehen. Nicht umsonst hat Klopstock seine (später umgeschriebene) Ode an Friedrich den Zweiten gedichtet; nicht umsonst Lessing den heldenmüthigen König gegen alle seine sächsischen Landsleute vertheidigt; nicht umsonst war Goethe so ganz „fritzisch". Was der Knabe Wolfgang in dunkler Ahnung gefühlt hatte, als er jeden Sieg des preußischen Königs bejubelte, das hat der alte Goethe im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit" ausgesprochen in dem berühmten Wort: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Und weiter: „An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von

ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran." Aber neben den Preußen gewann auch das ganze „protestantische Deutschland" für seine Litteratur „einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können."

Die Männer nun, in deren Wesen und Werk dieser höhere Lebensgehalt am bedeutsamsten aufging, kommen von unten herauf. Sie kommen aus dem Volke, sie kommen aus jenem Bürgerthum, das sich erst geistig und dann politisch emancipirt. Ihre Väter sind Beamte und Handwerker, Lehrer und Prediger. Ungebrochene Kraft bringen sie mit aus den Tiefen. Aristokratische Feinheit geht ihnen meistens ab: sie sind starke Moralisten.

Der Erste von ihnen ist ganz unerwartet da. Sein Auftreten hat etwas Plötzliches, etwas Eruptives. Ueber lauter Zwergholz erhebt sich mit einem Male eine mächtige Eiche. Dieser Erste ist Friedrich Gottlob Klopstock (1724—1803). Er ist kein großer Geist; er ist in mancher Hinsicht sogar beschränkt; aber er ist eine große Seele. Und diese große Seele schafft sich für Alles, was sie an Empfindungsschauern durchbebt, neue natürliche Formen. Der klappernde Alexandriner fällt; es fällt der zu todtem Zierrath gewordene Reim. Die lyrische Sprache Deutschlands ist gewonnen; das Joch der Franzosen ist abgeschüttelt. In Ode und Hexameter strömen die erhabenen Empfindungen aus — im Hexameter, für den die deutsche Sprache nach der bisherigen Annahme zu hart und klanglos war. Klopstock bricht das Vorurtheil. Ebenbürtig, predigt er begeistert, sei die deutsche Sprache jeder anderen, auch der griechischen und lateinischen. Und immer stärkere Betonung erfährt das nationale Element. An die Stelle der antiken Mythologie tritt die nordische. Hermann der Cherusker steigt als Repräsentant deutscher Größe vor dem durch Friedrichs Siege schon emporgerissenen Volke auf. Und wie einem Heiland und Erlöser jauchzt die Nation dem Dichter zu, der nach langer Oede der Poesie wieder mächtige Aufgaben stellte, der mit religiöser Inbrunst das Poetenamt als ein Priesteramt ergriff, dessen eigene Begeisterung auch in den andern Herzen Begeisterung weckte. Klopstock veränderte mit Einem Schlage die allgemeine Schätzung und Bedeutung des Dichters. Sein eigener Name wurde in ganz Deutschland mit ehrfürchtiger Scheu ausgesprochen. Ob die gewaltigen Ansätze seiner Jugend auch nicht die erhoffte Fortsetzung fanden, ob seine Dramen an Plattheit und Langeweile auch ihresgleichen kaum hatten — es that ihm keinen Abbruch. Schon erklingen hellere Stimmen, schon jauchzt Goethes Lyrik empor, schon stürmt Schiller über die Bühne — aber Klopstock bleibt der Allverehrte, der Patriarch.

Da hatte Gottlob Ephraim Lessing (1729—1781) es weniger gut. Er war der Kämpfer, wo Klopstock der Priester war. Stolz, kräftig, aufrecht steht er als der tapfere Landsknecht des 18. Jahrhunderts vor uns, ewig in Streit und Streben, denn das Streben nach Wahrheit war ihm die Wahrheit selbst. Wie eine Eiche hatte

Klopstock das Zwergholz überragt: Lessing schaffte den Nachfolgenden Licht und Luft zum Gedeihen, indem er mit scharfem Schlage das Unterholz niedermähte. Wie mit einem Hohenpriestergewande hatte Klopstock sich mit Würde umgeben. Lessing konnte seine Würde schon wegwerfen, konnte Klopstocks Ueberschwänglichkeit schon korrigieren. Aber er korrigierte mehr. Er ist der große Gesetzgeber; er umschreibt mit festen Linien das Gebiet der Dichtung; er zerstört theoretisch, wie Klopstock es zum Theil praktisch gethan, die falsche Autorität der Franzosen; er verweist auf die Griechen, daneben auf die Engländer. Wie ein luftreinigendes Gewitter braust er daher: der glänzendste und ehrlichste Journalist, den Deutschland je besaß. Der Verstand überwog bei ihm alles Andere. Dieses Dominiren des Verstandes hat mehr noch als die Tendenzen des „Nathan" zu manchen Zeiten die Besten unseres Volkes von ihm abgehalten und die Legende seiner jüdischen Abstammung hervorgerufen. Ohne ein echter Poet zu sein, wozu ihm die Unmittelbarkeit, die lebendige Fülle der Phantasie fehlte, hat er uns Bühnenwerke geschaffen, die als Muster nachfolgenden echten Dichtern den Weg wiesen, und aus deren einem schon, wenn auch leise wie aus der Ferne, der Sturmruf In tyrannos! klingt, der gewaltig in seinem Todesjahr einsetzen sollte.

Der dritte litterarische Typus, an den die Entwicklung sich knüpft, ist Johann Gottfried Herder (1744—1803). Man glaubt oft, wenn man sich ihm nähert, dem ersten modernen Menschen des Jahrhunderts zu begegnen. Denn was Lessing, der noch ganz in der Aufklärung wurzelte, so sehr er über sie hinauswies, nur theoretisch ergriff, mit dem Kunstverstande, — das erfaßte Herder mit der ganzen Seele, erlebte es in sich und gab es weiter. Er ist es und nicht Lessing, in dem die lebendige Shakespeare-Begeisterung Wurzel schlägt, in dem der Funke, den Rousseau mit der „Neuen Heloise" in die Welt geschleudert, für Deutschland zur wärmenden Flamme wird. Lessing rodete, Herder pflanzte. Mit wunderbarem historischem Sinn ausgestattet, erkannte er nicht nur die innersten Tendenzen seines Volkes — er war ein leidenschaftlicher Verfechter des Nationalen —, sondern den Zusammenhang aller Völker und aller ihrer verschiedenen künstlerischen Aeußerungen. Nicht systematisch, in logischen Schlüssen kam er vorwärts; dunkles Gefühl trieb und leitete ihn. Vom Tastsinn als dem ursprünglichsten ging er aus. Und Niemand, der ihn im feinfühligen Verständniß aller Regungen der naiven Volksseele überragte, der ihm gleichkäme in gewaltiger Receptionskraft, der so viel fruchtbare Anregungen fast jeder Wissenschaft gegeben hätte. Aber dieser innere Reichthum fand nicht seine Form. Er sprengt alle Linien. Und während Lessing in fester sicherer Umgrenzung klar und deutlich vor uns steht, ist Herder, der seine Fülle nicht fassen konnte, dem Bewußtsein der Gebildeten fast entrückt. Es ginge ihm, dem größten Anreger, dem großen Seher, vielleicht noch schlimmer, wenn er nicht in Straßburg auf einen Jüngling gestoßen wäre, dem er seinen inneren Reichthum übermittelt, mit dessen herrlicher Jugendzeit sein Name un-

lösbar verknüpft ist, dem er die Wege weist, die zu höchsten Höhen nicht nur der Dichtung, sondern der Menschheit überhaupt führen sollten.

Johann Wolfgang Goethe — der Name bedarf keines Zusatzes. Je mehr die Zeit, die ihn gesehen, in Dunkel sinkt, je weiter sich das große Vergessen über seine Mitlebenden breitet, um so leuchtender tritt sein Gestirn hervor. Die Zeit wird vergessen — Er ist die Zeit, und was sie an Glanz gehabt, es strömt in ihm zusammen. In dem großen Lichtpunkt gehen die kleinen Lichter unter und auf. Jedes Jahrzehnt, das nach seinem Tode verflossen ist, hat ihn größer gesehen, und die folgenden Jahrhunderte werden ihn noch lebendiger schauen als wir. Jedes neue Geschlecht, das deutsche Erde betritt, wird ihn neu für sich entdecken und wird sich selbst, seine Art und seine Ziele, dadurch bestimmen, welche Epoche aus diesem wundervoll harmonischen Leben ihm speciell am meisten giebt. Satte ruhige philosophische Generationen werden den alten, Andere den mittleren, wieder Andere, die frisch vorwärtsstrebenden unruhigen, den jungen Goethe über Alles lieben. Wir Heutigen gehören zu Denen, die nicht genug seine herrliche Jugend preisen können. Und sicherlich ist das Eine wahr, daß Goethe nie wieder so machtvoll in die Zeitentwicklung eingreift, wie in seiner ersten Periode, mit welcher Herders Name verknüpft ist. Hier stehen die nie wieder erreichten Erfolge des Götz und des Werther. Durch sie wird Goethe — er hörte das Lob gern — „der Befreier Deutschlands". Er, der selbst ungleich seinen Genossen aus größeren Verhältnissen kam, konnte im Götz auch die deutsche Dichtung aus der dumpfen Enge der Familienstube in größere Verhältnisse führen. Hatte Lessing in der Minna ein preußisches Drama geschaffen, so schuf Goethe im Götz das erste deutsch-nationale, in dem Herder, der feinste Späher, ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit entdecken konnte. Wie sollt' es auch nicht sein — hatte doch Goethe mit der Kühnheit des Genies nach eigenem Geständniß sogleich „an den Herzen des Volkes angefragt!" Und das Volk antwortete. Es war der Kampf des Individuums gegen die Autorität, ein Kampf, verlegt in eine verklungene und nun lebendig erstehende Epoche deutscher Geschichte, der so mächtig in dem Drama ergriff. Götz ist der Selbsthelfer, Götz ist der Anwalt der Armen und der Unterdrückten, Götz ist die Verkörperung des großen unstillbaren Freiheitsdranges. Der sociale Zug, der fast furchtsam in der Emilia Galotti angeschlagen war, hier tönte er stärker. Emilia Galotti ist auch das Buch, das neben der Leiche Werthers liegt, — dieses Werther, durch den, ob auch in grundverschiedener Fassung dieselbe Auflehnung des Individuums gegen die Gesellschaft geht. Und in beiden Fällen das gleiche schreckliche Mißverhältniß zwischen Beiden, der gleiche tragische Ausgang. Eine Anklage grollt durch den Götz, grollt durch den Werther. Die mächtige Phrase Rousseaus: L'homme est né libre steht in Flammenschrift über Beiden.

Adel und Fürsten waren bei Goethe nicht gerade gut fortgekommen. Zu den Bauern flüchtete Götz; Handwerker trugen Werthern

zu Grabe. Die nächste Phase der Entwicklung konnte nur die sein, daß all dieses dumpfe Murren sich erhob zu einem gewaltigen Aufschrei, in dem sich nicht nur der ganze Freiheitsdrang der Zeit sammelte, sondern in dem er auch die ganz bestimmte Richtung erhielt gegen die Unterdrücker, d. h. die Fürsten und Großen. Und so dichtet denn, neun Jahre nach dem Götz, ein junges Genie jenes Werk, auf dessen erster Seite der Sturmruf steht: In tyrannos! Ist im Götz ein lebendiger Sinn für Recht und Freiheit, so ist in Schillers „Räubern" die Revolution. Muß die Freiheit sich im Götz zu einem von seinen Standesgenossen ausgestoßenen Ritter flüchten, so in den Räubern gar zu einem Räuberhauptmann. Damit ist der Radikalismus an der äußersten Grenze angelangt. Die Räuber sind die höchste Potenzirung des Götz.

Und gleichsam als sollte dieser äußerste Radikalismus philosophisch begründet werden, erscheint in demselben Jahre 1781 die „Kritik der reinen Vernunft" — ein Werk, das mit einer gewissen ruhigen Selbstverständlichkeit Alles niederriß, worauf die Gesellschaftsordnung ruhte, das im letzten Grunde jede Autorität aufhob, das revolutionär war über alles Andere, das den Subjektivismus zur höchsten Spitze führte. Die in Laubes „jungem Europa" erzählte Anecdote, daß Kant bei der Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. aufgejubelt habe, mag nicht wahr sein — aber daß sie entstehen konnte, ist bezeichnend für den Kern seines Kriticismus. Selbst die „Kritik der praktischen Vernunft", in welcher der kleine Königsberger Professor Alles wieder einschmuggelt, was er vernichtet, nennt die Freiheit noch als erstes Postulat, als Princip aller Moral.

Damit erreichte die Revolution der Geister ungefähr den Punkt, wo sie stark genug war, ins Leben überzuspringen: Der revolutionäre Gedanke ward zur revolutionären That. Das geschah 1789 jenseits der Vogesen. Als anbrechendes Morgenrot des neuen und freien Jahrhunderts ward sie jubelnd auch in Deutschland von den Großen begrüßt, durch deren Schriften ihr Sturmathem früher schon gegangen war.

Aber jedes Erreichen ist ein Ueberwinden. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Zweierlei beschleunigte ihn. Einmal nahm die Bewegung in Frankreich einen Verlauf, der ihre größten Bewunderer und Lobredner abschreckte. Nicht mehr Morgenroth der Freiheit — Feuerbrände der Schreckensherrschaft rötheten den Himmel. Das mußte besonders den deutschen Idealismus, der sowieso seine Revolution mehr „dachte", ernüchtern. Mit Entrüstung und Klage protestirten die Enttäuschten gegen den Massenmord und sagten sich öffentlich von der Bewegung los.

Zweitens aber: Viele der ehemaligen Stürmer waren allmählich älter geworden und damit ruhiger; sie hatten den revolutionären Drang in sich überwunden, sie nahmen Stellungen ein, die sich wenig mit einem Hosiannah für Robespierre vertrugen. So konnte die Reaktion nicht ausbleiben. Und als die herzlichen Idealisten erst einmal

mit schmerzlicher Klarheit erkannt hatten, wie ganz anders die That war als der Gedanke, eine wie große Kluft zwischen Ideal und Leben sich breitete, da befolgten sie resignirt als der Weisheit letzten Schluß die Mahnung, die der Jüngste von ihnen gab: „Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich" — in das Reich, „wo die reinen Formen wohnen!"

So ringt sich aus der revolutionären, sturmläutenden Litteratur, die gewiß eine Litteratur von jugendlicher Ueberschwänglichkeit, aber ebenso gewiß auch eine von gewaltiger Herzensleidenschaft war, die Litteratur der reinen Formen empor, die eigentlich klassische. Und da geschieht das Wunder, daß die beiden Dichter, deren jeder eine bestimmte Tendenz und Richtung der deutschen Nation in größter Vollendung ausprägt, sich gegenseitig finden, sich die Hand zu einem bei ihrer Wesensverschiedenheit fast unmöglichen Freundschaftsbunde reichen und sich Beide nun zu einer noch nie gesehenen zusammenfassenden Verkörperung der zwiespältigen deutschen Wesenheit ergänzen. Die verschiedenen Linien: Klopstock-Herder-Goethe und Lessing-Kant-Schiller vereinigen sich in ihren poetisch-gewaltigsten Vertretern — ein Schauspiel, wie es in der so oft von polarischen Erscheinungen bestimmten deutschen Geschichte unerhört ist.

Es wäre eine müßige Frage, ob die beiden Dichter nicht noch Bedeutsameres geleistet hätten, wenn ihre gemeinsame Arbeit in eine größere Zeit gefallen wäre — in eine Zeit, aus der selbst sie hätten Kraft saugen, die ihnen den starken nationalen Rückhalt hätte geben können. Vielleicht hätten sie dann ein reineres deutsches Bildungs- und Dichtungsideal herauskrystallisirt. Aber die Zeit trieb sie ja mit Macht in die Welt der reinen Formen zurück — zurück zu den heitren, ewigklaren Göttern von Hellas. Damit wird die stets verderbliche Trennung von Kunst- und Volksidealen angebahnt, die bald zum Schaden beider: der Kunst wie des Volkes rasche Fortschritte machen sollte. Enttäuschter Idealismus führte zur Abwendung vom lebendigen, wenn auch wenig erfreulichen Leben der Zeit, und je mehr die Außenwelt versank, um so mehr trat die Innenwelt in den Vordergrund.

Diese Entwicklung war im vollen Gange, als das neue Jahrhundert anbrach. Das Gedicht, mit dem Schiller es begrüßte, faßt die neuen Tendenzen klar und deutlich zusammen. Es schließt resignirt, es schließt mit einem Seufzer:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Wohin die consequente Ausbildung dieser Anschauungen führte, das beweist die um die Jahrhundertwende auftretende romantische Generation, mit der sich das erste Kapitel einer Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts zu beschäftigen hat.

I.

Die ältere Romantik.

(ca. 1797—1806.)

„In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Gesangs geheime Macht hienieden . . .“
Novalis.

Heinrich von Ofterdingen, der Dichter, träumt im ersten Kapitel des nach ihm benannten Novalis'schen Romans einen seltsamen Traum. Durch einen dunklen Wald wandert er dahin, immer weiter und weiter. Felsschluchten muß er emporklettern, über mächtige Steinblöcke steigt er aufwärts. Plötzlich steht er vor einem schmalen Gange, der ihn in eine glänzende Halle führt. In unzähligen Farben steigt dort ein Springquell durch die heilige Stille und sammelt sich zu einem leuchtenden Strome, dem der Träumer nachschwimmt. Da kommt er in eine dunkelblaue Grotte, und neben einem Quell sieht er eine wunderschöne Blume. Sie ist hoch und lichtblau — er nähert sich ihr. Aber plötzlich beginnt sie sich zu verändern, der Stengel wächst empor, in der geneigten Krone schwebt ein zartes Gesicht. Mit süßem Staunen sinnt er der sonderbaren Verwandlung nach — da schwindet der Traum und er erwacht.

Mit dieser blauen Blume hatte Novalis seinen Freunden das Symbol gegeben. Die blaue Blume — das ist das Glück, nach dem die Sehnsucht ewig sucht und das sich verwandelt, wenn sie sich ihm nähert. Es ist das Ewig-Ferne, das Unerreichbare, das Unbestimmte; es ist der Friede eines Landes, das man nie geschaut und nach dem man Heimweh hat, ein Sonntagsheimweh. Nie wird die blaue Blume so lockend und herrlich winken wie gerade in Zeiten allgemeiner Depression. Und eine solche Zeit war da, als die Männer auftraten, die wir, zum Unterschied von späteren, die ersten Romantiker, oder wohl auch nach ihrem frühesten Hauptquartier die Jenenser Romantiker nennen.

Ihre Anschauungen sind von denen der Klassiker zunächst fast garnicht verschieden — sie sind daraus erwachsen. Nur ein einziger Unterschied fällt auf, der anscheinend wenig bedeutsam und doch im Grunde entscheidend ist. Kurz gesagt: Die Goethe und Schiller hatten bei aller ästhetischen Verbrämung ein im Kern sittliches Ideal, die Romantiker ein ästhetisches.

Wie am Ende des 19. Jahrhunderts die gesammte Volkskraft

durch Bismarcks Genie in politische Bahnen gelenkt war, so erhielt am Ende des 18. Jahrhunderts die ganze Nation durch das Genie unsrer Klassiker die Tendenz auf die Dichtung. Jede geistige Potenz wandte sich schaffend oder aufnehmend ihr zu, denn hier allein war Größe. Das politische, von 300 Souveränen und 1500 Halbsouveränen beherrschte Deutschland erlitt Demüthigungen über Demüthigungen. Das litterarische Deutschland jedoch marschirte an der Spitze der Weltlitteratur, und bewundernd beugten sich vor ihm die Nationen.

Das war das erste Mißverhältnis, wie es in dieser Stärke die Geschichte keines anderen Volkes kennt. Ein noch größeres tritt zu Tage, wenn man die außerordentliche Geisteshöhe, die das Bürgertum jener Zeit erstiegen, mit seiner äußeren Unfreiheit vergleicht. Der Stand, der jetzt fast so ausschließlich Kulturträger ist, wie früher Adel und Klerus, ist gleichzeitig politisch rechtlos. Die Folge ward schon angedeutet: jede Beteiligung an dem Leben und den Interessen der Zeit wird abgelehnt, und aus den unerquicklichen Verhältnissen der Wirklichkeit flüchten Kunst und Künstler in die freie Höhenluft ihrer Idealwelt, deren Schöpfer und König eben der Dichter ist. Er wandelt auf der Menschheit Höhen, er steht wie der König über den Gesetzen und folgt nur denen der eignen Brust. Aber parallel mit dieser Machtfülle muß ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl in ihm gehen. Der Menschheit Würde ist in seine Hand gegeben: er hat sie zu bewahren.

Man sieht aus diesen Anschauungen, die schon Goethe und Schiller vertraten, eine wie gewaltige Steigerung in kurzer Zeit die Schätzung des Dichters innerhalb der Nation erfahren hatte. Und es ist ganz selbstverständlich, daß von allen Seiten nun unzählige Berufene und Unberufene sich in die heiligen Tempel der Kunst drängen.

„Jung und Alt und Groß und Klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand mehr will Schuster sein,
Jedermann ein Dichter!“,

rief Goethe halb erschrocken aus. Aber die Gefährlichkeit der von ihm und seinem großen Freunde vertretenen Anschauungen sollte sich bald noch deutlicher ergeben.

Die Klassiker nämlich hatten gegen die in jedem Falle bedenkliche poetische Exklusivität und den Geniekultus ein gesundes Gegengewicht in ihrem stets wachen Verantwortlichkeitsgefühl, in ihrem lebendigen sittlichen Bewußtsein. Sowie das aber fehlte oder nicht genügend stark war zu fortwährender Ausgleichung, mit einem Worte: sowie schwächere Persönlichkeiten sich der dargelegten Anschauungen bemächtigten, mußte das Selbstbewußtsein der schaffenden Dichter bald auf eine schwindelerregende Höhe getrieben sein und die dann durch nichts mehr korrigirte Allmacht, über die das poetische Ich verfügte, in offene ästhetische Willkür ausarten.

Ganz so geschah es. Und ob die Väter auch bedenklich die Häupter schüttelten — ohne Zweifel sind die Waffen, mit denen die Romantiker kämpfen, dem Arsenal Goethe-Schillerscher Anschauungen entnommen. Sie ziehen nur die weiteren Konsequenzen dieser Anschauungen, wenn sie sagen: Die Kunst ist die höchste Blüthe der Menschheit; die Beschäftigung mit ihr die einzig würdige Aufgabe des menschlichen Geistes. Als ein Höchstes kann sie unmöglich irgend einem Andern dienen, sie muß sich also Selbstzweck sein und alles übrige, Leben, Sittlichkeit rc. hat sich nach ihr zu richten. Nur Eins steht über ihr: nämlich ihr Schöpfer, der Dichter. Er ist also das vollkommenste, das am höchsten stehende Wesen. Als solches kann er natürlich keinen würdigeren Gegenstand des Betrachtens finden als wieder sich selbst. Er selbst, sein Thun und Lassen, seine Wünsche und Träume, seine Ahnungen und Empfindungen sind der Stoff seines Nachdenkens, seines Nachbildens — kurz gesagt: Stoff seiner Poesie.

So ist die romantische Dichtung die subjektivste, eine in ihrem Grundton absolut lyrische Dichtung. Die Außenwelt stürzte jetzt, nachdem Kants verdienter Nachfolger, Fichte, den letzten Pfeiler zertrümmert hatte, ein, und das Reich der Innerlichkeit erblühte auf ihren Trümmern. Was sich nie und nirgends hat begeben, ist der wahre Stoff der Poesie: Märchen und Sagen, luftige Gebilde der fessellosen Phantasie, dunkle Ahnungen, seltsame Träume. Hier allein kann die poetische Willkür ihre größten Triumphe feiern, hier binden nicht einmal die natürlichen Gesetze und Beschränkungen, hier fällt jede Fessel, und das allmächtige Ich hat die größte überhaupt erreichbare Freiheit.

Oder doch nicht? Giebt es noch einen Schritt aufwärts, darüber hinaus? Es giebt einen: nämlich den, sich freizumachen von sich selbst. Diese Selbstbefreiung besorgt die berühmte romantische Ironie. Durch diese Ironie, sagt Schlegel, erhebt man sich auch über das Höchste. Alles wird ein Spiel; der Geist gefällt sich in ewigen Verwandlungen, in den verschiedensten Rollen und sieht sich überlegen lächelnd selbst zu. Er hat damit das letzte Tau gekappt, den letzten festen Ankergrund verloren. Nur von diesem Punkte aus ist es möglich, die ältere deutsche Romantik zu verstehen; nicht nur zu begreifen, wie widerspruchsvoll sie auf den ersten Blick in sich selbst ist und sein muß, sondern auch zu begreifen, daß sie haltlos schließlich der stärksten Autorität anheimfällt: politisch schroffer Reaktion, religiös der katholischen Kirche.

Die romantischen Dichtungen entsprechen in ihren Hauptzügen diesen ästhetischen Doktrinen. Negierung zeitlicher Interessen, Flucht in die Vergangenheit ist ihnen gemeinsam mit den Schöpfungen der Klassiker — ja, wie die Klassiker suchen auch die Romantiker zunächst „das Land der Griechen mit der Seele". In dem Manne, der poetisch von den einen zu den andern hinüberleitet wie Fichte philosophisch, in Hölderlin, hat diese verzehrende Sehnsucht nach

Hellas ihren größten Ausdruck gefunden. Aber bald scheiden sich hierin die Wege. Denn diese Dichter, denen Märchen und Stimmungen, Träume und Ahnungen die liebsten Kinder der Poesie sind, können die sichere, kräftige Linie der vorwiegend plastischen Kunst von Hellas unmöglich lange als Idealform betrachten. Verschwimmend und erweicht müssen die Linien sein, die Träume umgrenzen sollen. So entwickelt sich ihre Kunst bald nach einer, der Plastik, dem hellenistischen Klassizismus entgegengesetzten Richtung, — nach der musikalischen Seite; so versinkt das sonnige Griechenthum mit seinen heiteren Göttern immer mehr — und dafür taucht ein Land empor, das dämmerumsponnen daliegt, eine Religion, die ein Gefäß ahnungsvoller Träume und mystischer Schauer sein kann. Dieses dunkle Land ist das deutsche Mittelalter, diese Religion das — etwas katholisirende — Christenthum.

Das Mittelalter, diese terra incognita, ließ sich so gut bevölkern mit allem, was man nur wünschte: mit herrlichen Rittern und edlen Frauen, mit gläubigen Betern und stillen Pilgern, die in schlichter Herzenseinfalt ihre Straße zogen. Das Christenthum wieder als Religion der Innerlichkeit und Weltabgekehrtheit, die den Schwerpunkt ganz in das Gemüth legte und die Außenwelt fast ablehnte, entsprach damit ebenso sehr den ästhetischen Anschauungen der Schule — besonders in seiner katholisch-mystischen Verbrämung durch Weihrauch und Wunder. So konnte August Wilhelm Schlegel die Romantik direkt als eine Verbindung des Altdeutschen mit dem Römisch-Christlichen definiren.

Nun darf man allerdings nicht verkennen, daß dieses katholisirende Christenthum für die Romantiker nur ein ästhetisches Postulat war. Rafael war der Hohepriester, der sie durch seine sixtinische Madonna zum Marienkultus führte. Nur ein Einziger hat das Christenthum von ihnen mit aller Herzlichkeit ergriffen, nur dieser Eine erkannt, daß Jesus Christus der Angelpunkt der Religion sei, nur dieser Eine in echtem Glauben und echter Frömmigkeit dahingelebt und nur Er hat deshalb aus dem Herzensglauben seines Volkes heraus fromm-christliche Volkslieder schaffen können, das war Novalis. Er hat damit die Brücken aus der Schule heraus zur Nation zurückgeschlagen. Die übrigen schwärmten rein ästhetisch für die heilige Jungfrau, nicht weil sie die Gottesmutter war, sondern weil sie in ihr das höchste Symbol des Ewig-Weiblichen sahen. Und ihre oft gar sehr irdischen Geliebten flossen ihnen dabei manchmal mit Maria der Jungfrau zusammen. Auch in all ihren sittlichen Anschauungen erkennt man leichtlich, wie wenig im Grunde das Christenthum sie durchdrang, daß es nur eben „à l'ordre du jour" war, eine Mode, ein Aufputz, eine Einbildung. Und nicht bravchristliche Hausmütter, sondern geistreiche Jüdinnen begleiteten die meisten von ihnen auf ihren Lebenswegen.

Die Vorliebe der Romantiker für Mittelalter und Christenthum

kommt nun in erster Linie den halbvergessenen altdeutschen Meistern zu Gute. Was Herder gepredigt, was der junge Goethe in sicherem Instinkt gefühlt: die Herzenseinfalt und schlichte Größe der alten Künstler — das nehmen die Romantiker auf und bringen es zu Ehren. Dürer und Erwin von Steinbach, das Nibelungenlied und Hans Sachs, die Volksbücher und die Minnesänger, der Simplizissimus und die deutschen Mystiker, voran Jak. Böhme, werden dem Volksbewußtsein wieder nahe gerückt. Und über Deutschland hinaus schweift der Blick und bleibt gebannt haften an Shakespeare und Calderon, an Cervantes und der Kunst Indiens. Dieselbe romantische Ironie, die die Originalschöpfungen der Dichter wirkungslos macht, indem sie ihnen das Zwingende und Ueberzeugende raubt — sie verhilft uns hier zu einer unerhörten Bereicherung unserer Nationalpoesie durch die größten Werke der Weltlitteratur. Schlegel hatte ja proklamirt, daß ein wahrhaft freier Mensch „sich nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern" müsse stimmen können, „wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade" — er vor allem und Tieck neben ihm thaten danach und schenkten uns die nicht genug zu preisenden deutschen Nachbildungen der Shakespeareschen Dramen und des Don Quixote. Das größte poetische und nationale Verdienst der ganzen Schule.

Als Hauptträger der ersten Romantik nennen wir sechs Namen. August Wilhelm Schlegel: der Kritiker; Friedrich Schlegel: der Aesthetiker; Novalis und Tieck: die Dichter; Schleiermacher: der Ethiker; Schelling: der Philosoph der Schule. Dazu tritt Friedrich Hölderlin, der die feindlichen Parteien, hie Schiller, dort Romantik, verbindet, und Wackenroder, der direkte Vorläufer.

Friedrich Hölderlin, die „Rebe ohne Stab", wurde mit 32 Jahren wahnsinnig. Sein überzartes, durch weiblichen Erziehungseinfluß noch gesteigertes Empfinden, sein zu hoch gespannter Idealismus, der Mangel an heitrer Leichtigkeit in seiner alles tieftragisch fassenden Natur wirken ebenso sehr mit zu diesem Ausgang wie die

Hölderlin, Friedrich. Geb. 20. 3. 1770 zu Lauffen am Neckar, studirte in Tübingen Theologie und Philosophie, lernte als Hauslehrer in Frankfurt a. M. in Frau Gontard seine „Diotima" kennen, aber die tiefen seelischen Erregungen erschütterten ihn so, daß 1802 der Wahnsinn in ihm ausbrach. Unheilbar geisteskrank lebte er noch bis 7. 6. 1843 im Hause eines Tischlers zu Tübingen. — Werke: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. R. 1797 bis 99; Tod des Empedokles'. Tr.; Lyrische Gedichte, herausg. von Uhland und Schwab, 1826. Sämmtl. Werke herausg. von Chr. Th. Schwab, 2 Bde. 1846; Dichtungen herausg. von Köstlin; Ges. Dichtungen herausg. von B. Litzmann. — Literatur: Haym, Romant. Schule. 1870. S. 289—324; Jung, H. und seine Werke 1848; Litzmann, Fr. H.'s Leben. In Briefen von und an H. 1890; Wilbrandt, Fr. H. 1890; Müller-Rastatt, Fr. H. Sein Leben und sein Dichten. 1894.

äußeren Verhältnisse, die jämmerlichen vaterländischen Zustände. Sie führen wie später bei Kleist auch hier den Zusammenbruch herbei, sie treiben den Dichter auf den Weg der Klassiker: nach Hellas. Aber bei der verhängnißvollen Intensität, mit der er alles erfaßte, ward auch die Gräkomanie ein Fieber bei ihm, eine Krankheit, die seine Kräfte verzehrte und die den alten Konflikt zwischen Phantasie- und Pflichtleben noch verstärkte. Auch das Mißverhältniß zwischen Erstrebtem und Erreichtem mag noch dazu getreten sein — kurz, es ist ein Riß in seiner Seele, es zittert in ihm wie eine tiefverletzte goldene Saite. Und dort erhebt sich sein Gesang zu höchster Höhe, wo er die großen Gegensätze poetisch ausmünzt, wie in „Hyperions Schicksalslied“: hier die Himmlischen, die „schicksallos, wie der schlafende Säugling“, athmen und deren selige Augen „blicken in stiller, ewiger Klarheit“ — dort wir, die leidenden Menschen, die schwinden und fallen, „blindlings von einer Stunde zur andern.“ Von Schiller ausgehend, übertrifft er lyrisch seinen Meister gar bald an Zartheit und Verinnerlichung. Die antiken Maße stören nicht mehr; ihre organische Verbindung mit deutschem Geiste gelang keinem besser als Hölderlin. Die Elegie war seine natürliche Form; lyrisch sein ganzes Wesen. Darunter leidet sein Briefroman „Hyperion“, sein fragmentarisches Trauerspiel „Empedokles“.

Wilhelm Heinrich Wackenroder war eine ähnliche Natur. Ein liebevoll empfängliches Gemüth, gar zu weich und zerfließend, nicht widerstandsfähig genug, um den Kampf zwischen Neigung und Pflicht siegreich zu bestehen. War Hölderlin Kunstschöpfer, so war er nur Kunstschwärmer. Nicht Gedichte gelangen ihm, sondern nur Phantasien darüber. Aber es war solch eine Fülle des Glaubens und der Sehnsucht, solch eine Fülle von Liebe und zarter Verehrung in ihm, daß der jung Dahingeraffte noch heut die Herzen aller gewinnt, die sich ihm nähern. Religion und Kunst sind ihm Eins; Kunstgenuß ist ihm Andacht. Und er genießt mit ganzer Seele. Er zuerst sagt Mittelalter statt Hellas; er zuerst erfaßt brünstig das Christenthum, er zuerst verweist seine Freunde auf die ältere Litteratur, auf die deutschen Meister und preist die gefühlsmächtigste aller Künste, die Musik. So nimmt er eigentlich das ganze Programm der Romantik schon vorweg — bis auf jene romantische Ironie, die später das bezeichnende und zerstörende Element wird. An der Schwelle der deutschen Romantik steht also kein Kunstwerk, sondern Kunstschwärmerei, Kunstphantasie. Im Grunde kam die ganze Schule nie darüber hinaus.

Die eigentliche erste (Jenenser) Romantik im engeren Sinne

Wackenroder, Wilh. Heinrich. Geb. 1773 zu Berlin, studirte in Erlangen und Göttingen, wurde Kammergerichtsreferendar zu Berlin und starb dort 13. 2. 1798. — Werke: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders 1797; mit Tieck: Phantasien über die Kunst für die Freunde der Kunst. 1799.

führt August Wilhelm Schlegel. Er ist ihr umsichtiger Geschäftsleiter, deshalb nach außen hin bald ihr Haupt. Er verstand die Kunst, immer fertig zu sein; er war als der älteste auch der maßvollste, der in seinem Wollen klarste, daneben der fleißigste. Als Mentor der übrigen verhinderte er manche schädliche Fehde. Seiner Klugheit gelang es, ein erträgliches Verhältniß zu Goethe zu erhalten; seinem ausgeprägten Organisationstalent, eine gewisse Einheit in den Wirrwarr von Doktrinen und Individualitäten hineinzubringen. Dabei blieb er stets etwas an der Oberfläche. Der einseitig ausgebildete Formen- und Ordnungssinn, der ihn auf der einen Seite erhob, drückte auf der andern seine Poesien herab, die eben auch nur exakt und ohne Blutwärme sind, ganz so polirt und sauber wie er selber. Sie athmen seine tadellose Korrektheit, die es zur Ritterlichkeit ebenso nahe hatte wie zur Geckenhaftigkeit. Aber seine Umsicht verstand auch, dies bloße Nachahmungstalent wunderbar auszunützen. Diese Weichheit, in der alles seinen Abdruck hinterließ, und diese formale Begabung befähigten ihn, nach zwei Seiten hin Bedeutendes zu leisten. Einmal in der Kritik. Wohl fehlt ihm der die Tiefen entschleiernde und über das Einzelne zum Allgemeinen vordringende philosophische Geist; wundervoll jedoch ist sein eindringendes Verständniß, seine Objektivität, seine musterhafte Form. Und das absolute Aufgehn in fremde Dichtungen, verbunden mit seinem reichen Formensinn, führt ihn weiter. Er konnte seines Nächsten Poesie, wie er selbst sagt, nicht ansehen, ohne ihrer zu begehren, so daß er in beständigem poetischem Ehebruche lebte. Und weil er einsah, daß er als Dichter niemals erstklassig werden würde, so wollte er wenigstens als Uebersetzer „der erste Deutschlands" sein. Die Shakespeare-Uebersetzung allein beweist, wie sehr ihm das gelang.

Ganz anders sein Bruder Friedrich Schlegel. Fehlte jenem die Schwere und Fülle, so diesem die Form. War der eine der rührige Organisator, so der andere der ewige Pläneschmied. Sprach der eine hübsch realistisch über ein ganz bestimmtes Buch, so jagte der andere durch alle Himmel und Höllen nach allgemeinen, weltumfassenden Ideen. Hier wohlerwogenes, weltkluges Verhalten; dort

Schlegel, August Wilhelm (von). Geb. 8. 9. 1767 zu Hannover, studirte in Göttingen Theologie und Philologie, ward 1798 ao. Professor in Jena, hielt 1801 und 1802 Vorlesungen in Berlin, ging 1804 mit Frau v. Staël auf Reisen, begleitete später den Kronprinzen von Schweden, ward 1818 Professor des Sanskrit in Bonn und starb dort 12. 5. 1845. — Werke: Charakteristiken und Kritiken (mit Friedrich Schl.) 1801; Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur 1809—11; Indische Bibliothek 1820 bis 30; Kritische Schriften 1828. — Gedichte 1800; Poetische Werke 1812. — Shakespeare-Uebersetzung 1797—1810; Spanisches Theater 1803—1809; Blumensträuße ital., span., portug. Lyrik 1804. — Zeitschr.: Athenäum 1798—1800. — Sämmtl. Werke, 12 Bde., herausg. von Böcking; Auswahl von Walzel. — Literatur: Richter, Die Aesthetik A. W. v. Schlegels [illegible]

Vorwitz und fahrige Leidenschaftlichkeit. Hier solide Werke, dort geniale Ansätze. August Wilhelm schrieb viel und las wenig; Friedrich las viel und schrieb wenig. Er nahm dadurch so viel auf, daß er in dem geistigen Fett, das er ansetzte, fast erstickte. Aber für die aufgespeicherten inneren Reichthümer fand er nie recht die Form, sondern gab sie „in allerlei Ungestalten von sich," und während er in der eigenen Ideenfülle schmorte, suchte er doch „jeden auf der Treppe verlorenen Gedanken mit unsäglichem Kummer wie eine Stecknadel". So charakterisirt ihn sein Bruder, und er fährt fort: „Randglossen zu Briefen gelingen ihm weit besser als ganze Briefe, sowie Fragmente besser als Abhandlungen und selbstgeprägte Worte besser als Fragmente. Am Ende beschränkt sich sein ganzes Genie auf mystische Terminologie". Unbedingt jedoch war Friedrich in der Anlage dem älteren Bruder überlegen. Nur war er zu faul. Nichts klingt so echt bei ihm wie der Lobgesang auf den Müßiggang, den er in der „Lucinde" anstimmt — in dieser thörichten, romanartigen Rhapsodie, in der geschraubtes Pathos, witzige Frechheit und pikante Lüsternheit Haschen spielen. Seine große Abhandlung „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer", wohl das Beste was er geleistet, blieb wie alles bei ihm auch nur Bruchstück. Die sittliche Energie, um das Chaos seiner Gedanken zu ordnen, die grade Linie zu halten, fehlte ihm absolut. Und dieselbe innere Haltlosigkeit, die ihn einst über jede Autorität hinausgeführt, trieb ihn später dem Katholizismus und der Metternich'schen Reaktion in die Arme.

Die beiden Schlegel, selbst keine Vollblutpoeten, brauchten nun aber einen Dichter, den sie als Erfüller ihrer romantischen Doktrinen preisen und hier gegen die seichte Tageslitteratur, dort gegen Schiller ausspielen konnten. Sie fanden ihn in *Ludwig Tieck*. Erst durch die Verbindung mit ihm, dem schöpferisch Veranlagten, war ja überhaupt eine Schule möglich. Sie thaten auch einen guten Griff damit, denn Tieck war in ihrer Hand weichstes Bildungsmaterial. Novalis

Schlegel, *Friedr.* Geb. 10. 3. 1772 zu Hannover, studirte in Göttingen und Leipzig Philologie, las 1799 in Jena über Philosophie, lebte seit 1804 in Köln, wo er 1808 zum Katholizismus übertrat. Von dort siedelte er nach Wien über, ward Vertrauter Metternichs, Legationsrath, zog 1828 nach Dresden und starb dort 12. 1. 1829. — *Werke*: Geschichte der Poesie der Griechen und Römer 1798; Ueber die Sprache und Weisheit der Indier 1808; Vorlesungen über die neuere Geschichte 1811; Geschichte der alten und neuen Literatur 1815; Philosophie des Lebens 1828; Philosophie der Geschichte 1829. — Lucinde R. 1799; Gedichte 1809; Alarcos. Tr. 1802. — Zeitschr.: Athenäum; Europa 1803; Deutsches Museum 1812; Concordia 1820—23. — Sämmtliche Werke 10 Bde. 1822—25; 15 Bde. 1846. Prosaische Jugendschriften 1794—1802. Herausgegeb. von Minor; Ausgewählte Werke von Walzel. — *Briefwechsel*: Friedr. Schlegel's *Briefe* an seinen Bruder Aug. Wilhelm, herausg. von Walzel 1890. — *Literatur*: s. Haym, Rom. Sch. S. 177 ff.

war poetisch ganz gewiß bedeutender, Tieck für die Schule aber wichtiger. Er „durchdichtet" alle Phasen der Romantik. Die Entwicklung eines langen Lebens führt ihn durch alle künstlerischen Formen und Stile. Von seinen gruseligen poetischen Anfängen über die großen Bildungsromane fort zu den romantischen Hauptdichtungen, dann weiter über seine übersetzerischen und dramaturgischen Arbeiten zu den mehr realistischen Novellen seiner späteren Jahre — das ist eine kaum zu übersehende Linie. Aber dieser bunten Vielheit mangelt der starke Einheitspunkt. Neben echter Empfindung steht deutlich die Absicht, das romantische Programm zu erfüllen, und dieser Programmdichtung fehlt dann die letzte innere Notwendigkeit. So ergreift sie nicht, überzeugt sie nicht, sondern bleibt schöner Schaum. Hübsche lyrische Passagen, aber kein Gedicht; daneben barbarische Geschmacklosigkeiten, viel Angeschminktes, viel Gekünsteltes. In der Lyrik wird die absolute Geistlosigkeit proklamirt, („Süße Liebe denkt in Tönen, denn Gedanken stehn zu fern"), sie wird nur noch Lautmalerei, versucht die speciellen Wirkungen der Musik zu erreichen und endet in langweiligstem Tongeplätscher und ewigem verwaschenem Stimmungsgedudel. Die sittliche Schwere, die den Helden der Tieckschen Romane fehlt, fehlt auch Tieck selbst. Von seinem reichen Lebenswerk hat die Nation so gut wie nichts aufgenommen.

Sein Freund Friedrich von Hardenberg (Novalis) kann sich an Breite der Begabung nicht mit ihm messen, aber er hat

Tieck, Ludwig. Geb. 31. 5. 1773 zu Berlin, studirte in Halle, Göttingen, Erlangen Geschichte und Literatur, war bald in Dresden, München, bald in Rom und England, machte Dresden, dessen Hoftheater er mitleitete, dann zu seinem ständigen Wohnort, von wo er 1841 als Geh. Hofrath an den preußischen Hof gezogen ward. Er starb am 28. 4. 1853 zu Berlin. — Werke: Abdallah. R. 1795; William Lovell. R. 1796; Peter Lebrecht. 1796; Volksmärchen v. Peter Lebrecht. 1797; Der blonde Ekbert; Der gestiefelte Kater; Blaubart; Franz Sternbalds Wanderungen R. 1798; Rom. Dichtungen (Zerbino, Genovefa) 1799; Kaiser Octavianus 1804; Phantasus 1812—17; Gedichte 1821; Aufruhr in den Cevennen 1826; Novellenkranz 1831—35; Vittoria Accorombona. R. 1840. — Don Quixote Uebers. 1799/1801; Shakespeare-Uebers. (Forts. der Schlegelschen) seit 1825; Minnelieder aus der schwäbischen Vorzeit 1803; Altenglisches Theater oder Supplemente zum Shakespeare 1811; Kritische Schriften 1848—52; Ausgaben von Novalis 1802, Maler Müller 1811, Kleist 1826, Lenz 1828. Sämmtl. Schriften 28 Bde. 1828/54; Nachgelassene Schriften, herausg. von Köpke, 2 Bde. 1855; Auswahl 8 Bde. von H. Welti; von J. Minor 2 Bde.; von Klee 3 Bde. — Briefwechsel: Briefe an Tieck, her. v. K. v. Holtei 4 Bde. 1864. — Literatur: Köpke, L. T. Erinnerungen 1855; Friesen, L. T. Erinnerungen 1871; Steiner, L. T. und die Volksbücher 1893; Klee, L. T.'s Leben und Werke 1894.

Hardenberg, Friedrich v. (Novalis). Geb. 2. 5. 1772 zu Wiederstädt (Mansfeld), studirte in Jena Philosophie, in Leipzig und Wittenberg die Rechte, ward 1795 Auditor in Weißenfels, besuchte 1797 die Bergakademie in



ihn besiegt durch seine Tiefe und Reinheit. Er ist der Johannes der Romantik, den Alle liebten. In seinem Wesen verband sich stille Frömmigkeit mit der liebenswürdigsten Heiterkeit. Eine seltsame Jugendliebe warf romantischen Schimmer über ihn; ein früher Tod verklärte sein Bild noch mehr. Voll sanfter Ueberschwänglichkeit singt er die „Hymnen an die Nacht", in denen er Nacht, Tod, Christenthum feiert. Er findet noch nicht die Form dafür, operirt mit einem unter Hochdruck gestellten Gefühl darin und bringt etwas ganz Uneinheitliches zu Stande, das mehr interessant als bedeutend ist. Reifer schon zeigt ihn sein fragmentarischer Dichterroman „Heinrich von Ofterdingen", der durch die wundervolle Klangfarbe der Sprache und den theilweise sehr schönen Liedereinschlag die matte Komposition und die Fischblütigkeit der Gestalten vergessen läßt. Alles Fleisch ist Lachs darin, sagte Brentano witzig. In den „Geistlichen Liedern" schließlich erhebt sich Novalis über alle seine Genossen, über die Schule selbst. Die schlichte Einfalt und fromme Innigkeit seines Jesusliedes „Wenn ich ihn nur habe" ist unübertrefflich. Damit schlägt er, der ein guter und thätiger Mensch war, aus der ästhetisch zermürbten Romantik heraus die Brücken zum Volke zurück.

In andrer Weise, mit den „Reden über die Religion", versucht Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, ein junger Berliner Prediger, dasselbe Ziel zu erreichen. Er verband ein reiches inneres Gemüthsleben mit scharfem kritischem Verstand und war an Reife und Klarheit, vor Allem als sittlich ausgebildete Persönlichkeit, seinen Genossen weit überlegen. Seine ästhetischen Ansichten

Freiberg und starb bald nach seiner Ernennung zum Amtshauptmann in Weißenfels am 25. 3. 1801. — Werke: Novalis Schriften. Herausg. von Friedr. Schlegel und Ludw. Tieck 1802; sämmtl. Werke, herausg. von Karl Meißner; Auswahl von J. Dohmke. — Briefwechsel: N.'s Briefwechsel mit Fr. u. A. W., Charlotte und Carol. Schlegel. Herausg. von J. M. Raich 1880. — Literatur: Friedrich von Hardenberg, gen. Novalis. Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs 1873; Schubart, A., N.'s Leben, Dichten und Denken 1887; Bing, Novalis (Fr. v. H.) 1893; Dilthey, Novalis. (Preuß. Jahrb. XV, S. 596 ff.); Haym, Rom. Schule S. 325 ff.; Woerner, N.'s Hymnen a. d. Nacht und geistl. Lieder 1885; Busse, C., Novalis' Lyrik 1898.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst. Geb. 21. 11. 1768 zu Breslau, in Niesky und Barby herrenhutisch erzogen, studirte Theologie in Halle, ward 1796 Prediger in Berlin, 1804 Professor in Halle, 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1810 Professor an der Berl. Universität. Er starb 12. 2. 1834 zu Berlin. — Werke: Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern, 1799; Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde 1801; Monologen; Der christliche Glaube 1821. Sämmtl. Werke 30 Bde. 1835—65. — Briefwechsel: Aus S.'s Leben. In Briefen. Herausg. von Dilthey und Jonas 1860—63; S.'s Briefwechsel mit J. Chr. Gaß, herausg. von W. Gaß 1852. — Literatur: Schenkel, S. 1868; Dilthey, S.'s Leben 1870; Ritschl, S.'s Reden über die Religion 1874.

bestimmte Friedrich Schlegel — sein eigenstes und innerstes Wesen kennt nur Eins: den großen moralischen Zug. Und während dieser naturfremde, ganz nach innen gerichtete Idealist und Ethiker es so unternimmt, der Religion, einem allerdings sehr weitgefaßten Christenthum, wieder eine eigene Provinz im menschlichen Gemüthe zu erobern — stellt der naturreinige und trotzige eigentliche Philosoph der Romantik, Friedrich Wilhelm von Schelling, in seiner Naturphilosophie die verkümmerten Rechte der äußern Welt, die Selbständigkeit der Natur gegenüber dem Ich wieder her und verbindet das Getrennte dann in seinem Identitätssystem wieder zur Einheit, als deren höchste Offenbarung die Kunst erscheint. Damit spricht er die romantische Weltformel schlechtweg aus. „Die Kunst ist das einzig wahre und ewige Organon und Dokument der Philosophie", weil sie „dem Philosophen das Allerheiligste gleichsam öffnet, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung in Einer Flamme brennt, was in der Natur und Geschichte gesondert ist."

Allmählich durchdringt und erobert der romantische Geist alle Gebiete. Politik und Leben, Wissenschaft und Kunst müssen sich ihm ergeben. In mannigfachen Modificationen und Erscheinungsformen, die wir noch beleuchten müssen, durchzieht er fast das ganze Jahrhundert, bis die große Epoche Bismarck'scher Realpolitik seinen endgiltigen Todessturz besiegelt und der ungerecht gefeierte von einer durch unerhörte Thaten geblendeten neuen Zeit ungerecht verachtet wird.

II.
Schillers letzte Jahre. Heinrich von Kleist.
(1800—1810.)

Je weiter die Romantiker in dem reinen Aestheticismus gingen, in um so schärferen Gegensatz mußten sie zu den Klassikern treten. Und zwar grade zu dem Klassiker, dessen Ideale im letzten Grunde durchaus auf sittlichem, nicht aesthetischem Gebiete lagen: zu Schiller. Es wurde bald in ihren Reihen Mode, über ihn mit

Schelling, Friedrich Wilhelm v., geb. 27. 1. 1775 zu Leonberg, Württemberg, studirte in Tübingen Theologie und Philos., ward 1798 Professor in Jena, 1806 Generalsekretär der Akademie der bild. Künste in München, wo er 1827 den Titel Geh. Hofrath und eine ordentliche Professur an der Univ. erhielt. 1841 wurde er nach Berlin berufen. Er starb 20. 8. 1854 zu Ragaz. — Werke: Werke, 14 Bde., herausg. von seinem Sohne 1856—61. — Briefwechsel: Aus S.'s Leben. In Briefen. Herausg. von Plitt, 3 Bde., 1869—70. — Literatur: Kuno Fischer, Fr. W. Josef Schelling (Bd. 6 der Gesch. d. neueren Philos.); Pfleiderer, Fr. W. J. Sch. 1875.

Schiller, Joh. Christoph Friedrich (von). Geb. 10. 11. 1759 zu Marbach (Württemberg). Kinderjahre in Lorch, dann Lateinschule in Ludwigsburg, wo Herzog Karl auf den zur Theologie bestimmten Knaben aufmerksam

einem lächelnden Achselzucken hinwegzugehen und ihn mit dem braven Patroklus zu vergleichen, den der göttliche Pelide, Goethe, aus Gnade halte. Dabei hatte grade Schiller auf Hölderlin und Novalis, die Schlegels und Tieck, ja auch auf Schelling zuerst einen starken Einfluß ausgeübt.

Zwischen August Wilhelm Schlegel und Schiller bahnte sich auch ein gutes Verhältniß an, bis Friedrich Schlegel als der Störenfried dazwischen kam. Seine etwas naseweise Kritik des Schiller'schen Musenalmanaches für 1796 erregte Schiller's Zorn, der sich in den „Xenien" energisch Luft machte. Friedrich übte Vergeltung durch eine sehr boshafte Recension dieser selben „Xenien" und der „Horen". Hier zuerst ward dem Dichter der „Räuber" höhnisch vorgehalten, daß er neben Goethe doch eigentlich garnichts sei.

In diesem Punkte war Schiller empfindlich. Und auf das bloße Gerücht hin, daß „Dame Lucifer", August Wilhelm Schlegels Gattin, der besagten Rezension auch nicht ganz fern stehe, schrieb er einen allerdings sehr deutlichen und nur aus seiner Empörung heraus entschuldbaren Brief an den durchaus unschuldigen August Wilhelm, des Inhalts: er hätte Einnahmen durch ihn gehabt und dafür ziehe sein

ward und ihn nöthigte, auf der Solitude Jurisprudenz zu studiren, die S. 1776 mit der Medizin vertauschte. 1780 ward er Regimentsmedikus in Stuttgart, entfloh 1782 nach dem Erfolg der Räuber der strengen Aufsicht des Herzogs, schrieb in Oggersheim bei Mannheim den Fiesco, auf dem Wolzogenschen Gute Bauerbach 1783 die Luise Millerin (Kabale und Liebe), ward 1783 Theaterdichter in Mannheim, übersiedelte 1785 nach Leipzig auf Körner's Einladung, dann ganz zu Körner nach Dresden, wo u. a. An die Freude, der Verbrecher aus verlorener Ehre, der Geisterseher, der Don Carlos geschrieben wurden. 1787 übersiedelte S. nach Weimar, erhielt durch Goethes Zuthun eine ao. Professur der Philosophie und Geschichte in Jena und heirathete 1790 als meining. Hofrath Charlotte von Lengefeld. Die aus den Studien zum Don Carlos erwachsene Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande ermöglichte diese Bekleidung einer Professur. Eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges war die Folge. Aesthetisch-philosophische Abhandlungen, eine schwere Brustkrankheit 1791, die Anknüpfung mit Cotta, die Uebernahme der „Horen", die Annäherung an Goethe, die Xenien der Musenalmanache, die Balladen sind Denksteine der folgenden Jahre. 1799 übersiedelte S. dann nach Weimar und nach Bearbeitung anderer Werke ließ er auf der weimar. Hofbühne 1799 den aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges erwachsenen Wallenstein aufführen, dem bald Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, der Wilh. Tell folgen. Aus der Arbeit am Demetrius ward S. am 9. 5. 1805 durch den Tod herausgerissen, nachdem er drei Jahre vorher in den erblichen Adelstand erhoben war. — Werke: Die Räuber 1781; Die Verschwörung des Fiesco zu Genua 1783; Kabale und Liebe 1784; Don Carlos 1787 (1801); Briefe über den Don Carlos 1788; Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande 1788; Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1791—92; Ueber Anmuth und Würde 1793; Vom Erhabenen

Bruder jetzt derartig gegen ihn los; er begreife wohl, daß er (Schiller) in Zukunft für weiteren Verkehr und weitere Mitarbeiterschaft danke.

Der Diplomat August Wilhelm beantwortete diesen unhöflichen Brief höflich, aber mit der Freundschaft war es vorbei. Und dieser Bruch mit Schiller trieb die Romantiker noch weiter nach der andern Seite. Wenn auch die eigentlichen Poeten, die Hölderlin und Novalis, selbst Tieck, die Verketzerung Schiller's nie ganz mitmachten, so sorgten doch die Schlegel's dafür, daß die kleinen „Teufeleien" gegen Schiller, zu denen der ehrliche Schleiermacher geradezu aufforderte, nicht einschliefen. Die Romantiker sahen an Schiller, Schiller an den Romantikern nur die Schattenseiten. Ein gerechtes Abwägen war auf keiner Seite vorhanden. Und der heimliche Groll Schiller's: es gelang ihm nicht, Goethe zu der gleichen parteiischen Stellungnahme zu veranlassen. Goethe war allerdings auch manchmal zerzaust worden, aber war weniger empfindlich und wollte sich lieber von dem „Witz der Schlegel", als der „infamen Manier der Meister in der Journalistik" eins versetzen lassen.

Das war 1797. Ein Jahr später wurde nach der mühseligsten Arbeit der „Wallenstein" fertig. Und als ob damit das Eis gebrochen wäre, erscheinen nun in schneller Aufeinanderfolge auf der Weimarer Bühne jene Dramen, die jeder Deutsche kennt: 1800 Maria Stuart;

1793; Briefe über die ästhet. Erziehung des Menschen 1795; Ueber naive und sentimentale Dichtung 1795; (Musenalmanach 1796, Gedankenlyr.; Musenalm. 1797, Xenien; Musenalm. 1798, Balladen). Bearbeitung von Goethes Egmont 1796, Shakespeares Macbeth 1800, Lessings Nathan 1801; Gozzis Turandot 1802, Racines Phädra 1805. Wallenstein 1800; Maria Stuart 1801; Jungfrau v. Orleans 1802; Braut v. Messina 1803; Wilhelm Tell 1804. Sämmtliche Werke, herausg. v. Körner 1812; kritische Ausgaben v. Goedeke, 17 Bde.; von Kurz 9 Bde.; von Boxberger 8 Bde.; von Maltzahn 8 Bde.; von Boxberger und Birlinger 16 Bde.; von Bellermann 14 Bde.; Dramat. Nachlaß, herausg. von Kettner, 2 Bde. — Briefwechsel: Schillers Briefe, herausg. v. F. Jonas 7 Bde.; Schiller und Lotte (Briefwechsel mit seiner Frau), herausg. von Fielitz; Schiller's Briefw. mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald; Geschäftsbriefe, herausg. von Goedeke; Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta; Schiller's Briefwechsel mit Körner, herausg. von Goedeke; Briefw. mit Goethe; Briefw. zwischen Schiller und W. von Humboldt; Briefw. mit dem Herzog Friedrich Christian, herausg. von M. Müller. — Literatur: Biographien von Brahm, 2 Bde.; Minor, 2 Bde.; Weltrich, (alle drei unvollendet); Düntzer; O. Harnack; Hofmeister; Schwab; Viehoff; K. von Wolzogen; populäre von Palleske und von Wychgram. — Bellermann, Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständniß 2 Bde.; Belling, Metrik Schillers; Braun, Sch. im Urtheile seiner Zeitgenossen 2 Bde.; Fielitz, Studien zu Schillers Dramen; K. Fischer, Schillerschriften; Köster, Schiller als Dramaturg; Ueberweg, Sch. als Historiker und Philosoph. (Ein vollständiges Verzeichniß der Schiller-Literatur findet sich in Goedekes Grundriß z. Geschichte der deutschen Dichtung Bd. 5, S 97—237).

1801 die Jungfrau von Orleans; 1803 die Braut von Messina; 1804 Wilhelm Tell.

Mit dem Wallenstein hatte Schiller die Form gefunden, die er nun, abgesehen von der leichten Ausbiegung in der „Braut von Messina", nicht mehr verließ. Die zwölf Jahre der Pause, die zwischen dem „Don Carlos" und dem „Wallenstein" liegen, hatten den Umschwung vollendet — jenen vielberufenen Umschwung vom Charakter- zum Fabeldrama. Natürlich sind das auch eben nur Worte. Weder war Schiller in seinen stürmischen Jugenddramen nur Charakteristiker, noch ist er jetzt, in den Schöpfungen der reifen Zeit, nur Komponist. Er ordnet von nun an nur mit Bewußtheit die Charaktere der Handlung unter; die Handlung selbst, die Form im höchsten Sinne, wird ihm Hauptsache.

Die allgemeine Technik und die Sprache erleiden dabei Veränderungen. Die Technik: immer mehr paßt er sich den Bedürfnissen der Bühne an und opfert nun der theatralischen Wirksamkeit sehr oft mehr, als nach unserer heutigen Auffassung die Dichtung verträgt. Damit kommt er den einst so verpönten Franzosen näher. Er scheut vor Theatereffekten nicht zurück, er scheut selbst nicht vor einer gewissen bösen Opernhaftigkeit, wie sie die „Jungfrau" doch bedenklich durchzieht. Und dann die Sprache: Aus der Prosa werden Verse — werden diese Verse, die gleichmäßig schön, in prachtvoller Rhetorik sich wie ein rauschendes Königskleid um alle Figuren legen, kaum modificirt durch die Eigenart der Redenden. Natürlich verlieren sich dadurch die markanten Linien. So lebensvolle Köpfe, wie es der Spiegelberg und der Musicus Miller waren, suchen wir in diesen eigentlich klassischen Dramen vergeblich. Es giebt da Helden und Könige, Liebende und Intriguanten, d. h. Typen, denen die individuellen Züge nur soweit beigegeben sind, daß sie den Typus nicht vernichten. Das gleiche Streben giebt der Sprache den sentenziösen Anstrich. Rede und Widerrede erweitert sich fortwährend zu feingefaßten allgemeinen Sätzen, die wie Bälle hin und her fliegen und nicht immer organisch hervorwachsen. Die Sammler der „Lichtstrahlen aus Schiller's Werken" haben eine gar zu leichte und ergiebige Arbeit.

Es ist unnöthig, die der ganzen Nation bekannten Werke hier einzeln zu charakterisiren, die glänzende Technik und die „moralischen Unmöglichkeiten" in der Maria Stuart, den Einfluß der romantisch-katholisirenden Zeitströmung auf die Jungfrau von Orleans, das antikisirende Element in dem sprachlich wunderschönen, schließlich aber doch mißlungenen Experiment der Braut von Messina, die prophetischen Mahnungen in dem großen Freiheitssang des Wilhelm Tell noch einmal zu unterstreichen. Es ist nicht minder unnöthig und für einen guten Geschmack heutzutage fast genant, noch einmal den Nachweis zu führen, daß Schiller in Ausdruck und Gestaltung des Naiv-Natürlichen, des Liebeslebens, des Fraulichen durchaus scheiterte, daß der Mangel an psychologischer Vertiefung und ge-

nauer Motivirung oft schmerzhaft berührt. Das Alles ist unbestreitbar richtig — und nichts leichter, als grade diesen Dichter in Grund und Boden zu kritisiren. Aber der Geist, der das thut, richtet sich, nicht Schiller. Denn er hat nie begriffen, weshalb der sichere Volksinstinkt aus der glänzenden Schaar deutscher Poeten heraus und über sie alle fort grade diesen Einen verklärt und zu seinem Liebling gemacht hat.

Wenn die thörichte Frage, wer der größere Dichter von Beiden war, Schiller oder Goethe, schon einmal gestellt wird, dann kann es überhaupt nur Eine Antwort darauf geben. Am „Faust" gemessen sinkt jede Dichtung Schillers. Aber das ist doch so ganz Nebensache. Schiller ist unsrem Volke mehr als ein Dichter: er ist ihm Prophet, Prediger, Führer. In satten und ruhigen Zeiten verblaßt sein Bild leise, aber wenn die Sturmglocken rufen zum Kampfe, dann leuchtet sein Name voran als flammendes Fanal der Freiheit, dann reißt er in stürmischer Begeisterung ganze Geschlechter wieder zu sich empor. Der Geist, der über Menschenschwäche seine größten Triumphe in ihm gefeiert und seine freien königlichen Flüge gethan, der Geist, der immer von Neuem aus seinen Schöpfungen reinigend und läuternd in unser Volk schlägt — er allein ist das Maßgebende und Bestimmende, ihn allein soll man messen. Und wenn das Wort: „Der Geist des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst" überhaupt Geltung haben soll, so kann es nirgends mehr Geltung haben als hier von Schiller. Goethe durchtränkt still unsere gesammte Bildung, unser ganzes Leben, und bei jeder neuen Versenkung in seine wunderbare Persönlichkeit staunen wir immer wieder, daß die Natur solch ein Meisterwerk hat schaffen können. Ganz anders Schiller. Hier ist es der Geist, der fast gegen die Natur triumphirt, der Geist, der siegreich über alle natürlichen Hemmnisse sich aufringt zur Freiheit. Wie die Verkörperung dieses Geistes der inneren sittlichen Freiheit steht Schiller vor uns — die aufstrebendste Gestalt nicht nur Deutschlands, sondern vielleicht der Menschheit. Das mußte ihn zum Liebling einer Nation machen, die wie die deutsche nicht so ästhetisch als moralisch empfindet und die in dieser Verehrung Schillers sich selbst ein schönes Zeugniß dafür ausgestellt hat, welche Fülle von gesunder sittlicher Kraft in ihr lebendig ist.

Nach zwei Seiten hin hat Schiller die dramatische Dichtung des Jahrhunderts bestimmt. Und es ist erklärlich, daß seine speziell litterarische Wirkung nicht günstig war. Denn die poetische Form, die er sich schuf, die für ihn organisch und nothwendig war, weil sie am besten die große Aufgabe erfüllte, Träger und Vermittler seines gewaltigen Geistes zu sein — sie ward, von diesem Geiste verlassen, bei seinen Nachfolgern zur Schablone und mußte es geradezu werden. Noch schlimmere, wenn auch weniger lange nachwirkende Folgen hatte das Aufgreifen der antiken Schicksalsidee.

Diese Entwicklung ist vor Allem wichtig. Sehen wir uns die

Schiller'schen Helden an: den Wallenstein, die Maria Stuart und die Jungfrau, den Tell, den Demetrius — so finden wir, daß es eigentlich recht zweifelhafte Persönlichkeiten sind. Um sie zu tragischen zu machen, mußte der Dichter sie sittlich heben. Das thut er bei dem Verräther Wallenstein, thut er fast allzusehr bei der bedenklichen Maria Stuart, bei der von Voltaire als Dirne behandelten „Jungfrau", bei dem aus dem Hinterhalt schießenden Tell, der deshalb den Parricida als Folie erhält. Andererseits darf er sie jedoch nicht zu sehr entlasten; sie müssen schuldig werden, ohne unser Interesse, ja unsere Liebe zu verlieren. Und da kommt Schiller auf einen bedenklichen Ausweg, an dem die „Humanitätsreligion", die alles verzeihende, nicht ganz unschuldig ist. Nämlich schon im „Wallenstein" sucht er die Hälfte der Schuld nicht mehr im Helden selbst, sondern schiebt sie „den unglückseligen Gestirnen zu." Ein Schritt weiter — und er kam zur Schicksalsidee der antiken Tragödie, wie er sie, glücklicher Weise nur einmal, in der „Braut von Messina" aufnimmt. Dieser an sich großartigen Idee bemächtigten sich dann auf die Autorität Schillers hin und unter dem Einfluß der romantisch-wundergläubigen Zeit kleinere Geister wie Zacharias Werner und Müllner, zogen sie in ihre Sphäre herab, und die berüchtigte Schicksalstragödie ist fertig. Es geht eine grade Linie vom Wallenstein über die Braut von Messina zum „24. Februar" Werners und zur „Ahnfrau" Grillparzers. Nichts aber konnte der jungen dramatischen Dichtung Deutschlands, die sich mit Schiller plötzlich zu gewaltiger Höhe erhob, gefährlicher sein, als dieses Aufpfropfen der Schicksalsidee.

Mit der ihm eignen bezwingenden Kraft hat Schiller ferner die deutsche Bühnensprache fast für ein Jahrhundert festgelegt. Hunderte von Nachahmern blähten sich rhetorisch auf, kopirten seine leicht nachzuahmende Form, und die Folge war das nimmermüde Jambengeplätscher historischer Dramen, die unter Berufung auf Schillers Genius in die Welt gesetzt wurden und das völlige Absterben des allgemeinen Interesses am ernsten Drama mit verschuldeten.

Nur Wenigen ging es auf, daß das Heil deutscher Dramatik nicht in der Nachfolge Schillers liege. Und diese Wenigen mußten verzweifelt kämpfen und gingen theilweise zu Grunde. Fast alle bedeutenderen nachfolgenden Bühnendichter haben sich von Schiller freigemacht: von Kleist angefangen bis herab zu den neuesten. Aber es dauerte fast das ganze Jahrhundert hindurch — der deutlichste Beweis Schillerscher Größe —, ehe die andere Richtung den vollen Sieg der Gleichberechtigung erkämpfte.

Von diesem Standpunkt aus läßt sich das etwas zu schroff herausgekommene Wort Ludwig Tiecks verstehen, „daß Schiller, wie er gewissermaßen unser Theater gegründet hat, auch der ist, der es zuerst wieder zerstören half." —

Kaum hatte Schiller am 9. Mai 1805 die Augen geschlossen, als im dunklen Jahre 1806 das Unglück über Preußen-Deutschland

hereinbrach. In diesen Tagen des nationalen Schmerzes, in den folgenden Jahren der Unterdrückung, aber auch der langsamen Wiedergeburt war der Geist des Dichters bei seinem Volke. Er sprach zu ihm aus dem Tell: Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, greift er hinauf getrosten Muthes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte . . . Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben!

Kräftige entschlossene Worte, aber doch ruhig dabei. Und so der ganze Tell, dessen Held ja nicht so Träger der Handlung als Getragener ist. Wie anders da der Held eines Werkes, das zwei, drei Jahre nach dem Tell entstand, dieselbe nationale Mahnung enthielt und an Grimmigkeit und einzelnen Zügen der Größe die Schillersche Dichtung überragt! Wie eine Sturmflut braust es da heran, alle Dämme brechend: ungestüme Kraft, Wuth, Haß, Wildheit. Das Ganze ein einziger Racheschrei:

„Der Sturmwind wird, die Waldungen durchbrausend,
Empörung! rufen und die See,
Des Landes Rippen schlagend, Freiheit brüllen!“

Dieses Werk ist „Die Hermannsschlacht“; ihr Dichter Heinrich von Kleist. Und derselbe Kleist, alles überbietend, was im damaligen Deutschland laut und leise gesagt und gesungen ward, ruft in Gedichten noch wilder, noch ingrimmiger sein Volk gegen den „Mordgeist“ Napoleon auf, der es niedergetreten.

Und doch war es kein Jüngling mehr und kein Anfänger, der in dieser maßlosen Empörung aufschrie. Es war ein Mann von über 30 Jahren, ein Dichter, der fast ein halbes Dutzend Werke schon geschaffen und darunter zwei, die unsterblich werden sollten. Aber gerade diese Maßlosigkeit ist so recht bezeichnend für den Poeten, den die Begeisterung neben Shakespeare stellt und der doch ein verhältnißmäßig seltener Gast auf unseren Bühnen ist, mit dem man immer wieder Schiller zu erschlagen sucht und der außer einem halbverwilderten Grab kaum einen Stein in Deutschland gefunden hat, geschweige denn ein Denkmal.

Heinrich von Kleist steht wohl im Banne der romantischen Geistesrichtung, ohne jedoch in der romantischen Schule zu stehen. Er ist Romantiker in dem überspannten Kultus des Ichs, in

Kleist, Heinrich Bernd Wilh. von. Geb. 18. 10. 1777 zu Frankfurt a. d. Oder, trat 1792 in das preuß. Heer, nahm als Sekondeleutnant 1799 seinen Abschied, studirte Philosophie, verlobte sich mit Wilhelmine v. Zenge, bereiste Frankreich und die Schweiz, löste sein Verlöbniß 1802 auf, wurde 1804 Diätar in Königsberg, schied aber 1806 schon wieder aus dem Staatsdienst. 1807 hielten ihn die Franzosen monatelang gefangen; nachher gab er in Dresden mit Adam Müller den „Phöbus“ heraus, redigirte 1810 in Berlin die „Abendblätter“ und erschoß seine Freundin Henriette Vogel und sich selbst am 21. 11. 1811. — Werke: Familie Schroffenstein 1803; Penthesilea 1808; Amphytrion 1808; Käthchen von Heilbronn 1810; Erzählungen 1810/11; Der zerbrochene Krug 1812.

der scharfen Trennung von Kunst und Leben, die sich nur einmal für ihn aufhebt, in der Ueberwucherung rein ästhetischer Interessen. Er flieht aus der Zeit erst wie üblich nach Hellas und wendet sich dann zum deutschen Mittelalter. Er liebt das Geheimnißvolle, Nachtwandlerische, Mystische; er kennt die Wollust des Todes; er möchte für einen Tropfen Vergessenheit „mit Wollust katholisch werden"; er verkehrt mit den eigentlichen Romantikern, und ihr dichterisches Haupt, Ludwig Tieck, wird der erste Herausgeber seiner Schriften. Und doch bei dieser großen Verwandtschaft ein größerer Unterschied! Vor allem: das gefährlichste Element der ersten Romantik, die Ironie, fehlt bei Kleist. Er spielte nie mit seiner Kunst; er nahm alles schwer, bitter ernst, tragisch. Wollten die Romantiker auflösen, so wollt' er verdichten. Deshalb dort die Tendenz nach der musikalischen, hier die nach der plastischen Seite; dort Melodie, hier Bild. So bewahrte er stets die feste Form und ging mit einer leidenschaftlichen Initiative und poetischen Energie vor, die ihn gerade zum Bahnbrecher machte auf einem Gebiete, das der Schule stets verschlossen blieb: dem dramatischen.

Und so steht er vor uns: Ein gezeichnetes Genie, dessen Augen den Untergang verkünden. Ein eigensinniges Kind, daß sich verzehrt in der Maßlosigkeit seiner Wünsche. Eine gewaltige, aber unruhige Kraft, die heut einer Welt trotzt und nach Sternen greift und die morgen jäh zurücksinkt, unsicher in sich selbst, verzweifelnd am eigenen Siege. An den Stützen, die das oft überspannte Selbstgefühl seiner Haltlosigkeit bereitet, nagt der Wurm des Zweifels, und seine Seele, die eben noch gut, groß und gläubig nach den höchsten Zielen strebte, kriecht bald darauf jämmerlich am Boden und lechzt nach einem Wort der Anerkennung, um sich neu daran aufzurichten. Da giebt es keine Uebergänge: jäh, unvermittelt stehen die Extreme nebeneinander. Ein winziges Glück: und bis zum Himmel jauchzt seine Freude; ein kleiner Mißerfolg: und kein Abgrund des Schmerzes ist ihm tief genug. Jedes Gefühl bis auf die höchste Spitze treibend und auskostend, überempfindlich, wankelmütig, tyrannisch wie ein Kind und wie ein Kind von anderen fordernd, daß sie mit Leib und Seele sich ihm ausliefern, dabei selber naiv-egoistisch, das ganze Leben hindurch einsam, unverständlich manchmal und unverstanden öfter — war er zu alledem in

Hinterlassene Schriften: darin Die Hermannsschlacht, Der Prinz von Homburg, herausg. v. L. Tieck 1821. Gesammelte Schriften, 3 Bde., herausg. v. Tieck 1826; von Julian Schmidt, 3 Bde.; von Heinrich Kurz, 2 Bde.; von Grisebach, 2 Bde.; von Zolling; von Muncker 4 Bde. — Polit. Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken, herausg. v. Köpke. — Briefwechsel: H. v. Kl.'s Leben und Briefe, herausg. v. E. v. Bülow 1848; Koberstein, H. v. Kl.'s Briefe an seine Schwester Ulrike 1860; Biedermann, H. v. Kl.'s Briefe an seine Braut 1884. — Literatur: Adolf Wilbrandt, H. v. Kl. 1863; O. Brahm, H. v. Kl. 1884; Mauerhof, E., Schiller und Heinrich v. Kl.; Vergl. a. Treitschke, hist. u. polit. Aufsätze. Bd. 1, und Erich Schmidt's Charakteristiken.

eine Zeit der größten vaterländischen Erniedrigung gestellt, in eine Zeit, die dem Dichter überhaupt nicht günstig war und unter der er litt. Wenn man nachdenklich sein Leben verfolgt, wie er sich rastlos bald hier-, bald dorthin wirft, unstet und flüchtig, ewig die ganze Skala der Empfindungen durchhastend, ohne je zu Ruhe und Frieden kommen zu können, so erscheint er wie ein gehetzter, lechzender Edelhirsch, vor dem es nur eine Frage der Zeit ist, wie lange er diese Jagd noch aushält, und wann er, zu Tode gehetzt, niederbricht. Die Jägerin aber, die ihn so grausam verfolgt, das ist — die Kunst. Die Kunst, die nicht als holder und tröstender Genius des Himmels ihn begleitet, sondern als blutgieriger Dämon mit Stachelpeitschen hinter ihm her hetzt, — eine andere Penthesilea, die ihren Achill wohl auch mit Rosen kränzt, ihn dann aber mit ihren Rüden wie eine Wölfin zerfleischt.

Sie hat Kleist getödtet, nicht die Zeit, sie sein Herz ausgedörrt, sein Leben vernichtet. Nicht er beherrschte die Kunst, sondern die Kunst beherrschte ihn — beherrschte ihn mit so ausschließlicher Gewalt, daß sie alle seine Kraft, alle seine Gedanken, all' seinen Glauben absorbirte, daß nichts mehr übrig blieb für andere Bethätigungen und für die Lebensführung. In dem absoluten Ergriffensein von dem einen Gedanken zerrann ihm alles andere. Wie Robert Guiskard, an dessen Gestaltung der junge Dichter verzweifelt gerungen, bis zu seiner letzten Stunde „wie ein gekrümmter Tiger“ hinüberschaut zu jener Kaiserzinne von Konstantinopel — so richtete sich in brennendem Verlangen der Blick Heinrich von Kleists unverwandt nach den Zinnen der ewigen Kunsttempel, die er erobern will um jeden Preis, nach dem Kranze, der das Haupt Goethes schmückt und dessen kühlenden Lorbeer er auf der eigenen heißen Stirn fühlen möchte. Die ganze Welt, das thatkräftige Handeln, das wirkliche Leben und seine Forderungen — alles ging ihm unter in dem Benommensein von diesem einen Ziel. Nichts konnte er dabei halten: nicht Frauen und nicht Freunde, nicht Amt noch Geschäft, nicht einmal sich selbst. Die Wölfin Kunst zerfraß ihn. Ein Pistolenschuß war das Ende.

Ganz so seine Dichtungen. An plastischer Kraft, an Reichthum der Bilder, an Gewalt und Kühnheit der Konzeption, an poetischer Energie in dem blinden Verfolgen der einmal eingeschlagenen Linie sind sie allem über, was wir Deutsche auf dramatischem Gebiet besitzen. Die einzelnen Helden werden wie der Dichter von einer einzigen fixen Idee beherrscht, die sie blind vorwärtstreibt, die ihnen Scheuklappen anlegt, daß sie nichts anderes mehr sehen und meistens auch im Zusammenprall mit der stärkeren Welt zerschellen. Es ist etwas Dämonisch-Treibendes in ihnen, dessen Gefangene sie sind; es ist manchmal, als handelten nicht sie, sondern etwas in ihnen. Die Schroffensteiner, Penthesilea, Kohlhaas, Guiskard, Hermann, der Prinz von Homburg — sie alle haben den einen leuchtenden Punkt vor sich, auf den sie losgehen müssen, ob sie wollen oder nicht, der sie hypnotisirt, daß sie den Abgrund nicht sehen, der vor ihren Füßen klafft.

Mit 25 Jahren beginnt Kleist poetisch zu schaffen. Die „Schroffensteiner“ sein Erstlingswerk, gut exponirt, grausamlich endend, Shakespeare aufgeputzt mit Schillerschen Sentenzen, das Ganze nur bedeutsam als die Angel, in der sich das Fabeldrama langsam wieder zum Charakterdrama dreht. Ein neuer Weg ist gewiesen abseits von Schiller. Mit Bewußtsein verfolgt ihn der junge Dichter bald weiter. Zu den Sternen fliegt sein Ehrgeiz: Shakespeare und die Griechen will er vereinen in „Robert Guiskard.“ Er verblutet sich fast an diesem Stoffe. Alles oder nichts will er erreichen. Und so giebt er nach verzweifeltem Ringen seine Schöpfung den Flammen preis. Nur ein Fragment ist gerettet, das Sehnsucht weckt nach dem Verlorenen.

Scheu und gebrochen zieht sich Kleist nun in ein kleines Amt zurück. Fast zwei Jahre, seiner Kraft mißtrauend, pausirt er ganz. Dann beginnt er vorsichtig mit einer wenig glücklichen ernsten Umdichtung des Molièreschen Amphytrion, wagt sich weiter an Novellen. Die „Marquise von O.“ wird vollendet, in der Verwegenheit des Stoffes schon wieder echt kleistisch. Denn dieser Dichter braucht fast die schwierigsten und heikelsten Vorwürfe, um im Kampf mit ihnen seine Kunst zu steigern. So wird er allmählich wieder sicherer; aus dem maßlosen Guiskarddichter wird der durch sein Amt beruhigte Diätar. Noch wagt er sich nicht an eine große Tragödie, aber in dieser friedlichsten Zeit entsteht sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug“, das zwar auch heut noch ein „problematisches Theaterstück“ ist und bei aller Ergötzlichkeit durch manche Längen ermüdet, durch die prächtige breite Charakteristik jedoch immer noch die erste Stelle in unserer feinkomischen Bühnenlitteratur einnimmt. Jetzt erst glaubt sich Kleist stark genug zu höherem Fluge. Er thut ihn in der „P e n t h e s i l e a“. Und vielleicht empfindet man nirgends so sehr die kolossale Wucht, die er aufzubringen verstand. Diese alle Dämme niederreißende Leidenschaft und dieses jähe Nebeneinander von wundervollster Zartheit (Rosenszene) und fast brutaler Grausamkeit sind nur ihm eigen.

Je mehr sich durch die Vollendung dieser Schöpfungen nun der Glaube an sein poetisches Können wieder festigte, um so mehr fiel natürlich der Diätar bei ihm im Kurse. Er gab das Amt auf. Inzwischen kam das Unglück Preußens; der „Wolf“ Napoleon hatte es gepackt. Und da regt sich in dem Märker, dem einstigen Offizier, der bisher nur ästhetische Ideale gekannt, immer stärker Heimathsgefühl und Vaterlandsliebe. Die erste und zarteste Frucht dieses Heimathsgefühls ist das „K ä t h c h e n v o n H e i l b r o n n“, in dem Kleist zum ersten Male bewußt einen d e u t s c h e n Stoff ergreift und die glänzenden Tage deutschen Mittelalters und deutscher Kaiserherrlichkeit den schmachvollen Zuständen der Zeit gegenüberstellt. In dem wundervollen Käthchen hat er den Gegenpol zur wilden Penthesilea geschaffen und gleichzeitig sein eigenes Frauenideal mit allem Glanz umgeben. Wie hier das Töchterlein des Heilbronner Waffenschmiedes ihren Grafen liebt, so wollte der auch in seiner Zuneigung egoistisch-

tyrannische Kleist selber geliebt sein. Er war ein starker Emanzipationsgegner; das Weib ist dem Manne unterthan, ist ihm ganz hingegeben, ist seine Dienerin, sein Spielzeug, sein Eigenthum. An seinen Sorgen und Thaten und Plänen nimmt sie nicht theil — das ist die gottgewollte Ordnung. Und wer sie stört, wie Penthesilea, muß zu Grunde gehen. In dieser Linie liegen alle Kleistschen Frauengestalten, und als Typus dieser ganz hingebenden dienenden Liebe, speziell der deutschen Liebe, ist das Käthchen von Heilbronn in unserem Volke populär geworden, mag das die Traditionen des Götz und der Jungfrau fortsetzende Ritterschauspiel auch sonst manchen uns fremden Zug aufweisen und im dramatischen Aufbau hinter anderen Kleistschen Dichtungen zurückstehen.

Auch mit dem nächsten Werke, dem Michael Kohlhaas, führt uns der Dichter in das deutsche Mittelalter. Aber der unter den Zeitumständen in ihm immer stärker werdende, hoffende und zürnende Patriot pfuscht gerade hier dem Künstler ins Handwerk und schlägt einem unsterblichen Werke ein tiefe Wunde. Doch die energische Sicherheit und Gegenständlichkeit der Erzählung bezwingt immer von Neuem, und es ist meisterhaft gegeben, wie der Held aus einem untrüglichen Rechtsgefühl heraus einen Kampf unternimmt, in dessen Verlauf er selber dieses Recht verletzt, das er wieder hatte herstellen wollen, und deshalb ein Gesetzesübertreter und des Todes schuldig wird. Das Gefühl verwirrt sich in ihm — ein Dichter der Gefühlsverwirrung ist Kleist oft genannt worden. So verwirrt sich das Gefühl bei Penthesilea, so bei Alkmene, so bei der Marquise von O., so ruft Käthchen: „Ihr sollt mir diesen Busen nicht verwirren", so schüttelt Hermann alles schwächliche Mitleid ab: „Verwirre das Gefühl mir nicht", und so, mit verwirrtem Gefühl, steht auch schließlich der Prinz von Homburg da.

Der „Prinz von Homburg" und die „Hermannsschlacht" wurden durch Tieck erst nach Kleists Tode bekannt. Nur in einem freien Deutschland konnte der gewaltige Racheschrei der Hermannsschlacht ertönen, und ein freies Deutschland erlebte der Dichter nicht mehr. Was den Kohlhaas geschädigt, die politisch-patriotische Tendenz, die der Anlage des Ganzen widersprach, die nur angeflickt, nicht organisch gewachsen war — das erhob die von vornherein auf die politischen Zeitverhältnisse zugeschnittene Verherrlichung des Cheruskers. Und hier wird das Schicksal des Dichters wirklich tragisch. Denn gerade hier, wo die Vorherrschaft rein ästhetischer Interessen zum ersten Male zurückgedrängt, wo der Gegensatz von Kunst und Leben überbrückt ist, wo sich sein Herz eins fühlt mit dem Herzen des Volkes in derselben glühenden Empfindung, wo er deshalb rechnen kann auf den großen Resonnanzboden, der ihm bisher gefehlt hat — gerade da muß er sein Werk im Schubfach behalten, gerade da darf er es nicht in die Hände derjenigen geben, für die es bestimmt ist. Das drückt ihn nieder. Noch einmal versucht er der Sänger seines Volkes und Vaterlandes zu werden, im „Prinzen von Homburg", dem

schönsten Preußendrama. Er ist reifer darin als je — aber diese Reife kann traurig stimmen, denn man fühlt, wie viel Resignation dabei ist. Und als sich dann auch die Hoffnungen, die er an den „Prinzen" knüpfte, nicht erfüllten, ist etwas in ihm gebrochen. Er wird haltlos und treibt dem Ende zu.

Diese letzte Zeit seines Lebens ist peinlich. Es ist nicht gut, sie genau zu betrachten. Kein reiner tragischer Eindruck will aufkommen, und man muß sich stets sein ganzes Geschick vorhalten, um nicht mit ihm zu grollen. Der Pistolenschuß ist auch für den Leser eine Erlösung. Aber selbst dieser Tod erhält einen störenden Beigeschmack dadurch, daß ein hysterisches Frauenzimmer den letzten Anstoß dazu gab und ihn mitmachte. Man möchte so gern, daß große Dichter wie Sterne untergingen.

Ob Kleist uns noch mehr gegeben hätte? Ich glaube: Nein! Aus dem letzten, was er schrieb, aus seinem ganzen Leben sah man: er war fertig. Und wenn auch die Zeitverhältnisse zu seinem Untergange mitgewirkt haben, — der letzte Grund dafür liegt in ihm selbst. Er war einer von denen, die untergehen *müssen*. Sein Tod mag ihn nur vor dem Schicksal Lenaus bewahrt haben.

Und so bleibt zuletzt doch das Wort des großen Goethe bestehen, das so viel angefeindet wird und das gewiß dem gewaltigen und vereinzelten Genie Kleists nicht gerecht wird, das aber den innersten Persönlichkeitskern scharf trifft. Fraglos hatte Kleist das Zeug dazu, unser größter Dramatiker zu werden; fraglos hat er große Wege und große Ziele gewiesen, die oft und öfter begangen und erstrebt werden. Er hat über Schiller hinausgeführt, indem er dessen starke Einseitigkeit korrigirte, er hat die kühne Größe der Goethe-Schillerschen Jugendwerke vereinigen wollen mit dem Stil und der Gereiftheit ihrer späteren Jahre, er wollte Shakespeare, den er nicht für den alleinseligmachenden Gott hielt, ebenso umfassen, wie die Griechen. Und wir warten noch heut auf denjenigen, dessen *ruhige* Kraft das erfüllt, was der *unruhigen* Heinrich von Kleists nur halb zu erfüllen gelungen ist.

III.
Die jüngere (Heidelberger) Romantik und die Freiheitsdichter.
(ca. 1806—1815.)

Der Senat der Universitätsstadt Leipzig beschloß anno 1807 zum „bleibenden Denkmal der Verehrung Napoleons des Unsterblichen" die zum Gürtel und Schwert des Orion gehörenden Sterne nach dem Namen des „unüberwindlichen Heros" zu nennen. Als die Nachricht bekannt ward, ballten die Patrioten zähneknirschend die Faust in der Tasche. Nicht nur, daß die politische Bedeutung der Nation

und ihre äußere Freiheit vernichtet war — im eigenen Volkskörper selbst feierte die feige Gesinnungslosigkeit Orgien. Es sah trübe aus — trübe und hoffnungslos. Fürsten und Führer hatten sich schmählich genug benommen, im Volke selbst schienen die sittlichen Triebkräfte eingeschläfert, nicht zum wenigsten unter dem Einfluß der im Aesthetizismus verlorenen Litteratur — was Wunder, daß ein verzweifelter Vaterlandsfreund den in einer anderen Zeit lächerlichen Vorschlag machte: die gesammte Jugend den Eltern zu entziehen und sie fern von verderblichen Einflüssen vorzubereiten auf den großen Freiheitskampf, den sie, wenn sie erwachsen wäre, auszufechten hätte.

Die fast unbegreiflich schnelle Wandlung und Läuterung des Volksgeistes nach dem Falle von 1806 ist eins der größten Kapitel deutscher und speziell preußischer Geschichte. Man versteht es kaum, daß eine Nation, deren materielle und ideell-sittliche Kräfte so geschwächt waren, schon nach sieben Jahren stärker und größer als je dastehen kann. Und man hat die Erklärung dafür doch wohl vor allem in jenen Männern zu suchen, die sich von dem dunklen Hintergrunde der Zeit leuchtend abheben und deren sittliche Kraft ausströmt und übergeht auf das ganze Volk. Diese führenden Männer — und die Litteraturgeschichte notirt das mit Stolz — sind in erster Linie die deutschen Dichter; daneben, gleichsam als wollten sie die Sünden ihrer Leipziger Kollegen wieder gut machen, die deutschen Professoren. Allen gemeinsam ist das eine große Ziel: gerade jetzt in der Zeit der Not die g e i s t i g e Einheit der Nation zu erhalten durch Festerknüpfung des alle umschließenden Bandes deutscher Kultur und Gesittung. Diese Aufgabe vermochten einzig und allein die Poeten und Lehrer zu lösen; sie verschlossen sich ihr nicht. Goethe ging voran. Wohl glaubte der fast Sechzigjährige nicht, daß Preußens Kraft je ausreichen könnte dem gewaltigen, von ihm bewunderten und bewunderungswerthen Genie eines Napoleon gegenüber, aber er stellte es deshalb als Ziel hin, um so mehr auf Wahrung der i n n e r e n nationalen Güter bedacht zu sein. Denn so lange ein Volk diese bewahrt, kann es nicht untergehen. Der Staat war zertrümmert, das deutsche Volksthum — auch ein erst in den Unglücksjahren geprägter Begriff — mußte intakt gehalten werden. Das war die Ansicht Goethes, der später so oft verketzert und verdächtigt worden und der gerade in der Franzosenzeit den Ehrennamen des „deutschesten Dichters" erhielt. Er quittirte über dieses ihn freuende Lob mit dem 1808 fertigen ersten Teile des „Faust" — jenes Faust, der zur endgiltigen Aufrichtung deutscher Einheit mehr beigetragen hat, als jede andere Geistesthat.

Allerdings war es natürlich und notwendig, daß die Jugend noch andere Ideale hegen mußte: über die stillen Goetheschen Bildungsideale hinaus feurige Kampfideale. Diese Jugend stachelt das Volk auf, bringt ihm seine Schmach zum Bewußtsein, begeistert es durch die großen Thaten deutscher Vorzeit, giebt seinem Ingrimm

und seiner Sehnsucht Ausdruck im Liede. Es war nicht notwendig zu singen, aber es war notwendig zu kämpfen.

Man sieht, welche gewaltige Wandlung die Dichter selbst durchgemacht. Die Phantasten, die nichts als die Kunst und wieder die Kunst gekannt, kehren zurück zur Erde; die Kosmopoliten küssen den heiligen Boden des Vaterlandes. Aehnlich wie Kleist (s. o.) geht es allen anderen. „Die Zeit der Dichtung ist vorbei, die Wirklichkeit ist angekommen!" ruft Johann Gottfried Seume, der trotzig-männliche Wanderer der deutschen Litteratur. Und das Wort galt. Ohne die persönliche Gefahr zu achten, schrieb man flammende Proteste. „Ich habe nichts zu verlieren," sagt derselbe Seume, „nur höchstens meinen Kopf, und dieser fängt an grau zu werden und wird mir täglich entbehrlicher."

Unter den Augen der Sieger vollzieht sich diese Erweckung und national-freiheitliche Durchtränkung des Volkes. Während die französischen Regimenter unter Trommelwirbel an der Berliner Universität vorbeiziehen, hält drinnen Fichte seine „Reden an die deutsche Nation": um des allgemeinen Weltplanes willen müsse diese Nation sich erhalten, da der Untergang der Deutschen der Untergang der Kultur sei. Deshalb sei jetzt Vaterlandsliebe das größte Erforderniß und die mächtigste Idee.

In dieser Zeit der Wiedergeburt und der Läuterung läutert sich also auch die Romantik. Das nationale Element, das stets in ihr lag, tritt stark und mächtig hervor. Und der Hauptsitz dieser jüngeren, geläuterten Romantik wird Heidelberg.

Weimar, Jena, Heidelberg, zwischen den beiden letzten vielleicht auch Berlin — das sind die Städte, in denen sich das litterarisch bedeutungsvolle Leben der Zeit abspielt. Weimar die Stadt der Klassiker, Jena die der ersten Romantik, Heidelberg die der zweiten nationalen Romantik. Nach Heidelberg soll die einflußreiche Jenaer Litteraturzeitung verlegt, soll Tieck als Professor berufen werden; in Heidelberg werden die „Jahrbücher" gegründet, die die Litteraturzeitung ablösen, geben Achim von Armin und Brentano die humoristische „Zeitung für Einsiedler" heraus; in Heidelberg wirkt Görres und dorthin gehen die Beiträge der Uhland, Kerner, Eichendorff. Die Grimms und Fouqué stehen dem Kreise nahe.

Man kann es leicht begreifen, daß gerade Heidelberg der Sitz

Seume, Joh. Gottfr. Geb. 29. 1. 1763 zu Poserna bei Weißenfels, studirte Theologie in Leipzig, fiel Werbern in die Hände, ward in hessischen Diensten nach Amerika eingeschifft, dann von preußischen Werbern gepreßt, desertirte, studirte endlich in Leipzig weiter, ward 1793 Sekretär des russ. Grafen Igelström und Offizier in Warschau, war dann Korrektor in einer Druckerei, machte berühmte Fußreisen und starb am 13. 6. 1810 zu Teplitz — Werke: Gedichte 1801; Spaziergang nach Syrakus 1802; Mein Sommer im Jahre 1805; Sämmtl. Werke 12 Bde. — Literatur: J. G. S., Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Oskar Planer und Camillo Reißmann 1898.

der nationalen Romantik ward. Seine Vergangenheit prädestinirte es dazu. Es war der rechte Ort für Männer, sagt Arnim, „die das alte große Deutschland im Herzen tragen." Und diese Erinnerung an das alte große Deutschland war ja eine der Haupttendenzen der nationalen Romantik. Deutlich lassen sich die zwei Linien verfolgen. Die eine: Wiederbelebung und Sammlung von Dokumenten der deutschen Vergangenheit. Hierhin fällt „Des Knaben Wunderhorn", fallen die Grimmschen Märchen und die „Deutschen Sagen", die Forschungen zur deutschen Mythologie von Grimm und Uhland, die Görresschen „Teutschen Volksbücher", die ganz mächtig einsetzenden germanistischen Wissenschaften. Und durchaus parallel damit die andere Linie: Der Zug der poetisch schöpferischen Geister zum Deutsch-Volksthümlichen — jener Zug, der die Dichter entweder ihre Stoffe aus der deutschen Sage und Geschichte holen läßt, oder sie speziell zum Volkslied, zur deutsch-volksthümlichen Wesensart führt. Hier haben wir Kleists Hermannsschlacht und Fouqués Märchen und Ritterromane; die mittelalterlichen Geschichten von Arnim und Brentano; daneben die rein deutschen volksthümlichen Romanzen Uhlands, Eichendorffs und Kerners Lieder, Peter Hebels Alemannische Gedichte u. s. w. Mächtig ergreift diese Bewegung Dichter und Volk, und der Freiherr von Stein wußte, was er sagte, als er das vielcitirte Wort sprach, daß sich in dem Heidelberger Kreise ein gut Theil des Feuers entzündet hat, das die Franzosen später verzehrte.

Die „Zeitung für Einsiedler" ward für diese jüngere Romantik das, was für die ältere das „Athenäum" gewesen war. Achim von Arnim und Brentano gaben sie heraus. Sie waren Freunde ungefähr seit Jahrhundertanfang. Sie zogen wandernd den Rhein entlang, Clemens leicht, beweglich, temperamentvoll, mit der Guitarre im Arm, Achim von Arnim, der märkische Edelmann, schwerfälliger, in seinem Anzuge schäbig gegenüber dem eleganten Clemens, der das rothe Freiheitsmützchen kokett auf seinen schwarzen Locken trug. Bald zu Fuß durch die romantischen Gegenden streifend, bald im Marktschiffe den schönen Strom entlang fahrend, freuten sie sich des eigenthümlichen Volkslebens und sammelten, wie vor ihnen Herder, gleichfalls aus den Kehlen der ältesten Mütterchen die alten Volks-

Arnim, Achim von, geb. 26. 6. 1781 zu Berlin, bereiste einen großen Theil Europas und lebte dann in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, wo er am 31. 1. 1831 starb. — Werke: Hollins Liebeleben. R. 1802; Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. R. 1810; Halle und Jerusalem 1811; Die Schaubühne 1813; Die Kronenwächter oder Bertholds erstes und zweites Leben 1817; Sechs Erzählungen (Nachl.) 1835. Mit Cl. Brentano „Des Knaben Wunderhorn" 1806 und 1808. Sämmtl. Werke 20 Bde., herausg. von seiner Gattin, eingel. v. Wilh. Grimm 1839—48. Auswahl von Koch, von Dohmke. — Literatur: Achim von Arnim und die ihm nahestanden. Herausg. von Steig und Herm. Grimm Bd. I 1894.

lieder. Freunde von nah und fern, herzlich dazu aufgefordert, steuerten dies und jenes, was sie gefunden, bei — und so entstand denn die große Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn", die ihre Namen für immer vereint und unsterblich gemacht hat und deren wundervolle Reichthümer erhebend auf das Nationalbewußtsein, befruchtend auf die deutsche Dichtung wirkten. Wie eine Mahnung fiel dieses Buch in eine schlimme Zeit; wie ein Spiegel stand es vor dem Volke, in dem sich dieses Volk selbst erkannte: in Lieb' und Treu, Kampf und Frieden, Leben und Sterben. „Wo Deutschland sich wiedergebiert — wer kann es sagen? Aber es scheint in diesen Liedern die Gesundheit künftiger Tage uns zu begrüßen." Und wir, die wir heute leben, wissen, daß diese Arnimsche Hoffnung sich erfüllt hat.

Ohne das „Wunderhorn" wäre der Arnimsche Name uns heut' wenig geläufig. Er war ein treuer, ritterlich-vornehmer Mensch von spezifisch christlich-germanischem Gepräge. Eine christlich-germanische Gesellschaft hat er auch gegründet. Als Poet blieb er der feine Dilettant, ewig unfertig und formlos, ohne sicheren Geschmack, im glänzenden, noch heut' bestrickenden Detail thatsächlich erstickend, reich an leuchtenden Farben, an historischem Sinn und historischer Kenntniß die meisten Genossen übertreffend, aber von ihnen hineingezogen in einen ihm wenig natürlichen Hang zum Seltsam-Phantastischen und Spukhaften, so daß, wie bei so vielen Romantikern, nirgends ein reiner Eindruck aufkommt.

Sein Herzensfreund Clemens Brentano war viel stärker und ursprünglicher begabt. Wenn er wollte, hatte er einen süßen Wohllaut der Sprache, einen entzückend reinen Bogenstrich, viel Innigkeit und herzliche Kindlichkeit, eine heiße Leuchtkraft der Farben, Geist, Witz, reichste Phantasie — kurz, eine Ueberfülle von Gaben hatte die Natur auf ihn ausgegossen. Aber es fehlte die richtige Mischung, es fehlte das Beste: der letzte innere Halt. Und so geht er schließlich zu Grunde in einem mystizistischen Katholizismus und halb ästhetisch-wollüstiger Frömmelei. Aber es war bitter schade um ihn. Er hatte das Zeug, der größte nachgoethische Lyriker zu werden; und seine Märchen, seine Lieder, Theile seines „verwilderten" Romans Godwi zu lesen, ist noch heute ein hoher Genuß. Sein Einfluß auf die

Brentano, Clemens. Geb. 8. 9. 1778 zu Frankfurt a. M., erst Kaufmann, dann in Jena studirend und lange ein unstätes Wanderleben als Schriftsteller führend. 1818 trat er zum Katholizismus über und starb 28. 7. 1842 zu Aschaffenburg. — Werke: Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. R. 1801—2; Die lustigen Musikanten 1803; Ponce de Leon 1804; Die Gründung Prags 1815; Die mehreren Wehmüller 1817; Chronika eines fahrenden Schülers; Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl 1817; Gockel, Hinkel und Gackeleia 1838; Märchen, herausg. von Görres 1847; Gedichte 1854; Gesammelte Schriften 1852—55; Auswahl von Diel. — Literatur: Diel und Kreiten, Cl. Brentano 1878; Heinrich, Cl. Brentano, 1878; Kerr, Cl. Brentanos Jugenddichtungen; Kerr, Godwi; Cardauns, die Märchen C. B.'s.

deutsche Dichtung ist auch größer, als man gemeinhin glaubt. Ohne ihn wäre Heine schwerlich der geworden, der er ist. Nicht etwa der von ihm zuerst erfundenen und zum Theil wunderschön besungenen Loreleysage wegen — weit darüber hinaus hat der ungezogene Liebling der Grazien von ihm gelernt, und alle die heut' als speziell heinisch bezeichneten Elemente findet man durchweg schon bei Brentano. Nur daß dessen unruhige und verwilderte Phantasie es nirgends zu der Kondensirung und künstlerischen Durchbildung kommen ließ, die Heine so meisterhaft verstand. Brentano nicht unähnlich in Charakter und Schicksalen war Josef Görres, sein Heidelberger Freund, einer der geistvollsten Publizisten Deutschlands, in dem das südländische Blut sich ebenso kräftig regte und der sich zuletzt ebenso dem mystischen Katholizismus und Ultramontanismus verschrieb.

Unter der gleichen Fahne, aber liebenswürdiger, kämpfte Josef Freiherr von Eichendorff, der sich mit Beiträgen an der Einsiedlerzeitung betheiligte. Er hat große Romane, späte Nachkommen des Wilhelm Meister, geschrieben — wer liest sie noch? Er hat geistvolle, wenn auch unerhört einseitige Studien zur Litteraturgeschichte veröffentlicht — niemand kümmert sich mehr darum. Aber noch immer klingen und tönen seine goldenen Lieder. Die festen Konturen fehlen darin, die Linien sind halb verwischt wie die Linien der Landschaft, die träumend im Mondschein liegt. Um so wundervoller jedoch ist die Stimmung herausgekommen. Da

Görres, Josef von, geb. 25. 1. 1776 zu Koblenz, gründete 1797 das revolut. „Rote Blatt", ward Lehrer der Naturgeschichte und Physik und gab 1806 mit Arnim und Brentano die Einsiedlerzeitung in Heidelberg, seit 1814 allein in Koblenz den Rheinischen Merkur heraus. Später ergab sich G. dem Ultramontanismus, ward Literaturprof. in München, wo er am 29. 1. 1848 starb. — Werke: Aphorismen über die Kunst 1802; Die deutschen Volksbücher 1807; Mythengeschichte der asiat. Welt 1810; Lohengrin 1813; Altdeutsche Volks- und Meisterlieder 1817; Deutschland und die Revolution 1820; — E. Swedenborg 1827; die christliche Mystik 1836—42; Athanasius 1837; Triarier 1838; die Wallfahrt nach Trier 1845 u. v. a. Ges. Schriften, hg. von Marie G. 9 Bde. (darin ges. Briefe, hg. von Binder) 1854—74. — Literatur: Denk, Görres; Sepp, Görres und seine Zeitgenossen.

Eichendorff, Jos. Frh. von, geb. 10. 3. 1788 zu Lubowitz (Oberschles.), studirte in Halle und Heidelberg, trat 1813 als Freiwilliger in die preuß. Armee, ward 1816 Referendar, 1821 Regierungsrath, 1841 Geh. Regierungsrath im Ministerium zu Berlin, starb am 26. 11. 1857 in Neisse. — Werke: Ahnung und Gegenwart 1815; Krieg den Philistern 1824; Aus dem Leben eines Taugenichts; Das Marmorbild 1826; Dichter und ihre Gesellen 1834; Gedichte 1837 und viele literarhist. Werke. — Werke 4 Bde. 1842; Gedichte aus dem Nachlaß, herausg. von Meisner 1888; Ausgew. Werke, herausg. von Hellinghaus 1 Bd., von Dietze 2 Bde. — Literatur: Dietze, Eichendorffs Ansicht über romant. Poesie. Dissert. 1883; Keiter, J. v. E. 1887; H. A. Krüger, Der junge Eichendorff 1898.

rauschen verschlafene Wälder und die Rehe grasen, da ziehen junge Wanderer durch die Sommernacht und lauschen, wie fern das Posthorn schallt, da singen die Mädchen am Fenster und tönen die tiefen Brunnen, und die seligen Sterne scheinen silbern über Wälder und Felder, über die Mühle im kühlen Grunde und das Haus der Herzallerliebsten. Ueber dem allen jedoch, über den Wäldern und über den Sternen, waltet der liebe Herrgott, und ergriffen von der Herrlichkeit möchte die Seele voll Heimweh die Flügel spreizen und nach Haus ziehn — in ihr ewiges Vaterhaus . . .

So ist in Eichendorffs Liedern die ewige Sehnsucht, das uns Deutschen eingeborene Sonntagsheimweh. Das mußte doppelt ergreifen in den Unglücksjahren, wo die Not beten lehrte, wo aller Augen aufschauten zu den Bergen, von denen die Hilfe kommt. Und dieser so ganz deutsche Zug, die lautere Frömmigkeit, die volksthümliche Schlichtheit („In einem kühlen Grunde"), das wundersame Naturgefühl — das alles hat bis auf den heutigen Tag den prächtigen schlesischen Freiherrn so eng verkettet mit seinem Volke und wird es weiter thun. Man möchte selbst mit dem ganzen goldenen Leichtsinn seines wanderfrohen und sangeslustigen „Taugenichts" hinausziehen in die weite Ferne; man möchte selbst in den Wäldern ruhn, deren Rauschen so tief und volltönig durch seine Lieder geht.

Fast noch mehr hat Ludwig Uhland der Nation zu Danke gesungen. Sein Geschmack ist sicherer, seine Linien fester, seine Sprache noch schlichter. Aber dabei entbehrt er jener bei Eichendorff manchmal durchbrechenden Fülle des Herzens. Er ist stets gelassen und ruhig. Er ist rein und golden wie die Krone in der Schäferin Hand (Börne). Ein trotziger deutscher Bürger alten Schlages, fromm und bieder, schlicht und wortkarg, bestimmt und treu — so steht er vor uns. Wie ein aufgeschlagenes Buch kann man in ihm lesen: es ist kein Falsch in seiner Seele. Wundervoll repräsentirt er den besten Volksdurchschnitt. Ein Bürger, d. h. einer von den alten, prächtigen, die heut von der Bourgeoisie aufgefressen sind, ist er auch als Dichter. Eng umschrieben sind die Gefühlsgrenzen, innerhalb derer er sich be-

Uhland, Ludwig. Geb. 26. 4. 1787 zu Tübingen, studirte dort Jura, ging nach Paris, praktizirte in Stuttgart, ward Abgeordneter, 1829 außerordentlicher Professor, gehörte 1848 der deutschen Nationalversammlung an und starb 13. 11. 1862. — Werke: Gedichte 1815; Ernst, Herzog von Schwaben 1817; Ludwig der Bayer 1819; Der Mythus von Thôr 1836; Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder 1844—45. Seine „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" gaben Holland, Keller u. Pfeiffer in 8 Bänden 1865—73 heraus; Gedichte, krit. Ausg. besorgt von E. Schmidt und J. Hartmann. 2 Bde.; Werke, herausg. von Fränkel 2 Bde. — Literatur:: Notter, L. U. 1863; Jahn, L. U. 1863; Mayer, L. U. Seine Freunde und Zeitgenossen 1867; L. U.'s Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe 1874; Fischer, L. U. 1887; J. Hartmann, Uhlands Tagebuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß 1898; Mayne, Uhlands Jugenddichtung. Diss. 1899.

wegt. Extreme liegen ihm fern, begreift er nicht. Leidenschaft, das *δαιμόνιον* der Liebe fehlt ihm ganz. Er ist auch kein Dichter der Liebe. Aber dafür ist er ein Dichter der Treue. Die germanische Mannestreue, die er stets besungen fand in den alten deutschen Gedichten, sie that es auch ihm an. Ein Lied der Treue ist sein bekanntestes: „Ich hatt' einen Kameraden".

An unseren Volksliedern, deren er selbst viele gesammelt, hat er sich gebildet. Schon Arnim und Brentano hatten sich zu Ausscheidungen und Zusätzen unbedenklich entschlossen, als sie die einzelnen Lieder des „Wunderhorn" durchgingen. Uhland kommt in seinen eigenen Dichtungen dem idealen Volksliede noch näher, indem er er kunstvoll komponirt. Kunstvoll ist seine Schlichtheit. Nur geht doch manchmal die letzte Ursprünglichkeit verloren, es ist alles zu regelmäßig, — ein Fehler, den Uhlands Landsmann Justinus Kerner, der lyrischer veranlagt ist, schon eher, und den Mörike später ganz vermeidet.

Uhland hat romantische Stoffe, wo Eichendorff romantische Stimmung hat. Wunderschöne Königstöchter und alte Helden der Vorzeit, treue Schäferknaben und stolze Ritter, Waldkapellen und verfallene Burgen verwendet er dekorativ. Seiner Begabung gemäß neigt er zum Rollenlied. Nonne und Schäfer, Jüngling und Bettler, Hirt und Jäger, Gefangener und König sprechen in einer bestimmten Situation ihre Empfindungen aus. Später befreite er sich von dem romantischen Apparat mehr und mehr. Diese unsterblichen, ganz ins Volk übergegangenen Lieder: „Ich hatt' einen Kameraden", „Was klinget und singet die Straße herauf", „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein", „Bei einem Wirthe wundermild" u. s. w. — sie sind ganz frei davon.

Merkwürdig schnell versiegte seine poetische Ader. Aber aus dem großen Dichter ward ein großer Forscher. Was er allein für die deutsche Mythologie geleistet, ist immer noch viel zu wenig bekannt und geschätzt — durch die Schuld vornehmlich seiner eigenen beispiellosen Bescheidenheit, die ihn fast nichts veröffentlichen ließ. Kraft seiner dichterischen Feinfühligkeit übertraf er im Einzelnen selbst den Mann, der an der Spitze unserer gesamten mythologischen Forschung steht: Jakob Grimm.

Kerner, Justinus. Geb. 18. 9. 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg, erst Lehrling, studirte dann Medizin in Tübingen, ging 1809 auf Reisen, wurde Arzt an verschiedenen Orten, schließlich in Weinsberg, wo er fast erblindet am 21. 2. 1862 starb. — Werke: Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs 1811; Gedichte 1826; Dichtungen 1834; Der letzte Blüthenstrauß 1852; Winterblüthen 1859. Ausgewählte poet. Werke 2 Bde. 1878/79. Viele Schriften über thier. Magnet. — Briefwechsel: Just. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theob. Kerner. 2 Bde. 1897. — Literatur: M. Niethammer, J. K.'s Jugendliebe; A. Reichard, J. K. und das Kernerhaus zu Weinsberg: Th. Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste.

Etwa 13 Jahre haben die Gebrüder Grimm gesammelt, ehe 1812 der erste Band der „Kinder- und Hausmärchen" erscheinen konnte. Der zweite Band war schon 1814 fertig. Durch neue Zusätze von Auflage zu Auflage und feinfühlige Bearbeitung entwickelte sich das Werk dann zu jenem wahren Schatzkästlein, das wir mit Begeisterung als Kinder, mit freudigem Verständniß als Erwachsene lesen. Die Brüder charakterisiren es am besten, wenn sie sagen: Es „geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben blaulichweißen makellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind."

Jakob Grimm war der Aeltere und Bedeutendere, mehr energischer Pfadfinder; Wilhelm der Stillere, der Ausbauende und Beschauliche. In beiden durchdrang sich Poesie und Wissenschaft. Sie hatten die verecundia im höchsten Sinne vor Dichtung, Sprache, Ueberlieferung; sie hatten diese „Andacht zum Unbedeutenden", die mehr als eine philologische eine Tugend des Herzens ist. Sie mußten selbst etwas von den „makellosen glänzenden Augen der Kinder" haben, um

Grimm, Jakob. Geb. 4. 1. 1785 zu Hanau, studirte seit 1802 in Marburg die Rechte, ward in Cassel 1808 Jérômes Privatbibliothekar, 1809 Staatsrathsauditeur, nach den Freiheitskriegen kurfürstl. Bibliothekar, 1829 Biblioth. und Professor in Göttingen, 1841 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen, 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt. Er starb 20. 9. 1863. — Werke: Mit Wilhelm Gr.: Kinder- und Hausmärchen 1812—14 und Deutsche Sagen 1816—18; Deutsche Grammatik 1819, 1826, 1831, 1837; Deutsche Rechtsalterthümer 1828; Deutsche Mythologie 1835; Kleinere Schriften, herausgegeben von Müllenhoff und Ippel 1864—90; Geschichte der deutschen Sprache 1848; Deutsches Wörterbuch (mit Wilh. Gr.), fortgeführt von Lexer, Heyne usw. — Briefwechsel: Briefwechsel zwischen J. und W. Gr. aus der Jugendzeit, hg. von Herman Grimm und Hinrichs 1881; Briefe der Brüder J. u. W. Gr. an Benecke, hg. von Wilh. Müller 1889; Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus, hg. von Ippel 1886; Briefwechsel des Frhr. v. Meusebach mit J. und W. Gr., hg. von Wendeler 1880; Briefwechsel der Gebrüder Gr. mit nordischen Gelehrten, hg. von Schmidt 1885; Emil Brauns Briefwechsel mit den Brüdern Gr., hg. von Ehwald 1891; Briefwechsel F. Lückes mit den Brüdern Gr., herausg. von Sander 1891. — Literatur: Wilh. Scherer, Jakob Grimm; Duncker, die Brüder Grimm 1884; Andresen, Ueber die Sprache J. Gr.'s 1870.

Grimm, Wilhelm. Geb. 24. 2. 1786 in Hanau, studirte seit 1804 in Marburg die Rechte, 1814 Bibliothekssekretär in Cassel, dann Bibliothekar und Professor in der phil. Fakult. in Göttingen (1835). 1841 ging er mit seinem Bruder nach Berlin, wo er 16. 12. 59 starb. — Werke: (siehe Jakob Grimm.) Außer vielen Ausgaben älterer deutscher Dichtungen: Ueber deutsche Runen 1821; Die deutsche Heldensage 1829; Ueber Freidank 1850—55; Zur Geschichte des Reims 1852; Kleinere Schriften, herausg. von Hinrichs 1881—87. — Briefwechsel und Literatur: siehe Jakob Grimm.

die verborgenen Schätze zu heben. Deshalb liebt man die Grimms noch mehr, als man sie verehrt; deshalb, sagt Wilhelm Scherer so schön, erfreuen auch ihre Irrthümer das Herz und man möchte lieber daran glauben, als sie verwerfen. Auf ihren Arbeiten baut sich mehr als eine neue Wissenschaft auf, und Jakobs „Deutsche Grammatik", seine Bearbeitung der deutschen Rechtsalterthümer und der deutschen Mythologie, Wilhelms „Deutsche Heldensage", ihr gemeinsames Schaffen am „Deutschen Wörterbuch" haben Anstöße gegeben, die nach allen Seiten wirkten, Wege gewiesen, die für lange Zeit noch unerledigt sind.

Die Heldensagen, in die sich die Grimms vertieften, gaben dem Baron Friedrich Fouqué den Stoff zu vielgelesenen Dichtungen. Fouqué war ein ehrliches, begeisterungsfrisches Herz, aber kein gerade kluger Kopf. Er hat über ein Dutzend große Ritterromane geschrieben, die nicht so schlimm sind, wie sie gern gemacht werden, auf die alle jedoch der geplante Titel des Einen paßt: „Waffenhallen und Minnelauben". Allmählich erst wird er manirirt, und das unerhörteste Heldenthum, die rasselnde Reckenhaftigkeit, eine Unsumme von sittsamer Tugend schleudert er in ununterbrochener Produktion frisch aus dem Handgelenk. Unter seinen Dramen ist das Heldenspiel „Sigurd der Schlangentödter" am bekanntesten; als erster Theil einer Nibelungentrilogie behandelt es die Siegfried-Sage. Auch Fouqué geht wie später Wagner auf die nordische Fassung zurück und schreibt gleichfalls allitterirende und schlechte Verse. Heine hat sehr schön gesagt, daß Fouqués Ritter aus Eisen und Gemüth beständen und Held Sigurd neben der Kraft von hundert Löwen den Verstand von zwei Eseln hätte. Von allem, was er während eines ziemlich langen und glücklichen Lebens geschrieben, ist heut' nur noch die „Undine" lebendig, das liebliche Märchen voll holder Anmuth und Naturbeseelung.

Die national-volksthümliche Strömung kam auch dem köstlichen J. P. Hebel zu Gute, den kein Geringerer als Goethe lobend empfahl und dessen alemannische Gedichte in ihrer prächtig-natürlichen Art weite Verbreitung fanden.

Fouqué, Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte, geb. am 12. 2. 1777 in Brandenburg, 1794 preuß. Offizier, später auf seinem Gute Nennhausen seinen liter. Neigungen lebend. 1813 trat er wieder als Freiwilliger ein, machte die Hauptschlachten mit, las später in Halle öffentlich über Geschichte und Poesie und starb 23. 1. 1843 zu Berlin. — Werke: Der Held des Nordens. Trilogie (Sigurd der Schlangentödter — Sigurds Rache — Aslauga) 1808; Eginhard und Emma 1811; Undine 1811; Alboin der Longobardenkönig 1813; Der Zauberring 1813; Sintram und seine Gefährten 1814; Die Fahrten Thiodolfs 1815; Gedichte (1816—27); Geistliche Gedichte; Ausgewählte Werke 12 Bde. 1841.

Hebel, Joh. Peter. Geb. 11. 5. 1760 zu Basel, studirte in Erlangen Theologie, wurde 1782 Pfarrvikar, dann Lehrer in Karlsruhe, 1805 Kirchenrath, 819 Prälat, und starb 22. 9. 1826 zu Schwetzingen. — Werke

Blickt man auf all' diese Männer, die der jüngeren Romantik angehören oder nahestehen, zurück, so scheint es, als gäbe es keine Gruppe innerhalb der deutschen Litteratur, die so viel liebenswerthe, uns herzlich anziehende Persönlichkeiten in ihrem Kreise beschlossen hätte. Es ist in den meisten dieser Männer ein vortrefflicher Kern, ein lauteres Herz, ein warmes Nationalgefühl, ein volksthümlicher Zug. Sie sind nicht mehr wie die Mehrzahl ihrer Jenenser Vorgänger Nur-Dichter, sondern sie haben als Professoren und Aerzte, als Geistliche und Beamte Fühlung mit dem wirklichen Volksleben. Das kommt ihrer Dichtung zu Gute. Die schädliche Isolirung der Kunst, das Auseinandergehen von Dichtung und Leben hört jetzt in den Jahren der Noth auf. Wieder einmal gehen auch Wissenschaft und Poesie Hand in Hand; die eine befruchtet sich an der anderen; Praktiker und Theoretiker sind einig in großen Zielen. Und wo die Volkskraft sich so auf einen Punkt konzentrirt, schafft sie Gewaltiges. Durchtränkt von dem nationalen und sittlichen Gefühl seiner geistigen Führer stand das Volk auf — es mußte aufstehen. Und noch heut' erschauern wir vor der elementaren Kraft, die sich 1813 freimachte, vor diesem Begeisterungssturm, der eine ganze Nation packte und über sich selbst hinaushob.

Von den deutschen Dichtern blieb fast keiner zurück, als die Trompeten riefen. Fouqué, Eichendorff, Körner, Willib. Alexis und Ernst Schulze, daneben Dorothea Schlegels Sohn Philipp Veit und Varnhagen von Ense, später Immermann, Holtei und Wilhelm Müller — sie alle griffen zum Schwerte. Und wer nicht mitthun konnte, der stimmte geharnischte Kriegs- und Siegeslieder an: Schenkendorf und Arndt, Uhland und Rückert, die Stolberg und Brentano.

Vor allen anderen gelten hier aber drei Poeten. Es sind die eigentlichen Liederdichter der Befreiungskriege. Zuerst Theodor Körner. Als kleines Nachahmertalent ohne eigenes Gepräge hatte er sich bislang in unreifen Theaterstücken versucht. Da kam die gewaltige Volksbewegung des heiligen Krieges, und der Geist jener

mannische Gedichte 1803; Der rheinländ. Hausfreund 1808—15; Schatzkästlein des rh. H. 1811; Die bibl. Geschichten 1824; Werke, herausg. von Behaghel 2 Bde. — Briefwechsel: Briefe von Hebel, herausg. von O. Behaghel 1883. — Literatur: Längin, Joh. P. H. 1874; Längin, Aus H.'s ungedruckten Papieren 1882.

Körner, Karl Theodor. Geb. 23. 9. 1791 zu Dresden, besuchte 1808 bis 1810 die Bergakademie in Freiberg, dann die Universität Leipzig, wurde Theaterdichter in Wien, zog als Adjutant Lützows in die Freiheitskriege und fiel 26. 8. 1813 unweit Gadebusch. — Werke: Knospen — Der grüne Domino — Nachtwächter — Toni — Hedwig — Zriny — Rosamunde — Leier und Schwert. Sämmtl. Werke, hg. v. Streckfuß 1834; v. Wolff 1858; v. A. Stern; v. H. Zimmer 1893. — Literatur: L. Bauer, K.'s Leben 1883; Kreyenberg, Th. K. 1891; Fr. Frenzel, Th. K. 1891; E. Peschel und E. Wildenow, Th. K. und die Seinen, 2 Bde. 1898.

Tage hob ihn so empor, daß er wie mit feurigen Zungen von seinen Begeisterungen redete. Wohl ist auch jetzt in seinen Liedern noch vieles Phrase, aber ein Hauch jener großen Zeit hat sich darin verfangen und weht uns mit lebendigem Odem an. Und als der einst wegen Duellwüthigkeit relegirte, von allen deutschen Universitäten ausgeschlossene Dichter den Heldentod für sein Vaterland starb, da stieg seine Schätzung innerhalb der Nation immer höher, und der frühe, schöne Schlachtentod brachte ihm den dauernden Ruhm, den ein längeres Leben seinem poetischen Können wohl versagt hätte.

Ernst Moritz Arndt ist derber, reifer, tiefer. Er kennt keine Phrasen. Aus den untersten Schichten des Volkes ist er hervorgegangen; diesem Volk galt allzeit seine Liebe. Er war in seinem Wesen spezifisch protestantisch, ein ganzer Mann aus hartem Holz und bis zu seinem Tode ein streitbarer Kämpe von unerbittlicher Wahrhaftigkeit — Deutschlands gutes altes Gewissen. Darin ist er Seume ähnlich, und wie Seume hat er später vornehmlich durch seine Persönlichkeit gewirkt. Aber neben den berühmten Freiheitsliedern: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Was blasen die Trompeten?“, „Was ist des Deutschen Vaterland?“ u. s. w. haben wir manch' anderes schönes, mit Unrecht vergessenes Gedicht von ihm.

Der sanfte Schenkendorf nimmt sich als Dritter neben dem stürmischen Körner und dem harten Arndt etwas blaß aus. Er hat viel Weiches und Weibliches; er ist ein stiller Schwärmer, ohne die Bestimmtheit der beiden Anderen. Er sieht weit mehr in Zukunft

Arndt, Ernst Moritz. Geb. 26. 12. 1769 zu Schoritz auf Rügen, studirte in Greifswald und Jena Theologie und Geschichte, reiste viel, ward 1800 Privatdozent der Geschichte und Philologie an der Universität Greifswald, 1806 ebenda ao. Professor, mußte in der Franzosenzeit fliehen, verband sich 1812 mit Stein und schürte durch Flugschriften und Gedichte die deutsch-vaterländische Bewegung. 1817 ward er Professor in Bonn, in der Zeit der Demagogenriecherei aber seines Amtes entsetzt, 1820. Erst 1840 durfte er seine Vorlesungen wieder aufnehmen. Er starb am 29. 1. 1860. — Werke: Gedichte 1804; 1811; vollständ. Samml. 1860; Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. vom Stein 1858; Geist der Zeit, Bd. 1, 1807; 2—4, 1813—18; Erinnerungen aus dem äußeren Leben und viele Reise- und Geschichtswerke, publizistische Arbeiten und Flugblätter. — Briefwechsel: Briefe a. e. Freundin, hg. v. Langenberg; Briefe an Johanna Motherby, hg. v. Meisner. — Literatur: Baur, E. M. Arndts Leben; Langenberg, E. M. Arndts Leben und Schriften; Meisner und Geerds, E. M. Arndt; Rover, E. M. Arndt; Schenkel, E. M. Arndt; Thiele, E. M. Arndt.

Schenkendorf, Gottl. Ferd. Maximil. Gottfried von, geb. 11. 12. 1783 zu Tilsit, studirte Cameralia in Königsberg, wo er 1806 Referendar ward, nahm an den Freiheitskriegen Theil, ward 1815 Regierungsrath in Koblenz und starb dort 11. 12. 1817. — Werke: Gedichte 1810; Poetischer Nachlaß 1832; Sämmtl. Gedichte 1837. — Literatur: Hagen, M. v. S.'s Leben 1863; Knaake, M. v. S., der deutsche Kaiserherold 1890.

und Vergangenheit, als recht in die Gegenwart; er wird der deutsche Kaiserherold und der schwärmerische Verkünder deutschen Mittelalters und Ritterthums. Er ergriff den Augenblick nicht so gut wie Arndt und Körner; die Leidenschaft fehlte ihm. Die sanfte Klage um die Königin Luise (Rose, schöne Königsrose) gelingt ihm besser, als das unmittelbar packende Kriegs- und Siegeslied.

Was die Sänger durch die Jahre prophezeit, was das ganze Volk ersehnt und erhofft — nun ging es also leuchtend in Erfüllung: Deutschland ward frei. Und nun schien es, als müßte sich jetzt auch die deutsche Dichtung zu höchster Höhe erheben, denn sie hatte die nährende, kräftigende Verbindung mit dem Volke und sie durfte *jetzt* erblühen in vollster *Freiheit*. Die Herzen waren so voll von diesen großen Hoffnungen. Uhland hatte im Vorwort zu seinen Versen 1815 sich noch entschuldigt:

„Bleibt euch ... manches kleinlich,
Nehmts für Zeichen jener Zeit,
Die so drückend und so peinlich
Alles Leben eingeschneit!
Fehlt das äußre freie Wesen,
Leicht erkrankt auch das Gedicht;"

Doch hatte er voll aufblühender Hoffnung hinzugesetzt:

„Aber nun die hingemoderte
Freiheit Deutschlands frisch aufloderte,
Wird zugleich das Lied genesen,
Kräftig steigen an das Licht.

Seien denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderschaar,
Deren Bau und Wuchs gesünder,
Höher sei, als unsrer war!..."

Der Prophet irrte sich. Die deutsche Dichtung blühte nicht wie erwartet höher auf. Weshalb nicht? Das ist ein trübes Kapitel, denn es handelt von den kleinen Fürsten, die ein großes Volk unterdrückten ...

IV.
Die Restauration.
(ca. 1815—1830.)

Der Friede von Paris war nicht nach dem Sinne der Patrioten. Der Lohn stand in keinem Verhältniß zur Leistung. Ohne viel Hoffnung sah man dem Wiener Kongreß entgegen, und sein Verlauf gab den Pessimisten Recht.

Als er im September 1814 zusammentrat, waren große Probleme zu lösen. Die deutsche Kaiseridee, für die Schenkendorf wer-

bend gesungen, die Vertheilung der wiedereroberten Gebiete stand auf der Tagesordnung. Da fiel das berühmte Talleyrandsche Wort: einzig das Legitimitätsprinzip dürfe für die Neuordnung der Dinge maßgebend sein. Der geniale Diplomat wußte, was er sagte. Bei der strikten Innehaltung des Legitimitätsprinzips war die Festerknüpfung des Einheitsbandes unmöglich, Deutschland blieb schwach und zerstückelt, das besiegte Frankreich triumphirte, und das deutsche Volk hatte einen genialen Tyrannen vertrieben, um einer ganzen Anzahl kleiner und nichts weniger als genialer Tyrannen von neuem ausgeliefert zu werden.

Die Kaiseridee war damit aufgegeben, der Partikularismus neu gestärkt. Das Wien des Kongresses ward nun nicht mehr die Stadt der Arbeit, sondern der rauschenden Feste. Verzweifelt knirschten die Patrioten mit den Zähnen. Aber noch einmal schien alles gut zu werden: Napoleon entwich von Elba. Am 20. März 1815 öffnete ihm Paris die Thore. Die besten Deutschen athmeten auf: sie hofften, der unvermeidliche neue Kampf und Sieg würde der Nation endlich zu ihrem Rechte verhelfen.

Auch die kleinlichen Haderer in Wien waren plötzlich einig. Fünf Tage nach Napoleons Einzug in Paris ward von neuem der Krieg erklärt. Zwei Monate später kam eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms III. heraus, die Preußen eine Konstitution versprach.

Das Versprechen war notwendig. Nun wußte das Volk, daß es nicht nur für den König kämpfte, sondern auch für sich, für seine Freiheit und Wohlfahrt. Es ist bekannt, daß der König sein Wort nicht hielt — ein Zug, der den braven, aber ewig unentschlossenen Fürsten aus der Liebe des Volkes strich. Der Erfolg der gewaltigen Kräfteanspannung war also gleich Null. Nach außen nichts gewonnen: kaum ward der Status von 1805 wiederhergestellt; nach innen nichts: denn die Einführung der zugesagten allgemeinen Volksrepräsentation erfolgte nicht. Eigentlich schnitten nur die Fürsten gut ab. Sie saßen wieder auf ihren Thronen und Thrönchen und hatten nichts gelernt und nichts vergessen.

„Für die Fürsten alles, für die Völker nichts als die Aussicht in ein neues Jahrhundert voll Noth, Elend und Schmach" — so ungefähr faßt Görres das Resultat der Freiheitskriege zusammen. Da war es kein Wunder, wenn gerade die treuesten deutschen Herzen aufbegehrten und in die Opposition geriethen. „Das deutsche Volk," rief Gneisenau erbittert, „ist wie immer auch diesmal von seinen Fürsten verrathen worden." Und Freiherr von Stein findet „den Hauptgrund der Gährung in Deutschland in dem Betragen unserer Fürsten und Regierungen; sie sind die wahren Jakobiner." Aehnlich urtheilt Ernst Moritz Arndt und die Reihe der übrigen Patrioten.

Anstatt stutzig zu werden und umzukehren, suchte die Regierung, die der „heiligen Allianz" zu Liebe immer mehr in Abhängigkeit von Rußland gerieth, einen Anlaß zum Einschreiten gegen die unzufriedenen Elemente. Eine an sich harmlose Bewegung der Jugend

gab ihn. Von Jena nämlich war der Gedanke einer allgemeinen deutschen Burschenschaft ausgegangen, die unter den schwarz-rot-goldenen Farben des Lützowschen Freikorps jenen herrlichen Geist pflegen und bewahren sollte, der 1813 das ganze Volk entflammt hatte. Auf der Wartburg, zum Reformationsfeste, kamen die begeisterten jungen Leute zusammen, verbrannten feierlich Kotzebues Geschichte des deutschen Reiches und andere Werke von gemeiner Gesinnung, daneben die symbolischen Abzeichen des Polizeiregiments, hielten Reden, sangen „Ein' feste Burg ist unser Gott" und nahmen gemeinsam das Abendmahl. Religiös-christliche und deutsch-nationale Tendenzen durchdrangen sie alle. Es war ein sonderbarer Mischmasch von echter Begeisterung, Unreife und Geschmacklosigkeit, der nicht nur die Regierungen verstimmte.

Jedenfalls hatte man ein scharfes Auge auf die ganze Bewegung, der sich auch Professoren anschlossen, und als ein überspannter Student Karl Sand den verhaßten russischen Spion Kotzebue ermordete, ein Theologieprofessor die That zwar verurtheilte, aber den Geist, der daraus sprach, als „schönes Zeichen der Zeit" pries, als endlich ein neuer Anschlag gegen das Leben des Regierungspräsidenten Ibell stattfand — da glaubte man an eine allgemeine Verschwörung, und Metternich berief einen Kongreß nach Karlsbad.

Die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse wurden hier geboren. Die junge burschenschaftliche Bewegung ward unterdrückt („Wir hatten gebauet ein stattliches Haus"), die Zensur wieder eingeführt, die Universitäten unter Aufsicht gestellt und eine Zentral-Untersuchungskommission in Mainz eingesetzt, die den geheimen Verbindungen nachzuspüren hatte. Die liberalen Minister, die sich diesen Beschlüssen widersetzten, machten reaktionären Platz.

Nun begann die Zeit der Denunziationen. Die besten Patrioten: Arndt, Schleiermacher, Gneisenau, Jahn u. s. w. wurden verdächtigt. Man hatte Furcht, der furor teutonicus, der einen Napoleon zermalmt, könnte sich eines Tages gegen die Throne und Thrönchen der einheimischen Fürsten richten.

Nicht auf Deutschland allein beschränkt sich diese große Reaktion, die so schön Restaurirung genannt wurde. Außer den zur heiligen Allianz gehörenden Staaten hatte vor Allem England darunter zu leiden. Und wie wir es im 19. Jahrhundert noch einmal erleben, auch nach einer Volkserhebung: in solchen dumpfen Reaktionszeiten wirken speziell in der Litteratur immer die gleichen Tendenzen. Das Volk, nach der gewaltigen Anspannung aller seiner Kräfte erschlafft, beugt sich zunächst willenlos; die Unzufriedenheit führt nicht zum Kampf, sondern schafft sich andere Ventile. Solche Ventile sind: Flucht in eine bessere Vergangenheit; in das Wunderland des Orients; Ueberwindung der Erde durch den Himmel, dem man sich ganz hingiebt; Vergessen der Zeit in der Natur und Idylle; schließlich: Antheilnahme an den Bewegungen anderer, sich kräftig rührender Nationen. Diese sich stets wiederholenden Strömungen, denen wir

nach 1848 gleichfalls begegnen, bestimmen die Litteratur der Restaurationszeit. Nach dem großen Beispiel Walter Scotts, des meistgelesenen damaligen Erzählers, führen die Arnim, Hauff, Alexis, Spindler u. s. w. in die Vergangenheit; die Goethe, Schefer, Rückert, Platen ins Morgenland; die Brentano, Görres, Zacharias Werner, Friedrich Schlegel und die außerordentlich große Zahl der Konvertiten zu den Tröstungen der Religion und den Hoffnungen des Himmels; die Eichendorff, Schulze u. s. w. zur weltfremden, naturseligen Idylle; die Müller, Chamisso u. s. w. als die kräftigsten in die Freiheitskämpfe anderer Nationen, hier speziell der Griechen. Die Griechen- und Polenschwärmerei wird jetzt also modern. Sie spukt noch lange durch die Litteratur, und über Müller und Chamisso hinaus haben ihr noch Platen, Heine, Lenau,. Freiligrath, Hebbel u. s. w. poetisch gehuldigt.

Der Untergang der nationalen Hoffnungen führt also wiederum eine Art Weltflucht herauf — oder besser, wie wir bald sehen werden, den Weltschmerz. Nicht Deutschland jedoch stellt den höchsten poetischen Repräsentanten der Zeit, sondern England. Gerade hier in dem Inselreiche mit seinem freiheitlichen Volke ward der Gegensatz des Volksempfindens zum starr-reaktionären Regiment des Kabinets Liverpool am stärksten ausgeprägt. Eine bedenkliche Erbitterung bemächtigte sich der Nation. Es war eine zerrissene Zeit. Ihren charakteristischen Ausdruck fand sie in Lord Byron.

Kein fremder Dichter hat im 19. Jahrhundert so stark auf die deutsche Litteratur gewirkt wie er. Und wie in solchen Fällen immer: nicht als reiner Künstler, sondern als Persönlichkeit, als Zeittypus, als Charakter. Mit den Stuarts verwandt, mit der stolzen Vergangenheit eines großen Geschlechtes verwachsen, schien er dazu berufen, eine Säule romantischer Poesie zu werden. Aber ebenso gewaltig wie seines Geschlechtes Vergangenheit packte ihn die demokratische Strömung der Zeit, wie sie in der großen Revolution, in den Befreiungskriegen so vieler Völker zum Ausdruck kam. Zwei Seelen in seiner Brust, das Alte ewig im Kampf mit dem Neuen, er selbst fortwährend in Extremen und Widersprüchen. Ein Peer von England, aber arm; unerhört eitel auf seinen Adel, aber begeistert für die Revolution und Rousseau. Völlig Dandy, aber im Parlament für die Interessen der Arbeiter redend; ein schwärmerischer Bewunderer Napoleons, aber stets auf der Seite der unterdrückten Völker. So betheiligt er sich auch am griechischen Freiheitskrieg — aber er ließ sich goldene Helme mit adeligen Devisen dazu anfertigen.

Seiner Einwirkung kann sich keine Litteratur verschließen. Er ist eine neue Welt, er stellt ein neues poetisches Ideal auf. Der Zwiespalt, in dem Klassiker und Romantiker sich verzehrten, war der zwischen Welt und Ich, zwischen Wirklichkeit und Ideal. Um ihm zu entgehen, wandte man sich von der Welt ab und entwickelte harmonisch nur sein Ich. Hier war also Weltflucht das Resultat des Zwiespalts.

Anders bei den Byron-Naturen. Sie tragen den Konflikt in sich, im eigenen Ich. Ihnen hilft keine Weltflucht mehr, sondern im geraden Gegentheil das heftige Welterfassen, denn ihre Rettung ist, über dem Strudel der Welt und in ihm das eigene disharmonische Ich zu vergessen. Der Konflikt ist also tiefer, ist nach innen verlegt. Und so sind die Byron-Naturen aktiv, wo die Romantiker passiv sind. So werfen sie sich rastlos hin und her, durchstreifen die ganze Welt, verlassen ihr Vaterland, während ihre Vorgänger ruhig in Jena und Weimar, in Dresden und Berlin sitzen bleiben. So definiren die Einen, die Klassiker und Romantiker: Poesie ist höchste Harmonie und Ruhe; die Anderen: Poesie ist Leidenschaft. Weltflucht dort, Ichflucht hier. Die Folge, oder vielmehr die Erscheinungsform jener eigenen schmerzlichen Zerrissenheit ist dann der sogenannte Weltschmerz, der bald die Litteratur beherrschen sollte.

Auch der Philosoph des Weltschmerzes war schon da. Nur ward er nicht erkannt. Arthur Schopenhauer gab in dieser Reaktionszeit, 1819, sein Hauptwerk heraus: „Die Welt als Wille und Vorstellung", das seine stärkste Wirkung jedoch erst Jahrzehnte später ausübte und vorläufig gegen die herrschende Hegelsche Philosophie nicht aufkommen konnte. Diese Hegelsche Philosophie unterjochte die Geister mehr und mehr. Die Restauration und Reaktion bediente sich ihrer, und die liberale Opposition holte die Waffen später aus dem gleichen Arsenale. Denn auf dem Hegelschen Satz, daß alles Wirkliche nur der Weg sei, den die Idee nehme, um bewußte Idee zu werden, alles Wirkliche also nur Realisirung der Idee und ergo vernünftig sei wie umgekehrt alles Vernünftige wirklich — auf diesem Satz konnte natürlich Reaktion wie liberale Opposition gleicherweise fußen.

Von den Dichtern dieser Zeit sind hier noch zu nennen die Lyriker: Wilhelm Müller, A. v. Chamisso, Friedrich Rückert; die Erzähler: Wilhelm Hauff und E. Th. A. Hoffmann; dazu eine Reihe meist österreichischer Dramatiker.

Wilhelm Müller ist der Typus der deutschen Philhellenen. In der begeisterten Theilnahme, die er nach Byrons Vorbild den um ihre Freiheit kämpfenden Griechen zuwandte, steckte halb unbewußt die Opposition gegen die deutschen Zustände. Heut sind diese Griechenlieder vergilbt. Mit ihren meist langausladenden Zeilen sind sie zu pathetisch-renommistisch, auch zu sentimental, um die heutige Welt zu packen. Sie lagen auch der mehr naiv-frischen, wein- und wanderfrohen Natur Müllers garnicht: er ist überall sterblich, wo er die

Müller, Wilhelm. Geb. 7. 10. 1794 zu Dessau, studirte in Berlin Philologie und Geschichte, nahm an den Freiheitskriegen Theil, bereiste Italien und ward dann in Dessau Gymnasiallehrer und Bibliothekar. Er starb dort 30. 9. 1827. — Werke: Rom, Römer und Römerinnen 1820; Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten 1827; Lieder der Griechen 5 Hefte 1821—24; Neugriech. Volkslieder 1825; Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge 1827; Vermischte Schriften, herausg. von Schwab 1830.

leichte Liedform verläßt. Diese aber beherrscht er vorzüglich. Nur wenige Liederdichter von speziell deutscher Wesensart können sich da mit ihm messen. Mit unglaublicher Leichtigkeit produzirend, hat er sich viel Minderwerthiges, Bonbondevisen und „Tafellieder für Liedertafeln“ geleistet, aber viele seiner bessern Gedichte, die fast stets als Rollenlieder Müllerknechten, Jägern, Musikanten in den Mund gelegt sind, hat die Nation übernommen und lebendig erhalten. Sie haben zwar nirgends eine besondere Tiefe der Empfindung oder Form, aber dafür neben freundlicher Innigkeit eine natürliche und klingende Diktion, die den geborenen Lyriker zeigt und die auch Schubert gereizt haben mag, vielen seiner schönsten Melodien Müllersche Texte unterzulegen.

In dem kleinen Cyklus „Chios“, in „Lord Byrons letzter Liebe“ 2c. hat auch der Deutsch-Franzose Adalbert von Chamisso den kämpfenden Hellenen und dem blassen Dichterlord seinen Tribut gezollt. Er hat daneben auch die schwere Zeit der Not angeklagt, die über die Welt und seine geliebte neue Heimat gekommen. Wunderbar geradezu ist es, wie dieser Franzose germanisches Wesen erfaßt und ausgedrückt hat. Seine Lyrik ist stärker als die Müllersche mit epischen Bestandtheilen durchsetzt; sie enthält besonders später kräftige realistische Momente — Töne, wie sie verhältnismäßig selten in der deutschen Dichtung angeschlagen waren. Das prachtvolle Gedicht „Die alte Waschfrau“ zeugt davon. Seine bekannteste Schöpfung allerdings, das vielgepriesene „Frauen-Liebe und Leben“, in dem er das spezifisch-deutsche Frauenideal, das wir auch bei Kleist fanden, lyrisch ausmünzt, ist bei aller Schönheit und Innigkeit im Einzelnen doch gar zu weich und thränenselig gerathen. Darin hat am Ende des Jahrhunderts eine Dichterin, Anna Ritter, ihn geschlagen. Glücklicher ist er, wenn er in treuer Erinnerung seiner Jugendzeit gedenkt und des Schlosses seiner Väter, wenn er deutsche Volkssagen poetisirt und in fließenden Terzinen die drei Tafeln des armen Einsiedlers auf Salas y Gomez deutet. Auch das Märchen von Peter Schlemihl wird noch gern gelesen — eine poetische Befreiung von jenen trüben Stimmungen, die ihn erfaßten, als 1813 die Zeit für jeden ein Schwert hatte, nur nicht für ihn.

Was Wilhelm Müller und Chamisso gelang, nämlich vom Volk gesungen und in den Schulen deklamirt zu werden, das erreichte

Chamisso, Adalbert von. Geb. 30. 1. 1781 auf Schloß Boncourt (Champagne), kam mit seinen Eltern 1790 nach Deutschland, ward preuß. Offizier, reiste dann mit Frau von Staël, machte 1815—18 eine Reise um die Welt, wurde nach seiner Rückkehr Vorsteher der Königl. Herbarien und starb 21. 8. 1838. — **Werke:** Neben den naturwissenschaftlichen: **Peter Schlemihl** 1814; **Gedichte** 1831; **Werke,** herausgeg. von **Hitzig** 6 Bde.; von **Kurz** 2 Bde.; von **Max Koch** 4 Bde. — **Literatur und Briefwechsel:** **Fulda, Ch.** u. s. **Zeit**; **Hofmeister, A. v. Ch.**; **Dubois-Reymond, Ch. als Naturforscher**; **Varnhagen, Briefe von Ch.** u. a. 1867.

Friedrich Rückert trotz seines längeren Lebens nur halb. Wohl kennt man überall sein wundervolles Volkslied „Aus der Jugendzeit", dies und jenes Gedicht vielleicht noch obendrein — aber bei dem Umfang der Rückertschen Produktion will das wenig sagen. Er hat ein halbes Jahrhundert hindurch ständig gedichtet; es war die reinste lyrische Diarrhoe. Alle Formen der Welt, besonders die des Morgenlandes, probirte er durch und erlangte schließlich eine formale Gewandtheit, die zwar oft der Kunst, öfter aber noch dem Kunststück zu Gute kam. Einen „Perlensticker" nennt ihn Brentano. Sein berühmter Liebesfrühling ist herzlich langweilig; die paar Perlen („Er ist gekommen in Sturm und Regen") gehen unter in der allgemeinen Oede. Denn Rückert machte gleich hundert Gedichte, wo ein Chamisso sich mit neun begnügte. Und in diesen hundert ist dann die ursprünglich starke Empfindung so in die Länge gezogen und plattgeschlagen, daß man bei aller Formenkunst eine innere Leere verspürt. Die ἀνάγκη fehlt, die gerade die Lyrik haben muß. Ein geistreicher Einfall, eine gute Idee, eine Weisheitslehre, ein Bucheindruck, ein Erlebnis — alles, alles mußte ein Gedicht geben. So hat man keine reine Freude an ihm. Und die Masse erdrückt das Echte.

Adalbert von Chamisso war im Kreis der „Serapionsbrüder" im Hitzigschen Hause oft mit E. Th. Hoffmann zusammengekommen, der im selben Jahre, 1814, als Chamisso den Schlemihl schrieb, seine „Phantasiestücke in Callots Manier" erscheinen ließ, denen eine große

Rückert, Friedrich. Geb. 16. 5. 1788 zu Schweinfurt, studirte in Würzburg und Heidelberg die Rechte und Philologie, ward 1811 Dozent in Jena, 1816 Redakteur in Stuttgart, 1826 Professor der oriental. Sprachen in Erlangen, 1841 Geh. Reg.-Rath und Professor in Berlin. 1849 gab er die Professur auf und lebte bis zu seinem am 31. 1. 1866 erfolgten Tode auf seinem Gut Neuses bei Koburg. — Werke: Deutsche Gedichte (unter Freimund Raimar; darin die Geharnischten Sonette) 1814; Kranz der Zeit 1817; Oestliche Rosen 1822; Gesammelte Gedichte, 6 Bde. 1834—38 (in Band 1 der „Liebesfrühling"); Weisheit des Brahmanen 1836—39; Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein von F — r. 1863; Uebersetzungen von Hariris Makamen 1826; Nal und Damajanti 1828 ꝛc. ꝛc. Aus dem Nachlaß: Lieder und Sprüche 1866; Aus F. R.'s Nachlaß 1867; noch weitere Uebersetzungen ꝛc. ꝛc. Poetische Werke, Gesammtausgabe 12 Bde. 1868 bis 69; Auswahl v. Laistner 6 Bde.; v. Beyer 6 Bde.; v. Stein 6 Bde.; v. Ellinger 2 Bde. — Literatur: Fortlage, R. und seine Werke 1867; C. Beyer, Erinnerungen an R. 1866; ders., F. R. Ein biogr. Denkmal 1868; ders., Neue Mittheil. über R. 1873; ders., Nachgel. Gedichte R.'s und neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften 1877; ders., F. R. Ein Lebens- und Dichterbild 1890; ders. außerdem viele kleinere Schriften über R. — Boxberger, Rückert-Studien 1878; Suphan, F. R. 1888; Muncker, F. R. 1890; Voigt, R.'s Gedankenlyrik 1891.

Hoffmann, Ernst Theod. Amadeus (Wilhelm), geb. 24. 1. 1776 zu Königsberg, studirte dort die Rechte, kam erst zum Kammergericht nach Berlin, dann als Assessor nach Posen, 1802 als Rath nach Plock und 1804 nach Warschau. Von 1806—16 war er bald als freier Schriftsteller, bald als Musikdirektor

Reihe seltsamer Novellen folgte. Hoffmann knüpft unmittelbar an die deutsche Novellentradition an; seine Vorgänger sind Jean Paul, Achim von Arnim und Cl. Brentano. Auch er läßt in bestimmte und natürliche Situationen plötzlich Gespenster und Zauberwesen hinein schneien, nur daß er die Wirkung gewaltig steigert, indem er die Gegenwart an die Stelle des Arnimschen Mittelalters setzt. Er ist Ostpreuße, aus der Stadt der reinen Vernunft, von Frauen erzogen. Und die beiden gegensätzlichen Seiten des ostpreußischen Stammes, wie sie sich hier in Kant, dort in Hamann ausprägen, vereinigt er in seltsamer und fesselnder Weise. Ein starker Wirklichkeitssinn macht ihn zu einem wundervoll realistischen Schilderer. Er hat eine Linienschärfe, eine plastische Darstellungskraft, die ihn in die Reihe der ersten Novellisten verweist. Falkenscharf sein Auge: er findet auf einen Blick diejenige Seite jeder Gestalt, die ihr eigentümlich ist, und indem er sie leiser oder stärker unterstreicht, giebt er entweder ein lebendiges Porträt oder eine geniale Karrikatur. Er ist glänzender Karrikaturenzeichner, d. h. eben, er hat die eingeborene Gabe, sofort den Zug zu finden, auf den es ankommt. Mit tötlichem Haß vor allem verfolgt er die Philister. Er wird es nicht müde, sie auf der satirischen Gabel aufzuspießen, und that allerdings selbst auch alles, um nicht zu der gleichen Kategorie gezählt zu werden. Er war nicht reich an Ideen, er brauchte ewige Anregung, er plünderte die Stoffe aller seiner Freunde. Er besaß einen kalten Verstand und daneben eine überhitzte Phantasie. Blieb der eine im prosaischen Berlin der zwanziger Jahre, so raste die andere durch eine schauerliche Geisterwelt, und indem der Erzähler nun beides bunt durcheinanderquirlte, entstanden jene vielgelesenen Spukgeschichten, die bald durch ihre kräftige Darstellung und Gestaltung erfreuen, bald durch ihr glühend-verfratztes Leben quälen und einen schauerlich-unheimlichen Eindruck machen, wenn man sich ihnen willig hingiebt. Geschieht das nicht, fehlt die Stimmung, so kann es passiren, daß man achselzuckend und von dem manirirten Wahnsinn des Dichters abgestoßen seine Bücher zuklappt. Was bei der alten Romantik noch leidlich naiv war, ist bei Hoffmann bewußt. Er wirkt nie rein ästhetisch. Er hat auch eine Art Dämon wie Kleist und Lenau in sich, und die Gestalten seiner Phantasie lösen sich und werden lebendig, kommen ihm

in Bamberg, Dresden ꝛc. thätig, wurde 1816 wieder Rath beim Berliner Kammergericht und starb in Berlin 25. 6. 1822. — Werke: Phantasiestücke in Callots Manier 1814—15; Elixire des Teufels 1816; Nachtstücke 1817; die Serapionsbrüder 1819—21; Lebensansichten des Katers Murr 1820—22; Klein Zaches 1819; Prinzessin Brambilla 1821; Meister Floh 1822; der Doppelgänger 1822; Letzte Erzählungen 1825. Gesammtausg. 12 Bde. 1856/57; herausg. von Voxberger 6 Bde.; Auswahl von Kurz 2 Bde.; v. Max Koch in K. D. NL.; v. Josef Lautenbacher, 4 Bde.; von Eduard Grisebach. — Literatur: J. E. Hitzig, Aus H.'s Leben und Nachlaß 1823; Funk, Aus dem Leben zweier Dichter: E. Th. W. H. und Fr. Gottlob Wetzel 1836; G. Ellinger, E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke 1894.

entgegen und nicken ihm zu. Am hellen Tage wandeln seine Gespenster über den Gensdarmenmarkt, den Spazierstock unterm Arm, und ziehen den Hut vor uns, um sich plötzlich zu verwandeln. Wie sich bei den älteren Romantikern, so vor allem bei Novalis, eine Person plötzlich gegen die andere auslöst, so verwandelt sich auch bei Hoffmann alles, nur jäh und schauerlich; Tod in Leben und Leben in Tod, ein Mensch etwa in einen Automaten, und gerade in dem Augenblick, wo man am meisten mit dem Herzen bei der Geschichte ist. Börne hat da ein gutes Wort gesagt: „Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als gräuliche Stümpfe umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmannschen Erzählungen gesehen.“ Auf den verhältnismäßig nüchternen Deutschen konnten solche Phantasie-Orgien, die fraglos poetische Verzerrungen sind, ob auch genial-interessante, nur mehr plötzlich als andauernd wirken. Aber die phantasiereicheren Franzosen bewundern Hoffmann als größten Romantiker, und Viktor Hugo samt seiner Schule ist außerordentlich stark von ihm beeinflußt.

In der Zeit der Demagogenriecherei hat sich Hoffmann, der als Dichter, Zeichner, Komponist und Jurist Bedeutendes leistete, als ganzer Mann benommen. Wie er im Meister Floh, hat Wilhelm Hauff, der früh Dahingeschiedene, in den „Memoiren des Satans“ diese Demagogenriecherei und Restaurationspolitik satirisch gestreift. Er war ein liebenswürdiges Fabulirtalent von leichter Anpassungsfähigkeit, etwas Eklektiker, ein heitres Herz, ein geschmackvoller Poet. Er ahmte Clauren nach und war klug genug, hinterher als Parodie auszugeben, was ernst gemeint war; er hielt sich von allen Extravaganzen sowohl der burschenschaftlichen Bewegung als der romantischen Dichtung fern; er erzählte gerngelesene Märchen, die um so besser sind, je humoristischer sie sind, und deren Darstellung, wie Paul Heyse treffend charakterisirt, an sinnlicher Schärfe zunimmt, je mehr die Erfindung den Boden der Wirklichkeit verläßt; er bringt gute Novellen und unter Walter Scotts Einfluß aus der heimatlich-württembergischen Geschichte den Roman „Lichtenstein“, der anmuthig-leicht und in frischen Farben gehalten ist; er erreicht seine Höhe endlich in den reizenden „Phantasien aus dem Bremer Ratskeller“, — und die aus dem Rheinweinglase vor dem träumenden Dichter gleichsam emporsteigenden Gestalten der Jungfer Rose, des Kellermeisters, des schwedischen Haupt-

Hauff, Wilhelm. Geb. 29. 11. 1802 zu Stuttgart, studirte Theologie in Tübingen, ward Hauslehrer, dann Redakteur des Morgenblattes in Stuttgart und starb daselbst 18. 11. 1827. — Werke: Märchenalmanach auf d. Jahr 1826; ders. 1827; ders. 1828, 1825—27; Mittheilungen aus den Memoiren des Satans 1826—27; Lichtenstein, R. 1826; Der Mann im Monde 1827; Kontroverspredigt über H. Clauren 1827; Phantasien im Bremer Rathskeller 1827. Sämmtl. Werke, herausg. von Schwab 1830; von Bobertag 5 Bde.; Auswahl v. M. Mendheim 1891; von Cäs. Flaischlen 91f. — Literatur: Klaiber, W. Hauff.

manns ꝛc. ergötzen auch heute noch jedes junggebliebene Herz. Seine Lyrik ist schwächer; aber wie viele seiner glücklich veranlagten Landsleute hat auch er Volkslieder geschaffen, die in aller Munde leben: „Morgenrot, Morgenrot“ und das schlichte Soldatenlied: „Steh ich in finstrer Mitternacht“. —

Wie das Drama sich in dieser Zeit entwickelte, ist im zweiten Kapitel, wo über die Schillerschen Nachwirkungen gesprochen ward, schon gesagt. Dort wurde der Zusammenhang des Schicksalsdramas mit dem Wallenstein und der Braut von Messina angedeutet. Seine Hauptvertreter: Zacharias Werner und der von Platen verspottete „Advokat in Weißenfels“ Müllner. Beides stark aufgeblasene Talente. Werner wie Hoffmann ein Königsberger, wie Hoffmann in den polnischen Provinzen ein ausschweifendes Leben führend, wie Hoffmann, ob auch an Gewalt des Talents nicht mit ihm vergleichbar, eine Mischung von trockener Kälte und Phantasie-Ueberhitzung — eine Mischung, die auch Müllner zeigt. An Schiller hatte sich Werner technisch gebildet, besonders an der Jungfrau, die den romantischen Lehren ja nahe kam. Schiller hat unbegreiflicher Weise seine „Söhne des Thals“ auch gelobt — ein zweiteiliges Dramenungeheuer, dessen erste Hälfte Beherrschung der theatralischen Mache zeigt, dessen zweite aber in einem widerlichen Mystizismus ersäuft. Wo man bei diesem Zacharias Werner auch hinsieht: überall haltlose Phantastik, innere Hohlheit, die sich ein möglichst prunkvolles Gewand umwirft. Er braucht, um zu wirken, einen gewaltigen Aufwand von bengalischen

Werner, Zacharias. Geb. 18. 11. 1768 zu Königsberg, studirte Jura und Philos. daselbst, wurde Kammersekretär in Warschau, 1805 als Geh. expedir. Sekretär nach Berlin berufen, schied 1807 aus dem Staatsdienst, machte große Reisen, trat 1811 in Rom zum Katholiz. über, wurde 1814 in Aschaffenburg zum Priester geweiht, predigte in Wien, wo er 17. 1. 1823 starb. — Werke: Die Söhne des Thals 1803; Das Kreuz an der Ostsee 1806; Martin Luther oder die Weihe der Kraft 1807; Attila 1808; Wanda, Königin der Sarmaten 1810; Weihe der Unkraft 1813; Der vierundzwanzigste Februar 1815; Kunigunde die Heilige 1815; Die Mutter der Makkabäer 1820. Sämmtl. Werke 15 Bde., 1839—41. — Literatur: Hitzig, Lebensabriß W.'s 1823; H. Düntzer, Zwei Bekehrte: Z. W. und Sophie v. Schardt 1872; Felix Poppenberg, Z. W. Mystik und Romantik in den „Söhnen des Thals“ 1893.

Müllner, Amandus Gottfr. Adolf. Geb. 18. 10. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, studirte in Leipzig die Rechte, lebte als Advokat in Weißenfels und starb dort 11. 6. 1829. — Werke: Außer Lustspielen ꝛc.: Der neunundzwanzigste Februar 1812; Die Schuld 1816; König Yngurd 1817; Die Albaneserin 1820; Vermischte Schriften 1824—26; Dramatische Werke, 8 Theile 1828. — Literatur: Schütz, M.'s Leben, Charakter und Geist, 1830; Höhne, Zur Biographie und Charakteristik M.'s, 1875; Minor, Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern, 1883.

Flammen, glänzenden Dekorationen, gefühlvollen Thränen, musikalischen Unterbrechungen, überirdischen Geistern, himmlischen Visionen und bombastischer Rhetorik. Sein „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ ward durch Ifflands Mitwirken fast populär und überall gegeben. Als Werner später zum Katholizismus übertrat, nahm er alles darin Gesagte zurück, schrieb das Gegenspiel „Die Weihe der Unkraft“ und endigte als katholischer Priester, als der er auch der vornehmen Wiener Gesellschaft zur Zeit des Kongresses unter großem Zulauf predigte. Kaum ein zweiter Dichter des Jahrhunderts mag gesundem Empfinden so unsympathisch sein wie er.

Litterarisch wirkte er jedoch vor allem durch den „vierundzwanzigsten Februar“, eine einaktige Tragödie, die den Reigen der eigentlichen Schicksalsdramen eröffnet. Werner selbst hatte an einem 24. Februar zugleich seine Mutter und seinen besten Freund verloren. Nach diesem Unglückstag nannte er sein Drama. Es spielt in einer einsamen Hütte hoch in den Schweizer Bergen, und nicht ungeschickt wird durch die Szenerie und das Unwetter das Grauen geweckt und gesteigert. An der Wand der Hütte hängt das Schicksalsmesser, das verhängnisvolle, das oft schon am 24. Februar eine Rolle gespielt hat. Durch dieses Messer, direkt oder indirekt, haben schon zwei Familienglieder am 24. Februar den Tod gefunden; und diesmal ersticht damit der Vater den am 24. Februar heimkehrenden Sohn, der an einem früheren 24. Februar fortgelaufen ist.

Solche prädestinirten Mordwaffen finden nun häufig dramatische Verwendung. Platen schrieb später seine „verhängnisvolle Gabel“ dagegen. Nach Werners Vorbild schaffen Müllner und Houwald. Müllner stellt dem 24. Februar einen 29. gegenüber; am berühmtesten wird seine „Schuld“ — kalte Advokatenstücke unerquicklichsten Inhalts unter eine gewollt-romantische Beleuchtung gestellt, die der Zeit poetisch erschien. Durch die „Schuld“ wiederum wird das Erstlingswerk eines jungen Wieners bestimmt, den Goethe und Byron ermunternd begrüßten. Der junge Wiener hieß Franz Grillparzer; sein Werk „Die Ahnfrau“.

G r i l l p a r z e r ist der Typus des Restaurationspoeten. Im „Capua der Geister“, im Metternichschen Wien wuchs er auf und lebte er, in jener dumpfen Atmosphäre, in die ebensowenig ein frischer Luftzug je hineinschlug, wie in die lichtlosen Zimmer, in denen der Knabe spielte. Er ward ein kleiner Beamter, und dieses kleine und

Grillparzer, F r a n z, geb. 15. 1. 1791 in Wien, wo er zurückgezogen und durch anfängliche Mißerfolge verbittert bis zu seinem am 21. 1. 1872 erfolgten Tode als Beamter lebte. — W e r k e: Die Ahnfrau 1817; Sappho 1819; Das goldene Vließ 1822; König Ottokars Glück und Ende 1825; Ein treuer Diener seines Herrn 1830; Des Meeres und der Liebe Wellen 1840; Weh dem, der lügt 1840; Der Traum ein Leben 1840; Ein Bruderzwist in Habsburg 1873; Die Jüdin von Toledo 1873; Libussa 1873; Esther 1877. Sämmtl. Werke herausg. von H. Laube und Weilen, 10 Bde.; herausg. von Sauer 20 Bde. —

kleinliche Milieu ließ seine beste Kraft verkümmern. Grämlich, niedergedrückt, verbittert, ohne die rechte Frische und Energie steht der Mensch und Dichter vor uns — man möchte ihm einen Athemzug frischer Waldluft in die Lungen und ein frechfrohes Herz in die Brust wünschen. Er hatte alle Anlagen, um sich den Größten unserer Dramatiker zuzugesellen und vielleicht in seiner Weise zu erreichen, was Kleist erstrebt. Aber er kann sich nicht groß zusammenfassen und sich mächtig erheben. Er blieb unfrei, verkümmert zeitlebens. Er nörgelte, haderte, klagte, aber er schleppte die Kette ruhig weiter und durchbrach sie nicht. Er schimpfte auf Wien und nannte es selbst das Capua der Geister, aber er blieb doch darin sitzen. Er machte Epigramme und wußte sehr genau, was ihm fehlte, aber er war zu schwach, die Konsequenzen aus der klaren Erkenntnis zu ziehen: der echte bequeme verweichlichte entschlußlose Oestreicher. Seine ewige Braut hat er nie geheiratet. Als grämlicher Junggeselle starb er. „Das Schwerste dieser Welt ist der Entschluß", sagt er in „Libussa", und dieser Gedanke, von ihm öfter variirt, kennzeichnet ihn ganz.

Nach langen Zeiten der Verkennung begegnen seine Dichtungen heut einer Schätzung, die doch auch wiederum über das Ziel hinausschießen dürfte. Es sind Dichtungen voll feiner Poesie, die den guten dramatischen Zug haben, stofflich meist in die altgriechische und österreichisch-vaterländische Vergangenheit führen, mit glänzender Technik aufgebaut sind und eine Reihe sorgsam ausgemalter Charaktere enthalten. Die deutschen Klassiker und die Spanier, die Romantiker und die Schicksalsdramatiker haben darauf gewirkt, und mit sichrem Geschmack hat Grillparzer das Beste von ihnen allen gelernt, ohne zu einem direkten Nachahmer zu werden. Antikes und Modernes mischt er sanft, aber er hat doch nicht die Kraft, in einer höheren Einheit beides stark zusammenzufassen und zu eigenthümlicher Vollendung zu führen. So steht er schwankend da, halb der letzte Klassiker, halb erster Moderner; so fehlt seinen Werken im höchsten Sinne der Stil, ihm selbst die Geschlossenheit, die Größe. Er bezwingt nicht. Er ist wie ein Adler mit gelähmten Schwingen.

Wenn Zacharias Werner's und E. Th. Hoffmann's Werke die Fieberträume der Restaurationspoesie sind, so ist Grillparzers Dichtung die Ermattung. Wie mattherzig ist bei aller feinen Schönheit doch das Ganze gegenüber dem großen Herzen Schillers und dem großen Zuge Kleist's! Mattherzig ist es, wenn er — in einem graden Gegensatz zu

Briefwechsel: Briefe von und an Grillparzer. Herausg. v. K. Glossy 1892. — Literatur: Scherer, Zum Gedächtnis Grillparzers 1872; Foglar, Gr.'s Ansichten über Literatur, Bühne und Leben 1872; A. v. Littrow-Bischoff, Aus dem pers. Verkehr mit Fr. G. 1873; Frankl, Zur Biographie F. G.'s 1883; J. Volckelt, Fr. Gr. als Dichter des Tragischen 1888; Lichtenheld, Grillparzer-Studien 1891; E. Reich, Gr.'s Kunstphilosophie 1890; Singer, Gr.'s Frauengestalten 1891; Schwering, G.'s hellenische Trauerspiele 1892. Weitere Biographien von H. Laube (1884) und R. Mahrenholtz (1890); Grillparzer-Jahrbuch seit 1891

Kleist — den vollen Ausbruch der Leidenschaft und der Empfindung kurz abthut, mit ein paar Worten; mattherzig die sittliche Tendenz, die man aus seinen Dramen herausdestillirt: Beschränke dich nur ja, um Gottes Willen nur keinen Ehrgeiz, immer hübsch bescheiden und häuslich sein! Sonst könntest du es bitter bereuen! Und so fehlt den Grillparzer'schen Dramen auch die große Perspektive, die Höhe und damit zugleich die letzte tragische Wirkung. Die Adlerflügel sieht man stets, aber die Schwungfedern sind gerupft. Das ist das Tragische in Grillparzers Leben — eine Tragik, die der des Kleist'schen nichts nachgiebt, obwohl oder gerade weil sie nicht so dramatisch ist. Mehr als er ist Franz Grillparzer ein Opfer der Zeit — deshalb der Typus des Restaurationspoeten, der von der dumpfen Enge erstickt, unter dem allgemeinen Druck der Verhältnisse zusammenbrechend sehnsüchtig nach den goldenen Höhen der Freiheit schaut, sie aber nie erreicht und allmählich sich selbst einredet, es sei alles gut so wie es sei. . . .

Nicht viel anders erging es den österreichischen Poeten, die neben ihm von der Bühne herab zu wirken suchten. Da war Friedrich Halm, ein gelehriger Schüler der Spanier, in der Kniffligkeit der psychologischen Probleme, in der Vorliebe für heikle Stoffe Kleist ähnlich, aber ohne die dichterische Urkraft und das große Herz dieses Dichters. Ein hoher Beamter und ein Beamter im vormärzlichen Oesterreich; ein Kunstpoet fürs Hofburgtheater; nicht wenig adelsstolz und in der dramatischen Litteratur aller Völker belesen. Aber die raffinirte Technik, die liebenswürdige, ob auch pessimistisch angemalte Romantik, die lyrische Sanftheit und geistreiche Grazie, dazu die außerordentliche Politesse der Form — den Mangel an ursprünglicher Kraft, an Freiheit und Frische konnte das alles eben nicht verstecken.

Wien marschirte damals als Theaterstadt unbestritten an der Spitze. Neben Halm und Grillparzer, die das Drama des strengen Stils repräsentirten, lebte und wirkte hier der große Volksdramatiker Ferdinand Raimund, schnitt Johann Nestroy seine frech-amüsanten parodistischen Späße für die Vorstadtbühnen zurecht, schrieb Bauernfeld seine geistreich-feuilletonistischen Gesellschaftslustspiele. Und es war natürlich genug, daß gerade jetzt im Capua der Geister so viele Talente dem Theater zudrängten. Nicht nur, weil man von der Bühne herab in poetischer Umschreibung und allegorischer Verkleidung mancherlei sagen konnte, was sonst zu sagen nicht erlaubt war und was doch alle Herzen erfüllte. Der kluge Metternich gab den Wienern auch aus guten Gründen Spiele, um sie von der Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten abzuhalten. Er dressirte den Volksgeist direkt auf

Halm, Friedrich (Münch-Bellinghausen, Elleg. Franz Josef, Freiherr von), geb. 2. 4. 1806 zu Krakau, lebte als hoher Beamter zu Wien, wo er am 22. 5. 1871 starb. — Werke: Griseldis 1835; Der Sohn der Wildniß 1843; Der Fechter von Ravenna 1854; Wildfeuer 1863; Gedichte 1850; Neue Gedichte 1864. Werke 8 Bde. 1857—64. — Briefwechsel: Briefwechsel zwischen M. Enk von der Burg und E. Freiherrn v. M., herausg. v. Schachinger 1890.

die Coulisse — Eduard von Bauernfeld hat die damalige Regierungsform bissig eine „Theatrokratie" genannt. Je mehr Wien als politische Stadt abstarb, um so lebendiger wurde es als Theaterstadt. Bis zum heutigen Tage ist es so geblieben. Und die unausbleiblichen Folgeerscheinungen solcher Ueberschätzung und einseitigen Pflege der Kunst stellten sich auch prompt ein. Den österreichischen Poeten wurden und werden keine großen Aufgaben gestellt, ihr Vaterland treibt nach der wenig ruhmreichen Geschichte dieses Jahrhunderts dem Ruin zu, es ist ein ewiges zielloses Fortwursteln, das keinen freut, geschweige denn erhebt. Und die Dichter, denen kein stolzer Tag die freudige Kraft verleiht, werden ganz in ihre Traumwelt zurückgedrängt, kommen zu einer leeren inhaltslosen Phantasie- und Formkunst, zum Kunststück und zur Schaumschlägerei. Oder aber sie stützen sich auf das niedere Volk, auf den Bauer und seine natürliche ungebrochene Kraft.

Beide Richtungen, hie und da wohl auch in seltsamer Vereinigung, gehen nebeneinander durch die gesammte österreichische Litteratur dieses Jahrhunderts. Der Kundige wird in den weichwattirten und parfümirten symbolistischen Lyrikern des jüngsten Wiens die echten, ob auch degenerirten Nachkommen des Grillparzer-Halm'schen Schlages ebenso erkennen, wie etwa in dem bäurisch-kräftigen Rosegger den Ausläufer jener andern Linie, auf der Ferdinand Raimund, auf der ein Ludwig Anzengruber steht.

Es ist nach dem Gesagten wohl kein Zweifel, welche der beiden Richtungen die Zukunft am kräftigsten befruchtet hat. Auf der einen Seite das Hofburgtheater, der widerwärtige Schauspielerkultus, mattherzige Bildungsdichterei, reine Phantasie- und Formkunst — auf der andern Seite kräftige Volkskunst, gesunde Kraft, derber Humor. Das Tragische jedoch ist nun, daß derjenige Poet, der mit größtem Genie in dieser zweiten Richtung einsetzt, zeitlebens sein eigenes bedeutungsvolles Werk verkannte, mit krankhaftem Ehrgeiz nach der andern Seite strebte und unglücklich starb. Das war Ferdinand Raimund.

Ein aus Erziehung und Herkunft resultirender Bildungsmangel stellte ihn von vornherein zu Grillparzer und Halm in Gegensatz. Nicht an die Spanier, nicht an die großen dramatischen Traditionen der germanischen Länder konnte er anknüpfen — was er kannte, war die Wiener Lokalposse, das Zauber- und Ausstattungsstück, die Kasperlkomödie, die draußen auf den Vorstadtbühnen mit ihren derben Späßen und traditionellen Figuren agirt wurde. Ferdinand Raimund machte wirklich den Versuch, „die Kunst aus sich heraus zu erfinden." Er

Raimund, Ferdinand, geb. 1. 6. 1790 zu Wien, ward Schauspieler und Theaterdirektor in seiner Vaterstadt und starb dort am 5. 9. 1836. — Werke: Der Barometermacher auf der Zauberinsel 1823; Der Diamant des Geisterkönigs 1824; Der Bauer als Millionär 1826; Die gefesselte Phantasie 1828; Alpenkönig und Menschenfeind 1828; Der Verschwender 1833. — Sämmtl. Werke, herausg. von Glossy und Sauer. 3 Bde. — Literatur: Vergl. F. R. in Erich Schmidts „Charakteristiken" (1886).

erhebt die Hanswurstkomödie zum Volksstück, er setzt für die stereotypen Masken der altwiener Posse lebenstrotzende, genial charakterisirte Gestalten ein, er adelt den Zauberspuk, indem er ihn allegorisch verwerthet und ihm sinnreiche Deutung giebt. Immerhin ist er im Feenreich nicht so zu Hause, wie in der Wiener Vorstadt, und für den Herrn von Wurzel, den Rappelkopf oder den lustigen Valentin würden wir gern all seine Allegorien hingeben. Und dieser Mann, der in dem eben genannten Dreigestirn der Wiener, sagen wir ruhig: der deutschen Bühne unsterbliche Figuren geschenkt — er verzehrte sich nach dem gebildeten Hochdeutsch, verzehrte sich in dem Bestreben, ein Drama hohen Stiles zu schaffen, kam sich selbst gegenüber einem Halm und Grillparzer fast nur wie ein Spaßmacher vor und erkannte nicht oder wollte nicht erkennen, daß er uns so viel mehr gegeben, als wenn er auf Schillerschen Wegen im Jambenschwung über die Bretter des Burgtheaters gewandelt wäre. Und als er nun gar sah, wie wenig das Volk, das ihm zugejubelt, ihn im Grunde verstanden hatte, als er sah, daß es von ihm zu Johann Nestroy abfiel, da ward der Ekel über „die Gemeinheit des Theaterwesens“ immer größer in ihm. Was er mühsam gebaut, riß Nestroy nieder. Auf den Idealisten, in dem, wie er sich auch geben mochte, stets ein ernstes sittliches Gefühl lebendig war, folgt der Grimassenschneider, der wohl ein starkes satyrisches Talent hat, aber der unbedenklich jede künstlerische Tendenz opferte, wenn er „a Geld“ machen konnte. An Nestroy, sagt Karl von Holtei, ist Raimund gestorben.

Von ganz anderer Art ist Eduard von Bauernfeld. Ein vorwiegend epigrammatisches Talent, das viel von den Franzosen gelernt hat. Die geistreiche und blendende Dialogführung läßt im Theater oft hinwegsehen über den Mangel an wirklich gestaltender

Nestroy, Joh. Nepomuk, geb. 7. 12. 1801 zu Wien, studirte Jura, nahm 1822 ein Engagement am Hoftheater in Wien an, ging als Bassist nach Amsterdam, Brünn, Graz, ward Direktor des Carltheaters in Wien und starb 31. 5. 1862 in Graz. — Werke: Der böse Geist Lumpazivagabundus 1833; Zur ebenen Erde und erster Stock, 1838; Einen Jux will er sich machen ꝛc. ꝛc., im ganzen über 60 Bühnenstücke. Ges. Werke, herausg. von Chiavacci und Ganghofer 12 Bde. — Literatur: M. Necker, Joh. Nestroy 1891.

Bauernfeld, Eduard (von). Geb. 13. 1. 1802 zu Wien, studierte Jura, nahm verschiedene Stellungen bei der Lotteriedirektion ein, verließ 1848 den Staatsdienst, erhielt das Adelsprädikat und starb 9. 8. 1890 zu Wien. — Werke: Das Liebesprotokoll, Lustsp. 1831; Die Bekenntnisse, L. 1834; Bürgerlich und romantisch, L. 1835; Das Tagebuch 1836; Großjährig 1846; Der kategorische Imperativ 1851; Krisen 1851; Gedichte 1852; Wiener Ein- und Ausfälle 1852; Die Virtuosen 1855; Aus der Gesellschaft 1867; Landfrieden 1870; Die Freigelassenen, R. 1875; Aus der Mappe des alten Fabulisten 1879; Mädchenrache oder die Studenten von Salamanca 1881; Novellenkranz 1884; Poetisches Tagebuch 1887. — Gesammelte Schriften, 12 Bde., 1871—73. — Literatur: Ad. Stern, B. Ein Dichterporträt.

Kraft. Er nähert sich schon den Jungdeutschen. Keiner hat die vormärzliche Gesellschaft Wiens besser geschildert, als er in seinen charmanten Kavalieren. Und neben der bloßen Unterhaltungstendenz kommt eine andere bei ihm zum Vorschein: eine freiheitlich-oppositionelle. Er speziell ist der Dichter für jene Zeit, als man halb verschleiert von der Bühne herab zum Publikum von verbotenen politischen Angelegenheiten sprach, als zwischen Autor und Zuhörern ein geheimer Rapport bestand, als hinter jedem Wort mit Recht oder Unrecht etwas anderes gewittert wurde, als es besagte.

Grillparzer interessirte sich für ihn. Wie Grillparzer und Halm war er österreichischer Beamter. Dazu Junggeselle und, so heiter er sonst sein konnte, „grantig", wenn er über sein Vaterland redete. Er hat ausgesprochen, was als Motto über der Biographie jedes einzelnen der genannten Dramatiker stehen könnte:

„Wie nenn' ich mein Hauptübel gleich?
Ich leide an Oesterreich!"

Und was er von Nestroy sagt, paßt auf ihn selbst wie auf alle übrigen: „Er befreite sich durch Spott und keckes Spiel von dem Druck, der auf ihm lastete, wie auf jedem andern." —

Im preußischen Norden, so sehr man auch nach der Wiener Kanzlei schielte, konnte der Druck nie so groß werden, wie innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle. Mit schwächerer Kraft versuchte hier Karl von Holtei, was Ferdinand Raimund drunten im Süden gelungen war: das gute deutsche Volksstück zu schaffen. Es gelang nicht ganz. Wohl führte er das Vaudeville in Deutschland ein, erfüllte es mit echt deutschem Geiste und hat mit diesen heut sehr unterschätzten Liederspielen das Publikum lachen und weinen gemacht. In seiner „Lenore", im Kosciusko-Stück „Der alte Feldherr", in manchen andern stecken die prächtigsten Ansätze, stecken alle Keime zum guten Volksstück, ja die Hoffnung fragte sogar, ob dieser Holtei sich nicht vielleicht bis zum nationalen Lustspiel erheben könnte. Aber er konnte es nicht: dem Kinde hatten die Prügel gefehlt, dem Manne und Dichter fehlte die Energie. Ein Mischmasch von lyrischen, epischen, dramatischen Bestandtheilen, ein Mischmasch von Sentimentalität und Biederkeit, Humor und altmodischer Zopfigkeit — so sehn uns die bejubelten Liederspiele heut an. Trotz des guten Kernes, trotz der vortrefflichsten Ansätze zu lebendiger Charakteristik mußten sie deshalb

Holtei, Karl von, geb. 24. 1. 1798 in Breslau, studirte die Rechte, ward Schauspieler, Theaterdichter, Vorleser und starb am 12. 2. 1880 im Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau. — Werke: Die Wiener in Berlin; Die Berliner in Wien; Der alte Feldherr; Lenore; Lorbeerbaum und Bettelstab; Shakespeare in der Heimath; Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg; Schlesische Gedichte 1830; Die Vagabunden 1852; Christian Lammfell 1852; Ein Schneider; Noblesse oblige; Die Eselsfresser; Vierzig Jahre 1843—50; Erzählende Schriften 34 Bde.; Theater 6 Bde. — Literatur: A. Hoffmann, K. v. Holteis u. E. Th. A. Hoffmanns Bergreise 1898; O. Storch, K. v. H. 1897.

verschwinden. Aber als 1866 die siegreichen Truppen heimkehrten, da wußte man neben der Minna von Barnhelm doch nichts Besseres aufzuführen, als die Lenore. Und die Lieder „Schier dreißig Jahre bist du alt", „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka", „Fordere niemand mein Schicksal zu hören" — sie tönten auf allen Gassen.

Man muß diesen Holtei lieb haben, und ich möchte im geraden Gegensatze zu dem allgemeinen vornehmen Naserümpfen darauf hinweisen, wie bedeutsam und vortrefflich seine Anlagen waren und wie viel Schönes er geschaffen. Ein Vagabund aus Sehnsucht, „der ewige Jude Deutschlands", leichtsinnig und fröhlich, aber in den Augen einen Hunger nach Frieden und Glück. Ein Theaternarr, unrettbar verfallen der Poesie des Komödiantenlebens und der Coulisse, die ihn vierzig Jahre lang ruhelos durch die Welt hetzte, aber eben in all seiner Heimathlosigkeit mit so gewaltiger Heimathliebe. Selten hat einer den Sonntagsfrieden eines heimlichen Lebens und einfältigen Herzens schöner geschildert, als dieser irrende Ritter der Straße, der in jeder Faser ein Deutscher und in jeder ein Schlesier war.

Auch er hat wie Raimund keinen Nachfolger gehabt, der nach der fröhlichen Verheißung die Erfüllung gebracht hätte. Was er uns alles bescheert hätte, wenn er sich hätte zusammenfassen können, das zeigen noch mehr als seine Bühnenwerke die Romane, die er geschrieben. Die „Vagabunden" mit der herrlichen Gestalt des Riesen Schkramprl sollte man nicht vergessen — diese Komödiantenodyssee, in der sich das Leben der fahrenden Leute in ganzer Ausdehnung entfaltet. Und der Christian Lammfell, dies heimathliche Bild des Friedens, gehört in seinen ersten Theilen zum Besten, was an erzählender Prosa das Deutschland des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat, ob auch hier wie überall die geistige Höhe fehlt. Sein zweites Heimathsbuch, die „Schlesischen Gedichte", haben noch größeren Erfolg gehabt.

Holtei hat Wege gewiesen, die zur vollen Aufnahme erst lange nachher, in den sechziger Jahren, gelangten, als gesund-bürgerliche und nationale Tendenzen sich überall kräftig regten. Da aber war der Vagabunde mit dem guten treuen Preußenherzen schon ein alter Mann geworden. . . .

In seinem ersten Roman zieht der Korbmacherjunge Anton in aller Herrgottsfrühe aus einem Städtchen fort. Da beugt sich ein alter Herr aus dem Fenster und schöpft einen Athemzug frischer Winterluft. Dem Korbmacherjungen wird es seltsam zu Mut. Denn das Städtchen, das er verließ, war Weimar, und der Greis, der klar in die klare Frische blickt — Johann Wolfgang von Goethe.

V.

Goethe im neunzehnten Jahrhundert.

(1800—1832.)

In der Scheidestunde des 18. Jahrhunderts waren die beiden größten seiner Dichter beisammen. Schiller hatte nach langer Pause

die volle poetische Schaffenslust wiedergefunden, und überreich noch sollten die Jahre des neuen Säkulums, die zu leben ihm vergönnt waren, gesegnet sein. Goethe wiederum hatte eine fruchtbare Epoche gerade abgeschlossen. Er ging in eine unangenehme Uebergangszeit, wo nichts recht gedieh. Wilhelm Meister lag hinter ihm; Hermann und Dorothea auch. Die Xenien hatten viel Feinde geschaffen. Die Produktion stockte. Dazu kam eine schmerzliche Krankheit. Man hat nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß solche Krankheiten in Goethes Leben sich immer dann einstellten, wenn sich gleichzeitig ein geistiger Umschwung ankündigte und vollzog.

„Die natürliche Tochter" ist das erste größere Werk, das Goethe im neuen Jahrhundert schuf. Daß der Stoff den Rahmen eines Dramas sprengte und deshalb der Plan zu einer (nie ausgeführten) Trilogie gefaßt ward; daß Goethe ihn als das „Gefäß" betrachtete, „worin ich alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte"; daß er nicht Individuen, sondern Typen, „genera", zeichnen wollte und deshalb so weit ging, außer der Heldin allen Personen nur Standesbezeichnungen, nicht Namen zu geben, und also einen „König", „Herzog", „Graf", „Gerichtsrath", „Weltgeistlichen" 2c. 2c. auftreten zu lassen —— das alles

Goethe, Johann Wolfgang von. Geb. 28. 8. 1749 zu Frankfurt a. M., seine Kindheit reich an starken Eindrücken (Graf Thoranc, franz. Theater 2c.), geht 1765 nach Leipzig, studirt Jura (Annette Schönkopf), kehrt 1768 krank zurück, auf die galanten Neigungen folgen die pietistischen (Frl. v. Klettenberg); 1770 trifft G. in Straßburg, wo er zum Licentiaten promovirt wird, Herder, begeistert sich für deutsche Kunst, Shakespeare, das Volkslied; Liebesepisode Friedrike Brion (Sesenheim). August 1771 kehrt G. in seine Vaterstadt zurück, läßt sich dort als Advokat nieder (Bekanntschaft mit J. H. Merck), schreibt im Winter 1771/72 die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen", geht Sommer 1772 nach Wetzlar zum Reichskammergericht, lernt Charlotte Buff, Kestners Braut, kennen, Entstehung des Werther; bald darauf (1774) Clavigo, Stella, Dramat. Fragmente, Farcen und Satiren; 1775 Schweizerreise mit den Brüdern Stolberg, Verhältnis zu Lili (Anna Elisabeth Schönemann), Einladung durch Karl August nach Weimar, wo G. am 7. 11. 1775 eintrifft. Als Günstling des Herzogs wird er 1776 Legationsrath, 1779 Geheimrath, 1782 geadelt und Kammerpräsident (Finanzminister), Verhältnis zu Charlotte von Stein; die ersten zehn Weimarer Jahre arbeitet er poetisch an Geschwister, Wilhelm Meister, Iphigenie, Tasso, ohne etwas abzuschließen. Um sich selbst zu finden, flieht er am 3. 9. 1786 von Karlsbad aus nach Italien, wo er die Iphigenie in Verse umgießt und vollendet, den Tasso fördert, den Egmont abschließt. Bis Frühjahr 1788 währt sein Aufenthalt. Bei seiner Rückkehr löst er das Verhältnis zu Charlotte von Stein, nimmt Christiane von Vulpius in sein Haus, (Römische Elegien), leitet von 1791 an das Hoftheater, macht naturwissenschaftl. Studien, versucht sich durch den Großkophta (1792), den Bürgergeneral (1793), die natürliche Tochter (1802) 2c. 2c. mit der franz. Revolut. abzufinden, tritt seit 1794 in ein näheres Verhält-

des Näheren zu sagen, erübrigt sich wohl. Der ideale Ort und die ideale Zeit sind dabei nur stilgerecht. Ein irgendwie inniges Verhältnis zu diesen chemisch gereinigten Gestalten, denen das Intim-Reizvolle und Individuell-Zufällige mehr oder minder fehlt, hat das deutsche Volk nicht gewinnen können.

Schiller allerdings lobte die „natürliche Tochter" gerade wegen der hohen Symbolik darin, die alles Stoffartige vertilge und alles nur als Glied eines idealen Ganzen erscheinen lasse. Er selbst — und das erklärt viel — war nämlich gerade damals an der „Braut von Messina". Aber während er bald stutzig ward, als der Beifall der Menge ausblieb, und sich andern Stoffen zuwandte, bei denen er der Theilnahme der Nation sicher war, ließ sich Goethe, der diese Menge innerlich viel mehr verachtete, dadurch nicht beirren. Er mußte jeden Weg ganz ausmessen und von innen mußte ihm die Erkenntniß kommen.

Zunächst schlug er sich immer mehr auf ein Gebiet, auf das Schiller ihm nicht recht folgen konnte. Die bildende Kunst stand lange Jahre im Vordergrund seines Interesses. Der bescheidene und verständige Heinrich Meyer nahm hier Schillers Platz ein. Mit ihm zusammen will Goethe eine große Kunstgeschichte herausgeben, aber wer die ganze Schaffensart Goethes kennt, ist nicht überrascht zu hören, daß der Plan nicht zur Ausführung kommt. Dafür werden die

nis zu Schiller, gründet mit H. Meyer die Propyläen, läßt den Reineke Fuchs, 1794, den endlich vollendeten Wilh. Meister 1795—96, Hermann und Dorothea 1797 erscheinen — ein Jahr, das auch seine meisten Balladen zeitigt. Die bildende Kunst nimmt sein Interesse dann ganz in Anspruch. Winckelmann und sein Jahrhundert erscheint. Schillers Tod ergreift ihn heftig. Meyer, Zelter, die Humboldts können die Lücke nicht ausfüllen. 1806 heirathet er Christiane Vulpius. 1808 wird der erste Theil des Faust ausgegeben, ebenso die Farbenlehre. 1809 die Wahlverwandtschaften, 1811—14 Aus meinem Leben; 1816 starb Christiane, 1819 erschien der Westöstl. Divan (Marianne v. Willemer). Das letzte Lebensjahrzehnt bringt noch den Abschluß des Wilh. Meister und den 2. Theil des Faust. Am 22. 3. 1832 schloß G. die Augen. — Werke: Götz von Berlichingen 1773; Clavigo 1774; Leiden des jungen Werther 1774; Stella 1776; Iphigenie 1787; Egmont 1788; Metamorphose der Pflanze 1790; Faust (Fragm.) 1790; Reineke Fuchs 1794; Wilh. Meisters Lehrjahre 1795/96; Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter 1795; Römische Elegien; Schweizerreise von 1779. 1795; Hermann und Dorothea 1797; Propyläen 1798 bis 1800; Der Geselligkeit gewidmete Lieder 1803; Winckelmann und sein Jahrhundert 1805; Faust 1. Theil 1808; Wahlverwandtschaften 1809; Pandora 1809; Maskenzug; Romant. Poesie; Farbenlehre 1810; Dichtung und Wahrheit I 1811; dass. II 1812; dass. III 1814; Des Epimenides Erwachen 1815; Italienische Reise I 1816; Kunst und Alterthum 1816—32; Italienische Reise II 1817; Westöstlicher Divan 1819; Wilhelm Meisters Wanderjahre I 1821; Briefwechsel mit Schiller 1828—29; Wilh. Meisters Wanderjahre II 1829; Faust

Propyläen gegründet, eine periodische Schrift, an der nur Goethe und Meyer, Schiller und Humboldt mitarbeiten und die nach drei Jahren an der begreiflichen Interesselosigkeit des Publikums zu Grunde ging. Hier wird mit allen Kräften für die einzig wahre, d. h. die antike Kunst gekämpft. „Der Name Propyläen stehe zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom klassischen Boden entfernen." Die antike Kunst stelle Typen, nicht Individuen dar; Kunst und Natur seien getrennt; Kunstwahrheit und Naturwahrheit grundverschieden. Hier findet sich auch die interessante Darlegung über Stil und Manier, über die Verbindung des Schönen und Charakteristischen, über die Verschmelzung des Typischen und Individuellen.

Wie stark sich Goethe dabei mit Winckelmann berührt, bedarf keines Wortes. Und das Auffinden ungedruckter Winckelmannscher Briefe gab den Anlaß zu jenem „Manifest des Klassizismus", das unter dem Titel „Winckelmann und sein Jahrhundert" 1805 bei Cotta erschien. Ohne in die schroffe Einseitigkeit des Entdeckers und Verkünders der Antike zu verfallen, hatte Goethe doch seine eigene Kunstanschauung durchaus auf Winckelmannschen Lehren aufgebaut, und mit schöner und herzlich berührender Wärme hat er ihn gefeiert. Sein frühes Dahinscheiden, sagt Goethe, läßt ihn der Nachwelt als einen ewig Tüchtigen und Kräftigen erscheinen. „Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den

II 1832. — Schriften 1787—1790; Werke in 12 Bd. 1806—1808; Werke in 20 Bd. 1815—19; Werke in 40 Bd. 1827—31. G.'s Nachgel. Werke 15 Bde. 1832 bis 34. — Ausgaben: Die beste die große Weimarer, sog. Sophienausgabe 1887 ff. (noch nicht vollständig); daneben die Hempelsche A. 36 Bde. 1867—79. Die große Zahl der Gesammt- und Einzelausgaben zählt auf Hirzels Verzeichnis einer Goethe-Bibl. 1884. — Briefwechsel u. Gespräche: In der Weimarer (Sophien-) Ausgabe, Abteil. IV, enthalten. — Strehlke, Goethe's Briefe 3 Bde. 1881—84; Einzelausgaben von Briefen an: Jacobi, Bettina, Lavater, Merck, Herder, Karl August, Frau v. Stein, Schiller, Knebel, Humboldt, M. v. Willemer, Zelter, Carlyle, F. A. Wolf usw. Naturwissenschaftliche Korrespondenz, hg. von Bratranek, 1874. — Eckermann, Gespräche mit G. 1836 und 1848; Riemer, Mittheilungen über G. 1841; Burckhard, G.'s Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller 1870; Falk, G. aus näherem pers. Umgange dargestellt 1832; W. v. Biedermann, G.'s Gespräche, 9 Bde. 1889 bis 91. — Literatur: H. Grimm, Goethe (Vorles.) 1877; R. M. Meyer, Goethe 1895; Bielschowsky, Goethe 1896 (unvoll.); Heinemann, Goethe 2 Bde. 1895. Daneben Biogr. von Lewes 1855, Goedeke 1874; Mézières 1874; Viehoff (5. Aufl.) 1878; Düntzer 1880; Prem 1894; Wolff 1895; Weitbrecht 1895; Haarhaus 1899 u. a. m. — Rosenkranz, G. und seine Werke 1847; Scherer, Aufsätze über G. 1886; V. Hehn, Gedanken über G. 1887; W. v. Biedermann, Goetheforschungen 1879 und 1886. — Zur Faustlit. s. besonders Erich Schmidt, G.'s Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift (sog. „Urfaust") 1887. Die übrige ungeheure Faust- und Goetheliterat. s. Goedeke, Grundriß Bd. 4, Seite 565—756.

Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Aus einem unvergleichlich herrlicheren Aufstreben heraus sollte bald ein Anderer gerissen werden, an dem dieses Wort sich bewahrheitet: Schiller. Beide Dichter waren Anfang 1805 krank. Man fürchtete für Goethes Leben. Am 22. Februar ging es beiden jedoch um so viel besser, daß Schiller Goethe besuchen konnte. Sie umarmten sich und küßten sich, als hätten sie sich nach jahrelanger Trennung wiedergefunden. Am 29. April besuchte Goethe Schiller zum letzten Male. Er traf ihn an der Hausthür, eben im Begriff, ins Theater zu gehen. Da wollte er ihn nicht aufhalten. An der Hausthür hatten sie ihr erstes freundschaftliches Gespräch gehabt; an der Hausthür nahmen sie Abschied für immer, ohne es zu ahnen. Niemand wagte Goethe den Tod Schillers mitzutheilen, bis Christiane Vulpius auf seine ahnungsvolle Frage zu schluchzen begann. Da bedeckte er die Augen mit der Hand.

Man begreift es erst langsam, wie ein Freundschaftsbund zwischen zwei so verschiedenen Naturen entstehen und, sich immer herzlicher gestaltend, Dauer gewinnen konnte. Fraglos war Schiller die bedeutendste Persönlichkeit, die Goethe je entgegentrat. Und es lag in Goethes Natur, sich dann hinzugeben. So hatte er sich einstmals Herder ausgeliefert. Aber schon der Jüngling wahrte Herder gegenüber sein Eigenstes und Tiefstes als Geheimniß. Und wir können beobachten, daß Goethe über seine höchsten Pläne Schiller gegenüber auch Schweigen wahrt. Goethe hat viel mehr Einfluß auf Schillers Produktion als umgekehrt.

Denkt man genauer über die litterarischen Folgen dieses Verhältnisses nach, so wird man der Herman Grimmschen Ansicht zustimmen müssen, daß Goethe durch das Zusammenwirken mit Schiller nicht viel Segen gehabt hat. Er selbst hat es später ausgesprochen, daß er sich in jenen zehn Jahren vertrödelt habe. Und das ist erklärlich. Schiller war eine Kampf-, eine Feldherrn-Natur. Er brauchte eine Partei. Zur Parteibildung benützte er Goethe, der eine Armee repräsentirte, mit dem zusammen er allem trotzen konnte. Und kaum ist der Bund geschlossen, so zieht seine großartig-aktive Natur auch wirklich den mehr still an sich bauenden Goethe in die Arena, verwickelt ihn in allerlei Kämpfe, treibt ihn zu Tagesunternehmungen, fängt ihn für die Horen und Musenalmanache ein, reißt ihn in den Xenienstreit, will ihn durchaus dazu bringen, mit ihm gemeinsam gegen die Schlegels und damit gegen die ganze romantische Generation Front zu machen — kurz, er thut alles, um Goethe aus dem ebenen Tritt zu bringen, daß er seinen eigenen Sturmlauf mitmache, der doch nicht jedem wohl ansteht. Was hab ich für Zeit verschwendet! sagte der Greis im Rückblick kopfschüttelnd. Ja, er hielt sich direkt für gemißbraucht.

So hat die Ansicht vieles für sich, die da meint, der Dichterbund wäre gelockert worden, wenn Schiller länger gelebt hätte. Denn

Goethe giebt sich stets nur bis zu einem gewissen Punkte hin; er folgt nur so lange, bis er erkennt, daß ein Weitergehen seiner Natur nicht mehr gemäß ist. Diese Erkenntniß wäre hier schwerlich ausgeblieben. Was für Schiller das Notwendige war, war es nicht für Goethe. Goethe war als Dilettant im höchsten Sinne zu bequem, als daß er sich stets hätte in Athem halten lassen. Diese aufregende Hetzjagd war seinem stillen Schaffen nicht bekömmlich. Und es ist ja Goethes große Lebenskunst, in solchen Fällen plötzlich die Flucht zu ergreifen, unter ganz neuen Verhältnissen mit sich ins Reine zu kommen und als ein Anderer zurückzukehren.

Jedenfalls: der Tod zerschnitt das Band, ehe sich eine solche Nothwendigkeit herausstellte, und Goethes Schmerz war echt und tief. Er fühlte sich einsam. Er mochte in der kurz darauf folgenden Zeit des allgemeinen Zusammenbruches doppelt das Bedürfnis haben, sich enger an alle zu schließen, die ihm geblieben. So schloß er gerade jetzt schnell Freundschaften, und so heirathete er am 19. Oktober 1806 seine „kleine Freundin" Christiane Vulpius. In der Sakristei der Schloßkirche fand die Trauung statt. Auf die Glückwünsche antwortete er: „Sie ist immer meine Frau gewesen."

Als seine Frau hat sie zehn Jahre noch neben und mit ihm gelebt — zufrieden und glücklich darüber, für den Geliebten sorgen zu können. Noch heut wird sie viel geschmäht, und erst ganz allmählich greift eine gerechtere Auffassung ihrer Persönlichkeit Platz. Sie war eine gute und treue Frau, ein richtiger lieber „Bettschatz", heiter und sinnenfroh, tanzte gern und trank nicht minder gern guten Rothwein — darüber hinaus jedoch besaß sie eine Fähigkeit der vollen Hingabe, eine Liebeskraft und Herzensfülle, die wahrlich sehr stark gewesen sein muß, wenn sie bis zuletzt Goethe fesseln konnte. Er hat in Liebe, Achtung, ja Eifersucht an ihr gehangen; er hat ihretwegen Bettina von Arnim fallen lassen; er hat ihr seine Werke vorgelesen und ihr, als sie nach qualvollen Schmerzen, in denen sie sich die Zunge durchbiß, starb, die schönen Worte nachgerufen: Der ganze Gewinn seines Lebens sei, ihren Verlust zu beweinen. Und ich möchte über die bisherigen Ansichten hinaus die Meinung aussprechen, daß diese Christiane, die auch später immer bescheiden blieb, sich willig unterordnete, die schon als Wirtschafterin sich den blanken Waffen der auf Goethe eindringenden französischen Tirailleurs entgegengeworfen hatte, um das Leben des Geliebten zu retten — daß diese Christiane nicht nur eine gute, sondern auch die für Goethe *einzig passende* Frau gewesen ist. Wie schnell wäre der Weise von Weimar etwa der prätensiösen Charlotte von Stein entwachsen! Aber Christiane hielt ihn, denn nicht auf die geistige Höhe kommt es an, sondern auf die innere Liebesfülle, die alle andern Mängel vertilgt. Auch Gretchen ist geistig unbedeutend, aber gerade solche Frauen sind Dichterideale. Und noch Eins: Goethe beweist dadurch, daß er sich in seiner Ehe wohl fühlte, wie wenig ästhetisch zermürbt er war, eine wie helle Freude am Gesunden, Natürlichen, ich möchte sagen: am speziell Unlitterarischen er hatte! Frau von

Stein und die adlige Sippe, die am allerschlimmsten gegen Christiane Vulpius zu Felde zog, hätte ihn vielleicht am Höherwachsen und Weitergreifen hindern können; Christiane nicht. Und der Schluß des Faust, das hohe Bekenntnis: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", gießt doch auch einen freundlichen Schein über das Haupt seiner „kleinen Freundin" aus, die, wenn sie kein Beweis dafür war, doch noch weniger einer dagegen gewesen sein kann, trotz der vielen Klatschereien der Hofgesellschaft, die ihr Bild bis auf den heutigen Tag fälschten und entstellten.

Das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sah noch zwei große Goethesche Werke, die „Wahlverwandtschaften" und des Faust ersten Theil in der Form, die wir alle kennen. Die Wahlverwandtschaften schnitten eine Frage an, die überaus zeitgemäß schon damals war: die Ehefrage. Die ersten Romantiker, vor allem die Schlegels, hatten nicht nur eine größere Emanzipation der Frau befürwortet, sondern, wie das in jedem Jahrhundert ein paar Mal geschieht, auch viel über die innere Unwahrheit vieler Ehen zusammengeredet, eine höhere Form der Ehe gefordert, ja schließlich hatte Friedrich gar gemeint, er wisse nicht, was sich gegen eine Ehe à quatre Gründliches einwenden lasse. Die Laxheit der Sitten gegen das Ende des Jahrhunderts wird damit charakterisirt. Im ersten Jahrzehnt des neuen Säkulums beginnt leise die Wandlung und Besserung, jene moralische Wiedergeburt, ohne die 1813 nicht möglich war. Goethes Roman ist ein Zeichen dieses neuen sittlichen Geistes. Man halte die Wahlverwandtschaften gegen den Wilhelm Meister — und man hat die charakteristischen Dokumente der beiden aufeinanderfolgenden und so verschiedenen Jahrzehnte. Die Ehe, lehrt das Goethesche Werk, ist Anfang und Gipfel aller Kultur; sie ist deshalb heilig und unverletzlich. Verschiedene Formen der modernen Ehe werden herausgegriffen und besprochen; ein tragischer Fall gestaltet. Zum ersten Mal ist eine Idee voll durchgeführt; ist die Komposition straff, so weit Goethe das überhaupt vermochte. Deutschland erhält mit den „Wahlverwandtschaften" seinen ersten modernen Roman, an dem, wie der Dichter selbst sagt, niemand „eine tiefe leidenschaftliche Wunde verkennt, die im Heilen sich zu schließen scheut. . . Es ist kein Strich in dem Buche enthalten, der nicht erlebt, allerdings auch keiner so, wie er erlebt worden." Das tiefe, rein innere Erlebniß mit Minna Herzlieb, das ältere Verhältniß zu Frau von Stein gaben den Anstoß und erfuhren ihre Ausgestaltung. Und doch dabei die volle Objektivität des Tones, eine fast bewußte Würde der Erzählung. Nur wenn Ottilie auftritt, diese wunderschöne Gestalt, fühlt man etwas wie ein Zittern, einen verhaltenen Schmerz, eine heiße unterdrückte Liebe. Dieses heiße Leben unter der Kruste der objektiven Erzählung giebt dem Buche seinen Charakter. Immer mehr verklärt sich Ottilie. Wie Novalis und Friedrich Schlegel ihre Geliebten zur Madonna machten, so hier auch Goethe, der mit den Wahlverwandtschaften der Romantik am nächsten kam.

Das Düster-Herbe des Buches erhält zuletzt aber auch noch — echt Goethisch — einen freundlichen Schimmer. „So ruhen die Liebenden nebeneinander," heißt der Schluß, „Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen."

Auch sie gerichtet und gerettet wie Gretchen im Faust. Und es berührt heute fast wunderlich, daß gerade aus dieser, in ihrer ganzen Tendenz, in dem schweren Ernst der Behandlung tiefsittlichen Dichtung Belege für Goethes Immoralität herausgesucht wurden. Wilhelm von Humboldt behielt mit seiner Befürchtung Recht. —

Nach langer Arbeit und längeren Unterbrechungen erschien 1808 der erste Theil des Faust. Ueber dreißig Jahre hatte Goethe ihn mit sich herumgetragen. Ueber zwanzig sollten noch vergehen, ehe er ihn abschloß. Und als er ihn abschloß, war es mehr ein Fertigsein-Wollen, als ein Fertigsein. Hätte Goethe noch 20 Jahre länger gelebt, er hätte noch länger daran gearbeitet.

Wenn wir wissen wollen, was der Faust für uns ist, müßten wir uns vorstellen können, daß er nicht wäre. Ohne ihn würde Deutschland in der Weltlitteratur einen bescheidenen Platz einnehmen; mit ihm hat es die Führung. Jedes andere Goethesche Werk könnte verschwinden — Goethe würde bleiben, der er ist. Ohne den Faust aber wäre Goethe nicht Goethe. Wenn man seinen Namen nennt, spricht man leise den Faustens mit. Im Faust stehen Goethes schönste Verse, im Faust leben Goethes herrlichste Gestalten, im Faust sind die wirkungsvollsten Szenen, im Faust seine tiefsten Gedanken. Von welcher Seite man sich auch diesem größten Gedichte der Deutschen, ja der Welt nähert: es überwältigt immer. Man mag alle diese Gedanken durchdenken; man mag ganz erfassen und durchdringen diese lebenszitternden Gestalten; man mag mit geschlossenen Augen nur der wunderbaren Melodie dieser schönsten deutschen Verse lauschen, die hier lang ausladen und dort plötzlich sich verkürzen, daß man königlich erstaunt ist, und ihre Fülle und Form nie ermüdet — man fühlt stets jenen mysteriosen Schauer der Größe, man fühlt, es ist heilig Land, man wird durchläutert von der verecundia, die jedes überhaupt eines Aufschwunges fähige Herz hiervor ergreift.

Die unsagbaren Schönheiten allein der Gretchentragödie klar zu machen, ist unmöglich. Man kann nur stammeln, wenn man davon spricht. Man wird so klein davor und doch wieder fühlt man Zusammenhang mit dem höchsten, erhebt sich in die klare und stille Luft der Ewigkeit. Wie die Osterglocken in Faustens Ohr, so klingt uns die ganze Dichtung — ein „tröstlicher Gesang", vor dem man beten und hoffen lernt. Man wird besser dadurch, reiner, gläubiger. Stimmen von oben rufen die Rettung, und über Erdenlust und Erdenweh singt feierlich und ahnungweckend der Chorus mysticus. Der Faust ist die einzige deutsche Dichtung, die groß genug wäre, ein Religionsbuch zu werden. —

Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beschenkt der Nimmer-Müde seine Nation mit zwei weiteren großen Werken, die langen Nachhall geweckt. Das erste die Autobiographie: „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit" — diese große Entwicklungsgeschichte seiner poetischen Individualität. Er bekennt selber, sie wäre das erste Buch, das er nicht seinetwegen, sondern seinen Deutschen zuliebe geschrieben hätte. Halb historisch, halb poetisch die Behandlungsweise. Ein wunderbares Gedächtnis unterstützt ihn. Das Buch hat so eine ergreifende Wahrhaftigkeit gewonnen. Die innere Komposition ist vollendet. Wie da alles seinen rechten Platz und seine rechte Beleuchtung hat, wie das Nebensächliche ausgeschaltet und die Wirklichkeit um der höheren Wahrheit willen korrigirt wird! Längst Dahingeschiedene erwachen zu neuem unsterblichem Leben; in frischen Farben grüßen uns die wundervollen Mädchengestalten, die jetzt erst uns vertraut werden; das alte Frankfurt und die Kaiserkrönung leben wir so lebendig mit wie Goethe selber. Die vom Dichter selbst umschriebene Hauptaufgabe ist glänzend gelöst: nämlich „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt." So mag Julian Schmidt getrost diese Autobiographie als die beste Litteraturgeschichte für die Zeit von 1764—1775 ansprechen, die wir haben und je haben werden.

Aus dem Lärm der bewegten Tage flüchtet Goethe dann, angeregt durch die Hammersche Hafis-Uebersetzung, nach dem Orient, dem reinen, ungetrübten. Mächtig hatte ihn der Hafis gepackt. „Ich mußte mich produktiv dagegen verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können." Das morgenländische Kostüm paßt ihm vorzüglich. Er kann darin unter der Maske so vieles aussprechen, was sonst für den „Großpapa" nicht recht schicklich sein mochte. So entsteht „Der Westöstliche Divan." In den Jahren 1814/15 wird die Hauptmasse der darin enthaltenen Gedichte geschaffen. Drei Jahre hatte er sich mit Dichtung und Wahrheit gequält — nun ist die Lust nach lyrischer Produktion unbezwinglich. Neue Verhältnisse überall; die alte Ordnung gelockert, über den Haufen gerannt; unerhörte politische Begebenheiten aufeinanderfolgend. „Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern, Flüchte Du im reinen Osten Patriarchenluft zu kosten." Hafis hatte in schrecklicher Zeit sein Lied gesungen. Goethe that es ihm nach. Der Orient wurde das Korkwams, das ihn in der neuen Sündflut über den Wassern hielt. Die ungeheuren Schwierigkeiten des Erlernens der arabischen Sprache schrecken ihn nicht. Gleichsam „durch Ueberfall" erobert er sie. Hafis gab seiner „durchgespielten" Leier neue Weisen. In Marianne von Willemer fand sich für das Buch der Liebe die herzerregende Freundin, die so ganz in dem vergötterten Meister aufging, daß sie — gleichsam als sein Instrument — selber tönte in

wundervollen, durchaus Goethischen Liedern. Was sein Herz bewegte, seinen Geist fesselte, brach mächtig hervor. Er staunte selbst über die Fülle und Leichtigkeit seiner Produktion. Ein Abglanz der großen Begebenheiten der Zeit fällt in die Gedichte hinein; der morgenländische Dichter und Weise sagt, was der weimarische Minister nicht sagen kann. Napoleon-Timur taucht auf. Marianne-Suleika wird heißleidenschaftlich apostrophirt. Und doch alles ein geistreiches Spiel durch die orientalische Vermummung, die von selbst objektivirt. Hier, mit dem „Divan", feiert Goethe die Befreiung des Vaterlandes indirekt mehr, als im direkt dazu gedichteten Epimenides. „Die Politik ist gerade in Folge des sichtlichen Bestrebens, sie fern zu halten, um so mehr eingedrungen. Der politische Zustand der abendländischen Welt erscheint als mitgegebenes Komplement der Lyrik des Divan, und diese Mitgabe erhöht nur ihren Reiz." (Loeper.)

Der ersten Ausgabe des Westöstlichen Divans war ein arabischer Titel vorangesetzt, der in wörtlicher Uebersetzung lautet: der östliche Divan vom westlichen Verfasser. Daraus ward dann der nicht glückliche und leicht irreführende w e st ö st l i ch e Divan. Der Osten ist hier für Goethe übrigens nur Persien-Arabien, nicht Indien. Nicht Quietismus, sondern lebendige Thätigkeit preist er. Aus allen Fenstern hängen die Fahnen der Freude. Wein, Weib, Gesang, das klingt gut zusammen; heitere gottergebene Gefaßtheit sieht ohne Furcht in die Zukunft. Darüber hinaus aber spricht die mystische Tiefe der „seligen Sehnsucht", lehrt Weisheit das Buch der Sprüche.

Zu Sprüchen und Maximen verdichten sich die Erfahrungen seines überreichen Lebens, als das betrachtende Greisenalter ihn nun ganz umfängt. Er will die letzten Schlüsse ziehen und alles Unfertige abschließen, ehe er die Erde verläßt. Noch einmal reift eine volle Frucht aus später Neigung: die Trilogie der Leidenschaft. Dann treten der Faust und Wilhelm Meister, die beide der Ergänzung harren, vor allem übrigen in seinen Gesichtskreis. Im zweiten Teil des Wilhelm Meister zeigt sich die Art des älteren Goethe, ein Buch zusammenzustellen, am bösesten. Was von älteren Papieren da ist, was neu geschrieben ward, ohne recht in einen Zusammenhang zu passen, wird in das Werk gestopft, das er gerade vorhat. Das schädigt die „Wanderjahre", in denen hier und da doch die leise Verkalkung des Alters offenbar wird, die Verholzung des Stiles. Zwar entschädigt eine Fülle von Weisheit und interessanten, gerade heute doppelt interessanten Darlegungen (Goethes soziale Ideen 2c.) für die allgemeine Zerfahrenheit; zwar mag eine Novelle wie „der Mann von fünfzig Jahren" durch ihre reife Kunst entzücken — das Ganze, sofern man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen darf, ist wenig glücklich. Anno 1829 ward der Wilhelm Meister so abgeschlossen; seit fünf Jahren arbeitete Goethe nebenher am zweiten Theil des Faust. Eckermann war unermüdlich darin, ihn anzutreiben, wie Schiller es einst gethan. Und gerade in Bezug auf den Faust hatte Goethe es nöthig. Es ist immer, als fürchte er sich davor, daranzugehen.

In der Stellung, die der gebildete Theil der Nation zum zweiten Theil des Faust einnimmt, ist erst seit kurzem ein großer Wechsel eingetreten. Jahrzehnte lang war es üblich, diesen zweiten Theil mit dem ersten totzuschlagen, ihn einfach für unverständlich zu erklären und achselzuckend darüber hinwegzugehen. Das hat sich bedeutungsvoll geändert. Immer weiterer Kreise bemächtigt sich die Ueberzeugung eines großen organischen Zusammenhanges, ein immer größerer Theil auch des Publikums beginnt diesen „Faust II" zu lesen und erstaunt über die klare planmäßige Anordnung, die straffe Komposition, die Fülle der Weisheit und Schönheit, die ein bisweiliges Geheimnissen und Allegorisieren nicht mindern kann. Hier hat die vielgeschmähte Goethephilologie, die ganz gewiß einige merkwürdige Exemplare des genus homo aufweist, eine höchlichst zu preisende Arbeit gethan; ihr ist in mancher Hinsicht zu danken, daß auch der zweite Theil unserer größten Dichtung immer mehr verständnisvolle Leser findet. Auch die Bühne, die sich allmählich des ganzen Werkes bemächtigt hat, trägt zu der langsamen, stets steigenden Erkenntnis bei. Noch mehr jedoch — so kühn das Wort im ersten Augenblick klingen mag — hat uns ein andrer, ein eiserner Lehrmeister den Faust II nahegebracht: Bismarck. Erst nach seinem großen Lebenswerke erschloß sich das große Lebenswerk Goethes der Nation ganz. Darüber wird noch zu reden sein. Und wenn gewiß auch aus guten und berechtigten Gründen unserem Volke der erste Theil des Faust immer mehr am Herzen liegen wird, als der zweite, allein schon der Gretchentragödie wegen, so wird doch dieser zweite sein Recht von nun an zu wahren wissen, und man wird in nicht langer Zeit überhaupt nicht mehr begreifen, daß man einst es ihm verweigert hat. Nicht nur, daß er notwendig und unentbehrlich ist für die Oekonomie des Ganzen — er hat auch Schönheiten, die wie die Lynkeuslieder, die Philemon und Baucis-Episode, die letzten Chöre 2c. so unsterblich sind wie die des ersten. Goethe selbst hat kurz umschrieben, wie die beiden Theile sich zu einander verhalten. „Lebensgenuß der Person von außen gesehen, in der Dumpfheit Leidenschaft erster Theil. Thatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein, Schönheit, zweiter Theil." Der Faust des ersten Theiles ist passiv; er sieht gleichsam dem großen Schauspiele des Lebens, dem Vorüberziehen aller Lebensgenüsse zu, durch die Mephistopheles ihn zu fangen sucht. Jeden Becher des sinnlichen Glückes leert er, als Knecht seiner Begierden. Der Faust des zweiten Theiles ist aktiv. Gretchens grauses Schicksal rüttelt ihn auf. Aus tiefer Reue ringt sich kräftige Buße empor: mit Bewußtheit, nicht mehr in der „Dumpfheit", strebt er vorwärts, ein Herr seiner Leidenschaften, ein Thatmensch. Dort Genuß, hier Arbeit; dort instinktiv-leidenschaftliches Sich-gehen-lassen, hier besonnenes Handeln; dort Leidenschaft, hier Schönheit; dort Träumer, Grübler, Ich-Empfinder, hier der thätige Mann, der sein höchstes Glück schließlich im Bemühen um das Allgemeinwohl sieht.

Durch den wohlüberlegten Parallelismus in Szenen beider

Theile wird die Höherentwicklung kräftig unterstrichen. Faust in Auerbachs Keller — Faust am Kaiserhof; Gretchen- und Helenadrama; die doppelte Walpurgisnacht; Schüler- und Baccalaureusszene 2c. 2c. — die Absicht, in vielen kleineren, aber nicht minder bedeutsamen Gegenüberstellungen sich des Weiteren kundthuend, ist klar. Und jede entsprechende Szene des zweiten Theiles ist auch eine höhere Stufe von Faustens Entwicklung und Läuterung, bis der Pakt erfüllt ist, bis aus strebendem Bemühen die Hoffnung und Zuversicht erblüht, das frohe Vorgefühl, daß er einst doch zum Augenblicke sagen wird: „Verweile doch, du bist so schön", bis die himmlischen Heerschaaren Fausts Unsterbliches emportragen und der Chorus mysticus durch selige Höhen singt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis.
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's gethan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan. —

Der Faust ist selber ein großes Gleichnis — das größte germanische. Seine Entwicklung die des deutschen Volkes. Wenn es einst kein deutsches Volk mehr giebt, wird man es staunend ablesen aus dem Faust, wie das hellenische aus dem Homer. Im Faust ist vorgebucht, was wir später erfahren haben und geworden sind. S e i n e Entwicklung ist die unsre, ist die des Deutschthums. Den großen Wechsel unsrer Ideale macht er durch: von der Schönheit zur Kraft, vom ästhetischen zum sittlichen, vom litterarisch-philosophischen zum politischen, vom Träumer- zum Thatvolk. Das Allgemeinwohl steht dem alten Faust über dem Einzelwohl, die Arbeit dafür über allem andern. Ein politisches Lied ist kein garstiges Lied mehr — nur ist hier von Politik im höchsten Sinne die Rede. So ist Bismarck eine Erfüllung des Faust, wie Goethe selbst eine andre. Beide, Goethe und Bismarck, die gewaltigsten Repräsentanten deutschen Volksthums, nach denen die Jahrhunderte sich nennen und trennen. Beide unsre Befreier, die Schöpfer des großen einigen Deutschlands. Der eine mußte uns erst lehren, uns als Einheit zu fühlen, mußte uns das große Symbol schaffen, um das alle unsere Stämme sich schaaren und sammeln konnten, ehe der andere auch den äußeren kräftigen Reifen um die nun geistig Verbundenen legen konnte. Und hatte man bislang halb scheu, halb ablehnend die Tendenzen des Faust II und ihre Ausprägung betrachtet, so erkannte man nun in s e i n e r Entwicklung die eigene, und die endliche Erfüllung lernte in staunender Bewunderung mehr und mehr den Propheten verstehen, der vorahnend und weisheitsvoll in seiner Dichtung schon gestaltet und beschlossen hatte, was erst Jahrzehnte später für das Leben gewonnen ward. Immer stärker waren ja bei dem alternden Goethe sittliche

und politische Ideale vor die rein ästhetischen getreten, immer mehr war aus dem Dichter des 18. Jahrhunderts der des neunzehnten geworden. Viel ist in unseren Litteraturgeschichten über den litterarischen Frontwechsel zu lesen, der von der italienischen Reise ab sich kund giebt; wenig über die ungleich tiefere und bedeutsamere Wandlung, die um die Jahrhundertwende herum eintritt und die zwei zeitlich doch so naheliegende Romane wie den Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften so auffällig trennt. Das Ideal des 18. Jahrhunderts, die gleichmäßig schöne Durchbildung des Individuums, kapitulirt vor dem neuen politischen Ideal, zu dessen Aufkommen und allgemeiner Ergreifung ein Napoleon die Welt erst hatte terrorisiren müssen. Im engen Zusammenschluß lag die Rettung, das Staatswohl stand über dem Wohl des Einzelnen und verbürgte dieses erst. Mehr und mehr von diesen ihm einst ganz fernliegenden Anschauungen durchsättigt wurden auch die letzten großen Werke Goethes. Die Wahlverwandtschaften begründen die Unverletzlichkeit der Ehe schon ganz in diesem Sinne; Dichtung und Wahrheit ist das erste Buch, das Goethe nicht für sich, sondern bewußt für die Allgemeinheit schreibt; der Divan ist politischer als alles frühere; in den Wanderjahren sind soziale Ideen entwickelt, und politisch, sozial ist das letzte Ideal Faustens. So reichen sich Goethe und Bismarck hier die Hand. Der Weise von Weimar giebt sein Szepter an den preußischen Junker ab, der es einst herrlich schwingen wird, und in der Linie, die Goethe zuletzt gewiesen, kräftig vorwärtsschreitend die Befreiung Deutschlands vollendet. Zwei Genies, die nicht, wie kurzsichtige Thorheit es wohl ausgesprochen, sich schroff befehden, sondern sich wundersam ergänzen und einander erhellen und erhöhen. Es wird eine Zeit kommen, wo man immer häufiger Goethe und Bismarck zusammen nennen wird, wie schon jetzt, wenn man die tiefste Wesenart des deutschen Volksthums am kürzesten und umfassendsten ausdrücken will.

Wie Goethe unsre ganze Kultur durchtränkt hat, nicht so in direkter Wirkung auf die Nation, als durch tausend und abertausend Zwischenkanäle, ist heute für den Einzelnen ganz unübersehbar. Niemand ist ihm darin zu vergleichen. Er ist auch der Einzige, dessen Individualität sich der Strebende hingeben kann, ohne dadurch unfrei, ohne in seiner eigenen Persönlichkeit vernichtet zu werden. Im Gegentheil: sie wird durch ihn nur gehoben und erweitert.

Es war der 22. März 1832, als Goethe starb. Vor Eckermann schlug der Diener das Laken zurück: ein vollkommener Mensch in großer Schönheit, ohne eine Spur von Fettigkeit und Abmagerung und Verfall lag vor ihm. „Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille —und ich wandte mich ab, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen.“

Ganz Europa erschütterte die Nachricht. Holtei erzählt in seinen Erinnerungen, er hätte grade mit verstohlener Wonne den Anschlagzettel seines neuen Stücks „Das Trauerspiel in Berlin“ betrachtet, als er eine Karte mit schwarzem Trauerrande erhielt, auf der die Worte standen:

„Gestern Vormittag halb zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Großherzoglich Sächsische wirkliche Geheimrat und Staatsminister

Johann Wolfgang von Goethe,

nach kurzem Kranksein, am Stickflusse infolge eines nervös gewordenen Katarrhalfiebers. Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im 83 Lebensjahre.

Weimar, 23. März 1832.

Ottilie von Goethe, geb. von Pogwisch.
zugleich im Namen meiner drei Kinder."

Wir haben Bismarcks Tod erlebt und können uns den Eindruck, den die Botschaft vom Tode Goethes hervorrief, vergegenwärtigen. Es ist, als müsse das Herz der Welt zu klopfen aufhören. Es war überall eine tiefe Stille, sagt selbst Eckermann. Und Goethe sprach, als Friedrich der Große das Haupt geneigt: „Wie gern ist man still, wenn man einen Solchen zur Ruhe gebracht hat!"

VI.
Auflösung der Romantik. Neue Ziele. Platen — Immermann — Heine.
(ca. 1820—1830.)

Die Erschöpfung, die nach der großen Kraftprobe der Freiheitskriege über das Volk gekommen war, begann langsam zu schwinden. Und je mehr sie schwand, um so stärker wurde das allgemeine Bewußtsein von jener dumpfen Unruhe ergriffen, die Stürmen vorauszugehen pflegt. In der Abspannung hatte man sich leidlich geduldig das alte Joch wieder auflegen lassen; die remonstrirenden Burschenschafter und Deutsch-Nationalen wurden verfolgt und wenn möglich mundtot gemacht. Aber allmählich wachte die Nation auf; sie sah die alten Schranken stehen, die den Blick versperrten; sie fühlte den dumpfen Druck der alten Enge. Von außen kamen die Freiheitsfänge der Griechen — sie fanden innen ein Echo. Von außen kam der stolze Kriegsruf Byrons — er rüttelte mächtig auf.

Eine allgemeine Unzufriedenheit war das erste Symptom der sich vorbereitenden neuen Aera. Der Pessimismus ergreift weitere Schichten. Die dunklen Wolken ziehen heran — die Blitze sollten bald folgen. Aus dem unbestimmten Unlustgefühl entwickelt sich bald die bestimmte Opposition, die den nächsten Jahrzehnten von nun an den Charakter giebt. Auf das romantische folgt das Oppositionszeitalter.

Drei Dichter bereiten es vor, leiten von dem einen zum andern hinüber. In der Romantik wurzelnd, wachsen sie aus ihr heraus und weisen neue Ziele. Diese drei Dichter heißen Platen, Immermann

Heine. Keiner von ihnen vermag seinen Ursprung zu verleugnen, keiner sich von der Romantik völlig zu lösen. Jeder aber wird über sie hinausgeführt. Und halb durch direkten Kampf, halb durch neues positives Schaffen werden sie die Totengräber der romantischen und die Herolde einer neuen Poesie.

Uebergangszeiten sind selten angenehm. Auch der Geburt eines neuen Geistes gehen Wehen voraus. Diese Wehen haben sie alle drei gespürt. Unlustig und melancholisch zieht der eine seines Wegs und schüttelt mit den bitteren Worten: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!“ den Staub der Heimat von den Schuhen, um im schönen Land Italia über der strengen Schönheit der Antike das trübe, verworrene Deutschland zu vergessen. Das war Platen. Die „furchtbare, kalte, seelenmörderische Zeit“, die zu nichts Rechtem und Ganzem kommen kann, die Epigonenzeit, in der schlecht leben ist, verklagt der andre. Das war Immermann. Und das unruhige Suchen der Epoche nach neuem Gehalt, nach neuen Lebens- und Bildungsformen, die Verquickung von Altem und Neuem ist für ihn selbst charakteristisch. Der dritte endlich glaubt gar ersticken zu müssen in all der Dumpfheit und flieht dorthin, wo ein freierer Athemzug weht, er reimt und macht Witze, er ist zerrissen wie die Zeit selbst, auch er ist satt von seinem Vaterlande, er hat sich vom alten Glauben gelöst und den neuen nicht gefunden, und so macht er in heimlicher Qual beiden Grimassen. Das war Heine.

Unter einander alle drei Antipoden. Graf Platen, der Sohn eines alten Geschlechtes, stolz auf die Vergangenheit, aber arm. Er bekämpft die Romantik auf doppelte Weise. Einmal direkt in Komödien, die das Schicksalsdrama und in Karl Immermann einen lyrischen Romantiker verspotten sollen, aber als Litteraturkomödien durch die Ueberschätzung der Kunst doch wieder ganz im romantischen Geiste noch wurzeln. Dann durch positive Leistungen. Seine Formenstrenge macht der heillosen Formenverwilderung, in die die altgewordene Romantik ausartet, ein Ende. Er stellt einem musikalisch-romantischen Capriccio einen marmornen Jupiterkopf gegenüber. Er schlägt die Romantik durch den Klassizismus tot.

Ganz anders Heine. Ihm, dem Juden, der für die Vergangenheit nichts übrig hat, kann es nicht einfallen, das romantische durch ein antikes Schönheitsideal zu ersetzen . Er bekämpft die Gegenwart nicht um der Vergangenheit, sondern um der Zukunft willen. Nicht Rom und Italien ist die Heimat seiner Seele, sondern Paris und Frankreich. Bei Platen und Heine ist der Ort, wo sie sterben, wichtiger als der, wo sie geboren sind.

Immermann schließlich findet den besten Ausweg. Er entringt sich den romantischen Fesseln, er erhebt sich über die kalte, seelenmörderische Zeit, indem er dem Litteratur- und Gesellschaftsleben entschlossen den Rücken dreht und hinauswandert ins flache Land zu Menschen, die unangefressen sind, die ihre innere Einheit bewahrt haben. Er entdeckt den Bauer. Er schreibt die schönste Dorfgeschichte. So

macht er der Romantik den Garaus durch den künstlerischen Realismus.

Noch klarer wird die Stellung und das Verhältnis der drei, wenn man die Fortwirkungen ihres Geistes neben einander stellt. Platen bestimmt die Entwicklung deutscher Lyrik. In Emanuel Geibel findet er seinen größten und treusten Schildknappen, der mit dem Rufe: Platz für eine Königsleiche! seinem toten Herrn und Meister Gerechtigkeit zu verschaffen sucht. Das formalistische Prinzip Platens nimmt Geibel auf; er führt die formalistisch-musikalische Lyrik zur höchsten Ausprägung und bestimmt Jahrzehnte lang die Richtung der Lyrik überhaupt. Mit ihm wächst Platen in die Gegenwart hinein.

Heine wiederum, ob als Lyriker auch unvergleichlich größer, hat zwar die lyrischen Formen wunderbar geschmeidig gemacht, eine ganz bestimmte Rhythmik und Melodie uns gelehrt, von der selbst der ihm fremdeste Geist unbewußt profitirt, aber nicht er ist es, der Ziel und Richtung bestimmt. Von seiner Formgebung haben alle die Dichter gelernt, die dann an der Spitze deutscher Lyrik marschirten, aber sie marschirten nicht auf seinen Wegen. Man könnte es so ausdrücken: Emanuel Geibel ist der durch Heine gegangene Platen. Aber er ist doch eben Platen. Denn Heine ist unfruchtbar: er zeugt keine großen Kinder. Sein Geist zerstört. Er ist der Vorläufer des jungen Deutschlands, der poetisch unfruchtbarsten aller Schulen. Er ist der Vorläufer des modernen Feuilletons, dessen Art und Stil er bis heute bestimmt hat. Er ist der Vater des modernen Journalismus.

Karl Immermanns Geist endlich setzt sich nicht nur in dem modernen Zeitroman der Gutzkow und Spielhagen fort, sondern vor allem, in viel höherem Grade, in der üppig emporschießenden Bauern- und Dorfnovellistik, und sein kräftigster und würdigster Sohn ist Gottfried Keller. Das Prinzip des poetischen Realismus, das sich in der modernen Dichtung am fruchtbarsten erwiesen hat, führt er im Oberhof zum ersten Siege.

An den Früchten mag man die Bäume erkennen, an ihren historischen Nachwirkungen die Geister. Die Linien sind, noch einmal kurz zusammengefaßt, obwohl in jeder so scharfen Pointirung immer auch eine leise Ungerechtigkeit liegt: Platen — Geibel; Immermann — Keller; Heine — der moderne Feuilletonist und Journalist. Die leise Ungerechtigkeit, von der ich sprach, trifft in dieser Zusammenfassung Heine. Es ist schon gesagt und es mag noch einmal wiederholt sein, daß er auch die gesamte deutsche Lyrik durchtränkt, daß jede lebendige Richtung von ihm gelernt hat, aber andrerseits: daß die Richtung selbst, sofern sie lebensfähig war, nicht von ihm angegeben ward, sondern sich stets im Gegensatz zu ihm befand. Er hat keine bedeutenden Nachfolger und Geisteserben gehabt.

Deshalb sind nun die drei Dichter so wichtig, weil sie so zielgebend wirkten, weil die gesamte moderne Lyrik, die gesamte moderne Erzählungskunst, die gesamte moderne Publizistik auf sie zurückgeht. Sie sind große Angelpunkte, und allein schon als solche

von der größeren oder kleineren Höhe der Begabung ganz abgesehen, so wichtig, daß man sie des Genaueren betrachten muß.

Der Graf Platen war eine unglückliche, selbstquälerische Natur. Ihm fehlte jede seelische Robustheit, jede Aktivität, jede Frische. Er würde direkt unsympathisch wirken, wenn zweierlei nicht immer von Neuem mit ihm versöhnte: seine strenge Wahrhaftigkeit und seine hohe Auffassung der Kunst.

Nichts ist für ihn bezeichnender, als daß er mit 16 Jahren ein Tagebuch beginnt, dem er die jedesmalige „Stimmung seines Herzens" anvertraut. Wenn andere Jungen dumme Streiche machten, schrieb der sechzehnjährige Platen Reflexionen über sich selbst in sein Diarium und verspritzte ungeheuer viel Tinte damit. In diesen Jahren ein böses Zeichen: die Aktivität ging dabei verloren, und die ewige Selbstbespiegelung mußte ihn eitel oder ernstes Nachdenken ihn selbstquälerisch machen. Seine übertriebene Wahrheitsliebe führte ihn zu letzterem. Und so ward er nicht müde, sein Tagebuch mit Vorwürfen über sich selbst zu füllen, sich jede Begabung, jede Originalität abzusprechen, sich als Pfuscher und Dilettanten hinzustellen. Diese Reflexion aber zerstörte seine Naivetät, legte sich als Rauhreif auf das junge keimende Pflänzchen seiner poetischen Begabung. Die Frische und Herzhaftigkeit im Entschlusse ward lahm gelegt; tausend Pläne wurden ebenso schnell verworfen wie gefaßt. Und noch schlimmer wirkte das auf sein Leben ein. Er ward schüchtern dadurch, ängstlich, zog sich immer mehr in sich selbst zurück, entwickelte seine Seele in einer schon krankhaften Scheu und Schamhaftigkeit wie eine Treibhausblume und verlor alle Spannkraft für's reale Leben. Vor lauter Schüchternheit und Reflexion ließ er das Glück oder wenigstens das, was er für sein Glück hielt, an sich vorbeifliegen, und anstatt es am Zipfel zu packen, jammerte er über seine Schwäche, daß er es nicht gepackt hatte. Sein Tagebuch ist reich gespickt mit Stellen, wo er sich klar vorstellt — was er hätte thun müssen. Aber das Nachdenken und die Vorsätze waren im Handumdrehen fort, wenn es galt, sich zum Herrn einer

Platen, August Graf von. Geb. 24. 10. 1796 zu Ansbach, zog 1815 als bayerischer Unterleutnant ins Feld, studirte dann Philologie und Philosophie, lebte seit 1826 fast stets in Italien und starb 5. 12. 1835 in Syrakus. — **Werke:** Ghaselen 1821; Lyrische Blätter 1821; Vermischte Schriften 1822; Verhängnißvolle Gabel 1826; Romantische Oedipus 1829; Gedichte 1828; Die Abassiden 1835; Gesammelte Werke 1838; Poetischer und literarischer Nachlaß, 2 Bde., herausg. von Minckwitz; Werke, herausg. v. Redlich 3 Bde.; herausg. von Wolff und Schweizer 2 Bde. — **Briefwechsel:** Briefwechsel zwischen Platen und Minckwitz 1836. — **Literatur:** Minckwitz, Graf P. als Mensch und Dichter 1838; L. Böhme, Zur Würdigung Pl.'s 1879; Strackerjan, Wilh. Müller und A. Graf v. Pl. 1884; Die Tagebücher des Grafen A. v. Pl. Aus der Handschrift des Dichters, herausg. von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. 1. Bd. 1896.

neuen Situation des wirklichen Lebens zu machen. Und so kam alles wie vorauszusehen: unzufrieden mit sich und der Welt, schüchtern und linkisch, verschlossen und abstoßend, ohne es selbst zu wollen, ward der Graf Platen zu einem Menschen, der sich selbst nicht liebte, den auch die andern nicht liebten. Die natürliche Folge all jener Reflexionen war dann diese Frühreife, die uns ganz vergessen läßt, daß da ein Achtzehnjähriger redet, und war ferner jene erschreckende Greisenhaftigkeit, die Mendelssohn an Platen wahrnahm und über die der — Zwanzigjährige schon klagt, wenn er schreibt: „Was thue ich jetzt, was fühle ich, das ich nicht fühlen und thun könnte als Greis?"

So lange er noch bayrischer Offizier war, hatte er wenigstens noch ein Gegengewicht. Der Dienst riß ihn aus seiner Einsamkeit und Weltfremdheit, stellte ihn in einen großen allgemeinen Verband. Als Offizier konnte er seine poetischen Versuche als Pfuscherei hinstellen; sowie er aber als freier Dichter lebte und sein Leben auf dies *eine* Ziel gründete, war das unmöglich. Und so hebt mit dem Augenblicke, wo er den Dienst quittirt, jener so falsch verstandene Verzweiflungskampf in seiner Seele an. Er *mußte* jetzt an sich glauben, um etwas zu leisten, um sein Leben nicht für verpfuscht zu halten. Aber durch seine Reflexion hatte er allen Glauben an sich untergraben. Und so versucht er, diesen Glauben, der ihn in dem Beruf und Leben einzig hielt, sich mit Gewalt zurückzurufen, sich ihn förmlich zu suggeriren. Deshalb die Inbrunst, mit der er das Rauchfaß um sich schwang und sich selbst beweihräucherte. Alle seine Lobreden, die er sich später so verschwenderisch hielt, stammen aus einer *verzagten* Seele, nicht aus einer übermüthigen. So allein erhob er sich aus tiefster Zerknirschung. Es ging ihm, wie den kleinen Kindern, die in Angst und Dunkel am lautesten pfeifen, um sich selbst zu überzeugen, wie muthig sie sind. Deshalb auch seine Wuth auf die Kritiker, die seine mühsam errungene Selbstberuhigung immer von neuem störten; deshalb auch seine Wuth auf Deutschland und die Deutschen. Das Publikum kam ihm nicht so, wie er es dachte und brauchte, entgegen; über die Alpen zu ihm nach Italien kamen die Angriffe, die seinen gewollten Glauben an sich selbst bedrohten. Und er, der glühende Patriot, macht so auf Mendelssohn den Eindruck eines Deutschenhassers. Alles erklärt sich aus *einer* Wurzel.

Vielleicht auch sein Sinn für Freundschaft, d. h. für eine bis an Liebestollheit grenzende Freundschaft. Er beneidet die Tabakspfeife, die der Freund an die Lippen führt; er zählt — als Lieutenant — an den Blättchen der Maßliebchen, ob „er" ihn *auch* liebt; sein „armes Herz" ist glücklich, wenn er „ihn" nur von weitem sieht — dabei wagt er keinem aus dieser Freundesreihe die Gefühle, die er für sie hegt, zu gestehen, betet sie nur im Stillen an und ist trostlos, wenn ihm eine Stimme zulispelt: „Er wird nie, nie wird er der Deine werden!" Auf diese krankhafte Leidenschaftlichkeit in der Freundschaft bezieht sich Heines schamloser Angriff gegen Platen.

Eine Frau hat er nie geliebt; für Frauenrechte war er wenig

begeistert; eine „melancholische Sinnlichkeit" spricht er sich selbst zu. Er konnte nicht fröhlich sein, nicht ein ganz kleines bißchen; er war sehr unglücklich und er war ein Schwächling. Alle seine Energie wirft sich nur auf ein gewisses Gebiet. So wird er nicht müde, an seiner Ausdrucksweise, seiner Form zu feilen. So lernt er eine Sprache nach der andern mit nimmermüder Geduld, nur um ein Dichtwerk in der Ursprache lesen zu können. So versucht er unerbittlich wahr gegen sich selber zu sein. Aber dadurch, daß man sich selbst einen Schwächling schilt, wird man nicht besser. Und deshalb ist der Eindruck, den man von ihm empfängt, doch gemischt, erscheint Platen als eine recht problematische Natur, so daß man bei aller Hochachtung für die edlen Anlagen seiner Persönlichkeit doch einen fast peinlichen Eindruck zurückbehält — den Eindruck von einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Wollen und Können, den Eindruck eines oft erzwungenen Hochdruckgefühls, einer krankhaften Gereiztheit. Man hat im letzten Grunde mehr Mitleid für diesen Charakter als Bewunderung.

Seine Lyrik ist rhetorisch-gedanklich und tritt gern in monologisch-elegischer Form auf. Er konnte nur Gedichte machen, keine Lieder. Er hatte keine Verbindung mit dem Volke und schalt in seiner Vornehmheit Hans Sachs einen „Bänkelsänger". Er selbst dichtet stets von der Zinne seiner reichen Bildung herab. Historische, mythologische, litterarische Anspielungen sind häufig bei ihm. Ohne beständige, stets fortschreitende mächtige Bildung, sagt er selbst, wird der moderne Poet nie der Manier sich entziehen. Im Talar vor der Gemeinde, immer im Bewußtsein, daß die Tiara der Ausnahme über seinem Haupte schwebe, stets dessen eingedenk, daß er ein Gefäß des Genius' sei — so schreitet er würdig und gemessen im Stelzengang bei schönem Faltenwurf dahin. Der allzu reichlich vorhandene Sinn für Feierlichkeit verbot ihm, den Kothurn je zu verlassen. „Ich will meine Würde behaupten und nicht nur in der Studirstube ein Dichter sein," schreibt er an seinen Freund Fugger.

Als dieser exklusive Bildungsdichter bedient er sich mit Vorliebe verkünstelter, ungermanischer Formen. Romanische, orientalische und antike Metren zieht er allen andern vor. Er dichtet für Dichter. Nicht die Natur ist ihm das Ursprüngliche, sondern die Kunst; nicht das Erlebnis oder das durch eine Berührung mit der Außenwelt erlebte Gefühl treibt ihn zu den meisten seiner Poesien, sondern direkt die Poesien anderer Dichter. Deshalb ahmt er nach eigenem Geständniß so sehr viel nach, deshalb giebt es so viele Paraphrasen bei ihm — übrigens ein spezifisch romantischer Zug. Ja, selbst den Stoff zu seinen bedeutendsten Komödien nahm er nicht aus dem Leben der Wirklichkeit, sondern aus dem Scheinleben der Litteratur.

Platen konnte sich im Feilen gar nicht genug thun. Es wird ihm deshalb immer wieder bescheinigt, daß er der formenreinste der deutschen Dichter ist. Und doch erhebt er sich von der Formenreinheit nicht oft zur Formenschönheit. Er meistert die schwierigsten Maße, er macht teilweise die verzwicktesten Kunststücke, aber seine Form ist

häufig doch rein äußerlich. Sie ist bei ihm stets nur Gewand, fast niemals Haut. Mit anderen Worten: sie ist kein natürlicher notwendiger Bestandtheil des Gedichtes, nicht die einzig mögliche Offenbarung des Stoffes. So sind die meisten der Ghaselen einfach Spielereien. Schon Jakob Grimm nannte sie „undeutsch“. Es sind bessere Jongleurstücke, über die man wohl einen Augenblick erstaunt, denen man bald jedoch den Rücken kehrt.

Und noch in einer andern Weise verletzt Platen die innere Form. Er führte nämlich schließlich die römische Silbenmessung bei uns ein, er nahm dem Wort sein individuelles Leben der Form zuliebe, er kümmerte sich nicht mehr um die deutsche Betonung des Wortes, sondern war zufrieden, wenn es nur in sein Schema paßte. So betont er z. B.: schuldlós, Deutschlánd, schreckháft, Friedrích, Freiheít. Das heißt aber doch dem Geist der deutschen Sprache in's Gesicht schlagen. Er hat einst in einem Epigramm den Ausspruch gethan: derjenige deutsche Dichter würde am längsten fortleben, „der des germanischen Worts Weisen am besten verstand“. Das ist nun nichts weniger als richtig. Auf den Geist der Sprache kommt es an, und hätte Platen diesen Geist besser verstanden, so hätte er schwerlich das „germanische Wort“ in das Prokrustesbett antiker und orientalischer Formenhülsen gepreßt. Clemens Brentano hat ihn mit einem bösen Witz einen „klassischen Futteralmacher“ genannt.

Das Lob höchster Formvollendung verlangt also eine gewisse Einschränkung; seine Form ist mehr muster- als meisterhaft. Wie sie litterarisch gewirkt hat, wie sie aus der Romantik hinausführt, ist schon gesagt. Im Volksbewußtsein hat sie ihm mehr geschadet, als genützt. Und gerade die Ballade „Wittekind“, die er selbst, als seinen formalen Ansprüchen nicht genügend, ausgemerzt hatte, ist in die Lesebücher gekommen. Auf seiner Lyrik liegt der Hauptaccent. Es giebt da gewisse Paradepferde: die Sonette aus Venedig, das Grab im Busento, den Pilgrim von St. Just. Es giebt ein paar Musterghaselen, es giebt das schöne Gedicht „Reue“. Aber all die Oden, Eklogen, Idyllen, Hymnen liest noch selten jemand. Und die Komödien und Märchen teilen dies Schicksal. Ein stilisirtes Dornröschen, ein gespreiztes Aschenbrödel, das in Oktaven redet, ist widersinnig. In den Litteraturkomödien erfreuen heut nur noch die Parabasen.

Platens Talent war klein von Natur. Er hat es emporgebildet in bewundrungswürdigem Fleiß. Das bleibt ihm unvergessen, wenn man ihm auch den Platz nach Goethe und Klopstock nicht einräumen kann, den er für sich gefordert. Auch hier bleibt der Weisheit letzter Schluß das Urtheil Goethes. „Platen“, sagte Goethe, „liebt so wenig seine Leser und Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Uebrigens war seine Lieblingsblume die Tulpe. Tulpen sind stolz und duftlos. Und dieses Duftlose, das Manko an Liebe hat

nicht nur das Volk, sondern sogar die litterarischen Fachmänner von Platen zurückgehalten. Die wissenschaftliche Teilnahme für ihn blieb gering. Es ist charakteristisch, daß er seinen besten Biographen in einem Franzosen fand. In dem Lande der strengen formalen Tradition mußte der größte Formalist der deutschen Litteratur begreiflicherweise einem verständnisvollen Interesse begegnen. —

In einem Vierzeiler hat Platen es selber ausgesprochen, wie sehr er nachahmt. In diesem Punkte berührt er sich mit seinen Privatfeinden Immermann und Heine. Heine war ja sein geborner Antipode; der Streit mit Immermann jedoch war mehr ein Zufall, als eine Nothwendigkeit. Denn ob die beiden Männer sich dem Betrachter auch grundverschieden darstellen: in der Wahrhaftigkeit, dem heißen Bemühen um die Kunst, der ehrlichen Begeisterung sind sie eins. Man könnte sie sich, wenn nicht als Freunde, so doch als von gegenseitiger Hochachtung erfüllte Genossen denken.

Immermann gehört zu den wenigen deutschen Dichtern, auf die der Vater und nicht die Mutter entscheidenden Einfluß gehabt. Deshalb ist in seiner Natur etwas Herbes, Sprödes, Männliches, ein Mangel an weicher Zartheit, etwas Unausgeglichenes. Wenn man die Richtung seines ganzen Wesens mit Ausscheidung der langen Jahre, in denen er sie gesucht hat, kennzeichnen will, so wird man am besten seine Geistesverwandten neben ihn stellen. Und sieht man die beiden guten Bilder an, die es von ihm giebt, so tauchen unwillkürlich die Köpfe von Luther, Björnson, Stöcker neben ihnen auf, die durchgeistigten, aber doch derben Bauerngesichter mit der freien Stirn, der merkwürdig zusammengedrückten Partie zwischen Augen und Mund, dem kurzen, kräftigen, etwas vortretenden Kinn. Die Leute, denen sie gehören, sind groß durch ihren Bauerngeist, den Geist der Strenge, der Nüchternheit, des Protestantismus. Luther und Stöcker Prediger, Björnson Predigersohn, Immermann nicht nur ein Nachfahr von Predigern, sondern selbst dazu bestimmt. In seinem bedeutendsten

Immermann, Karl Lebrecht. Geb. 24. 4. 1796 zu Magdeburg, studirte in Halle die Rechte, nahm an den Freiheitskriegen Theil, wurde Referendar in Magdeburg, 1819 Auditeur in Münster, lernte hier die Gräfin Ahlefeld kennen, ward 1823 Richter in Magdeburg, 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf, übernahm hier die Theaterleitung und starb 25. 8. 1840. — Werke: Cardenio und Celinde 1826; Das Trauerspiel in Tirol 1827; Alexis 1832; Merlin 1832; Tulifäntchen 1832; Die Epigonen 1836; Münchhausen 1838—39; Tristan und Isolde 1841; Memorabilien 1840—43; Ges. Schriften 14 Bde. 1835—43; herausg. von R. Boxberger, 20 Bde.; Auswahl von M. Koch. — Briefwechsel: J.'s Theaterbriefe, herausg. v. Putlitz 1851. — Litteratur: Putlitz, K. Immermann, sein Leben und seine Werke 1870; Freiligrath, Karl Immermann, Blätter der Erinnerung 1842; R. Fellner, Geschichte einer deutschen Musterbühne 1888; K. J., eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstag mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffken, O. H. Geffken, R. M. Meyer, Fr. Schulteß 1896; K. R. Arnold, K. J. Gedenkrede 1896.

Werke stellt er auch in einem Prediger und einem Bauern der verrückten übrigen Sippschaft Idealbilder der Volkskraft und -Gesundheit gegenüber. Als Bauernnaturen sind sie tief, schwerfällig, religiös; sie kommen nur langsam in Bewegung, doch wie Lawinen, die zu Thal rollen, sind sie dann wohl unaufhaltsam. Ihre Schroffheit und Starrheit steigert sich unter Umständen bis zur höchsten Einseitigkeit und zum Fanatismus. Sie geben sich nie ganz an Menschen hin, fast immer nur an eine Idee, und sie haben darin den großen imperatorischen Zug, der, wenn kein anderer Ausweg da ist, vor nichts zurückschreckt. Sie sind eigentlich niemals auf das Dichterische gestellt, sie singen nicht, wie der Vogel singt, sondern sie brauchen die Poesie meist als Kampfmittel, zwingen sie in den Dienst einer Tendenz. Sie haben nicht die göttliche Leichtigkeit des Schrittes, sie haben mehr Wucht als Grazie, sie reden besser als sie singen. Luther, Stöcker, Björnson gewaltige Redner; Immermann nach übereinstimmendem Zeugnis ein glänzender Vortragskünstler und wundervoller Sprecher, der in seiner dramaturgischen Thätigkeit den Hauptaccent auf die Rede legte. Die drei Deutschen fast in derselben Gegend geboren: Luther in Eisleben, Stöcker in Halberstadt, Immermann in Magdeburg, also in jenem Lande, das als erstes der Reformation anhing und in dem die deutschnationale Strömung am stärksten war und ist. Luther ein Bergmannssohn; Immermann nach eigener Bezeichnung eine Bergmannsnatur; seine Vorfahren haben in Skandinavien gesessen, der Heimath Björnsons.

Bauerngeist ist Heimathsgeist, ein Geist der Tradition. Die Luther, Immermann, Björnson, Stöcker sind im Grunde ihres Herzens streng konservativ. Der historische Sinn ist mächtig, oft übermächtig in ihnen; sie treiben Bauernpolitik; sie sind ausgeprägt national in ihrem Streben und Wirken. Sie greifen auf das Volk und die Volkssprache zurück, geben sich ganz ihrer Zeit hin und spielen als die geborenen Volkssöhne und Volksführer eine gewaltige Rolle darin. Niemals Revolutionäre, sind sie stets Reformatoren. Wenn sie nichts weiter reformiren können, so reformiren sie wie Immermann wenigstens das Theater. Sie sind monarchisch nicht um des Monarchen, sondern um des Volkes und der Vergangenheit willen; volkskonservativ, nicht regierungskonservativ. Und in ihrem stolzen Bauerntrutz empören sie sich vor allem gegen Liberalismus, Rationalismus, Manchesterthum. Sie bekämpfen deshalb auch stets die Träger dieser Anschauungen: die Juden. Auch Immermann lehnt sich gegen die herrschenden geistreichen Jüdinnen Berlins auf.

In dem, was sie schreiben, geben sie sich nur halb aus. Sie wollen wirken und thun es mehr durch ihre Persönlichkeit als durch ihre Schriften. Deshalb gelangen sie selten zu reinem Künstlerthum. Was man von Lessing behauptet hat, der übrigens diesem ganzen Schlage nicht sehr sympathisch ist, gilt von ihnen in noch höherem Grade: sie selbst sind mehr als alle ihre Werke. In der Verfolgung ihrer Idee sind sie von unerhörter Zähigkeit; eine Dosis

Verschlagenheit — dieses richtige Bauernerbteil — steht ihnen bei. Mehr Orthodoxe als Kompromißler, finden sie alle den richtigen Weg, den sie gehen sollen, die Bahn ihres Talentes, ihre Lebensaufgabe erst in reiferen Jahren.

Das ist der Schlag, dem Immermann angehört. Und sein Unglück ist es, daß Erziehung, Zeitverhältnisse, eignes Irren und vor allem früher Tod nicht ganz herausgebracht haben, was in ihm war. Hätte er zehn Jahre länger gelebt, er würde ganz in der granitenen Geschlossenheit vor uns stehen wie seine Geistesverwandten. Er wäre heute Bismärcker und Agrarier. Der Mann, der ein Prophet des einigen Deutschlands war, der den bittren Ausspruch gethan: „Dreißig Millionen Menschen f ü r c h t e n!" — der hätte aufgejubelt, wenn er Sedan und das gewaltige Bismarckwerk erlebt hätte. Der Mann, der f ü r den Pflug und g e g e n die Maschine gekämpft, dem es „eine Sünde" dünkt, „wenn das Gewerbe seine Maschinen aufstellt, wo bisher der Pflug gegangen," dessen Meinung es ist, daß sich nur aus dem Bauernstande das Vaterland verjünge — er hätte heut auf konservativer Seite Platz gefunden, wenn vielleicht auch nicht auf parteikonservativer. Die schönste deutsche Bauerngeschichte hat er uns geschrieben. Und weil Bauerngeist ein antiliberaler, ein aristokratischer Geist ist, konnte Goedeke finden, daß die Aristokraten in den „Epigonen" auf Kosten der Bürgerlichen zu gut gemalt seien. Und so ist für Immermann die Geschichte eine Biographie von Helden, Königen, Propheten; nicht eine Geschichte der Massen. So ist er ferner gemäß seiner ganzen Anlage ein heftiger Gegner der Frauenemanzipation. Die Demokratie untergräbt den Staat wie die Frauenemanzipation das deutsche Familienleben — das ist sein ceterum censeo.

Karl Immermann war ein Pechvogel. Es ging ihm, wie dem Jäger in seiner Oberhofgeschichte: er schoß immer vorbei, und es war auch bei ihm ein böses Erbteil. Mit der Geburt fing das Pech schon an. Seine Eltern das ungleichste Paar: der Vater altpreußischer Beamter, nüchtern, streng, eisenfest; die Mutter weich, nachgiebig, schmiegsam. Zwischen beiden ein so großer Altersunterschied, daß der Dichter auf diese unüberbrückte Alters- und Wesensverschiedenheit die Schuld schob für die Widersprüche seiner Natur, die sich nicht ausgleichen wollten. In der einseitig rationalistischen Athmosphäre wird die Phantasie erstickt, der Verstand einseitig dressirt. Deshalb die „Dürre des Gemüths", über die Immermann oft klagt. Sein Vater lehrt ihn zum alten Fritz und seiner Armee wie zum Herrgott und den himmlischen Heerschaaren aufsehen. Diese selbe Armee streckt fast vor den Augen des Knaben die Waffen. Als 1813 der Jüngling in den Befreiungskrieg ziehen will, zwingt ihn der väterliche Wille, davon abzustehen. Als er die Erlaubnis erhält, wird er krank und kann wiederum nicht mit. Erst 1815 erfüllt sich sein Traum: bei Ligny steht er im Treffen. Als Offizier kehrt er zurück, macht seine juristischen Examina, wird 1820 als Auditeur nach Münster versetzt und lernt dort in der Gattin des ehemaligen Freiheitskämpfers von Lützow, ge-

borenen Gräfin Ahlefeldt, die Frau kennen, die viele Jahre lang sein Schicksal bestimmt. Immermann wird ihr Erlöser aus geistiger Dumpfheit; ein merkwürdiges Verhältnis beginnt, das den Dichter aus einer Unfreiheit — dem Drucke der väterlichen Gewalt — in eine neue schwerere Unfreiheit führt.

Leben und Dichtung berühren sich bei solchen Charakteren auf's innigste. Zwei im höchsten Sinne unsittliche Verhältnisse machen den Dichter und Menschen rastlos, führen ihn von sich selbst ab. Einmal das Verhältnis zur Gräfin Ahlefeldt, das eine Todsünde war, nicht vom allgemeinen moralischen Standpunkte aus, sondern weil es seinem innersten Wesen widersprach. Was sich für Goethes leichte, sinnenfrohe Natur schickte, das paßte nicht für den strengen, ernsten, niederdeutschen Protestanten und war hier widernatürlich. Ein Dutzendmal bot Immermann der Gräfin Elise auch die Ehe an. Sie weigerte sich. Und daß er trotzdem erst nach 13 Jahren den Muth fand, sich von ihr zu trennen, das war seine große Sünde, ein Abfall von sich selbst. Denn für ihn waren die konventionellen Sittengesetze mehr als bloße Zäune zum Ueberspringen, und so mußte das Verhältnis mehr und mehr zu einer Gewissenslast für ihn werden. In diesem Sinne hat es durchaus ungünstig auf sein Schaffen gewirkt. Alle seine Werke hatten etwas Gedrücktes, Unfreies. Erst als der Bann von ihm genommen war, athmete er auf und that dichterische Thaten.

Ein Abfall von sich selbst war es ferner, als er mit Heine ein Schutz- und Trutzbündnis einging. Auch das war wider seine beste, oder richtiger: eigenste Natur, und diese unnatürliche Verbindung hat sich bitter gerächt. Dadurch erst kam er in den Streit mit Platen, und Platen machte gerade ihn zum Prügelknaben, als er gegen die Auswüchse der Romantik im romantischen Oedipus zu Felde zog.

So hatte er beständig Pech, war in beständiger Abhängigkeit, tappte zweck- und ziellos umher, ahmte alle möglichen Muster nach und brachte es doch zu nichts. Gerade sein historischer Sinn, sein Autoritätsglaube trat ihm hindernd in den Weg. Als er flügge ward, herrschte noch die Romantik. Der junge Immermann versuchte sich also in den zierlichsten und schwierigsten Pas, die ihm die alten Herren vormachten. Aber er, in dem das Strenge, Bäuerliche maßgebend war, fiel dabei natürlich ein Mal über das andere Mal auf die Nase. Trotzdem ließ er nicht ab, mit der zähen Energie des Niederdeutschen dem Tanzpfeifchen des im Formelkram erstarrten Tanzmeisters Tieck zu folgen und achtete kein Purzeln. Es giebt wenig Formen, in denen er sich nicht geübt, wenig gleichzeitige Talente, die er nicht nachgeahmt hätte. Und bei alledem nahm er sich aus wie ein täppischer Bär, der tanzen will. Als er endlich das romantische Tänzeln und Schwänzeln sein ließ, geschah es nur, um in den Bann anderer Meister zu gerathen. Die Meister hießen Goethe und Shakespeare.

Shakespeare vor allem stimmte schon besser zu ihm. Und deshalb sind einzelne der Immermannschen Dramen genießbarer, als seine romantischen Verse, denen man die Reflexion und die Reimnotl

gar zu sehr anmerkte. Als Dramatiker griff er auch schon nach Stoffen, die ihm besser lagen. Im „Trauerspiel in Tirol“ schilderte er die Andreas-Hofertragödie, die für ihr Vaterland kämpfenden Bauern. Hier und in der Trilogie „Alexis“, so wenig sich auch äußere und innere Handlung deckt, haben wir doch das Zwischenglied zu suchen zwischen Kleist und Hebbel. Sein Faust allerdings, die vielgepriesene Mythe „Merlin“, zeigt ihn ganz in der Mausefalle des Abstrakten, und auch sein Roman „Die Epigonen“, ein Nachkomme des Wilhelm Meister, ein Spiegelbild der „furchtbaren, kalten, seelenmörderischen Zeit“, ist nichts Rechtes und Ganzes, ist wie alle seine Werke bisher noch ein Gemisch von Eigenem und Fremdem, Selbstgefühltem und Anempfundenem. Immermann wußte, weshalb er sagte: „Meine Werke werden als Zeugnisse dafür dastehen, daß ich das Richtige gesucht habe, ohne es zu erreichen.“

Und er erreichte es doch! Er erreichte es, als er frei ward von der Gräfin, frei ward von Heine. Wie ein tiefes Aufathmen ist es plötzlich. Eine neue Liebe zieht in sein Herz, er heiratet ein ganz junges, aber über ihr Alter verständiges Mädchen, die kluge und solide Marianne Niemeyer, die einen raschen, reinen und ruhigen Eindruck auf ihn machte. Im Jahre seiner Verlobung 1838 und im Jahre seiner Hochzeit 1839 erschien dann sein „Münchhausen“-Roman mit der berühmten, unsterblichen Oberhofgeschichte; im ersten Jahre seiner Ehe dichtete er mit wunderbar verjüngter und gesteigerter poetischer Kraft den Liebessang von Tristan und Isolde nach. Alle Quellen, die sich bisher mühsam durch Schutt gequält, strömten plötzlich reich und voll dahin; alles Fremde hatte er gleichsam ausgeschieden aus seinem Wesen; freudige Sicherheit war über ihn gekommen; ein junges Glück lachte ihm zur Seite; greifbar nahe über ihm schwebten die ersehnten ewigen Kränze — da mußte er sterben, als er sich eben gefunden hatte. Das Schicksal war wider ihn, er war eben ein Pechvogel.

Es giebt nur wenige Dichter, die wirklich zu früh starben, von denen man mit aller Sicherheit sagen kann, daß sie unendlich viel mitgenommen. Immermann gehört dazu. Eben hatte er sich eigentlich erst zum modernen Dichter entwickelt, hatte die Litteraturtempel und den glatten Parkettboden hinter sich gelassen und war mit derben Stiefeln hinausgewandert ins flache Land, wo er fester und sicherer auftreten konnte, als jeder andere. Und was er mitgebracht, wissen wir alle. Gewiß, eine Entwicklung geht nicht rapide vor: auch im Münchhausen spukt noch vieles, was die früheren Werke so ungenießbar macht; rein und schön ist nur das Bauernidyll gerathen, das man aus seiner Fassung gelöst und damit seiner Kontrastwirkung gegen die verrückte Schloßsippschaft beraubt hat. Aber der Weg war doch gefunden, auf dem es weiterging. Da ward er ihm so grausam abgeschnitten.

Die Nachwelt hat vergessen, sie wird und soll es immer mehr, was Karl Immermann gestrebt und geirrt hat. Sie hält in treuem Ge-

dächtnis, was seinen besten und reinsten Stunden gelungen. Die Schalen und Schlacken fallen ab, der Wesenskern verdrängt sie. Immer deutlicher sehen wir einen geschlossenen, granitenen Charakter, einen Deutschen voll Kraft und Mark, voll altfränkischer Biederkeit und Wahrheit, einen ganzen Mann vor uns, der wohl verschlagen, aber in dessen Seele kein Falsch war. Denn unbewußt konstruiren wir seinen Charakter nach dem Oberhof. Sein Bild fließt zusammen mit seiner wahrsten und schönsten Gestalt, dem des prächtigen Dorfschulzen. Der Schöpfer stirbt im Geschöpf und geht wiederum in ihm und mit ihm zur Unsterblichkeit. —

Das Heimathliche, das von Immermann um so schöner und stärker ausgeht, je tiefer man ihn erkennt, fehlt bei Heinrich Heine völlig. Er wirkt so unruhig, wie Immermann, d. h. der Immermann des Oberhof's, ruhig. Die frühere Unrast Immermanns hatte ihren ganz bestimmten Grund darin, daß er sich selbst noch nicht gefunden hatte, daß er sich abquälte mit Dingen, die gegen seine Natur waren. Die Unrast Heines liegt viel tiefer, sie war nicht heilbar durch klare Erkenntnis, durch ein Sich-selbst-finden, sondern konnte dadurch nur noch gesteigert werden. Zu der Tragik der Uebergangszeit, die er mit den andern teilte, kam bei ihm im speziellen noch die Tragik des modernen Juden. Die eine war vielleicht zu überwinden, die andere nicht. Die Gegensätze waren gar zu unvereinbar. Als in der Romantik wurzelnder Poet fühlt er ästhetisch-aristokratisch; als Jude nothwendig politisch-demokratisch. Sein Verstand schlägt tot, was dem Herzen lieb ist. Eine Art Kronos, muß er seine eignen Kinder fressen, um nicht von ihnen einst entthront zu werden, muß er die Romantik be-

Heine, Heinrich, (eig. Harry), geb. 13. 12. 1797 zu Düsseldorf, studirte in Bonn, Berlin und Göttingen, wo er promovirte, die Rechte, ließ sich 1825 taufen. Er lebte dann in Hamburg, Berlin und München und von 1830 ab in Paris. Seit 1844 rückenmarksleidend, starb er am 17. 2. 1856. — Werke: Gedichte 1822; Almansor und Ratcliff 1823; Reisebilder I. u. II. 1826—27, III. u. IV. 1830—31; Buch der Lieder 1827; Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland 1833; Französ. Zustände 1833; Der Salon 1835 bis 40; Die romant. Schule 1836; Shakespeares Mädchen und Frauen 1839; Ueber Börne 1840; Neue Gedichte 1844; Atta Troll 1847; Romanzero 1851; Der Doktor Faust 1851; Vermischte Schriften 3 Bde., 1854. Aus seinem Nachlaß: Letzte Gedichte und Gedanken. — Gesammtausgabe: 22 Bde. 1861—1866; weitere von Laube, Karpeles, Bölsche, Stephan Born, O. F. Lachmann. Kritische Ausgabe: Ernst Elster, 7 Bde. — Briefwechsel: H. H.'s Briefe an Moses Moser 1862; H. H.'s Briefe an Laube, herausg. von Eug. Wolff 1893. — Literatur: Biographien von Strodtmann 1867—69; Prölß 1886; Bölsche 1888; Karpeles 1888; Keiter 1891; vergl. Brandes, die Literatur des 19. Jahrhunderts, Bd. 6 1891; Steinmann, H. H. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm 1857; Max Heine, Erinnerungen a. H. H. und seine Familie 1868; Hüffer, Aus dem Leben H. H.'s 1878; Betz, Heine in Frankreich; Nassen, H. H.'s Familienleben nebst einer Heineliteratur 1895.

kämpfen, der er heimlich so verbunden ist, denn sie ist und wird stets sein nationalistisch-antisemitisch; sie hat immer den konservativen Grundakkord, der sie stets reaktionär enden läßt. Aber der Poet Heine liebt, wie gesagt, diese Romantik und wurzelt in ihr, schafft aus ihr heraus seine schönsten Lieder, während der demokratische Jude Heine ganz entgegengesetzt fühlt. Und da kommt es denn dazu, daß der eine mit einer jähen Schlußwendung das wunderbare Werk des andern vernichtet, daß eine grelle Disharmonie entsteht, daß man deutlich jene tragische Spaltung der Persönlichkeit erkennt, die innere Zerrissenheit, diese Kluft, in der die Kunst versinkt, und über die kaum der Witz hinwegvoltigirt.

Heinrich Heine hätte ein großes Leben führen können. Alles war so günstig dafür. Es war eine Sehnsucht in seiner Zeit nach Freiheit. Er hatte alle Gaben, um die Rolle des Führers zu spielen. Das Dunkel hätte er erleuchtet; seinem Volke voran, die Besten zur Seite, hätte er gefochten. Wohl hat er gesungen: Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme — aber er hielt das Schwert und die Flamme nicht rein. Und so setzen sich gegen das Schwert noch heute die Schwerter, und so unsterblich sein Geist ist, so unsterblich ist auch der Geist seiner Gegner. Aus den Drachenzähnen, die er gesät, wachsen diese Gegner auf wie die eisernen Männer des Kadmos, und die er selbst gerufen, wenden sich gegen ihn, wird er nicht mehr los. All seine Weltberühmtheit kann das eine nicht aufwiegen, daß ein großer Theil seines eigenen Volkes, und nicht der schlechteste, sich vor ihm verschließt.

Er hätte ein großes Leben führen können —! Und was er geführt hat, war ein erbärmliches Litteratendasein voll von Parteigezänk, Geldsorgen, journalistischen Reibereien. Es war kein Heldenstück, sondern eine Farce, eine Tragikomödie. Ewige Leuchtfeuer konnte man von ihm erwarten, die er auf den Bergen anzünden sollte, daß sie alle Thäler erhellten, aber er steckte meistens nur ein paar Feuer an, um seine Privatfeinde daran zu rösten.

Am 13. Dezember 1797 (1799 ?) ward er in Düsseldorf geboren. Die Mutter eine schöne Seele, der Vater ein Strohkopf und Prahlhans. Er ließ die Gedichte Goethes mit dem Namen Ernst Schulze umkleben, nur um sich einbilden zu können, sein Harry mache bessere Verse. Aus der Jugendzeit ist zweierlei hervorzuheben: erstens der Besuch einer israelitischen Privatschule, wo der Grund zu seiner genauen Bibelkenntnis gelegt ward. Alttestamentliches Pathos wirkte auf ihn und färbte seinen Stil. Zweitens: der Schauer, der dem kleinen Harry über den Rücken lief, als Napoleon, hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesicht an ihm vorüberritt. Die Bibel und Napoleon blieben ihm groß durch sein ganzes Leben. Uebrigens hinderte ihn diese Napoleonbegeisterung nicht, die um so verständlicher ist, als Napoleon den Juden vollste bürgerliche Gleichberechtigung verlieh, sich im Befreiungskrieg als Freiwilliger anzubieten.

Nach den drei Frauen, die sein leichtes Herz auf längere Zeit okkupirten, kann man sein Leben einteilen. Heines erste Periode ist die der Cousinenliebe. Ihr dichterischer Niederschlag das Buch der Lieder. Die Cousine hieß Amalie Heine und war die Tochter des bravsten Dichteronkels, den die Welt je gesehen. Daß sie für ihren verschwenderischen, faulen und hochnäsigen Vetter nicht gerade schwärmte, ist erklärlich. Aus diesen jungen Leiden heraus schuf Harry dann seine kleinen Lieder, die „in Honig getauchten Schmerzen“. Wer kennt sie nicht, diese Lieder? Wohl hat er in späteren Jahren Tieferes, Wahreres gegeben, aber nichts mehr, das so schnell seinen Weg gefunden und seinen Platz behauptet hätte. Gewiß, im Buch der Lieder ist unendlich viel konventionelle Mache, eine erschreckende Eintönigkeit, eine Geistlosigkeit der Liebesklagen, eine ewige Wiederholung abgebrauchter Bilder. Lilienwangen, Veilchenaugen, Mondscheinzartheit, Blumenhaftigkeit — dazu Thränen, Thränen und noch einmal Thränen — daraus braut der damalige Heine seine lyrischen Tränklein. Kein deutscher Dichter hat so viel geweint wie er, und mit diesen Thränen begoß er seine poetischen Nelkenbeete.

Aber daneben ist doch in diesen Liedern eine bis dahin fast unerhörte Präzision des Gefühlsausdruckes, eine packende Kürze, eine wunderbar süße, manchmal süßliche Melodie und im einzelnen schon jene Komplizirtheit der Empfindungen, die ein Zeichen des modernen Menschen ist. Von dem Oktobertage des Jahres 1827, an dem das Buch der Lieder in Berlin erschien, hat die deutsche Poesie Nerven bekommen.

Stand in dieser ersten Periode der Betschemel des jungen Dichters vor dem Madonnenbilde Amalie Heines, so steht über seiner zweiten Epoche ein andres Frauenbild: Mathilde Mirat, die hübsche Pariser Schuhverkäuferin. Denn Heine war inzwischen — auf die Nachricht von der Julirevolution — nach Paris gegangen, da ihm Deutschlands Boden zu heiß geworden. Vorher hatte er sich noch den Doktor beider Rechte, auf den er zeitlebens sehr stolz blieb, und das „Entreebillet zur europäischen Kultur“ in Gestalt eines Taufscheines geholt. Aber der Taufschein schadete ihm hundertfach mehr, als er ihm nützte, und machte ihn, wie er klagt, „bei Christ und Jude verhaßt“. In der Achtung des Volkes gab er sich dann mit dem dritten Bande der Reisebilder, in dem er die Stinkbombe gegen Platen warf, vollends den Todesstoß. Seine besten Freunde fielen von ihm ab — da sagte er Deutschland Valet und betrat am 1. Mai 1831 französischen Boden, auf dem er gelebt hat und gestorben ist, nicht etwa unfreiwillig, als Verbannter, sondern weil er dort leben und sterben wollte. Und dort lernte er die Frau kennen, die er aus seiner Geliebten zu seiner Gattin machte.

Man braucht diese Frau nur anzusehen, und man begreift vieles. Ein albernes, genußsüchtiges Ding, das nicht aß, sondern fraß, so daß es mit 35 Jahren schon fast zwei Zentner wog; ein Weib, das sich von dem ersten besten Lumpen ausführen ließ, sich vor den

Gästen ihres Mannes wie ein unartiges Kind zur Erde warf und tobte, das wie ein Papagei nur die beiden deutschen Worte plapperte: „meine Frau" — womit sie s i c h meinte, — das niemals ein Buch öffnete, keine Zeile ihres Gatten kannte, nur Geld — Geld — Geld verlangte. Mag sie dabei gutmüthig gewesen sein: sie hat Heinrich Heine sittlich und künstlerisch ruinirt, denn sie zwang ihn zur Selbstverleugnung, zur Lohnschreiberei, sie machte seine Moralanschauungen noch laxer, trieb ihn zum Cynismus. Seine Befreiungsversuche mißglückten — wie ein Hund kroch er zurück zu ihr. „Dein armer Hund Heine" schließt er einen Brief. Und die ganz Deutschland empörende Thatsache, daß er ein Jahresgehalt von der französischen Regierung bezog, mag nicht zum geringsten die Verschwendungssucht der dicken Mathilde verschuldet haben.

So ist die zweite Periode ergebnißloser, ärmer, unerfreulicher als die erste. Sie steht so tief unter ihr, wie Mathilde Mirat unter Amalie Heine. Und nun die dritte! Sie ist trübe, ein blasses Krankengesicht taucht vor uns auf, das immer gequälter wird, und als der Tod schon darauf wartet, daß diese Augen sich schließen, da beugt sich noch einmal eine merkwürdige Frauengestalt über sein Lager, und seine blassen Lippen streift ein anderer Mädchenmund. Sie liegt uns am nächsten und ist doch am dunkelsten, diese dritte und letzte Periode. In der Mitte der vierziger Jahre befiel Heine jene entsetzliche Krankheit, die ihn einem langsamen und qualvollen Tode zuführte. Fürchterliche Krämpfe durchschüttelten den ganzen Körper; für 500 Francs Morphium wurden ihm jährlich ungefähr eingespritzt; fast ein Jahrzehnt hat er in seiner „Matratzengruft" gelegen, hat in all den Qualen gelacht, gescherzt, geschrieben. Und hier erst, sterbend, fand er sich selbst wieder, seine bessere Natur, fand er einen Funken Größe, der uns entschädigen kann für manche Jämmerlichkeit des früheren Lebens. War in den guten Tagen seine sittliche Kraft so gut wie gebrochen — jetzt rang sie sich wenigstens teilweise wieder empor und lehrte ihn heldenhaft dulden und groß sterben. Die Not lehrte ihn beten. Der s t e r b e n d e Heine erinnerte sich seiner Kindheit und seines Deutschlands. Die Träume seiner Jugend kamen wieder. Er ward, wie er es selbst gesagt, wieder Jude, und wenn er auch nicht offiziell gläubig wurde, so kehrte er doch zu einem Gotte zurück. In und mit dieser geistigen Wandlung verwandelte sich auch sein Verhältniß zu Mathilde. Seine Seele wollte wieder königliche Flüge thun, und da wußte er wohl, daß die dicke Frau nicht mitkonnte. Und da kam in sein Schmerzenszimmer jenes seltsame Geschöpf, in das der Sterbende sich noch verliebte — die „Mouche". Wer war sie? Das romantische Dunkel, das diese Camilla Selden lange umgeben hat, hat sie jedenfalls mehr verklärt, als es recht und billig war, und es wird richtiger sein, nicht so einen holden Genius des Mitleids in ihr zu sehen, als eine geistreiche, abenteuerliche Person, die insofern für Heine eine Erlösung war, als er bei ihr fand, was seine Mathilde nicht besaß: Verständniß für sein Genie. Und nun ändert sich seine Poesie auch. Höher gestiegen war

schon der „Romancero“. Es lag in vielen Worten ein Heimwehzug nach Gott, Reinheit, Größe — wie man's nennen will. Und die Gedichte an die Mouche — er nannte sie so, weil eine Fliege in ihr Petschaft graviert war — sie ersteigen menschlich noch eine größere Höhe. Schauerlich klingen diese Liebkosungen des Halbtoten, diese Sehnsuchtslieder des schon dem Grabe Verfallenen an seine letzte Liebe, die er bald verlassen soll, und statt der Veilchen und Rosen, die im Buch der Lieder kichern, zittert hier eine weiße Passionsblume. Eine weiße Passionsblume war seine letzte Liebe; eine Traum- und Phantasieblume seine erste. Was dazwischen lag, war überhaupt nicht blumenhaft.

Wenn man es recht betrachtet, so fehlt zweierlei in diesem Leben: die große Idee und die große Liebe. Die große Idee, — denn was war sie bei Heine? Die Liebe zur Dichtkunst? O, er hat die Poesie und sein Talent oft entwürdigt. Die Liebe zur Freiheit? Ach, er hat sie nur geliebt, wenn sie schön war und nicht lächerlich, wenn sie seine Bequemlichkeit nicht störte, und er schöne Verse darüber machen konnte! Es fehlt seinem Charakter, was wir mit dem herrlichen deutschen Worte „die Stäte“ bezeichnen. Wenn er schlecht wurde, wurde er schlecht aus Leichtsinn, Genußsucht, aus Mangel an sittlicher Kraft. Viel lag an der Zeit, mehr an ihm selber. Er trug die Widersprüche, die unvereinbarsten, mit sich herum. Er war modern-demokratisch und mußte es sein als Jude, — er war Aristokrat und geborener Feind der Masse als Genie, als Dichter. Er liebte Deutschland, wenn er als Dichter träumte; und er haßte Deutschland und liebte Frankreich, wenn die moderne Seele in ihm die Oberhand gewann. Er haßte das Christenthum, nicht so als Jude, denn als „Hellene“, wie er es nannte, und nahm es doch an. Er bejubelte die Revolution und bejubelte Napoleon, — alles durcheinander, alles ehrlich, wie gerade sein Temperament war, seine Stimmung. Börne hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, Heine hätte die heilige Würde des Absolutismus gepriesen, weil er wohl an jenem Tage einen deutschen Liberalen hätte Sauerkraut mit Bratwurst essen sehen und er athemreines Mundes bleiben möchte. In solchem Falle hatte Heine nicht die Kraft, seine Witze zu unterdrücken. Die Freiheit sollte in Flammen kommen, wie ein Sturm von den Bergen, — er hätte sie angebetet. Aber er lachte sie aus, wenn dem begeisterten, schwarzrothgold-bebänderten Studenten hinten die Tabakspfeife hervorguckte. Die sittliche Energie fehlte ihm, — deshalb schwankt sein Bild, zeigt jenem ein Gottantlitz und diesem ein Faungesicht, zeigt beides zu gleicher Zeit, und die Grimasse läßt uns die Erhabenheit vergessen.

Ich sagte ferner: es fehlte ihm die Liebe. Wohl war da die Neigung zu seiner Cousine. Eine ernste, große Neigung, aber er hat sie poetisch zu sehr „ausgeschlachtet“, als daß sie sein Herz ganz hätte durchglühen können. Er hat von dieser einen Herzens-Erfahrung Jahrzehnte gezehrt, aus der echten ward eine reine Phantasie-Liebe, eine Liebe für Gedichte. Deshalb dieses Leere, Geistlose, Unwahre in

Heines Liebesauffassung. Er selbst glaubte nicht recht, — wie sollen wir ihm glauben? Und als dann ein Strahl Frauenhuld auf ihn fiel, da war er schon der Todtkranke, der Krüppel, und es entstanden die ewig merkwürdigen und bedeutenden und ewig kranken und unheimlichen Lieder von der Marterblume, die mit dem Todten kost.

Heinrich Heines Stellung in der deutschen Dichtung ist ganz vereinzelt. Nicht nur weil er der erste und einzige Jude ist, der seit dem Bestehen dieser Dichtung wahrhaft Unvergängliches geleistet hat und zwar — was den Antisemiten gesagt sei — auch so tiefinnerlich Deutsches wie nur je ein Vollblutgermane. Er steht auch im Uebrigen ganz allein. Er hat im gesamten Umkreis unsrer Litteratur keine Geistesverwandten. Er ist „anders“, als alle übrigen. Und da mag dann eben doch der dominirende Einfluß des jüdischen Blutes dazukommen, den er selbst anerkannt hat. Er war — im Guten und Bösen — Jude in jedem Moment seines Lebens, und daß er das Judenthum, mit dem er unlöslich verknüpft war, äußerlich abgeschworen hat, war doch mehr als eine Nebensache, es war ein Verrath, den er selbst sich verdacht hat, den ihm Christ und Jude verdachten.

Wenn man von Platen und Immermann oder noch besser von den ihm lyrisch näherstehenden Uhland und Eichendorff zu ihm kommt, empfindet man sofort den großen Wesensunterschied, der eine andere Welt bezeichnet. Für Heine ist die Poesie eine Geliebte. Er tändelt und schmollt mit ihr, er kraut ihr die Locken und füttert sie mit Konfekt, er mißbraucht sie gelegentlich auch und wird cynisch. Für die Platen und Immermann, die Uhland und Eichendorff, für all die andern ist die Poesie eine hohe, schöne Frau, der sie ihr Leben lang anhangen, der sie nur ihr Reinstes und Bestes offenbaren, die heilige Trösterin für sie ist. Wie scheu zittert bei Uhland und Eichendorff vor fremder Berührung das tiefste offenbarte Gefühl! Und wie gern entblößt sich Heine; wie sehr kokettirt er noch damit! Uhland und Eichendorff haben die Naivität der Unschuld, der Kinderseele; Heine die Naivität der Raffinirtheit, die bewußte Naivität. Uhland und Eichendorff haben ferner die einheitliche Weltanschauung, aus der wiederum die einheitliche Grundstimmung aller ihrer Dichtungen resultirt. Nur der Ausdruck innerhalb dieser Grundstimmung, nur die Form (im weitesten Sinne) wechselt. Umgekehrt Heine. Er hat weder eine einheitliche Weltanschauung noch eine entsprechende Grundstimmung. Aber dafür bleibt sich die Art des Ausdrucks, die Formgebung, wieder im weitesten Sinne genommen, gleich. Deshalb kann man wohl von einer Heineschen Manier, nicht aber von einer Uhlandschen und Eichendorffschen sprechen, deshalb erkennt man Heine sofort, deshalb läßt er sich so leicht kopiren.

Und weiter: der Geist aller großen Dichter, die wir gehabt haben, stärkt und erhöht, hat die Kraft uns zu leiten, führt uns schließlich zum großen Hafen des Friedens. Nur der Geist Heines macht nicht lebendig, erweitert und läutert nicht. Er vernichtet jeden, der sich ihm hingiebt. Er bringt Verderben, wie die schöne Loreley, die auf

dem hohen Felsen sitzt und singend ihre goldnen Haare kämmt, während drunten die Schiffer im kleinen Kahne, die zu ihr streben, zerschellen und versinken.

VII.
Das junge Deutschland. Die Achtundvierziger.
(ca. 1830—1850.)

„Heilige Julitage von Paris! . . . Wer euch erlebt hat, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! Wie schön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris!“

So Heinrich Heine über die Julirevolution. Die Kunde davon erregte in Deutschland ungeheures Aufsehen. Die Regierungen, die schon lange Symptome der Unruhe zu unterdrücken bemüht waren, verdoppelten ihre Wachsamkeit und Strenge. Die Jugend und die gesamte Opposition war in voller Begeisterung. „Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit . . . Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.“ (Heine).

Die Julirevolution bewirkt in Deutschland die Scheidung der Geister. Wir hatten in der Restaurationsepoche zwei gegeneinanderwirkende Tendenzen gesehen: hier die reaktionären Regierungen, dort die burschenschaftliche Bewegung, die den Idealismus der Freiheitskriege bewahren wollte und national-freiheitlich, germanisch-christlich gesinnt war. Weil sie die Opposition darstellte, hatten sich ihr viele Elemente angeschlossen, die mit ihren national-christlichen Tendenzen absolut nicht übereinstimmten. Die Julirevolution teilt diese Opposition in zwei getrennte Lager. Die eine Hälfte erhebt nun einzig das revolutionäre Prinzip: der demokratische Liberalismus. Die andere Hälfte rückt mehr nach rechts und nähert sich den Regierungen. So konnte es geschehen, daß Menzel und Heine, die im gleichen Lager einst gekämpft, schließlich als erbitterte Feinde sich gegenüberstanden. Die alte Opposition im Restaurationszeitalter war national; aus deutschvolklichen Gesichtspunkten kämpfte sie gegen die Regierungen. Die neue Opposition ist international. Sie erfaßt ganz Europa. In Griechenland, Polen, Spanien, Frankreich, Neapel macht sie sich in Aufständen Luft; in England giebt es alle Augenblicke Verschwörungen gegen die Regierung; in Deutschland besteht schon seit 1821 ein Geheimbund, der die Souveränität des Volkes nach dem Sturz der Verfassung proklamiren will. Und überall ist es die Jugend, die so vorgeht. Die Julirevolution befördert die Entwicklung. Mit Mazzini an der Spitze wird in Italien der Auf-

stände organisirende Geheimbund Giovine Italia geschaffen; 1834 giebt es nach seinem Muster schon ein „Junges Polen" und ein „Neues (junges) Deutschland", 1836 ein „Junges Frankreich". Alle diese geheimen revolutionären Verbindungen vereinigen sich zum „Jungen Europa", das aus Rousseaus Contrat social seinen Wahlspruch nahm: Freiheit, Gleichheit, Humanität!

Mit Entsetzen sehen die Regierungen diesem immensen Fortschritt des politischen Radikalismus zu. Angstbeschlüsse, die das Gegentheil erreichten von dem, was sie sollten, sind die Folge. In Deutschland verbietet der Bundestag die Werke der Schriftsteller, die Wolfgang Menzel kritisirt (nicht denuncirt) hatte, und zwar nicht nur die vorliegenden, sondern auch alle noch zu schreibenden. Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt hießen die Betroffenen. Erst durch dieses Verbot wurde ein enger Zusammenhang, ja die unter dem Namen „Das junge Deutschland" bekannte Schule konstruirt.

Die Tendenzen dieses jungen Deutschlands sind mannigfache. Zunächst sind die Fünf, und mit ihnen Börne, sich darüber einig, daß Paris nicht nur die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen zivilisirten Welt; daß Frankreich das Mutterland der Civilisation und Freiheit sei. All die Führer des jungen Deutschlands, das man deshalb das junge Frankreich genannt hat, waren mit Vorliebe in Paris. Und thatsächlich that Frankreich alles, um sich den Ruhm eines Anwalts der Schwachen und eines Herolds der Freiheit zu verdienen. Es war dabei, wo auch immer in Europa das Empörungsbanner gegen die Tyrannei gehißt wurde.

Diese Bewunderung Frankreichs, diese schrankenlose Franzosenbegeisterung trennte die neue Opposition von der alten, die dreißiger Jahre von den zwanziger Jahren. Denn die alten Burschenschafter hatten einen ehrlichen Haß gegen Frankreich, der sich noch von 1806 und 1813 herschrieb. Natürlich fiel nun mit diesem Franzosenhaß auch das Nationalitätsprinzip. Der Völkerfrühling und die Menschenrechte mußten wieder einmal herhalten mit allen Begleiterscheinungen. Unter dem Einfluß der französischen Dichter (Hugo, Sand, Balzac) einerseits, des St. Simonismus andrerseits ward die Emanzipation des Weibes gefordert, der Ehe nach berühmten Mustern die freie Liebe entgegengestellt. Das hatte Friedrich Schlegel in der Lucinde auch schon gekonnt, und so geben denn die Jungdeutschen Schleiermachers Schrift über die Lucinde neu heraus, gehen auf den Sinnlichkeitsapostel Heinse zurück und pflanzen die Fahne des Sensualismus auf. Ihre feindliche Stellung gegen das Christenthum und seinen einseitigen Spiritualismus ergiebt sich damit von selbst.

Formuliren wir kurz: Das sogenannte junge Deutschland ist politisch demokratisch-liberal, weltbürgerlich, bekämpft den Absolutismus und Nationalismus und findet in Frankreich sein Ideal. Es befürwortet in sozialer Hinsicht die Emanzipation des Weibes und bekämpft die Ehe. Es lehnt sich auf religiösem Gebiet gegen

die kirchlichen Dogmen und den Offenbarungsglauben auf zu Gunsten einer Naturreligion. Es dokumentirt litterarisch endlich damit seinen Gegensatz zur Romantik, fordert eine Gegenwartsdichtung und schreibt ihr nicht mehr die Bewältigung ästhetischer, sondern tendenziös-politischer und sozialer Aufgaben vor. Mit anderen Worten: es kam nun nicht mehr so auf das Talent, als auf den Charakter an, — worüber selbst Heine, der einzige wirkliche Dichter der Schule, spottet. Die Tendenz ward die Hauptsache. Die Kunst wurde herabgedrückt, ward ein bloßes Mittel zum Zweck. Und die Waffen, mit denen man für seine Ideale kämpfte, holte man aus dem Arsenale Hegelscher Philosophie. Denn während Hegel sich zuletzt zum Philosophen der preußischen Restaurationspolitik entwickelt hatte, spaltete sich seine Schule, und im Gegensatz zu den orthodoxen Alt-Hegelianern bildeten die Jung-Hegelianer die Lehre ihres gemeinsamen Meisters zur Opposition um, wie sie vor allem durch die Hallischen Jahrbücher (Feuerbach, Ruge) vertreten ward. Im Gefolge dieser Philosophie erscheint nun die Kunst; sie ist nicht mehr Herrin, sondern Dienerin. Sie schafft weniger, als sie zerstört. Und wie die Philosophie dieser Junghegelianer schließlich in ihren negativen Tendenzen zum äußersten Skepticismus kommt, dadurch einen allgemeinen Umschwung bewirkt, die Herrschaft der spekulativen Philosophie in Deutschland überhaupt für ein halbes Jahrhundert zu Grunde richtet und die Aera der alleinseligmachenden Naturwissenschaften mit herauffführen hilft — so löst sich schließlich auch die entsprechende Kunstrichtung auf, ohne auch nur ein einziges Werk hervorgebracht zu haben, das für die Gegenwart noch wirksam wäre und die Kraft hätte, sich zu einem Bestandtheil der nationalen Bildung zu entwickeln. Deshalb nenne ich das junge Deutschland (im engeren Sinne) die poetisch unfruchtbarste aller litterarischen Richtungen des Jahrhunderts. Die Männer, die es repräsentiren, sind temperamentvolle Publizisten, Volksredner, Streithähne. Sie haben viel Witz und viel Pathos, aber ihre Witze haben Widerhaken und ihr Pathos ist ein bischen hohl. Das Einzige, was unsre Litteratur ihnen zu verdanken hat, ist die Richtung auf das moderne Leben, die sie ihr gaben und die dem Roman vornehmlich, in zweiter Linie auch dem Drama, zu Gute kam. Die Lyrik fiel ganz aus dabei — das beste Zeichen, daß eine Gruppe nichts oder fast nichts zu geben hat. So kann man sie kurz abthun. Das wichtigste Kapitel in einer Geschichte der modernen Publizistik wird das unwichtigste in einer Geschichte der deutschen Dichtung.

Karl Gutzkow ist nach Heine, der nur lose in diesem Zusammenhang steht, der Begabteste jener fünf Schriftsteller, die der

Gutzkow, Karl, geb. 17. 3. 1811 zu Berlin, studirte hier Theologie und Philologie, arbeitete in Stuttgart an Menzels Literaturblatt, studirte dann Staatswissenschaften in Heidelberg und München, war publizistisch bald hier, bald dort thätig, wurde wegen seines Buches Wally die Zweiflerin zu drei Monaten Gefängnis verurtheilt, versuchte in Frankfurt a. M. verschiedene Blätter zu gründen,

hohe Bundestag verbot. Es fehlte nicht viel, und man dürfte ihn einen Dichter nennen. Es fehlte nicht viel, und seine Eitelkeit war Stolz, seine Unruhe Genie, seine Vielseitigkeit innere Fülle. Aber grade auf dieses Fehlende kam es an.

Gutzkow war ein unglückseliger Mensch, ohne inneren Frieden, ohne Ausgleich zwischen Wollen und Können, ohne den starken Einheitspunkt. Ein unruhiger Strudelkopf, fahrig, ewig erregt, ewig voll Unrast. Ein nüchterner Verstand die faculté maîtresse seines Wesens, daneben aber ein heißes Herz, eine irrlichterirende Phantasie. Und wenn das Herz etwas ergriff, so kam der kluge Verstand, zeigte die Flecken und Risse an dem Ideale und lähmte die Kraft der Schwingen, die sich begeistert eben zu dem Stern erheben wollten. So kam es nie zu einer ganzen Hingabe, einer ganzen Liebe; so tastete Gutzkow halb verzweifelnd überall herum, ohne auch nur in einer einzigen der hundert Richtungen, die sein überbeweglicher Geist einschlug, zielgebend wirken zu können. Er selbst wies, um überhaupt einen Einheitspunkt, eine Folgerichtigkeit der Entwicklung in seinem Leben und Schaffen finden zu können, stets auf das politisch-publizistische Element hin, auf seine Witterung der neuen Luftströmungen, die über die Menschheit hinzogen — aber auch hier ward er nicht ernst genommen. Er ist, sagt Laube von ihm, immer geistreich in der Politik gewesen, aber niemals nachdrücklich, weil er sich nie einer Gemeinschaft ganz hingeben, den Tadel und die Schulmeisterei nirgends ganz opfern kann. Deshalb hat der Minister so gut wie der Demokrat ihn verworren genannt, und keine politische Richtung ihn für sich in Anspruch genommen. Es ging ihm wie Heine. „Die da handeln wollten, störte er, die der Uebersicht Unmächtigen verwirrte er, für die des Ueberblicks Mächtigen war er vorlaut, und die Gleichgültigen unterhielt er." Mit einem Worte: er war ein Rabulist, dem im Centrum ein spiritus rector fehlte, der nach einem Jean Paulschen Bilde

leitete den Telegraph für Deutschland in Hamburg bis 1842, wurde 1847 Dramaturg am Dresdener Hoftheater, dann Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung, lebte an den verschiedensten Orten und erstickte in der Nacht vom 15. zum 16. 12. 1878 in Sachsenhausen. — Werke: Briefe eines Narren an eine Närrin 1832; Maha Guru, Geschichte eines Gottes 1833; Novellen 1834; Oeffentliche Charaktere 1835; Wally, die Zweiflerin 1835; Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur 1836; Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte 1836; Zeitgenossen 1837; Seraphine 1839; Blasedow und seine Söhne 1838—39; Börnes Leben 1840; Werner oder Herz und Welt 1840; Richard Savage 1842; Zopf und Schwert 1844; Urbild des Tartüffe 1847; Uriel Acosta 1847; Der Königslieutenant 1852 u. v. a. Dramen mehr. S. dramat. Werke 9 Bde. 1842—57; Die Ritter vom Geiste 9 Bde. 1850—52; Zauberer von Rom 9 Bde. 1859—61; Hohenschwangau 1867; Die Söhne Pestalozzis 1870; Fritz Ellrodt 1872; Die neuen Serapionsbrüder 1877; Rückblicke auf mein Leben 1876. Gesammtausgabe 2 Serien 1873—82. — Literatur: Prölß, Das junge Deutschland 1892; A. Jung, Briefe über G.'s Ritter vom Geist 1856; H. Houben, Studien über die Dramen K. G.'s 1898.

wohl die remiges, die Schwungfedern hatte, aber nicht auch im abgemessenen Verhältnis dazu die pennae rectrices, die Lenkfedern.

Dieser Mangel, der doch wohl ein sittlicher ist, hat Gutzkow so schnell zu einer Litteraturleiche gemacht. Ein Raketengeist, von dem man nie weiß, nach welcher Seite er im nächsten Augenblick pufft; ein Geist, der trotz allen Reichthums unfruchtbar ist, der nicht durch Ruhe der Persönlichkeit erhebt, sondern in seine eigene Friedlosigkeit hineinzieht. Auch ihm fehlte die verecundia, für nichts hatte er eine warme Anerkennung, in ewigen Nörgeleien lebte der grämelnde Mann dahin, gegen alles polemisirend und das stets in einem verletzenden Tone. Charakteristisch ist, daß er mit einer Zeitschrift begann, die „Forum der Journalkritik“ hieß, eine Kritik der Kritik war. „Seine litterarische Biographie beginnt mit der Journalistenpolemik, erhebt sich zum Streit, und ruht sich dann aus im Gezänk (Laube)“. Dieser ewige Streit war seinem ruhelosen Gemüth eine Nothwendigkeit. Und ganz gewiß war er immer ehrlich, war er manchmal im Recht. Doch die Art, mit der seine außerordentliche Reizbarkeit alles angriff, stellte ihn stets ins Unrecht. Und er mußte unterliegen, sowie er einen Gegner hatte, der eine starke sittliche Kraft einzusetzen, der die Ruhe hatte, die ihm fehlte. Dieser Gegner war Julian Schmidt, dessen mächtiger „Kürassierhieb“ den ganzen Gutzkow spaltete.

Die Litteratur war für einen solchen Mann auch nur Mittel zum Zweck, war ihm nur „Abspiegelung der Zeitgenossen in den Lagen, in denen sie sich befinden, Einmischung in ihre Debatten, Frage und Antwort in Sachen des allgemeinen Nachdenkens und der praktischen Philosophie.“ Deshalb die Rücksichtslosigkeit gegen die Form. Erst als Gutzkow von der Bühne herab für seine Ideen wirken wollte, mußte er um der Wirkung willen die Form studiren. Er lebte sich bald ein, und in „Uriel Acosta“, seinem berühmtesten Trauerspiel, in „Zopf und Schwert“, seinem frischesten Lustspiel und seinem friedlichsten Werk überhaupt, ja auch im „Urbild des Tartuffe“ hat er bewiesen, daß er wirklich etwas konnte. Dagegen ist das Gelegenheitslustspiel „Der Königsleutnant“, das noch immer gespielt wird, mehr als böse.

Aber in der energischen und geschlossenen Form des Dramas ließen sich doch die Tagesfragen nicht so erörtern, wie es diesem publizistischen Talente nothwendig war. Deshalb kehrte er bald zum Roman zurück, den er früher bereits gepflegt, und in den „Rittern vom Geist“ und dem „Zauberer von Rom“ schafft er große, allzugroße Zeitgemälde, schafft er den „Roman des Nebeneinander“, der trotz lebendiger Tableaux und guter Sittenschilderung doch schließlich in sich selbst zerfiel, da auch hier die einheitliche Kraft fehlte, dem gewaltigen Episodenreichthum einen hinreichend starken Mittelpunkt zu schaffen.

Das Gefühl, mit dem man Gutzkow verläßt, ist Mitleid. Es ist nicht mehr, weil ihm die Größe fehlte. Es schien immer, als wollte diese unruhige Kraft sich einmal sammeln und dann mit aller

Wucht vorgehen, aber es schien auch nur so. Der Schluß ist allgemeine Enttäuschung.

Auch Heinrich Laube verstand es zuerst, mehr zu scheinen, als er wirklich war, und that sich in bramarbasirendem Pathos und eleganter Blasirtheit gütlich. Aber wie viel weniger er war als Gutzkow, erkannte man schnell. Auch er hatte die neueste Poesie aus Paris bezogen, doch während Gutzkow immerhin in seiner Art grundehrlich bis zuletzt für seine Ideen kämpfte, begnügte sich Laube schließlich damit, nur noch eleganter Unterhaltungsschriftsteller zu sein, der seinen Romanen und Dramen durch ein paar zeitgemäße Schlagworte einen litterarischen Anstrich gab. Wie alle diese Leute, die in der Kunst nicht einen Zweck, sondern nur ein Mittel der Wirkung sehen, verstand er sich ausgezeichnet auf Theatereffekte, die einzelnen seiner Dramen, so dem Grafen Essex, große Erfolge verschafften. Heut finden sich nur noch die „Karlsschüler", in deren Mitte der junge Schiller steht, ab und zu auf dem Repertoire unserer Theater, das andere ist verschollen. Die Kulisse, die Maschine, der Regisseur regiert mehr darin als der Dichter. Und so ist es begreiflich, daß Laube bald zum ersten Dramaturgen Deutschlands wurde, der gewiß viel Segensreiches gewirkt, ob auch den Poeten zu Gunsten des Schauspielers sehr zurückgedrängt hat.

Neben Gutzkow und Laube kommen die kleineren Geister der Schule nicht in Betracht. Die Mundt und Kühne haben kein weiteres Verdienst, als sich den neuen Ideen mit mehr Ueberzeugung als Talent angepaßt zu haben, und Ludolf Wienbarg wird in den Litteraturgeschichten auch nur angeführt, weil er der Schriftsteller-

Laube, Heinrich. Geb. 18. 9. 1806 zu Sprottau, 1834 aus politischen Motiven verhaftet, 1849—67 Leiter des Hofburgtheaters in Wien, dort gestorben am 1. 8. 1884. — Werke: Das junge Europa 1833—37; Reisenovellen 1834—37; Moderne Charakteristiken 1835; Verschiedene historische Romane; Dramen: Monaldeschi 1845; Struensee 1847; Die Karlsschüler 1847; Graf Essex 1856 u. v. a. mehr. Gesammelte Schriften, 16 Bde., 1875—82. — Litteratur: s. Prölß, Das junge Deutschland.

Kühne, Gustav. Geb. 27. 12. 1806 zu Magdeburg, studirte in Berlin, redigirte verschiedene Blätter, starb am 22. 4. 1888 in Dresden. — Werke: Novellen 1831; Quarantäne im Irrenhause 1835; viele Romane, Novellen, Essaysammlungen. Gesamm. Schriften 10 Bde. 1862—67. — Litteratur: E. Pierson, G. K., sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen 1890.

Mundt, Theodor. Geb. 19. 9. 1808 zu Potsdam, studirte in Berlin Philologie, ward 1842 Privatdozent, 1848 Literaturprofessor in Breslau, starb als Professor und Universitäts-Bibliothekar 30. 11. 1861 in Berlin. Er war der Gatte von Luise Mühlbach. — Werke: Madonna, Unterhaltung mit einer Heiligen 1835; Thomas Münzer 1860; eine Reihe weiterer erzählender, polit. und literarhist. Arbeiten.

Wienbarg, Ludolf. Geb. 25. 12. 1802 zu Altona, habilitirte sich 1834 an der Kieler Univers. als Dozent für Aesthetik und Literaturgeschichte, lebte von

gruppe den Namen gab. Seine ästhetischen Feldzüge hatte er nämlich 1834 ausdrücklich nicht dem alten, sondern „dem jungen Deutschland" gewidmet, allen, die „das prophetische Gefühl einer neuen beginnenden Weltanschauung haben."

Wichtiger sind die beiden Gegenfüßler Wolfgang Menzel und Ludwig Börne. Beide oppositionell gegen die Regierung, nur aus ganz verschiedenen Gründen: der eine als Burschenschafter, der andre als demokratisch-liberaler Jude; der eine für Deutschthum, Christenthum, Sittlichkeit; der andre für Franzosenthum, Internationalismus und Radikalismus schwärmend. Beide sehr ehrlich, aber beide im tiefsten Grunde bornirt. Der Fanatismus war auch hier die Begeisterung der Beschränktheit. Aber grade diese Beschränktheit gab ihnen einen Vortheil vor dem intelligenteren Heine, Gutzkow 2c. Sie erschienen geschlossen und wirkten deshalb wuchtiger. So wurde Menzel der Litteraturpapst, Börne der eigentliche Führer der radikalen Partei, auf die er durch sein flammendes Pathos, durch seinen Witz, durch seinen oft glücklichen und treffsicheren Ausdruck gewaltigen Einfluß ausübte. Was er schrieb, trug vor allem den Stempel der Ehrlichkeit; er begeisterte sich für die Idee der Freiheit, während Heine sich für den schönen Wortklang begeisterte und die wunderschönen poetischen Bilder, die er darüber machen konnte. Heine empfand ästhetisch, Börne moralisch. Deshalb auch — wieder ein Zeichen seiner Bornirtheit — Börnes Haß gegen Goethe: der Haß des sich an die Abstraktion haltenden Juden gegen den großen lebengesättigten Hellenen. Heine hat diese Gegensätze gut herausgebracht. —

1835 ab als Journalist und Redakteur meist in Hamburg-Altona, wo er 2. 1. 1872 starb. — Werke: Aesthetische Feldzüge 1834; Zur neuesten Literatur 1835 u. a. m.

Menzel. Wolfgang. Geb. 21. 6. 1798 zu Waldenburg (Schles.), studirte in Jena und Bonn, Mitbegründer der Burschenschaft, mußte 1820 nach der Schweiz gehen, lebte dann in Heidelberg und Stuttgart, wo er 23. 4. 1873 starb. — Werke: Die deutsche Literatur 1828; Geschichte der Deutschen 1824 bis 25; Geschichte der deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit, 3 Bde.; Geschichte der Neuzeit 1877 ff.; Rübezahl 1829; Narcissus 1830; Furore 1851; Denkwürdigkeiten, herausg. von Karl M. 1877. — Literatur: Vergl. Börne, M., der Franzosenfresser.

Börne, Ludwig (Löb Baruch). Geb. 6. 5. 1786 zu Frankfurt a. M., studirte Medizin, dann Staatswissenschaften zu Berlin, Heidelberg, Gießen, ward 1811 in Frankfurt Polizeiaktuar, ließ sich 1817 taufen, lebte publizistisch thätig seit 1830 in Paris, wo er am 12. 2. 1837 starb. — Werke: Briefe aus Paris 1832; Neue Briefe aus Paris 1833; Menzel, der Franzosenfresser 1837. Herausgeber der Zeitschriften: Wage und Balance. Ges. Schriften 8 Bde. 1829—34. Vollständige Ausgabe 12 Bde.; Ges. Schriften, herausg. von Alfred Klaar. — Briefwechsel: Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. — Literatur: Heine über Börne 1840; Gutzkow, Börne's Leben 1840; Schott, Erinnerungen an B. 1877; Alberti, L. B. 1886; Holzmann, L. B. 1888.

Das junge Deutschland ist, wie gesagt, keine eigentliche Schule und keine Partei. Es ist im engeren Sinne eine Gruppe von fünf bis sechs auf eigne Faust vorgehenden Schriftstellern, die das Bundestagsverbot zusammen nannte. Im weiteren Sinne ist aber genau wie die Romantik auch das junge Deutschland die Bezeichnung für eine ganze Generation und die sie beherrschenden Tendenzen. Damit erweitert sich der Rahmen. Und eine Reihe von Poeten tritt noch in mehr oder minder enge Beziehung zu den umschriebenen Gedankenkreisen, die ihre schärfste Formulirung zwar in dem halben Dutzend der genannten Schriftsteller finden, sich in mannigfaltiger Ausprägung und Abschwächung aber allmählich über die gesamte Nation breiten.

Es ist ohne weiteres klar, daß diejenigen Dichter, die man im weiteren Sinne zum jungen Deutschland rechnet und mit ihm in Verbindung bringt, poetisch weit höher stehen als die speziellen Vorkämpfer, die über dem Tag die Zukunft vergessen. Sie werden nicht so tendenziös sein, sie werden nach größerer künstlerischer Durchbildung streben, sie werden sich vielleicht nur durch einen gewissen Riß in ihrer Persönlichkeit als Söhne der Epoche dokumentiren. Und von ihnen aus, eben weil sie mehr Künstler sind, wird die spezielle künstlerische Fortentwicklung ausgehen. Ja, wie Heine, der als Künstler schließlich direkt in den Gegensatz zu diesen ewig nur in „Gesinnung“ machenden Demokraten gerieth, werden auch sie neben dem Moment des Zusammenhanges ein Moment des Gegensatzes, der Reaktion gegen die einseitig-jungdeutschen Tendenzen aufweisen.

Im Roman und Drama machen sich diese Talente bemerkbar. Der Roman hatte im 19. Jahrhundert schon mannigfache Wandlungen erfahren. Goethes Meister gab das erste Ideal. Es begann die Reihe der Bildungsromane, die bei Tieck, Novalis, Caroline Schlegel, Eichendorff romantische Färbung annehmen — eine Reihe, die mit Immermanns Epigonen an einen Schluß- und Wendepunkt kommt. Der Bildungsroman wird zum Zeitroman, wie ihn Gutzkow und weiter hinaus sein Schüler Spielhagen pflegt. Daneben aber war ein zweites Romanideal aufgetaucht: Walter Scott kam nach Deutschland. Der historische Roman begann aufzublühen, von Arnim, Hauff, und später besonders von Willibald Alexis gepflegt. Man kann beide Strömungen gut auseinanderhalten.

Das junge Deutschland speziell macht, wie wir sahen, den Roman zum Zeitspiegel. Er wird ein Sammelsurium von geistreichen Einfällen, Reflexionen, Zeittypen, Volksreden und politisch-sozialen Debatten. Kein Charakteristicum der Epoche entgeht ihm. In den dreißiger Jahren und schon zu Ende der zwanziger ist in der allgemeinen Unluststimmung die Auswanderung am stärksten. Amerika ist das goldne Land der Freiheit, von dem man nicht genug hören kann. Schon Gutzkow hatte das Auswandererthema angeschlagen. Charles Sealsfield (Karl Postl) ward durch seine ethnographischen Romane, die mehr geistreich und farbenprächtig als gestaltungsmächtig Land und Leute jenseits des großen Wassers schilderten, ein

berühmter Mann. Mit seinen Sympathien steht er ganz auf der Seite der Jungdeutschen. Und von den Jungdeutschen aus geht auch der Romandichter, der bald seinen eignen Weg finden und, ohne in manchen Einzelheiten ganz von den Tendenzen der Schule freizukommen, doch im Ganzen und Allgemeinen sogar als Reaktion gegen sie aufgefaßt werden kann: Willibald Alexis.

Auf seinen vaterländischen Romanen basirt sein Ruhm. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an bis in das 19. Jahrhundert hinein verfolgt er die brandenburgisch-preußische Geschichte in weitschichtig angelegten großen Kulturbildern, über Brandenburg hinaus den Blick immer auf Deutschland gerichtet. Mit Gutzkow gemein hat er dabei die volle Breite, in der er eine ganze Zeit in einer Ueberfülle typischer Gestalten darstellt, hat er ein paar konstruirte, interessant geschminkte Figuren, hat er den Mangel an kompositioneller Energie. Ueber Gutzkow hinaus jedoch hat er die Fähigkeit, wundervolle einheitliche Charaktere von lebendigstem Leben zu schaffen, sie gleichsam hervorwachsen zu lassen aus der Landschaft, die sie formt. Das ist der konservative Zug an Alexis. Die Landschaft ist in allen seinen Büchern das Bleibende. Ob der Raubadel darüber zieht und der dreißigjährige Krieg die Saaten zerstampft, ob die Waffen darüber klirren in den Schlachten Friedrichs oder der Friede sie freundlich segnet — es ist derselbe märkische Boden. Dunkel rauschen die Kiefernwälder, die Störche spaziren über die Wiesen, die Fischreiher kreisen über stille Seen, der Wind bläst den Flugsand in die Höhe. Und in dieser Landschaft stehen die Menschen: etwas verwilderte und brutale Burschen, im ewigen Kampf aufgewachsen, hart wie die Kiefern ihrer Heimath, von keinem Sturm gebrochen, treu und unverwüstlich. Säufer,

Sealsfield, Charles (eigentlich Karl Postl). Geb. 3. 3. 1793 zu Poppitz bei Znaim, ging 1823 aus dem Orden der Kreuzherren zu Prag nach Amerika, bereiste Texas, war Redakteur und Zeitungskorrespondent in Paris und London und starb am 26. 5. 1864 auf seinem Landgut bei Solothurn. — Werke: Der Virey und die Aristokraten 1835; Das Kajütenbuch 1840; Süden und Norden 1842—43 u. a. m. Ges. Werke 18 Bde.; Auswahl 15 Bde. — Literatur: Kertbény, Erinnerungen an S. 1864; Smolle, Charles S. Biographisch-literarisches Charakterbild 1875; W. Hamburger, Sealsfield-Postl, Unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie 1879; Meister, Erinnerungen an S.-P., 1892.

Alexis, Willibald (Wilhelm Häring). Geb. 29. 6. 1798 zu Breslau, machte den Feldzug 1815 mit, studirte in Berlin und Breslau die Rechte, ward Kammergerichtsreferendar, dann Redakteur und starb 16. 12. 1871 zu Arnstadt in Thüringen. — Schriften: Walladmor 1825; Schloß Avalon 1827; Das Haus Düsterweg 1835; Cabanis 1832; Roland von Berlin 1840; Der falsche Woldemar 1842; Hans Jürgen und Hans Jochem (Hosen des Herrn von Bredow) 1846; Der Wärwolf 1848; Ruhe ist die erste Bürgerpflicht 1852; Isegrimm 1854; Dorothe 1856. Ges. Werke, 20 Bde. 1874; Vaterländ. Romane 8 Bde. 1881. — Literatur: Ewert, Erinnerungen an Alexis 1900.

Raufbolde, Starrköpfe mögen sie sein — aber sie sind auch tapfer und ehrlich, und die harte Schale umschließt ein goldenes Herz. Im Unglück zeigen sie wie ihre Markgrafen und Könige ihre Größe. Wie der Große Kurfürst eine Wüste vorfand und was er daraus machte, das ist für Alexis das Herrliche. Nicht Friedrichs unsterbliche Siege sind für ihn die leuchtendsten Sterne seines Ruhmes, sondern gerade Collin, Torgau, Hochkirch, wo alles verloren ging, nur nicht der Mut. Hier hat Alexis nicht mehr von den Jungdeutschen gelernt — hier war die Geschichte seine Lehrmeisterin und Walter Scott. Damit kam er, ohne Wissen und Wollen, in den starken Gegensatz zur Schule Gutzkows und stellte in der prophetischen Verherrlichung Preußens ein Ideal auf, für das die Zeit noch nicht reif war.

Dieser konservative Zug wird herrschend und stellt sich mit vollem Bewußtsein den auflösenden Zeittendenzen entgegen in den Erzählungen des Schweizers Jeremias Gotthelf, des Pfarrers von Lützelflüh, der seinen Berner Bauern Religion und Moral eintrichterte. Die radikale Zeit konnte nicht erkennen, daß trotz der oft aufdringlichen Tendenz eine wundervolle Gestaltungskraft in diesen Geschichten lebte, daß unter roher Form ein echtes Dichterherz schlug, daß dieses konservative Verwachsensein mit der Scholle und dem sie bebauenden Volke auch hier wieder der Poesie zum Heile ausschlug. Die Muse der eigentlichen Jungdeutschen wohnte in den Großstädten, träumte von Barrikaden und sprach geistreich über Freiheit, Religion, Staat, Litteratur. Die Muse ihrer mehr konservativen Gegenfüßler und Gegner schritt über Felder, säte und erntete, ritt hier mit dem märkischen Junker durch die nordische Haide und band dort mit dem Schweizer Bauer Garben. Auf jedem Blatte unserer Litteraturgeschichte mag man es lesen, was heilsamer ist. Die streitbaren Aufklärer, die Berliner Rationalisten, die speziellen Jungdeutschen — das sind die Stadtpoeten: ein Gemisch von platter Nüchternheit, Gemüthsdürre, Phantasieüberreizung und schiefer Weltansicht. Nach den Erfahrungen, die aus der Geschichte vernehmlich sprechen, darf man fast den Satz aufstellen, daß Stadtkinder, Großstadtkinder, stets die verlorenen Söhne der Poesie sind. Ein deutscher Dichter muß Walderde unter den Sohlen und einen Schuß von konservativem Agrarierthum in sich haben.

Auch die Dramatiker, die mehr oder minder lose mit dem jungen Deutschland zusammenhängen, übertreffen an poetischer Kraft

Gotthelf, Jeremias (Albert Bitzius). Geb. 4. 10. 1797 zu Murten (Schweiz), studirte in Bern, ward 1832 Pfarrer in Lützelflüh im Emmenthal und starb dort 22. 10. 1854. — Werke: Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf 1836; Leiden und Freuden eines Schulmeisters 1838—39; Uli der Knecht 1841; Käthi, die Großmutter 1847; Uli, der Pächter 1849 usw. Gesammtausg. 24 Bde. 1855—58. — Litteratur: Manuel, A. B., sein Leben und seine Schriften 1857; Brockhaus, J. G., der Volksschriftsteller 1876; Schäfer, die Pädagogik des J. G. 1888.

sämtlich die eigentlichen Führer dieses jungen Deutschlands. Büchner, Grabbe, Hebbel sind mehr als Gutzkow und Laube, ob die beiden ersten auch nur meteorgleich kamen und schwanden, Büchner eine Verheißung ohne Erfüllung, Grabbe eine Verheißung und Enttäuschung. Beides Kraftgenies, verwilderte Talente, wie sie in Zeiten geistiger Revolution stets von neuem auftauchen. Und so wählt sich Büchner auch in Lenz, dem verkommenen genialen Stürmer und Dränger des 18. Jahrhunderts, einen Helden nach seinem Bilde; so führt er mit „Dantons Tod“ in die große Revolution. Er hat Farben, aber die Farben sind grell und wirken schließlich eintönig. Er jagt Flammen durch die Nacht, aber sie lodern einseitig über angsterfüllte Gesichter innerlich haltloser Menschen. Daß Büchner grade nach diesen Stoffen griff, mag die Zeit veranlaßt haben; daß er aber grade die besten Szenen und die feinsten Züge findet, wenn er sittliche Fäulniß, innere Verkommenheit und cynische Frechheit schildert, läßt doch einen bedenklichen Schluß zu auf sein eigenes Wesen. Und es ist schwer glaublich, daß die großen Erwartungen, die sich an ihn knüpften, in Erfüllung gegangen wären.

Man überschätzt überhaupt gar zu leicht diese „wildgenialischen“ Dichter und erklärlicher Weise grade in Zeiten, wo kecke Jugend gegen die feststehenden Größen losstürmt. Ein natürliches Gefühl wird bei vielen Kraftstellen Georg Büchners und Dietrich Christian Grabbes ein gesundes Lachen haben. Man merkt gar zu sehr, wie diese „Genies“ in Kraft und Größe „machen“. Wie sie aufgeblasene Geschmacklosigkeiten in epigrammatischer Form ins Publikum schleudern: seht, was wir für Kerle sind! Sie bringen selten ein natürliches Wort heraus, es muß immer vorher genial aufgeputzt sein. Sie feuerwerken drauf los, daß es von allen Seiten knallt und poltert und daß es einem vernünftigen Menschen bald zu dumm würde, wenn nicht manchmal doch ein Schuß wirklich träfe. Sie sind die Blender comme il faut; sie benützen ihre Gestalten nur, um bei

Büchner, Georg. Geb. 17. 10. 1813 zu Goddelau bei Darmstadt, studirte in Straßburg und Gießen Naturw. u. Medizin, mußte aus politischen Motiven fliehen, habilitirte sich 1836 in Zürich und starb 19. 2. 1837. — Werke: Dantons Tod, dram. Bilder aus der Schreckenszeit 1835; Leonce und Lena, Lustspiel 1836. Sämmtl. Werke und handschriftlicher Nachlaß, herausg. von K. E. Franzos (mit Biographie) 1879.

Grabbe, Christian Dietrich. Geb. 11. 12. 1801 zu Detmold, studirte in Leipzig und Berlin Jura, ward Schauspieler, dann Advokat in Detmold, verfiel der Trunksucht und starb 12. 9. 1836 in Detmold. — Werke: Dramat. Dichtungen 1827; Von Juan und Faust 1829; Friedrich Barbarossa 1829; Heinrich VI. 1829; Napoleon oder die hundert Tage 1831; Hannibal 1835; Die Herrmannsschlacht 1838; Sämmtliche Werke, 2 Bde., herausg. von R. Gottschall; 4 Bde. von O. Blumenthal; Auswahl von Bobertag 1890. — Literatur: Ziegler, Gr.'s Leben und Charakter 1855; Blumenthal, Beiträge zur Kenntnis Gr.'s 1875.

Raketenlicht ihren eigenen Geist dem verehrlichen Publikum zu empfehlen, und sie suchen ewig nach neuen Sensationen und etwas noch nie Dagewesenem, um sich interessant zu machen. Das Rezept ist billig. Man lernt es in aller Kürze aus Grabbes Werken. Allerdings giebt es da auch Szenen und Worte, die eine thatsächliche gewaltige Kraft verrathen, aber es ist die Kraft, die sich in einen Athemzug zusammendrängt, die nicht aushält, und die deshalb an hundert Stellen mit Gewalt hervorzukehren gesucht wird, komische Kraftmeierei und Renommirthum wird, wo sie an einer Stelle wirklich vorhanden ist.

Friedrich Hebbel, der dritte und größte, theilt zuerst mit Grabbe die Sucht zur Uebertreibung, zur gewaltsamen Herauszerrung des charakteristischen Details. Mit den reichsten und merkwürdigsten Gaben ausgestattet, hat bittere Armuth seine Jugend bestimmt und diese Gaben nie zur richtigen Mischung kommen lassen. Selbst ein ganzes Leben voll strengster Selbsterziehung hat die Gegensätze nicht zur vollen Ausgleichung bringen und einzelne Eigenschaften zurückbilden können, die sich früh im Drang der Verhältnisse entwickelten. Ewig schwankend zwischen Gluthhitze und Eiseskälte, Lebensdrang und Todessehnsucht, lebendigster Anschauung und ertödtender Reflexion, ist er einer der interessantesten und tiefwühlendsten Poeten des 19. Jahrhunderts geworden, aber trotz aller Bemühungen seiner klugen Verehrer der Nation bis heute ziemlich fremd geblieben.

Denn in den Hebbelschen Dichtungen ist etwas, was sich dem Aufgehn in den allgemeinen Bildungsstand der Nation widersetzt. Etwas gar zu Individuelles, was nicht die Kraft und Möglichkeit hat, sich zu verbreitern, sich zum allgemein-Typischen zu entfalten, sondern das immer in seiner Sphäre des Seltsamen, Außergewöhnlichen bleibt. Deshalb wird Hebbel auch in der Zukunft stets abseits vom großen Entwicklungswege des Volkes liegen, das Volk wird niemals in ihn hineinwachsen, wie es etwa in Goethe hineinwächst. Es wird so wenig ganz zu ihm kommen und in ihm aufgehen, wie es auf den Gedanken käme, sich in Bergwerken anzubauen.

Hebbel ist eine Art poetischer Maulwurf. Eine Bergmanns-

Hebbel, Friedrich. Geb. 18. 3. 1813 in Wesselburen (Dithmarschen), studirte in Heidelberg und München und lernte nach einem Aufenthalte in Hamburg Kopenhagen, Paris und einen Theil Italiens kennen. 1846 kam er nach Wien, wo er sich verheirathete und bis zu seinem am 13. 12. 1863 erfolgten Tode lebte. — Werke: Judith 1841; Genovefa 1843; Maria Magdalena 1844; Der Diamant 1847; Herodes und Mariamne 1850; Julia 1851; Michel Angelo 1855; Agnes Bernauer 1855; Gyges u. s. Ring 1856; Nibelungen 1862; Der Rubin 1851; Gedichte 1857; Mutter und Kind 1859; Demetrius 1864. Sämmtl. Werke, herausg. von E. Kuh, 12 Bde.; herausg. von H. Krumm 12 Bde. — Briefwechsel: Tagebücher 1885—87 und Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen 1890— 92, beide herausg. von F. Bamberg. — Literatur: E. Kuh, Biographie Friedrich Hebbels 1877; Kulke, Erinnerungen an Friedrich Hebbel 1878.

natur, zäh, verschlossen, norddeutsch, vergrübelt, die ihr Grubenlicht durch dunkle Schachte, über seltsame Formationen und große Reichthümer leuchten läßt. Er ist ein „dunkler“ Dichter, der so weit in die Tiefen geht, daß man den Himmel nicht mehr sehen kann. Die Luft, in der er athmet, ist nicht frei und nicht frisch; sie legt sich einem beklemmend auf die Brust, und wenn das Grubenlicht flackert, stehn neben den Gestalten große unheimliche Schatten an der Wand, als ob die Gestalten ein Doppelsein hätten, als ob neben ihnen immer noch andere da wären.

So ähnlich steht es auch mit Hebbel selbst. Er ist keine Einheit; er ist zweiköpfig, wie viele seiner Helden. Unvermittelt liegen in ihm selbst die Gegensätze, wie bei Kleist; der schroffste Stimmungswechsel kann sich in einer Sekunde vollziehen; man hat auf ihn das Bild von dem Gletscher angewandt, der neben dem Vulkan liegt. Und er ist kalt und heiß in Einem; er kämpft gegen sich selbst; er erhebt sich so sehr über sich, daß die Spaltung der Persönlichkeit vollkommen ist; der eine Hebbel sieht dem anderen Hebbel über die Schulter, und der frostige Skeptiker stirbt nicht in der leidenschaftlichen Erregung, sondern tritt notirend und reflektirend neben sie. Man kann ein leises Grauen vor diesem Doppelsein empfinden, wo der eine dem andern immer in die Augen sieht, beide sich nur kämpfend und sich vernichtend vereinigen, der eine den andern doch wieder retten muß. So versteht man die Hebbelsche Definition der Kunst: „Alle Kunst ist Nothwehr des Menschen gegen die Idee, wie ja jede ernste dichterische Schöpfung aus der Angst des schaffenden Individuums vor den Consequenzen eines finsteren Gedankens hervorgeht.“ Eine echt Hebbelsche Erklärung, ganz individuell, nur auf seine eigene Dichtung zugeschnitten, in der Verallgemeinerung absolut falsch. Wie die ganze Epoche betrachtet auch er der Dichtung Stempel als Kainsmal — eine Ansicht, die immer in Uebergangszeiten und in Zeiten sinkender Schaffens-, zielloser Nationalkraft auftaucht.

Dieses Doppelsein haben schließlich auch die Hebbelschen Gestalten. Sie sind, wie Otto Ludwig sagt, „Tag und Nacht in ihrer vollen Wappenzier und auf der Jagd nach den eigenen charakteristischen Zügen.“ Sie belauern sich selbst. Sie haben für nichts andres Augen. Nur daraus läßt sich vieles begreifen, was sie thun; nur daraus erklärt sich vieles Dunkle, Unklare, Mystische; nur daraus, daß sie keiner Entfaltung fähig sind. Sie sind zu sehr sie selbst, als daß sie für andere etwas sein und werden können; sie vergessen über sich die Welt, über der Ergründung des eigenen Selbst die Allgemeinheit. Wie gesagt: sie belauern ewig sich selbst. Die Hebbelsche Kunst hat im letzten Grunde etwas Gespenstisches.

Der geistige Egoismus, in ganz anderer Art als etwa bei Goethe, zerstörte die Hebbelsche Kunst. Viel mag zurückzuführen sein auf die bittre Armuth der Jugend, denn ob eine kürzere Noth auch höher führt, die längere ruinirt den Dichter, indem sie hier niederdrückt und verbittert, dort Eigenschaften entwickelt, die kein Glück

mehr austilgen kann. Die Kämpfe gehen vorbei, die Narben bleiben. Mehr aber noch als die Zeit der Noth kommt gewiß die natürliche Anlage in Betracht. Gerade Hebbel ist es, der gesagt hat: „Was einer werden kann, das ist er schon.“ Und Hebbel hatte von Anfang an die Grausamkeit des Genies, den alle tyrannisirenden Egoismus, den schließlich das Leben selbst zerstörenden Kunstfanatismus. Schon der Knabe kennt nur e i n e n Wunsch: Dichter zu werden; der Mann kennt kein andres Thema als die Kunst; der Gatte keinen andren Grundsatz als den: „Schüttle alles ab, was Dich in Deiner Entwicklung hemmt, und wenns auch ein Mensch wäre, der Dich liebt.“ Das alles ist ganz Kleistisch. Die sie liebenden Frauen und Freunde haben Kleist und Hebbel geopfert — unbedenklich geopfert auf dem Altar der Kunst. Und auf den gefährlichen Bahnen der Kleist und Lenau, die beim Selbstmord und Wahnsinn enden, enden m ü s s e n, war auch Hebbel schon weit vorgeschritten. Er selbst hat es klar erkannt: „I c h h a b e d a s T a l e n t a u f K o s t e n d e s M e n s c h e n g e n ä h r t, und was in meinen Dramen als aufflammende Leidenschaft Leben und Gestalt erzeugt, das ist in meinem wirklichen Leben ein böses unheilgebärendes Feuer, das mich selbst und meine Liebsten und Theuersten verzehrt.“ So schreibt er am 19. März 1842 in sein Tagebuch. Das war genau der Fall Kleist; das war, wie wir sehen werden, genau der Fall Lenau. Nur daß Hebbel zäher und auch schließlich glücklicher war als diese beiden, daß er früher als sie den Weg zur Rettung erkannte, den er mit den Worten ausspricht (20. Januar 1843): „Ich muß der Welt ein weit größeres und mir selbst ein viel geringeres Recht einräumen als je zuvor.“

Aber trotzdem: Das Recht, das er der Welt einräumte, — fast alle seine Dramen predigen es, — war nicht groß genug. Er gab schließlich doch nur Selbstbilder, nicht Weltbilder. Er theilte mit so vielen Dichtern, auch so vielen Jungdeutschen, mit denen er sich in diesem Punkte berührt, die Schiefe des Gesichtswinkels. Er hat im höchsten Sinne eine falsche Perspektive. Auch ihm fehlte schließlich ein innerer spiritus rector, weil ihm, dem übertriebenen Individualisten und Egoisten, die Liebe zur, die Hingabe an die Allgemeinheit abging. Seine Liebesauffassung und -Darstellung ist deshalb so charakteristisch. Wenn er verliebt ist — eigentlich geliebt hat er kaum ein Weib —, giebt ihm das so gut wie gar keine poetischen Kräfte, ganz im Gegensatz zu Goethe und allen herzlich natürlichen Dichtern. Wenn er die Liebe sonst darstellen will, versagt er. Nicht Liebe, sondern Sinnlichkeit schildert er meisterhaft, und zwar immer die krankhaftesten, ausgetiftelten Probleme. Es ist etwas nicht mehr ästhetisch Aufregendes, es ist etwas Raffinirtes und deshalb Unnatürliches in seiner Sinnlichkeit. Man mag die ganze Reihe seiner „Heldinnen“ und „Helden“ an sich vorüberziehen lassen, von der hysterisch-lüsternen Judith zur unmöglichen Clara in Maria Magdalena, und der nicht minder merkwürdigen Julia; von Holofernes zu Golo und Gyges und all den andern. Wie ihrem Dichter fehlt ihnen das eingeborene sittliche Ge-

fühl. Die meisten ihrer Konflikte haben ein sittliches Manco zur Voraussetzung, eine anormale Veranlagung. Man wohnt ihnen bei, wie einer seltsam interessanten Gerichtsverhandlung, bei der man sich stets sagt: Du könntest nie in diesem Falle sein. Das große Ta twam asi greift uns aus Hebbels Dramen nie ans Herz.

Er hat dieses sittliche und dichterische Manco nie ganz überwunden, obwohl es in seinen reifen Werken immer mehr zurücktritt. In der Judith, deren Holofernes renommiert, als ob er von Grabbe wäre und dessen Größe in einem Stiernacken und einer Hornhaut besteht, in der verzwickten Julia, in der glühenden und frostigen Genoveva, in „Gyges und sein Ring“, in der tragisch gefaßten Komödie der Irrungen „Herodes und Mariamne“, im „Rubin“ und „Diamant“, ja sogar in der „Maria Magdalena“, die nach ihrer Durchführung das beste bürgerliche Trauerspiel seit Kabale und Liebe war, vernichtet dieses Manco, die schiefe Perspective den höheren Eindruck. Geibel hat Recht mit seinem Epigramm auf Hebbel: „Hätt'st Du die Sühnung zur Kraft, dicht würde das Volk Dich umjauchzen . . .“ Und diese Sühnung kann Hebbel eben nicht erreichen, weil die eingeborenen sittlichen Maßstäbe, die natürlichen Empfindungen ihm mangeln.

Glücklichere spätere Verhältnisse halfen ihm aber empor. In der Agnes Bernauerin ist bis auf den Schluß, der mit der alten raffinirten Gefühlsdialektik wieder aufwartet, eine reine und große Tragik erreicht, und in den Nibelungen hält sie an, ob die Seitensprünge und die Rabulistik auch hier nicht ganz fehlen. Einen wahrhaft reinen Eindruck gelingt es Hebbel nur hervorzurufen in ein paar wunderschönen Gedichten. Er selbst, der grausame Selbstkritiker, hat gewußt, weshalb er sie am höchsten stellte. Er hat weiter gewußt, was einen Uhland ihm so überlegen macht, und hat sich — ein schöner Zug — im Preise Uhlands, der eben den herrlichsten Einklang mit dem besten und tiefsten Allgemeinempfinden des Volkes hatte, nicht genug thun können.

In der Entwicklung unseres Dramas ist Hebbel von hoher Bedeutung — nach Kleist der mächtigste Förderer des Charakterdramas. Seine Zeit hat ihn verkannt, weil er ihren politischen Tendenzen nicht entgegenkam, die Mitwelt scheint mir zu seiner Ueberschätzung zu neigen, die Nachwelt wird auch hier das Urtheil richtig stellen. Sie wird erkennen, weshalb Hebbel zu den *fremden* Gästen auf unsrer Bühne gehören *muß*. Erkennen, daß darin nur dann eine Aenderung eintreten könnte, wenn unser Volk eine absolute Wandlung und Verwirrung seines Gefühlslebens durchmachen würde, was ausgeschlossen ist. Aber sie wird auch für immer und unbestreitbar feststellen, daß Hebbel *im Einzelnen* zu den größten Dramatikern gehört, die wir hatten, daß er Szenen geschrieben hat, die *vielleicht* die Begeisterung, *sicher* die Bewunderung späterer Geschlechter noch hervorrufen werden. —

Die oppositionelle Bewegung schwoll indessen immer stärker und stärker an. Was sich von poetischen Talenten nicht in ihren Dienst stellte, blieb unbeachtet. Alexis und Hebbel, das feinste erzählende und das feinste dramatische Talent, konnten nicht aufkommen und erlebten viel später erst ihre Auferstehung. Dagegen waren Gutzkow, Laube, Mundt, Kühne u. s. w. die Helden des Tages. Allmählich setzt dann auch eine oppositionelle Lyrik ein, als die Sehnsucht der Völker immer höher schwoll. Die Lyrik kam am spätesten zum Wort, und das ist wohl verständlich. Geistreiche Satire, speziell negative Tendenzen hatten die ersten Jungdeutschen. Der unlyrische Geist Frankreichs war auch der ihre. Sie waren Skeptiker und der Skepticismus spottet, aber singt nicht. Statt seiner mußte erst der Zorn und die Sehnsucht erwachen, ehe die lyrische Poesie erstehen konnte.

Zorn und Sehnsucht erwachten zuerst in dem Lande, in dem die Reaktion am drückendsten war: in Oesterreich. Anastasius Grün ging schon 1831 voran mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten." Er steht noch auf der Grenzscheide: die Satire, die Tendenz ist stärker in ihm, als die bildnerische Kraft. Er hat seinen Erfolg auch nur dieser Tendenz zu verdanken und zeigte sich in rein poetischen Schöpfungen als ein nur sehr mäßig begabtes, von der Zeitbewegung emporgetragenes, mit ihr zurücksinkendes Talent. Aber er hat den Nachlaß eines Dichters herausgegeben, der in dem Besten, was er geleistet, über die politische Poesie hinausgreift und dessen Muse, um seine eigenen Worte zu brauchen, „das Hetärenloos der politischen Muse überhaupt: schnell und ohne Liebe genossen, bald und ohne Dank vergessen zu werden," nicht theilt. Dieser Dichter heißt Nikolaus Lenau.

Bevor er seinem Schicksal erlag, bevor der Wahnsinn in ihm ausbrach, hat er folgende Worte in Erwartung des Todes gesprochen: „Ich muß sterben, und es ist eine besonders gütige Fügung Gottes, daß ich durch die Natur gezüchtigt werde, und nicht durch das Gesetz; Strafe mußte kommen, ich habe sie verdient. Ich habe das

Grün, Anastasius (Ant. Alex. Graf v. Auersperg). Geb. 11. 4. 1806 in Laibach, studirte Philosophie und die Rechte in Graz und Wien, verwaltete seine Güter, ward in die Nationalversammlung, dann in den Reichsrath gewählt und starb am 12. 9. 1876 in Graz. — Werke: Blätter der Liebe Ged. 1830; Der letzte Ritter, Romanzencyclus 1830; Spaziergänge eines Wiener Poeten 1831; Schutt, Ged. 1835; Gedichte 1837; Nibelungen im Frack 1843; Pfaff vom Kahlenberg 1850; In der Veranda, eine dicht. Nachlese 1876. Gesammelte Werke, herausg. von L. A. Frankl, 5 Bde. 1877. — Literatur: Radics, Anast. Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken 1879; Radics, Anastasius Grün und seine Heimath 1876; Schatzmayer, Anton Graf von A., sein Leben und Dichten, Vortrag 1872; Kunz, die Poesie A. Grün's 1882; Bormann, A. G. und sein Pfaff vom Kahlenberg 1877; Pröll, A. Gr. 1890.

Lenau, Nikolaus (Niembsch Edler von Strehlenau). Geb. 13. 8. 1802 zu Csatad in Ungarn, studirte in Wien Rechtswissenschaft und Medizin, bereiste 1832

Sittengesetz nicht heilig geachtet, das Talent stand mir viel höher, und das Sittengesetz ist doch das höchste."

In diesen Worten liegt das ganze Problem Lenau, wie das Problem Kleist und das Problem Hebbel darin liegt. Die ästhetischen Interessen hatten die moralischen zurückgedrängt; das einseitige Ueberwuchern der Kunst ihn entmannt; das bloße Phantasieleben jede Kraft zu einem Thatleben in ihm vernichtet. So ist Schwäche und Haltlosigkeit das signum seines Lebens. So wird seine Stimmung „ἀμφιμέλας" und gewinnt derartig Macht über ihn, daß er gemütskrank im Irrenhaus endet. Vieles trug dazu bei: das Erbtheil, das ihm ein leichtsinnig-ausschweifender Vater, eine schwermüthig-leidenschaftliche Mutter hinterlassen; die Zustände in Oesterreich, die all den damaligen und heutigen Dichtern etwas Gebrochenes und Verweichlichtes geben; allerhand Schicksale, die ihn daneben trafen; schließlich das ihn aufreibende, seine sittlichen Kräfte ganz verzehrende Verhältnis zu Sophie Löwenthal.

Wie Byron, der außerordentlich auf ihn wie auf alle Dichter der Zeit gewirkt, krankt auch Lenau an sich selber. Er fühlt etwas Unstätes und Ruheloses in sich, und dieselbe innere Unruhe, die den englischen Dichter durch die Welt hetzt, treibt Lenau von einem Ort zum andern, treibt ihn nach Amerika und zurück. Aber Lord Byron hatte bei alledem eine Spannkraft, die dem Deutschungarn ganz fehlt. Byron läßt für ein unterdrücktes Volk Waffen schmieden und kämpft mit; Lenau kann die armen Geknechteten nur besingen und beweinen. Byron lehnt sich auf gegen die Gesellschaft, erklärt ihr den Kampf auf Tod und Leben; Lenau resignirt gleich. Byron, der aktive, streitet für das Freiheitsideal seiner Gegenwart mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit; Lenau, der passive, träumt von dem verschwommenen Freiheitsideal irgend einer fernen Zukunft. Der Tod, den sie beide sterben, charakterisirt sie.

Lenaus Gedichte bestätigen und ergänzen dieses Bild. Er ist politisch absolut nicht aggressiv darin. Er hat nicht die Kraft, nicht den Willen dazu; vielleicht auch keine Hoffnung. Ewige Melancholie umfängt ihn; die Wehmuth ist die stille Freundin seiner Einsamkeit; die Natur, wo sie am einsamsten ist, seine Trösterin. Wenn er den Einklang

Nordamerika, und lebte dann abwechselnd in Wien, Ischl und Stuttgart. In letzter Stadt ward er geisteskrank und starb sechs Jahre später, am 22. 8. 1850 in Oberdöbling bei Wien. — Werke: Gedichte 1832; Neuere Gedichte 1838; Faust 1835; Savonarola 1837; Albigenser 1842; Dichterischer Nachlaß, herausg. v. A. Grün 1851. Sämmtl. Werke, herausg. von A. Grün 2 Bde.; von Boxberger 5 Bde.; von Barthel; von Koch. — Briefwechsel: L.'s Briefe an einen Freund, herausg. von Karl Mayer 1853; Schlossar, N. L.'s Briefe an G. und Emilie v. Reinbeck 1896. — Literatur: Niendorf, Lenau in Schwaben 1853; Schurz, Lenau's Leben 1855; B. Auerbach, N. L. 1876; Frankl, L. und Sophie Löwenthal 1891; Sintenis N. L. 1899.

von Herz und Welt findet, entstehen Gedichte, die zum Schönsten gehören, was wir haben. Wunderbare lyrische Naturlaute; herrliche Schilderungen seiner ungarischen Heimath, der Pußta und ihrer Zigeuner, wehmüthige zerflatternde Geigenklänge, die ans tiefste Herz greifen, hier ein Aufschrei, dort eine tiefe, leise Sehnsucht nach Frieden — das zu geben, ist er Meister. Und er hat dabei einen in unserer Lyrik ganz einzig dastehenden musikalischen Tonfall, an dem man ihn sofort erkennt — einen Tonfall, der in seiner knappen Eindringlichkeit wunderlich und unvergeßlich berührt. Allerdings steht neben dem Unvergänglichen, das er geschaffen, das sich stets aus dem vollkommenen Ineinanderfließen seiner melancholischen Grundstimmung und der entsprechenden Erscheinungsformen der Natur ergiebt, auch vieles Unausgeglichene, nicht Durchgebildete, sich selbst Aufhebende. Und es ist klar, daß ihm zu einem „Faust“ die imperatorische Kraft fehlte, daß an diesem Kraftmangel auch seine „Albigenser“ und sein „Savonarola“ leiden. In den beiden letzten aber wie im Faust giebt es Höhepunkte der Darstellung, die nur sehr wenige Poeten erreicht haben und die das empfängliche Herz immer von neuem durchglühen.

Keiner seiner engeren und weiteren Landsleute kann sich hierin mit ihm messen. Weder der farbenreiche, aber lyrisch nicht durchgebildete Karl Beck, noch der blasse, mehr reflektirende Moritz Hartmann. Ursprünglicher schon ist der Tiroler Hermann Gilm, dessen feines Naturempfinden angenehmer berührt, als seine gereimten Anklagen gegen die Jesuiten. Und der Deutsch-Böhme Alfred Meißner verfügt zuweilen über eine Sprachmacht, Schilderungswucht und ein glänzendes Kolorit, die das ebenso häufige stelzende Pathos fast vergessen lassen.

Diesen sechs Poeten aus Oesterreich stehen ungefähr eben so

Beck, Karl. Geb. 1. 5. 1817 zu Baja (Ungarn), studirte in Wien und Leipzig Medizin, ward dann Redakteur in Wien, wo er 10. 4. 1879 starb. — Werke: Nächte. Gepanz. Lieder 1838; Der fahrende Poet 1838; Stille Lieder 1839; Saul Tr. 1841; Janko, der ungar. Roßhirt 1842; Gesammelte Gedichte 1844; Lieder vom armen Manne 1846; Aus der Heimath 1852; Jadwiga 1863; Still und bewegt 1870.

Hartmann, Moritz. Geb. 15. 10. 1821 zu Duschnik, Böhmen, studirte in Prag und Wien, reiste viel, ward in die deutsche Nationalversammlung gewählt, war bald in England, bald in der Schweiz, bald in Frankreich, lebte zuletzt als Redakteur in Wien und starb in Oberdöbling bei Wien 13. 5. 1872. — Werke: Kelch und Schwert 1845; Neuere Gedichte 1846; Reimchronik des Pfaffen Maurizius 1849; Der Krieg um den Wald 1850; Adam und Eva 1851; viele Novellen u. a. Schriften. Gesammelte Werke, 10 Bde. 1874.

Gilm zu Rosenegg, Hermann von. Geb. 1. 11. 1813 zu Rankweil in Vorarlberg, studirte in Innsbruck die Rechte, wurde Stadthaltereisekretär zu Linz und starb dort am 31. 5. 1864. — Werke: Tiroler Schützenleben 1863; Gedichte 1864—65. — Literatur: Sander, H. v. G. 1887; A. v. d. Passer, H. v. G. 1889.

viel aus Deutschland gegenüber. Der bedeutendste als Poet unstreitig Freiligrath, der berühmteste als spezieller Vertreter der freiheitlichen Tendenzen Georg Herwegh.

Ferdinand Freiligrath hatte von Anfang an einen Phantasieüberschuß, der seinen Weg bestimmte. Farbe und Linie sind ihm mehr als der Gedanke. Und er mischt gern Arsen in die Farben, daß sie übernatürliche Leuchtkraft haben. Die brennenden Farben des Orients sind ihm gerade recht, und so rast er Anfangs mit Vorliebe auf seinem Phantasiehengst durch die Wüste, verwendet Löwen, Tiger, Antilopen, Giraffen, Dromedare und die halbe Zoologie als Staffage, kurz, pflegt eine Art Menageriepoesie, die durch das ganze exotische Beiwerk, die klangvoll fremdländischen Reime, die Farbenglut und die brillante Technik gerade so lange für sich einnimmt, bis man merkt, daß weder ein geistiger, noch gemüthlicher Inhalt dahintersteckt, sondern nichts weiter als eine an Reisebeschreibungen und Viktor Hugo überreizte Phantasie. Aber Freiligrath, der im lyrischen Virtuosenthum stranden zu wollen schien, raffte sich noch rechtzeitig auf. Er ließ die morgenländischen Wüstenritte und sah sich in der Gegenwart und seinem Vaterlande um. Es dauerte nicht lange, und auch er stieß zur Opposition. Nicht eigentlich aus politischem Instinkt und aus einer Nothwendigkeit seiner Natur heraus. Sondern einmal, weil man ihn als „Pensionär des Königs" verhöhnte, gewiß wohl auch zum Theil, weil er die Schäden der Zeit und ihrer Zustände erkannte, vor allem aber aus ästhetischen Instinkten. Die Freiheit — der Sturmschritt der Arbeiterbataillone — zerklaffte Schädel — das rothe, brennend-rothe Fahnentuch: das Alles kam seiner ganz auf die Farbe und ein gewisses Pathos gestellten Dichtung entgegen. Und wie er sich früher hineinphantasirt in die Wüsten-, so phantasirt er sich jetzt in die Freiheitspoesie hinein und begleitete mit der Janitscharenmusik seiner Verse nun die blutigen Bilder der Revolution. Mit ihm erhielt die Opposition ihren bedeutendsten Dichter, denn er hatte eine bildliche Kraft, eine Sprachsicherheit, eine Formbewältigung, die ihn über alle seine Gesinnungsgenossen erhob. Da er immer in einer gewissen Phantasieüberhitzung dichten mußte, war er bald der wildeste jener politischen Poeten, und seine prachtvolle Rhythmik wirkte mächtig auf das ganze Volk, wenn auch ein Zuviel an Wort- und Bilder-

Freiligrath, Ferdinand. Geb. 17. 6. 1810 zu Detmold, konditionirte als Kaufmann, lebte unter verschiedenen politischen Anfechtungen in vielen Städten des Rheinlands, später in London und zuletzt in Cannstatt, wo er am 18. 3. 1876 starb. — Werke: Gedichte 1838; Glaubensbekenntnis 1844; Ca ira 1846; Zwischen den Garben 1849; Neuere politische und soziale Gedichte 1849 und 51; Neue Gedichte 1877; Nachgelassenes von F. F. 1883. Sämmtl. Werke 6 Bde. — Literatur: Auerbach, Rede auf F. 1867; Kippenberg F. F. 1868; Schmidt-Weißenfels, F. F. 1876; Buchner, F. F., Ein Dichterleben in Briefen 1881—82; Gisberte Freiligrath, Beiträge zur Biographie F. F.'s 1889.

schmuck ihm nie eine derartige, heut' kaum noch begreifliche Popularität verschafft hat, wie sie Georg Herwegh zu Teil wurde.

Herwegh war weder so vielseitig noch so gestaltungskräftig wie Freiligrath. Aber mit den „Gedichten eines Lebendigen" (1841) bekam die Opposition doch erst eine lungenkräftige Stimme. Wie Trompetensignale schmetterten sie ins Land. Es war ein Schwung, eine Verve darin, die weder Grün noch Beck noch die übrigen schon vorher aufgetretenen Revolutionsdichter besaßen. Herwegh berauschte sich an den Ideen, wie Freiligrath sich an den Vorstellungen berauschte. Nicht minder hinreißend als Rhetoriker, hat er vor Freiligrath noch das eine voraus, daß seine Sprache nicht so prunkvoll ist. Seine Waffen sind nicht so glänzend, aber sie schlagen besser und schneller. Er läutet die Sturmglocken, nicht, um sich wie Freiligrath an ihrem vollen Klang zu erfreuen, sondern um die Schläfer zu wecken, die Wachenden zu rufen. Er ist mehr mit dem Herzen dabei, Freiligrath mit der Phantasie. Er hatte zudem einen ungestümen Ehrgeiz, und die Begeisterung, die seine Lieder durch ganz Deutschland weckten, stieg ihm zu Kopf. Daß die Verhältnisse sich später so entwickelten, wie sie es thaten, hätte er vielleicht verziehen; aber daß nicht er die Richtung angab, daß Bismarck und nicht er das Deutsche Reich errichtete, daß kein Mensch sich um ihn mehr kümmerte — das ertrug er nicht, und so sah er grämlich und verbittert von der Schweiz aus den gewaltigen Ereignissen von 1870 und 1871 zu und kläffte in blinder Wuth die Erfüllung dessen an, was der beste Theil des Volkes in den vierziger Jahren erhofft hatte. Ganz anders Freiligrath, der sich voll mit den neuen Verhältnissen versöhnte und mit herzlicher Begeisterung die Lagerfeuer des siebziger Krieges pries, wie er einst die Lagerfeuer der Wüste und die Flammenbrände der Revolution gepriesen.

Durch die Gedichte dieser Zwei geht es wie Marschtritt und Sturmläuten der Revolution. Was sich um sie herumgruppirt, ist weniger stürmisch. Da ist Franz von Dingelstedt — der Freiheitssänger in Frack und Glacés, etwas ironisch, etwas oberflächlich,

Herwegh, Georg. Geb. 31. 5. 1817 zu Stuttgart, studirte Theologie in Tübingen, betheiligte sich an den 48er Unruhen und starb am 7. 4. 1875 in Baden-Baden. — Werke: Gedichte eines Lebendigen 1841 und 1844; Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz 1843; Neue Gedichte 1877. — Briefwechsel: Ferd. Lassalles Briefe an G. H., herausg. von Marcel Herwegh 1896.

Dingelstedt, Franz v. Geb. 30. 6. 1814 zu Halsdorff in Hessen, studirte Theologie und Philologie in Marburg, ward Redakteur, dann Bibliothekar und Hofrath, übernahm 1871 die Direktion des Hofburgtheaters und starb 15. 5. 1881 in Wien. — Werke: Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters 1840; Gedichte 1845; Nacht und Morgen, G. 1851; Mehrere Bände Novellen und Romane; Bearbeitungen Shakespearescher und Molièrescher Stücke. — Literatur: Julius Rodenberg, Heimatherinnerungen an F. D. 1882; ders.: Blätter aus seinem Nachlaß 1891.

etwas zu schnell Hofrath. Da ist Robert Prutz — der Freiheitssänger im Gehrock des Gymnasiallehrers, etwas philologisch, etwas biedermännisch, wenig begabt, aber sehr charakterfest. Da ist Gottfried Kinkel — der Freiheitssänger mit mehr sanftmüthig-theologischem Anstrich, etwas rührselig, etwas salbaderig, mehr für die stille, als für die laute Phrase. Da ist schließlich Hoffmann von Fallersleben — der Freiheitssänger aus Beruf.

Mit ihm müssen wir uns näher beschäftigen, weil er Zeittypus ist. Er war der harmloseste Mensch unter der Sonne, ewig vergnügt, sehr zufrieden, wenn er „lieben", trinken, wandern und dichten, daneben noch Hyazinthen ziehn und studiren konnte. Diese geborene Harmlosigkeit gerieth in die politische Bewegung wie ein Kork in die Wellen, und da der brave Mann den Instinkt der Masse besaß, so dichtete er oppositionell und nörgelte lyrisch. Die sehr langmütige Regierung nahm ihm endlich doch seine Professur, und so wurde Hoffmann von Fallersleben ein „Märtyrer". Nicht in dem schweren Sinne wie Kinkel, Freiligrath, Reuter, sondern in dem allerbehaglichsten. Denn von nun an reiste er in ganz Deutschland als „freier Mann" herum, ließ sich durch Zweckessen, Fackelzüge, Ansprachen als solcher fetiren und trug Lieder dafür „zur Entschädigung" vor. In jeder Stadt gab es einen Festschmaus aller Liberalen mit Tafelreden auf den berühmten Gast, der gerührt in Liedertoasten dankte, und Deutschlands Einheit, die Tags zuvor zusammengeturnt war, wurde hier zusammengeredet. Da konnte wahrlich jede Regierung ruhig schlafen. Zwar deklamirte

Prutz, Robert. Geb. 30. 5. 1816 zu Stettin, studirte Philologie, Philosophie, Geschichte, wurde Dozent und Redakteur in Halle, später ao. Professor und starb in Stettin 21. 6. 1872. — Werke: Gedichte 1841; Neue Gedichte 1843; Dramatische Werke 1847—49 u. a. m. Geschichte des deutschen Journalismus 1845; Viele Romane, literaturgeschichtl. Werke ꝛc. ꝛc.

Kinkel, Gottfried. Geb. 11. 8. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, studirte Theologie, floh wegen seiner Betheiligung an dem pfälzisch-badischen Aufstande nach England und lehrte 1866 nach Zürich zurück, wo er als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte am 13. 11. 1882 starb. — Werke: Gedichte 1843; Otto der Schütz 1846; Gedichte, Zweite Sammlung 1868. — Literatur: Henne am Rhyn, G. K., ein Lebensbild 1883.

Hoffmann, August Heinrich (von Fallersleben). Geb. 2. 4. 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, studirte in Göttingen und Bonn Theologie und später Germanistik, wurde 1830 ao. Professor in Breslau, nach langem Wanderleben Bibliothekar des Herzogs von Ratibor und starb als solcher auf Schloß Corvei an der Weser am 19. 1. 1874. — Werke: Gedichte; Allemannische Lieder; Fünfzig Kinderlieder 1843; Fünfzig neue Kinderlieder 1845; Soldatenlieder 1851; Rheinleben 1865; Alte und neue Kinderlieder 1873; Unpolitische Lieder 1840 bis 41; Deutsche Lieder aus der Schweiz 1842; Streiflichter 1872; Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen 1868. Gesammelte Werke, herausg. von Gerstenberg 8 Bde. — Literatur: Wagner, H. v. Fallersleben 1818—68, 1869.

Hoffmann: Zum Deklamiren sei jetzt keine Zeit, Thaten wolle er sehen — aber als es 1848 losging, sprach er erschrocken von „roher Gewalt" und bedauerte, daß eine andere Waffe als „das Lied" gebraucht würde. Ihm wäre es am liebsten gewesen, immer weiter zu singen und zu turnen, bis die deutsche Einheit schließlich ersungen wäre. Und ganz so harmlos sind seine „Unpolitischen Lieder": Der grüne Tisch und die Herren Diplomaten, der Adel und die Pfaffen, Zensur und Korporalstab, das sind böse Dinge, über die man sich ereifern muß. Dreimal hoch dagegen die Freiheit, der Wein, das Liebchen und das einige Deutschland. Seine Trivialität ist dabei so herzlich, daß man ihr nicht gram wird.

Hoffmann repräsentirt den Durchschnittstypus des deutschen Bürgers der 40er Jahre, der sehr unzufrieden war, aber bei Leibe nicht an die Barrikaden dachte. Die Märztage von 1848 paßten eigentlich Keinem, denn sie machten dem schönen Schwärmen, den lyrischen Deklamationen, den Turnerfesten, den Gesangvereinen und den Toasten auf ein einiges Deutschland ein Ende. Das Volk, durch die Dichtung freiheitlich bewegt, hatte wohl die Stimmung der Unzufriedenheit, aber vom Gedanken zur That ist der Weg speziell in Deutschland sehr weit, und die partielle Explosion in den Märztagen gnügte, um der ganzen Bewegung fürs Erste den Kredit zu rauben.

Auf lyrischem Gebiete stellt sich fast niemand den Oppositionsdichtern entgegen. Denn ob auch Geibel bereits auf dem Plane war, so war er doch nicht der Heiland der 40er Jahre, sondern sollte erst der der 50er werden. Und der junge Graf Strachwitz hat zwar die beste deutsche Ballade geschrieben, aber die Zeit hatte mehr zu thun, als sich um Douglastreue und den übrigen historisch-poetischen Kram zu kümmern. Außerdem renommirte der jugendliche Poet auch gar zu sehr und brachte das Pferd und den Panzer — vor Allem das Pferd! — immer besser heraus als den Helden. Annette von Droste-Hülshoff wiederum, Freiligraths Landsmännin, war zwar bitterböse über die 48er Geschehnisse, aber sie trug in ihrer Poesie einen Zug, der sie mit dem Geschlechte der dreißiger und vierziger Jahre zu sehr verknüpft, als daß man sie und ihr Werk als Reaktion

Strachwitz, Moritz, Graf von. Geb. 13. 3. 1822 zu Peterwitz, Schlesien, studirte Jura, reiste viel, starb am 11. 12. 1847 zu Wien auf der Rückreise von Italien. — Werke: Lieder eines Erwachenden 1842; Neue Gedichte 1848.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin von. Geb. 10. 1. 1797 zu Hülshoff bei Münster, lebte still und unvermählt auf Gut Rüschhaus und starb 24. 5. 1848 zu Meersburg am Bodensee. — Werke: Gedichte 1838; Aus ihrem Nachlaß: Das geistliche Jahr 1852; Letzte Gaben 1860; Die Judenbuche; Gesamm. Schriften, herausg. von Levin Schücking, 3 Bde. 1878—79. — Briefwechsel: Briefe der Freiin A. v. Dr., herausg. v. Schlüter; Briefe v. Annette v. Dr. und Levin Schücking, herausg. von Theo Schücking 1893. — Literatur: Schücking, A. v. Dr. 1871; Claassen, A. E. Freiin v. Dr.; Hüffer, A. v. Dr. und ihre Werke 1886; Jacoby, A. v. Dr. 1890.

gegen die Tendenzen der Revolutionspoeten auffassen könnte. Es ist der Zug der Ironie, der modernen Bildung, der kranken Nerven. Das Herz träumt sich gern in die Vergangenheit, aber als Kind der Zeit lächelt man überlegen, ohne es doch unterlassen zu können, daneben zu seufzen. Annette von Droste dichtet manchmal auch überlegen. Sie ist nicht naiv. Aber dabei hat dieses bescheidene Edelfräulein eine Kühnheit und Originalität der Anschauung, eine Plastik der Darstellung, eine feste Linienführung, daß man erstaunt. Sie hat die westfälische Haide eigentlich erst entdeckt, ihre tausend kleinen Wunder mit unerhörtem Realismus geschildert. Das köstliche Detail erdrückt allerdings oft das Gedicht, der Bilderreichthum wird zur Bilderjagd, der Geschmack ist nicht sicher ausgeprägt, und statt des Tragischen spielt oft das Grausige eine Rolle, aber ihre Art, die Landschaft aufzufassen, hat in der deutschen Lyrik Schule gemacht, und ihre Novelle „Die Judenbuche" ist ein meisterliches und kräftiges Sittengemälde, wie wir wenige haben.

Seit 1830 ungefähr war die Opposition jäh aufgestiegen. Von 1848 ab fällt sie ebenso rapide. Fast alle die genannten Dichter hatten um 1850 herum ihre Rolle ausgespielt: die Trompeter der Revolution mußten abtreten, die fröhlichen Spielleute zogen auf ihren Platz, und je wilder die einen geblasen, um so süßer und sinniger geigten die anderen. Die Worte süß und sinnig begannen von 1850 ab eine große Rolle zu spielen . . .

VIII.
Vom tollen Jahre bis zur Errichtung des Reiches.
(ca. 1850—1870.)

Nach den überschwänglichen Träumen und Hoffnungen, die im Anfang der vierziger Jahre das ganze Volk erfüllt hatten, war Schlag auf Schlag die Enttäuschung und Ernüchterung gefolgt. Die Restaurationsepoche setzte mit aller Macht ein. Die liberalen Ministerien wurden in den meisten Staaten durch reaktionäre ersetzt; ein direkter Reaktionsausschuß mußte die verschiedenen Landesverfassungen prüfen, ob sie auch mit den Bundesgesetzen nicht kollidirten; der Bund selber hob die von der deutschen Nationalversammlung beschlossenen und am 1. Dezember 1848 verkündeten „Grundrechte des deutschen Volkes" wieder auf; der energische Protest der Stände nützte gar nichts; in Oesterreich ließ man die Verfassung einfach unter den Tisch fallen; in Preußen scheute der König zwar solchen direkten Verfassungsbruch, aber man sorgte dafür, daß die liberalen Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Als ob die Zeit nach den Freiheitskriegen sich wiederholte, stand die Demagogenriecherei in schönster Blüthe. Mit eiserner Faust ward auf die Presse gedrückt, die Wahlen wurden durch unerhörte Beeinflussung „gemacht", und Zustände, wie sie z. B.

in Hessen mit Gewalt geschaffen wurden, müssen noch heute jedem Deutschen das Blut in die Wangen treiben. Die zwei großen demokratischen Bewegungen, die von 1813 und 1848, endigten mit einer Stärkung des reaktionären Elements.

Ein würdiges Seitenstück zu dieser inneren bildete die damalige äußere Politik Deutschlands. Alle guten, entwickelungsfähigen Keime wurden erstickt. Die Vaterlandsfreunde erlebten die Schmach, die deutsche Flotte versteigern zu sehen; sie erlebten die größere, ohnmächtig dem unqualifizirbaren Verhalten der beiden Hauptmächte in der schleswig-holsteinschen Frage gegenüberstehen zu müssen. In der europäischen Konferenz zu London hatten sich Preußen und Oesterreich nicht geschämt, der vorgeschlagenen ewigen Abtretung der Herzogthümer an Dänemark zuzustimmen, und nur das Zögern der übrigen Bundesmitglieder verhinderte das Zustandekommen eines solchen Beschlusses. Und nicht minder unglücklich war die Haltung Deutschlands im Krimkrieg.

So sehen wir: in den fünfziger Jahren lähmt die übermächtige Reaktion alle Kräfte. Das Volk war nach der verunglückten Kraftanstrengung des Revolutionsjahres und der Zeit vorher müde und abgespannt. Eine völlige Apathie hatte sich seiner bemächtigt. Man hatte den Glauben verloren, den Glauben an sich, den Glauben an den Staat. Man nahm überhaupt nicht mehr Theil an dem politischen Leben. Es war eine Kirchhofsstille in Deutschland. Hier und da trompetete ein Dichter ein paar Sonette für Schleswig-Holstein ins Land — sie nützten nichts. Hier und da ward sich ein Anderer des unwürdigen Zustandes bewußt und schrie empor nach einem Manne, einem einzigen Manne aus Millionen — aber die Masse duckte sich und ließ alles laufen, wie es wollte. Die geistig Höherstehenden wandten sich mit ihrem Interesse anderen Gebieten zu: der Kunst und Wissenschaft; wieder Andere, und besonders die Feuergeister, schüttelten den Staub des Vaterlandes von den Schuhen. Nichts kann die Zeitstimmung besser illustriren, als die karge Notiz, daß die Jahre 1852 bis 1854 die höchste bis dahin erreichte Auswanderungsziffer aufweisen.

Mit dem Aufkommen der Reaktion setzte auch eine neue Dichtergeneration ein. Oder richtiger: traten Sänger auf, die der ganzen Zeitstimmung mehr Rechnung trugen. Es ist äußerst lehrreich, sich die bedeutenden Erscheinungen der Jahre 1840 bis 1848 und die der Jahre 1849 bis 1859 zusammenzustellen. Da finden wir in der Zeit der heißen Erwartung gepanzerte Lieder. Die „Gedichte eines Lebendigen“ von Herwegh, die Freiheitslieder von Freiligrath und Gottschall, von Prutz und Dingelstedt, von Karl Beck und Moritz Hartmann, von Alfred Meißner und Gottfried Keller, von Hoffmann von Fallersleben und Heine, von Rollet und Pfau. Aus den Titeln dieser Bücher meint man schon zu vernehmen, wie schnell und wild die Herzen klopften, denn in diesen Titeln kehren immer die Worte wieder: Zeit, Freiheit, Schwert, oder die Revolution

spricht deutlich daraus: „Ca ira!", „Barrikadenlieder", „Republikanisches Liederbuch", „Robespierre".

Und kaum ist die Revolution verunglückt, da ändert sich Alles mit einem Schlage. Man wollte von den großen Worten, von dem Frühlingssturm und Thatendrang nichts mehr wissen; man verwünschte in der Ernüchterung und dem Katzenjammer den Wein, an dem man sich vorher berauscht hatte. Und siehe da: die Jahre 1849—1859 zeigen ein ganz neues Bild. Plötzlich erscheinen all die Märchen vom Rauschebächlein und Tannenbaum, die holdselige, sentimental-katholische Jungfrau Amaranth fängt an zu wandeln, Bodenstedt bringt seine süßen Bonbons aus dem Orient heim, Waldmeister macht seine Brautfahrt, der Trompeter von Säckingen bläst sein „Behüt' Dich Gott" zum ersten Male ins liebe deutsche Vaterland, im weltfernen „Immensee" träumt der Alte, Jung-Friedel, der Spielmann, wandert heiter und harmlos fürbaß, und Hammer, Sturm, Gerok singen neben Redwitz fromme Lieder. Man sprang kopfüber aus der Revolution in die Reaktion.

Die Litteratur als Ausdruck der Zeit wird also von der Tendenz beherrscht, die in negativer Setzung lautet: Abwendung vom politischen Leben und von der Gegenwart überhaupt. An Stelle der Kampf- und Freiheitsideale tritt in verschiedener Ausprägung die Resignation. Wir haben genau dasselbe nach 1815 erlebt. Die beiden großen demokratischen Bewegungen des Jahrhunderts in Deutschland, die der Freiheitskriege und die von 1848, enden mit einer Schwächung des Volkes, führen zu reaktionären Maßnahmen der Regierungen und lösen in der Litteratur genau die gleichen Tendenzen aus. Wir hatten nach 1815 als solche Tendenzen erkannt: Flucht in eine bessere Vergangenheit; in das Wunderland des Orients; Ueberwindung der Erde durch den Himmel, dem man sich ganz hingiebt; Vergessen der Zeit in der Natur und Idylle; Antheilnahme an den Bewegungen anderer, sich kräftig rührender Völker. Nach 1848 läßt sich Linie für Linie das Gleiche verfolgen.

Wie nach dem Vorbild Walter Scotts die Arnim, Hauff, Alexis, Spindler u. s. w. in die Vergangenheit führten — so jetzt die Scheffel, Freytag, Dahn und all die kleineren Lichter: Ebers und Eckstein, Wolff und Baumbach. Der historische und kulturhistorische Roman erlebt seine Blüthezeit; die mittelalterliche Vagantenpoesie feiert ihr Auferstehen. Wie einst Goethe, Rückert, Platen — so wandeln nun die Bodenstedt, Schefer, Hammer ins Morgenland. Das kirchlich-religiöse Moment, theilweise mit katholisirender Färbung, wie es einst Brentano und Görres, Zacharias Werner und die zahlreichen Konvertiten vertraten, findet nun seine Pflege vor allem durch Redwitz, im weiteren Sinne durch die Knapp, Gerok Sturm, Weber. Mit dem Naturidyll verschaffen sich Storm und Mörike, Roquette und Putlitz einen mehr oder minder festen Platz auf dem Parnaß. Und die politischen Flugblätter der vierziger Jahre werden abgelöst durch die 1853 gegründete „Gartenlaube", dem deut-

schen Familienblatt, aus dem bald ein Weltblatt wurde. Von der politischen Versammlung wurde der Schwerpunkt in die Familie verlegt, aus der Oeffentlichkeit in den Frieden des Hauses.

Die Zeit war krank und schwächlich. Alle Anläufe waren im Grabe geendet. Es war etwas Haltloses in die Menschen gekommen, die Kraft war gebrochen, die Unvereinbarkeit von Wollen und Können hatte sie skeptisch, müde, ein bischen blasirt gemacht. Und diese problematischen Naturen, die typischen Nach-Achtundvierziger, zeichnete in einem großen, farbenreichen Gemälde Friedrich Spielhagen. Er war gleichsam der Arzt der Epoche; er fühlte ihr den Puls, stellte ihr die Diagnose. Und die Redwitz und Scheffel, Mirza Schaffy und Roquette brauten ihr die milden Tränklein.

So sah die gesammte Litteratur der fünfziger Jahre einem Opiat verzweifelt ähnlich. Und man brauchte das Opiat in der neuen Reaktions- und Restaurationszeit so gut wie in der alten. Denn auch jetzt restaurirte man mit einer Brutalität, durch die die bleiche Furcht schimmerte; die Politik der Korruption und Einschüchterung ist eines der trübsten Blätter unserer vaterländischen Geschichte. Das Blut staute sich. Was Wunder, daß es in der Litteratur ebenso war. Jede Zufuhr frischen Blutes fehlte. Die Dichtung füllt sich nicht mit neuem Lebensgehalt, sondern muß sich unter Abwendung von der Gegenwart darauf beschränken, die gegebenen Formen auszubilden. Und so sind die Dichter dieser Periode fast nur Formalisten. Keine großen Persönlichkeiten, aber feine Künstler. Sie haben nicht Genie, aber Geschmack. Sie haben keine große Herzensleidenschaft, aber gemüthvolle Innigkeit.

Wenn man ihre Bilder nebeneinander sieht, so läßt sich eine gewisse Verwandtschaft schon äußerlich nicht verkennen. Sie sehen so aus, wie junge Mädchen sich ihre Lieblingspoeten vorstellen: idealer Blick, lange Mähne, sanfter Bart und Künstlertracht. Eigentlich taxirt man sie eher für Maler. Nur in der Malerstadt München oder weiter in Italien fühlten sich die meisten auch wohl, und der Schlapphut unterschied sie neben der Kravatte von vornherein von der misera plebs der Nichtkünstler. Sie hatten in ihrer Kleidung und ihrer Dichtung einen gewissen schwungvollen Faltenwurf, und wenn es nicht die Toga war, so mußte es doch ein lässig zurückfallender Mantel sein, in dem sie sich von Kaulbach oder Lenbach malen ließen.

Sie hatten ferner eine Unsumme von Talenten; das poetische ragte nur aus einer Reihe anderer hervor. Besonders malten sie alle, kamen entweder von der Kunstakademie, oder dilettirten mit dem Pinsel für sich oder legten sich Gemäldegalerien an oder schrieben mindestens Künstlerromane. Die Sprache des Alltags verschmähten sie mehr oder minder. Der Vers war ihnen natürlicher als die Prosa. So ist es besonders die Lyrik und das episch-lyrische Idyll, das sie pflegen. Manch schönes Gedicht haben sie zu unserer Lyrik beigesteuert. Dagegen ist es erklärlich, daß sie vollständig versagen im Drama. Wie aber die Poeten der blutigen Revolution manchmal gefühl-

voll werden und die innig-weichsten Töne anschlagen, so greifen gerade umgekehrt diese schmachtlockigen Minnesänger, wenn sie sich dem Drama zuwenden, nach Stoffen, die ihrer vornehmen Sanftheit nicht liegen. Ein Tiberius war fast Tradition, ein Nero nicht minder. Catilina, Alexander, die Gracchen mußten des weiteren die Helden abgeben neben Ahasver, den Pisanern, Sophonisbe, Messalina. Auch die germanische Sage und Geschichte bietet Stoffe: Brunhild, Kriemhild, Walküren, Nibelungen und Hohenstaufen. Es ist selbstverständlich, daß alle diese weichen, leidenschaftslosen, sinnigen Dichter daran scheitern mußten. Deshalb ist das Drama am schwächsten vertreten: es war ihre unglückliche Liebe. Ueberreich dagegen segnet sie, wie gesagt, die Muse der Lyrik.

Emanuel Geibel steht hier voran. Er ist der Dichter der Zeit. Ein Erfolg, wie seine „Gedichte" ihn hatten, war in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts keinem Lyriker mehr beschieden. Diese Gedichte sind weich bis zur Weichlichkeit, zart bis zur Schwäche, sinnig bis zur Geistlosigkeit. Sie sind formenstreng, ohne akademisch-kühl zu sein; sie sind vor allem voll schönen Wohllautes, der in Verbindung mit dieser Gefühlszartheit besonders den Frauen gefällt. Die Frauen waren auch Geibels hauptsächlichstes Publikum. Erst allmählich hat er sich die Männer erobert.

Auch Geibel durchlief die Schätzungsperioden, die jeder schaffende und Aufsehen erregende Poet durchzumachen hat: er wurde in den ersten Jahrzehnten seines Wirkens zum Theil sehr überschätzt; er verfiel später einer höchst ungerechten Unterschätzung, und ganz allmählich erobert er sein Terrain wieder zurück. Er ist vor allem ein glückliches Talent darin, daß er wunderbar diese Mittellinie hält, die gleich weit von Manier wie von platter Trivialität entfernt ist. Deshalb gelang es ihm, den lyrischen Stil der Zeit zu schaffen, der Dichtung der Zeit sein Gepräge zu geben. Er wird in der Wertung noch höher steigen, wenn die hundert und aberhundert kleinen Geibels einmal ganz verschwunden sind und ihn nicht mehr kompromittiren können. Denn wenn uns heut vieles in seinen Versen konventionell anmuthet, so dürfen wir nicht vergessen, daß es eben erst dazu geworden ist durch die tausend Stümper, denen Geibel eine Form gab, wie Heine vor

Geibel, Emanuel (von), geb. 17. 10. 1815 in Lübeck, studirte Theologie und Philologie in Bonn, bereiste Griechenland, ward Professor in München, lebte später in Lübeck und starb dort am 6. 4. 1884. — Werke: Gedichte 1840; Juniuslieder 1848; Neue Gedichte 1856; Gedichte und Gedenkblätter 1864; Spätherbstblätter (Ged.) 1877; Heroldsrufe (Ged.) 1871; Brunhild 1858; Sophonisbe 1868; Echtes Gold wird klar im Feuer 1882; Gedichte aus dem Nachlaß 1896. Gesammelte Werke 8 Bde. — Briefwechsel: Briefe an Carl Freih. von der Malsburg, herausgegeben von A. Dunker 1885. — Literatur: Goedeke, Emanuel Geibel 1869; Scherer, E. G. Rede 1884; Gaedertz, E. Geibel-Denkwürdigkeiten 1886; Litzmann, E. Geibel 1887; Gaedertz, E. Geibel 1897.

ihm, daß auch er den gesammten lyrischen Stil durchtränkt hat und nur wenige neben ihm eine eigene Art entwickelten.

Man könnte Geibel — ich wiederhole es — am besten den durch Heine gegangenen Platen nennen. Er hat das strenge Platensche Formprinzip; er ist ein steter und treuer Bewunderer des Dichtergrafen gewesen; er hat ihn selbst seinen Herrn und Meister genannt. Aber Geibel war eine Natur, die viel glücklicher und harmonischer angelegt war, er hatte ein volleres Herz, war auch in sofern vom Geschick begünstigter, als seine spätere Dichtung aufranken konnte an großen Thaten der Gegenwart. Und er hatte weiter — halb unbewußt und indirekt — von Heine gelernt, so daß er die Platenschen Formen, ohne sie zu sprengen, biegsamer, melodischer, lebendiger machen konnte.

Dazu kam ein kräftiges Nationalbewußtsein und — der beste Helfer — ein gesundes sittliches Empfinden, das sein Erfolg nicht zu erschüttern vermochte. In strenger Selbstzucht rang er sich über sein erstes Buch empor, griff nach größeren Aufgaben und löste sie. Mit seinem mächtigen, klingenden Pathos, das nur selten klappert, begleitet er sein Volk auf dem großen Wege, den es nahm, und er selbst durfte noch die Antwort auf sein wundervolles Gedicht schreiben, in dem er als junger Mensch gefragt, wann der Kaiser die schöne geschmückte Braut Deutschland heimführen würde.

Gewiß lag in der Poesie Geibels eine Gefahr. Die Form, die er geschaffen, oder richtiger: die er zur höchsten Spitze der Ausbildung geführt, die er so geschmeidig und biegsam gemacht, daß alle Welt darin sündigen konnte, hatte keinen Punkt in sich, von dem aus weiterzukommen war. Das musikalisch-formalistische Prinzip war an die vorläufige Grenze seiner Ausbildungsfähigkeit gelangt. Jede Fortentwickelung der Lyrik mußte beginnen mit einem Kampf *gegen* Geibel, mit Hervorhebung des dem seinen entgegengesetzten charakteristischen Prinzips. Aber das lag noch weit im Felde. Jahrzehnte lang war Geibel der herrschende deutsche Lyriker, und selbst feinere und tiefere wie Mörike im Süden und Storm im Norden konnten gegen ihn, der sie an Breite des Talentes übertraf, nicht aufkommen.

Eduard Mörike hat einige Lieder geschrieben, die mit zum Höchsten gehören, was die deutsche Lyrik besitzt. Er ist der Goethe

Moerike, *Eduard*. Geb. 8. 9. 1804, studirte Theologie, war erst als Pfarrer und später als Literaturlehrer in Stuttgart thätig, wo er auch am 4. 6. 1875 starb. — *Werke*: Maler Nolten 1832; Gedichte 1838; Idylle vom Bodensee 1846; Das Stuttgarter Hutzelmännlein 1855; Mozart auf der Reise nach Prag 1856; Gesammelte Schriften 4 Bde — *Briefwechsel*: Briefwechsel zwischen H. Kurz und E. M., herausg. von Bächtold 1885; Briefwechsel zwischen M. von Schwind und E. M., herausg. von Bächtold 1890; Moerike-Storm-Briefwechsel, herausg. von Bächtold 1891. — *Literatur*: Notter, Ed. M. 1875; Klaiber, Ed. M. 1876; Fischer, Ed. M. (in „Lebensbilder schwäb. Dichter") 1881.

der Idylle. Er hat jenes undefinirbare lyrische Daimonion, was manchmal im Volkslied, manchmal bei Goethe auftaucht. Lieblich in sich selbst vergessen lauscht seine Muse auf der „Erdenkräfte flüsterndes Gedränge“, und das Band, mit dem das Lied sie bindet, ist so fein und lose, daß es die luftigen Geister nicht erdrückt, sie nicht, wie es selbst Uhland geschieht, regelrecht in Reih und Glied zur Parade aufstellt, sondern all ihr seliges Schweben gleichsam mit auffängt. Man weiß diesen tiefsten Zauber der Lyrik gar nicht auszusprechen. Mörike vermag es, das ungebrochene Vollempfinden am reinsten zu offenbaren, das innere Ergriffensein mit der heiteren Klarheit zu verbinden, eine so vollständige seelische Durchdringung des Stoffes in einzelnen Gedichten zu erzielen, wie sie nur Goethe eigen war.

Das vermochte Theodor Storm nicht. Er ist ein erstklassiger Lyriker, aber ein zu spezieller. Seine plastische Kraft ist groß, aber um eine Nuance zu groß im Verhältniß zur reinen Empfindung. Es ist zu viel schwerer schleswig-holsteinischer Boden in seinen Gedichten — deshalb können sie nur langsam fliegen. Es ist etwas Sprödes darin, gleichsam etwas Schamhaftes, die letzte Hülle sinkt nie. Und jedes Gedicht ist vom ersten bis zum letzten Wort Theodor Storm. Das ist eigentlich ein großer Vorzug gerade in Zeiten überwuchernder Formalistik. Aber es ist im höchsten Sinne doch auch ein Fehler: zu sehr in sich selbst beschlossen, kann diese Natur sich nicht entfalten. Sie kann nicht heraus aus sich. Die Einzelstimme kann sich selten oder nie zur Stimme des Volkes erweitern. So fand Storm „kein Wörtchen“ für die großen Tage und Geschicke seiner Nation; so wird Geibel und nicht er der Dichter der Zeit. Wenn man den Unterschied präzisiren will: Storm ist stets der Husumer, der Schleswig-Holsteiner, Geibel mehr der allgemein Deutsche. Das giebt Storm auf einem gewissen umgrenzten Felde eine Kraft und Feinheit und Sicherheit und Tiefe, die bewundernswerth sind, aber es beengt auch seinen Gesichtskreis. Er sieht tiefer als Geibel, aber Geibel sieht weiter. Sein letztes Wort heißt: ich, Geibels letztes Wort: wir. Doch wenn es Storm auch nicht gegeben war, jene Tage der Größe, die er miterlebte, in Liedern auszumünzen, die von der ganzen Nation aufgenommen wurden, so kräftigte sich doch auch seine Dichtung an und mit der Zeit. Der Lyriker zwar verstummte bald, aber der Novellist rang sich über die weichliche

Storm, Theodor. Geb. 14. 9. 1817 zu Husum, trat in preußischen Staatsdienst, ward als Amtsgerichtsrath in Husum pensionirt u. starb in Hademarschen (Holstein) am 4. 7. 1888. — Werke: Gedichte 1852; Immensee 1852; Unter vielen anderen Novellen: Auf der Universität; Geschichten aus der Tonne; Pole Poppenspäler; Psyche; Aquis submersus; Der Schimmelreiter etc. etc. Gesammelte Schriften 19 Bde. 1889. Sämmtliche Werke 8 Bde. — Briefwechsel: Moerike-Storm-Briefwechsel, herausg. v. Bächtold 1891. — Literatur: Schütze, Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung 1887; Wehl, Th. St. 1888; Biese, A., Theod. St. u. der moderne Realismus 1888; vergl. a. Erich Schmidt's „Charakteristiken.“

Verschwommenheit des „Immensee“ langsam aufwärts. Die lyrische, von allem poetischen Duft und Dämmer umhüllte Szene mußte sich mehr und mehr dem Ganzen fügen und durfte nicht mehr überwuchern, das charakteristische und psychologische Moment brachte sich zur Geltung, und je älter er ward, um so sicherer und fester griff er zu, bis der zarte Idylliker in einigen Meisterwerken („Aquis submersus“, „Schimmelreiter“) Höhen der Tragik erreichte.

Seiner speziellen Begabung entsprechend hat Storm nur auf eine kleine Reihe verwandter Poeten, Geibel dagegen auf die ganze Generation bestimmend gewirkt. Was neben ihm an Lyrikern auftrat, ist mit wenigen Ausnahmen von ihm ausgegangen, von ihm beeinflußt, in seine Form hineingewachsen — in diese Form, der jeder dann für sich noch eine persönliche Nuance zu geben sich bemühte. So ist es möglich, daß die Geibelschüler oder besser Geibelianer unter einander verschieden, die Stormianer unter einander ganz ähnlich sind. Der Typus begreift eine Menge Individuen in sich, das Individuum ist Eins.

Von diesem Geibelschen Kreise seien nur die bedeutendsten genannt. Eingeführt in die Litteratur hat Geibel die Bayern Hermann Lingg und Hans Hopfen. Der eine derber, kräftiger, hochfliegender, kühner als sein Meister, gern die großen Gestalten der Vergangenheit emporbeschwörend, die sich aussprechen vor uns; gern in großen Chören die Wendepunkte der Geschichte begleitend, dabei aber weniger sicher im Geschmack; aus dem Pathos oft in die Prosa überschlagend. Der andere voll Bauernkraft, wuchtig und elegant zugleich, mit einem kräftigen, modernen Realismus begabt, der auch das derbe Wort nicht scheut und sich leider allzufrüh von der Lyrik ab und dem Romane zugewandt hat.

Dieser kräftige Realismus, der innere Gehalt fehlt der Lyrik Heinrich Leutholds, der mehr durch den Wohllaut seiner Sprache, seine melodische Form entzückt und der durch diese Formbeherrschung zu einem unserer besten Uebersetzer ward. Er berührt

Lingg, Hermann. Geb. 22. 1. 1820 zu Lindau, war Militärarzt, lebt in München. — Werke: Drei Sammlungen Gedichte; Schlußsteine G. 1878; Jahresringe, Neue Ged. 1889; Die Völkerwanderung Ep. 1866—68; Dramat. Dichtungen, außerdem Novellen. Ges.-Ausg. 1897. — Litteratur: Vergl. Hopfen, Streitfragen und Erinnerungen 1876; Strodtmann, Dichterprofile 1883.

Hopfen, Hans (Ritter von). Geb. den 3. 1. 1835 in München, studirte dort Geschichte und Jurisprudenz, lebt seit 1866 in Berlin. — Werke: Verdorben zu Paris 1868; Der Pinsel Mings 1868; Der alte Praktikant 1878; Die Geschichten des Majors 1879; Der letzte Hieb 1886; Der Genius und sein Erbe 1887; Robert Leichtfuß 1888; Gedichte; Theater 1889 und zahlreiche andere Romane ꝛc.

Leuthold, Heinrich. Geb. 9. 8. 1827 zu Wetzikon (Kanton Zürich), studirte in Zürich und Basel, ward Redakteur und starb geisteskrank 1. 7. 1879 in der Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich. — Werke: Fünf Bücher franz. Lyrik (mit E. Geibel) 1862; Gedichte 1879. — Litteratur: A. W. Ernst, H. L., ein Dichterporträt; ders., Neue Beiträge zu H. L.'s Dichterporträt 1898.

sich darin mit Paul Heyse, dessen Lyrik sehr hübsch, sehr klangvoll, sehr graziös ist, ohne doch in der Hauptsache wohl innerlich nothwendig zu sein. Es giebt gewiß ein paar wunderschöne Lieder darin, die uns stets teuer bleiben werden, aber das Polirte, Oelige wiegt so vor, daß doch schließlich alles abläuft. Vieles ist goethisch gedacht, auch geformt, aber der innerste Lebensnerv, das Mysteriose, fehlt, das Ganze geht zu richtig und zu artig auf, ohne einen Rest, ohne ein verborgenes Wunder zu lassen. Der Schwerpunkt der Heyseschen Begabung liegt auch nicht auf lyrischem, sondern auf novellistischem Gebiete, und die weitberühmte Arrabbiata wird mit Recht als Musternovelle und Novellenmuster angesprochen. Von italienischen Meistern, Boccaccio voran, hat Heyse hier gelernt, und mit sicher Kunst versteht er, nur diejenige Seite seiner Personen in hellste Beleuchtung zu rücken, auf welcher der Konflikt basirt, und durch Ausschaltung alles sonstigen Details die Fabel kräftig vorwärtszutreiben. Am vortrefflichsten in Anlage und Ausführung sind seine italienischen Novellen; seine eigne sinnenfrohe Natur fühlt sich instinktiv zu den sinnlich starken, jedes Empfinden leidenschaftlicher äußernden Kindern des Südens hingezogen, und was Storm am besten zeichnen kann: die ärmlichen Bewohner des Nordens mit ihrem kargen Gefühlsausdruck, ihrer verborgenen Keuschheit und schamhaften Verschlossenheit — das will Heyse am wenigsten gelingen. Er ist immer der Poet für die oberen Zehntausend, für den Luxus. Seine Sinnenfreudigkeit wird manchmal zur Sinnlichkeit, seine Schönheitssehnsucht zur Vorliebe für Prunk und Pracht. Den Kampf ums Brot, die gemeine Not des Lebens kennt keiner seiner Helden; um Liebe und Freundschaft — nur um sie — handelt es sich in seinen Dichtungen. Und leichtlich geschieht es, daß bloße Luxusgefühle, knifflige, ausgetiftelte Probleme zur Darstellung gelangen. Deshalb der teilweise berechtigte Vorwurf, daß Heyse an der äußeren Schale kleben bleibe, vor der schönen Erscheinung Halt mache, im Grunde Materialist sei — ein Vorwurf, dem der große Roman „Die Kinder der Welt“ Vorschub leistete. In den siebziger Jahren, in denen, wie wir sehen werden, diese von Heyse schön verhüllten Anschauungen in gröberer Form weite Volkskreise erfassen, erreicht der in einem gar zu aesthetischen Geheimratsmilieu aufgewachsene Dichter auch die Höhe seines Ruhms.

Die zarten Wunder, die aus der Heyseschen Lyrik fast nie her-

Heyse, Paul. Geb. 15. 3. 1830 zu Berlin, studirte erst klass. Philologie, dann in Bonn roman. Sprachen und Literatur, bereiste die Schweiz und Italien, lebt seit 1854 in München. — Werke: Jungbrunnen 1850; Franceska v. Rimini 1850; Novellen 1855, 1858, 1859, 1862; Hans Lange 1866; Kolberg 1868; Die Kinder der Welt, R. 1873; Im Paradies 1875; Der Salamander G. 1879; Verse aus Italien 1880; Spruchbüchlein; Roman der Stiftsdame 1886; Merlin 1892; Gedichte 5. Aufl. 1893; Neue Gedichte und Jugendlieder 1897; viele Novellenbände, dazu vortreffliche Uebersetzungen. Ges. Werke 29 Bde. — Literatur: O. Kraus, P. H.'s Novellen und Romane 1888.

vorwachsen, ruhen verborgen in den schönsten Gedichten von Martin Greif. Er hat in seinen kleinen Naturbildern den ganzen Schauer des nahenden Herbstes, die bange Ahnung des Todes aufgefangen. Er malt ein einfaches Bild in drei, vier typischen Zügen und setzt kein Wort der Erklärung und seines Empfindens dazu, über diesem Bilde liegt jedoch dieses Empfinden wie eine zitternde Luftschicht, die heimlich schwingt und etwas in unserer Seele gleichfalls in Schwingung versetzt. So sind seine kürzesten Gedichte seine besten; er wirkt mehr durch das, was er nicht sagt, als durch das, was er sagt. Wie die Frucht aus der Blüthe entfaltet sich das Geistige erst aus dem Sinnlichen, und wo diese seelische Durchdringung ganz gelingt, entstehen Gedichte, die sanfte Erreger der Herzen und voll der tiefsten lyrischen Geheimnisse sind, aber bei dem Mangel an Selbstkritik, der ihm eigen, kommt leider eine solche Perle auf hundert leere, ob auch mehr oder minder schön gefleckte Muscheln.

Forçirt Martin Greif seine Schlichtheit manchmal, daß er zu einer trivialen Eierkuchenlyrik gelangt, so sündigt Julius Grosse umgekehrt nach der anderen Seite hin: er überhitzt die Phantasie und kommt zum Wortprunk. Er gehört ganz und gar in den Geibelkreis. Er ist in seinem Besten der Dichter der Familie. Sanfte Mädchenlieder à la Chamisso, idyllische Genrebilder, volksthümlich-innige Liebesgedichte weiß er gut zu geben. Er stellt sich vor, daß Faust und Grethchen Mann und Frau geworden wären und friedlich ihr Kindlein schaukeln. Für die freundschaftlich geklärte, seelische Gattenliebe findet er den richtigen Ton. Aber er versagt, wo glutvolle Mannesliebe, stürmende Leidenschaft Ausdruck verlangt. Um sie zu bannen, ruft er die Phantasie zu Hilfe, und sie giebt ihm Darleben auf Kosten der Schlichtheit und des Herzens. Hier tritt dann Versprunk und Wortüberladung ein, all die reichen Mittel seiner Formkunst, die doch die innere Schwäche nicht verbergen können. Viel enger begrenzt noch ist das Gebiet des liebenswürdigen Otto Roquette, dessen Waldmeister noch oft seine fröhliche

Greif, Martin (Fr. H. Frey). Geb. 18. 6. 1839 in Speier, war Offizier, lebt in München. — Werke: Gedichte 1868. Ges. Werke 3 Bde. — Literatur: Bayersdorfer, Ein elementarer Lyriker 1872; O. Lyon, Martin Greif als Lyriker und Dramatiker 1889; S. M. Prem, Martin Greif 1892.

Grosse, Julius. Geb. am 25. 4. 1828 in Erfurt, studirte in Halle und München und lebt als ständiger Sekretär der Schillerstiftung abwechselnd in Dresden, München und (gegenwärtig) in Weimar. — Werke: Gedichte 1857, Auswahl 1882; Mädchen von Capri 1860; Gundel vom Königssee 1864; Aus bewegten Tagen 1869; Wider Frankreich 1870; Der Wasunger Noth 1872; Erzählende Dichtungen 1872 bis 1873, 6 Bde.; Pesach Pardel 1871; Das Volkramslied 1889; Der getreue Eckart 1885; Ursachen und Wirkungen, Lebenserinnerungen 1896; Dramat. Werke, 7 Bde. — Literatur: Ethé, J. Grosse a. epischer Dichter 1874.

Roquette, Otto. Geb. 19. 4. 1824 zu Krotoschin, studirte Philos., Geschichte, Literaturgesch., ward 1862 Dozent an der Kriegsakademie zu Berlin, 1869

Brautfahrt machen, dessen frische volksthümliche Lieder — so recht Lieder für Komponisten — noch lange gesungen werden dürften. Auch Richard Leander und Viktor Blüthgen, besonders letzterer, erfuhren das Glück, mit manchem Liede auf allen Straßen des teuren Vaterlandes zu tönen. Beides echte Poetennaturen, die zur Liebe zwingen, oft voll schelmischer Grazie und freundlicher Innigkeit. Wir verdanken ihnen eine Reihe entzückender Kinderlieder und zarter Märchen.

Jedenfalls ist ihre Art erquicklich gegenüber der frömmelnden Sentimentalität eines Oskar von Redwitz, der später vergebens versucht hat, über die fast zum Typus weinerlicher Süßlichkeit gewordene Amaranth hinauszukommen. Seiner katholisirend-ultramontanen Richtung konnte der Protestantismus in Karl Gerok und Julius Sturm Poeten entgegenstellen, die — vor

Professor der Literatur und Geschichte am Polytechnikum zu Darmstadt. Er starb dort 18. 3. 1896. — Werke: Waldmeisters Brautfahrt 1851; Liederbuch 1852, (3. Aufl.: Gedichte 1880); Der Tag von St. Jakob 1852; Hans Heidekukuk 1855; Heinrich Falk 1858; Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit 1876; Dramatische Dichtungen 1867; Gevatter Tod 1873; Siebzig Jahre (Autobiogr.) 1894. Viele andere Novellen, Romane, Dramen. Aus dem Nachlaß: Von Tag zu Tage, Dichtungen, herausg. v. Ludw. Fulda 1896.

Leander, Richard (R. von Volkmann). Geb. 17. 8. 1830 zu Leipzig, ward Professor der Chirurgie an der Universität Halle, nahm als Generalarzt am deutschfranzös. Kriege teil, ward 1885 in den erblichen Adelstand erhoben und starb 28. 11. 1889 zu Jena. — Werke: Träumereien an französischen Kaminen 1871; Aus der Burschenzeit 1876; Gedichte 1878; Kleine Geschichten; Alte und neue Troubadourlieder. Sämmtl. Werke 1900.

Blüthgen, Viktor. Geb. 4. 1. 1844 zu Zörbig, studirte Theologie, gehörte 1878—80 der Redaktion der Gartenlaube an und lebt teils in Freienwalde a. O., teils in Berlin. — Werke: Hesperiden 1879; Gedichte 1881; Der Friedensstörer 1883; Aus gährender Zeit 1884; Der Preuße 1884; Gesammelte Jugenderzähl. 3 Bde.; Frau Gräfin 1892; Die schwarze Kaschka 1894 u. a. m.

Redwitz, Oskar Freiherr von. Geb. 28. 6. 1823 zu Lichtenau bei Ansbach, studirte in München, Erlangen, Bonn die Rechte, Philos. und Philol., ward Literaturprofessor in Wien und starb 7. 7. 1891 in Gilgenberg. — Werke: Amaranth 1849; Gedichte 1852; Philippine Welser; Hermann Starck 1868; Das Lied vom neuen deutschen Reich 1871; Odilo 1878; Haus Wartenberg 1884; Hymen; Glück.

Gerok, Karl (von). Geb. 30. 1. 1815 zu Vaihingen, studirte in Tübingen, wurde 1844 Diakonus, 1852 Dekan, 1868 Oberhofprediger und Prälat in Stuttgart, wo er 14. 1. 1890 starb. — Werke: Palmblätter 1857; Neue Folge 1878; Auf einsamen Gängen; Pfingstrosen 1864; Blumen und Sterne 1868; Eichenblätter 1870; Deutsche Ostern 1871; Der letzte Strauß 1885; Unter dem Abendstern 1887. — Literatur: Braun, Fr., Erinnerungen an K. G. 1891; Mosapp, K. G. 1890; Gustav Gerok, K. G. 1892.

Sturm, Julius. Geb. 21. 7. 1816 zu Köstritz (Reuß), studirte Theologie, ward Kirchenrath in Köstritz und starb 2. 5. 1896 in Leipzig. — Werke:

allem der erste — ein gut Theil natürlicher, kräftiger, in sich gefestigter waren, wenn auch mildes Predigerpathos oft die künstlerische Gestaltung ersetzen mußte. Den kläglichsten Schiffbruch aber erlitt die deutsche Dichtung mit Friedrich von Bodenstedt, dem weitberühmten Mirza-Schaffy. Ein Poet für Bonbondevisen ward plötzlich neben Geibel, ja über ihn hinaus, der Heiland Deutschlands. Nichts kann so gut die schwache Zeit illustriren, wie dieser Erfolg. Die gereimte Philosophie des „Mensch, ärgere Dich nicht" ward das Evangelium der Epoche. Was Hoffmann für die vierziger, ward Bodenstedt für die fünfziger Jahre. Sein morgenländisches Kostüm täuschte ebenso über die innere Leere seiner Dichtung fort, wie der Liberalismus in seiner Aufgarnirung einst die Hoffmannschen Trivialitäten versteckt hatte.

Das sind diejenigen neben und um Geibel, die ein eigenes Gesicht, eine persönliche Note haben und selbst zum Theil wieder einen kleinen Kreis um sich sammelten. Nebenher liefen Dutzende, ja hunderte von gefälligen Talenten, denen manchmal ein gutes Gedicht, ein schönes Lied gelang. Sie priesen den deutschen Rhein und den goldenen Wein, immer aufs Neue die deutsche Treue, den Frühling und den blauen Himmel, das Liebchen und überhaupt das Gute, Wahre, Schöne. Es war Himmelblau mit Zuckerwasser. Und diese Nachtreter offenbarten am deutlichsten den Punkt, wo Geibel, ihr Meister, sterblich war.

Die Gegenströmung gegen diese allzugroße Weichlichkeit und Sentimentalität ließ nicht lange auf sich warten. Sie ging parallel mit dem allmählichen Umschwung, der sich nicht nur im politischen, sondern auch im sozialen Leben der Nation vollzog. Der preußische König erkrankte, Prinz Wilhelm führte die Regentschaft, ein frischer Luftzug ging durch die Schwüle. Die sechziger Jahre sind die entscheidenden in der Geschichte Deutschlands. Hier steht die große Wegscheide.

Nach dem Bankerott der Hegelschen Philosophie hatten die Naturwissenschaften die Führung übernommen. Die idealistische Spekulation blieb unbeachtet. Die Eisenbahnen pfiffen durchs Land. Handel und Industrie hoben sich damit gewaltig. War der Adel bisher

Gedichte 1850; Fromme Lieder 1852; Neue Gedichte 1856; Neue fromme Lieder und Gedichte 1858; Von der Pilgerfahrt 1868; Gott grüße dich! und viele andere Gedichtsammlungen.

Bodenstedt, Friedrich (von). Geb. 22. 4. 1819 zu Peine, erst Kaufmann, studirte dann neue Sprachen, Gesch. und Philos., bereiste den Kaukasus, ward Redakteur, siedelte 1854 nach München über, leitete das Meininger Hoftheater und starb 18. 4. 1892 zu Wiesbaden. — Werke: Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen 1848; Tausend und ein Tag im Orient 1849 bis 50; Lieder des Mirza-Schaffy 1851; Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke 1858—60; Aus dem Nachlaß des Mirza-Schaffy 1874; Viele Gedichtsammlungen, Romane und Dramen; Gesammelte Schriften 12 Bde.

ausschlaggebend gewesen und mit ihm der Künstler, so ward er jetzt abgelöst durch den bürgerlichen Kaufmann. Statt der romantischen Allüren strenge Nüchternheit, statt der romantischen Politik die robuste Politik der That. Das ästhetisch verdünnte Blut der Nation ward aufgefrischt durch neues Blut. Blut und Eisen sind die Heilmittel.

Der große Uebergang von der einen Weltanschauung zur anderen dauert lange genug. Fast ein Jahrhundert lang war der Deutsche rein ästhetisch erzogen worden. Mit Goethes Tode ungefähr schließt diese ästhetische Epoche. Die folgenden drei Jahrzehnte, etwa von 1830—1860, sind die der Umbildung, der Ueberleitung. Wir hatten gesehen, wie die Generation während dieser Uebergangszeit innerlich zerrissen ist. Problematische Naturen, Naturen mit Janusköpfen bezeichnen die Zeit. In den sechziger Jahren wird das anders; die siebziger bringen dann den üblichen Gegenchoc, und vom Anfang der achtziger Jahre an siegt die antiromantische, realistische Auffassungsweise vollständig

Als bester Zeitspiegel erweist sich hier der Roman. Die Epigonen Immermanns hatten zuerst die Tragik der Uebergangszeit, der zersplitterten Bildung in einem großen Zeitgemälde erfaßt. Es war darin schon die klar erkannte Tendenz auf den Realismus, wie sie sich künstlerisch am schönsten in dem späteren Oberhofidyll zeigte — es war darin die Tendenz auf die innere gesunde Volkskraft, wie sie der Bürger und vor allem der Bauer hatte. Aber gleichzeitig konnte Immermann doch die geheime Vorliebe für den Adel und die aristokratisch-aesthetische Lebensauffassung, wie wir sahen, nicht unterdrücken. Dann kamen die Jungdeutschen: Gutzkow an der Spitze. Sie verschoben die Sachlage: Sie stellten die Ritter vom Geist in den Vordergrund; die liberalen Führer wurden Romanhelden, die weder aesthetisch noch sittlich irgend ein gesundes Ideal repräsentirten. Aber die moderne Tendenz, die Tendenz gegen den Adel blieb. Auf sie folgt Friedrich Spielhagen, der insofern einen Fortschritt bedeutete, als er die „liberalen" Helden skeptisch nahm. Aber auch er fand nicht das positive Ideal, das Immermann im Oberhof schon erreicht hatte. Er geht gleichfalls, wie wir noch darzulegen haben, in dem Zwiespalt unter. Erst nach ihm gab Gustav Freytag die endgiltige Richtung an.

Durch den kurzen Satz, daß Spielhagen der kranken Epoche die Diagnose stellte und Mirza-Schaffy dann die milden Tränklein braute, ist Spielhagens Stellung gekennzeichnet. In seinem ganzen Leben hat er eigentlich nur ein Buch geschrieben: die „Problematischen Naturen" — die Dutzende, die nachfolgten, sind nur

Spielhagen, Friedrich. Geb. 24. 2. 1829 zu Magdeburg, studirte Philos., war Hauslehrer, Redakteur und lebt in Berlin. — Werke: Problematische Naturen 1861; Die von Hohenstein 1864; In Reih und Glied 1866; Hammer und Amboß 1869; Allzeit voran 1872; Was die Schwalbe sang 1873; Sturmfluth 1877;

schwächere Variationen. Die Problematischen Naturen waren der Roman, der die fünfziger Jahre ausschöpfte. Sie waren Geist von dem Geiste Gutzkows, aber virtuoser in der Technik und glänzender in der Erzählung. Und die Hauptsache: sie waren moderner. Das Jahr 1848 hatte den Glauben an all die geistreichen, blasirten, ironisch-überlegenen „Ritter vom Geist" erschüttert. Für Gutzkow waren das noch ganze Ideale; für Spielhagen sind sie nur noch halbe; für Freytag waren sie gar keine mehr.

Diese „halben" Ideale hat Spielhagen in seinem ersten Roman geistreich herausgebracht. Er selbst ist immer ein Stück problematischer Natur gewesen. Er hat die geheime Vorliebe für Helden, die nach normaler Auffassung Schwadroneure und Poseure sind, geistreiche Konversation machen, vor lauter Reflexionen nicht zum Handeln kommen und den Theatermantel modernster Philosophie nöthig haben, um ihre Blöße zu bedecken. Sie haben alle einen Punkt sittlicher Fäulnis in sich, den man unter all den Rodomontaden bald erkennt. Spielhagen schildert sie Jahr für Jahr, nur der Name ändert sich. Und er bewundert sie heimlich enorm, malt sie mit aller Liebe aus, um dann plötzlich selbst zu erschrecken, sich zu sagen, daß sie doch eigentlich jämmerlich sind und sie daraufhin sich erschießen oder auf anderem Wege sich ins Jenseits befördern zu lassen. Er ist skeptisch und gläubig gleichzeitig, und so geschieht es, daß gewöhnlich der Gegensatz von dem herauskommt, was er eigentlich hatte sagen wollen. Am eklatantesten wird das bei der Schilderung des Adels. Hier ergeht es ihm noch ganz anders als Immermann. Er haßt die Junker, er will zeigen, wie ein ganz neues Prinzip aufkommt — aber wenn man genauer hinsieht, ist der Adel und der damit verknüpfte aristokratische Lebensgenuß doch eigentlich Spielhagens innerstes Ideal. Denn alle Bürgerlichen, die er als Ideale anmalt, entpuppen sich nachher als uneheliche Fürstenkinder oder dergl., und der haltlose Oswald in den Problematischen Naturen bedeutet doch nichts gegen den Baron Oldenburg.

Ueberhaupt lag hier eine große Klippe, wie sie stets zu überwinden ist, wenn ein neues poetisches Ideal sich herausbilden will. Der Adel war neben dem Künstler bisher der eigentliche Träger der Handlung gewesen. Einfach deshalb, weil er frei war, weil er vermöge seiner bevorzugten Stellung, seines Reichthums, seiner Bildung das Leben ganz anders auszuschöpfen wußte, als die im harten Kampf ums Dasein ringenden unteren Stände. Er war aesthetisch ergiebiger. Ein Ritterturnier ist bunter, vornehmer, „poetischer", als das Klappern des Geldes und das Kritzeln der Federn in einer

Plattland 1879; Uhlenhans 1883; Was will das werden 1886; Ein neuer Pharao 1889; Sonntagskind 1893; Stumme des Himmels 1894; Faustulus 1897. Sämmtl. Werke in 15 Bde. — Literatur: Hart, H. u. J.: Fr. Sp. und der deutsche Roman der Gegenwart (Heft 6 der kritischen Waffengänge) 1884; Karpeles, Friedr. Sp. 1888.

Wechselstube. All die Helden der deutschen Romane, von Goethes Wilhelm Meister an, gehen durchs Leben, ohne daß überhaupt eine pekuniäre Frage auftaucht. Das mußte anders werden, als mit dem mächtigen Aufschwung der Industrie das Bürgerthum in den Vordergrund trat, als es sich auch politisch bethätigte. Seine poetische Verwertung machte den Dichtern aber Kopfschmerzen. Denn grade als Dichter waren sie mehr für die freie Ungebundenheit und Mannigfaltigkeit des Lebens, welches die Aristokratie, das Künstler- und Vagabundenvölkchen führte, als für die nüchterne Regelmäßigkeit des bürgerlichen Pflichtlebens. Und so geschieht es zuerst, daß sie zwar Bürger zu Helden machen, aber sie ganz und gar nicht ein bürgerliches Leben führen lassen, daß diese Helden zwar Vertreter und Vorkämpfer bürgerlicher, antijunkerlicher Ideen sind, selbst aber alle aristokratischen Neigungen besitzen: verfeinerte Genußsucht, angeborene Vornehmheit und Sicherheit des Auftretens, vielleicht sogar eben adliges Blut, ohne es zu wissen, in sich haben. Es ist der beliebte Compromiß zwischen dem aesthetisch-aristokratischen Empfinden des Poeten und der demokratisch-liberalen Ueberzeugung. Ja, es ist bei Spielhagen direkt eine Art heimlicher Neid gegenüber dem Adel.

Ueber das Problematische seiner Natur, über den inneren Widerspruch, der seine Schöpfungen zerstört, konnte er nicht hinaus, weil ihm der erlösende und verbindende Humor fehlt. Wir werden sehen, daß allen Dichtern, die neben und nach ihm die g e s u n d e Entwicklung des Romans gefördert, dieser Humor eingeboren ist. Er zieht sich hier wie eine verschlagene Goldader durch die Werke des einen, er durchsonnt dort vollständig die Schöpfungen des andern; er ist groß mit dem Großen, klein mit dem Kleinen; er rauscht adlerschwingig zu höchsten Höhen und zwitschert fröhlich als Rothkehlchen im Pastorgarten. Die Adlerschwingen hat er bei W i l h e l m R a a b e, dem tiefsten Humoristen, den unser Deutschland heut besitzt. Raabes Romane waren ein Zeichen der Volksgesundung, ob auch nicht er den typischen bürgerlichen Roman der sechziger Jahre geschrieben hat. Aber er hat zu seinem Teil die gesunden Tendenzen der Zeit gepflegt und Spielhagen besiegt. Sein Gegenpart in jeder Beziehung, ist er ihm an schöpferischer Kraft unvergleichlich überlegen. Er ist deutscher, innerlicher, wurzelkräftiger. Sein Humor unterbindet und verwischt die Tragik nicht, sondern hebt sie. Auf einer großen Resignation der Seele baut er sich auf wie ein Regenbogen, aus Leid und Thränen sog er Glanz und Kraft, und dieser Regenbogen

Raabe, W i l h e l m (Jacob Corvinus). Geb. 8. 9. 1831 zu Eschershausen, studirte in Berlin Philosophie und Geschichte, lebt jetzt in Braunschweig. — W e r k e: Die Chronik der Sperlingsgasse 1857; Unsres Herrgotts Kanzlei 1862; Der Hungerpastor 1864; Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge 1868; Der Schüdderump 1870; Horacker 1876; Wunnigel 1879; Alte Nester 1879; Pfisters Mühle 1884; Im alten Eisen 1887; Das Odfeld 1889; Stopfkuchen 1891; Hastenbeck 1899. Ges. Erzählungen 4 Bde. — L i t e r a t u r: Gerber, W. R. 1897.

leuchtet nun versöhnend über der Welt, über die Geschlechter und Geschlechter lachend und weinend dahinziehen, über die vernichtend und ohne Unterbrechung der Schüdderump rasselt, der Leichenkarren, auf dem wir alle einst liegen. Es ist nichts zu machen, Herrschaften: mit Groß und Klein, Gut und Böse, Jung und Alt rumpelt der Karren davon! So ist der große Humorist Raabe auch der große Tragiker. Er spendet nicht nur köstlichen Sonnenschein — er trägt auch Blitz und Donner in der Hand. Er reißt uns durch Lebensschauer und Todesnoth, bis er uns mit reinem Frieden in der Seele entläßt. Grade das, was Spielhagen versagt ist, ergiebt sich heilig und wundersam bei Raabe: die Katharsis. Nur wenigen deutschen Romanen wohnt eine solche Läuterungskraft inne, und es bleibt ewig schade, daß eine verschnörkelte und manchmal fast unbeholfen-schwerfällige und weitschweifige Form so vielen Deutschen diese durch und durch germanischen, alle Eigenschaften unsres Volkes zusammenfassenden Schöpfungen vorenthält. Gegen Wilhelm Raabe kommen die wenigen übrigen Poeten, die man wohl Humoristen nennt, nicht auf. Sie mögen kurz genannt werden, ehe wir uns der weiteren Entwicklung des Romans zuwenden. Hans Hoffmann, ein prächtiger Erzähler, ohne die überreiche Fülle und die große Perspektive Raabes, aber fester in der Form. W. H. Riehl, ein wackrer Novellist, ein Querkopf im besten Sinne, in dessen kulturhistorischen und das ehrenfeste Bürgerthum am liebsten aufsuchenden Erzählungen etwas von alten Holzschnitten ist, eine gewisse Unbeholfenheit und Schwere, aber auch solide Sauberkeit. In köstlichen kleinstädtischen Idyllen aus vergangenen Jahrhunderten zeigt er Geschmack und starke historische Phantasie, aber die eigentliche dichterische Ader war daneben nicht stark genug, um ihn vor der Manier zu retten. Mit dem liebenswürdigen Heinrich Seidel wird der Humor dann behäbig und philiströs, zu einer freundlichen Gemüthsstimmung, die ein

Hoffmann, Hans. Geb. 27. 7. 1848 zu Stettin, bereiste Italien und Griechenland, ward Gymnasiallehrer in verschiedenen Städten, lebt als freier Schriftsteller in Wernigerode. — Werke: Unter blauem Himmel 1881; Der Hexenprediger u. a. Novell. 1883; Im Lande der Phäaken 1884; Neue Korfugeschichten 1887; Von Frühling zu Frühling 1889; Iwan der Schreckliche und sein Hund 1889; Der eiserne Rittmeister 1890; Das Gymnasium zu Stolpenburg 1891; Landsturm 1892; Wider den Kurfürsten 1894 u. a. m. — Literatur: Vergl. Berg, Zwischen zwei Jahrhunderten.

Riehl, Wilh. Heinr. (von). Geb. 6. 5. 1823 zu Biebrich, längere Zeit Redakteur, dann Professor an der Universität München, 1880 geadelt, 1885 zum Direktor des bayr. Nationalmuseums und Generalkonservator der Kunstdenkmäler und Alterthümer Bayerns ernannt, starb 16. 11. 1897. — Werke: Die bürgerliche Gesellschaft 1851; Land und Leute 1853; Die Familie 1855; Wanderbuch 1869; Kulturstudien aus drei Jahrhunderten 1859; Kulturgeschichtliche Novellen 1856; Kulturgeschichtl. Charakterköpfe 1891; Geschichten aus alter Zeit 1862; Hausmusik 1855; Musik. Charakterköpfe; Geschichten und Novellen (50), Gesammtausgabe,

fliederumblühtes Pastorhaus, schüchterne Verliebte, alte Sonderlinge und ein gutes Mecklenburger Mittagessen mit dem Rostocker Doppelkümmel dahinter für die besten Gaben der Erde hält. Aber die harmlose Behaglichkeit, die bei dem gleichgesinnten Johannes Trojan manchmal satirisch ausschlägt, erfreut zu Zeiten, und man wird das bescheidene Rothkehlchen gern loben, wenn es den Blick nicht allzulange ablenkt von den Adlern, die droben kreisen . . . .

Es ist schon gesagt, daß Wilhelm Raabe im Gegensatz zu Spielhagen die gesunden Kräfte, die sich in den sechziger Jahren im Volke regten, repräsentirt, daß er aber den echten erwarteten Roman des sich in den Vordergrund schiebenden Bürgerthums nicht giebt. Um diesen zu schreiben, mußte ein Dichter kommen, der eine starke Dosis Nüchternheit, ja eigene Philistrosität besaß und dazu einen die platte Wirklichkeit verklärenden Humor. Er konnte das Bürgerthum nur an seiner besten Seite packen: in seiner stillen ruhigen pflichteifrigen Arbeit. Damit unterschied es sich am meisten von dem in den langen Friedensjahren ziemlich zwecklos dahinlebenden Adel. Die immer mächtiger aufblühende Industrie, die der Zeit das Signum gab, mußte den großen Rahmen leihen. Der Gegensatz der siegenden industriellen und der verlierenden agrarischen Tendenzen ergab sich von selbst. Damit war der Adel dem Kaufmannsstande entgegengesetzt. Das alles war so natürlich, daß es sich fast wie eine mathematische Aufgabe stellte. Und der Dichter, der sie löste, hieß Gustav Freytag. Sein „Soll und Haben" wird der Roman der sechziger Jahre, wie die Problematischen Naturen der der fünfziger gewesen war.

Seidel, Heinrich. Geb. 25. 6. 1842 zu Perlin (Mecklenb.), ward Ingenieur, lebt seit 1880 als freier Schriftsteller in Berlin. — Werke: Leberecht Hühnchen, Jorinde u. a. Geschichten 1882; Vorstadtgeschichten 1880; Neues von Leberecht Hühnchen und and. Sonderlingen 1888; Die goldene Zeit 1888; Glockenspiel 1889; Leberecht Hühnchen als Großvater 1890; Neues Glockenspiel 1893; Von Perlin nach Berlin (Lebenserinn.) 1894 u. a. Erzähl. Schriften, 7 Bände. — Literatur: Biese, Fritz Reuter, H. S. und der Humor in der neuern deutschen Dichtung.

Trojan, Johannes. Geb. 14. 8. 1873 in Danzig, studirte Medizin und Philologie, lebt als Redakteur des Kladderadatsch in Berlin. — Werke: Gedichte 1883; Scherzgedichte 1883; Von drinnen und draußen 1887; Das Wustrower Königsschießen u. a. Hum., u. a. m.

Freytag, Gustav. Geb. 13. 7. 1816 zu Kreuzburg i. Schl., studirte in Berlin und Breslau Philologie, ward 1839 Privatdozent für deutsche Literatur in Breslau, übernahm 1848 mit Julian Schmidt die „Grenzboten", lebte dann in Siebleben bei Gotha und in Wiesbaden und starb in W. am 30. 4. 1895. — Werke: Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen 1844; Die Valentine 1847; Graf Waldemar 1850; Die Fabier 1859; Die Journalisten 1854; Soll und Haben 1855; Die verlorene Handschrift 1864; Bilder aus der deutschen Vergangenheit 1859—62; Technik des Dramas 1863; Die Ahnen 1872 bis 80; Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone 1889. Gesammelte Werke, 22 Bde. — Literatur: Conrad Alberti, G. F. 1890.

Es kam Freytag zu statten, daß er selbst der Bürger war, wie er sein soll — im Guten und im Bösen. Im Guten: er besaß die ganze Zähigkeit, Ehrenfestigkeit, die behagliche Ruhe, die kluge Ueberlegung. Im Bösen, wenn man es schon so nennen will: er hatte auch manchmal den engen Blick, die Nörgelsucht, die protestantische Dürre und Phantasielosigkeit, das Ueberwiegen des Verstandes, die Philiströsität des guten alten Bürgers. Er war ein Talent, das seine Grenzen genau kannte und respektirte, das sich „nie aus den Gleisen seines bürgerlichen Daseins und Empfindens reißen ließ." Sein zweiter Roman „Die verlorene Handschrift" ist schwächer. Von seinen dramatischen Schöpfungen erquickt nur noch der goldne Humor der „Journalisten". Und so glänzende Passagen sein „Ahnen"-Cyklus hat — was ihm vorausging, steht viel höher: die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". Sie bleiben doch neben „Soll und Haben" sein Bestes. Auf diesem poetischen Grenzgebiet mußte er gemäß seiner Anlage Vollendetes leisten.

Auch Gustav Freytag — so weit er alle anderen übertroffen — hat ein letztes Restchen ungelösten Zwiespaltes in seinem Bürgerroman gelassen. Das Ideal, das er aufstellte, ist gar zu einseitig kaufmännisch. Es ist die Heinesche „zahlungsfähige Moral", die steife Wohlanständigkeit. Und auch er kann es nicht ganz verhindern, daß die adligen Gegenspieler uns zum Theil lieber sind. Das mag im letzten Grunde vielleicht nicht Schuld des Dichters sein. An und für sich ist wohl der Bürger poetisch am wenigsten brauchbar, gerade der ideale, der gute Bürger. Seine Respektabilität setzt der Dichtung engste Schranken. Er mochte dem Adel gegenüber eine gesunde Volkskraft repräsentiren, aber er hatte zu wenig Zusammenhang mit der Natur. Und über ihn hinaus greift deshalb die Dichtung weiter zu einem zweiten Typus dieser gesunden Volkskraft, zum Bauern. Neben den bürgerlichen Roman tritt die Dorfgeschichte. Nach dem westfälischen Bauern Immermanns, dem alemannischen Hebels erscheint nun der schwarzwälder Bauer Berthold Auerbachs, der mecklenburgische Fritz Reuters, der schweizerische Gottfried Kellers, denen sich der niederösterreichische Anzengrubers, später der steierische Roseggers und viele andere anschließen.

Berthold Auerbach hat die Lorles und Bärbles in Mode gebracht. Er war eine seltsame Mischnatur. Schon daß ein Jude Dorfgeschichten schreibt, ist merkwürdig. Denn Bauerngeist und

Auerbach, Berthold. Geb. 28. 2. 1812 zu Nordstetten, Schwarzwald, studirte Philosophie und Geschichte, starb 8. 2. 1882 zu Cannes. — Werke: Spinoza 1837; Dichter und Kaufmann 1839; Schwarzwälder Dorfgeschichten 2 Bde. 1843; Bd. 3 und 4 1853—54; Barfüßele 1856; Joseph im Schnee 1860; Edelweiß 1861; Auf der Höhe 1865; Landhaus am Rhein 1869; Waldfried 1874; Landolin von Reutershöfen 1879; Brigitta 1880. Gesammelte Schriften 22 Bde. — Briefwechsel: A.'s Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach 1884. — Literatur: Zabel, B. Auerbach 1882; Lasker, B. A. 1882.

jüdischer Geist sind doch die schärfsten Gegensätze. Und allerdings hat Auerbach seine Bauern auch zurechtgemacht nach seinem Bilde. Oft genug hat man ihm vorgeworfen, sie hätten Spinoza gelesen. Und wenn das auch übertrieben ist, wenn vor allem ihre Redeweise auch meist echt ist — ihr Fühlen, die Art ihres Empfindens ist selten starr bäuerisch; ist auerbachisch-sentimental. Den größeren Romanen des drollig-eitlen, aber warmherzigen, sympatischen und gutdeutschen Schriftstellers schadet die ihn stets beim Schreiben ergreifende Reflexionsepidemie. Da packte Fritz Reuter kräftiger an! Während Auerbach immerhin als Stadtherr zu seinen Bauern ging, der Contrast der Gestalten und ihres Schöpfers sich scharf offenbarte, Auerbach selbst sich im Volksbewußtsein deshalb nie mit seiner besten bäuerischen Figur identificiren kann, geht Reuter in seinen schönsten Gestalten ganz unter und auf. Er selbst wird schließlich sein Onkel Bräsig, wie Immermann sein Dorfschulze. Hier ist eben höchste Einheit und höchste poetische Nothwendigkeit. In der Volks-, in der Stammessprache reden nicht nur seine Geschöpfe, sondern Reuter selbst. In den tiefsten Brunnen des Volksthums tauchte er nieder.

Man hat Reuter lange Zeit fast nur wegen seines derben Humors, oder gar der unbedenklich von ihm verwandten niedrigen Komik wegen gelesen. Dabei ist er ein Charakterzeichner ersten Ranges, ein Dichter voll sprühender Lebendigkeit, unerschöpflich in Schnurren und Einfällen, aber auch fähig, die tiefsten Empfindungen auszudrücken und Szenen zu schildern, die unvergeßlich sind. Ohne ein einzig sentimentales Wort vermag er zu rühren, und es liegt gerade in dem verschleierten Ernst eine wunderbare Keuschheit. Auch er stellt den Verfall des Feudaladels dar — aber nicht ironisch. Seine politischen Leiden, ob sie ihn auch innerlich gebrochen haben, konnten ihm in seinen reinsten Stunden den Blick nicht trüben.

Reuter, Fritz. Geb. am 7. 11. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenb., studirte in Rostock und Jena Jura, schloß sich der burschenschaftlichen Bewegung an, deshalb 1833—40 in Festungshaft, war von 1840—50 Landwirth, dann Privatlehrer, siedelte nach Neubrandenburg, von dort nach Eisenach über und starb hier 12. 6. 1874. — Werke: Läuschen un Rimels 1853 u. 58; Reis' nach Belligen 1855; Kein Hüsung 1858; Hanne Nüte un de lütte Pudel 1859; Schnurr-Murr 1861; Olle Kamellen; Ut mine Festungstid 1862; Ut mine Stromtid 1864; Dörchläuchting 1866; De Reis' nach Konstantinopel. — Sämmtl. Werke 15 Bde.; V.—A. 7 Bde.; Nachgelassene Schriften, herausg. von Ad. Wilbrand 1875. — Briefwechsel: R.'s Briefe an seinen Vater a. d. Schüler-, Studenten- u. Festungszeit 2 Bde. 1898. — Literatur: Wilbrand, s. R.'s nachgel. Schriften; Glagau, F. R. und seine Dichtungen 1875; Ebert, F. R. 1874; Latendorf, Zur Erinnerung an Fr. R. 1880; Gäbertz, Reuter-Reliquien 1885; Trinius, Erinnerungen an F. R. 1886; Gäbertz, Fritz Reuter-Studien 1890; Raatz, Wahrheit und Dichtung in F. R.'s Werken 1894; A. Römer, F. R. in seinem Leben und Schaffen 1896; Biese, F. R., Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung 1891; Wilbrandt, Gespräche und Monologe 1889; Gaedertz, Aus F. R.'s jungen und alten Tagen I 1899.

Gottfried Keller, der Schweizer, führte dann die Dorfgeschichte zu klassischer Vollendung. Sein „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ in den Leuten von Seldwyla steht nahezu ebenbürtig neben Immermanns Oberhof und wird stets ein Juwel unserer erzählenden Dichtung bleiben. Eine wundervolle Goethesche Gegenständlichkeit der Darstellung, eine behäbige Schalkhaftigkeit, eine fröhlich-frische Sinnlichkeit bei Herzensreinheit, eine reiche, oft allerdings in Phantastik und Bizarrerie auslaufende Phantasie und ein klares heiteres Dichterauge vereinigten sich in Keller und ließen so außerordentliche Werke entstehen, wie neben den Leuten von Seldwyla etwa noch die Sieben Legenden. In seinen Gedichten dagegen hat er mehr bewiesen, daß er ein großer Dichter, als daß er ein großer Lyriker ist. Der goldne Lyrikerton gelang seiner Sprödigkeit nicht ganz. In der Dorfgeschichte erreicht schließlich auch die lebenskluge Marie von Ebner-Eschenbach die Höhe ihres Könnens. Eine feine Ironie, die manchmal zum feinen Humor wird, ist ihr eigentümlich; große Charakterisirungskunst und ein knapper, klarer, gedankenreicher Vortrag zeichnen sie aus. Nicht so durch innere Herzensleidenschaft, als durch sichere Ruhe und Freiheit der Persönlichkeit wahrt sie sich einen ersten Platz unter den deutschen Erzählerinnen.

Aus den aesthetischen Theezirkeln und der aristokratischen Zurückhaltung war also die Muse deutscher Poesie hinausgeschritten auf den lärmenden Markt, hatte sich die Jakobinermütze aufgesetzt und Volksreden gehalten, Journale redigirt und geistreichelnd über alles Mögliche und Unmögliche geredet. Dann fand sie den Weg ins Bürgerhaus, den Weg in die Hütte des Bauern, den Weg in Feld und Wald. Es war selbstverständlich, daß sie gerade beim Aufsuchen des Bauern nun auch in nähere und herzlichere Beziehungen mit der Natur kam. Sie hatte die Natur zuerst durch Butzenscheiben und

Keller, Gottfried. Geb. 19. 7. 1819 zu Zürich, von 1861—76 erster Staatsschreiber in Zürich, wo er am 16. 7. 1890 starb. — Werke: Gedichte 1846; Neuere Gedichte 1851; Gesamm. Gedichte 1883; Der grüne Heinrich 1854, Umarb. 1879; Die Leute von Seldwyla 1856; Sieben Legenden 1872; Züricher Novellen 1878; Das Sinngedicht 1883; Martin Salander 1886. Gesammelte Werke 10 Bde. — Literatur: O. Brahm, G. K. 1883; L. Berg, G. K. 1890; Brenning, G. K. nach seinem Leben und Dichten 1891; A. Frey, Erinnerungen an G. K.; Bächtold, K.'s Leben. Seine Briefe und Tagebücher 1893—98; Köster, G. K. Sieben Vorlesungen 1900.

Ebner-Eschenbach, Marie von, geb. Gräfin Dubsky. Geb. 13. 9. 1830 zu Zdistavic in Mähren, heirathete Baron Ebner, den späteren österr. Feldmarschalllieutenant, lebt in Wien. — Werke: Erzählungen 1875; Bozena 1876; Neue Erzählungen 1881; Dorf- und Schloßgeschichten 1884; Zwei Komtessen 1885; Neue Dorf- und Schloßgeschichten 1886; Das Gemeindekind 1887; Lotti, die Uhrmacherin 1889; Unsühnbar 1891; Glaubenslos 1893; Aphorismen 1880; Parabeln, Märchen und Gedichte 1892 u. a. m.; Gesammelte Schriften 1893 ff., 6 Bände. — Literatur: G. Müller-Frauenstein, Von H. v. Kleist bis zur Gräfin M. E.; Necker, M. E. 1900.

Schloßfenster gesehen, dann vor Redaktionswänden und Versammlungslokalen garnicht und war nun plötzlich aus den Städten hinaus ganz ins Freie getreten. Charakteristisch für dieses neue, allerintimste Einleben in die Natur ist ein Dichter wie Adalbert Stifter, dessen Erzählungen beinah aus bloßer Anschauung der Natur und ihrer geheimen Wunder bestehen, bei dem das Unlebendige lebendig wird, der seine Novellen etwa nach Steinen nennt und die Menschen so sehr darüber vergißt, daß sie rein nebensächliche Staffage sind. Aber die artige Sauberkeit der Zeichnung, die Feinheit des Details, die bewundernswerthe Klarheit und Schönheit der Sprache hebt in den kleineren Geschichten darüber hinweg. —

Diese neuen realistischen Tendenzen wirken nun auch auf Drama und Lyrik ein. Im Drama läßt der Thüringer Otto Ludwig unter die jambendeklamirenden Kostümpuppen seinen wuchtigen „Erbförster" und die mächtigen „Maccabäer" treten. Um das Thüringer Försterhaus rauschen die dichten Bäume und weht frische Waldluft, noch aber sind die Stuben dumpf: die Sonne fällt nicht hinein. Und es ist eine Enge in diesem Forsthaus, die bedrückt, die um so mehr bedrückt, weil gewaltige, meisterhafte Gestalten dichtgedrängt darin stehen. Wäre dieser Dichter, der sie geschaffen, gesund gewesen, hätte er in voller Kraft seinem Wunsche, nur arbeiten zu können, folgen dürfen: er hätte Hebbel weit hinter sich gelassen. Denn er besaß mehr gesund-natürliche Anlagen, mehr unzerfressene Empfindung, mehr poetische Unmittelbarkeit. Er hat den wunden Punkt in Hebbel auch richtig erkannt. Und trotz des bösen gelben Riemens, der den Erbförster beinah zurückwirft in die Reihe der Schicksalsdramen, hat Ludwig darin nach Kabale und Liebe, neben Hebbels Maria Magdalena das bedeutendste bürgerliche Trauerspiel geschaffen, das die deutsche Bühne kennt. Auch hier also die Tendenz auf die gesunde Urkraft des Bürgers und Bauern, — eine Tendenz, die noch reiner, künstlerischer in den beiden Erzählungen Ludwigs, der Heite-

Stifter, Adalbert. Geb. 23. 10. 1805 zu Oberplan, Böhmen, starb als Schulrath für Oberöstreich in Linz am 28. 1. 1868. — Werke: Studien 1844 bis 51; Bunte Steine 1853; Der Nachsommer 1857; Witiko 1865—67; Erzählungen 1869; Vermischte Schriften 1871; Ausgewählte Werke, eingel. v. Weitbrecht 1887; Ausgew. Werke, eingel. v. Kleinecke 1899. — Briefwechsel: Briefe, 3 Bde., hg. v. Aprent 1869. — Literatur: Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs 1872; Markus, A. S. 1877; Pröll, A. S. 1891.

Ludwig, Otto. Geb. 11. 2. 1813 zu Eisfeld, widmete sich erst der Tonkunst, dann in Meißen und seit 1855 in Dresden aesthet. Studien und starb nach langem Siechthum 25. 2. 1865 zu Dresden. — Werke: Der Erbförster 1853; Die Maccabäer 1854; Zwischen Himmel und Erde 1856; Die Heiterethei 1857. Ges. Schriften, herausg. von A. Stern 6 Bde. 1891; Auswahl, herausg. von E. Brausewetter 2 Bde. 1896; hrsg. von Schweizer 3 Bde. 1898. Nachlaßschriften. Mit biogr. Einleitung v. M. Heydrich 2 Bde. 1873. — Literatur: A. Stern, O. L. Ein Dichterleben 1891; A. Sauer, O. L. 1893.

rethei und der berühmten Schieferdeckergeschichte „Zwischen Himmel und Erde“ zum Ausdruck kommt. Die realistische Kleinmalerei, der kräftig provinzielle Hintergrund, das Körnige und Feste in der Art des Zugreifens und Hinstellens setzt diese Thüringischen Geschichten in naheste Beziehung zu den volksthümlich-gesunden litterarischen Tendenzen der sechziger Jahre.

Dazwischen dramatisirte die geschickte, nicht nur Theater-, sondern auch Zeitinstinkt beweisende **Charlotte Birch-Pfeiffer** neben den verschiedensten Romanen auch Auerbachs „Frau Professorin“ in dem noch heut gespielten „Dorf und Stadt“ — und wie im Roman, so mußte auch hier im Drama die nächste Entwicklungsstufe die bäurische Dialektdichtung sein. Vom Bürgerhaus in das Dorf- und Bauernleben. Am Ende der sechziger Jahre, zu Anfang der siebziger, thut **Anzengruber** diesen letzten Schritt.

Ludwig Anzengruber ist als Dramatiker ungefähr das, was Fritz Reuter als Erzähler ist. Auch er hat eine Fülle wundervoller Gestalten, auch er den goldenen Humor, auch er verschmäht die derbste Komik nicht, um zu wirken, und weiß doch ebensogut die tiefste tragische Empfindung, die echtesten Herzenstöne herauszubringen. Das Herz klingt einem bei den Worten, die das außerehelich geborene Mädchen ihrem spät erkannten Vater im „G'wissenswurm“ sagt: „Also Du, Du hast mer's Leb'n geb'n? No vergelt Dir's Gott, es g'fallt mer recht gut af der Welt!“

Es g'fallt mer recht gut af der Welt! — Das ist die Grundstimmung nicht nur Anzengrubers, sondern wie wir sahen fast aller der Dichter, die sich einen Weg aufs flache Land hinaus bahnten. Die Jungdeutschen hätten das nicht sagen können. Aber Keller, Reuter, auch Freytag und Stifter, Auerbach und Anzengruber sagen und fühlen es. Anzengrubers Hauptdramen sind in den siebziger Jahren geschrieben, wie viele der früher genannten Werke, die als charakteristisch für das allmähliche Gesunden der Nation in den sech-

Birch-Pfeiffer, Charlotte. Geb. 23. 6. 1800 zu Stuttgart, ward Schauspielerin und Theaterleiterin, kam 1844 an das kgl. Hoftheater in Berlin und starb hier 25. 8. 1868. — Werke: Pfefferrösel 1833; Schloß Greifenstein 1838; Die Günstlinge; Der Glöckner von Notre-Dame; Dorf und Stadt 1848; Die Waise von Lowood; Die Grille 1856 u. v. a.; Gesammelte dramat. Werke 23 Bde.; Ges. Novellen und Erzählungen, 3 Bde.

Anzengruber, Ludwig. Geb. 29. 11. 1839 zu Wien, ward Buchhändler, dann Schauspieler, 1869 Kanzleibeamter der Wiener Polizei, 1871 freier Schriftsteller und starb zu Wien am 10. 12. 1889. — Werke: Der Pfarrer von Kirchfeld 1872; Der Meineidbauer 1872; Die Kreuzelschreiber 1872; Das vierte Gebot 1877; Der Fleck auf der Ehr' 1890; Der G'wissenswurm 1874; Heimgefunden 1885; Schandfleck 1876; Kalendergeschichten; Der Sternsteinhof 1885. Ges. Werke, herausg. von Bettelheim, Chiavacci und Schembera, 10 Bde. — Literatur: L. A. von Anton Bettelheim 1891; Erinnerungen an A. von Rosner 1891.

ziger Jahren angeführt wurden, schon in den fünfziger Jahren entstanden. Aber man kann nicht in den Kalender schreiben, wann eine neue Epoche beginnt, und dem Historiker wird nicht nur die Entstehungszeit eines Werkes wichtig sein, sondern vielleicht noch wichtiger die Zeit, in der es innerhalb der Nation in Aufnahme kommt. Anzengruber ist gewiß beeinflußt von den sozialen und kirchlichen Kämpfen der siebziger Jahre — aber dieser Einfluß ist mehr äußerlich. Sein Bestes und Tiefstes, die gesunde Volkskraft, über die er verfügt, entfaltete sich in der Luft und unter den litterarischen Einflüssen der sechziger Jahre. Von den dekadenten Erscheinungen, die dem Jahrzehnt 1870—1880 das Gepräge geben, hat er so gut wie nichts.

In der Lyrik äußert sich die innere Kräftigung der Nation in mannigfaltiger Weise. Geibel, mit der Entwicklung Schritt haltend, wird aus einem allzu weichen und sinnigen Damenpoeten allmählich männlicher, wuchtiger. Seine Lyrik erhält mehr feste Form und einen neuen Geist. Die weiche Verschwommenheit und Gefühlsduselei, die in seinem ersten und erfolgreichsten Buche hervortritt, schwindet fast ganz. Und über die süßlichen Kastratenstimmen vieler seiner Parteigänger tönen plötzlich kecke Studentenlieder, frische Dörperweisen, derbe Vagantensänge. Viktor von Scheffel schmettert sie empor. Es ist Jugend, und zwar eine köstliche, thatenlustige Jugend, die nicht nur nach dem Humpen, sondern auch nach dem Rapier greift, in seiner Lyrik, und diese Lyrik ist ferner überreich durchsetzt mit stark realistischen Elementen, wie sie die zarten Idylliker der fünfziger Jahre nicht kannten. Aus Scheffel sprach die neue Zeit und die neue Kraft nicht minder, als aus Reuter und Keller und Anzengruber. Das war das Bezwingende seiner Verse: es ging ein heillos frischer Zug hindurch, ein herrlicher, aus ungestümem Kraftüberschuß geborener Uebermuth. Ein Volk, das solche Poeten hervorbrachte und begeistert aufnahm, mußte selbst eine voll gesammelte Kraft haben, die, auf Ein Ziel gelenkt, Gewaltiges zu vollbringen im stande war. In seinen goldechten, lebensprühenden Liedern, in den humorvollen, süffigen, oft auch gar zu blühenden Blödsinn verzapfenden Kneipgesängen, im frischen, ob auch ein bischen seichten Trompeter, im wundervollen Ekkehard, dem an Energie der Sprache und

Scheffel, Jos. Vikt. v. Geb. 16. 2. 1826 zu Karlsruhe, studirte in München, Heidelberg, Berlin Jura und Germanistik, ward Referendar in Säckingen, reiste in Italien, lebte in Heidelberg, München, Karlsruhe, später in Radolfszell am Untersee und starb am 9. 4. 1886 zu Karlsruhe. — Werke: Trompeter von Säckingen 1854; Ekkehard 1855; Juniperus 1866; Frau Aventiure 1864; Gaudeamus 1867; Bergpsalmen 1870; Waldeinsamkeit 1877; Hugideo; Das Waltharilied 1875. Aus dem Nachlaß: Reisebilder, herausg. von J. Proelß 1887; Fünf Dichtungen 1888; Gedichte 1888; Aus Heimath und Fremde 1892. — Briefwechsel: A. Frey, Briefe J. V. v. Sch.'s an Schweizer Freunde 1898. — Litteratur: Ruhemann, J. V. v. S. 1886; Zernin, Erinnerungen an J. V. v. Sch. 1886; Pilz, V. v. S. 1887; J. Proelß, S.'s Leben und Dichten 1887.

Darstellung kaum etwas gleichkommt, erwies sich Scheffel als Kerndeutscher, dessen Eigenstes wohl auch nur Deutsche verstehen können, schöpfte er tief aus der germanischen Volksseele. Seine schwachen Nachahmer, die sich in altdeutsch jodelnden Leuten und süffiger Scholarenpoesie nicht genug thun konnten, mochten eine Zeitlang den Meister litterarisch diskreditiren. Das Volk hielt stets zu seinem prächtig urwüchsigen Josef Viktor. Der begabteste dieser Nachfolger Scheffels — Rudolf Baumbach — hat selbst neben „olleweil fideler“ Heirassalyrik sehr hübsche und sehr kräftige Lieder gedichtet, die auch manchmal Scheffelsche Verve haben.

Und genau wie in Roman und Drama — zeitlich sogar früher — blühte dann auch in der Lyrik die Dialektpoesie in unerwarteter Schönheit auf. Der derbe Humor Franz von Kobells, der die Zartheit nicht ausschloß, bezwang den Süden, wie es später die Anmut Karl Stieler's that, der auch hochdeutsche Lieder von feiner Schönheit und Melodie geschrieben. Einen noch größeren Schatz erhielt der Norden in Klaus Groth's unerreichtem Quickborn. Auch Groth, der „Burns der Dithmarschen“, mußte sich wie jeder bedeutende Dialektdichter die poetische Sprache, in der sich das heimatliche Volksleben treulich fangen und abspiegeln sollte, erst kombiniren. In Balladen und epischen Idyllen, in Tierfabeln und Kinderreimen sprach lieb und vertraut diese Mundart dann zu ganz Deutschland. Aber daneben gelang Groth noch mehr. Seine Lyrik, die wie jede Volksdichtung stark mit epischen Bestandteilen durchsetzt ist, war auch genügend von Melodie beflügelt, um sich zum höchsten Ziel, zum sangbaren Liede, dem innig-ernsten wie dem anmuthig-heitren,

Baumbach, Rudolf. Geb. 28. 9. 1840 zu Kranichfeld (S.-M.), studirte Naturwissenschaften, wurde Lehrer in Triest und lebt in Meiningen. — Werke: Zlatorog. 1875; Trug-Gold 1878; Neue Lieder eines fahrenden Gesellen 1881; Frau Holde 1880; Pate des Todes und viele andere Liedersammlungen und Märchen.

Kobell, Franz von. Geb. 11. 7. 1803 zu München, war dort ordentlicher Professor der Mineralogie und starb daselbst am 11. 11. 1882. — Werke: Schnadahüpfln und Sprüchln 1852; P'älzische G'schichte 1863; Schnadahüpfln und Geschichtln 1872; Gedichte in pfälzischer Mundart; Ged. in oberbayr. Mundart, u. a. m. — Literatur: L. v. Kobell, Fr. v. K. 1884.

Stieler, Karl. Geb. 15. 12. 1842 zu München, wo er nach größeren Reisen als Stadtarchivar am 12. 4. 1885 starb. — Werke: Weil's mi freut 1876; Habt's a Schneid!? 1877; Um Sunnawend' 1878; Hochlandlieder 1879; Winter-Idyll 1886. — Literatur: K. v. Heigel, K. S. 1891.

Groth, Klaus. Geb. 24. 4. 1819 zu Heide (Dithmarschen), ward Lehrer, machte Privatstudien, habilitirte sich 1858 in Kiel als Dozent für deutsche Sprache und Literatur, ward 1866 Professor und starb in Kiel am 1. 6. 1899. — Werke: Quickborn 1853; Vertelln 1855—59; Hundert Blätter 1854; Voer de Goern 1858; Quickborn II. 1871; Ut min Jungsparadies 1876; Lebenserinnerungen, herausg. von E. Wolff 1891; Gesammelte Werke, 4 Bde. — Literatur: Eggers, K. G. und die plattdeutsche Dichtung 1885; Bartels, K. G. 1899; Siercks, K. G. 1899.

zu erheben. Damit war bewiesen, was vor allem die international verseuchten Jungdeutschen bestritten hatten, daß auch die tiefste Empfindung in rein künstlerischer Form sich in der Mundart wiedergeben läßt. Auch hier redet geläuterter Bauerngeist — der beste, den es giebt.

Während so gleichsam aus der innersten Volkskraft heraus ein großes Werk nach dem anderen entstand, wirkten Felix Dahn u. A. durch ehrliches, ob auch häufig triviales Pathos im Sinne der nationalen Tendenzen. In guten Balladen und heut nicht mehr lesbaren Romanen („Kampf um Rom" u. s. w.) bemühte sich Dahn, zu seinem Theil dieser Volkskraft große Ziele zu weisen, indem er die altgermanische Vergangenheit und Größe dem lebenden Geschlechte zur Nacheiferung heraufbeschwor. Das Gleiche thaten auf ihre Weise Richard Wagner und Wilhelm Jordan, die neben Hebbel, Geibel, Wilbrandt 2c. das alte Nibelungengold zu neuen Gebilden einschmolzen und durch ihre großen Erfolge das Nationalgefühl weiter hoben und bestärkten. Der eine, Richard Wagner, ein Gewaltgenie mit eminenter Suggestionskraft, eine Art Napoleon auch in zeitweiliger Charlatanerie, überhaupt mehr empereur, als Kaiser. Die Simplizität des germanischen Genietypus' fehlt ihm. Aber er hat einen ewig wachen Sinn für lebendige Bühnenwirkung, und seine Tonkunst hilft neben überhitzter Sinnlichkeit, nervöser Ekstase, mystischem Christenthum und staunenswertem Coulissenraffinement sie

Dahn, Felix. Geb. 9. 2. 1834 zu Hamburg, studirte in München die Rechte, lebt als Professor in Breslau. — Werke: Außer wissenschaftlichen Werken die Romane: Sind Götter? 1874; Ein Kampf um Rom 1876; Odhins Trost 1880; Kleine Romane aus der Völkerwanderung, 10 Bde. Gedichte (5 Sammlungen) I 1857; II 1873; III 1878; IV 1892; V 1892. — Ges. dichterische Werke, 21 Bde.

Wagner, Richard. Geb. 22. 5. 1813 zu Leipzig, studirte Philosophie, war Musikdirektor und Kapellmeister an mehreren Theatern, mußte wegen Betheiligung am Aufstande 1849 aus Dresden fliehen, lebte in Paris und Zürich, kehrte 1861 nach Deutschland zurück, übersiedelte 1871 nach Bayreuth und starb 13. 2. 1883 in Venedig. — Werke: Cola Rienzi 1842; Der fliegende Holländer 1843; Tannhäuser und der Sängerkrieg auf der Wartburg 1845; Lohengrin 1850; Tristan und Isolde 1859; Die Meistersinger von Nürnberg 1868; Der Ring des Nibelungen 1869—76. — Das Kunstwerk der Zukunft 1850; Oper und Drama 1852; Nachgelassene Schriften und Dichtungen von R. W. 1895. — Ges. Schriften und Dichtungen, 10 Bde. — Litteratur: Von der überaus zahlreichen Lit. sei nur die spez. den Dichter behandelnde Schrift: B. Vogel, R. W. als Dichter 1888, erwähnt.

Jordan, Wilhelm. Geb. 8. 2. 1819 in Insterburg, studirte in Königsberg, ward in die Nationalversammlung gewählt, 1848 zum Ministerialrath ernannt und lebt in Frankfurt a. M. — Werke: Demiurgos 1852; Die Nibelunge 1868—74; Strophen und Stäbe 1871; Durchs Ohr 1885; Die Sebald's 1885; Zwei Wiegen 1887; Andachten 1877; Letzte Lieder 1892; In Talar und Harnisch 1899. — Litteratur: Schiffner, W. Jordan, 1889.

steigern. So wird er der bedeutendste deutsche Librettist, der durch Phantasiemacht und trefflichen dramatischen Aufbau auch höheren poetischen Ansprüchen gerecht wird. Ein Dichter im eigentlichen Sinne ist er nicht, da er die speziellen Ausdrucksmittel der Dichtung nicht beherrscht. So hat ihn eine Geschichte der deutschen Litteratur nur als ein Symptom des sich auf seine eigne große Vergangenheit besinnenden nationalen Geistes zu nennen. Aehnlich geht es seinem nimmermüden Gegner und Gegensatze Wilhelm Jordan. Ein streitbarer Protestant, ein echter Landpastorensohn, der den Darwinismus — vielleicht aus konservativem Ahnenkultus — so betreibt wie seine Väter die Religion, der das Christenthum und die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften in einem großen germanischen Weltglauben zusammenfassen will, — hat auch er sich hohe, allzuhohe Kunstziele gesteckt, aber auch er erweist sich mehr im Gedanken, im Plan als Dichter, als in der Form. Er ist kein Künstler. Seine Stabreimverse wirken in ihrer modernen Aufgeputztheit ebenso wie die Wagners manchmal direkt parodistisch. Und die Wirkung, die der Bayreuther Meister durch seine Bühnentechnik erreicht, versuchte Jordan dadurch zu erringen, daß er als wandernder Rhapsode, sein eigenes Werk vortragend, durch Deutschland und Amerika zog. Beide haben jedenfalls dem endgiltigen Siege des nationalen Gedankens kräftig vorgearbeitet.

So ist die Litteratur der sechziger Jahre im eminenten Sinne eine volksthümlich-realistische, national-deutsche. Die Tendenz auf das Reale bestimmt die Politik so gut wie die Litteratur. An der Spitze dieser Realpolitik, ihr Urheber und ihr gewaltiger Durchführer Bismarck. Immer höher wächst seine Gestalt in den sechziger Jahren. Seinem Genie gelingt es, die gesammelten, aber nicht geeinten, die großen, aber störrigen Kräfte der Nation gewaltsam auf Einen Punkt, Ein Ziel zu lenken. Es folgt Schlag auf Schlag — der Eine ersehnte Mann aus Millionen war da. Und jetzt dichtete er. Sein Werk kennt die Weltgeschichte.

IX.
Im neuen Reich. Das jüngste Deutschland.
(1870—1900.)

Der Ueberschuß an Nationalkraft hatte sich in drei großen Kriegen bethätigt und ausgegeben. Ein einiges Deutschland war entstanden — und dieses Deutschland war satt. Ruhm, Ehre, Gold war auf die Nation nur so herabgeregnet. Mit Bismarck an der Spitze, ward Deutschland der ausschlaggebende Faktor der Weltgeschichte. Aus dem ästhetisch-romantischen war das politisch-realistische Volk geworden, und je höher der Krieger im Kurse stieg, um so tiefer sank der Dichter.

Es hätte auch wunderlich zugehen müssen, wenn als die natürliche Folge eines derartigen jähen und unerhört herrlichen Aufstiegs nicht eine Ueberschätzung derjenigen Kräfte und Tendenzen eingetreten wäre, die das Volk so emporgeführt. Und es hatte sich so hochgeschwungen, weil Bismarck es machtvoll aus seiner idealistischen Verworrenheit gerissen und gelehrt hatte, sich an die realen Mächte zu halten, Realpolitik zu treiben, nicht zu philosophiren, sondern zu handeln. Nicht Freiheitslieder und poetische Deklamationen hatten die Nation zusammengekittet und erhöht, sondern Blut und Eisen. Daher Ruhm, Gold und Macht. Kein Wunder, daß Blut und Eisen bald überschätzt, der ideelle und moralische Faktor unterschätzt wurden!

Das Genie Bismarck, das nicht umsonst 1848 mit angesehen, hatte selbst diese leise Mißachtung der rein geistigen Potenzen, und sie färbte nun sehr bedenklich nach unten ab. Was bei ihm natürlich und erklärlich, war aber bei seinen Sedezausgaben höchst unerquicklich und kleinlich. Dazu kam eine gewisse sittliche Verwilderung, die Kriegszeiten stets zu folgen pflegt; es kamen ferner dazu die Milliarden, die von Frankreich über die Grenze flossen; es kam drittens dazu die verständliche Stimmung des Volkes, das Außerordentliches geleistet hatte und nun sich auch gütlich thun wollte.

So verständlich, ja notwendig es dem Historiker erscheinen muß, — der naive Mensch wird immer wieder erstaunen über all die Züge von Fäulnis, Genußsucht, Materialismus und Pessimismus, die gerade das erste Jahrzehnt des neuen Reiches charakterisieren. Der Werth des Geldes sank durch das Einströmen der Milliarden, es lag auf der Straße, eine wüste Genußsucht erfaßte das Volk, mit unheimlicher Geschwindigkeit wuchs Berlin an, wuchs sich zum Weltstadtparvenü aus. Der rapide, ungesunde Aufschwung der Industrie, das Emporschrauben der Arbeitslöhne, das Hochtreiben der Bankpapiere — alles mußte zu einer Katastrophe führen. Sie erfolgte bald. Und die Folge war ein ebenso rapides Sinken der Löhne, ein Fallen der Papiere; die Regierung war nach den ungeheuren, die ungesunde Entwickelung begünstigenden Aufträgen, die sie nach dem Kriege gegeben, befriedigt, und die erfolgende Abnahme der Arbeitsgelegenheit führte den Sozialdemokraten tausende und abertausende neuer Anhänger zu. Im ersten deutschen Reichstage saßen nur zwei, 1874 waren schon neun, 1877 gar zwölf daraus geworden.

Gründerperiode und Kulturkampf — die beiden Worte erschöpfen das Jahrzehnt. Nationale Feinde auf zwei Seiten, und das Zentrum war damals noch der gefährlichere Gegner. Weiter Volkskreise bemächtigte sich eine tiefe Niedergeschlagenheit. Nach dem Rausche folgte wieder der Katzenjammer. Der gesunde Realismus war in einen wilden Materialismus umgeschlagen, dessen notwendige Folge wiederum der Pessimismus war. Man ist stets pessimistisch, wenn man sich den Magen verdorben hat.

Auch im geistigen Leben der Nation und seinem Ausdruck, der Litteratur, finden sich die entsprechenden Symptome. Der Darwinis-

mus erlebt seinen großen Siegeszug; die erste Gesamtausgabe der Werke des genialen Naturforschers wird in den siebziger Jahren veranstaltet. Büchner und Genossen feiern mit ihren gutgeschriebenen, aber seichten philosophischen Umschreibungen der materialistischen Weltanschauung immer größere Triumphe. In der Litteratur erlebt das hohe Lied der Sinnenlust, Grisebachs „Neuer Tannhäuser", Auflage über Auflage. Das Theater giebt Tag für Tag lascive Offenbachsche Operetten und die pikantesten französischen Unsittenstücke. Im Roman spekulieren Talente wie Sacher-Masoch auf die niederen Instinkte eines sittlich entarteten Publikums. In Kritik und Presse schwingen geistreiche Witzbolde das Szepter wie Paul Lindau, die zum höchsten Entzücken ihrer Leser die wenigen ernst strebenden Talente skalpieren. In der ernsten Musik herrscht unbeschränkt Richard Wagner, der aus Sinnengier die überreizten Weiber zum ersehnten Seelenfrieden des Kreuzes schleppt — und hinter all dieser wilden Jagd der Genußsucht, wie der Aschermittwoch hinterm Karneval, steht Arthur Schopenhauer. Die Uebersättigten, Abgematteten, Enttäuschten fallen ihm anheim. Er hat lange warten müssen: jetzt erst ist die Zeit ganz reif für ihn, jetzt erst kommt er in Mode.

Und gerade hier, in diesem etwas angefaulten Jahrzehnt, ist Heinescher Einfluß wirksam. Er ist wirksam in Eduard Grisebachs Tannhäuserliedern, die ihre Form von ihm leihen, die voll ungesunder, forcirter, rein äußerlicher Sinnlichkeit, mehr Dirnenlob als Frauenlob sind, und die deshalb trotz bestechender Farbe nicht lange fesseln können. Er ist wirksam in den Liedern Ada Christens, einer schrillen Anklagelyrik, in der soziale Klänge schon wuchtig tönen, Klänge einer Verlorenen und Enterbten des Glücks. Wenn diese Ada Christen aber über das Schrille hinaus einmal die künstlerische Rundung erreicht, so selten das leider auch ist, erweist sie sich als bedeutende Dichterin voll herber Leidenschaft. Unter Heines Bann steht weiter das erste Buch des genialen Prinzen Emil von Schönaich-Carolath, der darin zu Schopenhauer schwört, bald darauf in der

Grisebach, Eduard. Geb. 9. 10. 1845 in Göttingen, studirte die Rechte, trat ins Auswärtige Amt über, wurde Vizekonsul in Jassy, Konsul in Bukarest, Petersburg, Mailand, Port-au-Prince (Haiti), lebt in Charlottenburg. — Werke: Der neue Tannhäuser 1869; Tannhäuser in Rom 1875; Viele literarh. Arbeiten und Ausgaben, darunter eine vorzügl. der Werke Arthur Schopenhauers.

Christen, Ada (Christiane Breden, verw. v. Neupauer, geb. Friderik). Geb. 6. 3. 1844 zu Wien, ging mit 15 Jahren zur Bühne, heirathete 1864 den ungar. Stuhlrichter von Neupauer, der geisteskrank starb, und lebt als Gattin des Großindustriellen Breden in Wien. — Werke: Lieder einer Verlorenen 1869; Aus der Asche 1870; Schatten 1873; Aus der Tiefe G. 1878; Faustina, Dr. 1871; Ella R. 1872; Vom Wege 1873; Aus dem Leben 1876; Unsre Nachbarn 1884.

Schönaich-Carolath, Prinz Emil von. Geb. 8. 4. 1852 zu Breslau, war Dragoner-Offizier, reiste viel im Ausland, lebt auf seinem Gute Haseldorf (Holstein) oder in Kurorten. — Werke: Lieder an eine Verlorene 1878; Dichtungen

„Sphinx“ eine ebenso gedanklich hochragende wie farbenglühende, in all ihrer Zerrissenheit gewaltige Dichtung giebt, um endlich in steter Emporläuterung in „Don Juans Tod“ dann die menschliche und künstlerische Harmonie zu finden. In dieselbe Reihe gehören weiter der Schweizer Dranmor und der Oesterreicher Robert Hamerling, dessen Epen ihre eindringlichsten Szenen doch wohl dem unbefriedigten Geschlechtsleben des kränkelnden und phantasiereichen Junggesellen verdanken.

Junggesellen bleiben überhaupt die meisten dieser Dichter. Auch das ist bezeichnend. Und sie alle haben die schwüle Glut, eine kranke, aufgepeitschte Sinnlichkeit, eine gewisse brennende Farbe, ein Faible für Prunk und Pracht, für verfeinerten, raffinirten Genuß. Das ist der materialistische Zug des Jahrzehnts, der bei ihnen hervortritt. Und die Genuß- und Schönheitssucht, in der sie sich verzehren, führt die einen, die sie äußerlich befriedigen konnten, zur Enttäuschung, zum Pessimismus, zu allerletzt nach Golgatha. Die andern, die ewig Unbefriedigten, zur Anklage, zum ewigen Pessimismus. Grisebach wird der Herausgeber Schopenhauers, zu dem philosophische Erkenntniß oder allgemeine Grundstimmung auch die anderen führt. Sie haben auch sämmtlich den Zug zur Ironie und Satire, Grisebach wie Ada Christen, Carolath wie Dranmor und Hamerling. Der erste und der letzte wurden in ihrer Zeit außerordentlich überschätzt, besonders Hamerling, dessen überhitzte Epen schon heut keinen Kurswerth mehr haben. Gerettet aus der dekadenten Periode hat sich nur der jüngste, Schönaich-

1883; zweite sehr vermehrte Aufl. 1894; Thauwasser 1881; Geschichten aus Moll 1884; Bürgerlicher Tod 1894; Der Freiherr, Regulus, Der Heiland d. Tiere, 3 Novellen 1896. — Literatur: Vergl. Berg, Zwischen zwei Jahrhunderten.

Dranmor, (Ferd. v. Schmidt). Geb. 22. 7. 1823 in Muri bei Bern, wurde Leiter eines großen Geschäftes und österreich. Generalkonsul in Rio de Janeiro (Brasilien), ging 1868 nach Paris und starb in Bern am 17. 3. 1888. — Werke: Gesammelte Dichtungen 1873.

Hamerling, Robert. Geb. 24. 3. 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich, studirte in Wien Medizin, auch Philosophie und klass. Philologie, ward Gymnasiallehrer in Triest, gab schon 1866 diesen Beruf auf und lebte in seiner Villa bei Graz, wo er am 13. 7. 1889 starb. — Werke: Ein Sangesgruß vom Strande der Adria 1857; Sinnen und Minnen 1859; Venus im Exil 1858; Ein Schwanenlied der Romantik 1862; Germanenzug 1863; Ahasver in Rom 1866; Der König von Sion 1868; Gesammelte kleinere Dichtungen 1871; Danton und Robespierre 1871; Blätter im Winde 1887; Lord Lucifer 1880; Amor und Psyche 1882; Homunculus 1888; Stationen meiner Lebenspilgerschaft 1889; Prosa 1884; Aspasia R. — Literatur: Kleinert, R. H. Ein Dichter der Schönheit 1889; Allram, Aus der Heimath Hamerling's 1890; Polzer, R. H. Sein Wesen und Wirken 1890; Möser, Meine Beziehungen zu R. H. 1890; P. K. Rosegger, Erinnerungen an H. 1891; E. Gnad, Ueber R. H.'s Lyrik 1891; M. M. Rabenlechner, Hamerling. Sein Leben und seine Werke I. Bd.: H.'s Jugend 1896.

Carolath. Neben ihnen steht Hieronymus Lorm, ein Dichter, der nicht die Farbenglut besitzt wie sie, nicht die auflodernde, alles schwül durchglühende Genußbegier, der sich aber insofern mit ihnen trifft, als er ihren pessimistischen Begleitzug zum Hauptton seiner Dichtung gemacht und in immer neuen Variationen ausgeprägt hat. Auch der tief angelegte Bremenser Maler und Dichter Arthur Fitger, dessen fesselnde, etwas satyrisch gefärbte Lyrik ein reiches, aber zerrissenes Herz offenbart, dessen Dramen Sinn für die farbige und belebte Szene verrathen, hat den gleichen dunklen Grundton. Auch er ein Kind der Zeit und mit ihr charakterisirt.

Ueber den Roman der siebziger Jahre darf man schnell hinweggehen. Die farbenprunkenden Giftblumen Sacher-Masochs entsprechen dem ausschweifenden Geschlechte. Seine verschiedenen Dirnen im Pelz haben nichts mehr mit der Litteratur zu thun, so sehr man nach glänzenden Anfängen auf ihn hoffen durfte. Die Dirne hatten ja auch die meisten der vorhergenannten Versdichter schon besungen, die einen als Trägerin des heiligen Diadems der Venus, als lachende genußgewährende Sünde, die andern, die tieferen, mit etwas mehr sentimentalischer Färbung. Und man wird das begreiflich finden, wenn man liest, welche Rolle ces dames-là nach 1870 spielten und welcher Goldregen sich auch auf sie ergoß. Die Messalinenlitteratur des Jahrzehnts ist ganz außerordentlich groß. In seinem berüchtigten Erstlingsbuche, den „Scherben", hat auch Richard Voß mannigfache Typen der Dirne gezeichnet — jener Dichter, der besser wie jeder andere die kranke Uebergangszeit charakterisirt, der als Jüngling schon

Lorm, Hieronymus (Heinrich Landesmann). Geb. 9. 8. 1821 zu Nikolsburg in Mähren, lebte, seit seinem 15. Jahre des Gehörs ganz, des Augenlichts fast ganz beraubt, in Wien, Baden, Dresden, siedelte 1892 nach Brünn über und lebt dort. — Werke: Gräfenberger Aquarelle 1848; Ein Zögling des Jahres 1848 (Gabriel Solmar) 1855; Märchen der Gegenwart 1878; Diogenes im Tintenfaß 1878; Gedichte 1880; Nachsommer, Neue Gedichte 1897; Der Naturgenuß 1876 u. v. a. erzählende resp. philosoph.-aesth. Schriften.

Fitger, Arthur. Geb. 4. 10. 1840, lebt als Maler und Dichter in Bremen. — Werke: Roland und die Rose 1872; Adalbert von Bremen Tr. 1873; Die Hexe 1875; Von Gottes Gnaden 1883; Die Rosen von Tyburn 1888; Fahrendes Volk 1875; Winternächte 1881; Jean Meslier 1894; Requiem aeternam dona ei 1894.

Sacher-Masoch, Leop. Ritter von. Geb. 27. 1. 1836 zu Lemberg, studirte in Prag und Graz Jura, gab in Prag, Budapest, Leipzig Zeitschriften heraus, lebte in Paris und starb am 9. 3. 1895 als Redakteur in Mannheim. — Werke: Das Vermächtniß Kains 1870; Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten 1874; Die Ideale unserer Zeit 1875; Der neue Hiob 1878; Die Schlange im Paradiese 1890, und viele andere Romane und Novellen.

Voß, Richard. Geb. 2. 9. 1851 zu Neugrape, Pommern, Bibliothekar der Wartburg, lebt in Frascati oder Berchtesgaden. — Werke: Dramen: Die Patricierin 1881; Luigia Sanfelice 1882; Alexandra 1886; Eva 1889; Wehe den Besiegten 1889; Die neue Zeit 1890; Schuldig 1892; Zugvogel 1892; Jürg Jenatsch

unter dem Pseudonym des „müden Mannes“ schrieb, dessen beste Schöpfungen, von dem Feuer einer gewaltigen Phantasie durchglutet, durch Genialität des Wurfes hinreißen, und die doch dem Mangel an seelischer Durchdringung und schlichter Wahrhaftigkeit erliegen. Nicht wärmende Leuchten halten uns fest darin, sondern verzehrende Stichflammen flackern blendend darüber, jede andauernde Wirkung unterbindend und vernichtend. Es ist auch kein bloßer Zufall, sondern gewinnt höhere Bedeutung, daß er nicht in Deutschland und deutschem, sondern in *fremdem* Sittenleben die litterarische Domäne findet, die der Art seines Talentes am besten entspricht. Dieser Zug fällt an den meisten dieser Poeten auf und ist wohl begründet. So hatte Hamerling sein Können am glänzendsten offenbart in Szenen, die im lüstereichen Rom der Kaiserzeit spielen. So siedelt sich Voß in Italien an, woher auch Heyse — der in diesem Jahrzehnt, wie gesagt, am höchsten eingeschätzt wird, — die ihm gelegensten Stoffe holt. So führt Sacher-Masoch in die angefressene polnisch-galizische Kultur, und aus demselben halbasiatischen Milieu heraus schafft *Karl Emil Franzos* ein paar vorzügliche Erzählungen.

In diese Zeit fällt nun auch ein neuer großer Erfolg Spielhagens. Wie er die rückläufige Bewegung nach 1848 einst erfaßte, so gelang es ihm auch, die rückläufige Bewegung nach 1870, diese Hochdecadence, den Bankkrach, die Gründerfäulniß in einem bedeutenden Bilde („Sturmflut“) zu packen. Den herrlichen Aufstieg zu schildern, war ihm unmöglich gewesen. Er begriff ihn im letzten Grunde nicht, wie er Bismarck nicht begriff. Und das war auch *sein* Gericht, wie das des Liberalismus.

Nicht viel besser als mit dem Roman stand es mit dem Drama der siebziger Jahre. Aber was im Roman noch hingehen mochte, weil wir Deutschen an und für sich keinen nationalen Stil darin haben und dem Ausland in dieser Beziehung stets erliegen — das war hier im Drama bedenklich. Die Talente fehlten, weil ihnen der Nährboden fehlte. Und wo doch eins höheren Schwung zu nehmen versuchte, wie der geniale *Albert Lindner*, sank es bald zurück und ging

1893; Die blonde Kathrein 1895 und mehr. Erzähl.: Scherben, gesammelt vom müden Manne; dass., Neue Folge 1879; Bergasyl 1882; Römische Dorfgeschichten 1884; Michael Cibula 1886; Kinder des Südens 1888; Dahiel der Konvertit 1888; Erlebtes und Geschautes 1889 u. v. a. m. — *Literatur:* Goldmann, N. B. 1890.

Franzos, *Karl Emil.* Geb. 25. 10. 1848 in Czortkow (Podolien), studirte in Wien und Graz, machte große Reisen, lebt seit 1887 in Berlin. — *Werke:* Aus Halb-Asien 1876; Die Juden von Barnow 1877; Junge Liebe 1878; Moschko von Parma 1880; Ein Kampf ums Recht 1882; Der Präsident 1883; Judith Trachtenberg 1890 und viele andere Erzählungen.

Lindner, *Albert.* Geb. 24. 4. 1831 zu Sulza, studirte Philologie, war Gymnasiallehrer in Rudolstadt, 1872—75 Bibliothekar des deutschen Reichstags, Vorleser des Kaisers, ward 1885 geisteskrank und starb am 4. 2 1888 in der Irren-

zu Grunde, teils an der alles Ernste und Höhere ablehnenden Zeit, teils an der eigenen inneren Schwäche und Fäulniß, von der es sich nicht hatte freihalten können. Albert Lindner hatte den Schillerpreis erhalten wie Adolf Wilbrandt, dessen bekanntestes Drama den bezeichnenden Titel Arria und Messalina führt und der später in der Osterinsel und den Rotenburgern ein paar tüchtige, daneben aber viele schwache Romane schrieb, in denen er Weltanschauungen in bengalischer Beleuchtung vorführt. So blieb nur Anzengruber, der vom Kulturkampf der siebziger Jahre beeinflußt ist, aber sonst, wie gesagt, mit den Poeten der siebziger Jahre wenig Berührung hat und auch erst später in volle Aufnahme kam. Mit Offenbach und den pikanten Franzosen vermochte von ihnen allen keiner zu konkurriren. Die Besiegten von Sedan zogen als Herrscher in die Theater des neuen Reiches, und ihre technische Virtuosität, ihr frivoler Witz, die geistreich-graziöse Zote feierten Triumphe über Triumphe. Bald sahen ein paar Deutsche, deren Wesensrichtung von vornherein die Verwandtschaft mit dem modernsten Geist an der Seine nicht verleugnete, den Franzosen die Haupttrics ab und arbeiteten nun darauf los, vor allem Paul Lindau. Wie die Pilze bei Sommerregen, waren bei dem Goldregen, dem gewaltigen Aufschwung Berlins, der rapiden Entfaltung des Verkehrs in den siebziger Jahren die Tageszeitungen aus der Erde geschossen. Es kam ihnen zu Gute, daß durch die unerhörten Erfolge und das Bismarcksche Genie das ganze Volk auf die Politik gelenkt ward. Die Litteratur kam in zweiter Linie erst, und die geringen litterarischen Bedürfnisse versuchten diese Blätter durch einen mehr oder minder

anstalt Dalldorf bei Berlin. — Werke: Brutus und Collatinus 1867; Die Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht 1871; verschiedene andere Dramen. — Literatur: Ad. v. Hanstein, A. L. 1888.

Wilbrandt, Adolf. Geb. 24. 8. 1837 zu Rostock, lebte bald hier, bald dort, war 1881—87 Direktor des Hofburgtheaters, lebt in Rostock. — Werke: Dramen: Graf v. Hammerstein 1870; Die Maler 1872; Gracchus der Volkstribun 1872; Arria und Messalina 1874; Die Tochter des Herrn Fabricius 1883; Meister von Palmyra 1890; Eidgenossen 1895. Rom.: Hermann Ifinger 1892; Die Osterinsel 1895; Die Rothenburger 1895; Der Sänger 1899 u. v. a. m. Studien über Hölderlin, Reuter ꝛc.

Lindau, Paul. Geb. 3. 6. 1839 zu Magdeburg, studirte in Halle und Berlin, lebte in Paris, war journalistisch thätig, gründete das Neue Blatt, die Gegenwart, Nord und Süd, war Feuilletonredakteur und Kritiker des Berl. Tageblatts, wurde Intendant des Sächs.-Meiningischen Hoftheaters, übernahm 1899 die Leitung des Berliner Theaters und lebt zu Berlin. — Werke: Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters 1870; Literar. Rücksichtslosigkeiten 1871; Dramaturg. Blätter 1875 und 1879; Gesammelte Aufsätze 1875; Maria und Magdalena 1872; Diana 1872; Gräfin Lea 1879; Galeotto 1886; Der Schatten 1889 ꝛc. ꝛc. Theater 5 Bde. — Herr und Frau Bewer 1882; Helene Jung 1885; Der Zug nach dem Westen 1886; Arme Mädchen 1887; Spitzen 1888; Hängendes Moos 1892. — Literatur: Vergl. H. u. J. Hart, Kritische Waffengänge II. 1892.

reichhaltigen feuilletonistischen Teil gleichfalls zu befriedigen. So verdrängte das Feuilleton das Buch mehr und mehr. Und der typische Feuilletonist, der Held des Feuilletons, dadurch einer der einflußreichsten Männer Deutschlands, war eben der witzige Paul Lindau, der zuerst zum Ergötzen der Börsenjobber die Dichter abschlachtete und sie, durchspießt von seiner kritischen Lanze, dann dem verehrlichen Publikum des Berliner Tageblattes, jenes waschechten Kindes der siebziger Jahre, präsentirte. Als das jedoch dem strebsamen Geiste nicht mehr genügte, warf er sich aufs Drama, ging in die Pariser Schule und machte aus seinen witzigen Feuilletons nun witzige Konversationsstücke, die mit Jubel begrüßt und von den stammverwandten Hugo Bürger-Lubliner, Oskar Blumenthal ꝛc. nachgeahmt wurden.

Nur weniges in diesem ausgesprochen unnationalen, materialistisch-pessimistischen Jahrzehnt deutet auf eine Besserung hin. Das erste war der jetzt mächtig in Blüthe schießende Wagner-Fanatismus. Unstreitig war in Wagners Werken nicht nur etwas, sondern sogar sehr viel, was den Tendenzen der Epoche entgegenkam: das Sinnlich-Lüsterne, das dekorativ-Prunkvolle, das grell-Janitscharenmäßige der Musik, das Pessimistische. Aber daneben waren auch zwei Momente darin, die erlösen konnten: das Nationale und das Christliche. Das wies auf die Zukunft. Und außerdem waren es doch große Kunstziele, die Wagner aufstellte, nach denen er rang, gleichgiltig, wie man ihnen sonst gegenüberstehen mag. Dieser Wagner-Enthusiasmus war also das erste tröstliche Zeichen. Der Erfolg der Meininger war das andre — dieser Meininger, die es wagten, den einzelnen Schauspieler dem Ensemble unterzuordnen, und dies wieder ganz in den Dienst des Dichters zu stellen, die mit dem schauspielerischen Virtuosenthum und dem üblichen Bühnenschlendrian aufräumten, die das große historische Drama gleichsam neu schufen, das Auge für die intime Dekoration öffneten, besonders in die Massenszenen erst lebendigen Geist brachten, und dadurch nicht nur ganz andere Klassikervorstellungen ermöglichten, dem Drama großen Stils wieder höhere Beachtung erkämpften, sondern auch den ernst schaffenden Dichtern weitere Aussichten eröffneten und den Dramatiker der achtziger Jahre entdeckten. Die Meininger haben in jenem dekadenten Jahrzehnt für Schiller gegen Offenbach gekämpft — das ist ihr nicht abzustreitendes Verdienst.

Die nächsten Wirkungen der siebziger Siege und der Errichtung des Reiches sind also im Ganzen bitterböse. Weder gab es eine große nationale Kriegsdichtung wie 1813 — über die Gründe dafür wird später zu sprechen sein —, noch auch im darauffolgenden Jahrzehnt eine Litteratur, die der großen Thaten nur halbwegs würdig war. Daß der glückliche Ausgang des Krieges einen Poeten, der nachmalen einer unserer besten geworden ist: Conrad Ferdi-

Meyer, Conrad Ferdinand. Geb. 12. 10. 1825 zu Zürich, studirte dort Jura, lebte unabhängig in Paris und Italien und starb in Kilchberg bei

nand Meyer, bestimmte, deutsch und nicht französisch zu schreiben, will gegenüber den sonstigen Symptomen nicht viel besagen. Denn ein so feiner Künstler Conrad Ferdinand war: die große Zeit des deutschen Volkes zu gestalten oder den aus ihr gewonnenen nationalen Lebensgehalt in Dichtungen niederzulegen, die den innersten Nerv des ganzen Volkes trafen — das vermochte er nicht. Er war immer ein exklusiver Phantasiedichter, der nur vor wenigen Freunden auf seiner Hausorgel volltönende Griffe that und dessen höchstes Empfinden nach außen jederzeit durch bewußte Würde temperirt war. Er schrieb Patrizierlyrik und schuf mit reifer Kunst vortreffliche Novellen — „alte goldne Helme in wundervoller Arbeit". Aber die goldnen Helme staunt man an, man berührt sie nicht; die Kinder werden still davor und man setzt die kostbaren auf purpurnem Untersatz ins Museum, nicht in die Familienstube. „In meinem Wesen und Gedicht, allüberall ist Firnelicht" hat C. F. Meyer von sich selbst gesagt. Doch so dankbar man in das große Leuchten emporschauen mag, so wenig wird man vergessen, daß Firnelicht nur Abglanz der Sonne auf kühlen Schneegrenzen, nicht die allbelebende Sonne selbst ist.

Von der vielbeklagten Thatsache, daß die Kriegsdichtung von 1870/71 durchaus minderwertig ist, lag der Schluß nahe auf die Bedeutungslosigkeit der lebenden Poeten. Der Schluß ward gezogen und der Schluß war falsch. Denn dem historisch geschulten Blick entschleiert sich hier ein natürliches Gesetz. Nämlich nur lang erhofften Kriegen, nur Befreiungskriegen, nur Revolutionen gehen begeisterte Sänger, die dann gleichzeitig Propheten sind, voraus: Körner, Arndt, Schenkendorff 1813, Freiligrath, Herwegh u. a. 1848. Das sind die Kämpfe, die ersehnt und erwartet werden, und nur die Sehnsucht ist lyrisch produktiv. Der Krieg von 1870 aber, das war eine Hochzeit ohne Brautzeit. Die Erfüllung war da, ehe man es denken konnte. Aber wenn die Nachtigall ihr Nest gebaut hat, singt sie nicht mehr. Ideale, die begeistern sollen, müssen noch unerreicht sein. Und auch deshalb bleiben die beiden tiefsten lyrischen Begabungen der Zeit, Storm im Norden, Mörike im Süden, stumm; sie fanden „nicht ein Wörtchen". Der Krieg von 1870, der mit dem Genie eines Bismarck untrennbar verbunden ist, gleicht in seinen Wirkungen auf die Litteratur ganz dem siebenjährigen Kriege, der auch auf einem einzigen Genie

Zürich am 28. 11. 1898. — Werke: Balladen 1867; Romanzen und Bilder 1870; Huttens letzte Tage 1871; Engelberg 1873; Jürg Jenatsch 1876; Der Heilige 1880; Gedichte 1882; Kleine Novellen 1883; Das Leiden eines Knaben 1883; Die Hochzeit des Mönchs 1884; Die Richterin 1885; Die Versuchung des Pescara 1886; Angela Borgia 1891. — Literatur: Mauerhof, K. F. M. oder die Kunstform des Romans; Franzos, K. F. M. 1889; Trog, K. F. M. 1897; Frey, K. F. M., Sein Leben und seine Werke 1900; Moser, Wandlungen der Gedichte C. F. M.'s 1900; Uhl, C. F. M. 1900.

steht — auf dem Friedrichs des Großen. Beide befruchten die Dichtung im Augenblick gar nicht. Aber beide wirken, wie wir bald sehen werden, in die Ferne, und es kann kein Zweifel sein, daß unsere Litteratur ihnen ungleich mehr verdankt, als etwa dem Freiheitskriege von 1813. Denn sie bringen einen neuen Geist, einen neuen, wahren Lebensgehalt in die Poesie. Für den siebenjährigen Krieg bezeugt es schon Goethe in „Dichtung und Wahrheit", für den deutsch-französischen die moderne Dichtergeneration. Dreizehn Jahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, also 1776, rückten die jungen Stürmer und Dränger geschlossen vor; es war das ausschlaggebende Jahr, in dem Goethe die „Stella", Lenz seine „Soldaten", Klinger die „Zwillinge", Maler Müller seinen „Faust", H. L. Wagner die „Kindesmörderin" herausbrachten und in dem auch jenes Werk erschien, das der ganzen Epoche den Namen gab: „Sturm und Drang". Und ebenso ist das dreizehnte Jahr nach dem deutsch-französischen Kriege von einschneidender Bedeutung, denn in ihm und seinem Nachfolger erschienen die Werke, die eine neue Epoche unserer Litteratur einleiteten: die „Adjutantenritte" Liliencrons, das „Buch der Zeit" von Arno Holz, die „Modernen Dichter-Charaktere" von Henckell-Conradi-Arent, die „Revolution der Litteratur" von Bleibtreu. Um dieselbe Zeit schaffen sich die Vorkämpfer des neuen litterarischen Geistes in der Zeitschrift „Die Gesellschaft" einen festen Mittelpunkt, um den sie sich bis etwa zum Anfang der neunziger Jahre sammeln.

Um 1880 herum vollzieht sich die große Wandlung im Geistesleben der Nation, die erst politisch, dann litterarisch ihren Ausdruck findet. Die tieferen Wirkungen des siegreichen Krieges stellten sich ein, man lernte sich deutsch fühlen, das Bewußtsein der nationalen Einheit ging in Fleisch und Blut des Volkes über. Fürst Bismarck bekehrte sich zum nationalen Schutzzoll, das Sozialistengesetz ward genehmigt, wie eine Erlösung klang der Ruf Heinrich von Treitschkes an die Jugend. In Verfolg streng nationaler Tendenzen gründeten 1881 die deutschen Studenten den Kyffhäuserverband, der die Vereinigung von 14 studentischen Verbindungen darstellte und als V. D. St. bald eine ausschlaggebende Stellung im akademischen Leben einnahm. Und die antisemitisch-nationale Strömung, die Treitschke in der Jugend erweckt, ward durch Stöcker und die Gründung der christlich-sozialen Partei dann in die weitesten Volkskreise getragen. So gewaltig setzt diese begeisterte nationale Strömung ein, daß 1881 die sozialdemokratischen Stimmen um über 50 000 zurückgingen.

Dieser neue Lebensgehalt gährte vornehmlich in der Jugend, die im Lichte des deutschen Kaiserreichs groß geworden, für die aber dieses Kaiserthum nicht mehr eine dem Vaterlande kürzlich aufgeklebte Etikette, sondern etwas untrennbar mit ihm Verbundenes war, deren natürlicher Idealismus sich mit Ekel von dem materialistisch-pessimistischen Geist der älteren Generation abwandte. Und an die Kreise dieser Jugend wandte sich damals ein deutscher Dichter, den Niemand zu Wort kommen ließ. Es war ein preußischer Assessor, der Dramen

schrieb, die keiner aufführen wollte, der Verse machte, die keiner las. Nur die akademische Jugend hing mit heller Begeisterung an ihm, und seine ersten Siege hatte der Assessor zum guten Teil diesem studentischen Anhang zu verdanken. Der Assessor hieß Ernst von Wildenbruch. Schon in den siebziger Jahren hatte er vaterländische Dichtungen veröffentlicht — die Zeit war noch nicht reif dazu. Erst die nationale Strömung der 80er Jahre hob ihn auf den Schild. In demselben Jahre, in dem der Verein deutscher Studenten sich zusammenschloß, wurden die großen dramatischen Werke Wildenbruchs zum ersten Mal aufgeführt.

Ernst von Wildenbruch kam damals als Erlöser. Deshalb ward er so umjauchzt, deshalb glaubte man einen neuen Schiller in ihm zu haben. Es war doch wieder ein Drama großen Stils, das er brachte; und es waren Ideale darin aufgestellt, für die man sich begeistern konnte. Die ausschließliche Herrschaft des französischen Unsittenstücks auf unserer Bühne war damit gebrochen; die Tannhäuser- und Venuslieder, die Messalinengeschichten und die witzelnde Feuilletonmanier Paul Lindaus sanken im Kurse.

Wildenbruch ist in einer Art ein speziell preußischer Dichter. Nicht nur der äußerliche Umstand der Stoffwahl beweist das, sondern vor allem dokumentirt er es dadurch, daß er, echt preußisch, das Individuum zu Gunsten der Allgemeinheit, des Volkes, der Masse bricht. Sein bestes Preußendrama, die „Quitzows“, erhärtet das zur Genüge. Die natürliche Folge: der Hauptaccent liegt stets auf der Sache, nie auf der Person. Die Person ist deshalb erst in zweiter Linie „Mensch“, in erster aber typischer Vertreter einer Anschauung. Das heißt: sie wird fast nie individuell vertieft und ausgemalt, sondern nur in notwendigen großen, oft starren Linien umrissen. Der Geist, der durch das Ganze weht, ist die Hauptsache, er soll packen, hinreißen, begeistern, er soll vor allem wirken. Das sind Schillersche Ideale, und zu ihrer Verwirklichung gehört das wuchtige Pathos, der szenische Effekt, das große Bühnentemperament. Solche Dichter sind nie Charakteristiker, immer Rhetoriker.

Mit dem Besten, was er geschaffen, hat Wildenbruch thatsäch-

Wildenbruch, Ernst von. Geb. 3. 2. 1845 zu Beirut (Syrien), machte als Offizier die Kriege mit, studirte dann die Rechte und lebt als Legationsrath in Berlin. — Werke: Vionville 1874; Sedan 1875; Harold 1882; Karolinger 1882; Väter und Söhne 1882; Der Mennonit 1882; Christoph Marlow 1884; Das neue Gebot 1886; Die Quitzows 1888; Generalfeldoberst 1889; Haubenlerche 1890; Der neue Herr 1891; Heinrich und Heinrichs Geschlecht 1896; Gewitternacht 1899. — Meister von Tanagra 1880; Novellen 1883; Kinderthränen 1884; Neue Novellen 1885; Humoresken und Anderes 1886; Der Astronom 1887; Das edle Blut 1893; Eiserne Liebe 1893; Schwesterseele 1894; Claudias Garten 1896; Der Zauberer Cyprianus 1896; Tiefe Wasser 1897/98; Dichtungen und Balladen 1884; Lieder und B. 1892. — Literatur: Berg, E. v. W. und das Preußenthum in d. dtsch. Lit. 1888.

lich gewaltige Wirkungen erreicht. Besonders durch seine glänzenden Expositionen, die so vorwärts stürmen, daß eine Steigerung nicht mehr möglich, das eigentliche Motiv nicht mehr ausreichend ist, und das angeflickte neue einen klaffenden Riß in den Organismus des Kunstwerks bringt. Und dann wird Wildenbruch unsicher, und er kommt zu jenem überhitzten Verlegenheitspathos, mit dem die Personen sich gegenseitig überschreien. Um so seltsamer ist es, daß dieser selbe Dichter, der sich nur wohl zu fühlen scheint, wenn die Bretter dröhnen, in ein paar guten Novellen eine künstlerische Ruhe und in wundervollen Kindergeschichten eine stille Gemütstiefe zeigt, die aus jeder Zeile den echten Poeten erkennen lassen.

Inzwischen war ein neuer Dichter erstanden. Er war mit Wildenbruch ungefähr gleichaltrig. Er stimmte mit ihm überein in der heißen Liebe zu Kaiser und Reich; er hatte mit ihm die Feldzüge durchgekämpft. Im Jahre 1884 ließ er sein erstes Buch erscheinen. Es hieß „Adjutantenritte und andere Gedichte“ und wirkte zwar weniger auffällig, aber in speziellen Kreisen nachhaltiger als Wildenbruchs Dichtungen. Detlev von Liliencron nannte sich der neue Meister. Und das letzte Gedicht, das in diesem seinem ersten Buche enthalten war, betitelte sich: „Es lebe der Kaiser!“ Auch dieses Buch neben Wildenbruchs Dramen also ein Symptom für das Wiedererwachen des nationalen Geistes in der deutschen Litteratur.

D e t l e v v o n L i l i e n c r o n sollte bald der gefeierte Messias der jungen neu auftretenden Stürmergeneration werden, so sehr er sich von ihr unterschied. Aber was ihn zum umjubelten Sieger machte, das war die fabelhafte Ursprünglichkeit einer ungebrochenen Natur, die aus Heimathsboden alle Kräfte in sich hineingesogen und gesammelt hatte; das war die naive Selbstverständlichkeit, mit der ein Dichter hier seine eigenste Persönlichkeit einsetzte, unbekümmert um Regelthum und Parteienkampf; das war die unterjochende Fröhlichkeit, der „verruchte Optimismus“, mit dem er wie ein Kind ins herrliche Leben sah. In dieses Leben, das bei aller Gemeinheit drei gute Dinge hatte: den Kampf, die Jagd, das Weib. Als Offizier war er in drei Kriegen auf nassem Hengst in die Feinde geflogen; sein prächtiger Blick fürs Reale und sein Mut, das keck und derbe Wort an die richtige Stelle zu setzen, blieb ihm als Erbtheil. Als Jäger hatte er Feld und Haide durchstreift, der Natur die zartesten Geheimnisse abgelauscht, seine Sinne fast indianermäßig entwickelt.

Liliencron, D e t l e v v o n. Geb. 3. 6. 1844 in Kiel, machte als Offizier die Feldzüge mit, war dann Beamter in Kellinghusen und lebt jetzt als Hauptmann a. D. in Altona. — W e r k e: Adjutantenritte und andre Gedichte 1884; Gedichte 1889; Der Haidegänger und andere Gedichte 1890; Neue Gedichte 1893; Ausgew. Gedichte 1896; Kampf und Spiele 1897; Poggfred. Ep. 1897; Eine Sommerschlacht 1886; Unter flatternden Fahnen 1888; Der Mäcen 1890. Sämmtl. Werke [illegible] Bde. — L i t e r a t u r: O. J. Bierbaum, Detlev Frh. v. Liliencron 1892; Fr. Oppenheimer, D. v. L. 1897.

Und wie an das Wild, so pürschte er sich an das Weib heran, und wenn die Fahnen einer stolzen Schonen sich vor ihm senkten, so freute er sich herzlich. Auch das war eine Erhöhung seines Mannesgefühls.

Durch die strenge Betonung des Charakteristischen stellte er sich in Gegensatz zu Geibel und trat an die Seite Storms. Aber er ging über Storm gleichzeitig hinaus. Die neben ihm einsetzende moderne Bewegung, deren Entwicklung noch darzulegen ist, führte ihn dann zu einer Schwenkung, die ihm stets gefährlich nahelag und ihn künstlerisch sehr schädigte. Nämlich die Ueberschätzung des Charakteristischen, der reinen Wirklichkeit für die Poesie ließ ihn bald alle Formen sprengen, er respektirte keine Schranken mehr, er wurde salopp im Ton, schrieb am liebsten freie Rhythmen und ward aus einem Grandseigneur der Poesie ein Anarchist der Poesie. Der Offizier schwand, wenigstens alle guten Seiten: das Freiheitlich-Frische im Gesetzmäßigen. Die Phantasie wurde zur Phantastik, je toller es zuging, desto besser war es, die dichterische Freiheit ward zur Willkür. Und mit verstimmender Absichtlichkeit wurde eine „Natürlichkeit“ herausgekehrt, die nicht mehr echt war, die sich durch überflüssige Kraftworte dokumentiren zu müssen glaubte, kurz, dadurch, daß sie vor nichts zurückscheute. Mit seinem Berufe hatte Liliencron gleichsam sich selbst aufgegeben. Während er als Offizier und Beamter mit allen Volkskreisen in Berührung kam und Stellung wie Verkehr ihm scharfe Zügel anlegten, ward er später in ein ungewisses litterarisches Zigeunerthum gedrängt, die kleinen Waschermadls traten an Stelle des Verkehrs in größeren Lebenskreisen, die Poesie nahm Bohémienzüge an, es begann eine gewisse Zuchtlosigkeit, ein Mangel an poetischer Energie darin vorzuherrschen, und vor allem ergab sich mehr und mehr ein Ueberschuß des rein Körperlichen über das Seelische, des Sinnlichen über das Geistige. Es war stets bei Liliencron, der so ganz Natur war, die Gefahr vorhanden, die Kunst könnte einst bei ihm zu kurz kommen. Sie kam zu kurz; ratlos stand der Dichter in der Sackgasse des konsequenten Realismus, er selbst stutzig, und stutzig die jubelnd ihm folgenden Anhänger. Wir werden später sehen, wie er sich rettete und vernichtete zugleich.

Damals, als die Adjutantenritte erschienen, 1884, dachte an diese Entwicklung noch niemand. Wildenbruch und Liliencron waren die beiden großen Hoffnungen, die Führer des Zuges, obwohl sie beide fast doppelt so alt waren, wie die gleich nach ihnen auftauchenden Jünger der modernen Dichtung, und obwohl der Altersunterschied gleichzeitig auch einen Wesensunterschied ausmachte. Denn sowohl bei Wildenbruch wie bei Liliencron fehlte das soziale, fehlte das religiöse Element, die beide dem neuen Geschlecht eigenthümlich waren. Nur mit dem nationalen kamen sie ihrer Zeit entgegen.

Das neue Geschlecht trat um 1884/85 als eine Rotte von Brauseköpfen auf. Das Programm schrieben ihm Karl Bleibtreu, M. G. Conrad, die Gebrüder Hart. Man verlangte kurzweg eine neue große Poesie: die ursprüngliche Tendenz richtete sich erstens gegen die

süßliche, verweibte Nippespoesie der Bodenstedt, Jul. Wolff, Träger &c.; zweitens gegen die angefaulte, materialistisch-pessimistische, sinnenkitzelnde Litteratur und die witzelnde Feuilletonmanier der Lindau und Genossen; drittens gegen das verlogene Veilchenblau der familienblättlichen Belletristik. Dafür verlangte man eine Dichtung, die Größe hatte, die mächtige Ideale aufstellte, die hinriß, die an den Kämpfen der Zeit theilnahm, die den neuen Lebensgehalt fassen konnte. Die Ziele waren ebenso gesund, wie unklar ausgedrückt. Und nach dem ersten Bildersturm, den Karl Bleibtreu in seiner „Revolution der Litteratur" inszenirte, veröffentlichten 1885 die Jungen ihr erstes poetisches Manifest mit der Anthologie: „Moderne Dichtercharaktere", die später den Titel „Jungdeutschland" erhielt und als deren Herausgeber sich die Lyriker Karl Henkell, Wilhelm Arent und Hermann Conradi nannten.

Diese Anthologie war von fröhlicher Unreife, aber es war ein gutes Zeichen, daß die ganze Bewegung lyrisch einsetzte. Denn wenn der neue Geist überhaupt lebenskräftig ist, wird er sich stets zuerst in der ursprünglichsten Form, als stammelnder subjektiver Erguß, eben als Lyrik ausgeben. Und drei Momente heben sich mächtig vor allen andern heraus; sie wurden schon genannt: das nationale, das soziale, das religiöse. Das nationale: all diese Dichter der Anthologie priesen „das erneute, geeinte und große Vaterland", priesen „deutsche Art und Sitte", das deutsche Volk, den deutschen Wald, das deutsche Herz. Auf den Geist kam es ihnen an, nicht auf das Können! Und so sind in diese „moderne" Anthologie „Dichter" hineingerathen, die genau so epigonenhaft sind wie diejenigen, die im Vorwort bekämpft werden. Noch bezeichnender aber: von dieser Jugend ward Ernst von Wildenbruch als einer der ihren reklamirt, er stand als einziger Aelterer unter den Zwanzigjährigen, weil er der Verkörperer einer der Hauptforderungen war, die das moderne Geschlecht stellte: der Vertreter einer nationalen Poesie, die erhob und begeisterte.

Neben diesem ausgeprägt nationalen Zug, den man stets übersah, stand der soziale im Vordergrund. Gedichte von Hart, Henckell, Holz und anderen, heut Vergessenen bezeugen es. Wichtig ist jedoch, daß diese soziale absolut keine sozialdemokratische Gesinnung ist, sondern mit der nationalen Hand in Hand geht — etwa im Sinne der späteren Nationalsozialen.

Und drittens war fast kein Poet in der Anthologie, der nicht seiner Gottessehnsucht Ausdruck gegeben, der nicht seinen Oster- oder Pfingstpsalm mit Anrufung der heiligen, allüberwindenden Liebe gesungen, nicht zum Himmel emporgeschrieen hätte. Und es ist ein Ehrendenkmal dieser Jugend, daß sie sich dessen nicht schämte.

Durch den waschechten Idealismus, der sich darin kundgab, bewies die junge Generation, daß sie thatsächlich den neu gewonnenen Lebensgehalt in sich trug, daß die Fernwirkung von 1870 sich in ihrer Wesensrichtung zeigte, daß Bismarck, wie er das Reich und die große Zeit geschaffen, auch ihr geistiger Vater war, daß Ernst von

Wildenbruch deshalb mit Recht 15 Jahre später dem Alten im Sachsenwalde die Worte zurufen konnte: Du warst, drum wurden wir!

So also traten die Jungen auf. Sie entwickelten sich bald weiter. Und die nächste Phase der Entwicklung war, daß das nationale Ideal von dem sozialen in den Hintergrund gedrängt wurde. Leicht erklärlich: das eine war erfüllt, das andere lag in weiter Ferne; das erreichte galt es nur festzuhalten, das ersehnte aber noch zu erringen. Gerade damals wob das Sozialistengesetz die Märtyrerkrone um alle Sozialdemokraten, deren Lehre einmal für Hyperidealisten etwas sehr Bestechendes hat, und die zweitens überhaupt die einzige Partei Deutschlands waren, welche ein ausgeprägtes soziales Programm besaß. Gerade eine edle Jugend schlägt sich doppelt leicht auf die Seite der Schwächeren: die Folge war, daß eben soziale, zum Theil auch direkt sozialdemokratische Tendenzen allen andern vorangestellt wurden. Arno Holz gab sein wuchtiges „Buch der Zeit" heraus, in dem zwar manches aus Freude am Vers- und Reimkunststück nicht zur inneren Beseelung kommt, das aber eine schneidige Klinge und neben dem kühl-ostpreußischen Kopf doch auch ein leicht begeistertes Herz erkennen läßt. Es ist ein Buch der Tendenz, nicht der Partei, ein glaubensstarkes und frisches Buch, und vereinzelt blüht darin auch die Blume der reinen Lyrik auf. Was Holz nicht that, that Karl Henckell. Holz war sozial; Henckell, derselbe, der einst das große neugeeinte Vaterland gepriesen, ward sozialdemokratisch und stellte sein Talent in den Dienst einer Litfaßkunst. Kritiklos in jeder Beziehung produzirte er viel unreifes und bombastisches Zeug, das die wenigen sehr schönen Gedichte völlig erdrückt. Hermann Conradi wiederum schied früh aus dem Kreise, er war der Kränkste und Ungesündeste, reich an großen Phrasen und arm an Anschauung. Wilhelm Arent schließlich, in dem ein Stück Lenau zu stecken schien und der mit ein paar Zeilen intimster Naturlyrik viele Freunde erwarb, ging in

Holz, Arno. Geb. 26. 4. 1863 zu Rastenburg, Ostpreuß., lebt als Schriftsteller in Berlin. — Werke: Klinginsherz 1882; Deutsche Weisen (mit Jerschke) 1884; Buch der Zeit 1885; Neue Gleise (mit J. Schlaf) 1892; Familie Selicke, 1890; Berlin. Das Ende einer Zeit in Dramen, I die Sozialaristokraten 1896; Phantasus I und II 1898, 1899.

Henckell, Karl. Geb. 17. 4. 1864 zu Hannover, studirte in Berlin München, Heidelberg germ. Philol., Geschichte und Nationalökon., lebt als Verlagsbuchhdl. in Zürich. — Werke: Moderne Dichtercharaktere (mit Arent und Conradi) 1885; Poet. Skizzenbuch 1885; Strophen 1887; Amselrufe 1888; Diorama 1889; Trutznachtigall 1891; Zwischenspiel 1893; Aus meinem Liederbuche 1893; Gedichte 1898.

Conradi, Hermann. Geb. 12. 7. 1862 zu Jeßnitz (Anhalt), studirte in Berlin, Leipzig und Würzburg Nationalökon., Philosophie und Germanistik und starb 8. 3. 1890 zu Würzburg. — Werke: Moderne Dichtercharaktere (mit Arent und Henckell) 1885; Lieder eines Sünders 1887; Phrasen 1887; Adam Mensch 1889.

einer kaninchenhaften Fruchtbarkeit unter, die Gedichtfetzen für Gedichte und für Ausstrahlungen ursprünglichen Geniethums ausgab.

Ueberhaupt fand auch hier wieder eine alte Erfahrung ihre Bestätigung. Auch hier waren die ersten Kämpfer, die sich zum litterarischen Sturmmarsch formirten, eben doch nur ein zwar nothwendiges, aber nicht unersetzliches Kanonenfutter. Als sie durch oft lärmendes Vorgehen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die neue Bewegung gelenkt und mit mehr Ueberzeugung und Wortreichthum als beweiskräftigen Gründen die modernen Tendenzen vertheidigt hatten, war ihre Aufgabe erfüllt. Sie fanden für das, wovon sie träumten und redeten, nicht den künstlerischen Ausdruck und sahen sich sofort in den Hintergrund gedrängt, als nach ihnen gestaltungsmächtige Künstler auftraten. Das erfuhren die meisten Lyriker der Anthologie; das erfuhren in noch höherem Grade die eigentlichen Wortführer und Vorkämpfer der Bewegung: Carl Bleibtreu voran. Schon heut ist es schier unbegreiflich, daß er einige Zeit eine so dominirende Stellung hat einnehmen und als Messias hat gefeiert werden können. Eine genialisch-unruhige, auf allen Gebieten dreinredende Persönlichkeit von großer Reizbarkeit, stets auf dem Kriegspfade gegen alles, was seine ganz ehrlich von ihm selbst verkündigte gigantische Titanenkraft nicht honoriren wollte, richtete er wenige Jahre hindurch eine kleine Schreckensherrschaft auf und schien sich zum Robespierre der litterarischen Revolution ausbilden zu wollen. Mit den ersten Sätzen, die über Gutzkow gesagt sind, ist auch er charakterisirt. Auf allen Gebieten wollte er ein Herkules sein, aber man sah nie den Herkules, der in ruhiger Kraft die zwölf unsterblichen Thaten vollbringt, sondern allenfalls einen, auf dessen Körper verzehrend das Nessushemd brennt. Außer den Streitschriften, die einen gewissen zeitgeschichtlichen Werth ja ebenso behalten werden wie etwa Wienbargs „aesthetische Feldzüge“, sind nur ein paar schöne Schlachtenbilder von ihm bemerkenswerth. Und den Lyrikern der Anthologie ging es, wie gesagt, ähnlich schlimm: auch sie starben eines frühen Todes. Neben Holz, der leider ganz unfruchtbarer Experimentirerei verfallen ist und alle Augenblicke eine neue Art von Lyrik, Dramatik, Aesthetik „erfindet“, machten später fast nur noch die Gebrüder Hart von sich reden, deren einer, Julius, ein etwas

Arent, Wilhelm. Geb. 7. 5. 1864 zu Berlin, ward Schauspieler, lebt in Berlin. — Werke: Lieder des Leides 1883; Aus tiefster Seele 1885; Elsa-Kopenhagen-Fauststimmungen 1890; Durchs Kaleidoscop, Lebensphasen, Phantasus 1890; Liebfrauenmilch 1891; Violen der Nacht 1892 u. v. a. m. (über 20 Gedichtbücher).

Bleibtreu, Carl. Geb. 13. 1. 1859 zu Berlin, studirte hier, machte große Reisen, redigirte die „Gesellschaft“ u. a. Zeitschriften und lebt in Charlottenburg. — Werke: Revolution der Literatur 1885; Kampf ums Dasein der Literatur 1888; Dies irae 1882; Sedan 1883; Wer weiß es? 1884; Lyrisches Tagebuch 1884; Schlechte Gesellschaft 1885; Welt und Wille 1886; Größenwahn 1887; Heroica 1890 u. v. a. Schriften und Dichtungen über Napoleon, Byron und die neueren Feldherrn und Schlachten.

rhetorischer Lyriker ist, der Wort und Stimmung gern überhitzt, während sein Bruder Heinrich als Epiker mit einem „Lied der Menschheit“ hervortrat, das 24 Bände in Versen stark werden sollte, aber hoffentlich beim fünften stecken bleibt. Nicht, weil die ausgegebenen Gesänge etwa wertlos wären — sie enthalten manche gute Szene, manch farbenreiche Schilderung —, aber weil der ganze Plan selbst für das größte Talent allmählich eine furchtbare Fessel und seine Ausführung für den Leser eine Qual werden muß.

Sowie sich die sozialen Tendenzen in den Vordergrund schoben, verdrängte der moderne Roman die moderne Lyrik. Und weil wir Deutsche keinen nationalen Stil darin haben, macht sich hier der Einfluß des Auslandes übermächtig bemerkbar. Mit der Anklagelitteratur, dem falschen „russischen Mitleid“, das sich nur auf Dirnen und Verbrecher lenkt, beglückte uns Rußland. Der Meister hieß Dostojewsky. Den roman experimental brachte Zola als einzige Heilslehre mit. Die Skandinavier, Ibsen an der Spitze, stellten die alten und ewig neuen Gesellschaftsprobleme. Maupassants wundervolle Erzählungskunst entzückte etwas später alle unsere Dichter.

Man kann sich vorstellen, wie der moderne deutsche Roman, der unter solchen Einwirkungen entstand, aussah. Er war ein Anklage-, ein Zeit-, ein Großstadtroman. Mit der Entdeckung der modernen Großstadt boten sich hundert neue Probleme dar. Die typischen Erscheinungen, die zuerst ins Auge fielen, wurden zuerst verkörpert: der ringende Proletarier, die Dirne. Kraft-Ebings Psychopathia sexualis erschloß seelisches Geheimgebiet. Dadurch bekam die Litteratur etwas Graues, Trostloses, Demokratisches. Und erst in dieser Phase drang sie ins Publikum: denn Lyrik „liest man nicht“. Natürlich blieben die Kunsthandwerker nicht aus, die durch technische Geschicklichkeit die echten Talente überholten. Geschickte Macher, die auf die Lüsternheit der Berliner Demi-vierges spekulirten, ins Naturalistische übersetzte Paul Lindaus, verwässerte deutsche Maupassants wurden die Helden des Tages. Der Schaum schwimmt immer oben auf.

Es ist unnötig, auf die Alberti, Holländer, Tovote ꝛc. ꝛc., die dieses Stadium repräsentiren, näher einzugehen. Durch sie, die zuerst in die Menge drangen, ward die gesammte Jugend diskreditirt, ward sie als materialistisch, pessimistisch, unsittlich, international verschrieen. Höher als diese geschickten Macher erhob sich mit ein paar Berliner Romanen Max Kretzer, der leider nicht lassen kann, immer etwas Rattengift für Dienstmädchengeschmack in den Brei zu rühren. Und

Hart, Heinrich. Geb. 30. 12. 1855 zu Wesel, studirte Geschichte, Philosophie und neuere Sprachen, lebt in Berlin. — Werke: Weltpfingsten 1878; Sedan 1883; Lied der Menschheit 1888 ff. (Tul und Nahila, Nimrod, Mose ꝛc. ꝛc.)

Hart, Julius. Geb. 9. 4. 1859 in Münster, studirte die Rechte, lebt als Kritiker in Berlin. — Werke: Sansara 1879; Don Juan Tenorio 1881; Der Sumpf 1886; Homo sum 1889; Sehnsucht 1893; Novellen 1888; Geschichte der Welt-Literatur 1895—97.

neben ihm regte sich plötzlich ein alter Poet, den die Zeit verjüngte und der mit frischer Kraft gleichfalls den Berliner Roman zu schreiben versuchte: Theodor Fontane.

Es wird immer merkwürdig bleiben, daß ein Dichter in so hohen Jahren noch die Kraft hat, nicht nur die neuen Probleme der Zeit zu verstehen, sondern auch selbst elastischen Schritts in die Arena hinabzusteigen. Allerdings: einen deutschen Romanstil geschaffen hat auch Fontane nicht. Er war immer mehr plaudernder Feuilletonist, als Erzähler. Er hatte eine Art, die Dinge zu betrachten, an der man vielleicht nicht das Alter, aber die reiche Erfahrung und zwar die etwas skeptische Erfahrung merkte. Preußisch-berlinischer Geist hatte sich in ihm mit einem Tropfen französischen Geistes gemischt, und dieser nahm jenem die Steifheit, ohne sein bestes zu vernichten. Sein Stil ist deshalb kräftig und dabei von einer eleganten Schmiegsamkeit. Es ist ein kluger, feiner, behaglicher Stil, aber er langt nur für bestimmte Gefühlskomplexe aus. Leidenschaftlich hinreißen kann er nicht. Ueberhaupt war in Fontane oft ein leiser Zwiespalt, der seine tiefste und beste Wirkung hindert. Er giebt sich nie ganz hin. Er liebt den märkischen Adel von ganzem Herzen, er preist ihn poetisch an, aber er liebt ihn mit einem ironischen Lächeln, wie man eine alte Ritterburg liebt, die eigentlich gar kein Recht mehr in unserer modernen Zeit hat. Theodor Storm hat deshalb, die Eigenheit Fontanes weit übertreibend, von seiner „Frivolität" gesprochen.

Fontanes Romane sind Eheromane; sie sind meisterhaft im Detail, schwach in der künstlerischen Komposition. Sie sind sehr verständig: Liebe und Leidenschaft müssen sich ducken vor dem Verstande. Es ist schade, aber Geld regirt nun einmal die Welt. Und die eigentliche „Schuld" ist gewöhnlich nur die, daß beides, Herz und Kopf, nicht zusammenkommt. Das ist ein Unglück, und gütig und tröstend muß man auf alle diese Fehler herabsehen, weil man ja schließlich auch ein Mensch ist. In „Effi Briest", dem besten Roman, den Fontane geschrieben hat, ist diese gütige Vergebung, dieser milde Verstand.

Kretzer, Max. Geb. 7. 6. 1854 zu Posen, war Fabrikangestellter, Kaufmann, Maler und lebt jetzt in Charlottenburg als Schriftsteller. — Werke: Die Betrogenen 1882; Die Verkommenen 1883; Meister Timpe 1888; Die Bergpredigt 1889; Das Gesicht Christi 1897 und weitere Berliner soziale Romane. — Literatur: Julius Erich Kloß, M. K. 1896.

Fontane, Theodor. Geb. 30. 12. 1819 in Neuruppin, ward Apotheker, bereiste England, war Redakteur der Kreuzztg. und der Vossischen Ztg. und starb am 20. 9. 1898 zu Berlin. — Werke: Gedichte 1851; Balladen 1861; Wanderungen durch die Mark Brandenburg 1861—82; Vor dem Sturm 1878; Grete Minde; Ellernklipp 1881; L' Adultera 1882; Schach von Wuthenow 1883; Unterm Birnbaum 1885; Cécile 1887; Irrungen, Wirrungen 1888; Stine 1890; Quitt 1891; Frau Jenny Treibel 1892; Effi Briest 1895; Die Poggenpuhls 1896; Stechlin; Meine Kinderjahre 1894; Von Zwanzig bis Dreißig 1898; Gesammelte Romane und Novellen 10 Bde.

Von allen Seiten streckten sich dem alten Poeten Lorbeerkränze entgegen. Die Jugend besonders feierte ihn und feierte in ihm sich selbst. Trotzdem werden alle seine Berliner Romane, die mehr glänzende Skizzen sind, eher vergessen werden, als die kecken Balladen, die strammpreußischen Soldatengedichte, als ein paar echt lyrische Zeilen, die er früher gefunden und die prächtig sind, obwohl ihm zum eigentlichen Lyriker das alles niederwerfende Temperament, die beste Herzensfülle, kurz gesagt: die gläubige Liebe fehlte. Er bog vor der Leidenschaft, diesem innersten Nerv der Lyrik, gern aus: es war ein zu „weites Feld".

Der moderne deutsche Roman vermochte auch in der Folgezeit nicht, sich neben dem des Auslandes zu behaupten. Wohl traten Erzähler auf, die innerlicher, kräftiger, künstlerisch ehrlicher waren — kein Einziger aber, der um Hauptes länge alles Volk überragte, kein einziger, von dem man mit Bestimmtheit sagen könnte, auch die nächsten Jahrzehnte würde man ihn noch kennen und nennen. Und im ganzen hatte diese zweite Phase der modernen Bewegung, die den Romanschriftstellern gehört und in der die Einflüsse des Auslandes am stärksten sind, nur das Eine Gute, daß sie das Publikum aus seiner Gleichgültigkeit aufriß. Es wurde abgestoßen, aber emporgerüttelt. Die Litteratur ward wieder in weitere Kreise getragen. Das allgemeine Interesse wandte sich ihr zu. Es beschleunigte die Entwickelung, daß sich in der deutschen Politik eine bedeutende Schwenkung vollzog. Bismarck hatte das Reichskanzlerpalais verlassen. So lange er es bewohnte, hatte die Kraft seines Genies alle Volksinteressen auf einen Punkt gelenkt. Seine kleinen Nachfolger vermochten das nicht. Es gab Mißerfolge, es gab einen ewigen Zickzackkurs, der den Beobachter seekrank machte, es fehlte die große Linie in der Politik. Deutschland, unter Bismarck die erste Weltmacht, schien merklich zu sinken. Niemand hatte mehr die rechte Freude an den öffentlichen Angelegenheiten, eine Nörgelsucht, eine allgemeine politische Verdrossenheit trat ein. Und die nun frei gewordenen Interessen wandten sich der Litteratur und Kunst zu. Wie man früher Bezirksvereine gründete, gründete man nun Litteraturvereine; die politischen Parteiblätter gingen rapide zurück; die „unparteiischen", die Unterhaltungsblätter, die Litteraturzeitschriften schossen dafür wie Pilze aus der Erde; immer neue Theater wurden aufgemacht, „freie Bühnen" ins Leben gerufen; die Kunstsalons verdoppelten sich, das Kunsthandwerk erlebte einen mächtigen Aufschwung: d. h. die Kunst durchdringt das ganze Volk. Und während den politischen Parteien aller Nachwuchs fehlt, drängen sich unübersehbare Scharen von Talenten und Talentchen in die litterarische Arena.

Die zurückgedämmten idealistischen Bestrebungen, von der „Realpolitik" so lange gebannt, brechen sich auch auf anderen Gebieten Bahn. Eine religiöse Sehnsucht kommt in die Herzen. Das Christenthum gewinnt neues Terrain und versucht direkt das niedere Volk wieder zu fesseln. Egidy hat mit begeistert vorgetragenen, aber herzlich trivialen Predigten Erfolg; erfolgreich ist die Predigt

Tolstois. Die alleinseligmachenden Naturwissenschaften herrschen nicht mehr unbeschränkt; die so lange verachtete Philosophie beweist neue Werbekraft. Und nicht zum wenigsten verhilft dazu das glänzende Gestirn Friedrich Nietzsches.

Der gewaltige Erfolg des Hammerphilosophen auf die junge Generation erklärt sich aus zwei Motiven. Einmal war es die künstlerische, funkelnde, lyrisch-pathetische Form seiner „kleinen Wahrheiten“, die stark ergriff und begeisterte. Dann aber war es seine Wahrheit selbst oder mehr noch die Linie, auf der sie lag, die wirkte. Es ist das aristokratische, antidemokratische Ideal Nietzsches, das man bewunderte, ohne durch seine Uebertreibung stutzig zu werden, ohne sich zu fragen, ob es nicht speziell Schwäche und Weiberart ist, ein Kraftideal derartig zu überschrauben. Genug: mit flatternden Fahnen ging die Jugend aus dem sozialdemokratischen Lager in das des femininen Scholastikers über und bewies damit, wie wenig tief die sozialdemokratische, ja eminent antikünstlerische Weltanschauung in ihr gewurzelt. Aus Sozialdemokraten wurden im Handumdrehen „Sozialaristokraten“. Der Künstler, der Herrenmensch wurde das Ziel. Die Tendenz war fallen gelassen, die künstlerische Ausgestaltung begann. Und hier haben wir die dritte Phase der modernen Bewegung, die künstlerisch ergiebigste und reichste. Was vorher war, füllte nur die Gräben für die nachfolgenden; es war die todtgeweihte Erstgeburt. Nun erst reiten die Sieger ein.

Diese dritte Phase gehört vornehmlich den Dramatikern und daneben den Lyrikern. Der Roman bequemt sich zwar der nun zur Geltung kommenden Tendenz an, ohne jedoch trotz der Abwerfung des ausländischen Einflusses eine sonderliche Höhe erreichen und einen nationalen Stil herausbilden zu können. Von den besseren Vertretern neuer deutscher Erzählungskunst seien Georg von Ompteda, W. von Polenz, J. C. Heer, Ric. Huch, Clara Viebig kurz genannt.

Was die neu auftretenden Poeten von ihren Vorgängern hauptsächlich unterscheidet, das ist das Streben nach einer künstlerischen Form. So stehen wir nun vor Dramatikern, die nichts wollen, als Menschenschicksale schildern, vor Lyrikern, die rein naiv, ohne po-

Nietzsche, Friedrich Wilh. Geb. 15. 10. 1844 zu Röcken bei Lützen, studirte 1864—67 in Bonn und Leipzig klass. Philologie, ward 1869 Professor in Basel, gab 1879 die Professur auf, lebte seit 1889 unheilbar geisteskrank in Naumburg, später in Weimar und starb dort am 25. 8. 1900. — Werke: Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik. 1872; Unzeitgemäße Betrachtungen 1873—76; Menschliches, Allzumenschliches 1878; Morgenröthe 1881; Die fröhl. Wissenschaft 1882; Also sprach Zarathustra 1883—85; Jenseits von Gut und Böse 1886; Zur Genealogie der Moral 1887; Der Fall Wagner 1888; Götzendämmerung 1888. Werke Bd. 1—10 1895 ff. — Literatur: Kaatz, Die Weltanschauung F. N.'s 1892; Weigand, F. N. 1892; Lou Andreas-Salomé, F. N. in seinen Werken 1894; E. Förster-Nietzsche, Das Leben F. N.'s 1895—97; Steiner, F. N. 1895; Riehl, Fr. N., der Künstler und der Denker 189[illegible] u. A.

litische und soziale Parteifärbung, ihr Lied singen. Es ist charakteristisch, daß die zielbewußten Sozialdemokraten die meisten dieser Dichter als „Bourgeois“ verpönt haben.

Auch hier ward zuerst über das Ziel hinausgeschossen. In dem Streben nach völliger Tendenzlosigkeit und Lebenswahrheit ward das künstlerische Temperament zurückgedrängt, und es entstanden aus dem konsequenten Realismus heraus Wirklichkeitsbilder, wie die Familie Selicke von Holz und Schlaf, die wohl als Experiment bedeutsamer waren denn als Kunstwerk, die aber in mancher Hinsicht die Sprache prägten und Richtung gaben. Von der Familie Selicke hat einer der beiden erfolgreichsten modernen Dramatiker gelernt: Gerhart Hauptmann.

Hauptmann sowohl wie Sudermann konnten bei ihrem ersten Auftreten die Krücken noch nicht ganz entbehren. Der eine stützte sich mehr auf Ibsen, der andere mehr auf die Franzosen. Beide haben sich in ehrlicher Arbeit davon frei gemacht. Gerhart Hauptmann ist der naivere Poet von beiden. Er ist der Dichter der kleinen Leute Schlesiens, ein eminenter Plastiker, der den Hunger armer Weber, das Unglück des braven Fuhrmann Henschel, das Keifen der Armenhäusler, das Leiden Hanneles wie kein Zweiter darstellen kann. Er hat manchen Zug gemeinsam mit Liliencron: sie sind beide mit Maleraugen begabt, eine unerhörte Gegenständlichkeit der Schilderung zeichnet sie aus, im realistischen Detail sind sie unübertrefflich, die Situation packen sie mit einer Kraft und Stärke, die zur Bewunderung hinreißt. Aber beide scheitern mehr oder minder an der Entwickelung, weil diesen naiven Natur- und Anschauungspoeten ein Manko an Geist und Gedanken anhaftet, weil ihnen die geistige Höhe, die Perspektive fehlt. Sie kleben an der Realität, sie sind gebannt an diese Erde, auf der sie Alles sehen und hören; aber sie sehen und hören nicht, was sich mit den Augen und Ohren des Leibes nicht sehen und hören läßt, hören nicht den Chorus mysticus singen, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist. Beide, der mehr ursprünglich-temperamentvolle Liliencron und der bedeutendere, sittlich stärkere Hauptmann, suchen vergeblich aus ihren Schranken herauszugehen, einen Ausweg aus dem blos Gegenständlichen, dem konsequenten Realismus zu finden. Die Phantasie soll ihn bieten. Aber Liliencron kam dabei über die Phantastereien und farbigen Bilder ebenso wenig hinaus, wie Hauptmann

Hauptmann, Gerhart. Geb. 15. 11. 1862 in Salzbrunn, studirte in Jena und Berlin, bereiste Italien und die Schweiz und lebt jetzt in Schreiberhau oder bei Berlin. — Werke: Promethidenloos Ep. D. 1885; Vor Sonnenaufgang 1889; Friedensfest 1890; Einsame Menschen 1891; College Crampton 1892; Die Weber 1892; Der Apostel, Bahnwärter Thiel. Novellen 1892; Der Biberpelz 1893; Hanneles Himmelfahrt 1893; Florian Geyer 1895; Die versunkene Glocke 1897; Fuhrmann Henschel 1898; Schluck u. Jau 1899. — Literatur: Adolf Bartels, G. H. 1897; R. C. Woerner, G. H. 1897; Rode, Hauptmann und Nietzsche 1897; P. Schlenther, G. H., sein Lebensgang und seine Dichtung 1898.

über die lebenden Bilder seines „Hannele“ und die verworrene mystische Phantastik der „Versunkenen Glocke“. Auch im „Florian Geyer“ konnte sich der schlesische Poet nicht aus dem Detail erheben und fand weder das geistige Band zur Verknüpfung des an sich wunderschönen Stückwerks noch die imperatorische Kraft, große Weltanschauungen zu kontrastiren. Er ist eigentlich die schöne Seele des vorigen Jahrhunderts in moderner Prägung. Unter den lebenden Dramatikern kann sich keiner mit ihm messen. Die strenge Geschlossenheit seiner Natur, ob ihre Schranken auch eng sind, besiegt schließlich auch die interessantere, aber weniger einheitliche Hermann Sudermanns.

Sudermann ist so ganz der sentimentalische Kultur- und Geistesdichter, wie Hauptmann der naive Natur- und Anschauungspoet. Der eine hat ein Manko an naivem Gefühl und naiver Anschauung, der andere ein Manko an Geist und Gedanken. Sudermann ist gern grollender Ankläger und Moralprediger; in glänzend durchgeführten Antithesen stellt er ganze Gesellschaftsklassen mit ihren Gefühlsklüften gegenüber, kontrastirt feindliche Weltanschauungen in ihren typischen Vertretern. Moderne Gesellschaftsmenschen gelingen ihm am besten — im geraden Gegensatz zu Hauptmann, und die Konflikte, die er schildert, wurzeln in den speziellen Ehrbegriffen des Standes. Er ist der Poet der Klassengefühle. Seine liebste Form ist die Antithese. Aber sie ist mehr als Form für ihn, sie ist innerster Wesensausdruck. Es scheint, als sei Sudermann innerlich eine problematische Natur, als gehe ein feiner Riß durch seine Seele. Dem Dichter der problematischen Naturen hat er auch dieses Drama gewidmet, das ihm nach eigenem Geständniß das liebste ist: „Die drei Reiherfedern“. Neben seinen Dramen hat er dann im „Katzensteg“ und in „Frau Sorge“ Romane geschaffen, die in der neuesten erzählenden Litteratur eine erste Stelle behaupten.

An Hauptmann und Sudermann schloß sich eine Menge Nachahmer, die am besten zeigten, wo der betreffende Meister sterblich war. Sudermanns Schüler sind geschickte Techniker, gerissene „Macher“ wie etwa die Jaffé, Philippi u. s. w. Hauptmanns Schüler, wie Georg Hirschfeld, sind geistlos zum Davonlaufen und malen das elterliche Haus bis zum Dienstmädchen herunter, weil sie so platt an der Realität kleben, daß sie nur brauchen können, was sie gesehen und gehört haben.

Unabhängig von irgendwelchen Einflüssen schuf daneben Max Halbe seine „Jugend“ — ein schönes, stimmungsvolles Liebesdrama, ein Wurf, wie ein Dichter ihn nur einmal erreicht. Zum

Sudermann, Hermann. Geb. 30. 9. 1857 in Matziken, Ostpreuß., studirte in Königsberg und Berlin Geschichte, neuere Philologie und Literatur, ward Schriftsteller und Redakteur und lebt in Berlin. — Werke: Die Ehre 1889; Sodoms Ende 1890; Heimath 1892; Schmetterlingsschlacht 1894; Glück im Winkel 1896; Morituri 1896; Johannes 1898; Die drei Reiherfedern 1899; Johannisfeuer 1900. — Im Zwielicht 1895; Frau Sorge 1886; Geschwister 1887; Der Katzensteg 1889; Jolanthes Hochzeit 1892; Es war. 1894. — Literatur: Kawerau, H. S. 1897.

zweiten Mal auf der bloßen Stimmung ein Drama aufzubauen, mißlang natürlich und wird weiter mißlingen. Vielleicht wendet sich Halbe dann endlich von der Bühne ab und der Novelle zu. Noch höhere Erwartungen knüpften sich an die ersten poetischen Versuche Otto Erich Hartleben's, der sich selbst in der Rolle des deutschen Bierstudenten vor alle seine Werke schob und sich leider in glänzend vorgetragenem, aber schließlich doch billigem Studentenulk zu verzetteln scheint. Max Dreyer endlich, der sich als letzter von diesen Poeten die Bühne eroberte, ist auch als Dichter stets der kluge, zähe und immer richtig temperirte Mecklenburger, der außer dem kräftigen Humor doch wohl auch den materiell-philiströsen Zug seiner Landsleute geerbt hat. Großherziger Idealismus, glaubensstarke Leidenschaft, die ihn über sich selbst emporrisse, entspricht seiner ruhig überlegenden Natur nicht.

All diese Dichter verdanken ihre Erfolge hauptsächlich der festen, saubren, oft schönen Form, nach der sie strebten. Mehr und mehr trat nach der formlosen, revolutionären, den neuen Geist überhaupt erst einmal aussprechenden Litteratur das reine Künstlerthum in den Vordergrund. Wie sehr das der Fall war, bewies am besten die plötzliche Mode der Märchenstücke, sogar der Märchenstücke in Versen. Ludwig Fulda, der stets Graziöse, der Schüler Paul Heyses, ein liebenswürdiges Formtalent ohne tieferen Gehalt, errang Ruhm und Gold durch den „Talisman". Vor ihm schon war Humperdink der größte nachwagnersche Opernerfolg mit einem alten deutschen Märchenstoff in den Schooß ge-

Halbe, Max. Geb. 4. 10. 1865 in Güttland (Westpr.), studirte Jura, dann Geschichte und Philol. in Heidelberg, Berlin, München, lebt in München. — Werke: Ein Emporkömmling 1889; Freie Liebe 1890; Eisgang 1892; Jugend 1893; Amerikafahrer 1894; Lebenswende 1896; Frau Meseck 1897; Mutter Erde 1897; Der Eroberer 1899; Die Heimathlosen 1899; Das tausendjährige Reich 1900.

Hartleben, Otto Erich. Geb. 3. 6. 1864 zu Clausthal, studirte in Berlin, Tübingen, Leipzig die Rechte, ward Referendar in Stolberg a. H., lebt seit 1890 als freier Schriftsteller in Berlin. — Werke: Studententagebuch (von Otto Erich) 1885; Die Serényi 1887; Angele 1891; Albert Giraud, Pierrot Lunaire, Rondels 1893; Hanna Jagert 1893; Erziehung zur Ehe 1893; Die Geschichte vom abgerissenen Knopf 1894; Ein Ehrenwort 1894; Meine Verse 1895; Vom gastfreien Pastor 1895; Die sittliche Forderung 1897; Der röm. Maler 1898; Die Befreiten 1899; Ein wahrhaft guter Mensch 1899. — Litteratur: C. Flaischlen, O. E. H. 1896.

Dreyer, Max. Geb. 25. 9. 1862 in Rostock, studirte Philologie, ward Gymnasiallehrer, später Redakteur, lebt in Berlin. — Werke: Drei 1892; Winterschlaf 1895; Eine 1896; In Behandlung 1897; Großmama 1897; Liebesträume 1898; Hans 1898; Der Probekandidat 1899.

Fulda, Ludwig. Geb. 15. 7. 1862 in Frankfurt a. M., studirte Germanistik und Philos., lebt in Berlin. — Werke: Neue Jugend 1887; Die wilde Jagd 1888; Gedichte 1890; Das verlorene Paradies 1890; Der Talisman 1892;

fallen. Märchenstücke schrieben weiter Hauptmann und Sudermann, Holger Drachmann und Rich. Voß, daneben die nie ausbleibende Reihe der kleinen poetischen Mitläufer. Diese Bevorzugung des Märchens ist deshalb bezeichnend, weil hier der Dichter nicht nur naiv sein muß, er muß auch in den Schacht des nationalen Volksglaubens hinabsteigen können. Er muß ferner etwas vom Lyriker an sich haben und vor allem Künstler sein. Denn Märchenprinzen verlangen feine Kleider. Anders gesagt: eine sehr feine Form.

Der konsequente Realismus hatte den Vers für überwunden erklärt. Seine Vertreter kamen nun selbst wieder darauf zurück. Auch die Lyrik profitirte von dieser Wendung. In Gustav Falke, dem kunstvollen, nicht recht ursprünglichen Flötenbläser, in dem derberen, manchmal protzig gesunden Bierbaum, in Carl Busse u. A. erschienen Lyriker zwar von verschiedener Art und ungleichem Talent, aber Lyriker, die wieder zeitloser Schönheit nachstrebten. Ihnen schloß sich später eine so kräftig-leidenschaftliche, durch und durch lyrische Persönlichkeit an, wie Anna Ritter. Liliencron hatte sich dagegen inzwischen mehr und mehr dem zuchtlosen Realismus verschrieben. Das rein Körperliche nahm einen immer breiteren Raum ein, die feste Form fiel, die abgehackte Prosa freier Rhythmen trat an ihre Stelle. Noch ein kleiner Schritt vorwärts — und er mußte konsequenter Weise überhaupt Prosa schreiben. Da mochte er selbst erkennen, daß er in eine Sackgasse gerathen war. Zurück wollte er nicht, vorwärts konnte er nicht, der Jubel um ihn herum wurde merklich schwächer. Denn auch die Jungen merkten, daß sie mit ihm nicht weiter kamen. · Und kurz entschlossen hoben sie einen neuen Heiland auf den Schild, den Vertreter des gerade entgegengesetzten Kunstprinzips: Richard Dehmel. Da that der rathlose Liliencron den Verzweiflungssprung: er fiel von sich selbst ab und betete Dehmel als Messias an. Es war eine völlige Selbstaufgabe. Der naive Realist überreichte seinen Degen dem sentimen-

Unter vier Augen 1886; Ein Meteor 1887; Sinngedichte 1888; Die Sklavin 1889; Die Kameraden 1894; Robinsons Eiland 1895; Lebensfragmente 1894; Herostrat 1898; Schlaraffenland 1899.

Falke, Gustav. Geb. 11. 1. 1853 in Lübeck, lebt als Musiklehrer in Hamburg. — Werke: Mynheer der Tod u. a. Ged. 1891; Tanz und Andacht 1893; Zwischen zwei Nächten 1894; Neue Fahrt 1897; Mit dem Leben 1899 u. a.

Bierbaum, Otto Julius. Geb. 28. 6. 1865 in Grünberg, Schles., lebt in Tirol. — Werke: Erlebte Gedichte 1892; Studentenbeichten 1893 und 1897; Nemt, Frouwe, disen Kranz 1894; Lobetanz 1895 u. a.

Busse, Carl. Geb. 12. 11. 1872 in Lindenstadt-Birnbaum, Pos., studirte in Berlin und Rostock Geschichte, Philos., Germanistik, lebt in Berlin. — Werke: Gedichte 1892; Neue Gedichte 1896 u. a.

Ritter, Anna. Geb. 23. 2. 1865 in Coburg, lebte als verwitwete Regierungsräthin in Frankenhausen am Kyffh., jetzt in Stuttgart. — Werke: Gedichte 1898; Befreiung, N. G. 1900.

talisch zerrissenen Symbolisten, der ohne Verbindung mit dem lebendigen Volksempfinden mannigfache Gefühls- und Gedankenraritäten, die rein individuell begründet sein mögen, der Welt preisgab, doch aber, so bedeutend die Ansätze zum Teil sind, selten die zwingende Form, noch seltener allgemeines Verständnis dafür fand.

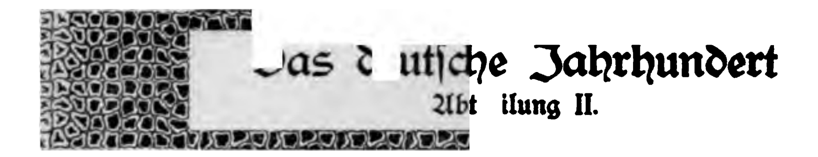
Jedenfalls ist der Vorgang typisch. Der konsequente Realismus, in der Sackgasse gefangen, versucht es mit dem Extrem, endet in Mystizismus und Symbolismus. Dafür erweist sich gerade die Lyrik als der fruchtbarste Boden. Eine Menge Richtungen laufen hier durcheinander, und keine ist so abstrus, daß sie nicht eifrige Anhänger fände. Aber sie bleiben in kleinsten Kreisen beschlossen — der gesunde Sinn des Volkes kümmert sich nicht um sie oder lehnt sie ab. Und das ist das Herrliche, das immer von neuem den Glauben an dieses Volk und seine Zukunft nährt: daß es früher oder später mit unfehlbarer Sicherheit das Echte herausgreift und festhält. Mögen hier widrige Verhältnisse hindern, dort günstige fördern — die Kränze werden doch gerecht verteilt! Noch ist kein Dichter zu Grunde gegangen, der mit heißem, gläubigem Herzen und ruhiger Kraft sich hohen Zielen zugewendet und seinen Weg unbeirrt verfolgt hat. Wohl wirken Extreme, die ja leicht Ideale der Beschränktheit werden, zunächst auffälliger, aber sie sinken schnell, und der Mittelweg bietet sich wieder als Weg des Heils dar. Noch war jeder Heiland ein Mittler.

So ging und geht die deutsche Dichtung kräftig ins zwanzigste Jahrhundert. Nicht so glanzvoll wie der Anfang, besser aber als einige Mittelepochen ist der Schluß des 19. Säkulums, und alle Hoffnungen fliegen voraus in die Zukunft. Die poetische Kraft ist ein Theil der Nationalkraft. Nur mit ihr zugleich kann sie vernichtet werden. Und noch ist das gesammte Germanenthum im Aufstieg. Die Zeit, in der das deutsche Volk nach dem Sturze des großen Kanzlers, über den neumodischen Zickzackkurs nörgelnd und grollend, sich von den nationalen Aufgaben abwandte, ist vorüber. Wilhelm II., dessen Persönlichkeit sich aus anfänglicher Unruhe immer bedeutender entfaltete, hat der Volkskraft, die sich verzetteln wollte, neue große Ziele gesteckt. Sie waren bitter nötig. Ein gesundes Volk muß seiner natürlichen Tendenz, sich zu bethätigen und auszubreiten, folgen können, sonst erschlafft und degenerirt es. Der deutsche Kaiser kam mit seiner Kolonial- und Weltpolitik, die den Ausbau unserer Flotte voraussetzte, dieser Tendenz entgegen Seine eigne thatkräftige Begeisterung teilte sich der Nation mit. Nach unerfreulichen Jahren des Uebergangs geht wieder ein frischer, freudiger Zug durch unser Volk. Davon profitiren auch die deutschen Dichter. Und stärker und sichrer wird nun die Hoffnung, daß auch unsre Litteratur in gesunder Entwick-

Dehmel, Rich. Geb. am 18. 11. 1863 zu Wendisch-Hermsdorf (Mark), studirte Naturwissenschaften und Philos., lebt in Berlin. — Werke: Erlösungen 1891; Aber die Liebe 1893; Lebensblätter 1895; Weib und Welt 1896; Lucifer 1899 u. a.

lung vorwärtsstreben wird, daß uns auch weiterhin Dichter erstehen werden, die, fest in ihrer Nation beschlossen, uns darüber hinaus den Weg zu ewigen Höhen weisen und sonntägliche Heiligung unseren Herzen vermitteln. Dann wird auch von ihnen gelten, was die Zigeuner von sich sagen: es sei unnütz sie zu hängen, da sie nicht sterben könnten, und von ihren Schilden wird hell der stolze Wahlspruch der englischen Barden leuchten:

„Jene, die frei sind durch die ganze Welt!"



Die deutsche Kunst

im

neunzehnten Jahrhundert

von

Max Osborn.

Berlin 1901.

Verlag von F. Schneider & Co.

H. Klinsmann.



Die Geschichte der bildenden Kunst im 19. Jahrhundert ist die Geschichte eines Kampfes. Es ist kein freies Spiel der Kräfte, das vor uns auftaucht, wenn wir ihre Entwicklung während dieser Epoche übersehen, sondern ein tumultuarisches Kriegsbild, ein ernstes Ringen mit der eigenen Zeit. Das Jahrhundert, das wir nun zu Grabe tragen, hat der abendländischen Menschheit die Anfänge einer neuen Kultur gebracht. Es hat, weit gewaltiger noch als das 15. Jahrhundert, dem eine ähnliche weltgeschichtliche Mission zugefallen war, ihre gesamten äußeren Lebensbedingungen verändert, mit diesen die geltenden Begriffe auf allen Gebieten von Grund aus umgestaltet und demgemäß an Stelle der alten Ideale neue, vordem unerhörte Forderungen aufgepflanzt. Der Weg, den die Entwicklung der Welt gegangen war, hat damit eine jähe Wendung genommen. Das Verstandesmäßige, Logische, Exakte, Technische rückte an die erste Stelle. Sociale Erwägungen und die materiellen Interessen der praktischen Zweckmäßigkeit wurden in ganz anderm Maße als bisher die bestimmenden Faktoren für das innere Leben der Völker und für ihr Verhalten zu den übrigen Nationen. Die aristokratische Gesellschaft, die in einer Jahrhunderte alten, organischen Entwicklung die Fähigkeit eines verfeinerten sinnlichen Empfindens, eines gesteigerten Lebensgenusses ausgebildet hat, ward mehr und mehr von ihrer Machtstellung vertrieben, und die Massen, die in breitem Strome ungestüm andrängten, wurden in die Herrschaft eingesetzt; aber diese Massen waren, wie es unter den gegebenen historischen Voraussetzungen nicht anders möglich war, von erheblich primitiveren Ansprüchen und roheren Instinkten erfüllt. In allen diesen Bestrebungen der neuen Kultur lag zunächst eine Gefahr für die Kunst, ja, ihre Tendenzen waren schlechthin kunstfeindlich. Mit weitblickender Klarheit sah schon vor über hundert Jahren Schillers prophetischer Geist diese Wandlung voraus. „Die Kunst," so rief er klagend in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, „ist eine Tochter der Freiheit, und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschriften empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis,

und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts."

Wir Heutigen betrachten den Gang der Dinge nicht mit diesem Pessimismus der Vertreter der alten Kultur. Wir sehen darin kein „Sinken" der Menschheit, sondern nur eine eigentümliche Form ihrer Weiterentwicklung und die unvermeidlichen Begleiterscheinungen der Uebergangszeit; denn das ganze 19. Jahrhundert, das nach allen Umwälzungen doch noch mit einem Fragezeichen abschließt, wird künftigen Geschlechtern nur als ein buntscheckiges, lebhaft bewegtes, von tausend Widersprüchen erfülltes Vorspiel zu einer neuen Weltepoche erscheinen. Wir wissen auch, daß die Kunst nicht verschwunden ist, aber wir sehen, wenn wir ihre Schicksale während der letzten hundert Jahre an unserm Blicke vorüberziehen lassen, daß es ungeheurer Kraftanstrengung bedurfte, um sie mit der veränderten Gestalt der Dinge auszusöhnen. Es galt, der neuen Kultur die Kunst und der Kunst die neue Kultur zu erobern; denn diese beiden Mächte schienen zuerst durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt. Darum haben in der Kunstgeschichte keines andern Zeitabschnitts die Verkannten und Vergessenen, die Einsamen und Mißachteten eine solche Rolle gespielt. Darum haben niemals die führenden Gewalten des Lebens, die Fürsten und Reichen und die Menge, die nun als neues Glied in diese Gruppe der Tonangebenden eintritt, so oft und beharrlich falschen Götzen gehuldigt, deren Ungöttlichkeit sie zu spät erkannten.

Bei uns in Deutschland war die Sachlage noch verwickelter, der Kampf darum noch schärfer. Das Jahrhundert hat uns zwar die politische Einheit gebracht, aber es konnte uns das noch nicht bringen, was die beiden anderen großen Nationen, die Engländer und Franzosen, dank ihrer glücklicheren geschichtlichen Entwicklung, längst besitzen: eine geschlossene nationale Kultur, und vor allem einen von der Gesamtheit des Volkes im Verlaufe von Jahrhunderten erworbenen Schatz lebenskräftiger Ueberlieferungen, die imstande sind, den festen Boden für eine ästhetische Kultur zu bilden. Neigt

Abkürzungen: ZBK. = Zeitschrift für bildende Kunst; KfA. = Die Kunst für Alle; KuZ. = Die Kunst unsrer Zeit; KuK. = Kunst u. Künstler im 19. Jh. Herausg. v. R. Dohme 1881 ff.; KM. = Künstler-Monographien. Herausg. v. J. Knackfuß; WM. = Westermanns Monatshefte; VKM. = Velhagen u. Klasings Monatshefte; GK. = Graphische Künste; Nat. = Nationalgallerie in Berlin; Pinak. = Neue Pinakothek in München.

Allgemeines. Gurlitt, C., D. deutsch. Kunst im 19. Jh. 1899; Muther, Gesch. d. Malerei im 19. Jh. 3 Bde. 1893—94; Schlußkapitel von: Janitschek, Gesch. d. dtsch. Malerei 1890; Lübke, Gesch. d. dtsch. Kunst 1890; Ders., Gesch. d. Plastik 1871; Gesch. d. Architektur 1875; Rosner, D. dekorative Kunst im

unsere deutsche Eigenart schon an und für sich mehr zum spekulativen Denken als zum sinnlichen Anschauen, das die Voraussetzung alles Kunstschaffens ist, so drängten unsere unseligen historischen Schicksale, die uns Sicherheit und Wohlstand und damit die wichtigsten äußeren Bedingungen für eine Blüte der bildenden Künste raubten, alles geistige Streben unserer Besten immer mehr auf wissenschaftliche Thätigkeit denn auf künstlerische. Auch das erkannte Schiller, und er fügte den erwähnten Worten den klugen Satz hinzu: „Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.“ Wir wurden das „Volk der Denker“, auch das der „Dichter“, die den „Denkern“ nicht so fern standen, aber nicht das Volk der Künstler. Und so hatte die Kunst in Deutschland neben jenem allgemeinen Kampf noch einen speziellen Krieg zu führen: mit der Wissenschaft, die sie unterdrücken und bevormunden wollte. Die Sinne hatten sich von der absoluten Vorherrschaft des Intellekts zu befreien.

Zu keiner Zeit war diese Vorherrschaft anmaßender und verhängnisvoller als zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Sie war um so tiefer zu beklagen, als wir gerade vor ihrer Konsolidierung auf dem besten Wege waren, uns aus Schwulst und Unnatur wieder zu echter Kunst durchzuarbeiten. Die kraftvollen, hoffnungerweckenden Keime der Renaissance- und Reformationszeit waren nicht zur Blüte aufgegangen; in den Stürmen der Religionskriege waren sie verkümmert. Der Selbständigkeit beraubt, hatte man an den schwächeren Nachfahren der großen Meister in Italien und noch mehr in Frankreich eine Stütze gesucht. Die verfallende Kunst der Romanen ward das bewunderte Vorbild. Da kam den Deutschen, auf dem Umwege über England, die Erkenntnis ihrer eigenen Kraft zurück. Was im 16. Jahrhundert Dürer und Holbein mit Pinsel und Farben und, gefolgt von dem Heerbann der trefflichen Kleinmeister, mit Stift und Grabstichel angebahnt hatten, war im 17. von den Holländern aufgenommen und einer großartigen Entwicklung zugeführt worden. Das Erbe der Holländer, in der Seeherrschaft wie in der Kunst, hatten dann die Engländer übernommen. In dem freien Lande jenseits des Kanals hatte sich am frühesten die Reaktion gegen

19. Jh. 1898; Kunsthistor. Bilderbogen. 1. Supplem. 1880; dazu Text v. Springer: D. Kunst i. 19. Jh. 1881; Allgemeine dtsch. Biographie 1875 ff.; Becker, Dtsch. Maler v. Carstens bis auf d. neuere Zeit 1888; Pecht, Dtsch. Künstler d. 19. Jh. 1877—87; ders., Gesch. d. Münchner Kunst 1889; Schack, Graf v., Meine Gemäldesammlung 1881; Graf Raczynski, Gesch. d. neuer. dtsch. Kunst, übers. v. Hagen 3 Bde. 1836; Rosenberg, Gesch. d. mod. Kunst 2. Bd. 1887; ders., D. Berliner Malerschule 1879; Müller-Singer, Allg. Künstler-Lex. 3. Aufl. 1895 ff.; Dtsch. Künstlerlex. d. Gegenw. 1898.

Klassicismus: Justi, Winckelmann 2. Aufl. 3 Bde. 1898; Volbehr, Goethe u. d. bildende Kunst 1895; v. Stein, D. Entstehung d. neueren Aesthetik 1886.

bombastisches Pathos und gespreiztes Phrasentum geltend gemacht. Der praktische Sinn einer Bevölkerung, die, im wesentlichen aus thätigen Kaufleuten und Industriellen bestehend, den Zusammenhang mit der umgebenden Welt nicht so bald verlieren konnte, war zuerst wieder aus dunstigen Wolkenhöhen zur Schlichtheit des Lebens und der Natur herabgestiegen, hatte den bürgerlichen Roman und das bürgerliche Schauspiel begründet und ebenso in der bildenden Kunst auf die ungeschminkte Darstellung der Wirklichkeit hingewiesen. William Hogarth, der derbe Naturalist, der vor keiner „Häßlichkeit" des Lebens zurückschreckte, gab mit verblüffender Wahrheit Schilderungen des zeitgenössischen Lebens. Thomas Gainsborough erneuerte die einfach-innige, vom Arrangement freie Landschaftsmalerei der besten Niederländer mit verfeinerten malerischen Mitteln. Beide wetteiferten mit Joshua Reynolds, im Porträt die äußere Erscheinung und den Charakter ihrer Landsleute zu erfassen und ohne Beschönigung wiederzugeben. Die englischen Lehren kamen zum Festlande, um hier im Schrifttum wie in den bildenden Künsten neue Anhänger zu werben. Wie Lessing von den „angelsächsischen Vettern" das bürgerliche Drama übernahm, so ging auch der Mann, der uns Lessings Züge so treu überlieferte: Anton Graff, von englischen Anregungen aus, so suchte der fleißige Künstler, der Lessings Werke illustrirte: Daniel Chodowiecki, ein deutscher Hogarth zu werden. Sie wurden die ernsten Schilderer eines tüchtigen und arbeitsamen Geschlechts. In seinen zahllosen Kupferstichen gab Chodowiecki Kunde von der aufstrebenden Bourgeoisie aus der gravitätisch-würdigen Zeit des Zopfes. Und wie die Männer der Aufklärungsepoche allen falschen und anfechtbaren Idealen mit klarer, später sogar mit allzu klarer Kritik auf den Leib rückten, so verbannte Graff aus seinen Bildnissen alle gemachte Repräsentation. Er zeigte seine Leute im Alltagskostüm, nicht im Galarock, und sah, jede spielerige Nebenabsicht bei Seite lassend, streng darauf, koloristisch und in der Beleuchtung alles der Hauptsache: dem Blick des Auges, unterzuordnen. Schon erscheint Norddeutschland und besonders die preußische Hauptstadt als ein Hort des ehrlich-schlichten Realismus. Berlin, das diese Rolle, wie wir sehen werden, noch lange Jahrzehnte hindurch treulich beibehielt, ward der Sammelplatz, wo Chodowiecki, der Danziger, Lessing, der Sachse, und Graff, der in Dresden seßhaft war, sich trafen. Neben

Graff, Ant., geb. 1736 Winterthur, gest. 1813 Dresden. Bildnißmaler in Augsburg; seit 1776 Hofmaler in Dresden. — Muther, A. G. 1881.

Chodowiecki, Dan. Nicol., geb. 16. Okt. 1726 Danzig, gest. 7. Febr. 1801 Berlin. Anfangs Kaufmann; 1764 nach Berlin berufen; 1797 Direktor der dortigen Kunstakademie. Zahllose Stiche und Radirungen, Illustrationen, Einzelblätter, Cyklen und Illustrationen für Almanache und Kalender. 1773 Reise nach Danzig; Tagebuch der Reise und des Danziger Aufenthalts. — Engelmann, Ch.s sämmtl. Kupferstiche 1857—60; Woltmann, Hogarth und Ch. 1878; Dohme in Ku.K.; Facsimiledruck der Reise nach Danzig 2. Aufl. 1897; Oettingen, Ch. 1895.

Graff wirkte in der sächsischen Hauptstadt Christian Leberecht Vogel, der liebenswürdige Kindermaler, und aus der Uckermark kam Philipp Hackert, dessen Name der Gegenwart mehr durch das biographische Denkmal geläufig ist, das Goethe ihm gesetzt, als durch seine prunklos-sachlichen, oft ein wenig nüchternen, aber gerade in ihrem Mangel an wohlbedachter Komposition für ihre Zeit hervorragenden Landschaftsbilder. Auch Süddeutschland war nicht ganz zurückgeblieben. In der Schweiz war Salomon Geßner mit seinen idyllischen Naturschilderungen als Maler und Radierer in demselben Sinne wie Hackert thätig, und in Augsburg lebte der alte Johann Elias Ridinger, ein meisterhafter Beobachter und Darsteller der Tierwelt.

Indes was diese bescheidenen und doch so tüchtigen Künstler anstrebten und vorzubereiten schienen, ward nur zu bald durch den Klassizismus, der sein Herrscherhaupt so feierlich-selbstbewußt erhob, jäh durchkreuzt. Er erscheint als der letzte Ausläufer der mit der Renaissance einsetzenden Kunstbewegung, andererseits als die Konsequenz der weltbürgerlichen, humanitären Sehnsucht des 18. Jahrhunderts, also mehr als ein Abschluß der früheren denn als der Beginn einer neuen Epoche. In der That stellt sich die streng antikisierende Richtung der deutschen Kunst lediglich als eine Fortsetzung der älteren Versuche in Italien, Frankreich und Holland dar. Nur daß in Deutschland jetzt die klassizistische Doktrin viel tiefer das ganze geistige Leben aufrührte, viel weitere Kreise erfaßte und, entsprechend unserer Eigentümlichkeit, unter der Anteilnahme aller Gebildeten theoretisch so fest begründet wurde, daß sie zum Dogma und schließlich zur Formel erstarrte.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts bereits beginnt diese Strömung, die alsbald gegen jene Anfänge einer unbefangen-realistischen, modernen Kunst als eine Reaktion auftrat. Allerlei äußere Gründe begünstigen ihren Siegeslauf. Am Fuße des Vesuv werden Ausgrabungen veranstaltet, und mit Staunen entdeckt man die Reste

Vogel, Chrn. Lebr., geb. 1759 Dresden, gest. 1816 das. Portraitmaler, hauptsächlich Kinderbildnisse und Familiengruppen.

Hackert, Jak. Ph., geb. 1737 Prenzlau, gest. 1807 Florenz. 1773 zum Studium nach Berlin; Reisen nach Stockholm und Paris; 1768—82 in Rom; tritt 1782 in die Dienste des Königs von Neapel; lebt seit 1803 auf seinem kleinen Gute bei Florenz.

Geßner, Salom., geb. 1730 Zürich, gest. 1788 das. 1749 als Buchhändlerlehrling nach Berlin. Nach der Rückkehr in die Heimat Wechsel zwischen Poesie (Idyllen) und bildender Kunst. Landschaftsmalerei und Radierungen. — G.s sämmtl. radirte Bll. 1802; Wölfflin, G. 1889.

Ridinger (Riedinger), Joh. El., geb. 1695 Ulm, gest. 1767 Augsburg, 1759 dort Direktor der Akademie. Gemälde nicht mit Sicherheit nachzuweisen; hauptsächlich Radierungen und Kupferstiche, bes. Thierdarstellungen. — Thienemann, Leben und Wirken R.s 1876.

der verschütteten Städte Pompeji und Herkulanum. Weiter südlich, bei Salerno, findet man die majestätischen Tempelruinen von Paestum. Mit einem Schlage steigt die Herrlichkeit der Antike selbst aus dem Grabe hervor und weckt in ganz Europa stürmischen Jubel. Mit erneuter Aufmerksamkeit studiert man die Denkmäler alter Kunst in Italien und Griechenland. Im Taumel der Begeisterung übersieht man es, daß man hier die Zeugnisse gänzlich verschiedener Kunstepochen vor sich hat, die im Verfolge einen Aufschwung, eine Blüte und einen Verfall deutlich erkennen lassen, man denkt nicht daran, Griechisches und Römisches, Aelteres und Jüngeres, Originalwerke und Arbeiten der Kopisten sorgsam zu unterscheiden, sondern bildet sich aus der Summe großartiger Eindrücke ein allgemeines Ideal: die Kunst der „Alten“, der „Griechen“ schlechthin, der man schwärmerisch huldigt.

Johann Joachim Winckelmann wird für Deutschland der gläubige, ja der fanatische Priester dieses Ideals. Schon 1755 erscheint seine Erstlingsschrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“, neun Jahre später sein monumentales Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst des Altertums“. Lessing, der als Dichter und litterarischer Kritiker die Zeichen der Zeit wohl zu deuten wußte, schwenkt als Kunstfreund ganz in die reaktionären Bahnen des bewunderten Gelehrten ein und sorgt für die Verbreitung seiner Lehren. Ganz Deutschland wird von der unbedingten Verehrung für das Griechentum ergriffen. Und als der Morgen des neuen Jahrhunderts dämmert, stehen Goethe und Schiller, auf der Höhe ihres Schaffens und ihrer Macht, als die Erfüller der Winckelmann-Lessingschen Sendung und als überzeugte Verkünder der neuen Glaubenssätze völlig im Banne der Alten. Die Dichtung und Kunst der Griechen wird von ihnen nicht allein gefeiert, sondern nach Form und Inhalt als letztes Ziel alles Strebens, als unbedingte Norm hingestellt. Ist es gleich nicht möglich, sie zu erreichen, geschweige denn sie je zu überflügeln, so soll man wenigstens ihren Spuren folgen.

Der Einfluß der zu großartiger Höhe emporgeblühten Poesie wirkte nun bestimmend auf die bildende Kunst. Das Unheil war nicht mehr aufzuhalten. In unbegreiflicher Verblendung suchte man die Mittel, die der Dichtkunst zu solchem Aufschwung verholfen hatten, auf dies völlig heterogene Gebiet zu übertragen, in dem irrigen Glauben, man werde mit ihrer Hülfe auch die Kunst einem beispiellosen Glanze entgegenführen können. Man übersah völlig, daß man hier mit ganz anderen Bedingungen zu rechnen hatte. Der kategorische Hinweis auf ein vorbildliches Beispiel, der in den freien Regionen der Dichtung als wohlthätiges Gesetz wirken und schöne Früchte zur Reife bringen konnte, mußte den bildenden Künsten in ihrer materiellen Gebundenheit an das Technische zur unerträglichen Fessel werden. Die deutsche Poesie wahrte sich allein schon durch ihre Sprache auch im äußersten Falle einen Rest von Selbständigkeit gegenüber dem Hellenentum; die stummen Künste mußten zu recht-

losen Sklaven der Antike herabsinken. Wohl fehlte es nicht an warnenden Stimmen, die bei aller Bewunderung für die Hoheit der griechischen Kunst gegen ihre Erhebung zur Alleinherrscherin Einspruch erhoben. Herder, der sich aufs innigste mit dem Leben seines Volkes verknüpft fühlte, erkannte die drohende Gefahr. Heinse fand treffende Worte für das, was unserer Kunst Not thue. Selbst der alte Klopstock empörte sich gegen die wachsende Tyrannei der hellenistischen Doktrin und nahm in seine „Gelehrtenrepublik" den kräftigen Satz auf: „Hochverrat ist es, wenn Einer behauptet, daß die Griechen nicht können übertroffen werden." Aber diese Rufe verhallten ungehört, der Siegeslauf der antiquarischen Kunstauffassung war entschieden, zumal seitdem sie in der mächtigsten Persönlichkeit des gesamten deutschen Geisteslebens, in Goethe, ihren Schützer und Förderer gefunden hatte.

Nach zwei Richtungen hin wirkte der Klassizismus lähmend auf die Entwicklung unserer Kunst. Einmal war es der dauernde Hinweis auf ein ewig gültiges, von vornherein als unerreichbar hingestelltes Muster, der jede freie Bewegung erschwerte. „Nachahmung" ward die Parole, die schon Winckelmann im Titel seiner ersten Programmschrift ausgegeben hatte. „Der einzige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten!", so rief er mit lebhafter Bewegung. Man entzog den Künstler dem Studium des zeitgenössischen Lebens, seiner Menschen und Empfindungen und verlangte von ihm, daß er seine moderne Seele in den Zustand einer antiken zurückschraube. Man entzog ihn auch dem Studium der Natur selbst und beschränkte ihn darauf, ihre Herrlichkeit in der Reproduktion der griechischen Kunst, also mittelbar, aus zweiter Hand kennen zu lernen. Seltsam fürwahr, daß man nicht merkte, wie wenig dies Vorgehen dem der großen Alten selbst entsprach! In ihrer philologischen Verblendung kannte die Gelehrsamkeit, die sich zur absoluten Herrscherin aufgeschwungen hatte, nur das eine Ziel: die Werke der neueren Künstler denen der Antike ähnlich zu machen, nicht innerlich, durch eine gleiche Art der Produktion, sondern äußerlich, durch ihre formalen Qualitäten. Und diese regierende Gelehrsamkeit brachte zugleich nach einer anderen Richtung unberechenbaren Schaden für die deutsche Kunst. Ihrer ganzen Natur nach kam es ihr in erster Linie auf den geistigen Gehalt der Dinge an. Ihr Ziel war „die Idee", der nachzustreben als die wichtigste und höchste Thätigkeit erschien. So schätzte sie auch die Werke der Kunst hoch oder gering, je nachdem in ihnen „die Idee" zum Ausdruck kam. Der Inhalt des Gemäldes, der Bildhauerarbeit war das, wonach man zuerst forschte, was man am eifrigsten der Betrachtung unterzog. Nicht um den eigenartigen künstlerischen Inhalt des Werkes bemühte man sich, sondern um einen von außen hereingetragenen litterarischen Inhalt, der unerbittlich verlangt wurde. Nicht mit dem immanenten Ausdruck der „Idee" beschäftigte man sich, der in jeder Schöpfung des echten Künstlers zu finden ist, sondern mit dem Abglanz

der wissenschaftlich-dichterischen Gedankenwelt, ohne den man sich kein Bild, keine Statue von Wert vorstellen konnte. Mit einem naiven Dünkel ohne Gleichen glaubte sich die gelehrte Aesthetik über die Künstler erhaben, und diese ließen sich die Bevormundung ruhig gefallen. Man vergaß völlig, daß der Beruf des Künstlers ein ganz anderer ist, daß seine That eben darin beruht, mit offenen Sinnen Natur und Menschenwelt und Menschenempfinden in sich aufzunehmen und mit gestaltender Kraft aus sich heraus noch einmal neu zu schaffen, daß sein Wert sich lediglich nach der Fähigkeit richtet, die ihm für diese Arbeit zu Gebote steht. Man vergaß mit einem Worte bei der Beurteilung des Künstlers und bei seiner Ausbildung nichts anderes als — das Künstlerische! Man sah nur das nebensächliche Was und forschte nicht nach der Hauptsache: nach dem Wie. Es hat langer Jahrzehnte bedurft, um die Fehler, die damals begangen wurden, einigermaßen wieder auszugleichen. Ganz sind ihre Spuren auch heute noch nicht verwischt.

Kein Zweig der Kunst hat unter diesen Umständen so schwer gelitten wie die Malerei. Plastik und Architektur waren insofern besser daran, als sie in den Denkmälern der Alten zahlreiche Vorbilder von vollendeter Großartigkeit fanden, in denen die letzten Gesetze ihres Wesens mit unvergleichlicher Meisterschaft zum Ausdruck gebracht waren. Die Malerei war nicht so glücklich. Von der Farbenkunst der Griechen wußte man nicht sehr viel, von der ihrer Schüler und Nachahmer, der Römer, nicht viel mehr. So blieb für die ästhetischen Gesetzgeber von 1800 nichts anderes übrig, als ihre Normen von denen der Plastik zu deduzieren. Man verwies die Maler allen Ernstes in die Gefolgschaft der Bildhauer; von den Umrissen der alten Skulpturen sollte ihre Zeichnung bestimmt werden. „Vortheile, die ein junger Mahler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe," so überschrieb Goethe eine kurze Betrachtung im Anschluß an derartige Vorschläge, die an allen Ecken auftauchten. Mit beklagenswerter Unselbständigkeit folgen die Maler willig diesen Zwangsgeboten. Sie unterwerfen sich den Aesthetikern und verlegen den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit vom Kolorit auf die Form, der Bleistift wird ihnen wichtiger als der Pinsel. Sie denken nicht mehr daran, daß eben die Kunst, den farbigen Abglanz der Welt aufzufangen und wiederzuspiegeln, Malerei ist, geben die technischen Traditionen der Rokokozeit mehr und mehr preis, bis sie ihnen in der That verloren gehen, und machen dann plötzlich aus der Not eine Tugend, indem sie, den Aesthetikern nachsprechend, behaupten, die sinnliche, am Realen haftende Farbe sei nur hinderlich, wenn man, über die Natur sich erhebend, der „Idee" dienen wolle. Sie verachten das malerische Handwerk, und die etwas davon verstehen, werden geringschätzig eben als „Handwerker" angesehen.

Der erste Deutsche, der in den klassizistischen Strudel hinabgezogen wurde: Raffael Mengs, war noch nicht imstande, sich von den Ueberlieferungen der Zopfzeit so ganz zu lösen. Es war

sein Glück. Denn die Gegenwart, der die Zukunft hierin wohl beitreten wird, schätzt von seinen Werken nur noch die zarten, duftigen Rokoko-Pastelle und in seinen antikisierenden Gemälden nur noch die Reste malerischer Fertigkeit. Auch die kluge Angelika Kauffmann vermochte sich trotz aller Anstrengung nicht völlig in eine griechische Malerin zu verwandeln. Sie hielt sich zwar in ihren Bildern an die Gewänder der Vestalinnen, Nymphen und Heroen, aber die klassische Gewandung, hie und da überdies mit einer höchst unrömisch-schalkhaften Rokoko-Grazie arrangiert, wirkte bei ihr mehr wie eine amüsante Variation der älteren Art. Erst in Asmus Jakob Carstens ist der Umschwung vollzogen. Dieser hartnäckige Schleswiger wirft die gesamte Ueberlieferung, die Anschauung und vor allem die Technik der Altvordern über Bord und erfüllt das Ideal der Aesthetiker. Carstens war ein wirklicher Künstler und eine Achtung gebietende Persönlichkeit. Einem Manne, der mit solcher Energie und Zähigkeit ein einmal als richtig erkanntes Ziel verfolgt, der so durchdrungen ist von der Heiligkeit seiner Mission und seinen Künstlerberuf mit so tiefem Ernst auffaßt, wird niemand den schuldigen Respekt versagen. Doch wir müssen es heute beklagen, daß eine solche Begabung durch die Zeitverhältnisse für die Entwicklung unserer Malerei verloren ging, ja, gerade durch ihre Kraft diese Entwicklung auf eine Bahn drängte, die in die Wüste führen mußte. Carstens

Mengs, Ant. Raf., geb. 1728 Außig in Böhmen, gest. 1779 Rom. Sohn des Dresdener Hofmalers Ismael M. Mit dem Vater 1741 nach Rom und 1744 nach Dresden zurück. 1748—49 wieder in Rom; dann in Dresden, als erster Hofmaler. 1752 abermals nach Rom, seit 1854 Direktor der neu errichteten Malerakademie auf dem Kapitol. 1761—69, 74—76 in Madrid. Religiöse u. antikisirende Bilder, darunter d. Parnaß (Rom, Villa Albani). — M.s Gedanken über die Schönheit, herausgeg. von Füßli 1765; Sämmtl. Schriften herausgeg. von Schilling 1843—44; Reber in KuK.

Kauffmann, Angelika, geb. 1741 Chur, gest. 1807 Rom. Tochter des bischöflichen Hofmalers Joh. Jos. K. Bereits seit 1750 künstlerisch thätig. Ging mit dem Vater 1852 nach Italien, 1857 nach Deutschland zurück, 1762 wieder nach Italien (Florenz, Rom, Neapel, Venedig); 1765 nach London, als berühmte Künstlerin gefeiert; wies die Bewerbung Sir Joshua Reynolds zurück, kurze Ehe mit einem Schwindler. 1780 Heirath mit dem venetianischen Maler Antonio Zucchi, mit diesem nach Italien zurück, seit 1783 dauernd in Rom. Gehörte hier zum Goethischen Kreise; früher schon Freundschaft mit Winckelmann. — Wessely in KuK.; Grube, A. K. 1882; Schram, Die Malerin A. K. 1890.

Carstens, Jakob Asmus, geb. 10. Mai 1754 St. Jürgens bei Schleswig, gest. 26. Mai 1798 Rom. Sohn eines armen Müllers; erst Lehrling eines Weinhändlers, dann künstlerische Lehrzeit in Kopenhagen. 1783 nach Italien, mittellos zurück; in Zürich, Lübeck, 1788 in Berlin. Hier Erfolge, Lehrstelle an der Akademie, 1792 Reisestipendium nach Italien. Seitdem in Rom bis zu seinem Tode. — Fernow, Leben des Künstlers C. herausg. v. Riegel 3 Bde. 1869—84; Schöne 1866; Sach 1881.

ist die Inkarnation der klassizistischen Kunst. Die Farbe ist verschwunden; wo er sich an sie heranwagt, leidet er kläglich Schiffbruch. Der „edle Kontur" muß alles sagen. Die abstrakte Linie ist das beste Mittel, der ästhetisch-philosophisch-litterarischen Idee im Kunstwerk zum Ausdruck zu verhelfen. „Es ist nicht möglich," so lehrt Fernow, das kritische Orakel jener Jahre, der seine Maximen von Carstens' Werken abstrahiert, „das Kolorit zu idealisieren, die Natur nach der farbigen Seite zu übertreffen." Durch den „Umriß" aber kann der „Maler", der freilich nun diesen ehrlichen Titel gar nicht mehr verdient, am leichtesten die Natur aus ihrer realen Gebundenheit emporheben, sie im Sinne der Alten meistern. Darum hielt Carstens es auch gar nicht für nötig, die Natur zu studieren: „Das Zeichnen nach dem Leben gefiel mir nicht," erzählt er offenherzig, „auch schien mir der Kerl, welcher zum Modell stand, obwohl er sonst gut gebaut war, gegen die Antiken, von denen ich schon höhere Begriffe von Schönheit erlangt hatte, so unvollkommen und gemein, daß ich dachte, ich könnte wohl eine bessere Figur zeichnen lernen, wenn ich mich blos an diese hielte." Die griechischen Statuen und die griechischen Dichter lieferten ihm natürlich auch die Gestalten, Priamus und Achill, Ajax und Odysseus, Homer und die Parzen, Bacchos und Eros, Ganymed und die Argonauten treten auf. Carstens will nicht individuelles Leben und charakteristische Menschen schildern, sondern, die Zufälligkeiten der Einzelerscheinung überwindend, dem Typus zustreben, um durch ihn die „edle Einfalt und stille Größe" zu erreichen, die Winckelmann den Werken der Alten nachgerühmt hatte. Nicht immer freilich gelingt es ihm, sich ganz in diesen strengen Grenzen zu halten. Es kommt, wenn auch nur selten, vor, daß er die offiziellen Gebote übertritt, daß der bedächtige Rhythmus des Linienflusses aufgeregter wird, die gehaltene Keuschheit der Komposition, unter dem Einfluß Raffaels und vor allem Michelangelos, einer sinnlicheren Fülle weicht. Aber gerade um solcher Sünden gegen das Schema willen können wir ihn noch heute lieben.

Carstens hatte für die Maler den Weg zum reinen Formenideal der Antike freigemacht, begeistert folgte ihm die deutsche Künstlerschaft. Die Schulen und Akademien des sterbenden Reichs wurden verlassen, und die Musenjünger zogen, „das Land der Griechen mit der Seele suchend," über die Alpen. Rom ward die künstlerische Hauptstadt Deutschlands. Schon Winckelmann hatte die Sehnsucht nach Italien getrieben, Mengs und Angelika Kauffmann hatten sich in der ewigen Stadt niedergelassen, Goethe hatte in Rom seine Wandlung besiegelt, Carstens hier nach den Jahren der Sorge Frieden und einen frühzeitigen Tod gefunden. Die Pilgerfahrt nach Rom wird nun auf Jahrzehnte hinaus eine selbstverständliche Episode im Leben jedes Künstlers, und gar viele kehrten nie mehr in die Heimat zurück. Man darf bei allem Schlimmen, das uns diese Wendung gebracht, doch auch die Vorteile nicht vergessen, die sich damit verknüpften.

In Italien, in der dauernden Umgebung herrlichster Wunderwerke aller Zeiten, ging den Künstlern das Herz auf; hier konnte sich ihr ganzes Fühlen anders entfalten als in den engen und zerrissenen deutschen Verhältnissen, denen ein großer Mittelpunkt fehlte. Hier in der Freiheit konnte sich in ihnen eine Auffassung der künstlerischen Thätigkeit entwickeln, die vielleicht nicht jeder in der kleinbürgerlichen Atmosphäre des Vaterlandes zu gewinnen vermochte. In der That datiert auch von jenen Jahren her im deutschen Publikum immerhin ein gesteigerter Respekt vor der Künstlergilde und ihren Angehörigen, der im 18. Jahrhundert in diesem Maße nicht vorhanden war. Nur ward der Bogen allzu straff gespannt, mit deutscher Gründlichkeit wurde die äußerste Konsequenz aus den neuen Theorien gezogen und das Spekulieren so weit getrieben, bis die ganze Bewegung, auch in ihren gesunden Elementen, ad absurdum geführt war.

Die archäologische Konturenzeichnung nahm dauernd die erste Stelle ein. Der Pinsel war abgesetzt, der Bleistift und die Feder, der Rötelstift und die schwarze Kreide teilten sich als Diadochen in sein verwaistes Reich. Die edle Linie war die Göttin, der man huldigte. Aus allen Gauen Deutschlands pilgerten sie nach der ewigen Stadt, wo ihre Tempel standen. Hier gelangten die beiden Schwaben Eberhard Wächter und Gottlieb Schick zu Ansehen, die nicht allein von Carstens gelernt, sondern auch in Paris bei dem Haupte der französischen Klassizisten, beim großen Jacques Louis David, ihre Studien gemacht hatten. Hier stieß Heinrich Füßli, ein Züricher von Geburt, der früh nach London gekommen war und dort sein Leben abschloß, zu dem deutschen Kreise. Nach England übersiedelte auch Moritz Retzsch, der, recht im Sinne der Zeit, seine „Umrisse" zu Goethes Faust und Schillers Balladen veröffentlichte. Der eigentliche Thronfolger Carstens' aber ward Bonaventura Genelli, der erst im Todesjahre des Meisters, 1798, geboren ward und bis tief in die neue Zeit hinein in mächtigen, von ungewöhnlicher Erfindungs- und Gestaltungskraft zeugenden Kompositionen das hellenistische Bekenntnis predigte.

In dieser Blütezeit der blassen Gedankenkunst, da die Maler nicht Maler, sondern „Dichter" oder Diener der Dichter sein wollten,

Wächter, E. G. F. v., geb. 1762 Balingen, gest. 1852 Stuttgart. Studierte seit 1781 in Paris unter David, zur Revolutionszeit nach Rom in den Kreis Carsten's. Uebertritt zum Katholicismus. 1796 nach Wien; 1809 nach Stuttgart.

Schick, Gottlieb, geb. 1779 Stuttgart, gest. 1812 ebenda. 1798 nach Paris zu David; 1802 zurück nach Stuttgart, dann nach Rom; 1811 in die Heimath zurück.

Füßli Heinr., geb. 1741 Zürich, gest. 1825 bei London. Literarische Interessen führen ihn 1765 nach England; seit 1767 ganz Künstler; 1770 nach Italien; 1782 nach England zurück; 1801 Professor, 1804 Präs. der Londoner Akademie.

Retzsch, F. A. M., geb. 1779 Dresden, gest. 1857 ebda. 1798 Studium auf der Akademie Dresden, 1824 ebda. Professor.

Genelli, Bonaventura, geb. 1798 Berlin, gest. 1868 Weimar. Studium

da sie von der nebligen Höhe der „Begriffe“ herab die Welt anschauten und nach Winckelmannschem Rezept in Allegorien schwelgten, war der Zusammenhang mit der Natur so gut wie aufgehoben. Man zeichnete Statuen, aber keine Menschen, man kümmerte sich um die „Idee“, nicht um das Leben. Was Wunder, daß man auch an der lebens- und farbenfrohen Wirklichkeit ringsum, an der Landschaft achtlos vorüberging. Die ganze Geschichte der modernen Malerei ist zugleich die Entwicklungsgeschichte der Landschaftsmalerei.. Der Klassizismus bewährte sich auch hier als hemmende, reaktionäre Macht. Lessing hatte im Laokoon den erstaunlichen Satz ausgesprochen, die Landschaft sei kein geeignetes Stoffgebiet für den Künstler, „weil sie keine Seele habe.“ So hielt man sich zunächst vorsichtig zurück. Und als man sich ihr dann langsam und zaghaft wieder näherte, glaubte man das nur unter der Bedingung thun zu dürfen, daß man ihre natürliche Gestalt im Sinne des klassizistischen Formenideals veränderte. Auch hier hatte Carstens anregend gewirkt. Er war in manchen Kompositionen, wie in seinen Argonautenbildern, gezwungen, den Scenen einen landschaftlichen Hintergrund zu geben, und fand aus dieser Verlegenheit einen Ausweg, indem er ihn ganz nach seinen sonstigen stilistischen Grundsätzen behandelte. So entstand die „heroische Landschaft“, in der ebenfalls, wie im Figurenbilde, die edle Linie herrschte. Nicht auf die intime Stimmung kommt es an, nicht auf die malerische Erfassung der Luft-, Licht- und Farbenprobleme, sondern darauf, die großen charakteristischen Züge aus dem Naturbilde herauszulösen, unter Aufgabe der charakteristischen Einzelheiten den Typus der Landschaft aufzusuchen, wie man dem Typus des Menschen zustrebt, die Menschenwelt zu einem idealen, unwirklichen Lande emporzuheben, in dem Götter, homerische Helden und allegorische Gestalten sich wohl fühlen können. Man stilisierte die Landschaft, aber nicht indem man, vom künstlerischen Standpunkt ausgehend, ihre Formen stilisierte (wie es die Künstler später, am Ende des Jahrhunderts, vielfach thaten), sondern indem man, aus litterarischen Gesichtspunkten heraus, gewissermaßen ihren Inhalt stilisierte. Nur die großartige Natur konnte zu solchen Zwecken den Malern die Hand weisen, und zu ihrer Freude fanden sie in der italienischen Landschaft die schönsten Anregungen. Hier, wo der klare Aether Felsen und Bäume, Tempel und Paläste so scharf umrissen zeigte, konnte man majestätischen Formen und erhabenen Linien nachgehen. Aber man gab nicht die Natur mit all ihren „Zufälligkeiten“, wie man sie in der Skizze festhielt, sondern arrangierte und kom-

auf der Akademie in Berlin, 1822 nach Italien. 1832 Rückkehr nach Leipzig, 1836 nach München, 1859 nach Weimar. — Hauptwerke: Fresken (Liebesgötter) im Gartenhause von Härtel, Leipzig; Antike Stoffe, darunter für den Grafen Schack: Raub der Europa, Herkules und Omphale u. a.; Bilderfolgen: Leben eines Wüstlings, Umrisse zu Homer, Leben einer Hexe, Umrisse zu Dante, Aus dem Leben eines Künstlers. — Jordan, Biogr. 1869; v. Donop, Briefe v. G., Rahl, Schwind, ZBK. Bd. 11—13.

ponierte sie nach strengen Gesetzen um, bis sie zu der „klassischen Landschaft“ geworden war, die allein für anständig galt. Der Tiroler Joseph Anton Koch war der erste, der diesen Weg, im engen Anschluß an Carstens, mit Erfolg betrat. Auch er war eine ganze Künstlernatur; das hat er freilich durch manches treffliche und kräftige Wort, das er geschrieben, mehr bewiesen als durch seine Bilder. Er mußte sich gegenüber der hyperidealistischen Kritik erst das Recht zu seinen Landschaften erkämpfen, die sich doch für unser Auge so ganz und gar im Fahrwasser der damals herrschenden Aesthetik bewegen. Denn Koch will ja bei Leibe nicht die Natur in ihrer ganzen Frische wiedergeben, er will für die erdichteten Gestalten lediglich eine erdichtete Landschaft als Dekoration, als Kulisse schaffen. Er will nicht die reizvolle Willkür festhalten, mit der die göttliche Allmacht unsere Erde geschaffen, sondern eben diese Willkür als etwas Rohes überwinden und die wohlabgestimmte, innere Harmonie an ihre Stelle setzen. Das war auch das Ziel seiner Nachfolger: Carl Rottmann's und Friedrich Preller's. Rottmann, zuerst von den Propheten der Schule noch über Koch gestellt, versuchte später, unter dem wachsenden Einfluß der wiedererwachten Farbe, mit der griechischen Linienschönheit einen pathetischen Kolorismus zu verbinden, der ihn aber nicht über äußere Effekte hinausbrachte. Preller, der Schöpfer der Odysseelandschaften, verstand es am besten, einen Einklang zwischen der pompösen Kulisse und der heroischen Staffage herzustellen; er wußte seinen Schilderungen einen Zug wahrhafter Größe zu verleihen und sich mit solcher Andacht in die Natur zu versenken, daß ihre Herrlichkeit auch aus der theatralischen Stilisierung, die er ihr angedeihen ließ, noch vernehmlich durchklingt.

Wie man die Natur der Landschaft umkomponierte, so korrigierte man auch die Natur des menschlichen Antlitzes. Für das Porträt, das den engen Anschluß des Künstlers an das unmittelbare Leben,

Koch, Jos. Ant., geb. 1768 Obergiebeln in Tyrol, gest. 1839 Rom. Zuerst Hirtenjunge, 1785 an d. Karlsakademie nach Stuttgart; 1791 Flucht nach der Schweiz, 1795 zu Fuß nach Italien; 1812 nach Wien, 1817 nach Rom zurück. Hauptwerke: Blätter zu Ossian und Dante; Opfer Noahs; historische Landschaften mit Hylas, Polyphem, Nausiçaa, Apollo, Diana, Macbeth; Tivoli, Olevano und Tiberthal; Bilder aus der Umgebung Roms. — Moderne Kunstchronik oder Reneford'sche Suppe, gekocht von J. K. 1834. — Marggraff, Biogr. 1840.

Rottmann, Karl, geb. 1798 Handschuchsheim, gest. 1850 München. Seit 1822 in München, 1826—28 in Italien, 1834—35 Griechenland. — Hauptwerke: bayerische Landschaften; 28 italienische Landsch. in Fresko in den Hofgarten-Arkaden zu München; 23 griechische Landsch. in der neuen Pinak. — Regnet, R., in KuK.

Preller, Friedr., geb. 1804 Eisenach, gest. 1878 ebda. Kam jung nach Weimar, dort Studien, dann 1820 nach Dresden; 1821 nach Weimar zurück, Verbindung mit Goethe. Wieder nach Dresden, nach Antwerpen, Mailand, 1827 nach Rom, 1831 nach Weimar zurück. — Roquette, F. P., 1883; Schöne, F. P.s Odysseelandschaften 1863.

an die Gegenwart, an das Zeitkostum erforderte, hatten die gestrengen Priester der Antike nicht viel Liebe übrig. Die Maler, die sich lediglich dem Bildnis widmeten, waren über die Achsel angesehen, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich den Gesetzen der „hohen Kunst“, soweit sich das machen ließ, zu unterwerfen. Man stilisierte die Linien des Kopfes, machte die Züge „bedeutend“, und vergaß dabei die Kleinigkeit, auf die individuelle Seele des Porträtierten, auf seinen Charakter Rücksicht zu nehmen. Im übrigen aber beeiferten sich die Bildnismaler, durch fleißige Bethätigung auf dem Felde der „Historie“ darzuthun, daß sie doch nicht ganz in solcher minderwertigen Thätigkeit versunken seien. Niemand konnte sich diesen Einflüssen der Zeitströmung ganz entziehen. Weder Gerhard von Kügelgen, der zum Porträtisten eine so treffliche Begabung mitbrachte, noch J. H. Wilhelm Tischbein, der von Hause aus eine frische Naturanschauung und ein scharfes Auge besaß, in seiner Jugend, dem Geschmack der Zeit direkt widersprechend, einen kecken Griff in das Stoffgebiet der deutschen Vergangenheit gewagt hatte und noch im hohen Alter recht realistische Geschichtsbilder malte, der aber in Rom von der antikisierenden Strömung mit fortgerissen wurde und sogar der „Umriß“-Malerei opferte. Doch wenn Tischbein in seinen Bildnissen, zumal in seinem berühmtesten und besten, das Goethe inmitten römischer Altertümer zeigt, Stilisierung und Realismus noch sehr fein zu versöhnen wußte, so begnügte sich die folgende Porträtistengeneration, an ihrer Spitze Josef Stieler, bis zu ihrem Ausläufer Franz Winterhalter, mit einem vagen Idealismus, der die Gesichter der Konterfeiten nicht bewahrte, wie sie waren, sondern wie sie nach der Meinung der Maler hätten sein sollen.

Wenn so das Porträt unter dem Klassizismus schwer zu leiden hatte, so war es doch zugleich eine Warnungstafel, auf der mit großen Lettern zu lesen war: bis hierher und nicht weiter! Das Bildnis

Kügelgen, Gerh. v., geb. 1772 Bacharach, ermordet 1820 bei Loschwitz. 1791 nach Rom, 1795 nach Rußland, seit 1813 Professor in Dresden. — Portraits von Goethe, Herder, Schiller, Wieland u. A. — Hasse, Biogr. 1824.

Tischbein, Joh. Heinr. Wilh., geb. 1751 Hayna, gest. 1829 Eutin. Studien und Arbeiten in Hamburg, Holland, Kassel, Berlin. 1779 nach Rom, 1781 nach der Schweiz, 1782 wieder nach Italien, enge Verbindung mit Goethe; 1795 nach Kassel dann nach Hamburg, 1808 nach Eutin. — Hauptwerke: Konradin; Portraits; Einzug Bennigsens in Hamburg. — T., Aus meinem Leben, herausgeg. v. Schiller 1861; v. Alten, aus T.'s Leben und Briefwechsel 1872.

Stieler, Jos. Carl, geb. 1781 Mainz, 1858 gest. München. Studien und Arbeiten in Würzburg, Wien, Polen; Wanderungen nach Frankfurt, Mailand, Rom, München, Wien. — Hauptwerke: Portraits von Fürstlichkeiten, von Goethe, Tieck, Beethoven, Schelling u. A.; Gallerie weiblicher Schönheiten im Münchner Schloß.

Winterhalter, Franz Xav., geb. 1806 Menzenschwand im Schwarzwald, gest. 1873 Frankfurt. Geht 1823 nach München und wird Schüler Stielers. Portraitarbeiten in Karlsruhe, Paris (Louis Philipp) und an allen Höfen.

wollte sich der antikisierenden Doktrin nicht einfügen, aber zu umgehen war es gleichfalls nicht. Dieser Umstand kam bei der wichtigen Stellung der Denkmalskunst in noch höherem Maße der Plastik zu Gute. Freilich, wenn der neuhellenische Idealismus im Lande der Bildhauer einem besonders scharfen Widerspruch begegnete, so lag das in erster Linie daran, daß ihm hier eine wahrhaft hervorragende, kraftvolle Persönlichkeit in den Weg trat: der Berliner Johann Gottfried Schadow. Auch hier bewährte sich die preußische Hauptstadt als ein Zufluchtsort des Realismus. Friedrich der Große war ein Verehrer der französischen Rokoko-Kultur, aber er war doch zu sehr ein Mann der ernsten That, um im tändelnden Schnörkelspiel aufzugehen. Als er seinen Generalen Seidlitz und Keith Standbilder setzen ließ, war es ihm durchaus recht, daß sein Vertrauensmann, der vlämische Bildhauer Antoine Tassaert, den er selbst an die Spitze der Berliner Akademie berufen hatte, die Kriegshelden ganz schlicht und einfach, ohne pompöse Verkleidung, sondern in der Uniform ihrer Regimenter darstellte. Es war ein mutiger Schritt Tassaerts, das Zeitkostum naturalistisch nachzubilden. Das hatte die Barok- und Rokokozeit nicht gewagt; das verpönten um so mehr die Lehren des aufsteigenden Klassizismus. Aber auch Tassaerts großer Schüler Schadow hielt sich an das Beispiel seines Meisters. Seine Denkmäler des alten Ziethen und des alten Dessauer, seine Statue des großen Königs für Stettin waren nach denselben Grundsätzen entworfen. Die Berliner Künstler bewiesen damit unwiderleglich, daß man sehr wohl monumental sein und doch zugleich Gestalten schaffen könne, die im Volke die Erinnerung an die historische Erscheinung seiner großen Männer lebendig erhalten. In der Marmorgruppe der liebreizenden Kronprinzessin Luise und ihrer Schwester, die Schadow im Auftrage des Hofes verfertigte, klang noch ein wenig die Anmut des Rokoko nach. Zwar macht sich ganz leise auch der Einfluß der neuen Ideen bemerkbar, die Prinzessinnen tragen statt der Schuhe Sandalen an den Füßen und ihre Gewänder erinnern an den

Schadow, Joh. Gottfried, geb. 20. Mai 1764 Berlin, gest. 28. Januar 1850 ebda. 1785 nach Italien, 1788 Hofbildhauer in Berlin. — Hauptwerke: Grabmal des jungen Grafen von der Mark (Dorotheenkirche Berlin); Friedrich der Große, Stettin; Zieten und der alte Dessauer, Wilhelmsplatz Berlin; Reliefs am Brandenburger Thor; Marmorgruppe der Kronprinzessin Luise und ihrer Schwester; Blücher, Rostock; Luther, Wittenberg; Tauenzien, Breslau; Büsten von Seb. Bach, Lessing u. A., mehrere für die Walhalla in Regensburg (Kant, Klopstock u. A.). Studien und Entwürfe zum Denkmal Friedrichs des Großen. — Lehren von den Knochen usw. 1830; Polyklet 1833; Nationalphysiognomien 1834—35. — Friedländer, G. Sch.s Aufsätze u. Briefe 2. Aufl. 1890; K. Eggers, Sch. und Rauch 1886; Geiger, B. alten Schadow: WM. Bd. 77.

Tassaert, Jean-Pierre-Antoine, geb. 1729 Antwerpen, gest 1788 Berlin. Ausbildung in Antwerpen, Reisen nach England und Paris. 1774 von Friedrich d. Gr. nach Berlin berufen. — Robert, Gedenkl. an T. 1884.

griechischen Chiton; aber diese Gewänder sind nicht in strenge klassische Falten gelegt, sondern umwallen in zahlreichen weichen Linien die schmiegsamen Körper, und aus dem Ganzen spricht eine schlichte Grazie, die frei ist von jedem verstiegenen Idealismus. Es konnte nicht ausbleiben, daß Schadow sich mit solchen Arbeiten den Zorn der klassizistischen Aesthetiker zuzog. Aber auch er hielt mit seiner Ansicht über die Gegner nicht zurück. Und als Goethe 1801 in den „Propyläen", ohne einen bestimmten Namen zu nennen, über den Naturalismus in Berlin mit seiner „Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung", über den „prosaischen Zeitgeist", der dort herrsche, ganz allgemein den Stab brach, antwortete ihm Schadow in einem vortrefflichen Aufsatz, der großes Aufsehen erregte und in Weimar tief verstimmte. Er formulierte darin sehr gut den Unterschied der Anschauungen und vertrat mit außerordentlichem Geschick den Standpunkt der Berliner, indem er namentlich auf Chodowiecki hinwies, dem er sich innig verwandt fühlen mochte. Die Kunst beruht auf der Schärfe des Sehens, des sinnlichen Erfassens und werklichen Wiedergebens! Die reale Wahrheit steht über der inhaltlichen! Solche goldenen Worte rief der Realist dem Olympier zu. Und der sie aussprach, war kein verstockter Eigenbrötler, der sich absichtlich von der großen Bewegung ferngehalten hatte. Schadow war schon 1785 nach Rom gekommen und doch als ein freier Mann heimgekehrt. Wir erkennen daraus die selbständige Kraft seiner Persönlichkeit. Denn in Rom war gewiß alles dazu angethan, einen jungen Bildhauer dem Klassizismus unterthan zu machen. Hier hatte seit Jahren schon Antonio Canova die Rückkehr zur Antike als Losungswort ausgegeben. Der Italiener selbst freilich konnte seine eigne Theorie noch nicht ohne Rest durchführen. Er ist, ähnlich wie Mengs in der Malerei, in Auffassung und Technik noch vom Rokoko abhängig, aus dem er sich befreien will. Seine deutschen Schüler, unter ihnen an erster Stelle der Schweizer Alexander T r i p p e l und der Schwabe J. H. D a n n e c k e r, suchen die Weichheit der Formen Canovas und den gefälligen Schwung seiner Linien nach Möglichkeit zu überwinden, um den Weg zur alleinselig machenden „edlen Einfalt und stillen Größe" zu finden. Aber erst der Däne Barthel Thorwaldsen erfüllte die Sehnsucht

Trippel, A l e x a n d e r, geb. 1744 Schaffhausen, gest. 1793 Rom. Kam als Kind nach London, 1761 als junger Bildhauer nach Kopenhagen. Reisen nach Potsdam und Paris. Seit 1776 in Rom. — Hauptwerke: Bacchantin, sitzender Apollo, schlafende Diana, Grabmal des Grafen Czernitscheff (Moskau), Denkmal Geßners, Büsten von Goethe und Herder (Weimar, Bibliothek). — V o g l e r, D. Bildhauer A. T. 1892—93.

Dannecker, J o h a n n H e i n r i c h v., geb. 1758 Waldenbuch, gest. 1811 Stuttgart. Kam aus ärmlichen Verhältnissen a. d. Karlsschule; Studienreise nach Paris u. Rom; seit 1790 in Stuttgart. — Gruppen u. Statuen in Stuttgart u. Umgebung; Ariadne auf d. Panther (Frankfurt a. M., Villa Bethmann), Büste Schillers (Weimar, Bibl.). — G r ü n e i s e n u. T h. W a g n e r, D., 1841.

der Künstler und Kritiker. Er ward der Carstens der Plastik, nur daß er den „Reformator“ der Malerei an genialer Begabung weit übertraf. Thorwaldsen ward der Begründer der ganz in hellenistischen Bahnen wandelnden Bildhauerschule, die auf Jahrzehnte hinaus einflußreich blieb. Er schuf mit leichter, nie versagender Hand die zahllosen Statuen und Gruppen, Reliefs und Allegorien, die bei aller äußeren Formenschönheit doch so kalt lassen, niemals einem innern Erlebnis zu entstammen scheinen, niemals von den heißen Kämpfen einer Künstlerseele Kunde geben, und die doch, zumal in Deutschland, so populär geworden sind.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Klassizismus an sich für die Plastik nicht so gefährlich war, wie für die Malerei. Er hätte sogar zweifellos günstig auf sie einwirken, das Beispiel der alten Meisterwerke hätte die Auffassung und das Formgefühl der Bildhauer vertiefen können, wenn nur der ganze künstlerische Betrieb jener Zeit sich nicht in so unheilvoller Abhängigkeit von der Aesthetik und der Philosophie befunden hätte. Am Schlusse dieser Uebersicht werden wir sehen, daß der Anblick und das Studium der Antike auch auf die Kunst eines ganz modern empfindenden Bildhauergeschlechts verjüngend wirken konnte, weil man sich ihr künstlerisch, von der Betrachtung der Formprobleme aus näherte. Zum Beginn des Jahrhunderts aber trat man von außen an die griechisch-römischen Skulpturen heran. Nicht darum bekümmerte man sich, wie die Bildhauer des Altertums mit den Händen gearbeitet, wie sie die Erscheinungen der Natur in die abstrakte Sprache der reinen Form zu übertragen gesucht, sondern darum, wie sie nach der Meinung der Gelehrten von 1800 die ideale Welt ihrer Dichter und Philosophen wiedergespiegelt hatten. Diesem äußerlichen Vorgehen entsprach es, daß man der Kleiderfrage eine solche Wichtigkeit beimaß. Das Verlangen nach dem antiken Kostum wurde so stark, daß auch die Berliner Plastik mit der Zeit davon ergriffen wurde. Selbst Schadow mußte sich in diesem Punkte in späteren Jahren dem Zeitgeschmack und Goethes Ansicht beugen: als er das Denkmal für den alten Blücher in Rostock entwarf, stattete er auf den Vorschlag des Weimarer Gewaltigen, den man offiziell befragt hatte, den Marschall Vorwärts mit einem Löwenfell und einem Barbarenschwerte aus! Weit stärker aber zeigte sich der zweite große Berliner Bildhauer jener Epoche, Christian Daniel Rauch, vom Klassizismus beeinflußt. Er war dreizehn Jahre jünger als Meister Schadow, und diese Differenz genügte vollauf, um

Rauch, Chrn. Dan., geb. 2. Jan. 1777 Arolsen, gest. 5. Dec. 1857 Berlin. Sohn eines Kammerdieners beim Fürsten von Waldeck, 1797 selbst Kammerdiener bei Friedrich Wilh. II. in Berlin, später bei d. Königin Luise; kam 1804 nach Rom in den Kreis Thorwaldsens; 1811 nach Berlin zurückberufen. — Hauptwerke: Denkmal Friedrichs d. Gr. in Berlin (1851 vollendet); Sarkophag d. Königin Luise u. Fr. W. III. (Charlottenburger Mausol.); Statuen: Scharnhorst, Bülow, Blücher (Berlin); König Max Jos. v. Bayern (München), Luther (Wittenberg), Dürer (Nürnberg), Francke

ihn in seiner Lehrzeit der älteren Generation zu entfremden und ganz mit klassizistischer Sehnsucht zu erfüllen. Der römische Aufenthalt wirkte darum auf ihn viel tiefer, und in einer langen Reihe schöner Werke, wie den Viktorien der Walhalla bei Regensburg oder den Goethe-Darstellungen, zeigte er, was er von Thorwaldsen gelernt hatte. Doch Berlin zwang auch Rauch wieder auf die Erde und in die Gegenwart zurück. In dem herrlichen Grabdenkmal für die Königin Luise suchte er sich freilich noch an antike Vorbilder zu halten, aber der schlichte Preußensinn Friedrich Wilhelms III. wollte nicht die Figur einer Göttin, sondern das Marmorbild seiner lieblichen Gattin im Mausoleum haben, und so mußte der Künstler den griechischen Elementen ganz andere, realistische beimischen. Aehnlich versuchte Rauch bei den Standbildern Scharnhorsts, Blüchers, Bülows sich aus der Affaire zu ziehen, indem er die Uniform der Freiheitshelden wenigstens ein bischen „idealisierte", hier einen Militärmantel zur Toga, dort eine Soldatenhose in das berühmte „nasse Gewebe" verwandelte, das die darunter befindlichen Körperformen deutlich durchschimmern ließ. Aber bei einer der wichtigsten Arbeiten seines Lebens, beim Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin, verstand er es, alle seine antikisierenden Wünsche zurückzudrängen und in dem alten Fritzen mit dreieckigem Hut und Zopf und Stock ein Meisterwerk des Realismus zu schaffen. Rauch zeigte durch diese wundervolle Schöpfung, an die sich sein Name für alle Zeiten zuerst knüpfen wird, daß er doch im Herzen ein guter Preuße blieb, daß ihm der Sinn für Schlichtheit und Einfachheit nie verloren ging. Seine Nebenmänner, wie Friedrich Tieck, und seine Schüler, in erster Reihe Friedrich Drake, standen in einem viel unselbständigeren Abhängigkeitsverhältnis zur Antike als er. Und an anderen Orten, wo die nüchternverständige preußische Art fehlte, wie in Wien oder in München, wo unter Ludwig I. der vielgewandte Ludwig Schwanthaler

(Halle), d. Polenkönige Mieczyslaw und Boleslaw (Dom zu Posen); Viktorien in der Regensburger Walhalla; Büsten, Grabfiguren, Statuetten. — F. Eggers, R., 4 Bde. 1873; K. Eggers, R. u. Goethe 1889; Merkle, D. Denkmal Fr. d. Gr. 1894.

Tieck, Chrn. F., geb. 1776 Berlin, gest. 1851 ebda. Bruder Ludwig T.s; seit 1797 in Schadows Atelier; nach Dresden, Wien, München, Paris; längerer Aufenthalt in Weimar bei Goethe; 1805 nach Rom; mit Frau v. Staël nach Coppet; 1812 nach München, 1819 wieder nach Berlin. — Portraitbüsten (Goethe, Wieland u. a.); dekorative Figuren; Iffland (Berlin, Schauspielhaus).

Drake, Friedr., geb. 1805 Pyrmont, gest. 1882 Berlin. Seit 1826 Rauchs Schüler. — Hauptwerke: Statuen Friedr. Wilh. III. (Berlin, Thiergarten), Fürst von Putbus (Putbus a. Rügen), Joh. Friedr. d. Großmütige (Jena), Rauch (Berliner Museum, Vorhalle), Schinkel (Berlin), Melanchthon (Wittenberg), König Wilh. I. (Köln, Eisenbahnbrücke); Viktoria auf der Berliner Siegessäule; Portraitbüsten, Idealfiguren, Reliefs. — Heinrich, Biogr. 1884.

Schwanthaler, Ludwig, geb. 1802 München, gest. 1848 ebda. Studienzeit in Rom unter Thorwaldsens Einfluß; seit 1834 im Dienste der bayerischen Könia

thätig war, regierte der Klassizismus auf Jahre hinaus unumschränkt.

Am wenigsten Widerstand aber fand das klassische Formideal in der Architektur. Hier war es, seltsam genug, gerade die preußische Hauptstadt, welche die Führung übernahm. In Dresden hatte zwar schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts Friedrich August Krubsacius, der noch den jungen Goethe wegen seiner Begeisterung für Erwin von Steinbach abkanzelte, gestützt auf die damals einsetzende barockfeindliche Bewegung in Frankreich, auf die Einfachheit und Hoheit der Antike hingewiesen; aber er konnte seine Theorien noch nicht durch seine Werke stützen. In Süddeutschland war dann Friedrich Weinbrenner im Dienste des Klassizismus thätig. Energischer aber gingen die Berliner vor. Bereits 1773 entsteht, nach Plänen des Franzosen Jean Legeay, nach dem Vorbilde des Pantheons in Rom, die Hedwigskirche. Karl von Gontard führt bald darauf durch die „Communs" des neuen Palais den Klassizismus in die Potsdamer Schloßbauten ein. Und noch vor dem Abschluß des Jahrhunderts baut Karl Gotthard Langhans im engen Anschluß an das Vorbild der Alten, wenn auch in Einzelheiten noch von der Formgebung der Zopfarchitektur abhängig, das Brandenburger Thor. Auch Friedrich Gilly und sein Vater, die einflußreichsten Vorkämpfer einer neuen, die wahren Lehren der Antike befolgenden Baukunst, wirkten in Berlin. Und hier trat nun der große Künstler auf, der diesen Gedanken durch seine Werke den reinsten und höchsten Ausdruck verlieh: Karl Friedrich Schinkel.

thätig. — Plastische Ausstattung der Glyptothek; dekorative Arbeiten für die Walhalla; Kolossalfigur der Bavaria; Arbeiten für den Thronsaal des Königsbaues der Münchner Residenz; Statuen: Goethe (Frankfurt a. M.), Tilly und Wrede (München, Feldherrnhalle), Mozart (Salzburg), Jean Paul (Bayreuth) u. A.

Weinbrenner, F., geb. 1766 Karlsruhe, gest. 1826 ebda. Studien ebda., Wien, 1792—97 Studien; 1809 Oberbaudirektor in Karlsruhe. — Architekton. Lehrbuch 3 Bde. 1810—25. — Denkwürdigkeiten aus m. Leben, her. v. Schreiber 1829.

Gontard, Karl v., geb. 1731 Mannheim, gest. 1791 Berlin. Studienreisen durch Frankreich, Italien, Griechenland; seit 1765 im Dienste des preußischen Hofes. — Hauptbauten: Sonnentempel der Eremitage in Bayreuth; Kuppeln des neuen Palais und die sogen. Communes (Potsdam); Kuppeltürme auf dem Gendarmenmarkt, Brücken und Colonnaden in Berlin.

Langhans, Carl Gotthard, geb. 1733 Landeshut, gest. 1808 Grüneiche. 1759—75 Studienreisen, nach der Rückkehr Baurat in Breslau, 1785 in Berlin. — Hauptbauten: Hatzfeldsches Palais (Breslau), Brandenburger Thor (Berlin) 1789, Herkulesbrücke ebda.

Gilly, Friedrich, geb. 1771 Berlin, gest. 1800 Karlsbad. Studienreise in Italien, 1789 Rückkehr nach Berlin.

Schinkel, Karl Friedrich, geb. 13. März 1781 Neu-Ruppin, gest. 9. Okt. 1841 Berlin. Schüler F. Gillys und seines Vaters David; 1806 Rückkehr nach Berlin; 1811 Mitglied der Bauakademie, 1815 Oberbaurat, 1820 Prof., 1839 Ober-

Sein Konkurrent in der Bewunderung der Mitwelt aber ward bald der gefeierte Architekt König Ludwigs I. von Bayern: Leo von Klenze. Und unter der Führung dieser Beiden im Norden und Süden Deutschlands erblühte nun der antikisierende Baustil, dessen Gesetze im Jahre 1843, schon nach Schinkels Tode, Karl Böttichers „Tektonik der Hellenen" in ein System brachte. Es kam die Zeit, wo man überall die unmittelbare Anlehnung an die Antike suchte, wo Schlösser und Theater, Museen und Wachtgebäude mit Tempelfronten und Säulenhallen ausgestattet wurden. Die Kirchen erhielten, zum Teil nach dem Vorbild der Madeleine in Paris, ihre Säulenordnungen und ihren dreieckigen Giebel, und selbst die Walhalla bei Regensburg ward, ihrem altdeutschen Namen zum Trotz, ein dorischer Tempelbau. In Preußen, wo unter Schinkels Schülern später namentlich Friedr. Aug. Stüler hervortrat, ward dieser Stil reiner, aber auch trockener durchgeführt, in Bayern, unter Klenze, erschien er großartiger, festlicher. Aber allenthalben bedeutete er einen Bruch mit der munteren, heiteren Art des Rokoko. Die fröhlichen Schnörkel weichen der ernsten, geraden Linie, die tanzenden Zierate der Puderperiode den klassischen Ornamenten. Die figürliche Dekoration wird ganz vernachlässigt, nur die großen Flächen und die Säulen sollen wirken. Ueberall erscheinen die alten Motive, der dorische Mäander, der jonische Eierstab, die römische Perlenschnur.

Unter den gleichen Gesichtspunkten wie die Architektur wandelt sich die Innendekoration und das gesamte Kunstgewerbe. Der Prozeß, der die Fassade der Häuser verändert hatte, wiederholt sich bei der Zimmerausstattung, bei der Möbelkunst, bei der Her-

landbaudirektor. 1824 Reise nach Italien, 1826 nach Frankreich und England. — Hauptwerke: Seitenbauten des Potsdamer Thores, Hauptwache, Museum, Schauspielhaus, mehrere Palais, Sternwarte, Werderkirche, Kreuzbergdenkmal, Bauakademie u. a. in Berlin; Hauptwache zu Dresden; Nikolaikirche und Casino in Potsdam; Schloß Babelsberg: Kapelle in Peterhof. — Sammlg. architekton. Entwürfe 1824—56; Werke der höheren Baukunst; Grundlagen der prakt. Baukunst 1834—35; Möbelentwürfe 1835—37. — Kugler, Sch. 1842; Waagen, Sch. als Mensch und als Künstler 1875; Lübke, Sch.s Verhältniß zum Kirchenbau 1860; A. v. Wolzogen, Aus Sch.s Nachl. 4 Bde. 1864; Ziller, Sch. 1897 (KM. Nr. 28).

Klenze, Leo v., geb. 1784 bei Hildesheim, gest. 1864 München. Studien in Berlin, Paris und Italien. Trat 1808 in die Dienste König Jerôme's von Westfalen und erhielt 1814 den Ruf nach München. Reise nach Griechenland und Rußland. Hauptbauten: Glyptothek, Reitschule, Königsbau, Pinakothek, Hofkirche, Odeon, Propyläen, Post und zahlreiche andere Bauten in München; Walhalla bei Regensburg; Befreiungshalle bei Kehlheim. — Schriften über Architektur, darunter: Bemerkungen auf der Reise nach Griechenland 1838; Die Walhalla 1843.

Stüler, Friedr. Aug., geb. 1800 Mühlhausen i. Thür., gest. 1865 Berlin. Studium in Berlin; Reisen; 1832 Hofbaurat. — Hauptbauten: Neues Museum, Burg Stolzenfels und verschiedene Schloßbauten, Edelsitze, Landhäuser, Lehrgebäude, Kliniken. Vorlegeblätter für Möbeltischler (gemeinsam mit Strack) 1835.

stellung aller der Luxus- und Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens. An Stelle der malerischen Gesichtspunkte des 18. Jahrhunderts treten plastische und architektonische Elemente. Form und Linie bestimmen den Geschmack. Die lebhaften Farben verschwinden, die Wände werden weiß gestrichen und erhalten nur diskret vergoldete Leisten, Rahmen, Schlösser. Antiker Zierat aus Bronzeguß wird an den Möbeln befestigt, der Ofen wird ein Grabmonument mit einer Urne, der Leuchter eine Säule, das Salzfaß ein kleines Opferbecken, die Pendule ein zierliches Tempelchen. Was man an den keramischen Ueberresten der Alten, an den Wandmalereien in Pompeji gelernt hat, wird angebracht, wo sich immer ein Anlaß bietet, und selbst die Frauentoilette wird von der griechischen Tracht beeinflußt: das faltenreiche Gewand mit der hohen Taille, der Verzicht auf Reifrock und Schnürleib deuten darauf hin, daß man auch hier das Vorbild der Antike im Auge hat. Charakteristisch aber für den Stil der Zeit sind besonders die neuen Formen, die das Porzellan annimmt. Diese leichte, zerbrechliche, glänzende und zarte Masse war so recht ein Material für die anmutiggraziöse Zeit der Schnallenschuhe und der Schönheitspflästerchen gewesen, die sich an den zierlichen Figürchen, Gruppen und Servicestücken, wie sie die Meißener Manufaktur und nach ihrem Beispiele die Fabriken ganz Europas auf den Markt brachten, nicht satt sehen konnte. Jetzt verschwinden auch hier die Schnörkel, und klassische Einfachheit bestimmt die Modelle. Meißen verliert seine führende Stellung und räumt der Wiener Manufaktur den ersten Platz ein, die unter Baron Sorgenthals Leitung sich mit Energie in den Dienst des Zeitgeschmacks stellt. An Stelle der lebhaften Buntheit tritt hier eine vornehme Zurückhaltung, am liebsten bedeckt man die Porzellanwaren mit der braunrothen Farbe, die der Arkanist Leithner einführte. Und der Bildhauer Grassi erfand die Figuren, Statuetten, Gebrauchsstücke und Porträtbüsten aus unglasiertem Porzellan, dem sogenannten „Biscuit“. Den antikisierenden Neigungen der Zeit kommen diese feinen gebrannten Skulpturen, die in ihrer matten Farblosigkeit, den Porzellancharakter aufgebend, an kleine Marmorfiguren erinnern, ebenso entgegen wie die weißen, alten Kameen vergleichbaren Reliefmedaillons auf hellblauem Grunde, die der Engländer Wedgwood zuerst geschaffen hatte, und die man in Deutschland nachahmte.

Doch abgesehen von diesen Leistungen der Porzellan-Manufakturen hatte das deutsche Kunstgewerbe in jener Zeit nicht viel selbständige Leistungen aufzuweisen. Es befand sich vielmehr fast in allen andern Zweigen in Abhängigkeit vom Auslande, namentlich von Frankreich. Unter der Herrschaft der Gelehrsamkeit ging der segensreiche Zusammenhang zwischen Kunst und Handwerk immer mehr verloren. Die Künstler schämten sich dieser alten Verbindung, strebten mit aller Kraft der beneideten Höhe der Wissenschaft zu und überließen das Gewerbe der Großindustrie, die sich zu seinem Unheil alsbald seiner bemächtigte. Schinkel wollte auch hier reformierend eingreifen.

Aber wenn er sich darum bemühte, für die dekorative Ausgestaltung seiner Gebäude im Innern wie an der Außenseite Gehilfen heranzubilden, wenn er selbst zahlreiche kunstgewerbliche Entwürfe anfertigte oder gar sein großes Tafelwerk „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ herausgab, so herschte doch weniger das Bestreben vor, jene ehemalige Zusammengehörigkeit wiederanzubahnen, als vielmehr der Wunsch, das Kunsthandwerk ganz und gar in die Fesseln der einseitigen hellenischen Formenwelt zu schlagen. Es war nicht wunderbar, daß der Erfolg bei solchem Vorgehen ausblieb.

Dies Loslösen der Kunst vom Handwerk oder besser der „freien“ Künste von den „angewandten“ war eine der schlimmsten Folgeerscheinungen des Klassizismus. Es hängt innig zusammen mit der bewußten Abwendung von der Tradition, die er bei uns auf der ganzen Linie mit sich brachte. Darin unterscheidet sich die Bewegung in Deutschland zu ihren Ungunsten von der gleichzeitigen in Frankreich. Dort hatte man mit der Technik der alten Zeit keineswegs gebrochen, man wußte das Können der Rokoko-Epoche wohl zu schätzen und hütete sich, es leichten Herzens aufzugeben. Die Kunsthandwerker der Empirezeit betrachteten sich als die Nachfolger ihrer Vorgänger, und die Maler der David-Schule bauten weiter auf der Grundlage, die ihnen die geschickten Meister des 18. Jahrhunderts hinterlassen hatten, während die jungen Deutschen das Band zerrissen, das sie mit jenen verknüpfte. Und noch aus einem anderen Grunde war der Klassizismus für Deutschland gefährlicher als für Frankreich. Jenseits der Vogesen war die antikisierende Kunstrichtung ein Reflex des ganzen öffentlichen Lebens. Die französische Republik fühlt sich als Fortsetzung der res publica romana, jeder Agitator als ein Volkstribun, Napoleon als Nachfolger der römischen Konsuln und Imperatoren. Paris wird Rom, und die Damen der Gesellschaft versuchen es wirklich mit dem unveränderten griechischen Kostum, mit der griechischen Haartracht, mit griechischen Sandalen. Alles freilich durchtränkt sich mit der eigentümlichen französischen Grazie, und oft will es scheinen, als sei der ganze Klassizismus vielfach nur ein geschmackvolles Spiel mit neuen Formen, als sei die strenge klassische Linie mehr einer schalkhaft-preziösen Grandezza als einer wirklichen „Würde“ entsprungen. In Deutschland war das anders. Bei uns war der Klassizismus nicht ins Volk gedrungen, er war und blieb eine Sache der Gelehrten, eine Angelegenheit der Wissenschaft. Wir waren stolz darauf, daß wir die Antike reiner, unverfälschter besaßen als unsere Nachbarn — dafür hatten diese eine Kunst, die in den breiten Kreisen der Nation wurzelte und dem Empfinden der Gegenwart einen adäquaten Ausdruck verlieh, wir aber hatten eine Kunst, die einen gefährlichen Bruch mit der Tradition vollzogen hatte, die aus dem eigentlich Künstlerischen in litterarische Bahnen gelangt war, und schließlich, nur einem kleinen Kreise ganz zugänglich, sich dem Leben der Zeit und dem Fühlen des Volkes mit kühler Vornehmheit entzog.

* * *

Es ist ein altes evolutionistisches Gesetz, daß jede geistige und künstlerische Bewegung gerade dann, wenn sie ihr Ziel erreicht hat und scheinbar auf dem Höhepunkte ihrer Macht steht, bereits einer Reaktion verfallen ist, die den Thron des neuen Gottes unterwühlt. Wir werden im Folgenden ununterbrochen Gelegenheit haben, das Walten dieses Gesetzes zu erkennen, daß sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts um so fühlbarer machte, als der Pulsschlag der Zeit rascher wurde und die einzelnen Etappen der Entwicklung schneller auf einander folgten. Schon der Klassizismus ward von dieser ausgleichenden Gerechtigkeit früher ereilt, als das seine Vertreter für möglich gehalten hatten.

Wie seine Begründung, so ging nun auch der Kampf gegen ihn von der Litteratur aus. Bereits am Ende des 18. Jahrhunderts, kaum ein Dezennium, nachdem Goethes Iphigenie ihr klassisches Gewand erhalten hatte, eine Reihe von Jahren noch vor dem Erscheinen der „Braut von Messina“ und der „Natürlichen Tochter“, schlug gegenüber den Weimarer Gewaltigen ein jüngeres Geschlecht im benachbarten Jena und in Berlin andere Töne an. Es knüpfte an die Gedanken an, die Goethe selbst in seiner Jugend, gemeinschaftlich mit Herder, verfochten hatte, an den Kultus des Genies, der in der Sturm- und Drangzeit gepflegt worden war, an die Liebe zur volkstümlichen Poesie und die frische Begeisterung für die deutsche Vergangenheit, die sich damit verbunden hatte. Stellte Fichte das Recht der lebendigen Persönlichkeit gegen die starre Strenge des Kantischen kategorischen Imperativs auf, so verlangten die Romantiker, wie sich die junge Gruppe nannte, Freiheit von den Fesseln der klassizistischen Einseitigkeit. Die Herrlichkeit der Antike wird nicht verleugnet, aber neben ihr werden noch andere Götter anerkannt. Nicht in Griechenland allein, so rufen sie in ihrer kecken Unbotmäßigkeit, hat die Kunst geblüht, auch in anderen Ländern hat sie schöne Früchte zur Entfaltung gebracht. Die Romantiker machen sich auf die Wanderschaft, sie forschen ringsum in Europa nach dichterischen Schätzen und sind voll Eifers bestrebt, die Meisterschöpfungen fremder Zungen ihrer Nation mit glänzender Dolmetschkunst zu vermitteln. So entsteht Wilhelm Schlegels Shakespeare, so entstehen die Proben aus den Litteraturen der romanischen Völker, der Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, die er und seine Nachfolger vorführen. Dante und Ariost, Tasso und Boccaccio, Calderon und Cervantes lernen deutsch sprechen. Und weiter noch geht die Reise. Ferne Kulturen werden herangezogen, von der Weisheit der Inder sucht man zu lernen, von der naiven Poesie ursprünglicher Völker, in deren Erzeugnissen, oft rührend unbeholfen, sich der allmächtige dichterische Trieb des Menschengeschlechts am unmittelbarsten ausspricht. Dadurch angeregt, dringt man in die Geschichte selbst zurück, verfolgt die Wurzeln der politischen, litterarischen, künstlerischen Entwicklung und findet in der alten, halbvergessenen, halbverachteten Volkspoesie Schätze von ewig dauerndem Wert. Und mit den alten Liedern, Märchen, Sagen, Erzählungen steigt die ganze deutsche Ver-

gangenheit wieder empor: das Mittelalter mit seiner bunten Welt von Rittern und Kämpfen, Hexen und Ketzern, mit seiner Stärke und seinem Wahn, seinen Abenteuern und seiner Dumpfheit, mit all seinen tausend phantastischen Zügen; das Jahrhundert der deutschen Renaissance mit seiner Leidenschaft und seiner seltsamen, durch unerhörte Thaten und Entdeckungen hervorgerufenen Verwirrung, in der zahllose neue Kräfte sich regen. Zugleich aber versenkt man sich mit besonderer Liebe in den Glaubenseifer der vergangenen Jahrhunderte; zu ihrem mystischen Sehnen, zu ihrer gläubigen Schwärmerei fühlt man sich hingezogen. Die Reaktion gegen den nüchternen Rationalismus der Aufklärungsepoche und gegen das der schönen Form huldigende Heidentum der Klassizisten bringt eine neue, warme Frömmigkeit hervor. Und wie ehemals der Katholizismus des Mittelalters, der der jüngeren Generation näher steht als der unpoetische Protestantismus, so schließt nun die Romantik einen innigen Bund zwischen Kunst und Religion, denen man mehr aus Anstand denn aus wirklichem Bedürfnis die Philosophie als dritte Macht beigesellt. Die Kunst wird als eine heilige Angelegenheit aufgefaßt, die unser ganzes Sein durchdringen soll, nicht als ein schöner Luxus. Dem Philister, den Brentano so ergötzlich schildert, wird Kampf bis aufs Messer angesagt. Nicht der „gesunde Menschenverstand" soll herrschen, der nur gelten läßt, was er begreift, sondern Königin Phantasie, deren Reich keine Grenzen kennt. Die wohlabgemessene Gangart des Klassizismus soll dem willkürlichen, unberechenbaren Fluge des Genius weichen. Dort war Symmetrie und Geschlossenheit, hier bewußte Regellosigkeit, zerfließende Linien. Dort Klarheit, hier ahnungsvolle Dämmerung, Träumerei. Dort lachendes, sonniges Heidentum, hier christliche Mystik. Dort der Typus, hier die individuelle Charakteristik.

Die romantischen Dichter und Schriftsteller beschränkten sich selbst schon in ihren Reformgedanken nicht auf die Poesie. Auch die bildenden Künste zogen sie in ihr Programm. Sie gingen wieder auf die Bestrebungen zurück, die vor der Thronbesteigung der Antike sich geltend gemacht hatten. War der junge Goethe in seinem hinreißenden Aufsatz „Von deutscher Baukunst" mit glühender Begeisterung für Erwin von Steinbachs Werk eingetreten, so nahm man jetzt diese Liebe wieder auf. Die Gotik, die den Aufklärern des 18. Jahrhunderts als der Inbegriff altfränkischer Formlosigkeit und Verschrobenheit erschienen war, ward mit einem Schlage der Stil, für den man schwärmte. Man bekümmerte sich nicht darum, daß die gotische Architektur ein Erzeugnis Nordfrankreichs ist, und übersah, daß man sich jetzt hauptsächlich auf Englands Anregungen stützte, — man erklärte sie frisch und frei als die nationale, alte deutsche Kunst. Die katholisierenden Neigungen der Romantiker kamen diesem Interesse zu Hilfe, und man wandte seine lebhafte Aufmerksamkeit den alten Kirchen zu, die zumal im Rheinlande so stolz gen Himmel ragten. Und mit besonderer Teilnahme blickte man auf das großartige fragmentarische Denkmal gotischer Baukunst, das im heiligen Köln Kunde gab von der Blüte-

zeit dieses Stils. Der Kölner Dom ward der Mittelpunkt dieser Gedanken. Ihn der Vollendung entgegen zu führen, ward ein greifbares Ziel. Zwei reiche Patriziersöhne der alten Bischofsstadt, Sulpiz und Melchior Boisserée, stellten sich an die Spitze der Bewegung, und es gelang ihnen sogar, den alternden Goethe, der noch zu empfänglich war, um die neue Strömung an sich vorüberziehen zu lassen, der vielmehr unter ihrem Einfluß noch einmal seinem Dichten und Denken eine andere Richtung gab, für ihre Zwecke zu gewinnen. Allenthalben versenkte man sich mit leidenschaftlichem Eifer in die Eigenart der mittelalterlichen Baukunst, deren Schönheit Tieck und Wackenroder auch in Nürnberg wieder entdeckt hatten. Auf einmal gewann man Verständnis für die krause Formenfülle, die bizarre Zierkunst der Gotik. In ihren Türmen, ihren hohen Streben und Pfeilern, ihren riesigen Wölbungen sah man den vollendeten Ausdruck der nach oben, zum Himmel, zu Gott sich richtenden Sehnsucht des gläubigen Menschen. Selbst ein Vorkämpfer der hellenisierenden Richtung in der Architektur, Friedrich Gilly, der Schinkel und Klenze beeinflußte, faßte Interesse für den volkstümlichen Stil und gab ein Werk über die christliche Marienburg heraus. Schinkel selbst beschäftigte sich liebevoll mit den Geheimnissen der Gotik, zeichnete und malte gotische Architekturbilder, baute auf dem Berliner Kreuzberg das Denkmal, das die Erinnerung an die Freiheitskriege wacherhalten sollte, in dem alten Stil, an ein Nürnberger Muster sich anlehnend, und machte in der Bauakademie den ersten neuen Versuch mit dem Backsteinbau. Die Landhäuser der Fürsten und der Reichen aus jener Periode sind Zeugen des Zeitgeschmacks. Die Adligen konnten sich so wenig wie die schlichten Bürger dazu entschließen, in griechischen Tempeln zu wohnen. Sie suchten nach geeigneten Vorbildern, und da das Land, das bisher vorbildlich gewesen war, Frankreich, durch die Stürme der Revolution seine alte aristokratische Kultur eingebüßt zu haben schien, wandte man sich nach England. So entstanden die zahlreichen Schlösser, Sommersitze, Gutshäuser in englischer Gotik; Schinkel mußte für den Prinzen Wilhelm von Preußen, den späteren deutschen Kaiser, Schloß Babelsberg bei Potsdam in diesem Geschmack errichten. Aus Schinkels Kreise aber gingen auch die wichtigsten der neuen Kirchenbaumeister hervor. Der erste Architekt, dessen Händen die Fortführung des Kölner Doms anvertraut wurde, Fr. Ahlert, gehörte zu seinen Schülern. Ebenso der zweite, Ernst Friedrich Zwirner, der in der Apollinariskirche bei Remagen sein Hauptwerk hinterlassen hat. Freilich, ganz ließen sich die Spuren der klassizistischen Schule, der alle diese Künstler entstammten, nicht verwischen. Soweit es möglich war, suchten sie doch die alte Gotik zu mildern; sie konnten es sich nicht versagen, hie und da die malerische Willkür der mittelalterlichen Meister durch „edlere" Formen zu ersetzen. Dieser gemäßigten Gotik folgten die Architekten in ganz

Zwirner, Ernst Friedr., geb. 1802 Jakobswalde, gest. 1861 Cöln. Seit 1833 Bauinspektor am Kölner Dom.

Deutschland, an ihrer Spitze der Württemberger Karl Heideloff und der Rheinländer Friedrich Gärtner, beide eine Zeit lang im Dienste König Ludwigs I., der neben seinen antikisierenden Schwärmereien doch für die altdeutsche oder, wie er gern sagte, für die teutsche Baukunst sich begeisterte. In der allenthalben erwachten Lust, alte Kirchen auszubauen oder stilgerecht zu erneuern, stand der Bayernkönig nicht zurück; die Dome zu Speyer, zu Bamberg, zu Regensburg ließ er gründlich restaurieren. Und der romantische König in Norddeutschland, Friedrich Wilhelm IV., war es, der bald nach seinem Regierungsantritt den ins Stocken geratenen Kölner Dombau mächtig förderte. Trotz dieser Protektion und trotz der eifrigen Unterstützung seitens der katholischen Kirche, in deren Interesse August Reichensperger bis in sein hohes Alter für die Gotik unermüdlich das Wort führte, währte es freilich noch mehrere Jahrzehnte, bis endlich, im Jahre 1880, der dritte Dombaumeister K. E. R. Voigtel die himmelan ragenden Türme mit der Kreuzblume schmücken konnte.

Weit weniger als die Baukunst wurde die Plastik von der romantischen Vorliebe für die deutsche Vergangenheit erfaßt. Das war nur natürlich. Die Macht der klassischen und der Renaissance-Tradition erwies sich als zu stark, als daß man sie zu Gunsten der naiv-unbeholfenen, treuherzigen Skulpturen des Mittelalters leichten Herzens hätte aufgeben können. Im allgemeinen hielten sich die Bildhauer, auch wo sie, von der erstarkenden Religiosität der Zeit ergriffen, mit ihren Werken der Kirche und dem Christentum dienen wollten, ruhig an das Vorbild der Antike. Hatte doch Thorwaldsen selbst, der große Heide, wenn auch ohne besonderen inneren Anteil, Christus und die Apostel in der Sprache seiner idealen Formenkunst dargestellt. Ihm folgten die Plastiker aller Orten, höchstens, daß die christliche Empfindung von den anderen, die nicht dauernd in Rom das Beispiel der Antike vor Augen hatten, ein wenig stärker betont wurde. Nur wenige aber machten den Versuch, wie Konrad Knoll oder der Westfale Wilhelm Achtermann etwas von den härteren

Heideloff, Karl Alex. v., geb. 1788 Stuttgart, gest. 1865 Haßfurt a. M. In württembergischen, koburgischen, später bayerischen Diensten in Nürnberg. — Ornamentik des Mittelalters 1838 ff.; Lehre von den Säulenordnungen 1827; Nürnbergs Baudenkmäler 1838—43.

Gärtner, Friedr. v., geb. 1792 Koblenz, gest. 1847 München. Studienreisen nach Paris, Italien, England; 1820 nach München berufen. — Hauptbauten: Ludwigskirche, Universität, Bibliothek, Siegestor, Feldherrnhalle in München; Restauration des Bamberger, Regensburger, Speyerer Doms. — Seidel, F. v. G. 1886.

Voigtel, Carl Ed. Rich., geb. 1829 Magdeburg. Seit 1855 am Kölner Dom neben Zwirner, seit 1862 allein.

Knoll, Conr., geb. 1829 Bergzabern, lebt in München. Studien in Karlsruhe, Stuttgart, München; Reisen durch Deutschland; Mitarbeit an der Restauration der Wartburg. — Fischbrunnen in München; Denkmal Wolframs in Eschenbach; Lutherbrunnen in Eisenach.

Formen und herberen Linien der altdeutschen Holzschnitzer und Steinmetzen ins 19. Jahrhundert herüberzuretten.

Leichter als mit Meißel und Hammer konnte man mit Zeichenstift und Farben dem neuen Geschmack und den neuen Stimmungen der Zeit folgen. Es war nicht wunderbar, daß die Malerei am tiefsten vom Einfluß der Romantik berührt wurde, zu deren bleibenden Verdiensten es gehört, zuerst wieder mit Nachdruck auf die Bedeutung der deutschen Meister des Mittelalters und der Renaissance hingewiesen zu haben. Die Boisserées besaßen eine kostbare Sammlung alter Gemälde der rheinischen Schule, die das Entzücken und die Bewunderung aller Welt, auch Goethes, hervorriefen. Zugleich erwachte das Verständnis für die Kunst des 16. Jahrhunderts, die den jungen Erlanger Studenten Tieck und Wackenroder in Alt-Nürnberg so ehrfurchtgebietend entgegentrat. Hatte einst schon der Dichter des Götz in seinem Straßburger Hymnus von der deutschen Baukunst den „männlichen Albrecht Dürer" gefeiert, so ward nun der Träger von Ludwig Tiecks Erziehungsroman, Franz Sternbald, ein Schüler des ehrenfesten Meisters von Nürnberg. Und in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" stellte Tieck mit Wackenroder das neue romantische Kunstprogramm auf. Gefühl ist alles! ‚Wer aus sich heraus schafft, den Empfindungen, die die Natur in ihm erweckt, mit gestaltender Hand Ausdruck leiht, der ist ein Künstler. Es giebt nicht nur eine Schönheit, sondern es kann unzählige geben, so viele, wie es Menschen giebt. Denn nicht durch die Befolgung eines äußeren Gesetzes wird die Schönheit erreicht, nur durch die reine Spiegelung der Seele. Darum soll der Künstler seine Seele bereichern, nicht sein Wissen. Und nicht in der Form liegt der Wert seines Werkes, sondern in der Stimmung, nicht im „Denken" der Nachdruck seiner Arbeit, sondern in der selbstverständlichen, geheimnisvollen Zeugungskraft, die einen künstlerischen Organismus in dumpfer Unbewußtheit hervorbringt wie der animalische Trieb des Menschen einen physischen. Was nützt uns die Abgeklärtheit und die technische Vollkommenheit der Antike? Der deutsche Künstler, so sagte Friedrich Schlegel, „hat entweder gar keinen Charakter oder er muß den Charakter der mittelalterlichen Meister haben, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig, dabei unschuldig und etwas ungeschickt." August Wilhelm Schlegel aber rief in seinem Gedichte „Bund der Kirche mit den Künsten" und in seinem Gespräche „Die Gemälde" die jungen Deutschen zum Katholizismus, zur Religion der weihevollen Mysterien und Symbole, zur hingebungsvollen, von keiner Verstandeskritik aus dem Gleichgewicht gebrachten Gläubigkeit.

Die Künstler folgten diesem Rufe. Wir werden sehen, wie sie nach und nach das ganze stattliche Programm der romantischen Poesie in allen Teilen übernahmen. Zunächst setzten sie bei diesem letzten

Achtermann, Wilhelm, geb. 1799 bei Münster, gest. 1884 Rom. Erst Landmann, dann Tischler, erst spät unter Rauch Uebergang zur Plastik.

Punkte ein: bei dem religiösen Glaubensbekenntnis, das die Dichter ausgegeben hatten. Der Uebergang ließ sich leicht bewerkstelligen. Denn immer noch war Rom der Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens! Der Unterschied, der sich plötzlich geltend machte, war nur der, daß die jungen Leute, die im zweiten Dezennium des Jahrhunderts nach der ewigen Stadt kamen, in ihr jetzt nicht mehr die Stadt des Kolosseums und der heidnischen Ueberreste, sondern die Stadt der Kirchen und der christlichen Maler sahen. Eine ganze Gruppe begeisterter Jünglinge fand sich unter diesem Gesichtspunkt in den Jahren 1810—18 in dem alten Caput mundi zusammen: Friedrich Overbeck, der Lübecker, Peter Cornelius aus Düsseldorf, Wilhelm Schadow, des alten Gottfried Sohn, und Philipp Veit, Friedrich Schlegels Stiefsohn, aus Berlin, Franz Pforr aus Frankfurt, Julius Schnorr von Carolsfeld aus Leipzig und noch einige andere. In glühender Begeisterung für ihre gemeinsamen Ziele schlossen sie einen schwärmerischen Bund. Sie bezogen die verlassenen Räume des aufgehobenen Klosters San Isi-

Overbeck, Friedr., geb. 1789 Lübeck, gest. 1869 Rom. Seit 1806 auf der Wiener Akademie; 1810 nach Rom. — Triumph der Religion (Frankfurt a. M., Städel'sches Institut), Krönung der Maria (Kölner Dom). — v. Zahn, O., ZBK. 1871.

Cornelius, Peter, geb. 23. September 1783 Düsseldorf, gest. 6. März 1867 Rom. Sohn des Düsseldorfer Gallerieinspektors, der ihn früh der Kunst nähert. Nach kurzer Akademiezeit Studium auf eigne Faust; 1809 Uebersiedlung nach Frankfurt; 1811 nach Rom; 1819 nach Deutschland zurück, im Sommer in München thätig, im Winter als Direktor der Akademie in Düsseldorf; 1826 Direktor der Münchener Akademie; 1830 und 34 neue Reisen nach Rom. 1841 Berufung nach Berlin, in demselben Jahre Reise nach England; 1845 und 52 abermals in Rom. — A. v. Wolzogen P. v. C. 1867; Förster, E., e. Gedenkbuch 1874; Riegel, E., 2. Aufl. 1870; Valentin 1883.

Schadow, Friedrich Wilhelm, geb. 1789 Berlin, gest. 1862 Düsseldorf. Sohn Gottfried Sch.s; 1810 nach Rom; 1819 Prof. der Berliner Ak.; 1826 Direktor der Ak. in Düsseldorf. Außerordentlich als Lehrer und Anreger; von Berlin folgt ihm ein ganzer Schülerkreis nach Düsseldorf, das durch ihn seine Bedeutung erhält. — Hübner, Sch. u. s. Schule 1869.

Veit, Phil., geb. 1793 Berlin, gest. 1877 Mainz. Sohn von Moses Mendelssohns Tochter Dorothea, Stiefsohn Friedrich Schlegels; früh getauft; Studium in Dresden, Wien; machte die Freiheitskriege als Lützow'scher Jäger mit; kam 1815 nach Rom, wurde 1830 als Lehrer an das Städel'sche Institut nach Frankfurt a. M. berufen. — Marien am Grabe Christi (Nat.); Freskobild im Städel'schen Institut: Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum.

Pforr, Franz, geb. 1788 Frankfurt a. M., gest. 1812 Albano. Studien in Frankfurt, Kassel, Wien; 1810 mit Overbeck nach Rom.

Schnorr von Carolsfeld, Julius, geb. 1794 Leipzig, gest. 1872 Dresden. Sohn des Akademiedirektors in Leipzig, kam 1811 auf die Wiener Ak., 1817 nach Italien; durch Ludwig I. 1827 nach München berufen; 1846 nach Dresden als Direktor der Gallerie. — Fresken in der Residenz zu München; religiöse Bilder,

doro auf dem Monte Pincio, und führten dort ein wahres Mönchsleben. Die Zellen waren ihre Wohnstuben, das Refektorium ihr gemeinschaftliches Atelier. Ein Spötter aus dem Klassizistenlager nannte sie zum Scherz die „Nazarener“, und der treffende Spitzname ist ihnen für alle Zeiten geblieben. Mit „klopfendem Herzen und heiligem Schauer“ suchten die Freunde die Werke der alten Meister auf, denen sie sich bedingungslos ergaben. Natürlich war es nun doch nicht Dürer und Peter Vischer und Adam Krafft, denen sie nachstrebten, sondern die Italiener, zunächst hauptsächlich Raffael. Dann aber wandten sie sich immer mehr den Meistern der Frührenaissance zu, die sie auf Reisen durch die italienischen Städte noch besser als in Rom selbst kennen lernten. Die gläubige Innigkeit der Quattrocentisten ward ihr Ideal in gleicher Weise, wie es später das der englischen Präraffaeliten wurde. Die großen Meister der Hochrenaissance waren ihnen schon zu weltlich, zu sicher, zu sehr vom Heidentum angefressen. Die frommen Maler von Giotto bis Benozzo Gozzoli, Luca Signorelli, Perugino und Masaccio wurden ihre Lehrer, Fiesole, über dessen „krassen Aberglauben“ der „aufgeklärte“ Kotzebue spöttisch die Achseln zuckte, erschien ihnen als der „seraphische“ Meister. Es dauerte nicht lange, so standen sie dem Cinque cento gegenüber wie Friedrich Schlegel, der in der „Europa“ den kühnen Satz aufgestellt hatte: „Von dieser neueren Schule, die durch Raffael, Tizian, Correggio, Giulio Romano, Michelangelo vorzüglich bezeichnet wird, ist unstreitig das Verderben der Kunst ursprünglich abzuleiten!“

Es loderte eine heilige Flamme in den „Brüdern von San Isidoro“, denen sich in den zwanziger Jahren noch zwei Oesterreicher zugesellten: Josef Führich und Eduard Steinle. Sie glaubten an ihre göttliche Mission ebenso stark wie die Klassizisten, und sie suchten, dem romantischen Ideal folgend, noch energischer als diese, eine Einheit zwischen ihrer Thätigkeit und ihrem ganzen Leben herzustellen. Wie Zacharias Werner und zahlreiche andere romantische Poeten fand auch Overbeck erst nach dem Uebertritt zum Katholizismus den inneren Frieden, mit ihrem Stiefvater Friedrich und ihrer Mutter Caroline ließen sich Philipp und Johannes Veit im Kölner Dom in den Schoß der römischen Kirche aufnehmen. Mit der Freude der Künstler mischte sich die Begeisterung religiöser Schwär-

Gemälde nach antiken und deutschen Sagenstoffen; Bibel in Bildern; Illustrationen zu den Nibelungen. — Jordan, Aus Sch.s Lehr- und Wanderjahren: ZBK. 1867; Sch.s Briefe aus Italien 1886; Veit in KuK.

Führich, J. v., geb. 1800 Kratzau i. Böhmen, gest. 1876 Wien. Sohn eines Dorfkünstlers; besuchte Prager Ak., Rom im Anschluß an Overbeck; Rückkehr nach Prag; seit 1834 in Wien. — Zeichnungen zu Tiecks Genoveva, zu Goethes Erlkönig, Herrmann und Dorothea; religiöse Bilder, Zeichnungen: Triumph Christi, Psalter, Illustrationen zu Thomas von Kempen, zum verlornen Sohn, Buch Ruth u. a. — Selbstbiogr. 1875; Briefe aus Italien 1883; Brunner, J. v. F. 1888; v. Wörndle, F.s ausgew. Schriften 1893.

mer, als die Freunde gemeinschaftlich an die großen Aufgaben gingen, die ihnen nun in Rom gestellt wurden: an die Fresken im Hause des preußischen Generalkonsuls Jacob Salomon Bartholdy und im Palast des Fürsten Massimi. Dort wurde die alttestamentliche Geschichte Josephs auf die Wand gemalt, hier gaben Scenen aus Ariost, Dante, Tasso die Motive ab. Zumal die schönen Kompositionen der Casa Bartholdy gaben Kunde davon, was die jungen Nazarener von ihren Vorbildern in Pisa und in Florenz, das Goethe auf seiner ersten Fahrt nach Rom noch übergangen, und das nun als Kunststadt wieder zu Ansehen kam, gelernt hatten.

Von Rom aus trugen die Mitglieder der Bruderschaft ihre Lehren nach Deutschland zurück. Philipp Veit vertrat als Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt das Nazarenertum. Dort endete auch Steinle, der in Italien zum „Madonnenmaler" geworden war, den aber seine reiche Phantasie, eine unverlierbare Mitgift der österreichischen Heimat, daneben ins Wunderland des deutschen Märchens führte. Wie Steinle zeigte Führich, der aus der ewigen Stadt nach Wien zurückkehrte, einen starken Hang zu der deutschen Note der Romantik; er war derjenige Künstler des ganzen Kreises, der sich am meisten zu Dürer hingezogen fühlte, und der nun mit präraffaelitischen Formen die trauliche Innigkeit und die schärfere Charakteristik der altdeutschen Meister verknüpfte. Cornelius aber, schon in Rom der unbestrittene Führer der Gruppe, führte diesseits der Alpen, zunächst in München, wohin ihn Ludwig I. berief, die nazarenische Kunst in ein anderes Fahrwasser. Mit ihm kam Schnorr, der, wie unter den Dichtern Achim von Arnim, sich nicht entschließen konnte, dem Protestantismus untreu zu werden, in die bayerische Hauptstadt. Nur Overbeck blieb in Rom, bis an sein spätes Ende der frömmste und treueste Bekenner der christlichen Malerei, eine reine, demütige Seele, ein gläubiger Sohn der Kirche, der seine Kunst wahrhaft in majorem dei gloriam betrieb.

In dieser Richtung auf Gefühl und Innigkeit lag der Fortschritt, den das Nazarenertum gegenüber dem Klassizismus brachte. Nicht mehr das marmorkalte Formen-Ideal der Antike galt, sondern die aus dem Herzen quellende Empfindung. Aber den Weg zum Volke hatte die Kunst der Maler von San Isidoro doch noch lange nicht zurückgefunden. Dazu fehlte ihr, ebenso wie dem Klassizismus, den sie bekämpfte, der notwendige Zusammenhang mit dem Leben der Gegenwart. Denn auch ihr Antlitz war rückwärts gewandt, auch sie suchte ihre Gesetze aus der Vergangenheit zu schöpfen; nur daß an Stelle der Griechen die Italiener getreten waren. Man kämpfte gegen

Steinle, Joh. Ed., geb. 1810 Wien, gest. 1886 Frankfurt. Studium in Wien; 1828 nach Rom, 1833 nach Wien zurück; 1838 Arbeiten am Rhein, in Bonn und Köln; 1839 Berufung nach Frankfurt ans Städel'sche Institut. — v. Wurzbach, E. Madonnenmaler unserer Zeit 1879; A. M. v. Steinle, E. St. 1897.

die Schulschablone der Akademien, aber „Nachahmung“ blieb auch jetzt noch die Parole. Als eine vielversprechende Neuerung erscheint es bei der ersten Betrachtung, daß es wenigstens Maler waren, die man nachahmte, daß man die Norm nicht mehr von einer anderen Kunst, von der Plastik, herübernahm. Doch sieht man näher zu, so erweist sich dieser Fortschritt als ein Truggebilde. Die malerische Tradition war durch die Klassizisten einmal unterbrochen worden, sie ließ sich nicht im Handumdrehen wiedergewinnen. Als die Nazarener vor der Aufgabe stehen, al fresco zu malen, sind sie anfangs völlig ratlos, die Technik war verloren gegangen! Wie wenig ernst es ihnen aber mit der Farbe war, geht schon aus der merkwürdigen Thatsache hervor, daß die ersten Freskobilder, die in der Casa Bartholdy, ihre größte koloristische That blieben. Bei allen, mit Ausnahme von Steinle, der als Oesterreicher einen lebhafteren Sinn für das Malerische hatte, verblaßte die Farbe immer mehr und mehr. Es ist kein Zufall, daß sie fast ohne Ausnahme in späteren Jahren sich am liebsten wieder ganz der Zeichnung widmeten, in der sie auch am nachhaltigsten wirkten. Die Holzschnittcyklen Overbecks, die Schwarz-Weiß-Blätter Führichs, die kraftvoll-deutsche Bilderbibel Schnorrs verraten mehr individuelle Eigenart und sind populärer geworden als alle ihre in der Abhängigkeit von quattrocentistischen Mustern befangenen Gemälde. Und die stärkste Persönlichkeit der Nazarenergruppe, Peter Cornelius, gelangte in ihrer Hauptepoche wieder dazu, aus der Not eine Tugend zu machen und die sinnliche Farbe als unwichtige Nebensächlichkeit, höchstens als ein notwendiges Uebel, von oben herab zu betrachten. Er aber bewies zugleich am klarsten, daß die bildende Kunst immer noch in der Botmäßigkeit litterarischer Anregungen wandelte, daß sie immer noch Dichtung und Philosophie als ihre Herren anerkannte und, das eigentlich Künstlerische vernachlässigend, der „Idee“ zustrebte.

Mit unvergleichlich größerer Begabung als alle seine Genossen von San Isidoro ging Cornelius über das Nazarenertum hinaus. Er hatte, bevor er nach Rom ging, andere Wege eingeschlagen. Von der romantischen Strömung ergriffen, hatte er an die ältere deutsche Kunst angeknüpft, im unmittelbaren Anschluß an Dürer seine Zeichnungen zu Goethes Faust entworfen und in dem Nibelungencyklus versucht, den Charakter des Mittelalters zu treffen. In diesen Erstlingswerken lebte neben allerlei Uebertreibungen und technischen Mängeln so viel herbe Kraft, so viel echt deutsche, teils gewollte, teils unbeabsichtigte Eckigkeit, daß man glauben konnte, hier sei ein Erneuerer des nationalen Stils gekommen, den das 16. Jahrhundert geprägt hatte. Aber der junge Künstler geriet bald auf andere Bahnen. Goethe selbst wies ihn, in völliger Verkennung seiner eigenartigen Probestücke, auf die italienischen Meister. So ging Cornelius nach Rom, um im Kreise der Nazarener den Präraffaeliten zu huldigen. Aber auf die Dauer ließ sich sein leidenschaftliches Temperament von der schlichten Innigkeit der Frührenaissance nicht in Fesseln schlagen. Und als er nun, e n doppelten Rufe nach Deutschland folgend,

die Leitung der Düsseldorfer Akademie übernahm und zugleich seine Münchener Thätigkeit im Dienste Ludwigs I. begann, strebte er über die Grenzen des von Friedrich Schlegel formulierten romantischen Programms hinaus den Großmeistern des Cinque cento zu. Jetzt beginnt er seinen Ringkampf mit den Geistern Raffaels und Michelangelos. Auch die Antike meldet sich wieder zum Worte und Carstens' Einfluß macht sich bemerkbar. Zugleich wird der stoffliche Kreis erweitert, und zu den christlichen Motiven gesellen sich Scenen aus der griechischen Mythologie. Zumal in der ersten Arbeit, die Cornelius in München zu bewältigen hatte: in den Fresken der Glyptothek, wird das deutlich. Die hellenische Götterlehre, die Heroenwelt Homers, die Prometheussage liefern hier die Themata. Es folgten die Loggien der Pinakothek, inhaltlich eine Entwickelungsgeschichte der Malerei darstellend, in der Komposition eine Nachbildung von Raffaels Fresken in den Loggien des Vatikan. Den Abschluß der Münchner Periode bildete die Ausschmückung der Ludwigskirche, die ihn wieder ganz in das religiöse Stoffgebiet zurückführte. Ihm blieb er auch in Berlin treu, wohin ihn 1841 Friedrich Wilhelm IV., der zweite Romantiker auf dem Throne, berief. Denn die große Aufgabe, die ihm hier gestellt wurde, war die Ausmalung des neuen Doms, den der phantastische König plante. Ein großes Dombild, die „Erwartung des Weltgerichts", sollte er schaffen, und für den Campo Santo der Hohenzollern, den Friedrich Wilhelm seiner protestantischen Staatskirche anfügen wollte, einen Cyklus großer Wandgemälde entwerfen.

In allen diesen Kompositionen erwies sich Cornelius als das Haupt und der unerreichte Führer der „denkenden" Künstler, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das Revier der Musen beherrschten. Gewaltige Ideen erfüllten seinen Kopf. In der Glyptothek galt es ihm nicht nur, die freie Schönheitswelt des Altertums zu schildern; das ganze Wirken der Natur sollte verkörpert werden, ihre elementaren Kräfte, ihre Größe und unbegreifliche Grausamkeit, die Abhängigkeit des Menschen von ihrem Walten. In der Pinakothek begnügte er sich nicht damit, den historischen Werdegang zu schildern; den tiefen Sinn der geschichtlichen Entwicklung, die göttliche Absicht, die darin verborgen liegt, wollte er aus den thatsächlichen Erscheinungen herausschälen, wie er sie verstand. In den Gemälden der Ludwigskirche aber, zumal in dem größten und wichtigsten, im „Jüngsten Gericht", und in den Cartons zum Berliner Dom, die nie zur Ausführung kommen sollten, versuchte er nichts geringeres als den Kern der ganzen christlichen Glaubens- und Heilslehre mit theosophischem Tiefsinn zu fassen. Ein ungeheurer Apparat von gelehrtem Wissen, von spekulativen Grübeleien, von fabelhafter Gedankenarbeit steckt hinter allen diesen mächtigen Entwürfen. Nicht auf das sinnliche Erschauen komplizierter Scenen kommt es an, sondern auf die Sichtbarmachung des geistigen Gehalts. Cornelius ist nicht nur ein Maler oder ein Zeichner, er ist ein Gelehrter, ein Naturphilosoph, ein Geschichtsphilosoph, ein Kirchenlehrer und Religionsphilosoph. In ihrer symbolisch-allegorischen Ri-

deutung, nicht in ihrer realen Gestalt will er die Vorgänge der Sage und Legende schildern. „Der Sold der Sünde ist der Tod, die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus unserm Herrn" — das ist sein Leitmotiv bei den Kompositionen für den Berliner Campo santo, der dem Pisaner nachgebildet werden sollte! Er ist glücklich beim Durchwandern der geheimnisvollsten mystischen Tiefen und Abgründe. „Jeder Atemzug bei dieser Arbeit," so schrieb er, „ist mir eine tiefe Seligkeit."

Cornelius glaubte mit seinen Werken die monumentale Kunst, die einzige, die ihm wahrhaft würdig und erhaben schien, in Deutschland neu zu beleben, ja erst zu schaffen. Es war seine felsenfeste, heilige Ueberzeugung, daß er durch sie an der Lösung der großen Aufgabe mitarbeitete, sein Volk sittlich und künstlerisch emporzuheben. Er hat sich schwer getäuscht. Der ganze ungeheure Gedankenaufwand, mit dem er wirtschaftete, verpuffte wirkungslos. Die Nation verstand seine verstiegene Philosophie nicht, sie fühlte sich von dem Uebermaß an michelangelesker Wucht erdrückt und zurückgestoßen. Um so stärker freilich war zu des Meisters Lebzeiten der Eindruck, den er auf die im geistigen Leben führenden Kreise machte. Die völlig unästhetisch, nur litterarisch urteilenden, nach dem Inhalt haschenden Gelehrten jener Jahrzehnte fanden hier so recht einen Mann nach ihrem Herzen. Aber auch diese Kreise dachten gar bald anders. Sie erkannten nach und nach, wie unselbständig dies einst als originell gepriesene Genie in Wahrheit arbeitete, wie es, völlig im Anschauen seiner Vorbilder befangen, aus den Schöpfungen der großen Renaissancemeister, mit besonderer Berücksichtigung Michelangelos, ein Schema abstrahierte, dem es sich allzu gehorsam unterordnete. Kein gerecht urteilender Mensch wird jemals des Cornelius imposante Persönlichkeit unterschätzen, seinen idealen Schwung, sein echtes Pathos, seinen tiefen, heiligen Ernst. Wenn die einseitige absolute Ablehnung seines Lebenswerkes, die heute als natürliche Reaktion gegen die frühere Ueberschätzung Platz gegriffen hat, einmal einer ruhigeren Betrachtung gewichen ist, wird man auch wieder an der Harmonie seiner Linien Freude haben. Man wird vor allem wieder lernen, seine Arbeiten zu scheiden, und entdecken, daß er hie und da, wenn seine angeborene Künstlernatur die Lust zum abstrakten Denken wider seinen Willen durchbrach, wirklich Großes leisten, daß er dann, wie in den Apokalyptischen Reitern, Zeichnungen voll leidenschaftlicher Kraft und charakteristischen Ausdrucks, oder, wie in den Predellen der Berliner Cartons, Scenen von feiner, trotz ihrer idealistischen Stilisierung treuer Beobachtung schaffen konnte. Und man wird zugeben, daß in dem kleinen Manne mit den stechenden Augen und dem breiten Schädel ein mächtiges, ungewöhnliches Talent gesteckt hat, das durch die unseligen Kunstanschauungen seiner Zeit in falsche Bahnen gelenkt wurde, freilich auch nicht stark genug war, diese Anschauungen in sich zu überwinden. Aber man wird niemals dahin zurückgelangen, ihn den großen Helden der Kunstgeschichte zuzuzählen, man wird ihn nie wieder mit Michel-

angelo vergleichen, von dessen Kunst die seinige nur ein schwacher Abglanz ist, man wird schließlich über der Erhabenheit seiner Gedanken die Mängel seiner Technik, seine zeichnerischen Uebertreibungen und Unsicherheiten und seine koloristische Schwäche, nicht mehr entschuldigen. Gab es doch schon zu Cornelius' Lebzeiten zahlreiche Leute, darunter begeisterte Verehrer seiner Kunst, die über die matte, seelenlose, oft geradezu unerträgliche Farbe des angebeteten Meisters den Kopf schüttelten. König Ludwig I., der mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge zu halten pflegte, erklärte vor dem „Jüngsten Gericht" rund heraus: „Er kann nicht malen" — ein Wort, das Cornelius tief verletzte und seinen Entschluß, München zu verlassen, zur Reife brachte. Doch nichts hätte diesen Künstler je dahin geführt, von seiner Verachtung gegen die Farbe, gegen das Malerische abzuweichen. Er suchte nicht minder seine Auffassung vom Werte des Kolorits auch auf die Schüler zu übertragen, die er als Akademiedirektor in Düsseldorf und seit 1825 auch in München erzog. Unabänderlich blieben sein Haß und sein Hochmut gegen die wackeren Maler des 18. Jahrhunderts: „Der Pinsel ist der Verderb unserer Kunst geworden," so predigte er seinen Jüngern, „er führte von der Natur ab zum Manierismus."

Aber wie mit dem Publikum, so hatte Cornelius auch mit seinen Schülern im Ganzen wenig Glück. Er blieb allein, und die gerade, die ihm nahe gestanden hatten, wandten sich nur zu bald gegen ihn. Zumal sein Einfluß auf die Düsseldorfer Malerschule, das zeigte sich unmittelbar nach seinem Fortgang, war gleich Null. Sein Nachfolger als Beherrscher der dortigen Akademie, Wilhelm Schadow, schlug ganz andere Pfade ein. Der Sohn des großen Berliner Bildhauers hatte zwar in Rom eine Zeit lang der Bruderschaft von San Isidoro nahe gestanden. Aber als er nun, im Jahre 1826, in die rheinische Kunstmetropole berufen ward, legte er die nazarenische Maske ab und zog mit seinem Schülerkreise, der ihm begeistert von Berlin aus folgte, ins weltliche Lager über. Auch diese Düsseldorfer waren echte Romantiker. Sie machten als Maler den großen Zug in die Vergangenheit mit, den die Dichter anführten und dem ganz Deutschland, in der Zeit des politischen Stillstandes und Rückschritts nach den Freiheitskriegen, im Zwange der engen, kleinbürgerlichen, unerquicklichen Verhältnisse, die den Sturm der nationalen Erhebung abgelöst hatten, so willig folgte. Die Gegenwart war öde und ohne Reiz. Darum fort in die Zeiten heldenhafterer Gesinnung und bedeutungsvollerer Begebenheiten! Die romantische Poesie hatte schon lange ins ferne Traumland gewiesen, wo die blaue Blume blühte, hatte von Rittern und Knappen und Edelfrauen, von

Düsseldorfer Schule: F. v. Uechtritz, Blicke in das Düsseldorfer Kunst- u. Künstlerleben 1839; Wolfg. Müller v. Königswinter, Düsseldorfer Künstler 1854; Wiegmann, die Ak. zu D. 1854; Blankarz, Nekrologe Düsseldorfer Künstler 1877; Rosenberg, D. Düsseldorfer Sch. 1886.

Elfen und Feen und Nixen, von fernen Schlössern und ragenden Burgen gesungen. Der Rhein mit seinen Ruinen, den melancholisch-stummen Zeugen verklungener phantastischer Zeiten, mit den Märchen und Sagen, die an seinen Ufern lebten, war so recht ein Land für die Sehnsucht jener Jahre. Es war kein Wunder, daß gerade in Düsseldorf alle diese Stimmungen ihren künstlerischen Niederschlag fanden. Die ganze Schaar der um Schadow versammelten Künstler: Theodor Hildebrand, Carl Sohn, Christian Köhler, Heinrich Mücke, Julius Hübner, Eduard Bendemann und Karl Friedrich Lessing, bei weitem das größte Talent der Schule, stellte sich in den Dienst der romantischen Gedanken. Auch sie blieben samt und sonders in der Abhängigkeit von der Litteratur befangen. Die Werke der Tieck, Brentano, Uhland, Eichendorff, Fouqué und der von ihnen und den Schlegels übersetzten Dichter fremder Zunge, vor

Hildebrand, Ferd. Theod., geb. 1804 Stettin, gest. 1874 Düsseldorf. Sohn eines Buchbinders; 1820 auf die Berliner Ak., 1826 mit Schadow nach Düsseldorf; Freundschaft mit Lud. Devrient, führte ihn vielfach zur Behandlung dramatischer Stoffe; 1829 u. 30 größere Reisen. — Faust u. Gretchen im Kerker, König Lear u. Cordelia, Romeo u. Julie, Söhne Eduards, Othello und Desdemona u. a.; der Krieger u. sein Kind (Nat.).

Sohn, Carl Ferd., geb. 1805 Berlin, gest. 1867 Cöln. 1826 mit Schadow nach Düsseldorf. Reisen nach Holland und Italien; 1832 Lehrer an der Ak. Düsseldorf. — Rinaldo u. Armida; die beiden Leonoren; Raub d. Hylas (Nat.).

Köhler, Christian, geb. 1809 Werben, gest. 1861 Montpellier. Kam 1826 nach Düsseldorf, ward 1852 dort Prof.

Mücke, Heinrich, geb. 1806 Breslau, gest. 1891 Düsseldorf. Kam 1826 nach Düsseldorf, ward 1840 dort Prof.; zahlreiche Reisen.

Hübner, Jul., geb. 1806 Oels, gest. 1882 Loschwitz. Trat 1823 in Schadows Atelier; 1826 mit ihm nach Düsseldorf; Reise nach Italien; 1839 Berufung nach Dresden, wo er zahlreiche Schüler um sich versammelte; 1871 Direktor der dort. Gallerie. — Goethes Fischer; Roland und Prinzessin Isabella; Christkind, Die Schutzengel, Goldnes Zeitalter (Nat.); Luther und Eck (Dresden); Buchillustrationen. — Gedichte 1871, 1876; Uebersetzung d. Sonette Petrarcas 1868; Bilderbrevier d. Dresdner Gal. — Blanckarts, J. H.: ZBK. 1883.

Bendemann, Ed., geb. 1811 Berlin, gest. 1889 Düsseldorf. Kam 1828 zu Schadow, bereiste 1830 Italien, ward 1838 an die Akademie von Dresden, 1859 zur Leitung der Ak. in Düsseldorf berufen; legte 1867 sein Amt nieder. — D. trauernden Juden in Babylon; Jeremias auf d. Trümmern Jerusalems; Wandgemälde im Dresdener Schloß, im Corneliussaal d. Nat.; Wegführung d. Juden in d. babylon. Gefangensch. (Nat. 1872). — Kat. d. Ausst. in Nat. 1890; M. Zimmermann 1889.

Lessing, Carl Fried., geb. 1808 Breslau, gest. 1880 Karlsruhe. Studium in Berlin; ging mit Schadow 1826 nach Düsseldorf; 1858 Direktor der Karlsruher Gal. — Huß vor dem Scheiterhaufen, Hussitenpredigt, Eiffellandschaft (Nat.); trauerndes Königspaar; Huß vor d. Konzil (Frankfurt, Städel); Disputation Luthers (Karlsruhe, Kunsthalle). — Briefe C. F. L.s: ZBK. 1881—82; Redtenbacher, Erinnerungen an C. F. L.: ebda.; Dohme: WM. 1880.

allem Shakespeares, die neuen Theaterstücke aus der deutschen Vergangenheit oder aus dem alten Testament, die sie auf der von Immermann geleiteten Bühne kennen lernten, lieferten ihnen die Stoffe, die sie, der empfindsamen Zeit gehorchend, aus dem Dramatischen in eine weichliche Lyrik übertrugen. Eine süßliche Sentimentalität beherrscht alle ihre Bilder. Neben der Ritter- taucht die Räuberromantik auf, neben dem Räuber werden der Schmuggler und der Wilddieb, alle die freien, beherzten Feinde der die Gegenwart erfüllenden nüchternen Philister-Ordnung, gefeiert. Und alle diese Herrschaften blicken den Beschauer mit klagenden Augen an, als wüßten sie selbst, daß ihre bunte, phantastische Welt bereits zu Grunde gegangen ist. Das Trauern wird die beliebteste Stimmung für ein Gemälde. Königspaare und historische Helden, Liebende und Abschiednehmende, selbst Mörder und Räuber erliegen sentimentalen Anwandlungen. Sie trauern alle, und Eduard Bendemmann erlebt im Jahre 1832 mit seinen berühmten „Trauernden Juden", denen bald ein „Trauernder Jeremias" folgt, den größten Erfolg. Eine und dieselbe Note geht durch die Bilder dieses Kreises, dessen Mitglieder, wie die Nazarener, innig miteinander befreundet waren, sich gegenseitig Modell standen und — ein Cliquenwesen ausbildeten, wie es bis dahin in Deutschland kaum erlebt worden war.

Im Gegensatz zu Cornelius hatten die Düsseldorfer einen ungeheuren Erfolg. Sie gaben ja auch keine Rätsel auf, sie stellten sich nicht über das Publikum, sondern machten sich sehr schlau dessen Neigungen zu eigen. Hier brauchte man nicht nachzudenken, mit aufdringlicher Verständlichkeit erklärte sich jedes Bild von selbst, man fand erfreut leicht faßliche Illustrationen zu den Büchern, die man gelesen, zu den Stücken, die man gesehen hatte, und man vergoß Thränenströme vor diesen rührenden Scenen und trauernden Helden. 1829 ward der Düsseldorfer Kunstverein begründet, eine der ersten dieser scheinbar so segensreichen, in Wahrheit so unheilvollen Veranstaltungen, die weit weniger zur künstlerischen Erziehung des Publikums als zur „Popularisierung" der Kunst im bedenklichen Sinne geführt haben, und nun eroberten sich die Werke der rheinischen Schule im Sturm die Herzen der deutschen Philister. Auch die stärkere Heranziehung der Farbe, die man in Düsseldorf pflegte, brachte diese „historischen Genrebilder", wie man sie taufte, dem Publikum näher. Und in diesen Bestrebungen liegt zugleich das unbestreitbare Verdienst der Schule. Man wollte wieder malen lernen und gab, unter dem Einfluß Schadows, der aus Berlin noch etwas von der alten Technik mitgebracht hatte, dem kalten Cartonstil des göttlichen Cornelius den Laufpaß. Freilich das Kolorit blieb immer noch eine cura posterior. Die Hauptsache war der Inhalt, nun nicht mehr der Gedanke, die Idee, sondern die Erzählung und ihr lyrischer Stimmungsgehalt.

Den größten Vorteil von dieser auf „Stimmung" gerichteten Tendenz der Romantiker hatte die Landschaftsmalerei. Der Klassizismus hatte die Landschaft in Fesseln geschlagen, hatte, ohne

Sinn für die Poesie der Natur, sie nur unter der Bedingung zugelassen, daß die wohlabgewogene Komposition das Zufällige der Wirklichkeit aufhob. Der antikisierende Idealismus war auch hier einer gesunden Entwicklung hindernd in den Weg getreten. Denn gerade das Ende des 18. Jahrhunderts bedeutete für die Naturauffassung der europäischen Menschheit einen gewaltigen Umschwung; in jener Zeit liegen die Wurzeln der ganzen modernen Landschaftsempfindung und ihrer Tochter, der modernen Landschaftsmalerei. Deutlich prägte sich das in der Veränderung aus, die in der Kunst des Gartenbaus vor sich ging. Auch hier gab England das Zeichen. Der französische Geschmack, der bis dahin allgemein herrschend war, ging von strengen architektonischen Regeln aus. Lenôtre, der Meister des Parks von Versailles, hatte die Gesetze, die den Bau des Schlosses bestimmten, auf den Garten übertragen. Ueberall war eine steife Ordnung maßgebend. In geometrische Figuren ward das Terrain eingeteilt, Bäume und Hecken wurden beschnitten, an Stelle der willkürlichen natürlichen Gestalten traten Kugel- und Würfelformen, überall erkannte man die gestaltende Hand des Menschen, der die Natur seinem wohlüberlegten Plane unterthan machte. Die Engländer, die auf allen Gebieten sich zuerst aus der Schablone zu freier unbefangener Anschauung durchrangen, setzten die unberührte Natur selbst wieder in ihr Recht ein. Sie wollten ihre Herrlichkeit im Garten wiederfinden. Unregelmäßigkeit und Willkür traten an die Stelle von peinlicher Regelmäßigkeit und mathematischer Ordnung. Weite Wiesen wechselten mit freien Waldrevieren. Anstatt symmetrischer Kaskaden schlängelte sich ein murmelnder Bach in lieblichen Windungen durch das Grün, um sich gelegentlich über unbehauene Steinblöcke, die ihm von ungefähr begegneten, schäumend den Weg zu bahnen. Der „englische Garten" — noch heute hat sich an manchen Orten, wie in München, dieser Name erhalten — ward alsbald auf dem Festlande mit Entzücken aufgenommen, zumal seit Rousseau den Gebildeten die Rückkehr zur Natur gepredigt hatte. Ueberall verschwanden die Taxushecken und machten freien, ungekünstelten Anlagen Platz. Ja, man errichtete kleine Ruinen, um den Charakter phantastischer Willkür recht deutlich hervortreten zu lassen. Auch Goethe huldigte begeistert der neuen Gartenkunst, und im unvergleichlichen Parke des Ilmthals oberhalb von Weimar, seinem „schönsten Gedicht", hat er gezeigt, wie tief er in ihren Geist eingedrungen war. An diese Bestrebungen, die in der bildenden Kunst dank dem Klassizismus fürs erste keinen Niederschlag finden konnten, knüpfte nun die Romantik an. Und wenn die Stillandschaft der Koch und Rottmann von der Natur Italiens begünstigt wurde, so gab das deutsche Land, auf dessen Eigenart der nationale Zug der Romantik im Verein mit dem durch die Freiheitskriege wiedererwachten Patriotismus die Aufmerksamkeit ohnehin lenkte, für die Sehnsucht des jüngeren Geschlechts die schönsten Anregungen. Karl Friedrich Lessing, der schon vorhin als der Begabteste des Düsseldorfer Kreises genannt wurde, ward der Führer auf diesem Wege.

Er entdeckte den Reiz der Landschaft am Rhein und in der Eiffel. Der romantische Hang zum Geheimnisvollen, Zauberhaften, ja zum Unheimlichen und Spukhaften, der in den Dichtungen der Zeit, bei Brentano und Arnim, bei Tieck und Kleist, bei Novalis und Zacharias Werner, bei E. T. A. Hoffmann und Justinus Kerner, tausendfach wiederkehrt, hieß ihn, ähnliche Stimmungen in der Natur aufsuchen. Nacht und Mondschein, verlassene Berggegenden und wilde Schluchten, seltsame Felsformationen und verkrüppelte alte Baumriesen, verwitterte Heiligenbilder in menschenferner Einsamkeit, Unheil brütende Sümpfe, gespenstisch schimmernde Weidenstämme, das alles erscheint nun auf den Bildern der Maler. Es sind Gegenden, in denen dem Wanderer nicht geheuer wird. Elfen und Waldgeister, Wichtelchen und Erdmännchen, boshafte Zwerge und hinterlistige Kobolde scheinen jeden Augenblick aufzutauchen. Und damit nur ja alles zusammenstimmt, um den unheimlichen Reiz des Gruselns zu erwecken, hängen drohende Gewitterwolken am Himmel und verdunkeln das Licht der Sonne. Solche Scenerien bot die deutsche Heimat ohne Zahl. Preller hatte schon seinen Odysseelandschaften, offenbar von der Romantik unbewußt beeinflußt, hie und da Züge phantastischer Wildheit beigemischt. Lessing durchstreifte die Provinzen der Heimat, fahndete auf ungewöhnliche, sonderbare Plätze und hielt mit dem Pinsel fest, was er sah. Zuerst konnte er es sich nicht versagen, die Stimmung durch figürliche Staffage, die er den „historischen Genrebildern“ entnahm, durch Ritter, Mönche, Räuber, Landsknechte zu verdeutlichen; später aber verzichtete er auf diese überflüssigen Hilfsmittel und gab die Natur in ihrer einsamen Größe. Joh. Wilhelm Schirmer folgte Lessing, doch nur um bald, nach einer italienischen Reise, sich der heroischen Stillandschaft zu nähern, deren Eigenart er mit der in Düsseldorf angenommenen romantischen Manier schlecht und recht zu verschmelzen suchte. Ein anderer, stärkerer Künstler freilich, Karl Blechen, verstand es schon damals, auch die Natur des klassischen Landes jenseits der Alpen nicht mit den Augen des abstrakten Idealismus, sondern mit klarem Blick für das Eigentümliche, grotesk Großartige zu betrachten. Er malte auch italienische Motive mit romantischem Sinn. Und die unheimlichen Märchenwesen, welche die erregte Phantasie in diesen wilden Thälern und Schluchten zu sehen glaubt, erscheinen bei ihm leibhaftig auf dem Bilde.

Wenn wir von den Verdiensten der Landschafter absehen, hatte die Malerei dieser Jahre bisher wenig Bleibendes gegeben. Nach-

Schirmer, Joh. Wilh., geb. 1807 Jülich, gest. 1863 Karlsruhe. Kam 1825 nach Düsseldorf; weite Studienreisen, 1839 Professor; 1854 Direktor der Kunstschule Karlsruhe. — Bibellandschaften; Geschichte Abrahams. — Düsseldorfer Lehrjahre: Dtsch. Rundschau 1878.

Blechen, Carl, geb. 1798 Kottbus, gest. 1840 Berlin. Kam 1822 an die Berliner Ak., dort 1830 Lehrer, 1835 Prof.; 1827 Reise nach Italien. — Katal. d. Ausst. v. W. Bl. in Nat. 1881

ahmung und Abhängigkeit hießen die beiden Göttinnen, denen die Künstler opferten. Auch die Düsseldorfer Schule machte ihre Angehörigen nicht frei. Sie liefen hinter der Litteratur her und begnügten sich damit, ihr die Schleppe zu tragen. Nur zwei Persönlichkeiten aus dem Kreise der Romantiker rangen sich durch zu Selbständigkeit und eigner Größe: Moritz von Schwind und Alfred Rethel. Sie waren nicht mehr die Diener der Poesie, sondern verkehrten mit ihr wie Gleichberechtigte; sie waren keine Illustratoren, sondern schalteten in ihrem Reiche souverän mit den Anregungen, die ihnen die Zeit gewährte. Darum wird, was sie geschaffen haben, Bestand haben wie die unvergänglichen Dichtungen jenes Zeitalters, während der Ruhm der anderen heute schon verblaßt ist. Rethel und Schwind stehen neben einander wie Verkörperer der beiden großen Hauptströmungen der Romantik, deren Wesen freilich zu bunt und vielgestaltig ist, als daß es sich mit diesen zwei Linien ganz umschreiben ließe. Die Scheidung zwischen männlich-ernsten und weiblich-weichen Zügen, die schon in dem Freundschaftspaar Arnim-Brentano ihre Inkarnation gefunden hatte, wiederholt sich hier. Rethel, der Nordwestdeutsche, ist ein verschlossener Mann von herber, strenger Eigenart; Schwind, der Wiener, ein fröhliches Märchenkind, übersprudelnd von köstlicher Laune. Sie tauchen beide am liebsten in den unversiegbaren Born der deutschen Sage, aber Rethel sucht in ihr das Gewaltige und Erhabene, das Starre und Düstere, Schwind den zarten Zauber und den süßen Duft der blauen Blume. Doch beide sind echteste Söhne des deutschen Bodens. Der eckige, knorrige, eigensinnige Individualismus, die seltsame Mischung von Kraft und Verträumtheit, die Neigung zum Absonderlichen, die tiefe, seelenvolle Innigkeit — Züge, die allein unserm Volke in dieser merkwürdigen Verkettung im Blute liegen, sind ihnen beiden in gleichem Maße eigen. Nur in einem Punkte erscheinen bei Rethel und Schwind die Rollen vertauscht. Der süddeutsche Fabulierer, der

Rethel, Alfr., geb. 1816 Aachen, gest. 1859 Düsseldorf. Zeichnete schon als Kind; kam 1829 nach Düsseldorf; 1836 nach Frankfurt zu Ph. Veit; erringt 1841 den Aachener Preis; 1844—45 und 1852 in Italien, wo sich Spuren von Geisteskrankheit zeigen; in Dresden Ausbruch der Krankheit, in eine Irrenanstalt bei Düsseldorf gebracht. — Fresken für Aachen: Otto III. in Karls d. Gr. Grab, Zerstörung der Irmensäule, Sieg bei Córdoba, Eroberung Pavias (Cartons in Nat.); 4 Kaiserportraits im Frankfurter Römer. — Wolfg. Müller v. Königswinter, R. 1861; Max Schmid, R. 1898 (= KM. Nr. 32); Valentin, R. 1892.

Schwind, Mor. v., geb. 1804 Wien, gest. 1871 München. Erste Studien in Wien; seit 1828 in München unter Cornelius; 1847 ebda. Prof.; wenige Reisen, 1833 in Rom, 1853—55 Arbeit auf der Wartburg. — Tieck-Bilder in d. Münchner Residenz; Ritter Kurts Brautfahrt (Karlsruhe); Sängerkrieg u. Scenen aus d. Leben d. hl. Elisabeth (Wartburg); der Rhein und s. Nebenflüsse (Baden-Baden, Trinkhalle); Anbetung der Könige (München Frauenkirche); Heimkehr d. Grafen v. Gleichen (Schack); Bilder aus d. Zauberflöte (Wien, Opernhaus); D. Rose (Nat.). — Holland, Sch. 1873; v. Führich 1871; Haack 1898 (= KM. Nr. 31).

in der Stille die geheimnisvollen Fäden der alten Märchen weiterspinnt, ist ein Bild strotzender Gesundheit, der männlich-klare Rethel aber fällt, wie so viele in jener Periode, der wachsenden Nervosität der Zeit zum Opfer und stirbt, wenig über vierzig Jahre alt, in der Nacht des Wahnsinns. Krankhafte Veranlagung und innere Kämpfe tragen an diesem traurigen Ausgang nicht allein die Schuld; auch die Verständnislosigkeit, mit der man diesem kraftvollsten Künstler seiner Zeit allenthalben begegnete, die sich bis zur Geringschätzung, ja bis zum Hohne steigerte, hat ihr redlich Teil daran. Man war durch die schwächliche Sentimentalität der landläufigen Düsseldorfer Bilder, die dem Durchschnittsgeschmack der Menge bereitwillig entgegenkamen, so verwöhnt, daß man sich zu der herben Größe dieser neuen Erscheinung nicht aufschwingen konnte. Auch Rethel hatte seinen ersten Unterricht auf der rheinischen Akademie genossen, aber er wuchs über das, was er hier lernte, ebenso rasch hinaus wie über die nazarenische Weisheit, die ihm Philipp Veit in Frankfurt beizubringen suchte. Er fand aus eigener Kraft den Stil für die monumentalen Aufgaben, zu denen es ihn drängte. Er empfand den unüberbrückbaren Gegensatz von deutschem Empfinden und romanischer Formensprache, und wandte sich von den italienischen Meistern zu Albrecht Dürer und Hans Holbein, um sich mit der Kraft ihrer Sprache zu durchtränken. Er hatte andererseits genug gelernt, um die bald krause, bald eckige Ungeschicklichkeit, die bei den Deutschen des 16. Jahrhunderts gelegentlich auftritt, klug zu vermeiden und ihre naiv-gesunde Härte und Strenge mit reiferer Formengebung zu vermählen. So gelang es ihm, die volkstümliche Art Dürers zu monumentaler Höhe zu steigern, nicht durch den theosophischen Gedankenschwulst des Cornelius, sondern durch rein künstlerische Mittel, durch den großen Zug seiner ausdrucksvollen Linien, durch die bei aller eindringlichen Schärfe schlichte Art seiner markigen Charakteristik. Wenn in den Bonifaziusbildern, mit denen er, als Sechzehn- und Neunzehnjähriger, zuerst hervortrat, noch Spuren düsseldorfischer Empfindsamkeit und Schulkomposition zu finden sind, so hatte er in gleichzeitigen Skizzen und Entwürfen schon all diesen Formelkram überwunden. Kerndeutsche Stoffe suchte er nun auf, von Karl Martell, der die Mauren schlägt, vom Kampf der Schweizer bei Sempach und vom Tode Winkelrieds, von Adolf von Nassau und Otto I. und Rudolf von Habsburg, von der Schlacht bei Merseburg und dem sterbenden Roland erzählte er, überall mit genialem Instinkt den richtigen Moment für die zeichnerische Darstellung treffend. Niemand hat Gestalten und Scenen aus der Weltgeschichte so packend und doch so ohne jedes Pathos, so eindrucksvoll und doch so ohne Uebertreibung geschildert wie Rethel. Wundervoll vereint er die unumgänglichen Rücksichten auf künstlerische Gruppierung mit einem kühnen Realismus, der alle absichtsvolle Arbeit vergessen und seine Darstellungen als verblüffend wahre Reproduktionen selbstgesehener Ereignisse erscheinen läßt. Am großartigsten aber entfaltet sich seine Begabung zum monumentalen

deutschen Historienmaler, als er, 24 Jahre alt, im Wettbewerb um die Ausschmückung des Aachener Krönungssaales, den Preis davonträgt. Diese Fresken aus der Geschichte Karls des Großen sind das große Hauptwerk seines Lebens geworden. In einem Lapidarstil, dessen Wucht kaum ein anderer in Deutschland je erreicht hat, in großen, machtvollen Zügen schrieb Rethel hier die Thaten des gewaltigen Frankenkaisers auf die Mauern des alten Rathauses — eine Reihe bewundernswerter Wandbilder, auch in dem diskreten Reiz der farbigen Ausführung, wenigstens soweit diese von Rethel selbst stammt, ohne Beispiel in jener Zeit. Aus tiefer seelischer Ergriffenheit heraus scheinen sie geboren zu sein. Die alte, halb sagenhafte Reckenzeit mit ihrer Hoheit und ihrer unheimlichen Strenge taucht in steilen, feierlichen Linien aus dem Grabe der Vergessenheit empor. Mit Kaiser Otto III., dem Romantiker vom Jahre 1000, dringen wir in die Gruft des heldenhaften Carolus Magnus, und Schauer der Ehrfurcht ergreifen uns, wenn wir des Toten ansichtig werden, wie er in majestätischer Geisterruhe, geschmückt mit allen Zeichen der kaiserlichen Würde, unbeweglich von seinem Throne auf das kleine Geschlecht der Nachgeborenen herabblickt. Solche Stimmungen zu erwecken, ist Rethels eigenste Kunst. Auch in ihm lebt, aber viel mächtiger als in den Landschaftern, der deutsche Hang zum Dämonischen, Spukhaften. Mit leidenschaftlicher Lust schildert er die Mordlust der Kämpfenden in der Schlacht, die drohenden Gefahren kühner Heerfahrt in seinem Zeichnungscyklus „Der Zug Hannibals über die Alpen" und endlich das verheerende Walten des grausigen Sensenmannes in seinem letzten und stärksten Werke, dem „Totentanz". Aus der erregten Stimmung des Jahres 1848 ist diese Folge entstanden. An die alten Meister des Mittelalters und ihren größten Ausläufer, Hans Holbein, knüpfte Rethel an; wie Holbein zeichnete er seine phantastischen Entwürfe auf den Holzstock. Es ist ein wildes Lied von den Schrecken der Revolution, das hier erklingt. Auf seiner Mähre trabt der Tod, die Zigarre im grinsenden Munde, auf die Stadt zu, er reizt die Bürger zum Aufstand, er kommandiert die fanatisierten Massen auf der Barrikade, und als Sieger reitet er triumphierend, wie später Stucks „Krieg", über ein Feld von Leichen dahin. Und wie bei dem empörten Volke, so treibt das erbarmungslose Gerippe bei den genußsüchtigen Reichen sein satanisches Spiel. Doch auch als Freund kann der Tod erscheinen. Im letzten, berühmtesten Blatte dieser unvergleichlichen Kompositionen ist er ins stille Turmgemach des alten Glöckners getreten, der nach einem langen Leben voll Arbeit und Mühen sanft in seinem Lehnstuhl entschlafen ist. Wie vielen hat der Alte einst das klagende Sterbeglöcklein ertönen lassen — nun läutet Freund Hein, ein milder Tröster, den Getreuen selbst ins bessere Jenseits hinüber.

Der „Totentanz" zeigt Rethel als einen Künstler, der innigen Anteil nahm am Leben seiner Zeit. Er floh nicht mit umgehängten Scheuklappen aus der Gegenwart, er blieb ein Sohn seines Jahr-

hunderts und blickte mit modernen Augen in die Zeit der Helden und der Sage zurück. Das unterscheidet ihn von seinen romantischen Genossen, das giebt seinem Lebenswerke seinen eigentümlichen Wert. Und darin trifft er sich mit Moritz von Schwind, der sonst ein so anderes Gesicht zeigt als der Meister von Aachen. Auch Schwind ist kein Nachahmer, der als ängstlicher Schüler den Malern der Vergangenheit ihre Künste ablernen will, er lebt mit seiner Zeit und weiß Wirklichkeit und Phantasie, „Ahnung und Gegenwart“ wundersam zu mischen. Von seinen Werken kann man sagen, was Heinrich Heine von des Knaben Wunderhorn und seinen Liedern sagte: „Hier fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe. Hier perlt der echt deutsche Wein und die echt deutsche Thräne.“ Rauschende Eichenwälder und liebliche Thäler, stolze Burgen mit ragenden Zinnen und deutsche Städte mit dem Gedränge von Giebeln und Erkern, Söller und Waldkapellen, Falkenjäger und liebliche Edelfräulein, Elfen und Nixen, Zwerge und Kobolde, Hexen und Engelein, Einsiedler und fahrendes Volk, fromme Brüder und Musikanten, treue Mannen und holde Prinzessinnen mit einem zierlichen Krönchen auf dem wallenden Blondhaar, wandernde Burschen und seufzende Bürgerstöchter voll Liebessehnsucht — das ist die Welt Moritz von Schwinds. Rübezahl wandert durch die Berge, die Geschichte vom Aschenbrödel, von den sieben Raben, von der schönen Melusine zieht an uns vorüber, der gestiefelte Kater treibt seine Stücklein. Ständchen werden gebracht und Minnefeste gefeiert. Wir begleiten ein glückliches Pärchen auf der Hochzeitsreise, sitzen mit den Landleuten um den Tisch oder vor dem Hause des Abends auf der Bank, spielen mit den Kindern und tollen mit dem jungen Volk um die Linde, erklimmen die eisige Alpenhöhe, wo die „Jungfrau“ in ewiger Schönheit thront und steigen hinab, wo die deutschen Ströme fließen und Vater Rhein mit seinen Nixen Hof hält. „Herr Winter“, ein gutmütiger alter Herr, halb Weihnachtsmann, halb gütiger Großpapa, wandert durch die deutschen Städte. In der Sprache des Holzschnitts wendet sich der liebe Meister an sein Volk, und in den Fresken des Landgrafen-Saales der Wartburg erzählt er uns die rührende Geschichte vom Leben und Sterben der heiligen Elisabeth. Trefflich stimmte die treuherzig-naive Farbe zu der Frische der Zeichnung. Die altdeutsche Glasmalerei, die so bunt und lustig Humpen und Fenster schmückte, ist, wie er selbst berichtet, seine Lehrerin gewesen. Ein Feenreich, unerschöpflich an Schönheit und Poesie, erschließt sich uns. Eine innige Liebe, das fühlen wir, hatte dieser herrliche Künstler zu der ganzen Welt, die ihn umgab, zu der Natur und den Wundern, die sein Dichterauge darin erblickte, aber auch zu der Gegenwart mit ihren schrulligen, verträumten Menschen und ihrer Sehnsucht. Tiecks „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, blickt schalkhaft in die moderne Philisterwelt hinein. Eine jubelnde Lebensfreude lebt in

Schwinds Werken. Es geht ein Singen und Klingen durch die Luft. Ueber all diesen Scenen schwebt leise eine liebliche Melodie. Und auch in den Bildern selbst wird oft gar wacker Musik gemacht. Geige und Flöte, Zither und Orgel ertönen, oder alle Instrumente vereinen sich zum symphonischen Spiel. Schwind ist ein echtes Kind der sangesreichen Stadt Wien, Musik liegt in dem rhythmischen Fluß seiner weichen Linien, in den Falten der Gewänder, in den blonden Lockenwellen seiner liebreizenden Frauengestalten, Musik in der ganzen Stimmung seiner Werke. Er war der treueste Ritter der Dame Romantik, und er starb in demselben kalten Winter von 1871, da seine edle Fraue, schon ziemlich gealtert, unter dem Kanonendonner des deutsch-französischen Krieges verschied.

* * *

Eine der folgenreichsten und wichtigsten Erscheinungen der Romantik war die Belebung des historischen Interesses. Die ganze Stimmung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war darauf gerichtet, der Gegenwart und der andringenden modernen Kultur, die in ihrer übermächtigen Gewalt unbehaglich und unheimlich erschien, zu entfliehen. Die Dichtung hatte das Kommando „Kehrt!" gegeben, und die Malerei war gefolgt. Zunächst plätscherte man mit Wohlbehagen nach Gefallen in den Fluten der Vergangenheit umher. Man schlug mit elegischem Seufzer bald hier, bald dort eine Seite der Geschichte auf und umrankte, was man dort las, nach Belieben mit allerlei anmutigem phantastischen Beiwerk. Aber die neue Kultur mit ihrer ernsten, tiefbohrenden Gründlichkeit gab sich mit dieser spielerigen Art auf die Dauer nicht zufrieden. Sie verlangte gebieterisch nach einer genaueren und korrekteren Betrachtung der alten Zeiten, und sie gebar die Geschichtswissenschaft. An die Stelle des Ahnens trat nun das Wissen. Was man erträumt hatte, suchte man jetzt kritisch zu erforschen.

Die bildende Kunst warf auch diese Wandlung im Spiegel zurück. Den Uebergang kennzeichnet ein Maler, der als Schüler des Cornelius begann: Wilhelm von Kaulbach. Er gab noch nicht die reine Thatsachen-Geschichte, sondern suchte die Darstellung historischer Vorgänge durch eine ebenso aufdringliche wie banale Geschichtsphilosophie aus der Sphäre des Berichts in die der „geistreichen" Betrachtung zu „erheben". Mit einem außerordentlichen Kompositionstalent begabt, das es ihm ermöglichte, eine Unzahl von Figuren geschickt über eine Fläche zu verteilen, schilderte Kaulbach historische oder halbhistorische Ereignisse von besonderer, thunlichst welterschüttern-

Kaulbach, Wilh. v., geb. 15. Okt. 1805 Arolsen, gest. 7. April 1874 München. Sohn e. Goldschmieds, der ihn zuerst unterrichtete; seit 1821 auf der Düsseldorfer Ak., enger Anschluß an Cornelius, mit dem er 1825 nach München ging; 1839 in Rom; 1847 Ruf nach Berlin; 1849 Direktor der Münchner Ak. — Teichlein, z. Charakteristik K.s: ZBK. 1876; Hans Müller, W. K., 1893.

der Bedeutung. Das „gebildete“ Publikum sah mit Entzücken Dinge, die es in der Schule gelernt oder über die es in Büchern gelesen hatte, mit tiefer Befriedigung über die eigenen Kenntnisse erkannte es die Helden der Vergangenheit und war erfreut, daß seiner Phantasie, die sich von den Begebenheiten nie eine rechte Vorstellung hatte machen können, so angenehm nachgeholfen wurde. Im Treppenhause des Berliner Museums bestaunte man die riesigen Wandgemälde des Meisters, den Friedrich Wilhelm IV. ebenso wie Cornelius in seine Hauptstadt gezogen hatte: die Hunnenschlacht, die Zerstörung Jerusalems, den Turmbau zu Babel, die Blüte Griechenlands, die Kreuzfahrer, das Reformationszeitalter. Man bewunderte seinen Nero, seine Seeschlacht von Salamis, seinen Peter Arbues. Ueberall eine Massenansammlung von Gestalten, eine Theatervorstellung, zu der gleich alle geeigneten Vertreter der ganzen Epoche als Akteure entboten werden, ein mit ungeheurem Apparat und unsäglichen Mühen gestelltes lebendes Bild. Unbeschreiblich, was alles auf einem dieser Gemälde vor sich geht. Es wimmelt von Gruppen, die sich durcheinander drängen, keine Stecknadel kann zur Erde fallen. Und damit nicht genug: auch der Himmel wird bevölkert, Geister, Götter, Engel erscheinen, um, falls etwas noch nicht klar geworden sein sollte, auch die letzten Zweifel zu zerstreuen. Es ist immer ein Stück Weltgeschichte in nuce, ein Anschauungsunterricht, der aber den Schüler, dem man alle diese Beziehungen, Andeutungen, Hinweise kommentiert, nur zu leicht zu falschen Anschauungen führen kann. Man staunt vor dieser unerschöpflichen Erfindungskraft, vor dieser Leichtigkeit, mit der Hunderte von Personen zusammengebracht sind. Jubelnde Huldigungen hat seine Zeit ihm dafür dargebracht, und kaum war je ein deutscher Maler zu seinen Lebzeiten so populär wie Wilhelm von Kaulbach. Cornelius begriff man nicht; hier schwelgte man in einem Meer von Verständlichkeiten, ja mehr, man hatte die Genugthuung, einen allgemein als „geistreich“ anerkannten Mann verstanden zu haben. Und Kaulbach wußte seine Leute zu fesseln. Gab Cornelius Erhabenheit und feierliche Ruhe, so gab er ein wildes Getümmel, das freilich mehr unruhig als belebt war. Begnügte sich jener mit den abstrakten Konturen, so wußte Kaulbach seine Kartons gefällig zu illuminieren. War Cornelius von herber Keuschheit, mit zorniger Verachtung gegen alle kleinen Reizmittel, so kam er dem Durchschnittsgeschmack mehr entgegen und sorgte reichlich für rundliche Frauengestalten, deren Gewänder er allenthalben mit verständnisvoll-lüsternem Augenzwinkern ein bischen lüftete. Und war Cornelius bitter ernst, so verstand Kaulbach sich darauf, allerlei witzige kleine Bemerkungen zu machen. Er benutzte sogar die Monumentalmalerei zu solchen Scherzen, ironisirte in den nunmehr vom Regen verwischten Fresken der Münchner Neuen Pinatothek die ganze Kunst seiner Zeit und in dem Fries der Berliner Wandgemälde seine eignen, darunter befindlichen pompösen Darstellungen. Unzweifelhaft sind die satirischen Kompositionen, die er hinterlassen, seine stärkste Seite ge-

wesen. Zahlreiche Gelegenheitsblätter zeigen ihn als einen Menschen, der um pikante oder boshafte Einfälle nie verlegen ist, und seine Illustrationen zum Reinecke Fuchs, mögen sie sich auch, wie man heute weiß, sehr nahe an ein englisches Vorbild anlehnen, sind außerordentlich amüsant. Doch hat Kaulbach mit seinen übrigen Illustrationswerken, den süßlichen Bildern zu Goethe und anderen Klassikern, schwer gesündigt. Er hat damit die Reihe der berüchtigten „Prachtwerke“ eröffnet, die Jahrzehnte hindurch die Tische der „guten Stuben“ schmückten, als schlimme Zeugen des Kunstgeschmacks ihrer Besitzer.

Trat bei Kaulbach die Historienmalerei noch in dem Gewande eines großsprecherischen Pseudoidealismus auf, so geriet sie bald in eine mehr realistische Sphäre. Karl Friedrich Lessing ward in seiner zweiten Periode der Bahnbrecher auf diesem neuen Wege. Das Bezeichnende war, daß die Maler sich ihre Stoffe jetzt nicht mehr aus den Werken der Dichter holten, sondern aus den Büchern der Geschichtsschreiber. In Lessings Schwenkung wird dieser Wechsel offenbar. Hatte er in seinen Anfängen nach Uhland das trauernde Königspaar, nach Bürger die Lenore gemalt, so wandte er sich nun, in den dreißiger Jahren, angeregt durch die Lektüre eines Kapitels in Menzels „Geschichte der Deutschen“, den Schicksalen des Johannes Huß zu. Er schilderte in großen Bildern — Huß vor dem Konzil, Huß auf dem Scheiterhaufen, die Hussitenpredigt — die Ereignisse ohne geistreiche Kommentare, so, wie sie seiner Meinung nach etwa gewesen waren. Im Gegensatz zu der religiösen Malerei der Nazarener und des Cornelius war die seine weltlich, im Gegensatz zu ihrer katholischen Richtung war sie ausgesprochen protestantisch, im Gegensatz zu Kaulbachs wässeriger Geschichtsphilosophie war sie thatsächlich.

Die mächtigste Förderung aber erhielt die geschichtliche Malerei in Deutschland aus dem Auslande! In Frankreich war sie seit Jahren zu großartiger Blüte herangereift. Auch dort nahm sie ihren Ausgang von der Geschichtswissenschaft. Die großen Werke von Guizot, Mignet, Thiers hatten das historische Interesse erweckt, und die Maler beeilten sich, die neue Konjunktur auszunutzen. Seit dem Jahre 1827, wo Eugène Devérias „Geburt Heinrichs IV.“ im Pariser Salon erschien, stürzten sich die französischen Künstler auf das Arsenal brauchbarer Stoffe, das in den Büchern der Geschichte verborgen lag. Was Devéria begonnen, führten Roqueplan, Robert Fleury und andere weiter, und in Paul Delaroche erstand dieser Schule der Meister. Noch erfolgreicher aber als in Frankreich selbst warb im benachbarten Belgien die Historienmalerei unter dem heranwachsenden Künstlergeschlecht begeisterte Jünger. Gustave Wappers, Nicaise de Keyzer, Louis Gallait, Edouard de Bièfve hielten die Geschicke ihres Volkes, das sich eben mit seinem Blute die nationale Selbständigkeit erkämpft hatte, in riesigen Bildern fest und ernteten stürmischen Beifall.

Der Ruhm der französisch-belgischen Geschichtsmalerei drang bald über die deutschen Grenzen. Im Jahre 1842 erschienen auf der

Berliner Ausstellung Gallaits „Abdankung Karls V." und Bièfves „Kompromiß des niederländischen Adels". Es war dieselbe Ausstellung, die Cornelius' „Christus in der Vorhölle" brachte, — das Publikum war sich rasch einig, welcher Richtung es den Vorzug geben sollte. Da man, fern von allen künstlerischen Gesichtspunkten, nur nach stofflichen Rücksichten urteilte, konnte es keinen Zweifel geben. In jenen Jahren, wo Deutschland in Wahrheit nur noch ein geographischer Begriff war, suchte der Patriotismus so gern in der Vergangenheit Trost und neue Hoffnung auf bessere Zustände. Die Gegenwart war so klein und so arm an gewaltigen Begebenheiten, — man war glücklich, sich wenigstens an den großen Männern und interessanten Ereignissen früherer Zeiten ergötzen zu können. Von Berlin aus traten Gallait und Bièfve einen Triumphzug durch Deutschland an und rissen Schauende wie Schaffende in gleicher Weise mit sich fort. Ueberall erscholl der Ruf, der zwanzig Jahre früher in Frankreich laut geworden war: Wir brauchen Historiker in der Malerei! Und München, durch König Ludwig I. zur Kunsthauptstadt Deutschlands gemacht, ward der Mittelpunkt für die neuen Bestrebungen. Karl Piloty ward der „deutsche Delaroche". Er war ein echter Sohn des wissenschaftlichen Jahrhunderts. In gründlichen Studien bereitete er sich auf seine Gemälde vor. In allen Einzelheiten, in den Möbeln, der Architektur, dem ganzen Beiwerk, in den Kostümen mußte alles der historischen Wirklichkeit entsprechen. Hauptsächlich in den Kostümen! Auf die zeitgemäße Charakteristik der Gesichter und Gestalten kam es weniger an; hier begnügte sich Piloty mit einer ziemlich oberflächlichen Kenntnis, mit einer allgemeinen Vorstellung vom Aussehen der Menschen in früheren Jahrhunderten und war in der Hauptsache zufrieden, wenn er sein Modell in eine historische Tracht gesteckt hatte. Sein Realismus beschränkte sich etwa auf den Theaterrealismus der Meininger; jedoch im Gegensatze zu dem stilisierenden Idealismus der Kartonmaler, schien er den Zeitgenossen das Aeußerste an Wahrhaftigkeit zu leisten. Hinzu kam, daß Piloty auch in der Darstellung schrecklicher und erschütternder Begebenheiten nicht vor einer gewissen Aufrichtigkeit zurückschreckte. Die Aesthetischen machten ihm das zum Vorwurf, aber das große Publikum war um so stärker von seinen Gemälden gefesselt. Und Piloty teilte den naiv-trivialen Geschmack der Menge. So malte er denn Seni an der Leiche Wallensteins, das Todesurteil der Maria Stuart, Nero beim Brande Roms, Galilei im Gefängnis, den Tod Cäsars, den Tod Alexanders des Großen — „Excellenz, was malen's denn heuer für einen Unglücksfall?", fragte ihn schmunzelnd der Spötter Moritz von Schwind. Mit unermüd-

Piloty, Carl v., geb. 1. Okt. 1826 München, gest. 1886 Ambach. Aus e. Künstlerfamilie hervorgegangen; früh Studium an der Münchner Ak.; führte eine Zeit lang d. lithogr. Geschäft d. Vaters weiter; Genrebilder; 1852 Reise nach Antwerpen und Paris: Historienmalerei; 1856 Prof., 1874 Direktor d. Münchner Ak. als Kaulbachs Nachfolger. — Pecht: WM. 1882; Stieler, D. Pilotyschule 1881.

lichem Eifer entwickelte sich Piloty zu einem Illustrator der Welthistorie. Die antike, die englische, die französische Geschichte, das Mittelalter, der dreißigjährige Krieg lieferten ja immer neue Stoffe, wenn man nur fleißig seinen Schlosser las. Der Ruhm des Münchner Akademieprofessors verbreitete sich rasch über Deutschland. Ein neues Bild von ihm war der „Clou" jeder Ausstellung, auf der es erschien, und wie die Schaulustigen vor seinen Gemälden, so drängten sich die Schüler vor der Thüre seines Ateliers. Ein riesiger Kreis von Jüngern schloß sich dem Meister an und malte wie er Scenen aus der Geschichte aller Zeiten und Völker, was allerdings, da die brauchbaren und interessanten Vorwürfe in kurzer Frist „vergeben" waren, von Jahr zu Jahr größere Schwierigkeiten mit sich brachte. Man mußte schon entferntere Stoffgebiete, die ungarische, siebenbürgische, schwedische Geschichte, heranziehen, um neue sensationelle Ereignisse zu finden. Sie alle hatten hübsche Erfolge, aber nur wenige Namen aus der großen Münchner Gruppe werden sich neben dem Pilotys in die Zukunft hinüberretten. Auch die zu ihrer Zeit bekanntesten Mitglieder der Schule, wie Emanuel Leutze, der schon in Düsseldorf neben Lessing die Pfade der Historienmalerei betreten hatte, Alexander Liezen-Mayer, Wilhelm Lindenschmit, Max Adamo, werden gar bald vergessen sein. In Berlin war Julius Schrader im gleichen Sinne thätig; doch besser als seine durch keine persönliche Zuthat über das Gesamtniveau sich erhebenden Historien haben seine ehrlichen und tüchtig gemalten Porträts dem Wechsel des Urteils Stand gehalten.

Leutze, Em., geb. 1816 Gmünd, gest. 1868 Washington. Kam früh nach Amerika, 1841 nach Düsseldorf; Reisen durch Deutschland, Italien, wiederholt nach Amerika u. wieder zurück; seit 1863 dauernd in Washington. — Washingtons Uebergang über d. Delavare; zahlreiche Columbusbilder; Cromwells Besuch bei Milton; Heinrich VIII. u. Anna Boleyn.

Liezen-Mayer, Alex, geb. 1839 Raab (Ung.), gest. 1898 Budapest. Seit 1862 an d. Münchner Ak.; 1880—83 Dir. d. Kunstschule in Stuttgart, 1896 nach Budapest berufen. — Maria Theresia ein armes Kind stillend; Heiligsprechung der Elisabeth von Thüringen; Fresken im Nationalmus.; Ill. und Bilder zu Goethe, Schiller, Shakespeare, Scheffel; Portraits. — Horst: KuZ. 1899.

Lindenschmit, Wilh. v., geb. 1829 München, gest. 1895 ebda. Sohn des gleichnamigen Historienmalers, kam 1844 an die Münchner Ak., 1848 an das Städel'sche Inst. nach Frankfurt; Reisen nach Antwerpen u. Paris; 1863 nach München; 1875 hier Prof. — U. v. Hutten im Kampfe; Ermordung Wilh. v. Oranien; Franz I. bei Pavia; D. Fischer (nach Goethe; Schack); Luther als Kurrendschüler. — Pecht, W. v. L.: KfA. Bd. 10.

Schrader, Jul., geb. 1815 Berlin, gest. 1900 ebda. Auf der Düsseldorfer Ak. Schüler W. Schadows; 1848 an die Berliner Ak. berufen. — Uebergabe v. Calais, Wallenstein u. Seni, Tod Leonardos, Milton u. seine Tochter, Abschied Karls I. v. s. Familie, Friedr. d. Gr. nach Kolin; Berlin u. Kölln huldigen Friedrich I. (Nat.); Portraits v. Ranke, Moltke, A. v. Humboldt. — Katal. d. Ausst. in Nat. 1895.

Nach der stofflichen Seite hat die Pilotyschule die deutsche Malerei nicht weiter gebracht. Auch für sie ist maßgebend die Abkehr von der „unschönen" Gegenwart, die entschiedene Weigerung, dem modernen Leben sich zu nähern. Auch die Art der Auffassung bedeutete keinen sonderlichen Fortschritt. Von einer wirklich realistischen Rekonstruktion der Vergangenheit konnte ja keine Rede sein. Es ist vielleicht überhaupt unmöglich, sie jemals thatsächlich zu erreichen. Die großen Meister früherer Jahrhunderte hatten sich wohlweislich niemals mit solchen Aufgaben abgegeben. Sie waren zu stark vom Bewußtsein ihrer eignen Zeit durchdrungen, um nach Belieben in die Haut irgend einer vergangenen Epoche hineinzuschlüpfen. Die französischen, belgischen, deutschen Maler um die Mitte des 19. Jahrhunderts fühlten sich noch nicht als Söhne ihrer Zeit, aber die Fähigkeit zu einer solchen Metamorphose besaßen sie auch nicht. Das war nicht wunderbar. Denn das Talent, ganz aus der überwundenen Anschauung einer versunkenen Epoche heraus zu schaffen, ist eine so rare Schicksalsgabe, daß es unmöglich gleich der ganzen Künstlergeneration eines ganzen Landes eigen sein, daß jeder Anfänger es nach einigen Studienjahren erworben haben kann. So mußten sich die Historienmaler mit einem Surrogat begnügen: nicht in die Haut vergangener Epochen schlüpften sie, sondern nur in ein Trikot, das dieser Haut ähnlich sah. Ihre historischen Helden waren schließlich nichts als verkleidete Zeitgenossen. Es war ein großes Theater, was sie schufen. Dazu stimmte auch die Art, wie ihre Figuren sich benahmen. Bei jeder Stellung, jeder Bewegung, in jedem Affekt, in jedem Charakter, in jeder Gruppierung und jedem Nebenarrangement, in jedem Faltenwurf und jedem Ausdruck blieb eins bestehen: die Bühnenrücksicht! Alle diese Gestalten waren nicht um ihrer selbst willen, sondern des Beschauers wegen da. Man stellte sie so auf, wie ein Regisseur jener Jahre auf dem Theater den Hamlet oder Wallenstein spielen ließ. Das Schreckliche und Grausige, das Niederträchtige und Gemeine wurden bühnenmäßig gemildert. Man merkt es diesen Toten und Verurteilten, diesen Mördern und irgend welchen Gefahren mutig trotzenden Personen an: sie sind gar nicht tot und nicht verurteilt, sind gar keine Mörder und schweben gar nicht in Gefahr; es sind blos Schauspieler, die in diesem oder jenem Kostüm stecken, und wenn die Komödie zu Ende ist, gehen sie Abendbrot essen.

Eins aber war wichtig: jenes Trikot war gut gemacht! Die Kostüme und Requisiten, die Perrücken und Möbel, die Stoffe und Kulissen der Komödie waren vortrefflich, täuschend, d. h. sie waren ausgezeichnet g e m a l t! Und hier liegt der positive Fortschritt, den die Geschichtsmaler brachten: sie hatten etwas gelernt und verstanden wieder ihr Farbenhandwerk. Das war der wahre und bleibende Erfolg der ausländischen Anregungen. Denn nicht nur die Komposition, auch ihre koloristische Bewältigung bewunderte man an den Bildern der Franzosen und Belgier, nicht nur jene, auch diese wollte man von ihnen lernen. Lange genug hatte man sich der asketischen

Farbenenthaltsamkeit hingegeben, man sehnte sich wieder nach frischen und kräftigen, ausdrucksvollen und leuchtenden Tönen. In Frankreich, darauf wurde schon oben hingewiesen, waren die malerischen Ueberlieferungen des 18. Jahrhunderts niemals ganz über Bord geworfen worden. Hatte der klassische Doktrinarismus in Deutschland die Tradition einfach zerrissen, so setzte dort selbst David, der große „Römer", seinen Stolz darein, ein guter M a l e r zu sein, wenn er auch auf die Farbe nicht den Hauptnachdruck legte. Als dann in Frankreich die Romantiker wieder nach einem sinnlicheren Kolorit strebten, fanden sie den Boden vorzüglich vorbereitet. Bereits Géricault und Délacroix eroberten sich mit leichter Mühe die alte malerische Sicherheit wieder zurück und konnten kraft ihres Temperaments die Technik im modernen Sinne weiterführen, die Farbe lebhafter und stärker gestalten. Die französischen Historienmaler hatten dies Erbe nicht vergeudet, Delaroche blieb, den Unterschied des Temperaments abgerechnet, in Délacroix' Bahnen, und die Belgier folgten ihm auch hierin. Das alles erkannte man mit einem Schlage in Deutschland, und wenn König Ludwig I. von Cornelius gesagt hatte: „Er kann nicht malen," so prägte man jetzt das geistreiche Schlagwort: „Der Maler muß malen können." Die Folge war eine Umgestaltung des ganzen deutschen Kunstbetriebes. Nicht mehr nach Rom fühlten sich die jungen Leute hingezogen, sondern nach Paris, nach Brüssel und Antwerpen, von wo man die verlorene Kunst der Farbe wieder nach Deutschland hereinholen wollte.

In der Mitte der vierziger Jahre begannen diese Fahrten der Deutschen nach dem Westen, hauptsächlich nach Paris. In den Ateliers der Délacroix-Schüler, bei Delaroche, Cogniet, Gleyre und Couture lernten sie nun wirklich wieder malen. Besonders Thomas Couture erwies sich als ein großartiger Kunstvermittler; die Zahl der Deutschen, die unter seiner Anleitung den Pinsel führen lernten, ist Legion.

Was Delaroche und Couture für Europa wurden, ward Piloty für Deutschland. Er besaß ein glänzendes Lehrtalent und wußte alles, was er in Paris den großen Meistern der Kunst abgesehen hatte, nun wieder seinen Münchner Schülern beizubringen. Er hat mit den Seinigen wirklich der deutschen Malerei die Farbe wieder gebracht, er zeigte, wie man es machte, um menschliche Gestalten und Gesichter, Gegenstände und Beleuchtungen nach der Natur wiederzugeben. Er lehrte seine Jünger wieder farbig sehen, malerisch empfinden und zog eine Generation von tüchtigen Könnern heran. Das ist sein großes, bleibendes Verdienst.

Der Erfolg der Pilotyschule rührt dennoch nur zum Teil aus diesem Verdienst her. Das Publikum bewunderte wohl die „Natürlichkeit", mit der die Einzelheiten gemalt, freute sich an der Kunst, mit der die farbigen Qualitäten der Samt-, Seiden- und Brokatstoffe, der Kostüme, Vorhänge, Leuchter, Helme und Schwerter nachgeahmt waren. Aber die Hauptsache blieb ihm doch der dargestellte Vorgang. Andere Maler, die der Menge weniger entgegenkamen, blieben trotz

ihrer großen koloristischen Begabung unbeachtet. Dies war das Schicksal des Künstlers, der als einer der ersten die Studienreise nicht nach Rom, sondern nach Paris antrat und zu Couture in die Lehre ging: Anselm Feuerbachs. Er gehört, wie Rethel, zu denjenigen Großen in der deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, die bis zu ihrem Ende unverstanden blieben, im Kampfe mit dem widrigen Geschick dem Moloch der neuen Kultur, der Nervosität, zum Opfer fielen, früh verbittert und zerrüttet starben und erst lange nach ihrem Tode die Anerkennung und den Ruhm fanden, nach dem sie im Leben vergebens lechzten. Feuerbach war eine problematische Natur. Er spürte am eignen Leibe den Kampf, den um die Mitte des Jahrhunderts die Kunst auszufechten hatte: den Kampf zwischen den romantischen, gegenwartfeindlichen und den modernen, gegenwartfrohen Kräften. Er ist ein feiner, sensibler Mensch, eine so zarte empfindliche Seele, wie sie nur dies nervöse Zeitalter hervorgebracht hat, und zugleich lebt noch in ihm unauslöschlich die Liebe zur hoheitsvollen Schönheit der Antike. Er geht nach Paris, um das malerische Handwerk in seiner neuesten Entwicklungsphase kennen zu lernen; doch er wendet sich hier nicht der Historienmalerei zu, sondern fühlt sich mehr von dem Nachklassizismus angezogen, den Ingres gepredigt hatte, und dem Couture, obwohl er technisch ein Schüler Délacroix' war, nicht fern stand. Aber Ruhe findet der Unstäte erst in Italien. „In Venedig", so schrieb er, „verkündigte sich das Morgengrauen, in Florenz brach die Morgenröte an. In Rom aber vollzog sich das Wunder, das man eine vollkommene Seelenwanderung und Erleuchtung nennen kann — eine Offenbarung". Feuerbach suchte die freie Heiterkeit der Hellenen und war doch im Herzen ein einsamer Grübler. Er wollte die Gestalten des Altertums beschwören, und war doch ein Mensch von modernstem Empfinden. Er suchte die Fülle und Geschlossenheit der Griechen, und war ein Meister des Fragments, der Skizze, des Aphorismus — sein „Vermächtnis", dies kostbare Buch voll gedankenreicher Notizen, Bemerkungen, lose aneinander gereihter Aussprüche, beweist uns das. Er wollte naiv sein und war so unendlich sentimental. In seinen Bildern ruht etwas wie Trauer, eine Klage um die verlorene Schönheit, um die unwiederbringlich verlorene Unbefangenheit. Alle seine Gestalten, mögen sie aus dem Altertum, aus der Epoche Dantes oder aus der Gegenwart stammen, haben einen Zug tiefer Schwermut.

Feuerbach, Anselm, geb. 12. Sept. 1829 Speyer, gest. 4. Jan. 1880 Venedig. Studien in Düsseldorf, München (bei Rahl), Antwerpen; 1851 nach Paris; 1854 nach Karlsruhe; nach Italien, von 1856—73 in Rom; 1873 Berufung nach Wien, wo er neben Makart keine Anerkennung fand. — Hafis in der Schenke; Iphigenie (1862 und 1871 Stuttgart); Pietà; Hafis am Brunnen; Francesca da Rimini; Romeo u. Julia; Orpheus u. Eurydice; Gastmahl des Plato (Wiederholung in Nat.); Medea; Dante in Ravenna; Amazonenschlacht; d. Concert. — E. Vermächtniß, 4. Aufl. 1897. — Allgeyer, A. F. 1894; Jordan, Katal. d. Ausst. d. Nachlasses in Nat. 1880; H. Grimm, 15 Essays 1882; F.s Handzeichnungen 1888.

Es ist, als wolle sich ein Seufzer lösen. Nicht zufällig erwählte er sich aus der hellenischen Sage Medea und Iphigenie zu seinen Lieblingsfiguren. Sein Herz war zerrissen wie das Herz Medeens, und wie Iphigenie fühlte er sich an ein fernes, fremdes Gestade verbannt, auch er stand am Ufer dieses fremden Gestades, „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Sehnsucht — das ist das Grundmotiv seines Lebens und seines Schaffens. Sinnend blickt sein Auge über das kleine Leben der Alltäglichkeit hinaus. So kommt ein feierlicher Zug in seine Malerei. Ein stiller, edler Rhythmus lebt in der Linie. Bei aller Einfachheit sind die Gestalten so vornehm, so hoheitsvoll. Aber vor einem Ausgleiten in glatte Süßlichkeit schützt ihn die herbe Melancholie der Stimmung; die „schöne" Komposition im Sinne der schulmäßigen Klassizität kann hier keine Geltung haben, wo alles Schwergewicht von formalistischen Aeußerlichkeiten auf ein Erfassen der seelischen Probleme verlegt ist. Und doch hat Feuerbach viel mehr heroische Größe und klassische Majestät als alle jene Kartonmaler, die das Griechentum für sich gepachtet zu haben vermeinten, zusammengenommen. Freilich, es ist Griechentum, gesehen durch die Brille eines modernen Deutschen. Aber wie sollte wahrhaft große Kunst heute Griechentum anders darstellen? Die Umrißzeichner haben bewiesen, wie wenig erreicht wird, wenn man die Alten selbst sklavisch kopiert. Feuerbach ist kein Kopist, er bleibt durchaus in seiner Natur, eine dekadente, müde Seele, die nach hellenischer Schönheit dürstet. Die Resignation, die alle seine Kompositionen durchzieht, äußert sich nicht minder in der Farbe, zumal bei den Bildern seiner letzten und größten Epoche. Als er nach Italien kam, studierte er die alten Meister, mit besonderem Eifer die Venezianer, deren sattes Kolorit sich bald neben den lebhaften Farben der Franzosen in seiner Malerei bemerkbar macht. Allmählich aber weichen die leuchtenden Töne einem zart gedämpften Blaugrau, das nach und nach alle Gemälde Feuerbachs souverän beherrscht. Ein feiner Nebel senkt sich auf die Scenerie, ein melancholisches Halbdunkel, das den Eindruck der Trauer, der Müdigkeit noch verstärkt. Die Sonne ist verschwunden, dichte Wolkenschleier verdecken sie. Ein trüber nordischer Himmel spannt sich über die Erde und hüllt die Landschaft wie die Menschen in sein monotones, düsteres Grau. Feuerbach war einer der ersten in Deutschland, die wieder die Sprache der Palette zu sprechen verstanden. Er konnte mit der Farbe von den Leiden erzählen, die ihn nach zahlreichen Enttäuschungen der Verzweiflung und dem Tode in die Arme führten.

Wenn Feuerbach weder bei den Künstlern noch bei den Aesthetikern, weder beim Publikum noch bei der Kritik Verständnis fand, so lag das in erster Reihe an seinem Mangel an äußerlich wahrnehmbarem Pathos. Auch das ist eine echt moderne Eigenschaft. Wir sind zurückhaltend mit unsern Gefühlen geworden, und unser tiefstes Empfinden verschließen wir in unserm Innern. Was auch in der Tiefe stürmt und tobt, an der Oberfläche kommt es nur durch eine leise, unmerkliche Bewegung zum Ausdruck. Damals aber liebte man

die lauten, schwungvollen Tiraden, die große Geste, den deklamatorisch-theatralischen Vortrag. Das Pathos brauchte nicht echt zu sein: je hohler es war, um so lauter war oft der Beifall. Ein Künstler, der wahre, heißblütige Leidenschaft, nicht in „schönen" pathetischen Gebärden, sondern in echten Naturlauten unmittelbar kundgab, wie Victor Müller, teilte Feuerbachs Schicksal und war gleich ihm zur Unpopularität verdammt. Müller war von anderer Art als Feuerbach, mit dem er zusammen bei Couture die gediegenen Grundlagen der französischen Technik erlernt hatte. Den stürmischen jungen Frankfurter trieb es mehr in die Bahnen Délacroix', dem er auch in seiner Neigung zu Shakespeare-Stoffen folgte. In Müllers Bildern lebt eine starke, sinnliche Farbe, wildes dramatisches Leben und ein kraftvoller Realismus, der sich in andachtsvollem Studium an der Natur gebildet hat. Aber er war frei von der Theaterpose, und das war in jener Zeit nicht gestattet. Verkannt von der Menge, allzu früh für die kleine Gemeinde, die ihn begriff, starb er, wie Rethel, wenig über vierzig Jahre alt.

Der berühmteste Vertreter des wiedererwachten Kolorismus aber, Hans Makart, hatte schon eher das Zeug, dem großen Haufen zu imponieren. An seinen Bildern konnte niemand vorübergehen. Schmetternder Fanfarenklang zog den Beschauer an und hielt ihn fest. Ein großartiges Schaugepränge voll glänzender, farbenjubelnder Ueppigkeit blendete das Auge, ein Gewimmel von prächtigen Kostümen und weichen Polstern, wehenden Standarten und schweren Vorhängen, schimmernden Marmorstufen und gleißenden Frauenleibern, von Blumen und Früchten und goldenen Schalen. Makart war ein Schüler Pilotys, aber für dessen dozierende Geschichtserzählung hatte er kein Verständnis. Der Sohn des lebensfrohen Oesterreich hatte leidenschaftlicheres Blut in den Adern. Er erkannte wie niemand vor ihm die sinnliche Macht der Farbe; sie war sein Ausgangspunkt und sein Ziel, und nur auf sie, nicht auf das, was er darstellte, kam es ihm im Grunde an. Makart war der erste, der den eigentlichen Beruf des Malers wirklich erkannte, nicht durch theoretische Ueberlegung, sondern instinktiv durch die Witterung des Genies. Malen heißt nicht philosophieren und nicht Historie treiben, nicht Dichtungen illustrieren und auch nicht schöne Form predigen, malen heißt den bunten Zauber

Müller, Victor, geb. 1829 Frankfurt a. M., gest. 1871 München. Studium am Städel'schen Institut, in Antwerpen u. Paris. 1858 Rückkehr nach Frankfurt; 1865 Uebersiedelung nach München. — Hamlet; Ophelia; Romeo u. Julia (Pinak.); Hero u. Leander; Adonis; Waldnymphe. — v. Berlepsch, V. M.: KfA. Bd. 12.

Makart, Hans, geb. 1840 Salzburg, gest. 1884 Wien. Zuerst an der Wiener Ak.; 1859 nach München; 1862—65 in Piloty's Schule; Reisen nach Italien; 1869 Prof. in Wien; 1876 Reise nach Egypten. — Falstaff; sieben Todsünden; Abundantia; Catarina Cornaro (Nat.); Kleopatra; Pest in Florenz; Einzug Karls V. (Hamburg); fünf Sinne; Portraits. — M.-Album 1883: Stiassny, H. M. 1886; v. Lützow: ZBK. 1879, 1886; Landsteiner, M. u. Hamerling 1873.

der Natur und Menschenwelt mit den Augen erfassen und mit der Kunst der Hände wiedergeben. Das hatte der Salzburger Pilotyschüler, bald der angebetete, umschwärmte Liebling der Wiener, mehr gefühlt als begriffen, und in dieser Erkenntnis liegt seine Bedeutung. Bei Makart ist der letzte Rest litterarischer Nebenabsichten verschwunden. So geriet er ganz von selbst in eine rein dekorative Richtung hinein. Seine Bilder stimmen festlich, genußfroh, sie erhöhen das Lebensgefühl. Weiter wollen sie nichts. Ob die Florentiner die Angst vor der drohenden Pest in wilden Gelagen zu betäuben suchen, ob eine huldigende Menge sich vor dem Thron der Catarina Cornaro drängt, ob Karl V. in Antwerpen einzieht, während ihm die schönsten Mädchen der Stadt in königlicher Nacktheit Blumen auf den Weg streuen, ob Cleopatra zwischen egyptischem Volk erscheint, Diana auf die Jagd zieht oder die Amazonen dahinstürmen — alle diese Ereignisse kümmern ihn nur insofern, als sie ihm Gelegenheit bieten, ein prunkvolles, glühendes, berauschendes Spiel der Farben zu entfalten. Die historische „Echtheit" ist ihm recht gleichgültig, und er macht sich nichts daraus, gelegentlich ein Ereignis in eine andere Zeit zu versetzen, wenn er seinen malerischen Absichten damit besser dienen kann. Auch Makart ist ein Nachahmer, ein Schüler der Alten; aber es ist bezeichnend, daß er sich nicht an Raffael und Michelangelo, noch weniger natürlich an die Quattrocentisten, sondern an die Venezianer hält, an Tizian und Paolo Veronese, diese Fürsten der farbigen Pracht. Freilich auch er konnte seine Vorbilder nicht erreichen. Nicht nur durch die Mängel seiner Farben, die heute schon zu verblassen beginnen, während die Bilder der venezianischen Meister nichts von ihrer Glut verloren haben; noch ein anderer Grund versperrte ihm den Weg zum Gipfel. Es konnte nicht ausbleiben, daß die heftige Reaktion gegen die unsinnliche Gedankenkunst beim ersten Ansturm ins entgegengesetzte Extrem umschlug. Makarts Bilder blieben nicht nur von Gedanken, sondern fast auch von echtem Gefühl frei. Es ist eine gewiße innere Leere in ihnen, über die der Taumel der Farbe auf die Dauer doch nicht ganz hinwegtäuschen kann. Sie scheinen keine Seele zu haben, und man kann ihren Anblick nicht lange ertragen. Der frohe Jubel wird zur Grimasse, die Gestalten in ihren prunkenden Gewändern, selbst die üppigen Frauen entpuppen sich als arme Schemen, als blutlose, frierende Puppen. Es ist plötzlich, als ob die Sinnlichkeit dieser Gemälde keine angeborene, sondern eine künstlich geschürte sei, und mit einem Schlage sind wir, aus einem Rausche erwacht, wieder im Theater, nicht in einem Pilotyschen Ereignis-Theater, sondern in einem Makartschen Farben-Theater, und wir sehen, nicht den Regisseur, aber den Dichter, der rasch hinter einer Kulisse verschwindet. Die Gemälde, die einst verzückte Begeisterung hervorriefen, stehen heute vor uns wie Operndekorationen am Tage. Die Menschen auf ihnen sind nur als farbige Erscheinung aufgefaßt, es fehlt ihnen das Gerüst der Knochen, Muskeln und Sehnen; es ist nur Haut, aber kein Fleisch. Makart verstand es wie keiner in jenen Jahren malerisch zu sehen —

das war seine That. Aber er gab sich dem koloristischen Reiz bedingungslos hin, er nahm ihn als Leitmotiv für eine phantastische Symphonie, und vergaß über den berauschenden Klängen die Andacht vor der Natur, durch die Tizian und Veronese und Rubens, mit dessen Fleischfreude man Makarts Hautmalerei vielfach verwechselte, so hoch emporgestiegen waren.

So starke Persönlichkeiten wie Süddeutschland hatte die koloristische Bewegung im Norden nicht aufzuweisen. Auch in Berlin aber gab man sich redliche Mühe, durch Vermittlung der Franzosen die verloren gegangene malerische Technik wieder zu erwerben. Fast alle die Künstler, die von 1850—80 und darüber hinaus in Berlin Erfolge hatten und als Lehrer an der Akademie wirkten, waren nach Paris gegangen; die Minderzahl der anderen geriet dann durch diese mittelbar unter den übermächtigen Einfluß Frankreichs, neben dem selbst die altitalienischen Vorbilder nicht aufkommen konnten. Die Sachlage war hier die gleiche wie in München: zur Rezeption des neuen Lebens und des modernen Gefühlsinhalts gelangten diese Maler noch nicht, wohl aber bedeuteten sie einen Fortschritt in der klugen Behandlung der Farbe und der virtuosen Pinselführung. Das zeigt sich in allen Angehörigen der Berliner Schule. Gustav Richter, dessen neapolitanischer Fischerknabe auf allen Wandtellern, Bonbonnièren und Broschen erschien, dessen Königin Luise in zahlreichen Photographien Eingang in das Bürgerhaus fand, und dessen Bildnisse, nicht als charakteristische Porträts, aber als koloristische Leistungen für ihre Zeit wirklichen Wert besaßen, stieg rasch zur Stellung eines vielbewunderten Meisters empor. Rudolf Henneberg malte in französischer Technik deutsch-romantische Balladenstoffe. Carl Becker in gleicher Weise in unübersehbarer Zahl Bilder aus der italienischen Renaissancezeit, mit besonderer Vorliebe aus dem alten Venedig, und

Richter, Gust., geb. 1823 Berlin, gest. 1884 ebda. Studium in Berlin und unter Cogniet in Paris; 1847—49 in Rom; wiederholte Reisen nach Frankreich und Italien, 1861 nach Egypten im Auftrage Königs Max von Bayern (Studien zum Pyramidenbau); 1873 nach d. Krim. — Jaïri Töchterlein (Nat.). — Pietsch: WM. 1883.

Henneberg, Rud., geb. 1826 Braunschweig, gest. 1876 ebda. Erst Jurist; 1850—53 Studium der Malerei in Antwerpen; dann drei Jahre bei Couture; 1861—63 in Italien, dann in München u. bis 1873 in Berlin — Wilde Jagd; Jagd nach d. Glück (Nat.). — Riegel, Kunstgeschichtl. Vorträge 1877.

Becker, Carl, geb. 1820 Berlin, lebt ebda. Studium in Berlin, München Paris, Rom; bestimmender Einfluß einer Reise nach Venedig 1853. — Othello u. Desdemona; Scenen aus dem Dogenpalast; Dürer in Venedig; Carl V. bei Fugger. — Rosenberg, D. Berliner Malerschule 1819—79, 1879.

Spangenberg, Gust. Ad., geb. 1828 Hamburg, gest. 1891 Berlin. Studium in Hamburg, unter Herm. Kauffmann, in Hanau, Antwerpen, 1851—57 in Paris bei Couture, und in Italien; seit 1858 in Berlin. — Lutherbilder; Rattenfänger; Zug d. Todes (Nat.). — v. Donop, Kat. d. Sp.-Ausstell. in Nat. 1892.

aus der Epoche der deutschen Reformation, in der er sich mit Gustav Spangenberg traf. Becker wurde der geschickteste Vertreter des sogenannten historischen Sittenbildes, das von dem dramatischen Pathos der großen Geschichtsmalerei zu der intimeren Schilderung des Lebens vergangener Jahrhunderte, von den Schlachten, Mordthaten, Todesfällen und Staatsaktionen zu harmloseren, meist frei erfundenen Scenen im bunten Kostüm jener Zeit überging.

* *
*

Noch immer war die Kunst nicht frei, sie hatte nur den Herrn gewechselt. Aus der Abhängigkeit von der Philosophie und Litteratur war sie in die Abhängigkeit von der Geschichtswissenschaft geraten. Nicht allein stofflich, auch technisch war ihr Antlitz seit dem Beginn des Jahrhunderts rückwärts gewandt und nach einander hatten die Griechen, die Präraffaeliten, Raffael selbst im Bunde mit Michelangelo, schließlich die Venezianer sie bevormundet. Keine Zeit hat die Muster früherer Blüteperioden so sklavisch nachgeahmt. Die Kunst fühlte sich ohne eigene Kraft und glaubte nur noch bestehen zu können, wenn sie an den glorreichen Werken der Vergangenheit eine Stütze suchte. Zugleich waren mit der fortschreitenden Demokratisierung die alten Kunstschätze allgemein bekannt geworden. Was man früher nur in Schlössern und Palästen kennen lernen konnte, stand jetzt in öffentlichen Galerien und Museen jedermann zur Verfügung, und den Künstlern stand es frei, sich in einem früher unmöglichen Umfange systematisch an den Schöpfungen der Alten zu bilden. Schließlich aber ward auch die Kunstbetrachtung der Gelehrten von dem historischen Interesse erfaßt. Sie gingen von der Ergründung der allgemeinen Gesetze zum Studium der Entwicklung über: von der Aesthetik sonderte sich die Kunstgeschichte als selbständige Wissenschaft ab. Wohl hatte es früher, auch schon im 18. Jahrhundert, an ähnlichen Versuchen nicht gefehlt; mit Recht heißt Winckelmann der „Vater der Kunstgeschichte". Aber inzwischen hatte sich der historische Blick merklich geschärft und alles, was vordem auf diesem Gebiete geleistet war, trat an Bedeutung oder in der Wirkung weit in den Schatten hinter den Werken von Karl Schnaase, Franz Kugler, Jakob Burckhardt, Wilhelm Lübke, die jetzt nacheinander auftraten. Diese Männer und ihre Nachfolger vermittelten den Künstlern wie der Laienschaft erst eine wirkliche Kenntnis von den Thaten der Vergangenheit. Der Erfolg aber war zunächst nicht, daß das lebende Geschlecht sich angestachelt fühlte, ebenso wie die alten Meister ihre Zeit im blanken Spiegel zurückzuwerfen — dieser Gedanke gewann erst viel später lebendige Kraft —, sondern das Resultat beschränkte sich in jener schwächlichen Periode darauf, daß man sich noch eifriger in Nachahmung stürzte.

Am schwersten hat unter dem Stilwirrwarr, der sich als die traurige Folge der wissenschaftlichen Stilkenntnis ergab, die Architektur gelitten. Am schwersten schon deshalb, weil ihre Werke auf Jahrzehnte und Jahrhunderte hinaus Bestand haben, und das Unheil,

das hier einmal angerichtet wurde, auf unabsehbare Zeiten hinaus nicht wieder gut zu machen ist. Künftige Jahrhunderte werden kopfschüttelnd vor den Bauten unserer Epoche stehen und es nicht begreifen, daß dem Menschengeschlecht plötzlich, wie in Folge einer Lähmung seiner produktiven Kraft, für eine Reihe von Dezennien die Fähigkeit verloren ging, ihren Häusern und Palästen, ihren Kirchen und öffentlichen Gebäuden den Stempel ihrer Zeit aufzudrücken.

Zunächst blieb immer noch die klassische Anschauung herrschend. Besonders Berlin, die Stadt Schinkels, war die Hochburg des von Bötticher festgelegten hellenistischen Formalismus. Die Schinkelschüler waren in der preußischen Hauptstadt die Herren. Ihr Bestes gaben sie in den kleinen, beschaulichen Villen in dem damals noch weit vom Stadtmittelpunkt entfernten Tiergarten, wo der Begabteste unter ihnen, Friedrich Hitzig, sein großes Talent für solche vornehm-wohnlichen, aus Bäumen und Gartenanlagen herausgrüßenden Landhäuser entfaltete. Aber je mehr die Einwohnerzahl Berlins anschwoll, je mehr seine politische Bedeutung wuchs und sein Wohlstand stieg, desto unzufriedener wurde man mit dieser diskreten Kunst, deren Noblesse noch aus bescheidneren Verhältnissen stammte. An Stelle der streng antikisierenden Richtung, die aber doch bei aller Strenge recht liebenswürdig und behaglich sein konnte, trat alsbald eine Mischung aus Schinkel-Böttickerschen Lehren und lebhafteren Formen. Auch überzeugte Anhänger der klassizistischen Lehre, wie Wilhelm Stier und Heinrich Strack, der Erbauer der Nationalgalerie und der Siegessäule, konnten den Geboten der Zeit auf die Dauer nicht Widerstand leisten, und Hitzig hat später in seinen Bauten der Börse und der Reichsbank gezeigt, daß er auch nicht im Stande war, wider den Strom zu schwimmen. Diese Modifizierung des reinen klassischen Stils war zuerst in Wien durchgedrungen. Dort wirkte Theophil Hansen,

Hitzig, Friedr., geb. 1811 Berlin, gest. 1881 ebda. Studien in Berlin, Paris u. auf weiten Reisen bis Egypten. — Börse, Reichsbank, zahlreiche Villen in Berlin; Polytechnikum, Charlottenburg. — H.s Bauwerke 1850—67.

Stier, Wilh., geb. 1799 Blonie bei Warschau, gest. 1856 Berlin. Studien in Berlin, am Rhein, in Frankreich u. Italien; 1828 Lehrer an d. Berliner Bauak.; 1842 Prof. an d. Baugewerkschule. Hauptsächlich als Lehrer thätig; zahlreiche architekton. Entwürfe (1867 v. seinem Sohne herausg.), darunter Pläne z. Berliner Dom.

Strack, Joh. Heinr., geb. 1805 Bückeburg, gest. 1880 Berlin. Sohn eines Malers; Studium in Berlin unter Schinkel und in Italien; 1841 Prof. an d. Berliner Ak.; Hofbauinspektor; 1853—54 mit Kronprinz Friedrich Wilhelm nach Italien; 1862 nach Griechenland. — Palais d. Kronprinzen, Nationalgalerie (1866—76), Siegessäule in Berlin. — D. griechische Theater 1863; Der innere Ausbau von Wohngebäuden; Architekt. Details.

Hansen, Theoph., geb. 1813 Kopenhagen, gest. 1891 Wien. Studien in Kopenhagen; Reise nach Italien u. Griechenland, in Athen Lehrer an d. techn. Schule; 1846 nach Wien; 1860—61 abermals in Athen, dann nach Wien zurück. — Heinrichshof, Schulen, Palais d. Erzherzogs Wilhelm, Parlamentshaus in Wien.

ein geborener Däne, der mit Bewußtsein auf diese Fortbildung des Schemas hinarbeitete. „Hellenische Renaissance" nannte er seine Art, in der er das österreichische Reichsratshaus baute und eine umfangreiche Thätigkeit entwickelte. Hansen erkannte mit klarem Blick, daß man in dem vergnügten Wien anders vorgehen müsse als in dem ernsten Berlin, und verstand es in der That, seinem Hellenismus eine Wiener Nuance zu geben. Mit den Klassizisten traten dann von der Romantik her die Gotiker in Wettbewerb. Der Kölner Dombau hatte eine gotische Architektenschule hervorgebracht, die bald überall in Deutschland ihre Spuren hinterließ. Aber diese Rheinländer übten eine etwas trockene Kunst. Ohne rechten Mut, mit der krausen Keckheit der alten Meister, die sie doch imitierten, aufzutreten, suchten sie immer noch, eine „edlere" Schlichtheit, die von der Klassik inspiriert war, aufzunehmen, und bedachten nicht, daß die ganze Herrlichkeit der Gotik damit in bedenklich nüchterne Bahnen gelenkt wurde. Das fröhliche Wien aber verstand auch diesen Stil nach seinen Bedürfnissen zurechtzustutzen. Friedrich Schmidt, der als Steinmetz am Kölner Dom begonnen hatte, übertrug an der Donau mit außerordentlichem Erfolge die Gotik auf den Profanbau. Sein Wiener Rathaus bewies, wie trefflich sich der altertümliche Stil für ein großes Verwaltungsgebäude monumentalen Gepräges verwerten ließ, wie weltlich und festlich die Formen der Spätgotik zumal wirken konnten. Schmidts Schüler, wie Georg Hauberrisser in München oder Steindl, der im freien Anschluß an das Londoner Unterhaus das ungarische Parlamentsgebäude in Budapest erbaute, wurden die namhaftesten Vertreter der Gotik in Süddeutschland. Nirgends aber hat sie so geblüht wie in Hannover, der Hauptstadt desjenigen deutschen Landes, das in ununterbrochenem Verkehr mit England stand. Zu den Anregungen von außen gesellten sich hier diejenigen der volkstümlichen Ueberlieferung; denn gerade in Niederdeutschland hatten sich aus alter Zeit noch Reste gotischer Art, zumal gotischer Backsteinbauten erhalten. Hannover bot darum für das Gedeihen dieser Richtung einen besonders günstigen Boden. Schon die Schule Friedr. von Gärtners, der oben gelegentlich der romantischen Baubestrebungen genannt wurde, hatte das erkannt und hier eine eifrige Thätigkeit entfaltet; August Heinrich Andreae und andere begabte Architekten begründeten die neue han=

Schmidt, Friedr., geb. 1825 Frickenhofen, gest. 1894 Wien. Studium in Stuttgart; 1843 nach Köln als Steinmetzgesell der Bauhütte Zwirners; Bauten allenthalben in Deutschland; 1857 Ruf als Prof. an d. Mailänder Ak.; 1859 Prof. in Wien; 1862 Baumeister des Stephansdoms. — Zahlreiche Kirchen; Akad. Gymnasium, Rathhaus, Stiftungshaus in Wien. — v. Lützow, Z. Gedächt. F. Sch.s: Kunstchronik Bd. 5.

Hauberrisser, Georg, geb. 1841 Graz, lebt in München. Studien in München, Berlin und Wien. — Rathhaus, Kaulbachmuseum, Privathäuser in München.

Andreae, Aug. Heinr., geb. 1804 bei Hannover, gest. 1846 Hannover. Stadtbaumeister ebda.

noversche Gotik. Aber ihre höchste Blüte erreichte diese erst, nachdem Konrad Wilhelm Hase im Jahre 1849 an die technische Hochschule berufen wurde. Mit seltener Begabung und großer Energie ausgerüstet ging Hase, von seinen Schülern unterstützt, ans Werk; er gab der ganzen Stadt den eigentümlich gotischen Charakter, der heute jedem sofort auffällt. Es wurde hier wirklich ernsthaft auf ein deutsches Bürgerhaus hingearbeitet. Die konstruktive Logik des mittelalterlichen Stils wurden übernommen, aber nicht ängstlich, sondern ziemlich frei verwertet und den modernen Lebensbedürfnissen, so gut es gehen wollte, angepaßt. An Stelle der Putzverkleidung trat der biedere Backstein selbst, an Stelle der unehrlichen Linien des Bewurfs, durch die, unter Vorspiegelung falscher Thatsachen, der Eindruck einer Hausteinfassade erweckt werden sollte, traten offenherzig die Ziegelfurchen. Es kam damit zugleich ein lebhafteres farbiges Element in die Architektur, das sich mit den malerischen Motiven des Baustiles selbst, mit dem als selbständigem Bauglied behandelten Dach, den Erkern, Türmchen, Nischen, hervortretenden Schornsteinen zu einer Wirkung von munterer Behaglichkeit verband. Wichtig war, daß, hauptsächlich durch den Einfluß Edwin Opplers, das Innere der Gebäude mit der Außenseite in Einklang gebracht wurde, daß man versuchte Interieurs zu schaffen, die Bequemlichkeit und Wohnlichkeit einigermaßen verbanden, und von dem Schema der Klassizisten auch hier fortzukommen strebte. Freilich, Hase selbst, und noch mehr seine Nachfolger übertrieben ihre verständigen Prinzipien und legten schließlich ganze Straßen allzu gleichförmig an, die durch ungeschickte Behandlung der koloristischen Seite nun nicht munter, sondern im Gegenteil finster und unfreundlich aussahen. Aber die Schüler der Hannoverschen Gotik trugen nun ihre Anschauungen vom Grundriß, von der Fassadenbehandlung und von der Innendekoration alsbald in die Weite. Ohne daß sie sich alle über ihre Ziele und über die Wege, die dahin führen sollten, gleich klar waren, brachte ihre Thätigkeit im ganzen doch einen Fortschritt mit sich und lieferte den späteren Versuchen eine dankenswerte und nicht zu unterschätzende Vorarbeit.

Doch es dauerte noch geraume Zeit, bis man die lebenskräftigen Keime der Gotik allenthalben zu schätzen wußte. Zunächst hatte sie, ebenso wie Klassizismus und „hellenische Renaissance“, sich einem dritten Stil gegenüber ihrer Haut zu wehren: dem italienischen Renaissancestil. Eine Zeit, die in der Malerei die Quattrocentisten und die großen Meister des 16. Jahrhunderts zu kopieren suchte, konnte in ihrer kunstgeschichtlichen Bildung an der gewaltigen Architektur jener Epoche nicht achtlos vorübergehen. Schon Ludwig I.

Hase, Konr. Wilh., geb. 1818 Einbeck, lebt in Hannover, Studien in München unter Gärtner und auf weiten Reisen. — Kirchen-Bauten und -Restaurationen; Museum, Christuskirche in Hannover; Schloß Marienburg bei Nordstemmen.

Oppler, Edwin, geb. 1831 Oels, gest. 1880 in Hannover. Studien in Hannover, Belgien und Frankreich; später Baurath in Hannover.

von Bayern hatte dafür Interesse und ließ von Klenze den „Königsbau" der Münchner Residenz in engem Anschluß an den Palazzo Pitti errichten, — ein Unternehmen, das freilich nicht gelang, weil Klenzes akademische Korrektheit nicht ausreichte, die trotzige, herbe Wucht des gewaltigsten Florentiner Bauwerks zu erreichen. Und dieser Mangel an Kraft und Frische war es, der alle Versuche mit der Renaissance, wie sie etwa von Hermann Nicolai in Dresden oder von Christian Leins in Stuttgart aufgenommen wurden, vorläufig zu keinem glorreichen Resultat führte. Der einzige Erfolg, den diese Architekten hatten, war lediglich der, durch die Einführung eines dritten Stiles das Stildurcheinander noch vergrößert zu haben. In München, wo Gottfried Neureuther aufs Neue die Renaissance-Parole ausgab, wo die griechischen Bauten Klenzes und die anderen Stilproben König Ludwigs I. unvermittelt nebeneinander standen, erkannte man bald das Unhaltbare dieses Zustandes. Und König Maximilian II., der historisch veranlagte Sohn des Romantikers, erließ 1851 sein berühmtes Preisausschreiben, das nichts geringeres anstrebte als einen aus den gegebenen geschichtlichen Grundlagen geschaffenen „neuen Stil!" Die wissenschaftliche Zeit wollte auf experimentellem Wege aus vorhandenen Stoffen eine neue Kunst erzeugen, wie weiland Wagner den Homunculus. Das Resultat konnte dort kein anderes sein als hier: Homunculus zerplatzte. Was jene Konkurrenz zu Tage förderte, war, was es sein mußte: eine kleinliche, unter Vergeudung vieler Arbeitskraft hergestellte unorganische Vermischung der bekannten Elemente, ein Salat aus klassischen und romantischen Motiven, ein Hexensabbath historischer Reminiscenzen. Die Bauten, die infolge des Preisausschreibens entstanden und heute in der Maximiliansstraße zu München Kunde von jenem kindlichen Streben geben, hatten nur den einen Erfolg, daß sie die allgemeine Verwirrung steigerten und jeden Respekt vor Stilreinheit ausrotteten.

In diesem ratlosen Wirrwarr trat ein Mann auf, der mit starker Hand und tapferem Herzen der Zerfahrenheit ein Ende machen wollte: Gottfried Semper. Wenn man bei einer Uebersicht über

Nicolai, Herm., geb. 1811 Torgau, gest. 1881 Dresden. Studien in Dresden, München, Italien und Paris, 1837 nach Dresden zurück, 1840 weite Reisen, 1842—46 Hofbaumeister in Koburg, 1844—47 in Frankfurt; 1850 Prof. und Dir. der Bauschule in Dresden. — Palais und Privathäuser.

Leins, Chrn. Friedr., geb. 1814 Stuttgart, gest. 1892 ebda., Studien in Stuttgart und Paris; auch später zahlreiche Reisen nach Frankreich, Italien, England, Spanien. 1858 Prof. u. Oberbaurath in Stuttgart. — Zahlreiche Kirchen in Württemberg; kgl. Villa bei Berg; Königsbau, Liederhalle u. a. in Stuttgart.

Semper, Gottfr., geb. 1803 Altona, gest. 1879 Wien. Erst Jurist; 1826 Uebergang zur Kunst; Studien in Hamburg, Berlin, Dresden, München, Paris, in Italien u. Griechenland; 1834 Prof. in Dresden, das er 1849 in Folge des Maiaufstandes verlassen muß; geht nach Paris, Belgien u. London, hier 1851 Prof.; 1853 Ruf nach Zürich, 1871 nach Wien. — Theater (1869 abgebrannt,

diese Epoche der Mittelmäßigkeit plötzlich seine ragende Gestalt erblickt, so wird einem warm ums Herz. Semper war ein ganzer Mann aus einem Guß, eine feurige, von reiner Begeisterung erfüllte Seele. Er zog gegen die „Impotenz der halb bankerotten Architektur" aus wie Sankt Georg gegen den Drachen. Und als er, nach mehrjährigen Studienreisen, die ihn nach Frankreich, Italien, Sizilien und Griechenland geführt hatten, auf Schinkels Empfehlung als Professor der Baukunst an die Dresdener Kunstakademie berufen wurde, begann er, den bösen Feind zu bedräuen. Bitter führte er Klage, daß „unsere Hauptstädte als Quintessenzen aller Länder und Jahrhunderte emporblühen, so daß wir in angenehmer Täuschung am Ende selbst vergessen, welchem Jahrhundert wir angehören." Er grollt darüber, daß uns das alles nur fortführe von den „Bedürfnissen unserer Zeit". „Diese sollen wir vom Gesichtspunkte des Schönen auffassen und ordnen und nicht blos Schönheit da sehen, wo der Nebel der Ferne und der Vergangenheit unser Auge halb verdunkelt. Nur e i n e n Herrn kennt die Kunst, — das Bedürfnis. Sie artet aus, wo sie den Launen des Künstlers, mehr noch, wo sie mächtigen Kunstbeschützern gehorcht." Mit solchen, in ehrlichem Zorn herausgepolterten Worten traf Semper den Nagel auf den Kopf. Er stellte damit ein Programm auf, dessen Wichtigkeit freilich erst am Ende des Jahrhunderts erkannt werden sollte. Denn bei aller Klarheit des Blicks konnte Semper doch nur den Plan zeichnen; ihn auszubauen mußte andern überlassen bleiben. Er selbst war zu sehr ein Sohn des kunstgeschichtlich geschulten Zeitalters, um praktisch die Konsequenzen seiner Theorie zu ziehen. Was er als Schaffender und als unmittelbarer Anreger leistete, beschränkte sich darauf, in der Verwirrung Klarheit geschaffen zu haben. Unter seinem mächtigen Einfluß hörte das Tasten auf, und man drang zu einer sicheren Kenntnis vor. Als Architekt war Semper ein entschiedener Vertreter der Renaissance. Nur i h r e Formen schienen ihm, im Gegensatz zu denen der Antike und der Gotik, die Möglichkeit zu bieten, den Forderungen der Gegenwart künstlerisch nachzukommen. Aber er besaß einen andern Sinn für die Formenwelt der Renaissance als seine zaghaften Vorgänger auf diesem Wege. Er bildete vor allem sein Auge und suchte durch Anschauung den wahren Kern des alten Stils zu erfassen. In

1878 neu aufgebaut), Frauenhospital, Neues Museum, Privathäuser in Dresden; Polytechnikum, Sternwarte, Krankenhaus in Zürich; Umbau der Museen u. d. Hofburg in Wien; Rathaus in Winterthur; zahlreiche Entwürfe, darunter zu einem Wagner-Theater. — Bemerkungen über bemalte Architektur u. Plastik bei d. Alten 1834; Anwendung der Farben u. s. w. 1836; der Stil in d. techn. u. tektonischen Künsten 1860—63; Wissenschaft, Industrie u. Kunst 1852. — L i p s i u s, G. S. in seiner Bedeutung als Archit. 1880; H a n s S e m p e r, G. S.

Gau, F r a n z, geb. 1790 Köln, gest. 1853 Paris. Erst gelehrte Studien; seit 1812 mit Unterbrechungen durch große Reisen in Paris.

Hittorff, J a k. J g n., geb. 1792 Köln, gest. 1867 Paris Steinmetz in Köln, in Paris weitere Ausbildung.

Paris hatte er unter Franz Gau und im Verkehr mit J. Hittorff und K. L. Zanth, drei deutschen Künstlern, die sich dort eine Stellung errungen hatten, die Kraft und Fülle der französischen Baukunst kennen gelernt. Reicher an architektonischen Gedanken als die andern alle, kehrte er nach Deutschland zurück und begann seine bauliche Thätigkeit. Die Renaissance war und blieb seine Liebe. Er wandte sie an, wo immer es sich ermöglichen ließ und wo sie ihm zweckentsprechend schien. Als es galt, für die Dresdener Galerie ein Gebäude zu schaffen, gab er den feststehenden antiken Museums-Typus auf und errichtete einen italienischen Palast. Aber er war doch zu „gebildet", um seinen Lieblingsstil auf alles zu übertragen. Ganz offen erklärte er, daß es gewisse im allgemeinen Bewußtsein eingewurzelte Vorstellungen und kunstgeschichtliche Erinnerungen gebe, die nicht zu umgehen seien. Eine Synagoge müsse orientalisch sein, eine Kaserne den Festungscharakter tragen, ja, ein Justizpalast am liebsten etwas vom Dogenpalast haben! So ward auch Semper ein Eklektiker, nur ein begabterer als seine Zeitgenossen, und ein zuverlässigerer, weil er die Nachahmung stets auf Grund intimer und tiefdringender Kenntnis betrieb. Auch in seiner Stellung zur Gotik war er nichts weniger als seinen Theorien treu. Hatte er erklärt, die Kunst kenne nur das Bedürfnis, so fehlte ihm doch die Konsequenz, die eigenartige Aesthetik der zweckdienlichen gotischen Konstruktion aus diesem Gesichtswinkel heraus zu würdigen.

Unter Sempers Einfluß stiegen nun allenthalben italienische Renaissance-Bauten, hie und da mit französischen Anklängen, aus der deutschen Erde. In Wien wurden Heinrich Ferstel und Karl von Hasenauer die Vertreter dieses Stils, der zusehen mußte, wie er sich mit Hansens Klassizismus und Schmidts Gotik vertrug. In Dresden wirkten Karl Weinbach und Ernst Giese, in Süddeutschland Josef Durm und Adolf Gnauth.

Nun waren die Schleusen einmal geöffnet. Und die historischen

Zanth, Carl Ludw. Wilh. von, geb. 1796 Breslau, gest. 1857 Stuttgart. Studien in Kassel, Paris, Stuttgart, seit 1820 in Frankreich; 1830 wegen der Revolution Uebersiedelung nach Stuttgart.

Ferstel, Heinr. von, geb. 1828 Wien, gest. 1883 ebda. Studien in Wien u. auf weiten Reisen. — Oesterreichisches Museum, chemisches Laboratorium, Universität, Bankgebäude, Votivkirche, Paläste und Privathäuser in Wien.

Hasenauer, Karl von, geb. 1833 Wien, gest. 1894 ebda. Studien in Wien und auf Reisen. — Pläne und Entwürfe; Villen, Privat- u. Bazarhäuser.

Gnauth, Ad., geb. 1840 Stuttgart, gest. 1884 Nürnberg. Studien in Stuttgart; Reisen nach Italien u. nach Wien; 1866 Prof. in Stuttgart; 1872 Privatthätigkeit; 1875 Reise nach Griechenland u. Egypten mit Lenbach u. Makart; Uebersiedelung nach München; 1876 Dir. d. Kunstgewerbeschule zu Nürnberg. — Wohnhäuser u. Villen in Stuttgart u. Mannheim; dekorative Malereien; kunstgewerbl. Vorlagen „Kunsthandwerk" 1874 (mit Bucher); „Maler-Journal" 1876 (mit Nesler).

Stile brachen ungehemmt über unser Vaterland herein. Es war oft der reine Zufall, in welcher Bauart dies oder jenes Haus errichtet wurde, es ist oft, als hätten Bauherrn und Architekten darum gelost. Beim italienischen Palazzo blieb man nicht stehen. Das Barock meldete sich zum Worte, und mit besonderem Nachdruck empfahl sich alsbald die deutsche Renaissance zur geneigten Berücksichtigung. Vor allem in den siebziger Jahren, nach der Begründung des Reichs, drang sie, getragen vom Aufschwung des Nationalgefühls, mächtig vor. Sie erschien in Wien und in Berlin, der neuen Reichshauptstadt, wo sie besonders freudig empfangen wurde. Natürlich mußte sie sich auch in Berlin mit den anderen historischen Stilen in die Gunst des Publikums, der staatlichen und städtischen Baukommissionen teilen. Richard Lucae, der lange Zeit einen hervorragenden Platz einnahm, pflegte mit besonderer Neigung die italienische Renaissance; sein Palais Borsig ist die schönste Frucht dieser Liebe. Die Leiter der großen Baufirmen, die hier wichtig wurden: Ende und Böckmann, Kayser und von Großheim, von der Hude und Hennike, Kyllmann und Heyden, Kremer und Wolffenstein und andere mehr, machten sich mit Geschick die Ergebnisse ihrer kunstgeschichtlichen Studien zu Nutze und wählten je nach Gefallen bald Gotik, bald spätschinkelsche Formen, bald französische, italienische, deutsche Renaissance oder versuchten sich in allerlei Kombinationen und Permutationen. Für das Gedeihen der deutschen Renaissance speziell war Hans Grisebach wichtig, der, ein Schüler Schmidts, von der Gotik ausgegangen war, aber erst in dem nationalen Stil des 16. Jahrhunderts das Gebiet fand, auf dem sich seine Begabung erfolgreich tummeln konnte. Im allgemeinen hat Berlin in jenen Jahrzehnten wenig Bedeutendes geleistet. Es fehlte hier das künstlerische Fluidum, das in Wien die Erzeugnisse der verschiedenartigsten Stile doch einander näherte und sie alle einer bestimmten wienerischen Atmosphäre unterordnete. In Berlin standen alle diese Stilzwitter und Gespenster aus vergangenen Jahrhunderten kalt und gleichgültig neben einander, wie einzelne,

Lucae, Rich., geb. 1829 Berlin, gest. 1877 ebda. Studium in Berlin; 1859 Prof.: 1873 Dir. an der Bauakad. ebda.

Ende, Herm., geb. 1829 Landsberg a./W., lebt in Berlin. Studien in Berlin; Reisen nach Italien u. Griechenland; 1887 Reise nach Japan zum Bau von Regierungsbauten; seit 1877 Baurath; seit 1895 Präsident d. Akademie d. Künste in Berlin — Rothes Schloß, Palais Graf Königsmark, Bauten d. Zoolog. Gartens, Museum f. Völkerkunde, Banken, Villen, Wohnhäuser, Panoramen in Berlin; zahlreiche Bauten in andern deutschen Städten.

Hude, Herm. Phillipp Wilh. v. d., geb. 1830 Lübeck, lebt in Berlin. Studien in Berlin; Reisen nach Holland, England u. Frankreich. — Häuser- u. Villenbauten, Hôtel Kaiserhof u. Centralhôtel in Berlin; Hamburger Kunsthalle (gemeinsam mit Schirrmacher). — Stahl, D. bauende Berlin: Zeitgeist 1897.

Grisebach, Hans, geb. 1848 Göttingen, lebt in Berlin. Studium in Hannover; in Wien bei Schmidt; seit 1880 in Berlin.

aus alten Zeiten herbeigetragene Denkmäler, nicht wie zusammengehörige Glieder eines großen Organismus.

Bezeichnend für die kunsthistorische Architektur von der Mitte des Jahrhunderts, die sich noch bis heute lebenskräftig erhalten hat, sind neben der profanen Baukunst auch die Schicksale des Kirchenbaus in diesem Zeitabschnitt. Die katholische Kirche kam hierbei weniger in Betracht. Sie war in der äußeren Gestalt des Gotteshauses ebenso wie in allem auf die Tradition angewiesen, und da die Romantik einmal die Gotik wieder in Aufnahme gebracht hatte, so war sie durchaus befriedigt. Die weltlicheren Formen der italienischen und französischen Renaissance traten ganz und gar dagegen zurück. Weniger einfach lagen die Verhältnisse für die protestantische Kirche. Die katholisierende Richtung der Zeit, die so viele Evangelische zum Uebertritt veranlaßte, machte sich zunächst auch hier geltend. Man trug keine Scheu, den gotischen Stil, den die Katholiken nicht mit Unrecht für sich in Anspruch nahmen, auch für das protestantische Gotteshaus zu benutzen. Man ging sogar noch weiter zurück und experimentierte mit der Form der ältesten christlichen Kirche überhaupt: der Basilika. Friedrich Wilhelm IV. ließ von Stüler und Ludwig Persius wiederholt solche Versuche anstellen und wollte auch den Dom, den Cornelius ausmalen sollte, im Basilikenstil errichten. Gegen diese Bestrebungen traten neue Architekten mit modernen Gedanken auf. Sie wollten einen prinzipiellen Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Art aufstellen, der sich ganz natürlich aus dem Unterschied der gottesdienstlichen Handlungen ergeben müsse. Die protestantische Kirche solle, so meinten in Berlin Stier und Eduard Knoblauch, so meinte auch Semper, mehr den Charakter eines feierlichen Versammlungshauses der Gemeinde tragen. Cornelius Gurlitt, der selbst in späteren Jahren in diese Fragen eingriff, hat sehr anschaulich geschildert, wie ihre einleuchtenden Grundsätze auf völliges Mißverstehen stießen. Die Vertreter der strengen Stilrichtungen verwahrten sich gegen die geplanten Neuerungen aus ästhetischen und die Kirchenbehörden aus Gefühlsgründen, beide ohne zu bedenken, daß schon im 17. und 18. Jahrhundert ähnliche Ideen praktisch ausgeführt worden waren, und daß weder die Kunst noch die Frömmigkeit darunter Schaden gelitten hatte. Um allen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, vereinigten sich im Jahre 1856 die Kirchenregierungen mit einigen Fachleuten in Eisenach und setzten ein „Regulativ“ fest, nach dem man sich künftig beim Bau protestantischer Gotteshäuser richten sollte. Alle modernen Vorschläge wurden verworfen, und der gotische, der romanische, der

Persius, Ludw., geb. 1804 Berlin, gest. 1845 Rom. Bauten in Potsdam u. Sanssouci; Schloß Charlottenhof.

Knoblauch, Ed., geb. 1801 Berlin, gest. 1865 ebda. Schüler Schinkels; große Reisen. Elegante Privathäuser, Neue Synagoge in Berlin. Begründer d. Berliner Architektenvereins.

altchristliche Stil, wie ihn die Kunstgeschichte lehrte, empfohlen. So wurde hier, ganz im künstlerischen Sinne der Zeit, die Kopie und die Stilmischung geradezu sanktioniert. Und die Kirchenbaumeister der Folgezeit folgten getreulich diesen Vorschriften der autoritativen Stelle; Johannes Otzen, der sich vielfach an Hases Backsteinbauten anschloß, mit besonderer Vorliebe aber den Formenschatz der französischen Gotik benutzte, ist aus ihrer Zahl am bekanntesten geworden.

So hatte also Sempers Eingreifen der deutschen Baukunst hier wie dort schließlich wenig genutzt. Nur daß man jetzt die alten Stile etwas gründlicher kannte und sicherer handhabte. Aber in jener rückgratloser Zeit führte das besten Endes lediglich zu noch ängstlicherer und reizloserer Nachahmung. Nicht viel anders ging es bedauerlicherweise mit Sempers wichtigen Anregungen auf kunstgewerblichem Gebiet.

Auch hier herrschten um die Mitte des Jahrhunderts Ratlosigkeit und Verwirrung, obschon der damalige Zustand nicht ganz so schlimm war, wie man vor etwa vierzig Jahren annahm. Der Klassizismus hatte die Künstler hochmütig gemacht und die Verbindung von Kunst und Handwerk in Deutschland jäh zerrissen. Schon zur Zeit des Empire hatte man sich bei uns fast ausschließlich nach ausländischen, hauptsächlich französischen Vorbildern gerichtet. Als nun jenseits der Vogesen das Kaiserreich zusammenbrach, war es auch mit dem Empirestil zu Ende, und im Gefolge des Königtums — hier zeigt sich, wie eng in Frankreich die Kunst mit dem gesamten nationalen Leben verknüpft ist — kehrten auch die alten Formen des ancien régime wieder zurück. Die Sprache des Louis XIV.-, Louis XV.- und Louis XVI.-Geschmacks, die man nie ganz verlernt hatte, ward den Pariser Kunsthandwerkern wieder geläufig. Ueberdies hatten sich die technischen Traditionen erhalten, und so hörte Frankreichs Vorherrschaft in der Kleinkunst und der Luxusindustrie nicht auf. Wer in Deutschland sehr vornehm war, bezog infolgedessen die Stücke seiner Zimmerausstattung entweder aus Paris selbst oder von deutschen Händlern, die mit geringerem Geschick und schlechterem Material die ausländischen Muster kopierten. Aber daneben gab es bei uns noch eine andere Innendekoration: die des Bürgerhauses, und diese hatte einen ganz eigentümlichen Weg eingeschlagen, dessen wahre Bedeutung man lange schwer verkannt hat. Die kleinen und engen Verhältnisse in Deutschland nach dem Napoleonischen Weltkriege wiesen auf Sparsamkeit, man war zur Einfachheit gezwungen. Aber wenn jemals im Verlauf der deutschen Kunstgeschichte, so verstand man es damals, aus der Not eine Tugend zu machen. Schon der Empirestil selbst hatte, aus künstlerischen Gründen

Otzen, Johannes, geb. 1839 Siesbye in Schleswig, lebt in Berlin. Studium in Hannover bei Hase; 1879 Prof. in Charlottenburg; 1884 Leiter d. Meister-Atel. für kirchl. Kunst an der Berliner Ak.

und im Gegensatz zum Rokoko, auf Schlichtheit hingewiesen, und an diesen Wegweiser hielt man sich. Hinzu aber kamen die lebendigen Reste alter volkstümlicher Handwerkskunst, die sich zumal in den, südlichen und westlichen Einflüssen weniger ausgesetzten Gegenden Niederdeutschlands, besonders im Hamburgischen und Hannöverschen, erhalten hatten. Aus diesen Elementen entwickelte sich der sogenannte Biedermaierstil, der in den dreißiger und vierziger Jahren seine schönste Blüte erlebte. Ihm gehören die Möbel an, auf die man am Ende des Jahrhunderts mit gutem Grunde wieder aufmerksam wurde, die einfachen, behäbigen Schränke, die behaglichen Kanapees mit den großen „Ohren" an den Seiten, die hohen Spiegel mit den Mahagonirahmen, die bequemen Stühle, die runden und eckigen Tische für alle erdenklichen Zwecke. Diese rührend schlichten Möbel einer überaus geselligen Epoche haben die ein wenig äußerliche Anlehnung der Empirezeit an die Antike überwunden, nur selten erscheinen noch die klassischen Ornamente, Eierstäbe und Mäandergebilde, schwarze Säulen mit bescheidenen Bronzekapitellen. Man sucht keine Anlehnung an die importierten romanischen Ueberlieferungen, sondern das Prinzip dieser echt deutschen Gegenstände ist unmittelbarer Anschluß an den Zweck und angenehme, ruhige, dem Auge wohlthuende Linienführung. Darum treten wellige Konturen an Stelle der geraden, geschweifte Linien an Stelle der früheren, die wie mit einem Lineal gezogen schienen. Große Flächen erscheinen, ohne Einlagen und Bemalungen, nur durch die Maserung des Holzes malerisch belebt, aber gerade durch diese Beschränkung auf die Materialwirkung sehr beachtenswert.

Die aufsteigende historische Strömung hatte kein Verständnis für den Wert des Biedermaierstils. In seiner sachlichen Einfachheit sah sie Nüchternheit, in seinem diskreten Verzicht auf ornamentalen Pomp Unfähigkeit zur Formenbildung. Die wohlmeinenden Männer, die nun das Kunstgewerbe reformieren wollten, an ihrer Spitze Semper selbst, dachten garnicht daran, an ihn anzuknüpfen, sie pflanzten auch hier das kunstgeschichtliche Banner auf mit der Inschrift „Ahmet nach!" und thaten damit einen verhängnisvollen Schritt. Sie haben, von den besten Absichten erfüllt, damit nichts weniger erreicht, als daß die sinngemäße Entwicklung eines modernen deutschen Stils auf Jahrzehnte hinaus verhindert wurde.

In einer Hinsicht war das Auftreten dieser „Reformatoren" dennoch von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit: durch sie wurde zuerst wieder auf das Schädliche und Sinnlose der Trennung des Handwerks von der Kunst hingewiesen und der Versuch gemacht, die fremd gewordenen Geschwister wieder mit einander zu versöhnen. Den Anlaß gab die erste Weltausstellung, die 1851 in London stattfand. Sie war als eine „internationale Industrie-Ausstellung" einberufen worden, und die „schönen Künste" wollten in ihrem Hochmut nicht zu diesem Niveau herabsteigen. Der französische Generalkommissar, Graf de Laborde, suchte vergeblich die Künstler seines Landes zur

Teilnahme zu bewegen. Aber auch bei den ausgestellten Erzeugnissen derjenigen Industrien, die für die Dekoration, den Wohnungsschmuck, die Gegenstände des täglichen Gebrauchs zu sorgen hatten, schien alle Kunst verschwunden zu sein. Nur in Frankreich war noch ein Rest des alten Könnens vorhanden.. Um so kläglicher erschienen gegenüber den von dort gesandten Arbeiten und den Waren des Orients mit ihrem Reichtum an Formen und Farben die Leistungen der übrigen europäischen Nationen. Mit Schrecken gewahrte man einen allgemeinen Rückgang des Geschmacks. De Laborde schrieb seinen berühmt gewordenen, für die Geschichte des modernen Kunstgewerbes bedeutungsvollen Ausstellungsbericht, in dem er diese Zustände klarlegte, und führte die wichtigsten der darin entwickelten Gedanken später in seinem Buche „Vereinigung der Künste und der Industrie" weiter aus, indem er gleich in diesem Titel den Stier bei den Hörnern packte. Die unmittelbare Folge der Londoner Ausstellung war, daß man sich überall zu einer durchgreifenden Reform des bestehenden Betriebes entschloß. Zunächst in England selbst, wo diese Ideen in dem Prinz-Gemahl Albert einen mächtigen Förderer fanden, und wo Gottfried Semper, der wegen seiner Beteiligung an den Dresdener Revolutionsstürmen Deutschland verlassen mußte, seit 1849 weilte. Die kunstgeschichtliche Zeit suchte natürlich die Gesundung durch ein gründliches Bad in der Vergangenheit zu erreichen: sie gründete Kunstgewerbegalerien. Im Auftrage des Prinzen Albert entwarf Semper den Organisationsplan für das South-Kensington-Museum; zugleich schüttete er in der Schrift „Wissenschaft, Industrie und Kunst" sein Herz aus. England ging mit unablässiger Energie auch weiter führend voran, 1853 ward das „Department of Science and Art" begründet, Ausstellungen wurden veranstaltet, Unterrichtskurse geschaffen, anregende Schriften verbreitet, und in verhältnismäßig kurzer Zeit hatte sich die englische Kunstindustrie, der überdies die mit erneutem Verständnis herangezogene nationale Tradition zu Hilfe kam, in der That zu einer tonangebenden Stellung emporgearbeitet.

In Deutschland nahm Wien zuerst diese Gedanken mit Entschiedenheit auf. 1864 wurde das „Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie" eröffnet, das der Leitung Richard Eitelberger von Edelsbergs unterstellt wurde. Neben Eitelberger wirkten Freiherr Armand von Dumreicher und Jakob von Falke im Dienste des neuen Gedankens, und der rastlosen Thätigkeit dieser ausgezeichneten Gelehrten hatte Wien es zu danken, daß es bald in allen kunstgewerblichen Fragen an der Spitze Deutschlands marschierte. Die anderen Städte folgten seinem Beispiel. 1865 entstand die „Gewerbehalle" in Karlsruhe, 1867 das Gewerbemuseum in Berlin, 1868 das „Rheinisch-westfälische Museum für Kunstindustrie" in Köln; andere Orte schlossen sich in rascher Folge an. Es wurden Schulen, Vereine, Zeitschriften gegründet. Die Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 zeigte Deutschland noch ganz im Nachtrab. Dann erst konnten sich in Wien

die ersten Resultate der angestrengten Arbeit zeigen, und ein Jahr, nachdem das Oesterreichische Museum in Ferstel's Neubau übergesiedelt war, 1873, gab die Wiener Weltausstellung Zeugnis von dem, was hier geleistet worden war; Reichsdeutschland stand dagegen arg zurück.

Der Erfolg aller dieser Bestrebungen war der gleiche wie in der „freien" Kunst: man gab sich den Stilen der Vergangenheit bedingungslos hin. Wichtig für die Innendekoration ward vor allem das Atelier des Historienmalers. Die Schöpfer der großen Geschichtsbilder verkauften ihre Arbeiten schnell und zu hohen Preisen und waren bald in der Lage, sich alle die Dinge, die auf ihren Gemälden eine Rolle spielen sollten, zu kaufen. Sie hatten dadurch einen doppelten Vortheil: erstens brauchten sie sich nicht bei jeder Arbeit aufs neue um brauchbare Dekorationsstücke zu bemühen, und zweitens gelangten sie auf diesem Wege in den Besitz einer kostbaren Sammlung, die ihnen selbst Freude machte und überdies den vornehmen Besucher anlockte. So drängten sich bald in der Künstlerwerkstatt charakteristische Erzeugnisse aller Jahrhunderte zusammen. Das Atelier war eine kleine Ausstellung. Alte Gobelins und schwere Seidenstoffe, Renaissanceschränke, Truhen und Stühle, mittelalterliche Rüstungen, antike Helme und ciselierte Schwerter, kleine Kästchen aus Leder oder Metall, Amulette, Halsketten, Kannen und Becher, japanische Vasen und chinesische Götzen, italienische Skulpturen und niederländische Bilder, orientalische Teppiche und reichverzierte Barockmöbel — alles das stand umher, lag in wildem, malerischem Durcheinander auf Tischen und Stühlen, auf weichen Divans oder auf dem Boden, hing an der Wand und an der Decke. Am großartigsten entfaltete Makart diesen Luxus. In seinem unstillbaren Durst nach Farbe konnte er sich nicht genug thun in rauschenden koloristischen Kompositionen von jubelnder, leuchtender Pracht. Sein Auge schwelgte in diesen Symphonien von reichen Stoffen und blitzenden Waffen, von Samtglanz und schimmerndem Metall, von delikatem Porzellan und glitzerndem Kristall, von purpurnem Rot und tiefleuchtendem Blau. Wie Makarts Bilder, so gaben auch seine Dekorationen für feierliche Umzüge und Kostümfeste davon Kunde. Sein Stil ward von den Reichen und Vornehmen übernommen. Der angeschwärmte Meister erfreute seine dekadente Seele an dem melancholischen Reiz getrockneter Blumen — das Makartbouquet trat seinen Siegeslauf um die Erde an. Der Meister trug einen breitkrämpigen Rubenshut — die Künstler aller Orten trugen ihn auch, und die Damen übernahmen ihn mit Entzücken. Der Meister trug einen Samtrock — und die Besitzer der Villen und Schlösser ließen sich einen Hausrock aus Samt machen. Die Salons der Wohlhabenden aber wurden ein Atelier, in dem sich schönste Stücke aus allen Gegenden und Jahrhunderten ein Rendezvous gaben. Das „Echte" ward in den modernen Zimmern gesucht wie in den geschichtlichen Bildern und in der Aufführung historischer Dramen; die Antiquitätenhändler wurden reiche Leute. Die ungeheure Nachfrage rief bald eine Industrie her-

vor, die es sich zur Aufgabe machte, die begehrten Stücke, die allmählich seltener wurden, täuschend nachzuahmen; und auch diese Kopien fanden reißenden Absatz, wenn sie nur recht „alt" aussahen. Fahndeten die Millionäre nach echten Sachen, so suchten sich die weniger Bemittelten mit unehrlichen Surrogaten zu begnügen.

Allmählich beruhigte sich die aufgeregte Hetzjagd durch die Völker und die Jahrhunderte und machte einem historischem Stile Platz: der deutschen Renaissance. Das erwachende Nationalgefühl der sechziger Jahre rief sie herbei, die Wiederaufrichtung des Reiches brachte sie zur Blüte. Man sehnte sich nach einem deutschen Geschmack; überall wurde dieser Ruf laut. In Wien waren Eitelberger und Falke auch nach dieser Richtung hin eifrig thätig. Im neuen Reiche wurde München führend. Hier wirkten zwei geniale Künstler, Franz Seitz und Lorenz Gedon, die sich mit Begeisterung in die Formensprache des 16. Jahrhunderts vertieften; von hier aus gab Georg Hirth durch große Verlagswerke wie den „Formenschatz der Renaissance", das „Deutsche Zimmer", das „Kulturgeschichtliche Bilderbuch", den weitesten Kreisen der Künstler- und Laienschaft entscheidende Anregungen. Doch was diese Männer aus künstlerischer Ueberlegung predigten, ward von der Industrie rasch trivialisiert, und nun entstanden aller Orten die „stilgerechten" Renaissancezimmer mit Butzenscheiben, „altdeutschen" Sophas — als wenn unsere wackeren Vorfahren zur Zeit Luthers Sophas gehabt hätten! —, schweren Truhen, mächtigen geschnitzten Buffets, riesigen Humpen, Wandbrettern, „altdeutschen" Oefen und „Lutherstühlen" — obwohl der historische „Lutherstuhl" ein spätgotisches Möbel war und natürlich ganz anders aussah. Aber das deutsche Kunsthandwerk stieg durch diese, immerhin aus einer gesunden und verständlichen Empfindung hervorgewachsene Renaissanceströmung in der internationalen Achtung. Man begann in den Nachbarländern die altdeutschen Möbel und Dekorationsstücke nachzuahmen, man kaufte auch außerhalb der Grenzen unsere Fabrikate, die Kunstgewerbeschulen füllten sich, das Handwerk gewann an Ansehen, und es kam ein frisches Leben in das vordem so verödete Gebiet. Freilich, den ungeheuren Widerspruch zwischen diesen schummerig-behaglichen Fuggerstuben und unserm nervösen modernen Leben, zwischen dem gedämpften Halbdunkel, das durch die Butzenscheiben drang, und unserm gesteigerten Bedürfnis nach Luft und Licht, zwischen dem Charakter der Zimmer und ihrer Bewohner, zwischen dem Schnitzwerk der Möbel und der Kleidung ihrer Besitzer, — alle diese unversöhnlichen Gegensätze merkte man nicht!

* * *

Seitz, Rud., geb. 1842 München, lebt ebda. Schüler Pilotys; Beginn mit Historienbildern; dann Uebergang zu dekorativen u. kunstgewerbl. Arbeiten. Konservator d. Nationalmus. u. Prof. an d. Ak. München.

Gedon, Lorenz, geb. 1844 München, gest. 1883 ebda. Sohn eines Antiquitätenhändlers. Allseitige künstlerische Ausbildung u. Thätigkeit; Entwürfe auf allen Gebieten der Außen- und Innenarchitektur in allen erdenklichen Materialien.

Der Plastik blieb die technische Reise durch die Jahrhunderte und der stoffliche Einfluß des historischen Interesses nicht erspart. Der letztere begann zuerst sich fühlbar zu machen. Rauch hatte noch entgegen seinem Willen den alten Fritz für Berlin so dargestellt, wie er in der Erinnerung der alten Leute lebte und auf den Stichen Chodowieckis erschien. Thorwaldsen hatte sich bei seinem Schiller für Stuttgart wenigstens dadurch geholfen, daß er dem Dichter einen wallenden Mantel um die Schultern gab und ihm die Weste an der Brust malerisch öffnete. Rauchs Lieblingsschüler Ernst Rietschel aber schlug mit freudiger Absicht den Weg ein, den sein Meister nur gezwungen gegangen war. Er hielt sich bereits weniger an die strenge Antike selbst als an die modernisierte der Renaissancemeister. Er empfand, als Sohn der romantischen Zeit zu deutsch, um sich mit der griechischen Gewandung zufrieden zu geben, und hielt sich, von einem ähnlichen Verlangen nach „Echtheit" wie die Pilotyschule getrieben, an das historische Kostum. So stellte er in Worms nicht nur seinen Luther, dessen Talar sich der klassizistischen Behandlung leicht unterordnen ließ, sondern auch die Reformationshelden, die ihn umgaben, im Zeitgewande dar. So ließ er es sich nicht nehmen, die Denkmäler der großen nationalen Dichter, die sich Rauch nun garnicht im modernen Kleide denken konnte, ruhig in der Tracht des 18. Jahrhunderts zu halten: das Goethe-Schiller-Monument in Weimar und das Lessing-Standbild in Braunschweig, seine feinste und schönste Arbeit. Rietschels Werke sind Erzeugnisse einer ernsten, vornehmen Kunst, die das gesteigerte Wahrheitsgefühl der Zeit sehr klug mit der „schönen Form" der Aesthetiker zu versöhnen wußte; seine Denkmäler geben uns in der That eine eindrucksvolle Vorstellung von der Erscheinung jener Gewaltigen, ohne daß auf die Erhebung des Wirklichkeitsbildes in die freiere Sphäre einer ideellen Welt, die gute Plastik durch die Auswahl der Naturformen und -Linien stets von selbst erreicht, Verzicht geleistet wäre. Auch Rietschel zeigt, daß er ein Angehöriger der litterarischen und im Kaulbachschen Sinne „geistreichen" Epoche ist. Beim Doppelstandbild in Weimar durfte Goethe den Dichterkranz halten, während Schiller ihn nur berührte, — eine unkünstlerische Nebenbemerkung, über die viel gestritten, und

Rietschel, Ernst, geb. 1804 Pulsnitz, gest. 1861 Dresden. Aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen, nach vielen Schwierigkeiten 1820 auf die Dresdner Akad., 1826 nach Berlin zu Rauch; 1829 mit Rauch nach München; 1830 Reise nach Italien; 1831 Rückkehr nach Berlin u. 1832 Prof. in Dresden; seitdem dort thätig, nur 1851 in Palermo. — Denkmäler: König Friedrich August und Karl Maria v. Weber in Dresden, Lessing in Braunschweig, Goethe u. Schiller in Weimar, Luther in Worms, Thaer in Leipzig; Reliefs, Giebelfelder an Theatern in Dresden und Berlin; Ausstattung des Museums in Dresden; Pietà (Potsdam, Friedenskirche); Portraitbüsten u. -Reliefs von Rob. u. Klara Schumann, Rauch, Liszt. — Disselhoff, R., 2. Aufl. 1893; Oppermann, E. R., 2. Aufl. 1873; Jugenderinnerungen R.s 1881.

die Rietschel von den Verehrern Schillers gewaltig übel genommen wurde; Lessing, der Vorkämpfer des Klassizismus und der wahrheitliebende Feind der Dunkelmänner, mußte sich mit der Linken auf einen dorischen Säulenstumpf stützen und die Rechte beteuernd auf die Brust halten. Aber solche sinnvollen Beziehungen, die mit der Bildhauerkunst an sich nichts zu thun haben, drängen sich nicht laut auf; sie halten sich diskret zurück, wer sie nicht versteht, wird durch sie nicht gestört, und die Hauptsache bleibt schließlich doch die Bewältigung der rein plastischen Aufgabe, die Darstellung der Gestalt und des Kopfes.

Die Dresdener Schule, deren Haupt Rietschel war, blieb auf lange Zeit hinaus der wichtigste Mittelpunkt der deutschen Bildhauerei. Von ihren Vertretern traten in der Folge hauptsächlich Julius Haehnel und Johannes Schilling hervor. Hähnel ist der schwungvollere, beweglichere, Schilling der maßvollere, ruhigere von beiden. Sie hielten sich, in einem gewissen Gegensatz zu Rietschel, wieder mehr an die Antike, die aber auch bei ihnen nicht mehr im Sinne der reinen Klassizisten, sondern mit neueren Modifikationen erscheint. Schilling hat seltsamerweise just da, wo es am wenigsten am Platze war, sich von der edlen Einfalt und stillen Größe zu größerer Lebenswahrheit gewandt: bei seiner Germania ist es gerade der Fehler, daß sie ein kleines Quantum Realismus besitzt. Hier hätte die strengste Stilisierung am weitesten geführt. Aber es fehlte Schilling die sichere Stilempfindung, die ihm gesagt hätte, daß ein Kolossalwerk anderen Gesetzen untersteht als eine Statue in Lebensgröße, daß es nur von wenigen großen Linien umschrieben sein darf, und infolgedessen eine viel radikalere Vereinfachung des Reichtums an Formen und Linien erfordert, den die Wirklichkeit mit sich bringt. Das hatte schon Schwanthaler in seiner großen Bavaria nicht genügend beachtet; er hatte freilich auf der Theresienwiese bei München nicht die Konkurrenz der gewaltigen Linien der Rüdesheimer Weinberge und Eichenwälder zu überwinden und darum eine stärkere Wirkung erzielt. Am besten aber von den deutschen Kolossalstatuen gelang diejenige, bei der es sich darum handelte, einen historischen Helden zu feiern, die

Hähnel, Ernst Jul., geb. 1811 Dresden, gest. 1891 ebda. In Dresden u. München erst Architekt, dann Bildhauer; Reise nach Rom; nach d. Rückkehr zuerst in Dresden, 1835—38 in München. Dann dauernd in Dresden seßhaft. — Bacchuszug (Fries) am Dresdner Theater (1869 verbrannt); Reliefs u. Künstlerstatuen für das Museum ebda.; Denkmäler: Karl IV. in Prag, Beethoven in Bonn, Friedrich August II., Theod. Körner, Fürst Schwarzenberg in Wien, Herzog Friedr. Wilhelm in Braunschweig; Figuren der klassischen u. romantischen Poesie am Wiener Opernhaus. — Grosse, H.s lit. Reliquien 1894.

Schilling, Joh., geb. 1828 in Mittweida, lebt in Dresden. Studien in Dresden bei Rietschel und in Berlin bei Drake; 1852 nach Dresden zurück; 1853—56 Aufenthalt in Rom; 1868 Prof. in Dresden. — Gruppe der Tageszeiten an d. Brühlschen Terrasse, Rietschel-Denkmal in Dresden; Schiller-Denkmal in Wien; Krieger-Denkmal in Hamburg; National-Denkmal auf d. Niederwald.

also bei weitem die größten Schwierigkeiten bot: Ernst von Bandels Hermann der Cherusker.

Die Mischung von gemildertem Klassizismus, zahmer Renaissance und einem bescheidenen Realismus, der sich in der Hauptsache auf die Bekleidung der Porträtstandbilder beschränkte, ward auf Jahrzehnte hinaus in den deutschen Werkstätten herrschend. In Dresden huldigten ihr die unmittelbaren Rietschelschüler, unter denen Adolf Donndorf hervorragte; in Berlin August Kiß, hauptsächlich durch seine lebendigen Tierschilderungen und seine Amazonengruppe seiner Zeit hochberühmt, Albert Wolff, Theodor Kalide und A. Fischer, später Rudolf Siemering und Fritz Schaper, der Meister des schönsten Goethedenkmals; in München neben Schwanthaler, der in seiner zweiten Epoche vom schemati-

Bandel, J. E. von, geb. 1800 Ansbach, gest. 1876 Neudegg bei Donauwörth. Studium u. erste Arbeiten in München, 1834 nach Berlin und Hannover, 1838 nach Italien; nach langen Mühen gelingt es ihm 1875 seinen Lieblingsplan, das Hermann-Denkmal auf der Grotenburg b. Detmold, durch Unterstützung des Reiches durchzuführen. — Portraitbüsten v. König Max von Bayern, Stieler, Gärtner, Heß; dekorative Arbeiten in München u. Hannover; allegor. Figuren. — Herm. Schmidt, E. v. B. 1892.

Donndorf, A. v., geb. 1835 Weimar, lebt in Stuttgart, kam 1853 nach Dresden zu Rietschel, 1876 Prof. in Stuttgart. — Denkmäler: Karl August in Weimar, Cornelius in Düsseldorf; Grabmäler für Schumann in Bonn, Freiligrath in Kannstadt; Frauengestalten aus der Geschichte der Wartburg; Bismarckbüste (Nat.).

Kiß, Aug., geb. 1802 Paprozan, gest. 1865 Berlin. Erst Handwerker, Modelleur in Gleiwitz, dann Uebergang zur Kunst; Studium in Berlin unter Rauch; 1837 Prof. an d. Ak. ebda. — Amazonengruppe (Berlin, Museum); Denkmäler: Friedrich Wilhelm III. in Breslau, Königsberg u. Potsdam, Friedrich d. Große in Breslau, Herzog Leopold v. Anhalt in Dessau, Beuth, Winterfeld und Schwerin in Berlin; St. Georg Drachentöter (Berlin, Schloßhof).

Wolff, Alb., geb. 1814 Neustrelitz, gest. 1892 Berlin. Studium in Berlin bei Rauch; 1844—46 in Italien. — Kampf mit d. Löwen am Berliner Museum. Denkmal Ernst Augusts in Hannover, Friedrich Wilhelm III. in Berlin.

Kalide, Th. A. E., geb. 1801 Königshütte, gest. Gleiwitz. Erst Studien in d. Eisengießerei bei Gleiwitz, dann in Berlin unter Schadow u. Rauch. — Knabe mit dem Schwan (Brunnenfigur, Charlottenburg); Bacchantin auf dem Panther (Nat.).

Fischer, Ferd. Aug., geb. 1805 Berlin, gest. 1866 ebda. Erst Goldschmied; Studium in Berlin unter Schadow u. Rauch. — Kriegergruppen (Berlin, Belleallianceplatz); römische Wasserträgerin; Medaillen.

Siemering, Rud., geb. 1835 Königsberg i. P., lebt in Berlin. Studium in Königsberg; seit 1858 in Berlin. — Denkmäler: Friedr. d. Gr. in Marienburg, Gräfe in Berlin, Luther in Eisleben, Washington in Philadelphia, Siegesdenkmal in Leipzig, Gertrautenbrücke in Berlin; Germaniafries 1871.

Schaper, Fritz, geb. 1841 Alsleben, lebt in Berlin. Erst Steinmetz in Halle; Studium in Berlin unter Alb. Wolff, Reise nach Paris, Wien, München. — Goethedenkmal in Berlin, Gaußdenkmal in Braunschweig, Bacchus und Ariadne.

schen Klassizismus abschwenkte, aber die alte Flüchtigkeit beibehielt, sein schwächlicher Nachfolger Max Widnmann; in Wien Hans Gasser, ein Schwanthaler-Schüler, der bei hübscher dekorativer Begabung die Schwächen seines Meisters hatte, und Caspar Zumbusch, der Schöpfer des Maria-Theresia-Denkmals, der alle die Genannten an positivem Können übertraf.

Nun drängten sich rasch die anderen Stile herzu. Die deutsche Renaissance, verquickt mit gotischen Elementen, meldete sich zuerst zum Wort. Aber Konrad Knolls Fischbrunnen auf dem Münchner Marktbrunnen ist fast das einzige bedeutende Werk, das streng genommen in ihren Kreis gehört; zahlreiche „altdeutsche" Brunnen mit frumben Landsknechten, würdigen Ratsherren oder blasenden Nachtwächtern zog er hinter sich her. Schärfere Charakteristik im Sinne der deutsche Renaissance strebte auch Lorenz Gedon in seinen freien Arbeiten und Robert Diez an, dessen „Gänsedieb" einen wahren Triumph feierte.

Einen ungleich stärkeren Einfluß auf die Geschicke der deutschen Plastik aber hatte der Barockstil. Reinhold Begas, der ihn heranzog, und unserer Bildhauerei durch ihn wieder frisches Blut zuführte, hat sich damit ein außerordentliches Verdienst erworben. Es war ein mutiger Schritt, auf die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts zurückzugreifen. Nichts war seit dem Auftreten des Klassizismus so

Widnmann, Max, geb. 1812 Eichstadt, gest. 1895 München. Studien in München, 1836—39 in Rom; nach München zurück, dort seit 1849 Prof. — Denkmäler: Orlando di Lasso, Goethe, Schiller, König Ludwig in München.

Gasser, Hans, geb. 1817 Eisentratten, gest. 1868 Wien. Sohn eines Holzschnitzers; kam 1838 nach Wien; 1842 nach München zu Schwanthaler. 1847 nach Wien zurück; 1848 Antheil an den Barrikadenkämpfen. — Wieland-Denkmal in Weimar; dekorative Arbeiten und Portraits.

Zumbusch, K. v., geb. 1830 Herzebrock in Westfalen, lebt in Wien. Studium in München; Reise nach Italien; seit 1873 Prof. in Wien. — Denkmäler: König Max II. in München, Maria-Theresia, Radetzky, Beethoven in Wien.

Diez, Rob., geb. 1844 Pößneck, lebt in Dresden. Kam 1863 nach Dresden, 1867 in Schillings Atelier; Reisen nach Paris u. Italien; 1891 Prof. in Dresden. — Gänsedieb (Brunnenfigur in Dresden, Ferdinandsplatz); zwei Brunnen (Albertsplatz ebda.): Statuen. — Schumann: R. D.: KfA. Bd. 9.

Begas, Reinh., geb. 15. Juli 1831 Berlin, lebt ebda. Sohn des Malers Karl B.; Studium in Berlin, z. T. bei Rauch; 1856 nach Rom; Rückkehr nach Berlin; 1860 als Prof. nach Weimar; 1862 abermals nach Rom, seitdem dauernd in Berlin. — Denkmäler: Schiller, Kaiser Wilhelm (Reiterfigur, Schloßfreiheit; Standbild, Siegesallee); Bismarck, Alexander von Humboldt in Berlin; Büsten: Menzel, Bismarck, Moltke; Gruppen: Neptunsbrunnen (Berlin, Schloßplatz), Hagar und Ismael, Merkur und Psyche, Pan die Psyche tröstend, Venus Amor tröstend, Nymphe und Centaur, Pan u. Faun; Figuren im Schlachthaus in Pest; Reliefs u. kleinere Arbeiten. — A. G. Meyer, B. 1897 (KM. Nr. 20); Baisch u. Rosenberg, [illegible] R. · ZBK. Bd. 8.

verpönt wie Rokoko, Zopf und Barock; das alles erschien den Aesthetikern als schlimmstes Satanswerk. Begas' leidenschaftliches Temperament aber fühlte sich von der erhabenen Nüchternheit der akademischen Plastik abgestoßen. Er strebte nach Leben und Bewegung. Aber er suchte sie nicht, wo sie am einfachsten zu finden gewesen wäre: bei der französischen Bildhauerkunst, die damals schon den innigen Anschluß an das moderne Empfinden erreicht hatte, sondern er glaubte sie, als echter Sohn der kunstgeschichtlichen Zeit, wenn nicht in den bereits herangezogenen, so doch in den bisher vernachlässigten historischen Stilen zu finden. Er konnte nicht verstehen, warum die Ueberlieferung bis Bernini exklusive heilig, von Bernini ab aber unheilig sein sollte. Und so wagte er den beherzten Griff in die gefälligeren, sinnlicheren, reizvolleren Formen von der Spätrenaissance bis zum Zopfstil. Begas gehört zu den Künstlern, die das Schicksal im Uebermaß seiner Güte auf ganz falsche Bahnen führt. Die Natur gab ihm ein herrliches, seltenes Talent, aber ein Talent, zierliche, delikate Kostbarkeiten zu schaffen, zum höchsten Genuß für den Liebhaber, den Kenner, den Feinschmecker, — sein unerhörtes Glück zwang ihn dazu, auf den Markt hinauszutreten und ungeheure Monumentalkompositionen zu entwerfen, denen er gar nicht gewachsen war, die ihm nur darum zufielen, weil rings um ihn eine Armee von mittelmäßigen Begabungen im vergeblichen Kampfe mit der Kunst rang. Begas ist unvergleichlich, wenn er dekorative Statuen oder Gruppen modelliert, für einen stillen Garten, in dem träumerische Brunnen plätschern, für das Boudoir einer schönen Frau, für das Kabinett eines Lebenskünstlers, oder wenn er einen interessanten Männerkopf in Marmor meißelt, — er mußte Fürsten hoch zu Roß und Helden im Küraß bilden. Sein Bestes giebt er, wenn er schlanke, nackte Frauengestalten schafft, Venus, die den weinenden Amor beruhigt, die verlassene Psyche, die Pan tröstet, die Nymphe, der ein Centaur auf seinen Rücken hilft, indem er ihr seine Hand als Steigbügel darreicht, die badende Susanne, die Sabinerin, die der Römer davonträgt, oder wenn er, in einer Erholungspause zwischen seinen großen Arbeiten, eine üppige Schönheit schildert, die sich nach dem Bade abtrocknet oder im Spiegel beschaut, den ihre glänzenden Kniee halten, — und er muß überlebensgroße allegorische Jungfrauen formen, welche die „deutschen Flüsse", den Frieden, die Eintracht, den Ruhm verkörpern, überlebensgroße Viktorien, die Kränze werfen. Und nicht genug mit diesen Figuren, die seiner ursprünglichen Begabung wenigstens nahe liegen, — dem siegreichen Kaiser, dem eisernen Kanzler muß er das Denkmal setzen, gehaltene Kraft, ungeheure Energie, die machtvolle Entschlossenheit des Thatenmenschen muß er darstellen. Zu solchen gewaltigen Aufgaben reichte Begas' Können nicht aus. Er gelangte bei seinen monumentalen Werken immer nur zu schönen lebensfrischen Einzelheiten, zu glänzendem dekorativen Beiwerk voll malerischer Bewegtheit, niemals zu einem wuchtigen Gesamtwerk, das seiner Wirkung als Ganzes

sicher gewesen wäre. Und er konnte auch niemals, trotz seines außerordentlichen Geschmacks, trotz der Liebenswürdigkeit seiner Werke und trotz seines eminenten plastischen Formgefühls, dazu gelangen, dem Empfinden seiner Zeit Ausdruck zu geben, das, was die Seele der Mitlebenden bewegt, bildnerisch zu erfassen. Denn er blieb doch schließlich auch ein Epigone, in der Abhängigkeit von der Auffassung verschwundener Zeiten befangen. Sein Denkmal Kaiser Wilhelms I. in Berlin ist ein Mischling aus zahlreichen Stilanklängen, aus denen der Meister sein geliebtes Barock, dank dem Schlüterschen Schlosse und seinem Eosanderschen Portal, die sich dem Monument gegenüber befinden, am deutlichsten heraustönen lassen durfte. Es mag eine eigene Sprache sein, die Begas hier spricht, aber es ist kein organisch entstandenes Idiom, sondern ein Volapük, das aus mannigfachen Bestandteilen künstlich zusammengesetzt ist.

Doch, man mag es bedauern, daß Begas durch eine seltsame Verkettung äußerer Umstände in Bahnen gedrängt wurde, die seiner Natur nicht entsprachen, — es läßt sich nicht leugnen, daß er gerade hierdurch, in den Vordergrund geschoben, auf das jüngere Künstlergeschlecht einen starken Einfluß ausüben konnte. Aber nur einer, Victor Tilgner in Wien, verstand es, diese Anregungen wahrhaft selbständig zu verwerten und weiter auszubauen. Für die meisten war es eben nur ein neues Vorbild, das sich ihnen hier bot, und das sie getrost den anderen anreihten. Und aus dieser Summe von historischen Reminiscenzen entstand nun die traurig unbedeutende deutsche Plastik, die bis ans Ende des Jahrhunderts herrschend war, eine Plastik, die, losgelöst von der großen europäischen Entwicklung, aber ohne Kraft, aus sich selbst heraus sich zu verjüngen, lediglich in der Unterwerfung vor einer öden Schablone ihre Rettung suchte. Es war nicht etwa ein numerischer Mangel an Arbeitskräften, noch weniger ein Mangel an Bestellern da. Im Gegenteil, es wurde von beiden Seiten, freilich mit sehr geringem Verständniß, eine überreiche Thätigkeit entwickelt. Die Künstlerwerkstätten wurden fast zu Fabriken, das Publikum verlernte alles Interesse für Bildhauerwerke. Das allgemeine Niveau sank erschreckend, und Jahr für Jahr wurden die gleichen belanglosen Dinge auf den Ausstellungsmarkt gebracht oder in den Straßen deutscher Städte aufgestellt. Die Gesamtmasse dieser Erzeugnisse schied sich in drei große Hauptgruppen. Einmal war es noch immer die Antike, freilich eine ganz äußerlich aufgefaßte Antike, die sich geltend machte; von ihr stammten die allegorischen Figuren, die an den Sockeln der Denkmäler prangten oder, alleinstehend, dekorative Zwecke erfüllten oder endlich selbständig als monumentale Per-

Tilgner, Victor Oskar, geb. 1844 Preßburg, gest. 1896 Wien, Studium in Wien; 1874 Reise nach Italien. — Portraitbüsten: Kaiser Franz Joseph, Bauernfeld, Charlotte Wolter, Grillparzer; Denkmäler: Werndl in Steyr, Mozart u. Makart in Wien; Frauenfiguren; Grabmäler. — Sokal, V. T.: Allg. Kunstchronik Bd. 6; Ilg, V. T.s ausgew. Werke 1897; Rosenberg, V. T.: VKM. 1897.

sonifikationen auftraten. Dann hielt man sich, den Pfaden der Zopfplastik folgend, an die alten Götter und Halbgötter selbst, an die Nixen, Centauren, Satyrn, Nymphen, Faune, aber nur um sie genrehaft, mit dem überlegenen Humor des Rationalisten, der an diese Fabelwesen ja doch nicht glaubt, darzustellen. Die dritte Gruppe aber war die der „Realisten“, die auf das historische Kostüm schworen; das waren die Auchkünstler, die Deutschland mit Denkmälern versorgten. Alles, was die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert gesündigt hat, tritt weit zurück gegen die schlimmen Thaten, die sie in der Monumentalplastik auf ihr Haupt geladen. Die Künstler allein mögen hier nicht allein die Schuld tragen, die maßgebenden staatlichen und kommunalen Faktoren, die Kommissionen und Preisgerichte, die hier mitgewirkt haben, sind nicht minder an diesen schlimmen, nie wieder gut zu machenden Geschehnissen beteiligt. Künftige Jahrhunderte werden es nicht begreifen, daß ein Volk, das die Siege von 1870 schlug, nicht imstande war, seine eignen Ruhmesthaten zu verherrlichen. Ganz Deutschland ist heute übersät mit schlechten Denkmälern, aus deren ungeheurer Zahl nur sehr wenige hervorragen, die den Titel eines Kunstwerks verdienen. An keiner anderen Erscheinung können wir den gegenwärtigen Tiefstand der allgemeinen ästhetischen Kultur in Deutschland klarer erkennen.

* * *

Nach zwei Seiten mußte die deutsche Kunst gründlich reformieren: sie mußte stofflich sich dem äußeren und inneren Leben der Gegenwart nähern, den eigentümlichen Gehalt der neuern Zeit in sich aufnehmen, und sie mußte sich technisch von der Vormundschaft der Vergangenheit befreien. In langer, schwerer, mühevoller Arbeit ward erst am Ende des Jahrhunderts dies Ziel ganz erreicht. Der Kampf aber, der dahin führen sollte, begann schon an der Wende des 18. Jahrhunderts. Leise regten sich neben der klassizistischen und der romantischen auch die Anfänge einer modernen Kunst, bald laut und vernehmlich, bald in der Stille und ganz bescheiden.

Der Norden Deutschlands, von dem die politische und wirtschaftliche Erneuerung unseres nationalen Lebens ihren Ausgang nehmen sollte, war auch die Heimat der modernen Kunst. Fern von allem akademischen Getriebe, weitab von Rom, das er nie mit Augen gesehen, in Hamburg trat, zu gleicher Zeit, da Goethe seine „Propyläen“ herausgab, der Künstler auf, der eine ganz andere Sprache redete als alle seine Zeitgenossen: Philipp Otto Runge, der wie ein Meteor am deutschen Kunsthimmel aufstieg, um nur zu bald wieder zu verschwinden. Es hat lange genug gedauert, bis ihm in

Runge, Ph. O., geb. 1777 Wollgast, gest. 1810 Hamburg. Studium in Kopenhagen u. Dresden; seit 1806 in Hamburg. — Vorlegeblätter für d. Jugend 1843. — Lichtwark, H. Kauffmann u. d. Kunst in Hamburg 1893; ders. Ph. O. R.s Pflanzenstudien.

der Kunstgeschichte der Platz eingeräumt wurde, der ihm gebührt. Runge war so gut wie vergessen, und erst in den neunziger Jahren haben ihn Alfred Lichtwark, der ihn gleichsam neu entdeckte, Richard Muther und Cornelius Gurlitt den undankbaren Nachfahren wieder in Erinnerung gebracht. Staunend erkannte man nun, daß Runge, dessen Leben von den Jahreszahlen 1777 und 1810 begrenzt ward, bereits nach den beiden Richtungen hin, die soeben angedeutet wurden, thätig war und reformatorisch hätte wirken können, wenn ihm das Schicksal Lebenszeit und Kraft genug verliehen hätte, die Mauer der Traditionen zu durchbrechen. Was man früher von Runge allenfalls kannte, waren seine Kompositionen der „Tageszeiten“ oder „Lebensalter“, vier Entwürfe zu Wandmalereien, durch Umrißstiche weiteren Kreisen zugänglich gemacht, ein Cyklus, der Goethe aufs lebhafteste interessierte und Tieck und Görres zu begeistertem Lob hinriß. Es waren dekorative Kompositionen, für die es in der gesamten Kunst jener Zeit kein Seitenstück giebt. Kindergruppen und ornamentales Rankenwerk sehen wir auf den Bildern. Aber diese Kinder sind so treu nach der Natur beobachtet, so innig im Kern ihres Wesens erfaßt, so schlicht und doch so packend dargestellt, daß alle ähnlichen Arbeiten der Zeit, die nach strengen Stilregeln entworfen sind, daneben blutlos und ohne inneres Leben erscheinen. Und das Rankenwerk ist nicht das übliche, aus antiken Reminiscenzen entstandene des Klassizismus, sondern es besteht aus Blumen und Pflanzen der heimischen Erde, deren Formen unmittelbar der Natur entnommen und mit fabelhaftem Geschick für den schmückenden Zweck, dem sie dienen sollten, vereinfacht wurden. Wo fand Runge die Anregung zu solchen Entwürfen? Wir suchen vergebens nach einem Vorbild, und leuchtenden Auges erkennen wir: hier hat ein Künstler gewirkt, dem es beschieden war, ganz aus sich selbst heraus, aus dem tiefsten Empfinden seines Herzens mit unverbildetem Blick zu schaffen. Ohne ängstliches Schielen auf Vorbilder, unbekümmert um ästhetische Schulvorschriften ging dieser junge Meister seinen Weg. So malte er auch seine B.lder, Porträts, Kinder- und Familiengruppen, Genrebilder und Heiligendarstellungen, ohne Pose und verstiegenen Idealismus. Er schilderte die Menschen seiner Zeit, wie er sie sah, in ihrer Umgebung, mit ihren natürlichen Gesten, mit dem Ausdruck ihres Charakters. Und dann schuf er, mit sicherem Gefühl für die Nothwendigkeit einer Stilisirung der Wirklichkeit zu dekorativen Aufgaben, kunstgewerbliche Vorlagen aller Art, und schnitt — das that er besonders gern — mit der Scheere aus Papier Blumenstücke und Blütenbündel, von einem Reiz, als habe sie einer der japanischen Maler geschaffen, deren großartige Kunst sich erst einige Menschenalter später dem staunenden Europa offenbarte. Und völlig unbefangen wie in der Auffassung war Runge in der malerischen Technik. Auch hier gab es für ihn nur eine Lehrmeisterin: die Natur. Ihr Studium, nicht das der alten Meister und der Lehrbücher, führte ihn. Er beobachtete das Spiel der Lichter und die zarte Helligkeit der Töne in der Wirklichkeit, und mit wundervoller Geschicklichkeit folgte

seine Hand dem Auge. Er erkannte bereits mit genialem Künstlerblick, wie einer seiner Freunde, Michael Speckter, in einem Nachruf Runges auseinandersetzte, daß der Kunst unserer Zeit, trotz aller unerreichbaren Großthaten vergangener Epochen, doch eine Aufgabe noch übrig bliebe, deren Lösung das Amt des 19. Jahrhunderts sei: nämlich „Licht und Farbe und bewegendes Leben“ als das wichtigste malerische Problem ins Auge zu fassen. Dies „als reine Erkenntnis in Wort und Gesetz, durch Rede und That auszusprechen“, erschien Runge als sein Beruf. Er hat ihn, so lange sein kurzes Erdewallen währte, treulich erfüllt — denn er war auch ein Schriftsteller von feinem Sinn und tiefem Geist, ein Erzähler und ein liebenswürdiger Dichter —; es war nicht seine Schuld, daß man in Deutschland nicht auf den Bahnen weiter ging, die er erschlossen hatte.

Die herrschende Schulmeinung in den ersten beiden Dritteln des Jahrhunderts konnte Runge, wenn sie ihn überhaupt ihrer Beachtung für würdig hielt, nur einen sehr tiefstehenden Platz anweisen. Man hatte sich eine Reihe von Rubriken gebildet, in die man die Künstler einordnete. Die erste und vornehmste dieser Rubriken hieß „Historienmalerei“, und nur wer sich in sie einschachteln ließ, galt als Künstler für voll. Wer das Leben der Gegenwart schilderte, erhielt den etwas geringschätzigen Titel „Genremaler“, der beträchtlich tiefer stand als jene klangvolle Ehrenbezeichnung. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Künstler sich nur schwer entschlossen, in die weniger geachtete Gruppe hinabzusteigen. Der erste, der nach Runge mit Bewußtsein und Ueberzeugung dennoch diesen Schritt wagte, war Ludwig Richter. Es erregte Aufsehen, als Richter, 1836 an die Dresdener Akademie berufen, die unerhörte Neuerung einführte, seine Schüler nach der Natur studieren zu lassen. Auch der sächsische Meister sah in der Wirklichkeit, die ihn umgab, und die er mit dem liebevollen Blick seiner Kinderaugen betrachtete, seine einzige Lehrmeisterin. Wohl hatte auch er in seiner Jugend die Pilgerfahrt nach Rom unternommen und unter Kochs Einfluß ein paar italienische Landschaften gemalt. Aber als er nach Deutschland zurückkehrte, fand er sich bald wieder. Nun ward es die Landschaft und das Leben der Heimat, die ihn fesselten, und denen er seine ganze Kraft opferte. Nicht das nervöse, brausende Leben der Großstadt, sondern das behagliche, ein wenig philiströse des Kleinbürgers. Nicht der Beginn der neuen Zeit, sondern die Reste der alten, — der lieben alten Zeit, die in Richters Zeich-

Richter, Adrian Ludw., geb. 1803 Dresden, gest. 1884 ebda. Studium in Dresden; 1823 nach Rom; 1826 Heimkehr, Berufung als Lehrer an d. Zeichenschule in Meißen, 1836 an d. Akd. in Dresden. — Illustrationen: Musäus' Volksmärchen, Volks- und Studentenlieder, Grimms Volksmärchen, Hebels Allemannische Gedichte, Bechsteins Märchenbuch, Klaus Groths Quickborn; Kompositionen: Erbauliches u. Beschauliches, Für's Haus, Sonntag, Vater Unser. — Lebenserinnerungen eines deutsch. Malers. Selbstbiogr. 8. Aufl. 1894; Richter-Album 1861; **Gerlach,** L. R.s Leben 1891; **Mohn,** L. R. 1897 (KM. Nr. 14); **Erler,** L. R. 1897.

nungen wahrhaft eine „gute“ ist. Es ist noch nicht das Zeitalter der Maschine, das uns hier begegnet, sondern das der „kleinstädtischen Abgeschlossenheit“. Wir sind in der Wohnstube, auf der Straße, vor dem Hause, unter der Linde, in der Laube, am Brunnen. Sorgsame Mütter erscheinen, zufriedene Männer, die von der Arbeit ausruhen, die Pfeife rauchen und vergnüglich hinträumen, das junge Volk liebt sich und neckt sich in sittsamen Grenzen, Großmütter, die den Kopf voll Märchen haben, um sie den Kleinen zu erzählen, humpeln am Stocke heran, und Kinder giebt es — Kinder ohne Zahl und ohne Ende, noch mehr als in deutschen Dörfern und kleinen Städten. Den Kindern gilt Meister Richters ganze Liebe. In unzähligen Zeichnungen und Bildern hat er von ihnen erzählt, von ihren Spielen und ihrem Kummer, von ihrer Wildheit und ihrer Neugier, von ihren Sonntagsfreuden und ihrem Weihnachtsjubel. Ihm, der selbst ein Mensch voll goldner Lauterkeit des Herzens und naiver Reinheit war, gelang es wie keinem andern, die glückliche Unbewußtheit der Kleinen zu schildern. In allen seinen Blättern begegnet uns diese kostbare Naivetät, die auch den Blasiertesten, selbst da, wo sie in Spießbürgerlichkeit umschlägt, niemals zu spöttischem Lächeln reizen, sondern immer mit Ehrfurcht erfüllen wird. Eine innige Frömmigkeit, die im Wehen jedes Blattes, im Rauschen jedes Baumes die Sprache eines gütigen Gottes hört, lebt in ihm und seinem Werke. Richter hielt sich gern an die altdeutschen Kleinmeister, aber deren urwüchsige Kraft und Derbheit hat er nie erreicht. Er dichtete Märchen, aber keine phantastischen von Nixen und Kobolden, wie sie Moritz von Schwind ersann, sondern am liebsten sanft pädagogische für artige und unartige Kinder, meistens für artige. Er hat von der Liebe geschwärmt, aber es ist nicht die sinnliche Leidenschaft, die er meint, auch nicht die verzehrende Sehnsucht, sondern die gut bürgerliche, die mit Keuschheit und Verständigkeit zu einer unbedingt glücklichen Ehe führt. Bei aller Sinnigkeit und Verträumtheit war und blieb er doch ein sächsischer Philister, ein lieber Großpapa. In seinen reinlichen Linien ist kein großer Zug, und manche Ungeschicklichkeit, manche Härte sieht man auf den ersten Blick, — aber sie kann dem Werte seiner Schöpfungen nichts anhaben. „Kam meine Kunst nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Parnaß,“ so schrieb er in sein Tagebuch, „so blühte sie doch an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg.“

Langsam begann nun die Eroberung des modernen Lebens. Nicht, daß man geradeaus auf das Ziel hinmarschiert wäre und einen Sturmangriff unternommen hätte! Man schlug vielmehr den Weg der Belagerung ein und suchte die gefährlich erscheinende Festung von allen Seiten einzuschließen. Ludwig Richter hatte die Gegenwart von ihrer altmodischen Seite her angegriffen. Er war ein Zeichner. Die an-

dern, die Maler waren, rückten an ihren bunten Seiten vor. Die eigentliche Wirklichkeit hielt man immer noch für unpoetisch und unkünstlerisch. Die Männer des Bürgerstandes, die die neue Welt regierten, wollte man schon deshalb nicht malen, weil es schlechthin unmöglich erschien, ihre unmalerische, praktisch-nüchterne Kleidung auf einem Bilde festzuhalten. Man wandte sich also an die Reste schönerer Trachten, soweit sie noch anzutreffen waren. Da waren zunächst die Uniformen der Soldaten mit ihren lustigen Farben, blitzenden Knöpfen und wallenden Federbüschen, vor denen man ja sogar in der Bildhauerkunst nicht zurückschreckte. Die Maler griffen schon im Anfang des Jahrhunderts um so lieber nach diesen Stoffen, als die Kriegszeiten ihnen selbst zahllose geeignete Modelle in den Weg führten, überdies das Publikum in jenen Jahren für derartige Vorwürfe besonders empfänglich war, und schließlich Gemälde wie Schlachtendarstellungen dem großen Historienbilde wenigstens nicht gar zu fern standen. Es trat eine ganze Gruppe von Künstlern auf, die das Kriegs- und Militärbild zu ihrer Spezialität machten. In München war Albrecht Adam thätig, der Begründer dieser ganzen Richtung in Deutschland, der sich auch während der Herrschaft des Cornelius die schlichte Sachlichkeit seiner Auffassung nicht nehmen ließ. Neben ihm wirkte Peter Heß und später sein Sohn Franz Adam, der selbst wieder eine Reihe von Schülern heranbildete. Alle diese Maler standen mitten im bewegten Leben ihrer Zeit. Sie machten Feldzüge mit, tummelten sich in Kasernen und auf Exerzierplätzen umher, verstanden sehr wohl ein Pferd zu besteigen, kurz sie wurden selbst halbe Soldaten und kannten die Atmosphäre der Menschen, die sie in ihren Bildern festhielten. So kam viel frische, unmittelbare Anschauung in ihre Gemälde, wenn auch die malerische Technik oft trocken und wenig reizvoll war. In Berlin war es hauptsächlich Franz Krüger, der das Soldatenbild pflegte. Was er schuf, war echte Preußenkunst im Sinne

Adam, Albr., geb. 1786 Nördlingen, gest. 1862 München. Zuerst Konditor und Formschneider; kam 1806 nach Augsburg, 1807 nach München; 1809 Theilnahme an dem Feldzuge gegen Oesterreich; ward Hofmaler d. Prinzen Eugen Beauharnais, mit diesem nach Italien u. 1812 nach Rußland; Rückkehr nach München; 1848—49 Theilnahme am Feldzug in Italien im Stabe Radetzkys; 1853 in Ungarn. — Schlacht bei Leoben; Schlachtenbilder und Pferdeportraits für d. Könige von Bayern u. Württemberg; 16 Schlachtenbilder aus d. Leben Eugens; Schlacht bei Zorndorf. — Selbstbiogr. 1886; D. Werke d. Münchner Künstlerfamilie Adam 1891; Holland, A. A., aus d. Leben e. Schlachtenmalers 1886.

Heß, Peter, geb. 1792 Düsseldorf, gest. 1871 München. 1806 an d. Münchner Ak.; Theilnahme an d. Feldzügen 1813—15 unter Fürst Wrede; 1831 mit König Otto nach Griechenland; weite Reisen; 1839 in Petersburg. — Bilder aus den griech. Freiheitskampf in d. Münch. Arkaden; kleine Kriegsbilder; 8 Gemälde aus d. Feldzuge 1812. — Holland, P. H., 1871.

Adam, Franz, geb. 1815 Mailand, gest. 1886 München. Theilnahme an d. Feldzügen 1849 u. 59. — Pecht, F. A., KfA. 1887.

seines bedeutenden Vorgängers Chodowiecki und seines genialen Nachfolgers Adolf Menzel. Krüger war vor allem ein glänzender Pferdemaler, wie übrigens auch der ältere Adam, zudem ein guter Porträtist, überhaupt ein scharfer Beobachter, der das Leben selbst, wie er es ringsum wahrnahm, resolut festzuhalten suchte, und der, friedlicher gestimmt als die anderen, lieber unblutige Paraden als blutige Schlachten malte. Diese Gemälde Krügers, in denen er die militärischen Schauspiele Berlins mit einer gravitätisch-nüchternen Wahrheitsliebe der Nachwelt überlieferte, sind kulturgeschichtliche Denkmäler von großem Werte. Wir sehen den Lustgarten, in dem die Truppen aufmarschieren, sehen die Schinkelschen Bauten und das Gedränge des schaulustigen Publikums, in dem die bekannten Persönlichkeiten Alt-Berlins in spitzem Cylinder und braunem Rock auftauchen. Es gab damals sicherlich keinen andern deutschen Maler, der das Treiben auf den Straßen einer Großstadt mit so viel Liebe und Sorgsamkeit studiert und wiedergegeben hätte wie Krüger auf seinen Paradebildern. Die Schüler dieser älteren Militärmaler kamen von der exakten Treue mehr und mehr zurück und gerieten, unter dem Einfluß des französischen Schlachtenbildes, dessen Verve sie übrigens nie erreichten, ebenso wie dieses in das Pathos der Historienmalerei. Dennoch steckte auch in den Gemälden der Steffeck, Horschelt, Lang, Camphausen, Bleibtreu, Hünten, sowie der Oesterreicher

Krüger, F., geb. 1797 in Radegast, gest. 1857 Berlin. Bildete sich selbst ohne akad. Unterr. — Berliner Parade 1829 u. 1839; Portraits, Pferde, Bilder u. Jagdstücke. — Vor 50 Jahren 1883; Rosenberg, Aus d. alten Berlin: ZBK. 1881.

Steffeck, K., geb. 1818 Berlin, gest. 1890 Königsberg. Studium in Berlin unter Krüger u. C. Begas, in Paris bei Delaroche; 1840—42 in Ital.; zurück nach Berlin, hier Prof.; 1880 Dir. d. Ak. in Königsberg. — Albr. Achilles (Nat.); Thierstücke, zumal Pferde; Wilhelm I. bei Königgrätz (Berlin, Schloß); Königin Luise mit ihren Söhnen (Breslau).

Horschelt, Theod., geb. 1829 München, gest. 1871 ebda. Studium in München: 1852 nach Stuttgart, 1853 Reise nach Spanien u. Algier mit Hackländer, 1858 nach d. Kaukasus; 1859 Theilnahme am Feldzuge in Rußland, 5jähr. Kriegsleben. — Holland, Th. H. 1889; Ille, Z. Erinn. an Th. H. 1871.

Lang, Heinr., geb. 1838 Regensburg, gest. 1871 München. Kam 1855 nach München; vielfache Reisen; 1866—67 in Paris; Theilnahme am Kriege 1870.

Camphausen, Wilh., geb. 1818 Düsseldorf, gest. 1885 ebda. Studium in Düsseldorf; Theilnahme an d. Kriegen 1864, 1866, 1870. — Schlachtenbilder erst aus d. Vergangenheit, später aus d. Gegenwart: Düppel, Königsgrätz, Sedan; Reiterportraits.

Bleibtreu, Georg, geb. 1828 Xanten, gest. 1892 Berlin. Kam 1843 nach Düsseldorf; Lange Zweifel an seinem Talent; Theilnahme an d. Kriegen 1866 u. 1870. — Schlacht bei Groß-Beeren, d. Belle-Alliance, d. Alsen u. Königgrätz (Nat.). — Pietsch, G. B.: VKM. 1890.

Hünten, J. Emil, geb. 1827 Paris, lebt in Düsseldorf. Studien unter Vernet in Paris, in Antwerpen, 1851 in Düsseldorf als Schüler Camphausens.

Peter Krafft, L'Allemand und ihrer Nebenmänner, die sich am liebsten mit kleinen Episoden aus dem Kriegerleben befaßten, ein gesunder realistischer Kern.

Neben der Soldateska gab es in der modernen Welt noch eine zweite Gruppe von Menschen, die so glücklich waren, keine langen Beinkleider und plumpen Röcke von neutraler Staubfarbe zu tragen: die Landleute, das Volk, das sich die alte malerische Tracht bewahrt hatte. Ihnen wendet sich nun ebenfalls die Aufmerksamkeit der Maler zu. Zunächst läßt man — das hatte die Romantik so gelehrt — den Blick in die Ferne schweifen. Die Franzosen gingen auf diesem Wege voran. Ludwig Robert, ein Schweizer von Geburt, aber durch seine künstlerische Erziehung in der Schule Davids der Pariser Kunst angehörig, entdeckte in Italien, daß dort nicht nur die Antike zu finden sei, sondern daß auch die schwarzlockigen Nachkommen der alten Römer mit ihren funkelnden Augen, ihren bunten Tüchern und Schärpen und ihrem zerlumpten Flitterkram kostbare Objekte für den Maler seien. Andere, wie Alexandre Décamps und Eugène Fromentin, zog es, zumal nach der Eroberung Algiers, nach dem Orient, wo immer noch die alte Farbenpracht leuchtete. Die Deutschen folgten, auch in der flotteren Technik, die sie von den Franzosen lernten. August Riedel malte, ähnlich wie Robert, Neapolitaner und Römerinnen und stellte sich so an die Spitze der unübersehbaren Schaar gefälliger Maler ähnlicher Richtung, die bis heute noch nicht ausgestorben sind. In die leuchtende Welt des Ostens, auf die schon Wieland und nach ihm die Romantiker hingewiesen hatten, nach Marokko und Aegypten, zu den Türken und Arabern, wanderten der Berliner Wilhelm Gentz, der freilich das phantastische Morgenland recht nüchtern ansah, und der

Theilnahme an d. Feldzügen 1864, 1866, 1870. — Reitergefecht bei Elsaßhausen (Nat.); Schlacht bei Loigny (Bremen, Rathhaus).

Krafft, P., geb. 1780 Hanau, gest. 1856 Wien. Studium in Hanau; 1799 nach Wien, 1802 nach Paris in Davids Schule; 1808 Reise nach Rom; nun dauernd in Wien. — Landwehrmanns Abschied; Rückkehr.

L'Allemand, F., geb. 1812 Hanau, gest. 1866 Wien. Ausbildung an der Wiener Ak. — Bankett der Maria-Theresia-Ritter; Scenen aus dem Feldzuge Radetzkys 1849 u. aus d. Schleswigschen Kriege.

Riedel, A., geb. 1799 Bayreuth, gest. 1883 Rom. Studien in München und Rom. — Neapol. Fischerfamilie (Pinak.); Sakuntala; Römerin aus Albano; Medea.

Gentz, W., geb. 1822 Neu-Ruppin, gest. 1890 Berlin. Kam 1842 auf d. Universität Berlin; bald Uebergang zur Kunst; Studienreisen nach Antwerpen u. Paris zu Delaroche u. Gleyre; weite Reisen nach Spanien, Marokko, Nubien, Türkei, Syrien, Palästina, 6 mal nach Egypten; dazwischen Aufenthalt in Paris u. Berlin. — Einzug des Kronprinzen in Jerusalem (Nat.); Sklaventransport durch d. Wüste (Stettin). — v. Donop, Ausstellung von W. G. in Nat. 1890; Rosenberg, W. G., ZBK. 1891.

Schreyer, A., geb. 1828 Frankfurt a. M., gest. 1899 Cronberg. Studium am Städel'schen Instit., aber ebenso in d. Reitschule und d. Anatomie, darauf in Stutt-

Frankfurter Adolf Schreyer, der, in Paris geschult, Fromentin an Breite und Lebendigkeit des Vortrags nacheiferte.

Doch von diesen Fahrten kehrte man in die Heimat zurück und durchforschte nun die deutschen Thäler und Gebirge nach ursprünglichen Menschen mit malerischen Kostümen. Im Schwarzwald, im bayerischen Hochgebirge, in Tirol fand man alsbald, was man suchte. Und man erinnerte sich plötzlich, daß es schon einmal eine recht bedeutende Kunstepoche gegeben hatte, die im Volksleben eine unerschöpfliche Quelle malerischer Vorwürfe fand: die der alten Holländer! Die kunstgeschichtliche Zeit hatte endlich auch auf diese bisher vergessenen und verachteten Meister hingewiesen, die von den klassizistischen Aesthetikern als „Affen der Natur" abgethan wurden. Zugleich aber mit den alten Niederländern selbst kam Kunde von ihren Erben, den Engländern, und David Wilkie ward in Deutschland bekannt. In München, das damals noch weit mehr als heute von Bauern und Gebirgsleuten wimmelte, fielen diese Keime zuerst auf fruchtbaren Boden. Heinrich Bürkel, der dort wirkte, steht an der Spitze der deutschen Dorfmaler, die sich erst langsam zu technischer Ausdrucksfähigkeit durcharbeiteten, aber von vornherein mit einem frischen, kraftvollen Realismus auftraten und so in die Mauer der belagerten Festung Bresche schossen. Von München ging auch Hermann Kauffmann aus, der Hamburger Meister, der an Größe der Auffassung und Einfachheit des Vortrags aus dieser ganzen Gruppe weit hervorragt. Mit ihm kann sich weder der Berliner Eduard Meyerheim messen, der so liebenswürdig und treuherzig das Leben des Volkes schilderte, noch Carl Enhuber, der erfolgreiche Führer der jüngeren Münchner Gruppe, noch die Wiener

gart, München, Düsseldorf; weite Reisen: durch Türkei, Ungarn, Südrußland; mit d. Fürsten v. Thurn u. Taxis nach Egypten, Syrien, Algier; dann nach Paris, 1870 nach Cronberg. — Katal. d. Ausstellung v. A. S. in Nat. 1900; Graul, A. S.: ZBK. 1888 u. BKM. 1892—93.

Bürkel, H., geb. 1802 Pirmasens, gest. 1869 München. Erst Kaufmann; 1821 als Künstler nach München, 1829—32 in Rom. — Regenschauer im Gebirgsdorf (Pinak.). — ZBK. 1870.

Kauffmann, H., geb. 1808 Hamburg, gest. 1889 ebda. Studium in Hamburg u. München; 1833 Studienreisen durch Bayern und Tyrol; Rückkehr nach Hamburg; später Reise nach Norwegen. — Lichtwark, H. K. 1893.

Meyerheim, F. Ed., geb. 1808 Danzig, gest. 1879 Berlin. Studium in Danzig u., seit 1830, in Berlin. — Bilder aus d. Volksleben im Harz u. in Thüringen; Schützenkönig (Nat.), Scheibenschießen, Kegelbahn, Bleicherin, Quirlverkäuferin, Kirchgang, Mutterfreuden, D. erste Schritt. — Selbstbiogr. 1880; Pietsch, D. Künstlerfamilie M.: WM. 1889; Rosenberg: ZBK. 1881.

Enhuber, K., geb. 1811 Hof, gest. 1867 München. Anfangs gelehrte Studien; 1832 an d. Münchener Ak. — Dorfbilder mit Thierstaffage; Wildschützen; Tiroler im Gebirgspaß; Humoristika: Bürgergardist (Nat.); d. unterbrochene Kartenspiel; Gerichtstag (Darmstadt); Regentag im Gebirge. — Pecht, K. E., ZBK. 1868.

Maler dieser Richtung, die in Ferdinand Waldmüller ihr Haupt fanden.

Deutlich spürt man hier allenthalben litterarische Einflüsse. In jenen Jahren begann ja auch die Dichtung, sich dem Leben der „unteren Stände" vorsichtig zu nähern und geriet dabei zunächst auf die Bauerngeschichte und den Dorfroman. Immermanns „Oberhof" hatte das Zeichen gegeben, Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf folgten ihm unter ungeheurem Beifall des Publikums. Doch nicht allein in der Wahl des Stoffgebietes zeigte sich bei den Volksmalern die Einwirkung des Schrifttums: sie wollten selber Dichter sein und fingen an zu fabulieren, kleine freundliche Geschichten, harmlose Novellen, heitere Anekdoten zu erfinden. Bürkel und Kauffmann hielten sich davon ziemlich frei, aber die andern alle schlugen diesen Weg ein, den schon Wilkie empfohlen hatte, und der auch beim Publikum des größten Erfolges sicher war, zumal seitdem die Maler in der französischen Schule gelernt hatten, allen Nuancen ausdrucksvoller Charakteristik mit dem Pinsel gerecht zu werden. Es beginnt die Periode der Genremalerei, nicht mehr in dem Sinne, wie die damalige Aesthetik das Wort auffaßte, indem sie es auf alle Arbeiten ausdehnte, die sich, ernst oder heiter, mit der modernen Zeit befaßten, sondern in dem engeren Sinne, den wir heute allein damit verbinden. Man malte vergnügliche Scenen von gutmütiger, sehr anständiger, bürgerlicher Heiterkeit. Das Leben der Gegenwart schien ganz ernster Betrachtung doch noch nicht recht würdig, humoristisch aber, mit einer gewissen Ueberlegenheit, ließ es sich schon eher darstellen. Der Münchner Carl Spitzweg war einer der ersten, der solche Scenen, mit großem technischen Können, malte. Er hält sich mehr an die kleine deutsche Stadt mit ihren Türmen und hohen Dächern, mit ihren beschaulichen Gärten und ihrem gemütlichen Biedermaiertum. Er war noch ein halber Romantiker, der auch den Launen seiner Phantasie folgte, aber diese Phantasie ist schon vom Realismus aufgeklärt, so daß er etwa wie ein Mittelsmann zwischen Moritz von Schwind und Ludwig Richter erscheint.

Spitzweg und seine Generation hatten noch etwas Gemütvolles, Trauliches. Die jüngeren werden skeptischer und sehen schärfer zu. Jene hatten Humor, diese werden witzig und geistreich. Sie wirken weniger auf das Gefühl als auf den Verstand und wollen

Waldmüller, F., geb. 1793 Wien, gest 1865 ebda. Dauernd in Wien; dort Prof., Custos d. Lambergschen Gall. — Portraits; Scenen aus d. tägl. Leben u. aus d. Kinderwelt: Bettlerfamilie, Heimkehr d. Landmanns, Klostersuppe, Nach d. Schule, Heimkehr von d. Kirchweih (Nat.), Hund bei d. Weintrauben. — Ueber d. Bedürfniß e. zweckmäßigen Unterr. 1846. — ZBK. 1866; GK. Bd. 10.

Spitzweg, C., geb. 1808 München, gest. 1885 ebda. Anfangs Apotheker; 1836 Uebergang z. Kunst. — Sonntagsjäger; Wittwer; Polizeidiener; Bücherwurm; Schreiber; Bibliothekar; Portraitmaler; Postwagen; Ständchen; Sennerin (Schack). — Sp.-Album 1897; Berggruen: GK. 1883.

weniger Behagen verbreiten als lachen machen. Witzig und geistreich waren schon zwei Düsseldorfer Künstler, die durch die Reaktion gegen die Sentimentalität der dortigen Romantiker in eine ironische Stimmung gerieten. Adolf Schrödter — der, wie einst Cervantes den spanischen Romandichtern, den Ritterfahrten der Schadow-Schule den Don Quixote entgegenhielt, Bendemanns trauernde Juden mit den „Betrübten Lohgerbern" parodierte, in Gemälden und krausen Zeichnungen voll ornamentaler Scherze Wein und Lustigkeit feierte und sich, durch seinen Namen angeregt, mit einem Pfropfenzieher auf seinen Bildern unterschrieb — und Wilhelm Hasenclever, der, selbst ein Philister, die Philister verspottete. Witzig und geistreich aber war vor allem der Meister, der nun die genreartige Darstellung auf die Bauernmalerei übertrug und den größten Erfolg dieses ganzen weitverzweigten Kreises davontrug: Ludwig Knaus.

„Das ganze Talent Deutschlands", meinte 1855 ein französischer Kritiker, „ist in der Person des Herrn Knaus enthalten." Er hatte dabei in erster Linie die vorzügliche Technik im Auge, die sich der lange in Paris lebende Deutsche angeeignet hatte. In der That hat Knaus außerordentlich viel dazu beigetragen, den koloristischen Geschmack und das Verständnis für technische Feinheit, für sorgsame Behandlung der Details, für geschlossene Bildwirkung in Deutschland zu heben. In seinen älteren Bildern ist er malerisch außerordentlich interessant; später kam freilich oft viel kalte, harte Buntheit in seine Arbeiten, besonders wenn er sein Sonderreich verließ und sich am Bildnis versuchte. Aber die Nachwelt wird ihm nicht vergessen, was er im Dienste der Farbe für die deutsche Kunst gethan hat. Sie wird mehr Interesse für seine brillante Malerei haben als für das, was zur Entstehungszeit dieser Bilder die Zeitgenossen entzückte: ihre stofflichen Qualitäten. Knaus war ganz im Stile

Schrödter, A., geb. 1805 Schwedt, gest. 1875 Karlsruhe. Studium in Berlin; 1829 nach Düsseldorf zu Schadow; 1843 nach Frankfurt; 1854 zurück nach Düsseldorf; 1859 Prof. in Karlsruhe. — Rheinweinprobe, Wirthshausleben, Don Quixote lesend (Nat.); trauernde Lohgerber; Don Quixote- u. Falstaff-Bilder (bes. F. im Wirthshaus); Lithographien u. Aquarelle (Wein- u. Karnevalslieder); Eulenspiegel, Rattenfänger, Münchhausen; Illustrationen zu Uhland, Chamisso, Musäus — D. Zeichnen als Bildungsmittel 1853. — Zimmermann, A. S.: ADB.

Hasenclever, P., geb. 1810 Remscheid, gest. 1853 Düsseldorf. Kam 1827 nach Düsseldorf; erst Architekt, dann Schüler Schadows. — Illustrationen z. Jobsiade (Pinak.); Lesekabinet, Weinprobe (Nat.); Spielbank.

Knaus, L., geb. 1829 Wiesbaden, lebt in Berlin. Studien in Düsseldorf, 1852—60 in Paris; hier große Erfolge; 1859 nach Berlin, 1866 nach Düsseldorf; 1874 als Prof. nach Berlin. — Bauerntanz; Spieler; Leichenbegängniß im Walde, im Dorfe; Morgen nach d. Kirchweih; goldene Hochzeit; Durchlaucht auf Reisen; Schusterjungen; Kinderfest (Nat.); in tausend Aengsten; Portraits: Mommsen, Helmholtz (Nat.), Hansemann. — Kat. d. K.-Ausstell. in Nat. 1900; Pietsch, L. K. 1896 (KM. Nr. 11); Pecht, Zu K.s 60. Geburtstag: KfA. 1860.

jener Jahre befangen, die im Sittenbilde mit einer für feinere Nerven allzu plumpen Absichtlichkeit verfuhr. Er überläßt nichts dem Beschauer, sondern sagt alles, auch das letzte, und behängt dabei seine Bilder mit einer Ueberfülle charakterisierender Kleinzüge, die man heute als ein Zuviel empfindet. Nicht als unbefangener Beobachter des Lebens und der Natur malte er, sondern als ein geschickter Arrangeur. Zwischen seinen Gestalten und dem Beschauer steht unsichtbar der Künstler, der seine Anekdote erklärt, wodurch vieles von ihrem Reiz verloren geht. Es konnte nicht ausbleiben, daß man schließlich die Absicht merkte und ein wenig verstimmt ward. Vor dreißig Jahren aber dachte man anders. Der junge „Dorfprinz", der, eine Blume zwischen den Zähnen und die Hände in den Westentaschen, so welterobernd kühn dreinschaut, der kleine Hebräer, der mit innigem Behagen den „ersten Profit" einstreicht, und der andere, der vom Munde des lächelnden Alten so eifrig „salomonische Weisheit" abliest, die kartenspielenden Schusterjungen, die „goldene Hochzeit" oder die ihrer Zeit so berühmte Schilderung „Seine Hoheit auf Reisen", besonders aber Knaus' Erzählungen aus dem Leben der Kinder, von denen er so viel Drolliges zu berichten wußte, — alle diese Bilder haben eine unvergleichliche Popularität erlangt und in Tausenden von Reproduktionen im deutschen Bürgerhause Platz gefunden.

Benjamin Vautier hat nicht die klare Verständigung, die bei Knaus auffällt. Er ist harmloser, treuherziger. Wie Auerbach liebte auch er besonders die Thäler des Schwarzwaldes. Aus dessen Dörfern und kleinen Ortschaften teilt er einfache Geschichtchen mit. Er schildert die Bauern bei Festen und Tänzen, in der großen Wohnstube und im Wirtshaus, immer in irgend einer bemerkenswerten oder amusanten Situation, ein anmutiger Plauderer. Als Maler aber steht Vautier weit hinter Knaus zurück. Seine Bilder sind schließlich nicht viel mehr als kolorierte Zeichnungen, und ihre Photographien machen einen stärkeren Eindruck als die Originale.

Der dritte berühmte Meister der Dorfnovelle, Franz Def-

Vautier, B., geb. 1829 Morges, gest. 1898 Düsseldorf. Studien in Genf, 1850 nach Düsseldorf; Reisen, 1856—57 in Paris, zurück nach Düsseldorf. — Zweckessen; Begräbniß; Aufforderung z. Tanz; Abschied v. Vaterhause; Postbureau; Schachspieler; Verhaftung; erste Tanzstunde; am Krankenbett (Nat.); Leichenschmaus (Köln). — Heilbuth, Knaus u. V., KfA. 1892; Katal. d. V.-Ausst. im Nat. 1898; Rosenberg, V. 1897 (KM. Nr. 23); Rottenburg, B. V.: KuZ. 1898. —

Defregger, F., geb. 1835 Dölsach im Pusterthal, lebt in München. Wendet sich als Hirtenknabe, zeichnend u. schnitzend, d. Kunst zu; nach d. Tode d. Vaters verkauft er Besitzthum; 1857 nach Innsbruck u. München an Kunstgew.-Schule u. Ak., als Autodidakt nach Paris; zurück nach München zu Piloty. — Speckbacher, seinen Sohn erkennend; Zitherspieler; Ringkampf; Tanz auf d. Alm; Salontiroler; letztes Aufgebot, Heimkehr d. Sieger; Todesabschied d. A. Hofer. — Rosegger, Wie D. Maler wurde: Oester.-ung. Kunstchron. 1897; Pietsch, F. D.: KuZ. Bd. 6; Pecht, F. D.: KfA. Bd. 9; Rosenberg, D. (KM. Nr. 18.).

regger, ist selbst ein Kind des Volkes. Doch er sieht auf seine heimatliche Welt dennoch weniger mit dem liebevollen Blick Vautiers als vielmehr, fast wie Knaus, mit dem Auge des Städters. Nicht daß Defregger seine Tiroler mit überlegener Kritik behandelt, aber er schildert sie nicht wie sie in Wahrheit sind, sondern wie der Tourist sie sieht, der auf drei Wochen in die Berge kommt, rosig verklärt, immer lächelnd. Er wird seine Landsleute schon kennen, aber er meint, er müsse sie „idealisieren". Darum malt er nur ihre Herzigkeit und nicht auch ihre Rauheit, nur ihre köstliche Naturwüchsigkeit und nicht auch ihre Bauernschlauheit, nur ihre Schönheit und nicht auch ihre häßlichen Züge. Aber in dieser Einseitigkeit ist Defregger von packender Frische und einem angeborenen Charme, der die ungeheure Volkstümlichkeit seiner Bilder wohl erklärt. Am wenigsten glücklich war er, wenn er die Historienmalerei Pilotys, seines Münchener Lehrers, in die tirolische Bauernwelt einführen wollte und mit theatralischem Pathos die Heldenthaten der Andreas Hofer-Zeit verewigte.

Diesen Führern schloß sich ein Heer von Nachfolgern an. Gabl, Mathias Schmidt, Kurzbauer, Hugo Kauffmann, der Sohn Hermann Kauffmanns, Riefstahl u. a. blieben beim Landvolk. Eduard Grützner suchte in den Klostern bei weinliebenden Mönchen nach humoristischen Motiven, die er überreichlich fand. Andere wieder zogen in die Städte, um hier neue Stoffe zu genremäßigen Darstellungen zu finden. Der Ernst der zur Revo-

Gabl, A., geb. 1845 Wils im Pitzthal, gest. 1893 München. Nach vielen Kämpfen 1862 auf d. Ak. in München. — Haspinger, den Aufruhr predigend; Rekrutenaushebung in Tirol.

Schmid, Math., geb. 1835 See im Paznauer Thal, lebt in Tirol. Seit 1853, als Geselle e. Vergolders, in München; 1856 auf d. Ak. — Religiöse Gemälde; Genrebilder aus d. Kreisen d. Geistlichkeit, dann aus d. Volksleben; Auszug d. Zillerthaler.

Kurzbauer, E., geb. 1840 Wien, gest. 1879 München. Studium in Wien; 1867 nach München. — Ereilte Flüchtlinge (Wien); D. abgewies. Freier; Ländl. Fest (Pinak.).

Kauffmann, H., geb. 1844 Hamburg, lebt in München. Studien in Frankfurt u. Düsseldorf; 1863 nach Cronberg; längerer Aufenthalt in Paris; seit 1871 in München. — Versteigerung; wandernde Musikanten.

Riefstahl, Wilh., geb. 1827 Neustrelitz, gest. 1888 München. Studien in Berlin; 1870 Prof., 1875 Dir. d. Kunstschule in Karlsruhe; dazwischen Reise durch Tirol, Schweiz nach Rom; dann nach München. — Feldandacht, Allerseelentag (Nat.). — Holland, W. R., 1889; Haushofer, W. R.: KfA. 1889; v. Berlepsch, ZBK. 1890.

Grützner, E., geb. 1846 Großkarlowitz, lebt in München. Sohn e. Bauern; erst zum Geistlichen bestimmt; 1864 nach München zu Piloty — Mönchsbilder; Falstaffscenen; Ekkehard u. d. Kellermeister. — Pecht, KfA. 1890; Rottenburg, E. G.: KuZ. 1898.

lution drängenden Zeit wies die Maler hier schon in den vierziger Jahren von der humoristischen auf die soziale Anekdote. Aber eine Anekdote mußte es immer sein, eine kleine Geschichte, aus der sich ohne Schwierigkeit lehrsame Betrachtungen, wenn möglich eine „Moral" ziehen lassen konnte. Carl Hübner in Düsseldorf benutzte zu seinen Bildern die Gegensätze der Stände, die mit einem Male, seit der französischen Revolution von 1830, in Deutschland lebhafter empfunden wurden, schilderte tendenziös das Genußleben der Reichen und wies sogar in einem Gemälde auf das Elend der schlesischen Weber, natürlich mehr im Stile Freiligraths als in dem Gerhart Hauptmanns.

Es war Natur und zeitgenössisches Leben, was sich diese Maler eroberten. Aber noch war die Natur kostümiert oder arrangiert, noch bot man nicht frei und ohne Nebenabsichten das, was man mit den Augen erschaute. Auch diejenigen Künstler, die sich der Landschaft zuwandten, begnügten sich noch nicht mit der schlichten Wiedergabe der Natur. Auch sie arrangierten und komponierten oder wählten wenigstens solche Stücke der Wirklichkeit, die den Beschauer recht nachdrücklich auf die Herrlichkeit der Schöpfung hinwiesen. Vor der Ebene, dem ruhigen Meer, der gewöhnlichen Tagesbeleuchtung blieben sie kalt. Erst wenn der Erdboden zu wogen begann und Berge und Klüfte zeigte, wenn des Meeres Wellen vom Sturme gepeitscht wurden, wenn eine interessante Beleuchtung absonderliche Effekte hervorbrachte, fanden sie die Landschaft „schön" und malerisch. Eine ältere Generation hatte zwar schon die Einfachheit gepredigt, in Dresden hatte bereits im Beginn des Jahrhunderts Kaspar David Friedrich auf den Reiz der schlichten Stimmungslandschaft hingewiesen. Und wie dieser Meister sein Auge in der ruhigen, unpathetischen Natur Dänemarks gebildet hatte, so waren es auch nach ihm ein paar Maler aus dem kühleren Norden, welche die Schönheit der unkomponierten Natur betonten: J. C. Dahl, der von Norwegen nach Dresden ging, Christian Morgenstern und Louis

Hübner, C., geb. 1814 Königsberg, gest. 1879 Düsseldorf. 1837 nach Düsseldorf zu Schadow u. Sohn; 1874—75 Reise nach Amerika. — Sünderin an d. Kirchthür (Nat.); Auswanderer; Jagdrecht; Pfändung; Wohlthätigkeit.

Friedrich, C. D., geb. 1774 Greifswald, gest. 1840 Dresden. Erste Studien in Kopenhagen; 1798 nach Dresden; 1817 hier Prof.; Reisen nach Rügen, durch Deutschland u. Italien. — Harzlandschaft, Mondaufgang (Nat.). — Kunstchron. 1896.

Dahl, Joh. Chrn. Claussen, geb. 1788 Bergen, gest. 1857 Dresden. Kam 1811 nach Kopenhagen, 1818 nach Dresden; vielfache Reisen nach Süden u. Norden. — Seesturm (Nat.), Winterlandschaft (Pinak.).

Morgenstern, Chn., geb. 1805 Hamburg, gest. 1867 München. Früh weite Wanderungen; 1827 Studienreise nach d. skandinav. Norden; an d. Kopenhagener Ak.; zurück nach Hamburg; dann nach München; rastlose Reisen durch ganz Deutschland. — Pecht, E. M., GBK. 1867.

Gurlitt, L., geb. 1812 Altona, gest. 1897 bei Berlin. Studien in Hamburg, München (1832—35), Kopenhagen (bis 1838); Reisen durch die nordischen Länder

Gurlitt, die von Hamburg nach München und Düsseldorf kamen. Aber die Schüler dieser zu wenig bekannten, trefflichen Künstler haben ihre Lehren nicht ganz rein bewahrt. Andreas Achenbach, der Gurlitt folgte, rückte sich doch, wenn auch in einer Technik und einer Farbe, die man vorher in Deutschland nicht kannte, die Natur so lange zurecht, bis er sie zu bildmäßiger Wirkung gebrauchen konnte. Sein Bruder, Oswald Achenbach suchte die malerischen Reize Italiens auf, der Schweizer Alexander Calame die grandiose Hochgebirgs- und Seenwelt seiner Heimat, Hans Gude die nordische Landschaft und Eduard Hildebrandt machte gar eine Reise um die Erde, um seltene und sensationelle Beleuchtungseffekte zu finden. Mondschein und Sonnenuntergang, Sturm und Gewitter, Schnee und Eis, brausende Wasserfälle und wildromantische Schluchten wählen diese Maler alle am liebsten. Aber sie begnügen sich hie und da auch schon mit weniger aufgeregten Stimmungen, mit der geheimnisvollen Stille des Waldes, auf dessen schattigem Boden Sonnenflecken spielen, mit melancholisch-trüben Haidefeldern und ruhigeren Gebirgsscenerien. Wenn sie es gleich noch liebten, in der Natur den interessanten Stoff zu suchen, so war ihnen doch immerhin die Landschaft Selbstzweck, die figürliche Staffage tritt zurück und der Künstler fühlt sich wohl im unmittelbaren Verkehr mit der Natur. Zumal Andreas Achenbach hat nach dieser Richtung bahnbrechend gewirkt. Die Niederländer des 17.

u. nach Italien; 1843 in Rom; sodann in Berlin, auf d. Lande in Schlesien, in Wien, in Gotha; neue Reisen, bis nach Dalmatien u. Griechenland, nach Portugal u. Spanien: 1873 nach Dresden, später nach Berlin. — Weide in Jütland, Ebene v. Theben; Albanergebirge (Nat.). — Elias, L. G.: Nation Bd. 14.

Achenbach, A., geb. 1815 Kassel, lebt in Düsseldorf. Studien in Düsseldorf unter Schirmer; weite Reisen, nach Rußland, Holland, England, Skandinavien u. Italien. — Küstenbilder; Ostende, Scheveningen, holländischer Hafen (Nat.). — Levin, ZBK. 1886; Voß, A. A. 1897; Pietsch, A. A.: WM. Bd. 79; Rosenberg, D. Düsseldorfer Schule: Grenzboten 1881.

Achenbach, O., geb. 1827 Düsseldorf, lebt ebda. Studium auf d. Ak. (1839—41) u. auf Reisen. — Bilder v. Golf v. Neapel, aus d. Campagna, v. d. Via Appia; Villa Torlonia, Marktplatz in Amalfi, Triumphbogen d. Constantin (Nat.). — v. Oettingen, O. A.: KfA. Bd. 12.

Calame, A., geb. 1810 Vevey, gest. 1864 Mentone. Sohn e. Steinmetzen; Studium in Genf; 1845 in Italien. — Rosenberg, A. L.: Grenzboten 1884.

Gude, G., geb. 1825 Christiania, lebt in Berlin. Kam 1841 nach Düsseldorf, zu A. Achenbach u. auf d. Ak. zu Schirmer; 1854 Prof. in Düsseldorf; 1862 Uebersiedlung nach England, 1864 Prof. in Karlsruhe, 1880 in Berlin.

Hildebrandt, Ed., geb. 1817 Danzig, gest. 1868 Berlin. Sohn e. armen Stubenmalers; kam 1836 nach Berlin, v. d. Ak. abgewiesen; Studien auf eigene Faust; Reisen: 1841 in Paris Isabey; 1843 nach Brasilien, 1851 in d. Orient u. s. w.; 1854 Prof. in Berlin; 1856 zum Nordpol; 1862—64 Reise um d. Welt; 1866 Ausstellung von 400 Aquarellen in London. — D. Reise um d. Erde, in farbigen Publikationen — Arndt, E. H. 1869; B. Meyer, E. H.: ZBK. 1869

Jahrhunderts machten auch hier ihren segensreichen Einfluß geltend; die Düsseldorfer, die es nicht weit nach Holland hatten, wurden die Vermittler. Und wenn die Deutschen auch weder die Naturempfindung noch die technische Feinheit der alten Meister erreichten, so gelangten sie doch auf dieser alten germanischen Kunststraße ein tüchtiges Stück vorwärts zur Unbefangenheit und Freiheit.

* *
*

Inzwischen aber hatte schon seit geraumer Zeit, abseits von allen Schulen und ausländischen Einflüssen, ein einzelner Künstler, der ganz auf eigenen Füßen stand, dank der sicheren Kraft seiner genialen Begabung, den Weg zur Natur gefunden: Adolf Menzel. Er war in Berlin herangewachsen, in der Stadt Chodowieckis und Schadows, wo Franz Krüger thätig war, Eduard Magnus eine feine, schlichte Porträtkunst betrieb und Wilhelm Wach, ein vortrefflicher Lehrer, dafür sorgte, daß der Sinn für gediegene malerische Technik wenigstens nicht ganz verloren ging.

Menzel, A. Friedr. Erdmann v., geb. 8. Dec. 1815 Breslau, lebt in Berlin. Kam 1830 nach Berlin; lithograph. Arbeiten mit d. Vater; kurzes Studium an d. Ak.: erst später Reisen nach Süddeutschland, 1867 nach Paris, 1880 nach Oberitalien; 1856 Prof.; 1870 Orden Pour le mérite; 1895 Geheimrath u. Excellenz; 1899 Schwarzer Adlerorden u. Adel. — Oelgemälde: Schachpartie; Auf, zu den Waffen; Konsultation beim Rechtsanw.; Familienrat; Gerichtstag (1839); Palaisgarten d. Prinzen Albrecht; D. Bittschrift; Diner in Sanssouci (1850), Flötenkoncert (1852, Nat.); Friedrich d. Gr. auf Reisen (1854, Berlin, Gal. Ravené); Huldigung d. schles. Stände zu Breslau (1855); Friedrich bei Hochkirch (1856 Potsdam, Neues Palais); Begegnung Friedrichs mit Josef II. (1857 Weimar, Schloß); Fr. u. d. Tänzerin Barberina; Fr. u. General Fouqué; Hofball, Fr. u. Pesne, Bootfahrt, Im Vorsaal zu Rheinsberg; Scenen aus d. Zeit d. 30jähr. Krieges; Rüstkammerphantasien: Kirchen-Interieurs: Krönung Wilhelm I. in Königsberg (1862—65 Berlin, Schloß); Abreise d. Königs zur Armee; Ballsouper (1879); Cercle und andere Hofballscenen; Bilder aus Berlin u. Paris; Chodowiecki auf d. Jannowitzbrücke (1859); Eisenwalzwerk (1874—75 Nat.). — Wasser- u. Deckfarbenbilder: Aus dem Kinderalbum (1861—83), 43 Bl. — Illustrationen: zu Kuglers Gesch. Friedrichs d. Gr. (1830—42), zu den Werken Fr. d. Gr. (1843—49), zu Kleist's Zerbrochenem Krug; D. Armee Fr. d. Gr. — Lithographien; Radirungen; Schabblätter. — Jordan u. Dohme, D. Werk A. M.s 1885; Gurlitt, A. M., KuZ. 1892; Pietsch, A. M., Nord u. Süd 1879; Duranty, A. M., Gazette des Beaux-Arts 1880; Osborn, A. M., WM. 1899; Max Schmid, M. 1897; Knackfuß, M. 1895 (KM. Nr. 7); v. Tschudi: Pan, 2. Jahrg., 1. Heft.

Magnus, E., geb. 1799 Berlin, gest. 1872 ebda. Stud. zuerst Medicin, Baukunst, Philosophie: dann Maler; weite Reisen; 1844 Prof. in Berlin.

Wach, W., geb. 1787 Berlin, gest. 1845 ebda. Stud. in Berlin u., nach 1815, in Paris bei David u. Gros: 1817 nach Italien: 1820 Prof. in Berlin, Leiter e. Malerschule. — Drei göttl. Tugenden (Berlin, Werdersche Kirche); Amor u. Psyche (Nat.).

Wie kaum ein anderer Künstler im 19. Jahrhundert hat Menzel zum ganzen Volke gesprochen. Freilich, es ist damit nicht eigentlich das deutsche, sondern das preußische Volk gemeint. Mit seiner ganzen Existenz wurzelt dieser Künstler im Preußentum. Die Kräfte, die den Staat der Hohenzollern in Deutschland und in der Welt groß gemacht haben, waren in Adolf Menzels Entwicklung in gleichem Maße wirksam und fruchtbringend. Auch bei ihm sind eiserner, durch nichts zu beirrender Fleiß, zähe Energie, beispiellose Selbstzucht die Voraussetzungen der Erfolge. Das Leben hat Menzel in eine harte Schule genommen, und Arbeit ist sein Dasein von der Sekunde an gewesen, da er seinen Blick aus der Enge des Vaterhauses in die Welt hinausrichtete. Augen und Hände wurden zu stets gehorsamen, nie faulen Dienern seines Willens gebildet. Das Skizzenbuch legte er nicht von sich; noch der Greis zeichnet selbst beim Schütteln der Eisenbahn mit sicherer Hand. Menzel begann mit lithographischen Zeichnungen, mit Kompositionen im Geschmack der dreißiger Jahre, im Stile der Schrödter, Speckter, Neureuther, Hosemann, Graf Pocci. In diesen ersten Proben seines Könnens meldete sich bereits der künftige Meister des ornamentalen Spiels und der originelle, von tausend geistreichen Ideen erfüllte, ja schier übersprudelnde Kopf. Die ersten größeren Werke, die lithographischen Cyklen „Künstlers Erdenwallen" und besonders die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte", zeigen ihn jedoch als einen Mann, der dem herrschenden Geschmack entgegentrat. Abseits von den Wegen der „großen Malerei" trat hier eine Kunst auf, die schlicht und phrasenlos, mit erfrischender Gegenständlichkeit vom Leben der Gegenwart und von Ereignissen aus vergangener Zeit Bericht gab. Diese ungewohnte Art historischer Darstellung lernten die Zeitgenossen bald noch besser kennen, als Menzel seine Holzschnitt-Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen veröffentlichte. Mit einer Gewissenhaftigkeit, für die sich in der Kunstgeschichte vielleicht keine Parallele findet, beritete er sich zu diesem Werke vor; er suchte und studierte und zeichnete alles, was er aus der Zeit des großen Königs auftreiben konnte, und erzog sich systematisch zu einem künstlerischen Geschichtsschreiber, der alle Urkunden nach strenger wissenschaftlicher Methode durcharbeitete. Aber nun begann eine grandiose schöpferische Thätigkeit. Das tote Material wird belebt, und unter des Künstlers Händen steigt, wie durch ein Wunder, die versunkene Welt des großen Preußenkönigs wieder empor. Seit diesem Illustrationswerk hatte Menzel etwas wie ein Monopol auf die Darstellung jener Zeit. Er gab riesige Kompendien der friedericianischen Soldateska heraus, er entwarf, mit unerschöpflicher Erfindungskraft und beispiellosem Geistreichtum, die Vignetten zu den Werken des Königs, griff immer wieder, in Holzschnitten und Lithographien, auf dies Stoffgebiet zurück, und feierte schließlich Friedrich und seine Zeit in einer Reihe meisterhafter Oelgemälde. Die ersten Bilder Menzels waren mehr



Versuche und Uebungen als charakteristische Aeußerungen eines persönlichen Talents. Erst mit seinem Eintritt in die Geschichtsschilderung hatte er auch als Maler sich gefunden. Als der junge Meister zu seinen Friedrichsbildern schritt, war er allen anderen Historienmalern um einen ungeheuren Vorsprung voraus: er bewegte sich hier auf einem Boden den er längst kannte, er sprang nicht wie die meisten von ungefähr in eine fremde Zeit hinein, um rasch ein Bild daraus zu entnehmen und sie dann wieder zu verlassen, sondern schöpfte aus der Fülle seines Wissens von jener Epoche nach Belieben Situationen und Motive. So umschrieb Menzel die ganze Welt des Königs mit seinem Pinsel. Von Rheinsbergs Rokokoherrlichkeit werden wir in die zierlichen Säle von Sanssouci geführt, wo der König mit geistreichen Kavalieren tafelt und des Abends beim Kerzenschimmer die Flöte bläst. Wir folgen Friedrich auf seinen Reisen und sehen ihn in der Schlacht. Aber bei aller Freude am Stoffe ist hier wie überall für Menzel doch das Malerische bereits die Hauptsache. Ohne akademische Schulung, und ohne, wie die andern, seine Weisheit aus Frankreich zu beziehen, weiß er, was er seinem Handwerkszeuge schuldig ist. Völlig selbständig entdeckt er den tiefen Gegensatz zwischen der auf Betonung der Form und der auf Betonung der Farbe gerichteten Kunstanschauung. Als der Erste in Deutschland durchschaut er Dinge, die andere erst lange nachher begriffen. Er sieht, wie sich die Umrißlinien der Gegenstände lockern und lösen, empfindet mit scharfem Auge den Fundamental-Unterschied zwischen dem Vorder- und Hintergrunde im Bilde. Er kennt schon den Reiz der ineinanderfließenden Linien und Töne, und es ist ihm höchste Wonne, das Spiel der Lichter, seine unendlichen Variationen und Nuancen zu beobachten. Und aus dem Zimmer trat er ins Freie hinaus. Da entdeckte sein unbefangenes, durch keine Schulvorschrift verbildetes Auge den gewaltigen Gegensatz zwischen den Lichtern des hellen Tages, den zitternden Tönen der freien Luft, und den Licht- und Luftwerten der zeitgenössischen Gemälde. Auf eigne Faust begann er allein den Kampf gegen die „braunen Saucen" und ward ein „Impressionist" und ein „Pleinairist", lange bevor diese Schlagworte entstanden. Es war für die deutsche Malerei verhängnisvoll, daß sie die Bedeutung dieser mutigen That nicht verstand. Ausgerüstet mit solchem Können erweiterte Menzel nun sein Stoffgebiet. Er durchwanderte neben der Welt des Rokoko auch die des dreißigjährigen Krieges. Neben den alten Kostumen fesseln ihn die reizvollen Formen der alten Architektur; zumal die Barockkirchen und der Pomp des üppigen Jesuitenstils haben es ihm angethan. Dann aber ging es mit raschen Schritten in die Gegenwart. Es brach die Zeit an, wo ein Berliner nicht mehr um ein Jahrhundert zurückgehen brauchte, um sich zu begeistern. Aus dem Maler Friedrichs II. ward der Maler Wilhelms I. In einem großen Repräsentationsbilde, bei dem er zeigte, daß sich auch solche Aufgaben künstlerisch lösen lassen, schilderte Menzel die Krönung in Königsberg. Aus der Stimmung der Kriegsjahre heraus

entsteht das Gemälde, das die Abreise des Königs zur Armee darstellt. Dann aber, nach den Siegen, freut sich der Apostel des großen Friedrich über das neue Preußen, und mit behaglicher Ruhe schildert er den soliden Glanz am Hofe des ersten Kaisers. Vom Schlosse aus eroberte Menzel das ganze Berlin, und als er 1867, nicht mehr zum Lernen, sondern zum Schauen, Paris besucht, geht ihm der malerische Reichtum weltstädtischen Straßenlebens auf. Nun kennt sein Künstlergeist keine Grenzen mehr. Alle Gegenden, die er bereist, alle Menschen, die ihm begegnen, hält er im Bilde fest, Bourgeois, Landleute, Zirkusvolk, Kurgäste, Reisende, Kammerherrn, Handwerker und Arbeiter. Denn auch darin war Menzel der erste, daß er „das Volk bei der Arbeit aufsuchte“, wie Julian Schmidt diesen wichtigen Paragraphen des modernen Kunstprogramms für die Litteratur formulierte. Menzel schilderte, ohne viel zu „erzählen“, aber auch ohne anklagende Tendenz, rein beobachtend, zeichnerisch und malerisch studierend, Steinklopfer und Schmiede und Maurer und, in einer seiner gewaltigsten Schöpfungen, die modernen Cyklopen, die Arbeiter der großen Eisenwerke. Aus dröhnendem Lärm blickt uns das Jahrhundert des Dampfes und der Eisenbahnen entgegen; unsichtbar schreitet durch das Bild die finstre Macht, die das soziale Grollen schuf.

Umfassend wie die stoffliche ist auch die technische Welt, die Menzel beherrscht. Mit Bleistift, Feder, Tusche, Kohle, Kreide, Schabeisen, Radiernadel weiß er gleich sicher zu hantieren. Sein Pinsel kennt alle Farbenarten und versteht mit Wasser und Deckfarben so gut umzugehen wie mit Oel. Freilich, ein „Kolorist“ ist er nie gewesen und die Farbe an sich, als Ausdruck einer sinnlichen Empfindung, hat er nicht gesucht. Sinnlichkeit ist seiner Kunst überhaupt stets fremd geblieben. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß sein Verhältnis zur landschaftlichen Natur kein allzu inniges war. Er ist im Grunde eine etwas nüchterne Natur, ein witziger Kopf. Er ist stets voll geistreicher Einfälle, satirischer Bemerkungen, voll Lust zum Spott, doch er besitzt nicht den goldenen Humor, der die Welt verklärt. Sein Hang zum Pointieren, zu epigrammatischen Spitzen verknüpft ihn noch mit der älteren Malerei, der er sonst feindselig gegenübersteht. Denn er ist zeitlebens ein Herold und Meister erdfester, gesunder Wirklichkeitskunst gewesen, der allen romantischen Verlockungen tapfer widerstanden und so der modernen Anschauung wie kein andrer die Wege geebnet hat. Und wenn wir schließlich in der Geschichte des Jahrhunderts nach deutschen Künstlern suchen, die sich den alten Meistern an die Seite stellen ließ, so bleibt kaum ein andrer übrig als Adolf von Menzel.

* *
*

Menzel hatte sich seinen Realismus ganz auf eigene Faust erkämpft, aber wie er keinen Lehrer gehabt, so hatte er — Fritz Werner vielleicht ausgenommen — auch keine Schüler. Nicht



der kleine Berliner Meister ward für die jüngere Generation der Führer zur Natur, der er ihr hätte sein können, sondern sie wartete wieder, bis ihr die neue Losung vom Auslande kam. Wie in der Litteratur, so war man auch in der bildenden Kunst außerhalb Deutschlands zuerst dahin gelangt, den tiefsten Stimmungsgehalt der modernen Zeit zu erkennen und sichtbar zu machen. Aus England war die Lehre von der unbefangenen Naturanschauung, die dort schon Gainsborough am Ende des 18. Jahrhunderts vorbereitet hatte, nach Frankreich gelangt; John Constable war der Vermittler. In den Landschaftern der Schule von Fontainbleau, in Theodore Rousseau, Daubigny, Corot, Dupré, Diaz fand jene schlichte Auffassung ihre großen Verkünder. Jedes nebensächliche Stoffinteresse ward von ihnen verbannt, sie suchten den Charakter, das Wesen der Natur, und führten von der arrangierten Landschaft zum „paysage intime". Jean François Millet, der Gewaltigste aus dem Kreise, der sich in Barbizon am Rande des Waldes von Fontainebleau, fern vom Pariser Gewühl, festgesetzt hatte, feierte mit biblischem Ernst das Leben der Bauern, ohne unterhaltende Anekdotenerzählungen und ohne die wohlwollende Ueberlegenheit des Städters. Gustave Courbet aber schildert mit wuchtiger Leidenschaft die Welt der modernen Arbeiter in breiten, kräftigen Pinselstrichen. Und Alfred Stevens endlich eroberte bereits die Kreise der „Gesellschaft", die Herren im Frack und die Damen in knisternden Seidenroben, der Malerei.

Langsam nur fanden diese Errungenschaften in Deutschland Aufnahme. Schon Viktor Müller hatte in Paris die Kunst Courbets auf sich wirken lassen, aber er war in der Heimat wenig beachtet worden. Was er erstrebte, suchte mit größerem Erfolge an der Münchner Akademie Arthur von Ramberg einem aufmerksamen Schülerkreise weiter zu geben. Von ihm ward Wilhelm Leibl angeregt, der Courbets Art nun wirklich in Deutschland einbürgerte. Leibl ist ein Maler der bayrischen Bauern, und nach dem Titel seiner Bilder könnte man glauben, er habe Verwandtschaft mit den Malern der Dorf-

Werner, F., geb. 1827 Berlin, lebt ebda. Studien in Berlin u. Paris. — Marketenderin (Nat.).

Ramberg, A. v., geb. 1819 Wien, gest. 1875 München. Studium in Dresden, in München bei M. v. Schwind; 1860 Prof. in Weimar, 1866 in München. — Dachauerinnen am Sonntag; Illustrationen zu Schillers Gedichten, Goethe's Hermann u. Dorothea, Werther, Voß' Luise; Kaiser Friedrich II. in Palermo. — Hoffmeister, R.

Leibl, W., geb. 1844 Köln, lebt bei Aibling. Kam 1864 nach München zu Piloty; 1869—70 in Paris; zurück nach München; zog sich 1872 in d. Einsamkeit kleiner bayrischer Orte, 1884 nach Aibling zurück. — Im Atelier; Dorfpolitiker; In der Kirche, In der Bauernstube, Am Spinnrocken; Schneiderwerkstätte, Dachauerinnen, D. Jäger, D. Wildschützen (Nat.); D. neue Zeitung; Portraits. — Helferich, W. L.: KfA. 1892; Gronau, L. (KM. noch nicht erschienen).

geschichten. Aber sein Werk unterscheidet sich von dem etwa Defreggers, wie ein Anzengrubersches Drama von einem Repertoirstück der Schlierseer. Er sieht die Bauern nicht mehr mit dem Auge des Touristen, durch die rosige Brille, freilich auch nicht mit der epischen Feierlichkeit Millets, sondern völlig objektiv, als ein Beobachter, der, von Niemandem bemerkt, seine Gestalten im Wirtshaus und in der Wohnstube, beim Spinnrocken und in der Kirche, bei der Arbeit und auf der Jagd belauscht. Mit unsäglicher Feinheit geht sein Pinsel jedem Zuge nach, den sein Auge entdeckt. Und Leibls Auge sieht alles, jede Furche und Runzel der Gesichter, jede Falte und fast jeden Faden der groben Bauernkostüme, die bei ihm nicht aus der Maskengarderobe geborgt, sondern vom Dorfschneider angefertigt sind. So malt Leibl auch das Milieu seiner Landleute, die sauberen Stuben, die Hügelketten und Wiesen des oberbayrischen Landes, in dem er selbst seit Jahren sich angesiedelt hat. Als Bauer lebt er unter den Bauern, studiert die einfachen Menschen um sich her und schildert, was er sieht, jede Eckigkeit, Plumpheit und Häßlichkeit, ohne je den Hang zu süßlicher Verschönerung zu verspüren.

In späteren Jahren hat Leibl jene liebevolle Korrektheit der Malweise nicht immer beibehalten. Er ward flotter und breiter im Vortrag und wandte sich nun auch technisch von der Holbeinschen Sorgfalt mehr der Art Courbets zu. Ja er ging, von neueren Strömungen mit fortgerissen, über Courbet hinaus und führte die helleren Töne der jüngeren Generation in seine Bilder ein. Am freisten aber bewegte er sich, wenn er den Pinsel mit dem Zeichenstift und der Radiernadel vertauschte und in geistreichen Strichen Ausschnitte aus der ihm vertrauten Welt auf das Papier und die Platte zeichnete.

Dem Meister von Aibling folgte **Wilhelm Trübner**, wie Leibl ein Maler absoluter Sachlichkeit, voll starken Naturgefühls und koloristischer Empfindung, der überall, auch am bescheidensten Fleckchen, in jeder Zimmerecke und an jeder Baumrinde übergenug zu sehen und wiederzugeben findet. Trübner hat nicht die urwüchsige Kraft seines Vorbildes, aber ein unendlich feines Verständnis für den malerischen Reiz jedes Gegenstandes und für das Tonige, das die Härte der Lokalfarben aufhebt. Er hat eine gesunde Sinnlichkeit, aber doch nicht Phantasie genug, um sich in der Fabelwelt, die er mitunter aufsuchte, ganz zu Hause zu fühlen.

München, wo Leibl und Trübner die Kunst Courbets predigten, war und blieb die Hochschule der deutschen Malerei, die es schon durch Pilotys Wirken geworden war. Auch die Meister, die hier in den siebziger Jahren sich noch nicht von älteren Vorbildern trennen konnten,

Trübner, W., geb. 1851 Heidelberg, lebt in Frankfurt. Studium in Stuttgart u. München bei Leibl; Reisen nach Italien, Holland, Belgien; seit 1896 in Frankfurt. — Kloster im Chiemsee; Auf d. Kanapee (Nat.); Kartoffelfeld; Atelierbilder; Landschaften u. Interieurs. — W. T., „D. Verwirrung d. Kunstbegriffe" 1898. — Helferich, W. T.: Nation. 1889.

legten doch das Hauptgewicht auf die malerische Seite ihrer Thätigkeit. Wenn damals, unter dem Einflusse der kunstgewerblichen Deutsch-Renaissancebewegung Wilhelm Diez, Ludwig Löfftz und dessen schwächerer Schüler Claus Meyer Bilder im Stile der altdeutschen und niederländischen Meister entwarfen, wenn Edmund Harburger kleine, fein durchgearbeitete Scenen aus dem Bürgerleben im Anschluß an holländische Vorbilder malte, so war die Anekdote das Letzte und die farbige Behandlung das Erste, was bedacht wurde. Diez und Harburger haben sich auf diesem Wege ihren großen Mustern wahrhaft genähert.

Berlin konnte trotz Menzel mit München nicht konkurrieren. Karl Gussow, der dort auftrat und mit derbem Wahrheitssinn seine Vorwürfe anpackte, war koloristisch zu wenig gewissenhaft, um der jüngeren Generation ein Führer zu sein. Anton von Werner, der äußerlich durch seine Historienbilder aus der neuesten Preußengeschichte als ein Nachfolger Menzels erscheint, war in seiner Farbe zu reizlos und unmalerisch, um die Berliner Akademie, deren Direktor er in jungen Jahren wurde, der Münchner gegenüber konkurrenzfähig zu machen. Seine Bilder sind die treuen Berichte eines Augenzeugen, eines gewissenhaften Chronisten, aber sie haben nicht wie die Menzels

Diez, W., geb. 1839 Bayreuth, lebt in München. Studium seit 1853 in München; 1872 Prof. an der Ak. ebda. — Illustrationen zu Schillers 30jähr. Krieg; Lustiges Reiten; Kirchweih; Hinterhalt; Marketenderin; Waldfest (Nat.). — Pecht, Zu W. D.s 50. Geburtstag: KfA. 1889; v. Berlepsch, W. D.: ZBK. Bd. 22.

Löfftz, L., 1855 Darmstadt, lebt in München; 1880 Prof., 1891 Dir. d. Ak. ebda. — Erasmus (Stuttgart); Pietà (Pinak.).

Meyer, C., geb. 1856 Linden, lebt seit 1896 als Prof. in Düsseldorf. — D. Raucher; Würfler (Nat.); Nähschule im Beguinenkloster; Kleinkinderschule. — C. M.-Album 1890.

Harburger, E., geb. 1846 Eichstätt, lebt in München. Studium in München unter Lindenschmitt. — Bauerndoctor; Kartenspieler; Im Sorgstuhl; dauernde Mitarbeit an d. Fliegenden Blätt. — Harburger-Album 1882.

Gussow, K., geb. 1843 Havelberg, lebt in München, Studien in Weimar; Reise nach Italien. 1870 Lehrer in Weimar; 1874 Prof. in Karlsruhe. 1876 in Berlin; seit 1892 München. — Portraits; realistische Genrebilder; Austernmädchen; Morgenstunde; D. Dorfparzen; Venuswäscherin. — Pietschker, G. u. d. Naturalismus 1897.

Werner, A. v., geb. 1843 Frankfurt a. O., lebt in Berlin. Sohn eines Tischlers; Studien in Berlin u. Karlsruhe unter Schrödter u. Lessing; 1867 nach Paris; 1868—69 in Italien; Theilnahme am Kriege 1870 im Hauptquartier; 1875 Dir. d. Berliner Ak. — Illustrationen zu Scheffels Dichtungen, Lessing, Herder's Cid, Schiller'schen Werken; Luther vor Cajetan; Im Etappenquartier vor Paris (Nat.); Kaiserproklamation in Versailles (Berlin, Schloß u. Zeughaus); Berliner Kongreß (Rathhaus ebda.); König Wilhelm am Grabe seiner Eltern; Reichstagseröffnung 1888, Moltke's 90. Geburtstag; historische Wandbilder; Entwurf zum Fries am Sockel der Siegessäule; Sedan-Panorama; Tod Wilhelms I. — Knackfuß. A. v. W. (KM. Nr. 9) 1895.

neben dem kulturhistorischen, durch den Stoff bedingten auch einen freien künstlerischen Wert.

Wie nach München, so drang auch nach Wien der französische Einfluß. August von Pettenkofen, der in Paris selbst aus der Quelle geschöpft hatte, brachte die Lehren eines schlichten Realismus in die Kaiserstadt. Aber auch er blieb einsam und ohne Schüler, die auf seinen Anregungen hätten weiterbauen können.

* * *

Während so in Deutschland der moderne Gedanke nur stockend vorwärts kam, war die Entwicklung in Frankreich unaufhaltsam weitergegangen. Hier war bereits der zweite Schritt gethan, der nötig war, um die Kunst ganz zu befreien. Nach der stofflichen Eroberung der Gegenwart war auch in der Farbenanschauung und der Technik die Emanzipation von der Vergangenheit erfochten worden. „Licht und Farbe und bewegendes Leben als reine Erkenntnis," so hatte Runge im Anfang des Jahrhunderts das Ziel der neuen Kunst bezeichnet. Die großen Meister der europäischen Ueberlieferung, so viel wir ihnen verdanken, konnten uns auf diesem Wege nicht leiten. Aus dem Osten Asiens, von der ursprünglichen Kunst der Japaner kam die Erleuchtung. Auf der Pariser Weltausstellung von 1867 sah man mit Staunen zum ersten Male die Werke des fernen Inselreiches. Mit Entzücken entdeckte man, wie wundervoll die Maler von Nippon mit den geringsten Mitteln die Natur ihres Landes auf der Seide und dem kostbaren Papier der Kakemonos wiedererstehen ließen, wie sie mit den zartesten Farben die Luft und das helle Licht, Landschaft, Menschen und Tiere ihrer Heimat in wenigen Strichen hinzauberten. Man lernte von ihnen die Kunst, das Nebensächliche auszuscheiden, mit raschem Auge den richtigen und charakteristischen Eindruck des Ganzen zu erfassen, den Rhythmus der Hauptlinien zu erkennen und sie zu harmonischem Spiel mit einander zu verbinden. Man lernte von ihnen die fesselnde Wirkung des Unsymmetrischen, des geistreichen Ausschnitts, der bei allem Raffinement einer Caprice des Zufalls seine Entstehung zu verdanken scheint. Man lernte von ihnen die Vorteile des erhöhten Standpunktes, der es ermöglicht, unerhörte per-

Pettenkofen, A. v., geb. 1821 Wien, gest. 1889 ebda. Zuerst Soldat; weite Studienreisen; 1851 in Paris; 1880 Prof. — Bilder aus der Puszta; aus dem Zigeunerleben; Rendezvous (Wien); Rastende Zigeuner (Nat.) — Lützow, v., A. v. P.: ZBK. 1889.

Moderne Kunst: Helferich, Neue Kunst 1890; Wörmann, Was uns die Kunstgeschichte lehrt 1894; Neumann, Der Kampf um die neue Kunst 1896; Fiedler, Schriften über Kunst 1897; Ullrich, Krit. Aufsätze 1894; Servaes, Berliner Kunstfrühling 1893; ders., Präludien 1899; Fuchs: Nietzsche u. d. bildende Kunst, R. Wagner u. d. bildende Kunst: KfA. Bd. 10—11; v. Seidlitz, d. Entwicklung d. modernen Malerei 1897; Leitschuh, D. Wesen d. mod. Landschaftsmalerei 1898; [illegible]: Graf. Gegen d. mod. Kunst (übers. v. W. Thal) 1898

spektivische Ausblicke zu eröffnen und dem Beschauer in kleinem Rahmen eine ganze Welt zu Füßen zu legen. Hokusai, der letzte der großen japanischen Meister, der bis in die Mitte unseres Jahrhunderts gelebt hat, war es besonders, der die Franzosen begeisterte. Und in innigem Anschluß an diese plötzlich entdeckte Herrlichkeit begann eine Gruppe jüngerer Künstler in Paris, das ganze Handwerk der Malerei von Grund aus umzugestalten.

„Was uns Not thut, ist die Sonne, die freie Luft, eine helle und junge Malerei. Laßt die Sonne herein und gebt die Gegenstände so wieder, wie sie sich in taghellen Beleuchtung zeigen.“ Das war das Feldgeschrei, das Emile Zola, der kritische Herold dieser Revolutionäre, ausgab. Edouard Manet war es, der diese Sehnsucht erfüllte. Mit schärferem Auge noch als vor ihm Menzel in Deutschland sah er vor der Thür des Ateliers das feine Silbergrau, das die Luft durchzieht und die Welt verklärt, sah er die tausend schillernden Nuancen, die komplizierten Mischungen von Lichtern und Reflexen, die in der Natur leben. Schon vorher hatte Manet von Velazquez gelernt, wie man die Farben eines Bildes zu einer Einheit bindet. Er erkannte, daß es die atmosphärische Luft ist, die in der Natur die Summe der Einzeldinge zu einer höheren Harmonie mit einander vereinigt. Und nun suchte er, ausgehend von der unbefangnen Farbenanschauung der Japaner, die Menschen und Gegenstände nicht mehr frei im Raume schwebend wiederzugeben, sondern mit der Luft, in der sie stehen, mit dem vibrierenden, unkompakten Fluidum, das sie umfließt. Wie die Erscheinungen in der Natur aus dieser durchsichtigen Luftschicht vor ihm auftauchen, sucht er sie festzuhalten, den farbigen Eindruck, den sie auf sein Auge machen, will er mit der Hand nachschaffen. So entstand der Name „Impressionismus“ für diese neue Art der Malerei. Mit Manet Schulter an Schulter focht Edgar Degas, der die impressionistische Auffassung und die Grazie der Japaner mit dekadentem Raffinement bis zu ihrer letzten Ausdrucksfähigkeit führte. Claude Monet aber machte es sich zur Aufgabe, Manets Freilichtlehre weiter auszubauen. Er suchte mit noch größerer Kühnheit die fließende Luft und die flimmernden Lichter der Atmosphäre wiederzugeben und schreckte nicht vor der blendendsten Sonnenhelle, nicht vor den grellsten Farbeneffekten zurück, die er in der Natur entdeckte. Monet erkannte die endlose Zahl kleinster Farbenbestandteile, aus denen sich die Erscheinungen der Außenwelt auch dann zusammensetzen, wenn ihre koloristische Beschaffenheit sich dem Auge des Laien ganz simpel und unkompliziert darstellt. Er analysiert das Freilicht, aber seinem Genie gelingt es, das also zerlegte Naturbild doch als ein rundes Ganzes vorzuführen. So bereicherte Monet in unvergleichlicher Weise die Palette des Malers, erhöhte seine Ausdrucksmittel und befähigte ihn, in einem früher nicht gekannten Umfange den farbigen Abglanz der Welt wiederzuspiegeln.

Es konnte nicht Wunder nehmen, daß Manet, Degas, Monet und ihre impressionistischen Mitkämpfer: Renoir, Pissarro, Sisley,

durch ihr umstürzlerisches Gebahren den Zorn der älteren Generation und den Spott des Publikums, das diesen neuen Erscheinungen ratlos gegenüberstand, heraufbeschworen. Nicht anders erging es naturgemäß den kecken deutschen Künstlern, die es wagten, deren revolutionäre Prinzipien zu übernehmen. Alle andern großen Kulturvölker hatten sich dem neuen Programm schon angeschlossen, als Deutschland sich anschickte, zu folgen. Man schalt bei uns auf die jungen Künstler, die sich jetzt ihre Weisung aus Frankreich holten, und am meisten schalten die, die sich selbst ein Menschenalter früher an dem Vorbild der französischen Kunst gebildet hatten. Es war keine Fremdbrüderlichkeit, die uns auf diesen Weg trieb. Die Entdeckung des Freilichts und der impressionistischen Malweise war ein Ereignis von kunstgeschichtlicher Bedeutung, eine Befreiungsthat, nicht geringer als die, durch die sich einst Cimabue und Giotto aus den Fesseln des Byzantinismus gelöst und so die große Kunst der Renaissance vorbereitet haben. In Deutschland wurde der jungen Malerei das Leben noch weit schwerer gemacht als in Frankreich. Bei uns hatte man sich im Verlaufe fast eines ganzen Jahrhunderts daran gewöhnt, in allen Aeußerungen der Kunst immer zuerst das Dargestellte, Stoffliche zu sehen. Die Fähigkeit, in einem Kunstwerk in erster Linie das eigentlich Künstlerische, d. h. die Art, mit der der Künstler den aufgenommenen Stoff in sich verarbeitet hatte, zu berücksichtigen, mußte erst noch erworben werden. Man hatte wohl eine gewisse Freude daran, an einem Bilde zu beobachten, wie der Pinsel Einzelheiten und Feinheiten ausgedrückt hatte. Es galt als Zeichen eines Kenners, wenn man solchen Kunstfertigkeiten womöglich mit der Lupe folgte. Aber das Ganze eines Bildes als malerisch erschautes Stück Natur, als Uebertragung eines Ausschnittes der Wirklichkeit in die Sprache der Farbe aufzufassen, dazu war man nicht imstande.

Immer wieder tritt München führend auf. Hier hatten bereits vor dem französischen Kriege Ed. Schleich und Adolf Lier auf Grund ihrer Erfahrungen in Frankreich die Landschaftsmalerei reformiert und zum paysage intime hingedrängt. In den Bildern Liers und seiner Schule zeigte sich der erste Niederschlag der Meister von Barbizon. Die älteren Landschafter, auch die Besten, wie Andreas Achenbach, nicht ausgenommen, hatten immer noch die Natur mit den Augen des Touristen gemalt, der besonders interessante

Schleich, E., geb. 1812 Harbach bei Landshut, gest. 1874 München. Studien in München; als talentlos zurückgewiesen; Studienreisen in Oberbayern, Tirol, Oberitalien; Reise nach Paris und Belgien. — Bayerische Landschaften.

Lier, A., geb. 1827 Herrenhut, gest. 1882 bei Brixen. Studien, zuerst als Architekt in Dresden bei Semper, dann in Basel u. in München, wo er zur Malerei überging; 1861 u. 64 in Paris; dort Einfluß Dupré's; 1865 in London; 1866 nach München zurück; 1869—73 Leiter e. Malschule. — Theresienwiese (Pinak.); Abend an d. Isar (Nat.). — Regnet, A. L., ZBK. 1883; W. A. Lier, ebda. 1887, Kat. d. Ausst. v. A. L. in Nat. 1883.

Gegenden aufsucht. Lier und die Seinen wiesen auf die reine, absichtslose Stimmungslandschaft, auf den Reiz der intimen Naturbetrachtung, die auch an dem bescheidensten Winkel nicht achtlos vorübergeht. Doch die Leistungen dieser Künstler hielten sich immer noch in gewissen Grenzen. Ihre farbigen Ausdrucksmittel waren nicht sehr reich, und es entwickelte sich bei ihnen bald ein gewisser „schöner Ton", der abermals einer Auffrischung bedurfte.

Auf der internationalen Kunstausstellung von 1879 erschienen die französischen Impressionisten in München. Um dieselbe Zeit zog es eine Reihe jüngerer Deutscher nach Holland, dessen alte Kunst ja schon seit Jahrzehnten wieder im Werte gestiegen war. Dort hatte Jozef Israëls die künstlerischen Traditionen seiner Heimat in Anlehnung an die modernen Errungenschaften fortgeführt. Und ein Schüler Frankreichs und Hollands war der deutsche Künstler, der nun in den siebziger und achtziger Jahren als Befreier auftrat: Max Liebermann.

Was an neuen Ideen jenseits unsrer Grenzen aufgetaucht war und Geltung erlangt hatte, brachte Liebermann als ein großartiger Kulturvermittler von geschichtlicher Bedeutung nach Deutschland. Er war in Berlin herangereift, und Menzels Kunst war das Erste, was ihn begeisterte. Aber er war beweglicher als Menzel und sehnte sich nach Vertiefung der Anregungen, die er von ihm empfangen hatte. In Paris und Barbizon ergriff ihn die wundervolle Schlichtheit der französischen Landschafter, der grandiose Ernst Millets. In Holland begeisterte ihn die Kraft und Innigkeit Israëls', dieses modernen Rembrandt-Abkömmlings. Nicht minder rissen ihn die Lehren der Impressionisten mit sich fort. Doch alle diese Elemente vereinigte Liebermann durch sein persönliches Genie. Er stellt die Summe aller Errungenschaften dar, deren sich damals die junge europäische Kunst rühmen durfte, aber er war dennoch von vornherein mehr als eine solche „Summe": er war ein durchaus individuelles Talent. Will man mit einem Worte bezeichnen, was Liebermanns Kunst ihr eigenartiges Gepräge verleiht, so kann man sagen: es ist die fabelhafte,

Liebermann, M., geb. 20. Juli 1847 Berlin, lebt ebda. In Berlin Gymn. u. Univ., daneben Studium bei Steffeck, 1869—72 in Weimar bei Thumann u. Pauwels; 1872 in Paris, bei Munkacsy; 1873 in Barbizon; 1874 nach Holland, zu Israels; 1878 nach München; seit 1884 dauernd in Berlin; allsommerliche Reisen nach Holland. — Flachsspinnerinnen, Gänserupferinnen, Schusterwerkstatt (Nat.); Conservenmacherinnen; Arbeiter im Rübenfeld; Alte Frau mit Ziegen (Pinak.); Netzflickerinnen (Hamburg, Kunsthalle); Holländische Waisenmädchen; Altmännerhaus; Bierkoncert in München; Seilerbahn; Dorfstraßen u. Landschaften aus Holland; Portraits (Virchow, Ed. Grisebach, Gerh. Hauptmann, Bürgermeister Petersen); Strandbilder; Alte Frau am Fenster; Tischgebet; Zeichnungen; Radirungen; dekorative Gemälde: D. Jahreszeiten. — Helferich, D. Naturalismus u. M. L.: KfA. Bd. 2 u. Bd. 12; Kämmerer, M. L.: ZBK. 1893; ders., M. L. 1894; Graul, M. L.: GK. 1892; Rosenhagen, L. (KM. Nr. 45), 1900.

vor ihm unerhörte **Bewegung**, die in jedem seiner Werke lebt. Die nervöse Hast des modernen Menschen findet hier ihren künstlerischen Ausdruck. Es ist nirgends ein Stillstehen, weder die Menschen, noch die Natur haben bei ihm die Ruhe des Modells, sondern alles ist erfüllt von innerem Leben, von ununterbrochner Bewegtheit. Mit dem scharfen Auge eines Japaners hält Liebermann auf einen Augenblick das zuckende Leben fest, und er weiß mit erstaunlicher Sicherheit die Linien und Töne, die ein flüchtiger Moment blitzartig auftauchen läßt, festzuhalten. So erreicht er die frappierende Naturwahrheit seiner Bilder: nicht durch ein peinliches Nachgehen jedes Einzelzuges, sondern durch das geniale Erfassen des Gesamteindrucks. In seinen Menschen pulsiert das Blut, ihre Nerven und Muskeln und ihre Psyche sind in fortwährender Thätigkeit. In seinen Landschaften fühlen wir die vibrierende Luft, sie weht über die braunen Aecker, durch die Gräser der Düne, läßt die Bäume rauschen und strömt durch die Fenster in die Häuser.

Von Millet hatte Liebermann gelernt, einfache Menschen in ihrer Schlichtheit darzustellen. In der Zeit des mächtig aufsteigenden Sozialismus wandte sich die Aufmerksamkeit und die Teilnahme immer mehr den Proletariern zu, den Enterbten der Gesellschaft, den kleinen Leuten, die in Dumpfheit dahinleben, mit der Natur verwachsen oder Maschinenteile in dem großen Räderwerk der modernen Kultur, und nichts von den Genüssen des Lebens wissen. Ein tiefes Mitleid mit diesen glücklosen Menschen steigt empor, aber es macht sich nicht in tendenziösen Protesten bemerkbar, die nicht Sache der Kunst sind, sondern in einer ehrfurchtsvollen Betrachtung ihres Daseins. Liebermann malte Arbeiter, die im Felde mit dem Spaten schaffen, Konservenmacherinnen und Gänserupferinnen, Netzflickerinnen und Flachsspinnerinnen, Lastträger und Seiler, den emsigen Schuster in der Werkstatt, Fuhrleute und Holzträger. Oder die Ausgedienten im Altmännerhause und die Rekruten der Arbeit: die Waisenkinder der Armen. Er malt sie alle nicht als einzelne, objektiv gesehene Figuren wie Leibl, sondern er trägt, von Millet angeregt, eine subjektive Empfindung in diese Bilder; ganz von selbst werden alle diese Menschen Repräsentanten einer ganzen Volksschicht, und ohne daß äußerliche Mittel angewandt werden, erscheint vor unserm geistigen Auge das ungeheure Heer der Mühseligen und Beladenen. Zu solchen Menschen paßt nur eine einfache Natur; Aecker, eintönige Strandlandschaften, spärlich bewachsene Haidestriche sind ihre Heimat. Hatte man vordem die Natur am liebsten da aufgesucht, wo sie pathetisch und rhetorisch ist, so wandte man sich jetzt der anspruchslosen Ebene zu. Liebermann malte sie mit seinem in Holland geschulten Auge, in all ihrer Herbheit, ihrem düsteren Ernst.

Die Natur selbst in ihrer Einfachheit und Größe ist das Ziel dieses Künstlers. Das eigentlich „Malerische" hat er nach eigenem Eingeständnis weniger gesucht. Seine Eigenart wies ihn von vornherein darauf. Als ein echter Deutscher und ein echter Berliner hat

Liebermann sich sein Leben lang mit der widerspenstigen Farbe geplagt. Langsam nur rang er sich aus einer Neigung zu tiefen, schweren Tönen, in der ihn Munkacsy in Paris noch bestärkte, zur Sonne durch. Erst gewaltsam und stoßweise. Dann immer freier und leichter, aber immer noch kämpft er den Kampf mit dem zähen Oel. Ueberall merken wir die Spuren dieses Kampfes, besonders in seinen verblüffend lebenswahren Porträts, in denen er so wenig zu schmeicheln versteht. Es ist darum nicht erstaunlich, daß sich Liebermanns eigenste Natur am reinsten und unmittelbarsten da ausspricht, wo er von der Farbe absieht. In seinen Zeichnungen, Studien, Radierungen lernen wir ihn vielleicht noch besser kennen als in seinen Gemälden. Hier erklingt die natürlichste Sprache seines sprühenden Geistes.

Um Liebermann gruppierten sich die deutschen Künstler, die nunmehr den Krieg mit der Tradition und mit dem allzu gemächlichen Betriebes des Kunstlebens aufnahmen. Denn immer noch, bis ans Ende des Jahrhunderts, blieb auch die frühere Kunstauffassung lebendig. Es leben immer noch die Epigonen der älteren Meister. Die Geschichtsmalerei der Piloty-Schule fand noch spärliche Anhänger, die sich freilich mit der Zeit, wie der Düsseldorfer Peter Janssen beweist, den modernen Fortschritten nicht verschließen konnten. Die Genremalerei, die Bauernmalerei, das dramatische Effektbild, selbst die romantische Gefühlsschwelgerei starben nie ganz aus. Die Bilder, die statt auf das Auge auf die Thränendrüsen, die Lachmuskeln, die historischen und litterarischen Kenntnisse, das ethnographische Interesse und die Neugier des Publikums spekulierten, drängten sich nach wie vor auf den Markt. Sogar die Freskenmalerei des Cornelius fand noch einen Nachfolger in Friedrich Geselschap, der den Cartonstil des Meisters mit größerer Leidenschaft und stärkeren Accenten neu zu beleben suchte. Aber daneben meldete sich nun ein neues Geschlecht, das ungestüm an die Thür pochte.

Abermals zeigte es sich, daß Berlin, die Geburtsstadt des Realismus, doch nicht den geeigneten Boden besaß, um die neuen Keime rasch in sich aufzunehmen. Seine besten Mitkämpfer fand auch Liebermann fürs erste wieder in München, von wo aus sie sich durch Deutschland verbreiteten, um überall die Fahne der modernen Malerei aufzupflanzen.

Am reichsten entfaltete sich die Landschaftskunst. Kein Jahr-

Janssen, P., geb. 1844 Düsseldorf, lebt ebda., seit 1877 als Prof., seit 1895 als Dir. d. Akademie. Studium in Düsseldorf unter Sohn u. Bendemann. — Historische Wandgemälde in Crefeld, Rathhaus (Gesch. Hermanns d. Cher.); in Bremen, in Berlin (Corneliussaal in Nat. u. Zeughaus), in Erfurt (Rathhaus), in Düsseldorf (Kunstak.). — R. H., P. J.: KuZ. 1898; Vollmer, P. J.: KfA. Bd. 13.

Geselschap, F., geb. 1835 Wesel, gest. 1898 Rom. Studien in Dresden, Düsseldorf, Rom. — Deckenmalereien im Berliner Zeughaus. — Kat. der Ausst. v. F. G. in Nat. 1899; Grimm: Dtsch. Rundschau Bd. 96; Oettingen, v., F. G. (Rede) 1899.

hundert hat die Natur so erkannt und geliebt wie das unsre. Die Epoche der Weltstädte, des Dampfes und der Fabriken hatte keinen Rousseau nötig, der sie mit Donnerstimme zur Natur zurückwies. Als selbstverständliche Reaktion gegen den Lärm und das Hasten des Alltags stellte sich die heiße Sehnsucht nach dem Frieden und der Ruhe ein, die draußen herrschte. Aus dem Reiche des Gemachten, Gefertigten, Erdachten flieht man in das Reich des organisch Gewordnen. Bei dem Geschlechte, das nicht mehr zur Kirche geht, ward die Liebe zur Natur eine neue Religion. Und überall fand diese Liebe eine Fülle von Schönheit. Aus Widerwillen gegen die aufgeregte Kulissenmalerei hatte man sich dem Einfachen zugewandt, nun entdeckte man grade hier zahllose unverbrauchte Probleme. Die Binde fiel von den Augen und der Blick ward frei. Die bescheidne Lieblichkeit der deutschen Wälder, Berge, Seen und Flußthäler offenbarte sich den Malern. Und über alles hin leuchtete der helle Tag und die goldne Sonne. Zumal in Karlsruhe entwickelte sich unter dem Einfluß zweier Lier-Schüler, Gustav Schönlebers und Hermann Baischs, denen Kallmorgen, Pötzelberger, Hans von Volkmann und andre zur Seite traten, eine Landschaftsmalerei von hoher Bedeutung. In Stuttgart wirkt Otto Reiniger, der in kräftigen Impressionistenstrichen die Mannigfaltigkeit der Natur nachzuschaffen strebt. In Weimar suchte Theodor Hagen die Poesie der Ebene auf. Ebendort war Schillers Enkel, der Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm in modernem Sinne thätig; er ging,

Schönleber, G., geb. 1851 Bietigheim, lebt seit 1880 als Prof. in Karlsruhe. Studien in Stuttgart, in München unter Lier; Reisen nach Oberitalien u. Holland. — Erst Landschaften aus Italien u. Holland, später Deutschland. — Pecht, D. Karlsruher Landschafterschule: KfA. 1890.

Baisch, H., geb. 1846 Dresden, gest. 1894 Karlsruhe. Studium in Stuttgart, Paris u. München bei Lier; 1880 Prof. in Karlsruhe. — Landschaften aus d. oberbayer. Hochebene u. aus Holland. — Rosenberg: ZBK. 1894.

Kallmorgen, F., geb. 1856 Altona, lebt in Karlsruhe. Studien in Düsseldorf, in Karlsruhe u. Berlin bei Gude; seit 1881 dauernd in Karlsruhe, seit 1891 dort Prof. — Ueberschwemmung; Geschirrmarkt; Hafen- u. Flußbilder. — Kallab, F. K.: GK. Bd. 22. — Ins Land der Mitternachtssonne 1899.

Pötzelberger, R., geb. 1856 Wien; 1892 Prof. in Karlsruhe; jetzt in Stuttgart.

Volkmann, H. v., geb. 1860 Halle a. S., lebt in Karlsruhe. Sohn d. Chirurgen Rich. v. V.; stud. in Düsseldorf; seit 1888 in Karlsruhe. — Landsch. aus d. dtsch Mittelgebirge u. d. oberbayer. Ebene; Radirungen; Lithographien. — Afrika, Studien u. Einfälle eines Malers 1895. — Dörnhöffer: GK. Bd. 21.

Reiniger, O., geb. 1863 Stuttgart, lebt ebda.

Hagen, Th., geb. 1842 Düsseldorf, lebt in Weimar. Studium in Düsseldorf unter O. Achenbach; seit 1871 Prof. in Weimar.

Gleichen-Rußwurm, L. Frhr. v., geb. 1836 Greifenstein in Bayern, lebt in Weimar u. auf e. fränkischen Gute. Studium seit 1869 in Weimar, bes. bei Hagen. — Helferich, Radirungen u. Bilder L. v. G.-R.s: KuZ. 1892.

ähnlich wie Paul Baum in Dresden und, mit geringerer Kraft, eine Gruppe jüngerer Hamburger, unmittelbar von Monet aus. Auch in Berlin entwickelte sich allmählich eine freie und ernste Landschaftskunst. Je mehr die preußische Hauptstadt zur Weltstadt wurde, um so stärker ward der Zug zur freien Natur. Der stille Charakter der sandigen Mark, ihre Seen und Nadelwälder waren willkommene Objekte für die Anhänger der revolutionären Partei. Anknüpfend an die tüchtige Arbeit einiger Künstler aus der älteren Generation, wie Eugen Bracht's, ging eine Anzahl frischer Talente beherzt vorwärts; Walter Leistikow war unter ihnen der Erfolgreichste. Und selbst in Düsseldorf, das sich am schwersten von der Ueberlieferung trennte, regen sich in jüngster Zeit neue Kräfte, wie Olaf Jernberg und H. Hermans.

Wir besitzen in unserm Sprachschatz ein Wort, das man mit keiner Vokabel einer fremden Zunge übersetzen kann: „Stimmung". Es läßt sich kaum mit Sätzen erklären, was diese zwei Silben für uns bedeuten. Wenn alle Einzelheiten eines Naturbildes oder eines Gemäldes zu einander „stimmen", wenn ihre Teile wie auf das Gebot einer ordnenden höheren Kraft harmonisch in einander greifen, daß alles einem größeren Zwecke dient, dann fühlen wir das, was wir „Stimmung" nennen. Die Sehnsucht nach solcher Empfindung ist ohne Frage ein nationaler Charakterzug, der uns bei der modernen Malerei darum sehr zu statten kam, weil er unsre Künstler verhinderte, sich jemals ganz ins Technische zu verlieren. Das Formale in der Kunst wird nie bei uns eine ungebührliche Uebermacht erlangen.

Dieser Neigung kam die Malerei der Schotten entgegen, die, an Corot anknüpfend, die Völker Europas vor der Gefahr behüteten, das eigentlich Künstlerische in der Landschaft, den Gefühlsinhalt im Naturbilde zu verlieren, — eine Gefahr, die Claude Monets abenteuerliche Nachfolger eine Zeit lang nahe brachten. Die Maler von Glasgow suchen in ihren Landschaften einen Spiegel der eignen schwärmerisch-verträumten Art zu geben. Melancholische Nebel überdecken Bäume und Büsche, Felder und Wiesen mit einem feuchten Schleier, und eine leise Wehmut dringt in das Herz des Betrachters.

Baum, P., geb. 1859 Meißen, lebt in Dresden. Stud. in Dresden u. Weimar.

Bracht, E., geb. 1842 Morges, lebt in Berlin. Stud. in Darmstadt u. Düsseldorf; 1864—74 Kaufmann, dann wieder Maler. Weite Reisen nach Aegypten, Syrien, Palästina, Nordamerika; seit 1882 Prof. in Berlin; starker Einfluß auf zahlreiche Schüler. — Hannibals Grab; Abenddämmerung am toten Meer (Nat.); Gestade d. Vergessenheit. — Malkowsky: Dtsch. Kunst, 3. Jahrg.

Leistikow, W., geb. 1865 Bromberg, lebt in Berlin. Studium seit 1883 in Berlin bei Gude; Reisen nach Nieder-Deutschland u. d. skandinavischen Ländern. — Bilder aus der Mark, v. d. Küste, aus Schweden, Hafenbilder, Waldlandschaften. — Osborn, W. L.: Dtsch. Kunst u. Dekoration, Dec. 1899

Jernberg, O., geb. 1855 Düsseldorf, lebt ebda. Stud. dort u. in Paris. — Marinen v. d. schwed. Küste; holländ. u. deutsche Landschaften.

Die Teile des Bildes rücken einander näher, und es klingt heraus wie das Rauschen seiner Akkorde. Diese Landschaftskunst der Schotten hat in Deutschland mächtig gewirkt, und die Malergruppe, die sich unter Ludwig Dills Führung von der ablenkenden Unruhe Münchens nach dem nahen Dachau zurückzog, hielt sich unmittelbar an dies Vorbild. Dill war zuerst als Maler der Lagunen von Venedig bekannt geworden, die er aus der hellblau-rosigen Schönmalerei der italienischen Bazarkünstler, die sie in Beschlag genommen hatten, erlöste, indem er die Majestät der Kanäle, die weite Herrlichkeit jener seltsamen Inselwelt, die Pracht des grünen Wassers, das sie umspült, gewissenhafter studierte und ernster betrachtete. Dann aber schwenkte Dill zum Schottentum ab und führte, um fern von dem verwirrenden Stadtlärm der Natur näher treten und unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen, den Exodus nach Dachau aus, wie einst die großen Franzosen in Barbizon und Jozef Israëls in Zandvoort bei Amsterdam vor der nervenzersetzenden Hetzjagd des modernen Lebens Schutz gesucht hatten.

Der Prozeß von Barbizon und Dachau wiederholte sich in dem niederdeutschen Dorfe Worpswede, wo eine Schaar jüngerer Künstler: Mackensen, Modersohn, Overbeck, Vogeler, Am Ende, im ununterbrochenen Verkehr mit der Natur die neuen Lehren zu bethätigen versuchte. Die Ebene bei Bremen, die spröde Keuschheit des alten Sachsenlandes, die stillen weiten Moorlandschaften der sumpfigen Gegend, die sie so eindrucksvoll zu schildern wissen, — das ist ihre Domäne. Auch sie sind voll Eifer darauf bedacht, die Probleme zu lösen, die ihnen Luft und Licht so mannigfach darbieten. Auch bei ihnen ist daneben die geschlossene Bildwirkung, die abgerundete Stimmung ein Ziel. Ueberall trieb die Sehnsucht nach unverfälschter Natur und nach stillem, arbeitsamem Frieden die Künstler aus den Centren hinaus aufs Land. In Arenshoop an der Ostsee bildete sich eine kleine Kolonie. Wieder andere hausen ganz einsam für sich, abseits von der großen Heerstraße und abseits auch von Ge-

Dill, L., geb. 1848 Gernsbach, lebt in Karlsruhe. Zuerst Ingenieur u. Architekt; 1871 auf d. Ak. nach München, zu Piloty; Reisen, seit 1875 dauernd in München; seit 1893 Studien in Dachau; 1899 nach Karlsruhe. — Bilder aus den Lagunen von Venedig; aus d. Etsch- u. Po-Thal; aus der Landschaft bei Dachau. — Langhammer, D. Dachauer: Dtsch. Kunst, 2. Jahrg.; Pan, 3. Jahrg.

Die Worpsweder: Schultze-Naumburg: KfA. Bd. 12; Gildemeister: KfA. Bd. 15; Müller-Brauel: KuZ. Bd. 7. — Mackensen, F., geb. 1866 Greene in Braunschweig (Gottesdienst; trauernde Familie). — Overbeck, F., geb. 1869 Bremen. — Modersohn, O., geb. 1865 Soest. (Sturm im Teufelsmoor, Pinak.; D. alte Haus, Dresden.) — Vogeler, H., geb. 1872 Bremen (Gemälde, Radirungen, Zeichnungen mit Märchenmotiven; vgl. Braun: GK. Bd. 21).

Sperl, Joh., geb. 1840 in Franken, lebt in Aibling u. Kutterling. Stud. seit 1865 in München; seitdem innige Freundsch. mit Leibl. — Mackowsky: Illustr. Zeitg., Nov. 1900.

Olde, H., geb. 1855 Süderau. Erst Landwirth; Stud. in München seit 1879

nossen und Kollegen, wie Leibl und Sperl in Aibling, wie Hans Olde in Seekamp, wie Karl Vinnen auf dem Gute Osterndorf.

Schottische Anregungen wirkten auch in Lesser Ury fort, der aber durch seine koloristische Auffassung ein Lyriker der Landschaft von ganz individuellem Gepräge ward. Seine Oelbilder und noch mehr seine Pastelle sind schwärmerische Stimmungsgedichte von einem unvergleichlich zarten Duft der Farbe und einer Weichheit des Tons, die kaum ein anderer in Deutschland erreicht hat. Eine persönliche Technik, die er mit keinem teilt, ermöglicht es diesem Künstler, kleine Ausschnitte aus der Natur zu geben, die auf rein malerischem Wege mit einem geheimnisvollen Zauber von seltener Kraft unmittelbar auf das tiefste Empfinden der Beschauers wirken. Ury besitzt ein Verständnis für die sinnliche Kraft der Farbe, für die immanente Poesie der einfachsten Landschaft, für die Geheimnisse der Luft und des Lichtes, das ihn hoch über die Masse auch der tüchtigen Künstler emporhebt, deren wir uns heute erfreuen. Ueberdies hat er in großen Kompositionen, neben weniger Gelungenem, Werke von ergreifender Stimmung geschaffen. Aber er gehört zu denjenigen Künstlern des Jahrhunderts, deren Erfolge weit hinter ihren Leistungen zurückbleiben, weil das Publikum ihre Sprache nicht verstehen will.

Die Landschaftsmalerei zeigt deutlich, daß die moderne Kunst nicht an Stelle der alten Schablone lediglich eine neue gesetzt hat, sondern im Gegenteil nach der Emanzipation von den beengenden Schulvorschriften der übermäßig verehrten Tradition lediglich ein Bestreben hatte: Die Parole der Freiheit hochzuhalten. Die Entwicklung stand nicht still. Nach drei Richtungen hin war sie in fortwährender Bewegung: hinsichtlich der Technik, des Stoffgebiets und des Empfindungsgehalts. Die Freude an der Entdeckung des natürlichen Lichts hatte zunächst die Hellmalerei zur Folge. Im Gegensatz zu dem früher beliebten Ateliertou huldigte man auf der ganzen Linie mit Begeisterung dem Pleinairismus. Im Gegensatz zu dem saucigen Braun und der harten, grell-bunten Schönfarbigkeit der älteren Bilder suchte man einfachste Beleuchtungen auf und tauchte die ganze Natur in ein kreidiges Grauweiß. Aber allmählich lichtet sich diese graue Schicht wieder, und munter beginnen die echten Farben der Wirklichkeit sich in ihrem eigentlichen Werte zu zeigen. Die pleinairistische Schulmanier weicht allgemach, und die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß die Natur, ebensowenig grau wie braun, recht energische Lokaltöne besitzt, die eben das Fluidum der Atmosphäre mit einander zu höherer Einheit verbindet. Die Stimmung wird nun wärmer und bestimmter, die Palette bereichert sich. Man sucht nicht allein die leuch-

Ury, L., geb. 1862 Birnbaum. Kam als Kind nach Berlin; zuerst Kaufmann; Studienreisen nach Düsseldorf, Belgien, Paris, München, Stuttgart; seit 1887 dauernd in Berlin. — Landschaften aus der Gegend von Berlin, Hamburg, aus Oberitalien; größere Kompositionen: Jerusalem (Zürich, Gal. Henneberg), D. Mensch, Jeremias; Portraits. — Servaes in „Präludien" 1899.

tende Helle des Lichts, sondern auch die dunklere Farbigkeit der Schatten zu studieren. Die blau-violetten Akkorde, die eine Zeit lang als charakteristisches Merkmal moderner Malerei galten, erschienen in immer neuen Nuancen und Variationen auf den Ausstellungen. Zugleich kehrten die Maler mit geschärften Augen von der grellen Mittagssonne auch wieder zur der sanfteren Beleuchtung des Abends zurück, wie **Keller-Reutlingen**, der die geheimnisvollen Stunden der Dämmerung, oder **Benno Becker**, der gar die Majestät der schwarzen Nacht zu seiner Lieblingszeit erwählte. Ebenso verlangt das Auge nach dem langen Aufenthalt in der freien Luft wieder nach der Ruhe des Interieurs; Paul **Höcker** in München war der erste, der diesen Weg beschritt. In derselben Weise wie im Auslande, zumal in Frankreich, das in der Hauptsache immer aufs neue die entscheidenden Anregungen lieferte, erweiterte sich in Deutschland der malerische Gesichtskreis. Neben die absichtliche Eintönigkeit traten fein abgestimmte Kontraste, und sorgsam erdachte Farbenspiele. Auch den alten Meistern näherte man sich gelegentlich wieder, aber nun nicht mehr in demütiger Abhängigkeit, sondern in freier Neigung und mit dem Selbstbewußtsein, jederzeit stark genug zu sein, um das in froher Künstlerlaune angeknüpfte Verhältnis wieder zu lösen. Und hatte man, aus Widerspruch gegen die allzusehr auf Betonung der Form gerichtete Art der Aelteren, im Jubel über die neuentdeckten Aufgaben der Malerei sein ganzes Bemühen auf Betonung des Lichts und der Farbe gerichtet, so taucht aus den Fluten des Freilichts und des Kolorismus langsam auch die Linie, der Umriß wieder empor und verlangt sein Recht.

Hand in Hand damit geht der Wandel des Stimmungsgehalts. Die Freude an der unverfälschten Natur, die so lange durch willkürliches Arrangement verändert worden war, ließ es zuerst als höchstes Ziel erscheinen, objektiv ein Stück Wirklichkeit in seiner äußeren Erscheinung zu erfassen und wiederzugeben. Der Künstler trat zurück und ließ die Natur allein sprechen. Er unterstrich nichts und eliminirte nichts. Was er sah, stellte er dar, ohne danach zu fragen, ob es jedem Geschmack gefiel. Allmählich wird man dieser Selbstentäußerung überdrüssig. Der Maler empfindet wieder eine unvertilgbare Sehnsucht danach, seine eigene Empfindung in dem Bilde auszudrücken; nicht durch eine gewaltsame Veränderung des Naturausschnitts, sondern durch die Betonung eines bestimmten Teiles seiner Züge. Aus dem objektiven Künstler wird der subjektive, aus dem „Augentier" die individuelle Persönlichkeit, die nicht geneigt ist, alles das, was ihm Kopf und Herz erfüllt, zu Gunsten der natürlichen „Wahrheit" zu unterdrücken. Die Landschafter erken-

Keller-Reutlingen, P. W., geb. 1854 Reutlingen, lebt in München.

Becker, B., geb. 1860 Memel, lebt in München.

Höcker, P., geb. 1854 Oberlangenau, lebt in München. Stud. ebda, Paris, Holland; seit 1891 Prof. in München.

nen, daß es für solche Zwecke wohl am besten sei, die Natur der Heimat aufzusuchen. Waren sie früher mit Vorliebe nach Holland gewandert, um dort, im Reiche der großen Landschaftsmeister, die Ebene und ihre schlichte Größe zu studieren, so bleiben sie nun im Lande und nähren sich redlich. Zwischen Bild und Publikum tritt wieder der Maler, nicht erzählend oder als Reiseführer, sondern als Dichter, als lyrischer Stimmungspoet, als Volksliedsänger gleichsam. Die Dachauer, die Worpsweder, Leistikow in seinen märkischen Gemälden, die Karlsruher, Lesser Ury geben Kunde von dieser Verschiebung der künstlerischen Absichten, von diesem Erstarken des schottischen Einflusses gegenüber dem französischen. Nicht nur der malerische Geschmack, auch die Aufrichtigkeit und Wärme des Gefühls, das in einem Gemälde zu Tage tritt, werden nun maßgebend für die Schätzung seines Wertes. Auch das Figurenbild wird von dieser Strömung mitgenommen. Nicht mehr auf die absichtslose naturalistische Darstellung etwa von Scenen aus dem Leben der Arbeiter und Landleute, noch weniger auf die Erweckung socialpolitischer oder nationalökonomischer Gedanken kommt es an, sondern auf die Bewegung des Empfindens, auf die Erweckung unbestimmter, in Worten nicht zu fassender und eben darum echt künstlerischer Stimmungen.

Doch bei den Arbeiterscenen — und damit kommen wir zu der Wandlung auf stofflichem Gebiet — bleibt man nicht stehen. Das sociale Interesse der Zeit hatte in diese Sphäre gewiesen. Der Zorn gegen die süßliche Verschönerung und herzige Verzuckerung des wahrhaftigen Lebens, die vordem geradezu systematisch betrieben worden war, die auch das Dasein der Niedrigen, Armen und Unglücklichen lediglich zu amusanten Genrebildchen benutzte, hatte dazu verleitet, nun endlich einmal die harte Wahrheit, die Häßlichkeit und Ungerechtigkeit, den Schmutz und die Gemeinheit des Lebens zu schildern. Das war eine Notwendigkeit und eine Erlösung, aber es lag auch eine Einseitigkeit darin, und dieser Einseitigkeit ward man müde. Man erkannte, daß das moderne Leben auch anderswo charakteristisch und eigenartig in die Erscheinung tritt als in Werkstätten, Hütten und Schweinekoben. Die „Armeleutemalerei" hörte auf, die Ausstellungen zu beherrschen, und der Gesichtskreis erweiterte sich auch hier. „Der Naturalismus hängt nicht ab von der Wahl des Vorwurfs. Die ganze Gesellschaft ist seine Domäne, vom Salon bis zur Kneipe. Nur die Dummköpfe machen ihn zur Rhetorik der Gasse. Wir verlangen für uns die ganze Welt." So schrieb Emile Zola, der litterarische Großmeister der naturalistischen Prinzips. Und wie der Dichter in seinen Romanen nicht nur die Arbeiterwelt des „Germinal" und das Landvolk in „La Terre" behandelte, sondern auch das Theater und die Künstler, die Börse und den Krieg, das komplizierte Gedankenleben der Weltmenschen, der Gläubigen und der spekulativen Wissenschaft, die Atmosphäre der großen Städte und das nationale Leben des Bürgertums als dankbare Aufgaben willkommen hieß, so bemühte sich nun die bildende Kunst, den gesamten Inhalt des Zeitalters in all

seinen tausend Teilen und Teilchen, in allen Gestalten, die der große Proteus „Gegenwart" annahm, abzuspiegeln. Die vornehme Welt trat ergänzend zum Proletariermilieu. Neben der Misère suchte man den Luxus, neben dem Schmutz den Glanz, neben dem Elend die Lustigkeit, neben dem modernen Sklaventum das Leben der Genießenden und die Kreise der thätig Wirkenden, neben der Häßlichkeit die Schönheit wieder zu begreifen.

Während bei den andern Nationen, zumal in dem für uns in erster Linie wichtigen französischen Nachbarlande, diese Entwicklung langsamer vor sich ging, indem eine Etappe die andere organisch ablöste, folgten sich bei uns die Stadien in schnellem Tempo hintereinander. Der ganze Segen kam auf ein Mal, fast zu rasch. Das erschwerte taktisch die Loslösung von den älteren Schulen, die sich, im Gegensatz zu allen andrängenden neueren Bestrebungen, als eine festgeschlossene Masse fühlten. Die „Modernen", wie man mangels einer besseren Bezeichnung die Revolutionäre aller Schattierungen kurzweg nannte, erschienen infolgedessen dem Publikum wie den maßgebenden Faktoren des öffentlichen Lebens als eine Gesellschaft von unklaren Köpfen, eine in allen Farben schillernde Masse, eine unruhige, immer auf Neues bedachte Gruppe, der nicht zu trauen sei. Die kunstfremde, unerzogene Menge, gewohnt, sich in ihrer künstlerischen Beschäftigung auf ein bestimmtes, leicht übersehbares Programm stützen zu können, wurde ratlos, verwirrt, und wußte nicht mehr, „was sie zu denken hatte". Da machte man aus dieser Not eine Tuend und fand in der Verlegenheit das außerordentlich glückliche Wort „Secession", das in der Folge den Brennpunkt aller modernen Kunstbestrebungen in Deutschland bildete. Dieser Name wurde in einer guten Stunde im Jahre 1892 zu München geboren, und verdientermaßen ward er allenthalben gastlich aufgenommen. Er gab nicht allein ein anschauliches Blid des äußeren Vorgangs, der zu einem Zusammenschluß der jüngeren Künstler führte; er bezeichnete zugleich mit wünschenswerter Klarheit die Stellung, welche die kleine Gruppe der Aufrührer der Majorität ihrer Kollegen gegenüber einnahm. Der negative Charakter des Wortes deutete an, daß den Malern, die sich um seine Fahne schaarten, mehr daran gelegen war, aus einer bestehenden Gemeinschaft auszutreten, als ein neues Bekenntnis zu beschwören. Man wollte sich nicht auf ein positives Programm verpflichten; denn man wußte, daß Programme in der Kunst nur zu bald erschöpft sind. Keine neue Schule sollte begründet werden; denn gerade dem Schulzwang wollte man entfliehen. Einig waren sich die Stürmer und Dränger nur in dem, was sie verpönten: in ihrer Abkehr von der Gemächlichkeit des herrschenden Kunstbetriebes. Für die Art jedoch, wie diese Gemächlichkeit bekämpft werden sollte, wurden keine bindenden Prinzipien aufgestellt. Die „Secession" ließ den Individualitäten den denkbar größten Spielraum. Jeder sollte das Heil in seiner eigenen Weise erstreben, jeder nach seiner Façon selig werden. In Frankreich, wo die künstlerischen und litterarischen

Bewegungen zumeist von Gruppen ausgehen und geleitet werden, konnten auch im Emanzipationskampfe der modernen Kunst wiederholt geschlossene Trupps von Gleichgesinnten, die eine gemeinsame Parole ausgaben, vorteilhaft verwandt werden. In Deutschland, wo die Entwicklung stets auf einzelne Persönlichkeiten gestellt ist, bot allein diese zwanglose, unverbindliche Form eine Möglichkeit, die vorhandenen Kräfte wirksam zusammenzufassen und vor Zersplitterung zu bewahren.

In München ward die erste Schlacht geliefert. In dem Glaspalast, der dort bereits 1854 für die Zwecke der Kunstausstellungen erbaut war, hatte sich 1869 der Realismus Courbets, 1879 der Impressionismus Manets den Deutschen zuerst gezeigt. Hier brachte die internationale Ausstellung von 1888 den Beweis, daß fast alle Völker die Rezeption des modernen Lebens und Empfindens durchgeführt hatten, daß aber bei uns, wenn man von Liebermann absah, nur schwache Ansätze dazu vorhanden waren. Nun folgte eine Zeit des kleinen Krieges, der Vorpostengefechte der Verschwörungen, bis 1893 der Auszug der Jüngeren aus dem Glaspalast erfolgte und die erste Ausstellung der Secession oder, wie sie sich offiziell nannte, der „Vereinigung bildender Künstler Münchens" in einem kleinen neuen Hause am Englischen Garten eröffnet wurde.

Auch diese That stützte sich auf einen Vorgang in Frankreich. Dort hatte sich bereits seit geraumer Zeit die reinliche Scheidung vollzogen, die „Modernen" waren dem alten „Salon", der allsommerlich in den Champs-Elysées, im Industriepalast, stattfand, fern geblieben, um einen neuen „Salon du Champs de Mars" zu begründen. In Deutschland aber bedeutete der Schritt der Münchner noch etwas mehr als die Veranstaltung einer zweiten Ausstellung. Hier brachte er die erlösende Durchbrechung einer verknöcherten Einrichtung: der großen „Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft", die ganz Deutschland und einen Teil von Oesterreich umfaßte, — ein Band zur Wahrung künstlerischer Interessen, das längst zur Kette geworden war. In München selbst lebte freilich auch innerhalb der Genossenschaftskreise immer noch so viel künstlerische Kraft, daß der Kampf, der durch die Begründung der Secession entbrannte, wenigstens ein Kampf zwischen zwei künstlerischen Anschauungen war, zwischen den „Alten" und den „Jungen", die sich bei gleichen Zielen über die Wege zu diesen Zielen nicht mehr verständigen konnten. In den anderen deutschen Kunststädten aber war im Grunde von ganz anderen Dingen die Rede: nämlich von einem Streit um die Kunst überhaupt, von einer Auseinandersetzung zwischen der geschäftsmäßigen und der künstlerischen Gesinnung. Es handelte sich in Berlin, Wien, Düsseldorf, Dresden, Karlsruhe, Stuttgart nicht nur darum, „neue" Kunst, sondern überhaupt Kunst zu machen. Seit Jahrzehnten war das deutsche Kunstleben einerseits beherrscht von den früher fürstlichen, jetzt staatlichen Akademien, die sich mit wenigen Ausnahmen in den abseits vom großen Strome des nationalen Lebens gelegenen Residenzstädten be-

fanden, andrerseits von den Kunstvereinen, die sich mit der Pflege einer niederen Gattung von Kunst zufrieden gaben, von der Künstlergenossenschaft, die mehr die materielle Seite des Kunstlebens ins Auge faßte, und von den Ausstellungen, die teils von der Genossenschaft, teils von den Kunstvereinen veranstaltet wurden und infolgedessen nicht im Stande waren, die Kunst selbst wirksam zu fördern. Die Ausstellungen zogen auch das Ausland heran und machten Deutschland bald zu einem großen internationalen Kunstmarkt, auf dem sich zahlreiche Händler munter tummelten. Die Akademien aber waren viel zu schwach, diesem Betriebe und dieser weitverzweigten Organisation ein ideelles Gegengewicht zu bieten. Die wenigen wahrhaft großen, die Entwicklung vorwärts führenden Künstler, die uns in unserer Uebersicht bisher begegneten, wie Rethel, Schwind, Runge, Menzel, waren auf sich allein angewiesen und gelangten darum zu ihren Lebzeiten entweder gar nicht oder sehr spät zur Anerkennung. Denn es fehlte im ganzen deutschen Kunstleben das wichtigste Element: die unmittelbare Beziehung zwischen den Künstlern und dem Publikum.

Es ist das unvergeßliche, große Verdienst der Secessionen, hier Wandel geschafft zu haben. Sie stellten endlich wieder die Forderung auf, daß der Künstler sich um nichts als um seine Kunst zu bekümmern, daß er weder auf akademische Bestimmungen noch auf Ausstellungsparagraphen noch auf die Wünsche der Menge Rücksicht zu nehmen habe; sie gaben den Künstlern wieder einen Rückhalt und stellten endlich den unentbehrlichen direkten Verkehr zwischen diesen und dem Publikum her.

In Berlin fand der Gedanke eines notwendigen Zusammenschlusses der jüngeren Kräfte nach dem Beispiel Münchens zuerst Anklang, aber es dauerte lange, bis er eine Gestalt annahm, die Erfolg versprach. Zuerst trat nur eine kleine Gruppe auf, die sich — auch das nach einem Pariser Beispiel — ganz schlicht nach der Zahl ihrer Angehörigen die „Vereinigung der XI" nannte. Erst das Jahr 1899 brachte auch für die Reichshauptstadt eine „Secession", nachdem ihr inzwischen andere Städte, wie Dresden, Wien, Düsseldorf, vorangegangen waren. Wie in Wien gab auch schließlich in Berlin weniger die Entschlossenheit der Jüngeren als vielmehr die rücksichtslose Behandlung, die sie von Seiten der sich bedroht fühlenden akademisch-genossenschaftlichen Partei erfuhren, den Ausschlag. An der Donau waren es der Maler Felix und die Seinen, die 1897 wider ihren Willen der Sache der secessionistisch Gesinnten den großen Dienst leisteten, ihre Konsolidierung notwendig zu machen. In Berlin brachten zwei Jahre später Anton von Werner, der unversöhnlichste Feind aller neueren Bestrebungen, und seine Gefolgschaft den Stein ins Rollen.

Ueberall erblühte nun ein frisches Leben. Und wunderbar bewährte sich hier wie dort die allumfassende Liebe des secessionistischen Gedankens. Mehr als ein Mal im Verlaufe des letzten Dezenniums

bog der Weg plötzlich um, tauchten neue Ziele auf, von deren Vorhandensein man vordem nichts geahnt hatte. Immer aber erwies sich der Rahmen der Secession als groß genug, um die Vertreter jeder Anschauung in sich aufzunehmen, sofern sie nur ihr Wollen aus Eigenem zu bethätigen die Kraft hatten. In ihrem Hause sind viele Wohnungen. Wer immer ein persönliches Wort zu sagen weiß, wird ein Kämmerlein für sich darin finden; die individuelle Freiheit, des Künstlers höchstes Gut, wird Jedem garantiert. Eine Fülle verschiedenartigster Charaktere tritt uns entgegen, wenn wir in raschem Ueberblick die Führer des secessionistischen Heerbanns, die uns bisher noch nicht begegneten, vorüberziehen lassen.

Bruno Piglhein in München gehörte bis zu seinem allzufrühen Tode zu den eifrigsten Förderern der jungen Kunst. Er war die treibende Kraft bei der Begründung der Secession. Als Maler hat Piglhein so Verschiedenartiges geleistet, daß man von seinem Lebenswerke nur schwer ein einheitliches Bild gewinnt. Er konnte sehr viel, vielleicht zu viel, und sein leicht bewegliches Talent durcheilte ruhelos im Laufschritt alle Stoffgebiete. Am stärksten entwickelt war wohl seine dekorative Begabung, aber gerade hierfür fehlten ihm wieder die genügenden Aufträge. Und das Unglück wollte, daß seine schönste Leistung, das Rundbild von der Kreuzigung Christi, das der auf schlimme Bahnen geratenen deutschen Panoramenmalerei neue Ziele wies, ein Raub der Flammen wurde. So bietet sich der Nachwelt eine merkwürdige Zusammenstellung kleinerer Werke, die des vielseitigen Mannes sprunghafte Thätigkeit bezeugen: fesche, pikante Frauengestalten von einem Chic, den man sonst in Deutschland vergeblich sucht, liebenswürdige Scenen, die die Klippe des Genrehaften stets umsegeln, religiöse Gemälde von tiefer Innigkeit, Centaurenbilder voll sinnlicher Lebenslust, Porträts von feinsten malerischen Qualitäten, dekorative Entwürfe von festlicher Anmut — eine seltsam bunte Welt, die nur von dem künstlerischen Ernst ihres Schöpfers, der an alle diese Aufgaben mit der gleichen Liebe herantrat, zusammengehalten wird.

Graf Leopold von Kalckreuth, der von München nach Karlsruhe kam und dann nach Stuttgart berufen wurde, um dort an der Erneuerung des Kunstlebens mitzuarbeiten, ging vom Naturalismus aus. Wie Liebermann lernte er in Holland die Welt mit freiem Auge betrachten. Er malte Seeleute und Bauern in ihrer ganzen schlichten Rustizität. Aber von vornherein war sein Sinn

Piglhein, B., geb. 1848 Hamburg, gest. 1894 München. Erst Bildhauer in Hamburg u. Dresden, dann Maler, Stud. in Weimar u. München; 1885—86 Reise nach Palästina. — Grablegung Christi, Die Blinde (Pinak.); Moritur in Deo (Nat.). — Muther, B. P.: ZBK. 1887; Benno Becker, B. P.: Nation Bd. 11.

Kalckreuth, Graf L. v., geb. 1855 Düsseldorf, lebt in Stuttgart. Stud. in Weimar u. München; 1885—90 Prof. in Weimar, dann in München; 1896 nach Karlsruhe; 1899 nach Stuttgart. — Fuchs, Graf K.: Dtsch. Kunst u. Dekoration, 3. Bd.

mehr auf monumentale Ruhe als auf Liebermanns nervöse Beweglichkeit gerichtet. Seine Farben sind stärker, seine Linien energischer, und trotz aller Treue der Einzelbeobachtung wuchsen seine Gestalten bald über den Einzelfall hinaus zu Repräsentanten ihres Lebenskreises, ja zu symbolischen Figuren von mächtiger Eigenart. Wenn Kalckreuth ein verschrumpeltes Bauernweib malt, so darf er in der That dem Bilde den Titel „Das Alter" geben. Es fand den Weg, der aus den Grenzen des Naturalismus in ein Neuland führt. — Neben Kalckreuth wirkt in Stuttgart heute Ludwig Herterich, der mit flottem Pinsel die Welt und die Jahrhunderte durchstreift hat und in jüngster Zeit mit Vorliebe an ritterlichen Kraftgestalten, die mit starkem Arm für ein erträumtes hohes Ziel in den Kampf ziehen, seine kernig-deutsche Art erprobt.

In Holland hat sich, wie Graf Kalckreuth, auch Hans von Bartels die entscheidenden Anregungen geholt. Er malt, am liebsten in Aquarellfarben, das Meer und das Leben der Küstenbewohner, der Fischer und Schiffer, die er in glänzenden Darstellungen zu schildern nicht müde wird.

Gotthart Kuehl ward in Dresden der Verkünder der neuen Lehren und der Münchner Kunst. Er hatte nicht erst nötig, sich in Holland den Sinn für derbe Einfachheit zu erwerben; denn er fand, als geborener Lübecker, in seiner niederdeutschen Heimat genug Gelegenheit, das Stoffgebiet zu studieren, zu dem die Zeit drängte. Kuehl ist der Meister der hellen, freundlichen Interieurs, der sauber gescheuerten Dielen, der roten Ziegelböden und Dächer. Doch seine Lust am Malerischen, am Spiel der Lichter führte ihn auch zu anderen Aufgaben: zu lustigen Rokokoscenen und in die schimmernde Pracht alter Kirchen, wo die Strahlen der Sonne über kunstvolles Gitterwerk, gewundene Säulen, kostbaren Altarschmuck, über Priester in prächtigen Gewändern und sonntäglich gekleidete Menschen hüpfen. Seitdem Kuehl in Dresden auf der Akademie lehrt und das Kunstleben mit Glück und Energie erneuert hat — die internationale Ausstellung, die dort 1897 stattfand, war sein eigenstes Werk —, hat er in der launigen Zopfherrlichkeit der sächsischen Hauptstadt neue Nahrung für seine individuellen Neigungen gefunden. In seinen Ansichten von der alten Elbbrücke schuf er impressionistische Straßenbilder von kostbarem Reiz, die in Deutschland ohne Vorgang und Beispiel sind und sich ähnlichen Arbeiten Pissarros ruhig an die Seite stellen dürfen.

Herterich, L., geb. 1856 Ansbach, lebt in Stuttgart.

Bartels, H. v., geb. 1856 Hamburg, lebt in München. Stud. in Hamburg u. Düsseldorf; seit 1885 in München; Reisen nach Italien, Holland, England, Frankreich; 1891 Prof. — Küstenbilder mit Figuren; Marinen. — Weizsäcker: GK. 1893; Ostini: BKM. 1897.

Kuehl, G., geb. 1851 Lübeck, lebt seit 1894 als Prof. in Dresden. Stud. in München, Paris, Holland; 1888—93 in München. — Ave Maria, Holländ. Bibelstunde (Pinak.); Altmännerhaus (Nat.). — Graul: GK. 1893.

Ein lebendiges Zeugnis der allgemeinen Wandlungen ist das Werk Hugo von Habermanns, dessen kraftvolles Temperament sich durch altmünchner Piloty-Einflüsse hindurchdrang. Er entrichtete in den achtziger Jahren der pessimistischen Wirklichkeitsmalerei seinen Zoll, aber ganz entfaltete er sich erst, als er auch dem Naturalismus entwuchs. Nun entstanden allegorische und mystische Bilder in seltsamen Stilisierungen, und nun kamen die merkwürdigen Frauenbilder zur Welt, die an dekadenter Sensibilität nicht hinter Degas zurückbleiben. Es sind keine „schönen" Weiber, die Habermann malt, aber sie haben einen prickelnden Reiz, dessen Zauber sich kein Auge entziehen kann. Eine wahre Wut erfüllt diesen Künstler gegen das Alltägliche, Herkömmliche, und seine Begier treibt ihn zum Ungewöhnlichen, Aparten, ja zum Perversen. Schmale Gesichter sieht man mit blitzenden Augen voll glühender Sinnlichkeit; überschlanke Arme, in denen jeder Nerv verlangend zittert, zarte Leiber von wollüstiger Schmiegsamkeit. Das alles ist mit einer souveränen Sicherheit hingeworfen, teils mit höchst raffinierter Benutzung eines dunkeln Grundtons, den Habermann sich aus seiner frühesten Epoche noch bewahrt hat, teils in freier hellichter Pastelltechnik.

Malerische Temperamente vom Scheitel bis zur Sohle sind zwei jüngere Künstler, die auch in München auftraten: Max Slevogt und Louis Corinth. Sie verleugnen beide nicht ihre deutsche Herkunft, das zeigt ihr Ringen mit der Schwere der Oelfarbe, und sie besitzen überdies eine so urwüchsige Derbheit und einen so scharfen Blick für das Charakteristische, wie man ihn in Paris nicht lernen kann. Slevogt ist der gewandtere, behendere, Corinth, ein starkknochiger Ostpreuße, der schwerere, wuchtigere von beiden. Jener zerreißt die Fesseln der Konvention mit spielender Leichtigkeit, dieser sprengt sie mit stürmischer Gewalt. Eine starke Sinnlichkeit ist hier wie dort; doch Slevogt ist dabei pikant oder grotesk und phantastisch, Corinth hat etwas von der „infernalischen" Fleischfreude des Rubens. Aber darin treffen sie sich, daß sie mit instinktivem Malergefühl die entscheidenden Tonwerte, Kontraste und Linien überall herauswittern. Wie in der Extase lassen sie ihre Pinsel über die Leinwand rasen, und es kommt wohl vor, daß sie sich dabei einmal gründlich verhauen.. Oft ist schon mit ein paar skizzenhaften Strichen — und das ist bezeichnend für eine ganze Schar aus dem modernen Lager — die malerische Lust gebüßt. Doch sie haben Leidenschaft und Liebe zu ihrer Kunst, und darum gewinnt auch der Beschauer sie

Habermann, H. v., geb. 1849 Dillingen, lebt in München.

Corinth, L., geb. 1858 Tapiau, lebt in Berlin u. München abwechselnd. Stud. in München u. Paris; 1887—91 in Königsberg.

Keller, A. v., geb. 1845 Gais in d. Schweiz, lebt in München. Stud. in München; Reisen; längerer Aufenthalt in Paris. — Jairi Töchterlein (Pinak.); Hexenschlaf; Faustina; Diner; Portraits. — D. Werk A. v. K.s 1899.

lieb. Sie haben Temperament, und darum werden sie leben und künftigen Zeiten verkünden, wie die unsere sich betrachtete.

Ein malerisches Temperament anderer Art ist Albert Keller. Er kennt keine grobdeutsche Derbheit, er hat die Noblesse des Weltmanns. Delikate Farbenwirkungen zu suchen, immer auf neue koloristische Sensationen zu fahnden, ist seine Lust. Keller malte die Eleganz der vornehmen Welt, das Leben der Gesellschaft, graziöse Damen und Cigaretten rauchende Kavaliere. Aber er ging auch in vergangene Zeiten zurück und schilderte farbenprächtige Scenen aus dem orientalischen Urchristentum, da das Wunder lebendig war, aus dem Mittelalter, da man schöne Hexen verbrannte, aus der üppigen Welt des alten Rom, da nackte Frauen unter blauem Himmel im marmornen Bassin ein erquickendes Bad nahmen.

Dem Reichtum dieser Münchner Kräfte hatte Berlin nur verhältnismäßig wenig an die Seite zu stellen. Neben Liebermann stand von Anfang an Franz Skarbina, der mit ihm in den achtziger Jahren an die Spitze der modernen Bewegung in der Reichshauptstadt trat. Skarbinas künstlerische Persönlichkeit ist nicht so festumgrenzt und geschlossen wie die Liebermanns; er war stets mehr geneigt, neue Einflüsse in sich aufzunehmen. Mit einem eminenten malerischen Geschick und koloristischen Sinn ausgestattet, hat er den Lehren des Impressionismus Anhänger geworben. Die Geschmeidigkeit seines Talents verlieh ihm die Fähigkeit, alles Neue und Interessante, was er sah, sich mit spielender Leichtigkeit anzueignen. Hat ihn auch seine behende Virtuosität zeitweilig dazu verleitet, den Wandlungen des internationalen Geschmacks mit nervöser Hast nachzugehen, so hat er doch gerade durch diese Beweglichkeit unendlich viel zur Einbürgerung der modernen Gedanken in Berlin beigetragen. Wie Liebermann ging auch Skarbina von Menzel aus. An den Altmeister erinnert seine Freude am geistreichen Spiel der Lichter, die Schärfe seiner Beobachtung und die Liebe zur friedericianischen Epoche, die immer wieder hervorbricht. Aber in Holland lernte Skarbina dem Menzelschen Witz entsagen und in Paris erwarb er sich eine Leichtigkeit der Pinselführung, wie man sie in Berlin bis dahin nicht kannte. Er malte zuerst Arbeiter und Landleute, wie das der Zeitgeschmack verlangte. Doch sein eigentlichstes Gebiet fand er erst, als er anfing, komplizierteren Beleuchtungseffekten nachzugehen und die muntere Bewegtheit des modernen Straßengetriebes, erst in Paris, dann in Berlin, zu schildern. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit und einer malerischen Technik, die der Liebermanns überlegen ist, weiß Skarbina auch den schwierigsten Aufgaben mühelos gerecht zu werden, die Welt und Leben ringsum bieten. Charakteristisch waren für ihn einige

Skarbina, F., geb. 1849 Berlin, lebt ebda. Kurze Studien auf der Berliner Ak.; Reisen nach Südtirol, Belgien, wiederholt nach Paris; dort 1885—86 seßhaft; 1878 Prof. in Berlin, trat 1893 v. dieser Stellung zurück. — Voß, E. Berliner Realist: KfA. 1888; Pietsch, F. S.: VKM. Sept. 1895; Hermann: ZBK. 1892.

Jahre die zierlichen Bildchen, die einen Blick aus dem Fenster ins Gewühl der Stadt festhielten. Der gelbe Schimmer der Gaslaternen streitet mit dem weißen Licht der elektrischen Bogenlampen. In den Schaufenstern locken die hellbeleuchteten Waren die Käufer an, und über das Trottoir hasten eilige Menschen. Oder es ist Regentag, und der nasse Boden der Straße wirft alle Lichtscheine glitzernd zurück; die Damen heben sich mit mehr oder weniger Grazie den Rock hoch, Herren mit aufgeklapptem Kragen, Kinder mit großen Schirmen, Boten mit Packeten, Dienstleute, Droschken, Equipagen, Schubkarren — alles jagt in lustiger Hetze an einander vorbei. Oder das bunte Jahrmarktstreiben des Berliner Weihnachtsmarkts thut sich vor uns auf. Nach einer kurzen Episode der Unruhe und der sprunghaften Unsicherheit gelangte Skarbina dann, zumal in den letzten Jahren, zu einem festen persönlichen Stil. Die prickelnde Manier wich einem vornehmen Grundton, das Spielerige, Leichte einer ernsten, stimmungsvollen Ruhe, und aus dem Lärm der großen Städte zog sich der Künstler in die träumerische Stille kleiner Nester zurück.

Mit Liebermann und Skarbina fechten in Berlin außer den Landschaftern, die schon an anderer Stelle erwähnt wurden, noch eine Reihe von Malern, über die ein letztes Wort heute noch nicht möglich ist, für die neuen Lehren: Ludwig Dettmann, ein vielseitiger Künstler, der neuerdings mit Erfolg versucht hat, die moderne Vortragsart auf die dekorative Monumentalmalerei zu übertragen; Hugo Vogel, hervorragend als Porträtist und Figurenmaler, der ähnliche Versuche angestellt hat; Curt Herrmann, ein koloristischer Gourmé, der den Reizen raffinierter Farbenzusammenstellungen nachgeht; Arthur Kampf, der in vielen Sätteln gerecht ist; Hans Baluschek, einer der Begabtesten aus der jüngsten Generation, der mit unerbittlicher socialkritischer Schärfe die Proletarierwelt Berlins schildert.

Die Tiermalerei hat sich wieder in München verjüngt. Sie hat mit der wachsenden Liebe zur Natur und mit der Pflege der Landschaft an Bedeutung gewonnen. In Barbizon wirkte neben den Meistern des paysage intime Constant Troyon, der die fetten Rinder der fruchtbaren Ebene so unvergleichlich schilderte und eine ganze Schule von ausgezeichneten Tiermalern begründete. In Frankreich

Dettmann, L., geb. 1865 Adelbye bei Flensburg, lebt in Berlin. Seit 1895 Prof. — Illustrationen; landschaftl. Genrebilder; Aquarelle aus Deutschland u. vom Gardasee; Dekorative Gemälde für d. Rathhaussaal in Altona.

Vogel, H., geb. 1855 Magdeburg, lebt in Berlin.

Herrmann, C., geb. 1854 Merseburg, lebt in Berlin.

Kampf, A., geb. 1864 Aachen, lebt in Berlin. 1892 Prof. in Düsseldorf, 1898 in Berlin. — Wilhelm I. auf d. Paradebett (Pinak.); Rede des Prof. Steffens 1813 (Nat.); Rede Friedrichs d. Gr. an seine Generale; Bildnisse; Studien aus d. modernen Leben. — v. Oettingen, A. K.: Kuß. Bd. 6.

Baluschek, H., geb. 1870 Breslau, lebt in Berlin.

bildeten sich auch die älteren Vertreter dieses Sondergebietes in Deutschland, aus: Teutwart Schmitson, der Frankfurter, der, wie sein Freund und Landsmann Adolf Schreyer, am liebsten wilde, zügellose Pferde mit glänzendem Vortrag malte; Brendel, der, wie Troyons Gefolgsmann Charles Jacque, als „Schafmaler" berühmt wurde; Paul Meyerheim, der Sohn des Berliner Genremalers Eduard Meyerheim, der seinen trefflichen Tierbildern von Anfang an am liebsten einen anekdotischen Beigeschmack gab oder gar, in Kaulbachs Art, in ihnen zugleich witzige Karikaturen auf die menschliche Gesellschaft lieferte; Thomas Herbst in Hamburg, der in außerordentlich feinen Bildchen die niederdeutsche Landschaft mit Kühen und Pferden bevölkerte. Kraftvoller setzten nun die Münchner ein. Neben Victor Weishaupt, der bald nach Karlsruhe gezogen wurde, war es hauptsächlich Heinrich Zügel, der in durchaus origineller Auffassung mit mächtiger, breiter Technik seine Kühe und Ochsen im hellen Schein der Mittagssonne oder im farbigen Schatten dunkler Bäume beobachtete und damit vorher unerreichte Wirkungen herausbrachte. Neben und unter Zügel traten Hubert von Heyden, Rudolf Schramm-Zittau u. a. auf, die der Tiermalerei ganz neue Wege wiesen.

Im Porträt war München allein durch Franz von Lenbach herrschend, der nach manchen Anfeindungen im Laufe der Jahre Künstler und Publikum zur Anerkennung und Bewunderung zwang, bis er in der allgemeinen Schätzung am Ende des Jahrhunderts als einer der größten Bildnismaler aller Zeiten dasteht. Es besteht in

Schmitson, T., geb. 1836 Frankfurt a. M., gest. 1863 Wien. Studium in Düsseldorf; von da nach Karlsruhe, 1857 nach Berlin; 1860—61 in Italien; dann nach Wien.

Brendel, Alb., geb. 1827 Berlin, gest. 1895 Weimar. Studien in Berlin, Paris u. Italien; 1854—64 dauernd in Paris; 1864—69 im Sommer in Barbizon; 1875 Prof. in Weimar. — Katal. d. Ausstell. v. A. B. in Nat. 1896.

Meyerheim, Paul, 1842 Berlin, lebt ebda. Sohn Ed. M.s; Studien unter dessen Leitung; lange Reisen durch Deutschland, Schweiz, Holland, Belgien; längerer Aufenthalt in Paris, Besuch in London. 1881 Prof. — Thierbude, Antiquar (Nat.); Kunstreiter; Menagerien; Thierfabelbilder; Affenscenen; Gesch. d. Lokomotive (Berlin, Villa Borsig); Illustrationen zu Reineke Fuchs.

Herbst, Th., geb. 1848 Hamburg, lebt ebda.

Weishaupt, V., geb. 1848 München. lebt seit 1895 als Prof. in Karlsruhe.

Zügel, H., geb. 1850 Murrhardt, lebt in München. Stud. in Stuttgart u. München; 1894 Prof. in Karlsruhe, 1895 in München.

Heyden, H. v., geb. 1860 Berlin, lebt seit 1885 in München.

Lenbach, F. v., geb. 1836 Schrobenhausen (Oberbayern), lebt in München. Sohn e. Maurermeisters, bei dem er zuerst arbeitete, 1856 an die Münchner Ak.; 1857 Schüler Piloty's, dann nach Rom; Verbindung mit Graf Schack; 1860 Prof. in Weimar: 1862 wieder nach München. — In der Frühzeit realistische Scenen: Hirtenbube (Schack), Vor d. Wetter flüchtende Bauern; Portraits: in zahlr. Wieder-

Lenbach ein merkwürdiger Widerspruch: er ist der leidenschaftlichste Priester der Alten, aber in seinem ganzen Empfinden durchaus ein Mensch von heute. Der raffinierte Geschmack, mit dem er seine Farben wählt, seine wundervollen Frauen und Kinder gelegentlich in bunte Kostüme steckt, die kultivierte Sinnlichkeit des Kolorits, die geistreiche Art, in wenigen skizzenhaften Zügen die Hauptlinien eines Kopfes unvergleichlich auf den Karton oder die Leinwand zu zaubern, das tiefe Gefühl für menschliche Größe, der Respekt vor der Persönlichkeit des Einzelnen, das alles sind Züge, die man kaum getrennt in dieser Ausprägung bei Künstlern früherer Zeiten finden kann, geschweige denn in solch grandioser Vereinigung. Bei Lenbach geht alles darauf hinaus, mittelst des Lichtes das ganze Bild zu einer Einheit zusammenzufassen, die Nebendinge der dominierenden Gesichtsfläche völlig unterzuordnen, alles, auch die Hände zu vernachlässigen und allen Nachdruck auf das Auge zu legen. Das Auge, dieser Spiegel der Seele, ist das, was ihn zuerst und hauptsächlich, oft ganz allein interessiert. Durch die kleine Iris sieht er hinab in die tiefsten Brunnen, und er schöpft aus ihnen alles, alles heraus. Wie von selbst gliedert sich das andere an, gruppieren sich die Gesichtszüge um den lebenglühenden Blick. Lenbach zeigt die Menschen im Zustande der höchsten Steigerung ihrer innersten Natur, in ihren „besten Momenten", in flüchtigen Sekunden, wo etwa durch irgend einen Vorgang, ein Erlebnis, eine That, eine Erregung oder durch das Aufblitzen eines Gedankens ihre Hauptcharakterzüge plötzlich auf dem Antlitz erscheinen und sich von dem Wissenden ablesen lassen, um sofort wieder zu verschwinden. Das können Augenblicke sein, die manche seiner Modelle nur sehr selten, andre vielleicht nur ein einziges Mal in ihrem Dasein, andre wieder — überhaupt nicht erleben. In dieser unpreußischen Art hat er die führenden Persönlichkeiten aus Preußens größter Epoche, den alten Kaiser, Bismarck, Moltke und ihre Zeitgenossen, die Dichter und Musiker, Staatsmänner und Gelehrten, Künstler und Forschungsreisenden, porträtiert und sich damit den Dank kommender Jahrhunderte gesichert. Er wird einst für Bismarck das werden, was Menzel uns für Friedrich den Großen ist: der geniale Geschichtsmaler, dem das Volk seine ganze innere Kenntnis, seine ganze Vorstellungswelt von der großen historischen Persönlichkeit verdankt.

Lenbach hat etwas vom Schwärmer. Seine Männer-Porträts sind keine Berichte, es sind Hymnen, stolze Gedichte in frei fließenden Rhythmen. Seine Frauenbilder aber sind rauschende Musik voll berückender Klänge und buhlerisch einschmeichelnder Melodien. Diese

holungen Bismarck, Kaiser Wilhelm I., Moltke, ferner R. Wagner, Liszt, W. Busch, Heyse, Semper, Böcklin, Döllinger, Schwind; zahlr. Damenportraits; Bildnisse seiner Kinder. — L.s zeitgenöss. Bildnisse 1888; Pietsch, F. L.: Nord u. Süd, Bd. 44; Gurlitt, L.s Bismarckbildnisse: Gegenw., Bd. 37; Helferich, L.s zeitgenöss. Bildnisse: Nation, Bd. 5; v. Berlepsch, F. L.: BKM. 1891—92; Rosenberg, L. (KM. Nr. 36) 1898.

Renaissanceweiber mit den üppigen Formen, der duftenden weichen Haut und den halbgeschlossenen Lidern, aus denen funkelnde Augen unter langen zitternden Wimpern feucht hervorschimmern, mit dem vollen goldroten Blondhaar und der kokett zurückgeworfenen Kopfhaltung, die so sieghaft im Bewußtsein ihrer Schönheit den Beschauer ins Auge fassen, wie weiland Aphrodite den Sohn des Priamus auf dem Idaberge angeschaut haben mag, diese herrlichen Gestalten, deren Reize hier ein Rubenshut, dort ein orientalisches Gewand noch stärker hervortreten läßt, und die bei aller Aehnlichkeit mit königlichen Erscheinungen früherer Jahrhunderte doch den nervösen, müden Zug der Gegenwart nicht verleugnen können, — sie hat nie einer vor Lenbach gemalt, und keiner wird sie nach ihm malen.

Aber dieser moderne Mensch, der ein Heutiger ist bis in die Fingerspitzen, dieser Meister ist in seiner Technik ein Schüler. Freilich, der größte Schüler der größten Lehrer, aber doch ein Abhängiger, der nach ganz selbständigen, kräftig realistischen Anfängen auf weiten Reisen und in langer Kopistenthätigkeit zu viel in sich aufgenommen hatte, um sich jemals wieder davon befreien zu können. Rembrandt und Rubens, Van Dyk und Velazquez, Tizian und Gainsborough haben ihm ihre Geheimnisse ins Ohr geraunt, und es scheint, als habe er sich ihnen mit einem Tröpfchen Blut verschrieben.

So steht Lenbach trotz der Wunderpracht seiner Werke doch nicht am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklung. Er ist der letzte unübertreffliche Nachahmer der Alten, der letzte Maler, der, selbst ein Meister, sich ganz und gar in altmeisterlichen Bahnen bewegt. Es leuchtet ein, daß es durch diese Lage der Dinge einen Punkt geben muß, wo er sich mit seinen Zeitgenossen nicht mehr versteht, nicht nur mit den jüngeren Künstlern, mit denen er gar oft schon hart aneinander geraten ist, sondern auch mit den zuschauenden Kunstfreunden Es giebt in dem modernen Empfindungszustand eine Provinz, der man mit den Mitteln der alten Meister unmöglich beikommen kann, weil sie diesen Großen selbst noch verschlossen war. Es ist die Provinz, wo der spezifische Stimmungsgehalt unserer Zeit ansässig ist, die aus tausend Elementen zusammengesetzte, schwer definierbare Atmosphäre dieser seltsamen Uebergangsepoche, wo alles Alte zusammenstürzt und fragende Augen ratlos in die Zukunft starren. Darauf muß Lenbach verzichten, und es muß ein ganz anders geartetes Künstlergeschlecht auftreten, um auf diese Bahnen hinzuweisen. England besitzt bereits heute einen Meister, der solchen Zielen nachstrebt: James Whistler, der die Sprache des kommenden Jahrhunderts spricht. An ihm bilden sich die jüngeren englischen und französischen Porträtisten.

Die Deutschen sind bisher zurückgeblieben. Leo Samberger

Samberger, L., geb. 1861 Ingolstadt, lebt in München.

Kaulbach, F. A. v., geb. 1850 Hannover, lebt in München. Sohn d. Malers Friedr. K.; Stud. bei diesem, in Nürnberg u. München; hier dauernd seit 1872,

in München begnügt sich damit, Lenbachs Wegen zu folgen. F. A. Kaulbach ist ein eleganter Techniker, aber in die Tiefen der Seele steigt er nicht hinab. Zahlreiche andere Künstler, die das Porträt mehr nebenher, oft als melkende Kuh, behandeln, haben vielfach sehr interessante Leistungen aufzuweisen, ohne aber, wie Lenbach und die Alten oder wie Whistler und seine Nachfolger, eine ganze Kultur in ihren Werken zu vereinigen. In Berlin herrscht in der Hauptsache immer noch eine ehrlich-realistische, nicht selten etwas trockene Bildniskunst, deren sympathischster Vertreter Max Koner war. Gestützt auf ausländische Muster schafft dort Dora Hitz mit modernen Mitteln ihre entzückenden Kinderporträts. In Berlin aber lebt auch der einzige deutsche Porträtist, der heute auf jene angedeuteten neuen Ziele hinweist: Reinhold Lepsius. Er giebt mit der matten Noblesse seiner Töne, mit dem feinen Nebel, der sich über die Farben und Lichter niedersenkt, wundervolle Bildnisse seiner Menschen, weniger durch scharfe Charakteristik, sondern mehr durch eine Beschwörung ihrer Seele. Ein Porträt von Lepsius ist zugleich ein malerisches Spiel von selbständiger Bedeutung, ein Stückchen Lyrik, ein persönliches Bekenntnis, ein „état d'âme", wie es die Landschaft schon längst geworden ist.

* *
*

Der Naturalismus war ein großes Reinigungsbad für die Kunst. Sie war in weite Fernen ausgezogen und hatte den Zusammenhang mit der Welt verloren. Nun hatte sie, wie Antäus durch die Berührung mit der mütterlichen Erde, durch die Versenkung in die Natur ihre alte Kraft gefunden. Aber es war unmöglich, sich bei diesem Erfolge zu bescheiden. Die unvertilgbare Sehnsucht des Menschengeistes, über die Grenzen hinauszublicken, die ihm die Wirklichkeit gesteckt hat, sich mit der ewigen Urkraft alles Lebens, die sich nicht begreifen, die sich nur ahnen läßt, in Verbindung zu setzen, dem Wesen der Dinge nachzugrübeln, sich über die Wahrheit der äußeren Erscheinungen emporzuheben, — sie trat wieder gebieterisch auf und verlangte von der Kunst ihr Recht. Die Söhne des 19. Jahrhunderts waren zuerst der neuen Kultur entflohen, dann hatten sie sich ihr, von ihrer Gewalt ergriffen, bedingungslos hingegeben. Jetzt hatten

1886—88 Dir. d. Ak. — Figuren u. Genrescenen aus d. dtsch. Renaissance; Portraits. — Graul: WM. Bd. 78; Habich: KfA. Bd. 15.

Koner, M., geb. 1854 Berlin, gest. 1900 ebda. Studien ebda; Reisen nach Italien, Spanien, Holland, Frankreich usw.; 1892 Prof. in Berlin. — Zahlr. Portraits Kaiser Wilhelms II.; Menzel; Curtius; Dubois-Reymond.

Hitz, Dora, geb. 1856 Altdorf bei Nürnberg, lebt in Berlin. Stud. in München u. Paris; in Bukarest 1876—80 u. in Paris 1880—90 Arbeiten für den König v. Rumänien u. Carmen Sylva; seit 1892 in Berlin.

Lepsius, R., geb. 1857 Berlin, lebt ebda. — Portr. v. Curtius u. a. — Tito: Preuß. Jahrbücher Bd. 90.

sie sie begriffen und damit zugleich auch überwunden. Jetzt erkannten sie, daß noch lange nicht die letzte Etappe der Menschenentwicklung gekommen sei, und das neue Leben, das sie eine Zeitlang nur als eine Summe von Teilen angesehen hatten, erschien ihnen als ein Ganzes, als ein großer Organismus, dessen tiefsten Gesetze nun nachzuforschen galt.

Zugleich ward ihnen der Zusammenhang klar, der die Gegenwart mit der Vergangenheit im Innersten verknüpfte. Das Walten der ewigen Kraft, vor deren Majestät alle die scheinbar so grandiosen neuen Werte so winzig waren, zog sie wieder an, und mit der Hilfe der Phantasie suchten sie sich aufs neue ihr zu nähern. Dem Realismus trat ein neuer Idealismus entgegen, der seine Anschauungen nicht nur dem äußeren, sondern auch dem inneren Auge verdankte, dem Naturalismus eine neue Romantik, die wieder den Ahnungen und Träumen nachging, die in jedes Sterblichen Brust schlummern, dem Versenken in die Natur und die Wirklichkeit das Streben nach einer fernen, hohen Schönheitswelt. Aber diese Wünsche konnten sich nicht in der gleichen Weise äußern wie die ähnlichen der Menschen vom Anfang des Jahrhunderts. Von diesen schied die Generation, die jetzt heranwuchs, eine breite Kluft; zu viel Erfahrung, zu viel Erkenntnis, zu viel neue, vordem unmögliche Empfindungen lagen dazwischen. Der ungeheure Unterschied wird am deutlichsten da, wo sich äußerlich eine Aehnlichkeit, eine Anlehnung bemerkbar macht.

Auch die neue Romantik fand eine Parallelerscheinung in der Litteratur. Aber in der Schule der Wirklichkeit war die bildende Kunst erstarkt, sie ließ sich nicht mehr von der Poesie ins Schlepptau nehmen. Sie war es vielmehr selbst, die jetzt die Führung übernahm, den anderen Künsten zeigte, wie man dem neuen Geist der Zeit Ausdruck geben könne, und eine Fülle von Anregungen nach allen Seiten ausstreute.

Auch in dieser letzten Phase der Modernität blieb Deutschland Jahrzehnte hindurch hinter England und Frankreich zurück. Auch hier waren es erst die entscheidenden Einflüsse des Auslandes, die unserer Kunst die neue Richtung wiesen. Und doch besaßen wir, ebenso wie früher in Menzel, auch hier seit langem schon einen Künstler, der aus eigner Kraft längst alles das gefunden hatte, was man jetzt mühsam suchte: Arnold Böcklin. Wie Menzel war auch

Böcklin, A., geb. 16. Oct. 1827 Basel, lebt bei Florenz. Studium 1846 in Düsseldorf bei Schirmer, in Antwerpen u. Paris, wo er 1848 den Juni-Aufstand erlebt; 1849 Rückkehr nach Basel, Erfüllung der Militairpflicht; 1850 nach Rom, dort bis 1856; 1853 Heirath mit e. Römerin; 1856 nach München, Bekanntschaft mit Graf Schack; kurzer Aufenthalt in Hannover; 1860 wieder in München, sodann Berufung an die Ak. nach Weimar; dort bis 1862; dann, bis 1866, wieder in Rom; 1866—71 in Basel; wiederum nach München; 1874—85 in Florenz; 1885 nach Zürich (Freundschaft mit Gottfried Keller), 1894 nach San Domenico bei Florenz. — Pan im Schilfe (1857); Wandgemälde (Gesch. d. Feuers) bei Konsul Wedekind,

dieser Gewaltige abseits von aller Schablone, von Akademien und Publikumwünschen einsam seinen Weg gegangen; aber noch mehr als Menzel blieb er unverstanden. Denn die Sprache, die er redete, war zu schwer, als daß man sie so rasch hätte erlernen können.

Pan, der phantastische Erdengott der Alten, ist wie eine Verkörperung der aus Phantastischem und Irdischem gemischten Kunst Böcklins. Der schweizer Meister hat uns wie keiner der Künstler des Jahrhunderts die Liebe zur Herrlichkeit der Natur gelehrt, die er selbst empfand. Aber seinem Gigantensinn genügte nicht ein schlichtes Lied auf ihre keusche Schönheit. Er brauchte rauschende Hymnen, klingende, brausende Akkorde, um ihre Pracht wie im Orgelsang zu verkünden. Jede seiner Landschaften hat etwas Großartiges, Feierliches, als sei sie eines Gottes Heiligtum, der sie in königlicher Güte besonders bedacht habe. Böcklin steigert die Stücke der Welt, die er schildert, ins Grandiose. Das Zufällige, das ihre Einzelerscheinung mit sich bringt, streift er mit souveräner Verachtung ab. Er sucht das Elementare, daß darin steckt. Er verfährt dabei wie ein Gott, wie eine zweite Natur, so mühelos und selbstverständlich wirkt seine schöpferische Kraft. Doch wenn er das Unwichtige ausscheidet und nur die Hauptzüge, nun freilich mit verzehnfachter Kraft, betont, hat er nichts gemein mit der „heroischen" Stillandschaft der Koch und Rottmann. Nicht von außen trägt er seine stilisierenden Gesetze in die Natur der Landschaft hinein, sondern er entwickelt sie aus dem Kern ihres Wesens. Die wuchtige Großartigkeit der Böcklinschen Landschaft ist frei von jedem Pathos; sie beruht lediglich auf einer immanenten Feierlichkeit. In diesen Bildern ist kein lautes Sichbrüsten, sondern eine schweigende Majestät, die allein durch ihre Existenz den Betrachter ergreift und mit ehrfurchtsvoller Scheu erfüllt. Die üppige Pracht Italiens bot dem Schönheitstrunkenen einen willkommenen Anhalt. Stellte er die

Hannover (jetzt in Berlin); Pan erschreckt d. Hirten (1860); Venus u. Amor; Gang nach Emmaus (1863); Anachoret; Villa am Meere (1864); Römische Weinschenke, Bachanal (1864); Klage des Hirten (1865); Fresken im Baseler Museum (darunter Flora mit ihren Kindern); Frühlingsreigen (1868 Dresden); Drachenschlucht, Mörder u. d. Furien (1870); Venus Anadyomene, Burgbrand, Pièta, Centaurenkampf, Fischende Pane (1873); Florabilder (1876); Frühlingsbilder (darunter: Frühlingstag, Nat.); Meeresbrandung (Nat.); Schlafende Diana von Faunen belauscht (1877); Betender Einsiedler, Gefilde d. Seligen (1878. Nat.); Heiligthum d. Herakles (1879); Dichtung u. Malerei (1882); Toteninsel (in verschiedenen Fassungen, d. erste 1880); Sommertag (1881—82); Prometheus (1882); Heiliger Hain, Burg am Meer, Spiel d. Wellen (1883 Pinak.); Gott Vater u. Adam (1884); Schweigen im Walde (1885 Berlin, Gal. Wesendonk); Centaur in der Dorfschmiede, Cimbernschlacht, Meeresidyllen, Susanna im Bade; Fischpredigt d. H. Antonius; D. Krieg; Selbstportraits 1872, 1873, 1885 (mit d. Weinglase), 1893. — Katal. d. Ausstell. v. A. B. in d. Ak. Berlin 1898; **Gurlitt**: KfA. 1894; v. **Ostini**, BKM. 1894; **Meißner**, A. B. (Künstlerbuch Nr. 1) 1898; **ders.**: KuZ. 1893; Böcklinwerk (1892 ff., Photogravuren); **Lehrs**, B., Ein Leitfaden 1897; **H. A. Schmid**, B. 1899.

dunkle Silhouette der ragenden Pinie gegen den hellleuchtenden Abendhimmel, so wuchs sie noch höher empor, düsterer noch wurde ihr tiefes Dunkelgrün, blendender dagegen die Luft, weiter und gewaltiger der Raum zwischen ihr und dem fernen Horizont. Und rührender erschien zu ihren Füßen die Wiese mit den freundlichen Blumen, die nun im Festeskleid dastehen wie unschuldige Kindlein, die zur heiligen Kommunion gehen, schalkhafter murmelte zur Seite das klare Bächlein in seinem steinigen Bett. Jeder Zug ward potenziert. Alles ward ausdrucksvoller.

Und Böcklin vereinfachte und steigerte vor allem auch durch die Farbe. Niemand hat vor ihm Landschaften von solchem Kolorit, von solcher Glut und Leuchtkraft der Lokalfarben zu malen gewagt. Unlöslich ist die Farbe mit der Form bei ihm verbunden. Sie wird eins der Elemente, die, fest aneinander geschlossen, dem einen Zweck zustreben: eine bestimmte Empfindung mit intensiver Kraft im Beschauer auszulösen. Unter des Meisters Pinsel wachsen die Kräfte der Palette. Das Helle wird leuchtender und glühender, das Dunkle voller und tiefer. Allenthalben ein Steigen, ein Wachsen. Es ist der Natur innerste, wahrste Wesenheit, und ist doch wieder nicht Natur. Das Bild strebt gewissermaßen zum Urphänomen der Landschaft, zu dem Ideal, das dem Schöpfer der Welt vorgeschwebt haben mag, und das ihm nicht so ganz gelang, weil ihn die leidige Materie hinderte, seine göttliche Absicht ohne Rest durchzuführen.

So dringt Böcklin mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Tiefen unseres seelischen Lebens vor. Mit Jubel und heiliger Freude und klingenden Hoffnungen erfüllen uns die heiteren Lenzesbilder. In tiefster Seele packt uns die grandiose Wucht seiner ernsten Werke. Nichts bringt uns das Gefühl des Umsonst, des Vergeblichen, das wir schließlich voll Wehmut als das Ende unsres Erdewallens erkennen, so nahe wie die Wellen, die vor der Villa am Meere unaufhörlich ans Ufer rollen, heranströmen und wieder zurückgleiten, wie Symbole des Ewigen und zugleich Wahrzeichen des Zwecklosen. Und wenn es in Kopf und Herzen stürmt — vor dem tiefen Frieden des Felseneilands im südlich blauen Meer, da die Toten zur letzten Ruhe bestattet werden, vor der weihevollen Predigt dieser dunkelragenden Cypressen kann man Lebensgleichmaß wiederfinden.

Solche Wirkungen sind nur denkbar durch die straffste Konzentration. Alle Teile schließen sich in Böcklins Bildern fest zusammen. Landschaft und lebende Geschöpfe verschmelzen zu einer Einheit. Hätte Preller einen Prometheus gemalt, so hätte er die Figur eines Mannes und wahrscheinlich noch einen lebergierigen Geier in eine wilde Felsenlandschaft hineingesetzt und zwar so, daß diese Felsenlandschaft ebenso gut ohne Mann und Geier hätte bestehen können. Wie hat Böcklin das geschildert! Bei ihm wird Landschaft und Prometheus eins, sie bilden ein Ganzes. Der Riesenleib des Giganten scheint verwachsen mit dem Gebirge auf dessen zerklüftetem Rücken er ruht, und verwachsen zugleich mit den Wolken, in deren Konturen

die Umrißlinien seines Körpers aufgehen. Mit dem Auge des Dichters hat Böcklin erkannt, wie der Mythus überhaupt zustande kam, wie er hervorging aus der aufgeregten Phantasie ursprünglicher Völker, wenn sie voll Grauen zu den steilen Gipfeln emporsahen, auf denen seltsame Wolkengebilde lasteten.

Die Gestalten in Böcklins Bildern sind nicht mehr „figürliche Staffage". Sie sind der letzte Ausdruck der Stimmung, der die Landschaft dient, eine knappe Zusammenfassung alles dessen, was jene in breiterer Ausführung vortrug. Des Meisters Poetenauge sieht mit der mythenbildenden Kraft der Antike in die Welt. Da erscheinen hoheitsvolle Frauen, in faltenreichen schimmernden Gewändern, spielende Kinder, die in holder Unbewußtheit sich tummeln, gepanzerte Ritter und Krieger, die auf Abenteuer durch die Oede ziehen, oder bei heulendem Sturm zum Herakles beten. Wilde barbarische Gesellen jagen zum mörderischen Kampfe gegen ihre Feinde heran, rasen über die Brücken und waten durch das kalte Wasser des Flusses voll leidenschaftlicher Gier und wahnwitziger Todesverachtung. Verfallene Villen werden zu römischen Oestrien, wo bracchantische Gelage gefeiert werden. Im kühlen Haine, wo die Kronen der Bäume geheimnisvoll rauschen, knien Priester und opfern der Kybele. Und in der Einsamkeit der menschenleeren Natur kommen die alten, ewigen Fabelgestalten hervor. Die wogenden Fluten des Meeres teilen sich, gleißende Nixen mit glänzend weißen Leibern, weinrote Wassercentauren, lüsterne Tritonen tauchen empor. In Felsenschluchten hebt der alte Pan sein Bocksgesicht aus dem Gebüsch. In den Wäldern schlummern Nymphen, von Faunen belauscht. Der Satyr bläst auf der Syrinx, das Einhorn schreitet mit großen dunkeln Augen durch die Schatten hoher Bäume und trägt eine stille Dryade auf seinem Rücken. An steiniger Küste sitzt in der Höhle ein unsterbliches Weib und läßt zu den wilden Akkorden der Brandung ein düsteres Lied auf goldener Harfe ertönen. Die Gefilde der Seligen öffnen sich, und ein Rausch jubelnder, wundervoller Farben macht das Auge trunken.

Böcklin hat gezeigt, daß man das Erbe der Antike nutzen kann, ohne doch sich um zwei Jahrtausende künstlich zurückzuschrauben. Er hat die Fabelwelt der Alten zu neuem Leben erweckt, und ist doch ein Deutscher geblieben. Wir glauben an die Existenz dieser Wasser-, Erd- und Waldgötter, und wir lächeln über den Physiologen, der an der Hand wissenschaftlicher Gesetze nachweisen wollte, daß Böcklins Centauren und tierische Halbgötter nicht lebendig sein könnten. Aber wir haben auch die bestimmte Empfindung, daß alle diese elementaren Herrschaften, wenn sie sich einmal in einer festlichen Walpurgisnacht treffen würden, nicht griechisch und nicht lateinisch und nicht italienisch, sondern nur deutsch, wahrscheinlich schweizer-deutsch mit einander reden würden. Dies deutsche Element lebt auch trotz der fast ausschließlich in Betracht kommenden italienischen Urbilder in Böcklins Landschaften. Es sind südliche Striche, mit dem Auge eines Germanen gesehen, mit der Kunst eines nordischen Balladendichters

beschrieben. Es lebt in ihnen bei aller Farbenglut eine so harte, starre Größe, bei aller Gestaltenfülle eine so unheimliche Ruhe, daß man fühlt: kein Römer und kein Italiener hätte sein Vaterland je so betrachtet. Und noch in einem andern Punkte ist Böcklin ein echter Sohn seines Volkes: in der urwüchsigen, unverwüstlichen Gesundheit, die seinen Werken innewohnt. Wie ihr Schöpfer selbst bis ins biblische Alter hinein den Jahren und manchem widrigen Geschick trotzte, so sind auch sie erfüllt von männlicher Kraft. Weiche Eleganz, Pikanterie, zarte Schlankheit ist diesem Maler nie gelungen, er hat sie auch nie gesucht. Seine Sinnlichkeit ist nicht raffiniert, sondern derb und zugreifend. Und so viel weibliche Herrlichkeit er auch gemalt hat, er bleibt stets der Centaur, der, wie einst Chiron die Helena und Nessus die Dejanira, eine schöne Last auf seinem breiten, zottigen Rücken trägt.

Wie Menzel blieb Böcklin lange Zeit allein. Man hörte in Deutschland nicht auf ihn, und erst als vom Auslande her eine neue antinaturalistische Parole ertönte, näherte man sich seinem Reich. Die Engländer waren die ersten, die einstens die Wirklichkeitskunst begründet hatten, bei ihnen machte sich auch zuerst die Reaktion gegen sie geltend. Die Gruppe der „Präraffaeliten" hatte längst, zugleich mit ihren Reformbestrebungen im Gebiet der malerischen Technik, das Reich der Phantasie aufgesucht und antike wie mittelalterliche Motive mit modernem Gefühl und englischer Anschauungsart erneuert. Dante Gabriel Rossetti, seine Nebenmänner Holman Hunt und John Everet Millais, und die stolze Gruppe seiner Nachfolger: Edward Burne-Jones, William Morris, George Frederick Watts, Walter Crane, sie hatten ein Künstlerland entdeckt, wo gedankentiefe, zarte Träume, in schwärmerischer Extase erschaut, eine mystisch vertiefte Innigkeit, eine milde, ätherische, rein seelische Schönheit und übersinnliche Gestalten herrschten. In Frankreich hatten, teils unter englischem Einfluß, ähnliche Wünsche Wurzel geschlagen. Wie ein jüngeres Geschlecht von Litteraten, an ihrer Spitze Huysmans, dem Symbolismus huldigte und dem „Koloß" Zola den Krieg erklärte, so strebten die bildenden Künstler aufs Neue zu phantastischen Höhen empor. Gustave Moreau ließ seltsame Gestalten alter Mythologien, mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, aus dem Grabe steigen. Puvis de Chavannes ward der Erneuerer der dekorativen Malerei, indem er die edle Einfalt und stille Größe der Antike wundervoll mit moderner Resignation verknüpfte. Aman-Jean, Eugène Carrière, Henri Martin führten in ein duftiges, fernes Traumland, Besnard in einen Zaubergarten voll unerhörter Farben, die die Wirklichkeit nicht kannte. Und im benachbarten Belgien, wo Maeterlincks subtile Stimmungspoesien reiften, trat Fernand Khnopff auf, ein Seher, dessen verzücktem Auge geheimnisvolle Sibyllengestalten erscheinen, die lautlos durch den Aether schweben und Felicien Rops, der in grausigen, satanistischen Visionen sich über die irdische Alltäglichkeit erhob. Es erstand eine Kunst, die wieder der

Unsagbaren, Unerklärlichen nachforschte und in Symbolen auszudrücken suchte, was Menschenwort nicht erklären kann, die sich weitab vom Lärm der Maschinenwelt im Quell der religiösen Mystik badete und durch die Lüfte und Meere den Flug zu den fernen Ufern der Schönheit wagte, die nur das innere Auge schauen darf.

Die Kunde von dieser neuen Kunst kam nun nach Deutschland. Auch hier lebten Kräfte, die von der allzuklaren Verständigkeit des absoluten Realismus fortdrängten. Doch unser Volkstum, zu gesund, um an dem Hautgout dekadenter Uebersinnlichkeit Geschmack zu finden, verband diese Sehnsucht zunächst mit dem Hang zu schlichter Hingebung an das Unbegreifliche, zur Frömmigkeit, die sich in Deutschland lebendiger erhalten hatte als in den raffinirteren Kulturen des Westens. Eine religiöse Malerei ward bei uns der Uebergang von der kalten Reproduktion der Wirklichkeit zu einer verinnerlichten Anschauung. Die historische Epoche hatte sich auf diesem Gebiete einerseits den alten Italienern sklavisch angeschlossen, andrerseits aus dem religiösen Gemälde ein orientalisches Kostümbild gemacht; der Sinn für „Echtheit" hatte verlangt, die Vorgänge der biblischen Ueberlieferung mit aller Exaktheit geschichtlicher Kenntnisse zu schildern, und sie damit ihres legendarischen Zaubers entkleidet. Nur wenig war mehr von der Innigkeit der Nazarener übrig geblieben; höchstens in den kunstlosen Stichen und Buntdruckbildern, die das Zimmer der Bauern und kleinen Leute schmückten, hatte sich noch etwas von der kindlichen Frömmigkeit Overbecks erhalten. Nun fand man vom Realismus selbst wieder den Weg zu ihr. Eduard von Gebhardt ging auf die Art der alten Meister zurück, die ausnahmslos die Scenen des alten und neuen Testaments im Kostum ihrer Zeit dargestellt hatten. Er hatte freilich noch nicht den Mut, die Konsequenzen dieses Gedankens zu ziehen, und begnügte sich damit, den deutschen Meistern der Reformationszeit zu folgen, seine biblischen Darstellungen ins 16. Jahrhundert zu versetzen. Aber die herzliche Einfachheit des Empfindens, die Unbefangenheit, mit der die Gestalten der Evangelien in seinen Gemälden zu deutschen Bürgern gemacht waren, übte eine außerordentliche Wirkung aus. Gebhardt machte damit die Bahn für Fritz von Uhde frei, der diesen Weg zu Ende ging. Uhde,

Gebhardt, E. v., geb. 1838 St. Johann in Esthland, lebt in Düsseldorf. Studien 1855—57 in St. Petersburg, dann in Karlsruhe; 1860 nach Düsseldorf; Reisen, zumal in Holland; 1873 Prof. — Letztes Abendmahl, Himmelfahrt Christi (Nat.); Auferweckung von Jairi Töchterlein, Lazarus; Kreuzigung (Hamburg); Pietà (Dresden): Christus u. d. reiche Jüngling. — Rosenberg, G. (KM. Nr. 38); Schaarschmidt: KuZ. 1899.

Uhde, F. v., geb. 1845 Wolkenburg i. S., lebt in München. Nach künstlerischen Anfängen Kavallerie-Offizier, Theilnahme am Kriege 1870; 1876 Besuch in Wien bei Makart; 1877 Uebergang zur Malerei; von nun ab meistens in München; 1879—80 in Paris bei Munkacsy, 1882 Studienreise in Holland, Fahrten nach Berlin, Dresden, Studien im Gebirge und in Dachau. — Reiterbilder; realistische

einer der größten Techniker des deutschen Impressionismus, als Maler allein eine der wichtigsten Persönlichkeiten in der Kunstgeschichte des ganzen Jahrhunderts, hatte die Kühnheit, urchristliche Einfachheit mit der Komplizirtheit der modernen Welt unmittelbar zu verbinden. Seine heilige Familie ist eine Handwerkerfamilie der Gegenwart, seine Apostel schlichte Leute unserer Zeit. Sein Christus tritt in das niedrige Zimmer des deutschen Bauern und segnet sein Mahl, er predigt auf dem Berge wackeren Landleuten, die von der Feldarbeit herbeikommen, am See bayerischen Mädchen mit blonden Defreggerzöpfen, er läßt im schmucklosen Raum des modernen Volksschulzimmers die Kleinen zu sich kommen — ein Christus der armen Leute, ein Tröster der Mühseligen und Beladenen am Ende des 19. Jahrhunderts, ein edler Prophet der Nächstenliebe und Ergebenheit in der Zeit des Socialismus. Uhde war erst verhältnismäßig spät zur Kunst gekommen. Als sächsischer Leutnant hatte er den französischen Krieg mitgemacht, als Rittmeister nahm er, fast dreißigjährig, seinen Abschied und ging nach München, um Malerei zu studieren. Liebermann zeigte ihm den Weg nach Holland, wo damals so viele sich von der Mitgift der Pilotyschule befreiten, und dort entwickelte sich Uhde zu einem Meister der treuen Beobachtung und der Freilichtmalerei. Doch er ging bald auch über diese Stufe hinaus und malte jene anfangs so heftig angegriffenen, dann so ehrfurchtsvoll bewunderten Bilder, in denen er, wie Gerhart Hauptmann in „Hanneles Himmelfahrt“, rücksichtslose Wahrheitsschilderung und Phantasie, grobe Wirklichkeit und traumhafte Erscheinungswelten, die rauhe Außenseite des Lebens und zarteste Empfindung mit einander vermählte.

Von deutscher Frömmigkeit erfüllt ist auch Hans Thoma's Werk. Der stille Meister von Frankfurt, der vor wenigen Jahren erst in eine offizielle Stellung, an die Spitze der Karlsruher Galerie, berufen wurde, ist von fernher verwandt mit Böcklin. Auch er ist ein Träumer, ein Dichter. Aber ihn zog es nicht über die Alpen zur üppigen Schönheit des Südens. Er, der Deutscheste der Deutschen,

Scenen aus München und Holland, Trommlerübung; Komm Herr Jesus sei unser Gast (Nat.): Lasset die Kindlein zu mir kommen (Leipzig); Bergpredigt; Heilige Nacht (Dresden); Gang nach Bethlehem, Flucht nach Aegypten, Abendmahl, Tobias in mehreren Fassungen; Seepredigt; Um Christi Rock; Tischgebet (Paris, Luxembourg); Jünger v. Emmaus; Bergpredigt. Portraits (Münchner Schauspieler; seine Töchter). — Bierbaum, F. v. U., 1893; Meißner, F. v. U. (Künstlerbuch Nr. 5) 1900; Graul, GK. 1892; Grimm, Armeleutmalerei: Dtsch. Rundschau Bd. 76.

Thoma, H., geb. 1839 Bernau im Schwarzwald, lebt in Karlsruhe. Kam 1859 an d. Karlsruher Ak. zu Schirmer; Studien in der Schwarzwälder Heimath; 1867 u. 68 Reisen nach Düsseldorf u. Paris; 1871—74 in München, dann nach Frankfurt, Reise nach Italien, zurück nach Frankfurt; 1875—77 wieder in München, seitdem ständig in Frankfurt; 1899 Ruf als Dir. d. Museums nach Karlsruhe. — In e. kühlem Grunde; Gemüsestand; Centaurenbilder; Dämmerung im Buchenwald

blieb auf der heimatlichen Scholle. Dort sitzt er und blickt über die deutsche Erde hin, über Wiesen und Bäche, über Berggelände von milden, sanften Konturen und Wälder voll rauschender Wipfel, über Aecker und Dorfhäuser, in denen einfache Menschen wohnen. Dem Sohn des Schwarzwaldes konnte es nicht schwer fallen, den Anschluß an die vaterländische Volkskunst zu gewinnen. Mit tiefem Verständnis folgte er den Pfaden der altdeutschen Meister, der Dürer, Altdorfer, Lukas Cranach. In den Holzschnittlinien und der mattgedämpften Farbe seine Gemälde und Lithographien lebt nicht der stolze Rhythmus Böcklinscher Kunst; es klingt aus ihnen wie die Melodie eines deutschen Volksliedes. Stille Landschaften steigen vor uns auf, grüne Höhenzüge, deren sanfte Umrisse sich in der Weite verlieren, liebliche Flußthäler mit sauberen Städtchen, die ein einsamer Wanderer durchschreitet, dunkle Eichenwälder, von murmelnden Bächlein durchzogen. Der Landmann versieht ernst und schweigsam hinter dem Pfluge sein Tagewerk oder spielt am Feierabend nach gethaner Arbeit auf seiner Geige. Kinder tanzen einen Reigen und singen ein Liedlein dazu oder lassen sich von der Großmutter in schummeriger Dämmerung Märchen erzählen. Oder der Himmel öffnet sich und eine Engelswolke hebt sich in die Lüfte, eine rosige Fülle von drolligen kleinen Kinderleibern mit großen Köpfen und verwunderten Augen. Alles ist liebe Musik, unmittelbares Gefühl. Die Figuren der biblischen Geschichte und heiligen Legende erscheinen, nicht wie bei Uhde, aber wie in Dürers Holzschnitten, als deutsche Bauern und Bürger. Und auch die phantastischen, unter dem Einfluß Böcklins entstandenen Gestalten, die Thoma's Bilder und Blätter beleben, die Nixen und Centauren, Dryaden und Meergötter, sind innig verwachsen mit der Landschaft, keine antiken Halbgötter, sondern Wundergestalten aus deutschen Märchen. Seine Engel sind nicht lockige Himmelsprinzen, wie sie die Madonna der italienischen Renaissance durch die Wolken tragen, sondern kleine Heinzelmännchen, putzige Buben mit kleinen Falterflügeln, Elfen aus Oberons Hofstaat. Thoma ist kein glänzender Techniker, man kann ihm manche Fehler gegen die Gesetze der Zeichnung und der Malerei nachweisen, aber gerade in dieser Unbeholfenheit, die weniger aus Unkenntnis denn aus künstlerischer Absicht zu kommen scheint, wirkt der seelische Gehalt seiner kostbaren Werke noch stärker und ergreifender. Freilich, die naive Heiterkeit des 16. Jahrhunderts ist verschwunden. Eine leise Schwermut liegt in Thoma's Bildern, eine sehnsüchtige Verträumtheit ist über sie gebreitet. Es ist, als öffneten alle die Gestalten, die sie beleben, ihre Lippen und

Taunuslandschaften; Dorfgeiger; Engelsgruppen; Christus u. d. Versucher; Frühlingseinkehr; Gralsburg; Frühlingsgedanken; D. Hüter d. Thals; Meerwunder; Flucht nach Aegypten. Federspiele 1892—93; Kostümwerk f. d. Bayreuther Spiele; Selbstportraits u. andre Bildnisse; Lithographien. — Th.-Werk 1900; Thode, Th., 1891; ders.: GK. 1892; Ostini, Th. (KM. Nr. 46) 1900; Meißner, H. Th. (Künstlerbuch Nr. 4) 1899; Hansson, Th.: Cosmopolis Bd. 3.

sängen mit halblauter Stimme im Chor :„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.“

Kaum ein zweiter Künstler außer Böcklin besitzt heute einen so mächtigen Einfluß auf die jüngere Generation wie Thoma. Aber langsam nur, nach Jahrzehnten der Verkennung, hat sich der liebe Meister von Frankfurt aus Deutschland erobert. Dort in der Stille, unbekümmert um die wechselnde Meinung der Welt, nur der Stimme in der eigenen Brust gehorchend, schuf er seine köstlichen Werke. Die reiche Stadt am Main nimmt überhaupt in der Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine Sonderstellung ein. Neben Hamburg ist sie der einzige Ort gewesen, wo eine eigene, bodenwüchsige Kunst, abseits von den Akademien, emporgeblüht ist. Von Frankfurt waren Adolf Schreyer und Teutwart Schmitson ausgegangen, dort ist Trübner ansässig geworden. Dort hat sich auch um Hans Thoma ein Kreis von Freunden und Schülern gebildet, der seinen Lehren folgt. Wilhelm Steinhausen, der Thoma's Archaismus noch mit der Frömmigkeit der Nazarener verbindet, die Philipp Veit einstens nach Frankfurt gebracht hatte, ist die hervorragendste Persönlichkeit dieser Gruppe.

Mit ganz anderen Elementen versetzte Gabriel Max, auch noch ein Angehöriger der älteren Generation, seine religiösen Bilder. Er hat nichts von der kindlichen Gläubigkeit Gebhardts oder Thoma's, auch nichts von dem socialen Ernst Uhdes, sondern wirtschaftet mit raffinierteren Zügen. Max war von Hause aus ein Schüler Pilotys, aber er hat in jener Zeit des erwachenden Kolorismus weniger historische Begebenheiten als vielmehr kleine Bilder von einer Intimität der Stimmung und einer Leuchtkraft der Farbe gemalt wie wenige in Deutschland. Mit virtuoser Technik näherte er sich dann den interessanten Problemen, die von der modernen Naturwissenschaft aufgeworfen wurden. Die Theorien der Darwin-Häckelschen Anthropogonie, die neuen Forschungen der Psychologen, aber auch das Treiben der Spiritisten und Hypnositeure war es, was ihn fesselte. So entstanden seine merkwürdigen Affenbilder, die ihm sogar — ein merkwürdiger Erfolg — den Ehrendoktor einer philosophischen Fakultät eintrugen, und die Gemälde, die von aufgeregten Träumen eines Geistersehers Kunde zu geben scheinen, so traten seine rätselhaften Frauengestalten hervor, diese Medien mit den hysterisch-bleichen Gesichtern und den dunkeln Glutaugen. Und wenn er sich nun religiösen

Steinhausen, W., geb. 1846 Sorau, lebt in Frankfurt. — **Weizsäcker**: GK. Bd. 16.

Max, G., geb. 1840 Prag, lebt in München. Studien in Prag, **Wien** u. München, bei Piloty: blieb dauernd dort. — **Märtyrerin am Kreuz; Löwenbraut; Astarte; Geistergruß; Adagio; Madonna; D. Anatom; Licht; Maria Magdalena; Jungfrau v. Orleans; Illustrationen: D. junge Nonne; Anna Kathar. Emmerich (Pinak.); Jesus heilt e. Kind (Nat.); Affenbilder. — Mann, 1891; Meißner, G. M.: Kuß. 1899.**

Aufgaben zuwandte, war es ihm weniger um die schlichte Frömmigkeit als um die schwärmerische Verzückung, um die geheimnisvolle Mischung religiöser und erotischer Extase zu thun, die zur Zeit der mittelalterlichen Mystik eine Rolle gespielt, die dann die Romantiker beschäftigt hatte und nach ihrem Beispiel nun auch die Anhänger der dekadenten Neuromantik beunruhigte. Max begegnete sich auf diesem Wege mit Paul Höcker und Albert Keller, die ähnliche Versuche anstellten.

Mit einem Schlage aber zeigte sich nach diesen Vorbereitungen in der deutschen Malerei der wachsende Einfluß Böcklins. Schon in den achtziger Jahren lebte und strebte neben dem schweizer Meister ein Künstler, der lange Zeit vergessen blieb: Hans von Marées. Er wollte Böcklin ergänzen und aus eigner Kraft die monumentale Malerei erneuen, die Lehren der Antike und der Renaissance mit modernem Geiste durchtränken. Doch was Puvis de Chavannes in Frankreich gelang, blieb Marées in Deutschland versagt. Man hatte damals noch keinen Sinn für eine phantastische Schönheitswelt, für große, feierliche, dem Alltag entrückte Kompositionen. Und Marées hatte weder Böcklins Dauerbarkeit noch seinen unerschütterlichen Glauben an sich selbst. Wie Anselm Feuerbach verzehrte er sich in inneren Kämpfen, und bevor er, fünfzigjährig, starb, war er ein gebrochener Mann. In dunklen schweren Farben sind seine großen Bilder gemalt, in strengen ernsten Linien aufgebaut. Marées war kein großer Techniker, mit Pinsel und Zeichenstift hat er sich mühsam gequält. Aber bedeutsam sind diese Gemälde in ihren dekorativen Qualitäten. Immer schwebt der Zweck vor: einen Saal, eine Halle, einen festlichen Raum zu schmücken. Nirgends ist ein aufgeregtes Spiel, überall würdige Ruhe, Gemessenheit. Gestalten aus einer erträumten Idealwelt treten auf, in der nur die Forderungen der Schönheit Geltung zu haben scheinen.

Kraftvoller und wirksamer nahm jedoch jetzt ein neues Geschlecht auf, was Böcklin gelehrt hatte. In Max Klinger erstand dem

Marées, H. v., geb. 1837 Elberfeld, gest. 1887 Rom. Stud. in Koblenz, Berlin (bei Steffeck); 1856—64 in München, dann in Italien bis 1870; nach Deutschland zurück; wieder nach Süden, dauernd in Rom. Die Mehrzahl seiner Werke in d. M.-Galerie in Schleißheim. — Fiedler, H. v. M., 1891; Wölfflin, M.: ZBK. 1893; Pidoll, v., Aus d. Werkstatt e. Künstlers; Krebs: Pan, 5. Bd.

Klinger, M., geb. 18. Febr. 1857 in Plagwitz bei Leipzig, lebt ebda. Ging 1873 nach Karlsruhe, um bei Gussow zu studiren; 1875 mit diesem nach Berlin; dort, mit Ausnahme des Militairjahres, 1876—79; 1878 erste Ausstellung; dann nach Brüssel; 1880 nach München; 1888—92 in Rom. — Cyklen von Radirungen: Paraphrase über d. Fund e. Handschuhs, radirte Skizzen, Rettungen Ovidischer Opfer, Intermezzi, Dramen, Ein Leben, Eva u. d. Zukunft, Eine Liebe, Vom Tode I—II, Brahms-Phantasien; Zeichnungsfolge: Vom Thema Christus; Einzelradirungen: Phantasie u. Künstlerkind, Menzel-Festblatt, Radirungen nach Böcklinschen Bildern; Illustrationswerk: Amor u. Psyche; Gemälde: Spaziergänger, Urtheil d. Paris, L'heure

Meister ein wahrhaft großer Jünger. In einem Widmungsblatt hat Klinger sich selbst als den Schüler gezeichnet, den Böcklin als göttlicher Schütze den Bogen spannen lehrt. Aber über die Schule wuchs Klinger hinaus zu einer eigenen gewaltigen Persönlichkeit. Wenn Böcklin sich lachend über das Getriebe der Gegenwart in eine zeitlose Welt der Schönheit und Dichtung erhebt, so gehört Klinger zu denen, die sich im tiefsten Herzen als Söhne ihrer Zeit fühlen und alle Kämpfe, die diese durchtoben, am eigenen Leibe schmerzlich spüren. In Radierungen von ungeheurer Kraft der Phantasie, von ungezügelter, oft grotesker Wildheit, hat er mit einem Reichtum der Erfindung, in dem ihm keiner gleichkommt, den Zweifeln und Schauern, der Unseligkeit und Zerrissenheit der modernen Seele Gestalt verliehen. Dann erst fand auch er den Weg zur Schönheit, zu der aus „apollinischer" und „dionysischer" Illusion gemischten „tragischen Weisheit" Nietzsches, zur Heiterkeit und feierlichen Großartigkeit der Antike, die er bald in ihrem eignen Lande aufsuchte, bald mit souveräner Gewalt in das wirre Leben der Gegenwart entbot. Oft hart und ungelenk in seinen Linien — das alte Erbteil deutscher Künstler! —, oft rätselreich und nur dem Wissenden ganz verständlich, hat er dem Sehnen nach einer Region höherer Schönheit, nach einer Zukunft, in der nur freie, edle Menschen leben, Ausdruck verliehen — einem Sehnen, das jenes Philosophen stürmischer Uebermenschengeist mit solch packender Wucht verkündet hat, daß es nie mehr aus den Köpfen der Deutschen schwinden wird. Wie ein Meister der Renaissancezeit hat Klinger als Zeichner und Radierer, als Maler und Bildhauer und als Schriftsteller diesem hohen Ziel gedient, in jeder Aeußerung seines grüblerischen Sinnes die Zeitgenossen aufrüttelnd und mit sich fortreißend. Mit der Farbe ringend, viel mehr ein Genie der linearen und plastischen Form als ein Meister des malerischen Sehens, hat er doch gewaltige Bildkompositionen geschaffen von feierlicher, herber Größe und ergreifender Monumentalität. Die ganze Fülle der Gesichte, die den Geist der Modernen beschäftigen, hat Klinger zusammengefaßt: Homer und die Bibel, Natur und Mensch, Liebe und Sünde, die Herrlichkeit erträumter Schönheit und das Elend der Straße, Märchentum und Wirklichkeit, die Gedanken, die uns alle verfolgen, und das Leben selbst in seiner Erbarmungslosigkeit.

Auf den Schultern dieser Gewaltigen erheben sich die führenden Individualitäten der jüngsten Malergeneration. Die Schönheitswelt, die Marées nur von fern sah, wie Moses das gelobte Land, hat Ludwig von Hofmann gefunden. Der jüngere Künstler

bleue, Kreuzigung, Pietà, Christus im Olymp; Plastische Werke: Salome, Kassandra, Amphitrite, Beethoven (noch unvoll.), Tanz (Bronze). — M. K., Malerei u. Zeichnung 1891. — Meißner, D. Werk v. M. K. 1896; ders., M. K. (Künstlerbuch Bd. 2) 1899; Kühn, Christus im Olymp 1897; Vogel, K., 1897; Avenarius, M. K.s Griffelkunst 1895; Gurlitt, M. K.: KfA. Bd. 9; Treu, K. als Bildhauer 1900; Max Schmid, K. 1899 (KM. Nr. 41).

konnte freilich den Fortschritt des malerischen Handwerks nutzen; ihm gehorchen Pinsel und Palette ohne Widerstreben. Er kennt keine technischen Schwierigkeiten und malt mit leichter Hand die Natur in den trunkenen Farben, in denen sein Poetenauge sie erschaut. Wälder und Thäler blühen in üppiger, blendender Pracht; zarte schlanke Jünglings- und Mädchengestalten, voll sinnlicher Sehnsucht und Lebensfreude, wandeln darin umher, baden und tanzen und trinken am Quell in paradiesischer Nacktheit, oder kleiden sich in bunte, flatternde Gewänder, die ein Strahl der Sonne vergoldet. Oder der Künstler zaubert einen verzückten Rausch von Farben und Arabesken auf die Leinwand, die sich seltsam verschlingen und lösen, und aus deren phantastischem Gewirr nur ein Frauenkopf, eine Blume, ein Vogel mit prächtigem Gefieder in bestimmten Umrissen auftaucht.

Hofmann ist der übermütigste Sproß der Familie Böcklin; er ist noch übermütiger als Franz Stuck, dessen koloristische Wildheit die strenge, zum Stil drängende Linie bändigt. Stuck ist ein Abkömmling Böcklins und Klingers. Vom Altmeister hat er die ausdrucksvolle, intensive Farbe, die phantastischen Fabelwesen, die so zügellos ausgelassen in menschenleerer Einsamkeit ihr Wesen treiben und den Instinkten ihrer Sinne folgen. Von Klinger hat er den herben Umriß, die antikisierende Linie, die in scharfen Winkeln seine Figuren wirkungsvoll umschreibt. Stuck ist kein durchaus originelles Talent. Er ist ohne jene beiden Großen undenkbar, und er hat auch von anderen verwandten Meistern, wie von Alfred Rethel, zahlreiche Anregungen empfangen. Doch in der eigentümlichen Art seiner starken Stilisirung, hinter deren Ruhe sich so viel glutvolle Leidenschaft verbirgt, hat er eine persönliche Note gefunden, und die außerordentliche Kunst der Zeichnung und die malerische Fertigkeit, die ihm zur zur Verfügung stehen, heben seine Werke über die der meisten anderen empor, die sich auf ähnlichen Bahnen vorwärts mühen.

Denn in breitem Strome bewegt sich hinter den deutschen und ausländischen Führern nun die Masse der Angeregten und der Nachahmer. In Besnardschen Farbenphantasien schwelgt Julius

Hofmann, L. v., geb. 1861 Darmstadt, lebt abwechselnd in Rom u. Berlin. Stud. in Karlsruhe u. Paris; 1891—94 in Berlin, dann nach Rom. — Adam u. Eva (wiederholt); Frühlingssturm; tanzende Mänaden; badende Mädchen u. Knaben; Idyll.

Stuck, F., geb. 1863 Tettenweis, lebt in München. Etwa 1873 Uebersiedlung nach München; Studium auf d. Kunstgewerbeschule u. d. Ak. — Prof. seit 1894. — Lucifer; D. Wächter d. Paradieses; Pietà; Kämpfende u. spielende Faune; Centaurenbilder; D. wilde Jagd; Vertreibung aus d. Paradiese; D. Tanz; Pallas Athene; D. Sieger; Kreuzigung; D. böse Gewissen; D. Sünde; D. Krieg; Orpheus; Oedipus; Federzeichnungen: Karten u. Vignetten, Monatsallegorien; Plastische Arbeiten: Athlet, Amazone, Tänzerin, Verwundeter Centaur. — Bierbaum, St.-Mappe 1893; ders., St. 1899 (KM. Nr. 42); Meißner, F. St. 1899 (Künstlerbuch Nr. 3); Spier, Anna, F. St.: WM. Bd. 76.

Exter. Der kraus-phantastischen Zeichenkunst altdeutscher Meister folgen Hans Schwaiger und Josef Sattler. Klingers kosmische Allegorien und große Malereien haben Sascha Schneider befruchtet. Dekorative Gedanken wurden allenthalben betont, in der Landschaft mit Benutzung der japanischen Stillehren und modernem Empfinden von Walter Leistikow, beim Figurenbilde im Anschluß an die Meister des Neuidealismus und zugleich an die Kunst des deutschen Mittelalters von Melchior Lechter. Hatte schon vorher die Stimmungslandschaft nach stärkerer Betonung der Linien und lebhaften Kontrasten farbiger Flächen verlangt, so gingen die jungen Künstler nun mit besonderer Vorliebe ganz und gar ins „dekorative" Lager über. Auch im Porträt begann man hie und da holzschnittmäßig zu stilisieren. Es entwickelte sich ein lebhaftes Treiben in dem neuerschlossenen Gebiete, und es konnte nicht ausbleiben, daß neben den Berufenen auch Unberufene sich hinzudrängten, daß kleine und dilettantische Begabungen die Mode nutzen wollten und die Kunst der wahren Talente in den Augen der an Unterscheidung nicht gewöhnten Menge diskreditierten.

Mit großer Lebhaftigkeit trat endlich auch Wien in die moderne Bewegung ein. Die Oesterreicher verhielten sich in der bildenden Kunst genau so wie in der Litteratur: zur Zeit des Realismus schwiegen sie so beharrlich, daß man glauben konnte, ihre schöpferische Kraft sei für immer verstummt; mit dem Emporkommen des Neuidealismus aber meldeten sie sich hier wie dort wieder zum Worte. Hermann Bahr, der kritische Anreger der jungen Dichter, ward auch der Herold der jungen Künstler, die sich nun in der Wiener Secession zusammenfanden. Es ist viel Bizarres, Preziöses und Extravagantes in der Malerei dieser beweglichen Oesterreicher, aber es leben doch auch unter ihnen Talente, wie Gustav Klimt, die, zumal in Ver-

Exter, J., geb. 1863 Ludwigshafen, lebt in München. — Kinderspielplatz; Welle; Adam u. Eva (Triptychon).

Schwaiger, H., geb. 1854 Neuhaus in Böhmen, lebt ebda. Stud. in Wien, seit 1879 auf Reisen durch Belgien u. Holland. — Aquarelle u. Zeichnungen: D. Wiedertäufer, Canterbury-tales, Kinder u. Rübezahl, Schläfer u. Gnomen, Hochgericht. — Graul, H. Schw. 1894; Hevesi, H. Schw.: Ver sacrum Bd. 1, Nr. 8.

Sattler, Joseph, geb. 1869, lebt in Berlin. — Wiedertäufer; E. moderner Todtentanz; Aus d. Zeit d. Bauernkrieges; Radirungen; Illustrationen; Ex libris. Todtentanz; Aus d. Zeit d. Bauernkriege; Radirungen; Illustrationen; Ex libris. — „Deutsche Kleinkunst in 24 Bücherzeichen." 1897.

Schneider, Sascha, geb. 1870 St. Petersburg, lebt in Dresden.

Lechter, Melchior, geb. 1865 Münster i. W., lebt in Berlin. — Gemälde; Orpheus, Einsamkeit, D. Garten d. Ehe, Schattenland, Traumblüten; Glasgemälde; Möbel; Arbeiten für Buchschmuck; Festsaal d. Kunstgewerbemuseums in Köln. — Fuchs, M. L.: Dtsch. Kunst u. Dekoration 1898.

Wiener Kunst. Bahr, Secession 1900; Ver sacrum, seit 1897. — Klimt, G., geb. 1862 Wien.

bindung mit dem Aufschwung des Kunstgewerbes, auf eine schöne Zukunft der Wiener Kunst hinzudeuten scheinen. Wichtig und bezeichnend für die erlösende Kraft des modernen Gedankens war es vor allen Dingen, daß nun wirklich an der Donau eine Gruppe von ernst strebenden Männern auftrat, die sich fest entschlossen zeigte, dem geschäftsmäßigen, kunstlosen Betrieb, der dort eingewurzelt war und schon unvertilgbar schien, den Garaus zu machen.

* * *

So war im letzten Dezennium des Jahrhunderts die Kunst frei geworden. Und rings erblühte ein frisches Leben. Es tauchte ein großes, neues Ziel auf: das ganze Leben künstlerisch zu gestalten. Man begnügt sich nicht mehr damit, die Kunst als selbständigen, fremden Faktor von außen her ins Dasein hineinzutragen, sondern strebt danach, alles mit künstlerischem Geiste zu durchdringen, nicht neben dem modernen Leben, sondern in ihm Kunst zu finden. Zugleich fallen die Grenzen zwischen den Künstlergruppen. Der beginnende Klassizismus hatte seiner Zeit diese Schranken aufrichten lassen, die das wissenschaftliche Jahrhundert in seinem Spezialisierungstrieb noch vermehrte und verstärkte. Nun werden sie durchbrochen. Die Scheidung der Maler in Historien-, Genre-, Porträt- und Landschaftsmaler hat keine Geltung mehr. Aber auch der Verkehr zwischen den einzelnen Provinzen der bildenden Kunst wird reger. Jenem Ideale folgend machen sich die Maler auf die Wanderschaft und tummeln sich nach Herzenslust auf anderen Gebieten. In Max Klinger trat ein Künstler von einer Vielseitigkeit auf, die fast an die „uomini universali“ der Renaissance erinnert.

Von großem Gewinn war dieser Umschwung des gesammten Betriebes für die graphischen Künste, die durch ihn aus ihrer dienenden Stellung zu weit selbständigerer Bedeutung emporgehoben wurden. Zu Beginn des Jahrhunderts herrschte als beliebteste Reproduktionstechnik der Kupferstich. Die klassische und romantische Epoche verließ allerdings die Bahnen der Rokokozeit. Sie wandte sich wieder der herberen Art und den feinen Strichlagen Dürers und Marcantons zu, artete freilich dabei gelegentlich in den reinen, abstrakten „Umriß“ aus, der etwa dem Cartonstil der Maler entsprach. Dann eroberte sich die mehr malerische Manier die Vorliebe der Künstler und Käufer zurück. In Düsseldorf, wo Josef Keller, in Berlin, wo Fr. Mandel lehrte, in Wien, wo die „Gesellschaft

Keller, J. v., geb. 1811 Linz a. Rh., gest. 1873 Düsseldorf. Stud. in Bonn u. Düsseldorf; 1841 auf mehrere Jahre nach Rom; Reise nach London; seit 1846 Prof. in Düsseldorf. — Disputa, sixtin. Madonna, heil. Dreifaltigkeit nach Raffael; Christus im Grabe nach Ary Scheffer.

Mandel, J. A. E., geb. 1810 Berlin, gest. 1882 ebda. Seit 1842 Prof., 1856 Direktor d. Kupferstecherschule ebda. — Sixtin. Madonna nach Raffael; Stiche nach G. Reni, Dolci, Van Dyck, Magnus, Menzel, Schadow.

für vervielfältigende Kunst" fördernd eingriff, bildeten sich große und erfolgreiche Kupferstecherschulen, denen kleinere allenthalben zur Seite traten. Die Mandel-Schüler Louis Jacoby und Gustav Eilers gehören zu den letzten hervorragenden Vertretern dieser Kreise.

Doch im Verlaufe der Jahre verlor der Kupferstich mehr und mehr an Beliebtheit. Zwar der Stahlstich, obwohl er durch erhöhte Abdruckfähigkeit dem Bedürfnis der Massenproduktion besser entgegenkam, konnte ihm nicht ernstlich Konkurrenz machen. Wohl aber vermochte das die Radierung, die ihm immer energischer seine maßgebende Stellung bestritt. Auch sie nahm als Reproduktionstechnik, zur Popularisierung alter wie moderner Meister, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Neben William Unger, dem hier die erste Stelle gebührt, haben nach dieser Richtung namentlich Peter Halm, W. Hecht und, mit seltener Virtuosität, Karl Köpping gewirkt. Doch die malerische, ausdrucksvolle Schwarzweiß-Sprache der Radierung begnügte sich nicht damit, als Uebersetzungskunst den trockenen Linienstrich zu verdrängen; sie führte zugleich weiter, zu eignen Schöpfungen. Ludwig Richter, Moritz von Schwind, Adolf Menzel benutzten ihre Technik zu Originalarbeiten; eine reiche Zahl von Künstler, unter denen Eugen Neureuther hervorragte, nahm sie zu Hülfe, um den Launen ihrer Phantasie Gestalt zu geben. Die Maler-Radierung der alten niederländischen

Jacobi, L., geb. 1828 Havelberg, lebt in Berlin. Seit 1844 in Berlin Schüler v. Mandel; 1855—56 Reisen nach Paris u. Spanien; 1863 Prof. in Wien; 1882 als Beirath an d. Museen u. d. Reichsdruckerei nach Berlin berufen. — Stiche nach Kaulbach, Raffael, Sodoma; Portraits nach Gemälden.

Eilers, G., geb. 1834 Berlin, lebt ebda. Begründer des Vereins für Original-Radirungen ebda. — Stiche: Zinsgroschen nach Tizian; Kaufmann Gisze u. Goldschmied Morette nach Holbein; Helene Fourment, heil. Cäcilie nach Rubens; Friedrich d. Gr. auf Reisen nach Menzel; Kaulbachs Wandgemälde; Radirungen: Portraits nach d. Leben (Kaiser Wilhelm II., Menzel, Joachim).

Unger, W., geb. 1837 Hannover, lebt als Prof. an d. Ak. in Wien. Stud. in Düsseldorf u. München; 1863 nach Leipzig, dann nach Weimar; 1870—72 in Holland; dann nach Wien. — Frans Hals-Gallerie; Gallerie der Trippenhuys in Amsterdam; Wiener Gemäldegallerie, Lichtenstein-Gallerie, Museen von Braunschweig u. Kassel; zahlreiche Blätter nach Rembrandt. — Graul, W. U. 1898.

Halm, P., geb. 1854 Mainz, lebt in München. — Weizsäcker, P. H.: GK. Bd. 21.

Hecht, W., geb. 1843 Ansbach, lebt seit 1894 als Prof. in Wien. — Holzschnitte: Portraits und Reproduktionen (van Dyck); Radirungen nach Murillo, Rubens, Lenbach u. A.

Köpping, C., geb. 1848 Dresden, lebt in Berlin. Erst Chemiker; Stud. in München; 1876 nach Paris; 1890 als Prof. nach Berlin berufen. — Originalradirungen; Reproduktionen nach Gemälden; Rembrandt, Frans Hals; Kunstgewerbliches: Ziergläser in zart stilisierten natürlichen Pflanzenformen. — Leistikow, Köppings Gläser: Zukunft Bd. 17.

Meister warb aufs neue Anhänger. Peter Halm und viele andere „Uebersetzungskünstler" huldigten ihr. Bernhard Mannfeld zeichnete Städtebilder und Landschaften auf die Platte. Und immer lebhafter beteiligten sich die Maler an diesen Bestrebungen, indem sie den Pinsel zur Abwechslung und Erholung mit der Nadel vertauschten. Schließlich aber fand man in einer eigentümlichen Vermischung von Kupferstich und Radierung, in der sogenannten „Stichradierung", eine neue Technik, die an Ausdrucksfähigkeit und Mannigfaltigkeit alle bisherigen übertraf. Karl Stauffer-Bern trat mit solchen Arbeiten von außerordentlicher Feinheit hervor. Max Klinger zeigte in seinen grandiosen Cyklen, was sich alles in dieser verfeinerten Sprache des Grabstichels sagen läßt. E. M. Geyger betrat ähnliche Pfade, und Otto Greiner schloß sich, mit bedeutender Begabung, Klinger unmittelbar an.

Daneben erlebten der Holzschnitt und die Lithographie ihre künstlerische Wiedergeburt. Sie waren im Laufe der Jahrzehnte in handwerksmäßigem Betriebe völlig heruntergekommen. Der Holzschnitt, den im 18. Jahrhundert der Kupferstich auf der ganzen Linie verdrängt hatte, war zwar wieder aufgelebt. Friedr. Wilh. Gubitz in Berlin hatte ihn mit Erfolg aufs neue eingeführt, und — darauf ward schon oben gelegentlich hingewiesen — eine ganze Reihe der besten Künstler, wie Führich, Schnorr, Moritz von Schwind, Rethel, Ludwig Richter, vor allem aber Menzel, hatten mit seiner Hilfe Werke von unvergänglichem Wert geschaffen. Dann aber hatte der durch englische Vorbilder, zumal durch Thomas Bewick, angeregte Holzstich die alte Technik auf ganz falsche Bahnen geführt und sie verleitet, nach tonigen Wirkungen zu suchen, zu denen sie ihre Natur

Neureuther, Eug. Napoleon, geb. 1806 München, gest. 1882 ebda. Arbeit bei Cornelius ebda.; 1830 nach Paris; 1838 in Rom; 1848—56 Vorstand d. Porzellan-Manufaktur in Nymphenburg. — Randzeichnungen zu Goethes Gedichten; Zeichnungen zur Julirevolution, zu d. deutschen Klassikern (1833 als d. erste Band, Herders Cid); Weinkarten; Münchner Künstlerfest: Dornröschen; Oelgemälde: Cornelius mit seinen Schülern.

Mannfeld, B., geb. 1848 Dresden, lebt in Berlin. — Durchs deutsche Land; Kölner Dom; Heidelberg; Berlin; Meißen; Marienburg; Danzig; Limburg; Aachen; Aufbahrung Wilhelms I.; Blätter vom Rhein; Jagdschloß Grunewald; Radierungen nach Menzel (Eisenwalzwerk), Meyerheim. — Berger: Allgem. Kunstchronik Bd. 6.

Stauffer-Bern, Karl, geb. 1857 Trübschachen, gest. 1891 Florenz. — Portraits; Radierungen; plastische Versuche. — Brahm, K. St.-B. 1892; Binswanger: Deutsche Revue 1894; v. Donop, Katal. d. Ausst. v. K. St.-B. in Nat. 1891.

Geyger, E. M., geb. 1861 bei Berlin, lebt in Florenz. Stud. in Berlin (bei Meyerheim); kurze Zeit Prof. in Dresden. — Boticellis Frühling; Darwinistische Disputation; Thierstücke; plastische Arbeiten.

Greiner, O., geb. 1869 Leipzig, lebt in Rom. Stud. in München, Rom u. Leipzig. — Radierungen, Federzeichnungen auf Stein, Lithographien (Urtheil des Paris, Herkules am Scheidewege, Schießdiplom). — Graul: GK. Bd. 15.

gar nicht befähigte. Mit ihr diente die Lithographie — Alois Senefelders Erfindung hatte in Deutschland nach ihrem Bekanntwerden nur eine kurze Blütezeit durchgemacht — schließlich fast nur noch dazu, Gemälde und Zeichnungen zu reproduzieren. Aber seitdem die Photographie sich immer großartiger entwickelte, seitdem zahlreiche neue technische Verfahren, wie der Lichtdruck und die Heliogravure, auf diesem Gebiete Unübertreffliches leisteten, waren beide hier werthlos. Mit um so größerer Liebe versenkte man sich nun aufs neue in ihre ursprüngliche Eigenart, um sie für die Aeußerung künstlerischer Gedanken zu nutzen. Der Holzschnitt begann wieder in starken und festen Einzelstrichen, die Lithographie wieder in der leichten, beweglichen Sprache des gefügigen Steins zu reden. Besonders der Nuancenreichtum der Lithographie wurde rasch beliebt, um die flüchtigen Bilder des Augenblicks festzuhalten, zumal seitdem die fabelhaft fortschreitende Technik gestattete, mit mehreren Platten farbige Blätter von außerordentlichem Reiz herzustellen. Hans Thoma benutzte den Steindruck, und in jüngster Zeit auch die neue Erfindung der Algraphie — wobei der Stein durch eine Aluminiumplatte ersetzt wird —, zu zahlreichen wundervollen Schöpfungen. Die Karlsruher und Dresdener beackern mit unermüdlichem Fleiß dieses ergiebige Feld.

Die verbesserte und verfeinerte Reproduktionstechnik brachte die Möglichkeit, wirklicher Kunst ungeahnte Verbreitung zu sichern. Das industrielle Leben und die Konkurrenz trieben den deutschen Fabrikanten und Kaufmann dazu, nach dem Muster der Engländer und Amerikaner „Reklame" zu machen, und als wirksamstes Mittel, die Aufmerksamkeit auf ihre Produkte zu lenken, erschien ihnen bald das Plakat. In Frankreich, England und Belgien bemächtigten sich zuerst die Künstler dieses interessanten Objekts. Der Sinn für die dekorative Verwendung der Farbenflächen war erwacht, und die Japaner hatten gelehrt, mit wenigen Strichen deutlich zu sein. In Paris, der Hochburg des Straßenlebens, entwickelte namentlich Jules Chéret eine Kunst der Plakatmalerei, die allenthalben anregend wirkte, diesen ganzen, halb gewerblichen Betrieb in neue Bahnen lenkte, und sogar die Sammler beschäftigte. Im gemessenen Abstande folgte Deutschland. Die Münchner gingen auch hier voran; Thomas Theodor Heine, ein Zeichner von übersprudelnder Originalität und dabei von durchdachtem, reifem Vortrag, und andere jüngere Künstler lieferten brillante Blätter. In Berlin war Edmund Edel mit seinen lustigen Anschlägen besonders glücklich. Plakataus-

Gubitz, F. W., geb. 1786 Leipzig, gest. 1870 Berlin. 1805 an d. Ak. in Berlin; zugleich Volksschriftsteller u. Theaterkritiker. — Deutscher Volkskalender (1835—69); Erlebnisse 1869; Gedichte 1860, 2 Bde.; Jahrbuch deutscher Bühnenspiele (1822—65); der Gesellschafter (Journal); Holzschnitte: Kartenspiel; Farbige Holzschnitte.

Heine, Th. Th., geb. 1867 Leipzig, lebt in München. — Plakate Sponsel. D. moderne Plakat 1897; Stahl, Deutsche Plakate: B. M [illegible]

stellungen wurden veranstaltet. Staatsanstalten, wie das Dresdener Kupferstichkabinet, legten öffentliche Plakatsammlungen an.

Neben dem Plakat steht die Illustration. Die Zeichner hatten schon seit Jahrzehnten das Leben der Zeit schärfer beobachtet als die Maler. Zumal die Karikaturisten haben unendlich viel dazu gethan, in einer Epoche, da die Maler in romantische Fernen schweiften, die Welt der Gegenwart für die Zukunft zu retten. Ein genialer Humorist wie Wilhelm Busch hielt mit erbarmungslosem Spott den Dilettanten einen witzigen Spiegel vor. Die Meister der „Fliegenden Blätter“, an ihrer Spitze der behagliche Harburger und der unvergleichliche Karikaturenzeichner Adolf Oberländer, bewiesen, daß die alte deutsche Lustigkeit nicht verschwunden war. München, das dies populärste illustrierte Blatt hervorgebracht hatte, blieb auch fernerhin der Sammelpunkt für zeichnerischen Witz und Humor. Nach dem Muster der geistreich-flotten Franzosen, wie des unerreichten Satirikers Forain, verjüngte sich der Stamm der „Fliegenden Blätter“: René Reinicke, Hermann Schlittgen und Fritz Wahle hielten mit Feder, Bleistift und Tuschpinsel das Leben der modernen Welt in virtuosen Strichen fest. Auch Franz Stuck ging aus diesem Kreise hervor. Doch das künstlerische Streben der Jüngeren ging weiter. Georg Hirth, wie zur Zeit der wiedererwachten deutschen Renaissance immer noch ein Anreger und Förderer der neuen Gedanken, schuf in seiner Wochenschrift „Jugend“ einen Mittelpunkt für die moderne Illustrationskunst und dekorativen Bestrebungen. Und im „Simplizissimus“ erstand, immer wieder in München, der jüngsten Zeit ein Karikaturblatt, das rücksichtsloser, bitterer und schärfer als einstens der Berliner „Kladderadatsch“ die Schwächen der Zeit, die Politik und die Vorurteile der Bourgeoisie geißelte. Deutlich zeigt sich, wenn man diese beiden satirischen Wochenblätter zusammenstellt, der Umschwung zu Gunsten des Künstlerischen. Vom Kladderadatsch ist fast allein das Litterarische lebendig geblieben, die Gedichte, Witze und Typen, die den Dohm, Kalisch, Löwenstein und Trojan gelangen.

Busch, Wilh., geb. 1832 Wiedensahl i. Hann., lebt als Bienenzüchter ebda. Erst Ingenieur; später Stud. in Düsseldorf, Antwerpen, München; seit 1859 Mitarbeiter der „Fl.-Bl.“ — Im „humorist. Hausschatz“ 1887 seine Werke gesammelt, darunter: Max u. Moritz, Hans Huckebein, D. heil. Antonius, D. fromme Helene, Pater Filucius. — Fuchs, W. B.: Allgem. Kunstchronik Bd. 6.

Oberlaender, A., geb. 1845 Regensburg, lebt in München. Stud. ebda. — O.-Album, bisher 10 Bde. — Fuchs, A. O.: Allgem. Kunstchronik Bd. 6; Hansson: Zukunft Bd. 16; Schmidkunz: Deutsche Revue 1897.

Reinicke, R., geb. 1860 Strenz-Naundorf, bei Halle, lebt in München. 1884 nach München, zu Piglheim; mit diesem nach Palästina. — Neben Zeichnungen für d. „Fl. Bl.“: Traurige Gedanken, Familienkonzert, Wartesaal in München (Nat.). — Spiegelbilder aus d. Leben 1900.

Schlittgen, H., geb. 1859 Roitzsch, lebt in München. — Zeichnungen für d. „Fliegenden Bl.“; Portraits in Oel u. Pastell.

Im Simplizissimus sind die Zeichner herrschend: Th. Th. Heine, der unbarmherzige Spötter, der in seinen halb japanischen, halb possierlich-biedermaierischen Linien mit schallendem Gelächter über die Thorheit der Gegenwart die Zuchtrute schwingt, Bruno Paul, der übermüthige, vor keiner zeichnerischen Keckheit zurückschreckende Karikaturist, Ed. Thöny und seine Nachahmer, die Schlittgen's französierende Eleganz weiterführen, und eine ganze Reihe anderer Talente.

Von den Zeitschriften ging es zur Buchillustration und, einen Schritt weiter, zur Buchausstattung überhaupt. Hier war wieder das Vorbild Englands maßgebend, wo William Morris mit Unterstützung Walter Cranes neue Wege gewiesen hatte. Gegenüber der Gleichgültigkeit, die man seit Jahrzehnten in Bezug auf die äußere Gestalt des Buches an den Tag gelegt hatte, verfiel der Präraffaelismus fast ins andere Extrem und vergaß über dem künstlerischen Schmuck des Buches oft dessen Inhalt. Doch seine Reformen haben hier wie überall Segen gestiftet. Nun begann auch hier der künstlerische Sinn sich neben dem Intellekt seine Stellung zu erobern. Man legte Wert auf die äußere Form, in der man die Gabe des Dichters und Schriftstellers genoß und bewahrte: auf das Papier, auf den Schnitt der Typen, auf Druckausführung und Einband, auf Umschlag und illustratives Beiwerk. Jedes Kopfstück und jede Vignette und jeder Initial ward mit Sorgfalt betrachtet; jedes Titelblatt und jede Druckseite sollte ein dem Auge angenehmes Bild gewähren. Angeregt durch die kunstvollen Bücher der Renaissancezeit, erkannte man wieder, daß eigentlich nur der Holzschnitt zu dem Hochdruck der Lettern stimme, während der Flach- und Tiefdruck der Lithographie und der photographischen Verfahren ein fremdes und darum störendes Element in das Buch bringen. Und konnte man die Xylographie der bedeutenden Herstellungskosten wegen nicht überall in Anwendung bringen, so benutzte man wenigstens die holzschnittartige Strichzeichnung zur Textillustration. Zugleich mit der Technik wandelte sich der Geist des Bilderschmucks. Die Zeit der „Prachtwerke" und der von ihnen beeinflußten Buchausstattung war zufrieden mit den eingehefteten Darstellungen, in denen der Maler oder Zeichner das vom Dichter Geschilderte schlecht und recht in seine Sprache übersetzte. Jetzt sah man, daß dadurch nur der Phantasie des Lesers lästige Schranken auferlegt wurden, und daß es lediglich die Aufgabe des Illustrators sein kann, die Werke des Textes entweder in ornamentalem Spiel zu begleiten oder, den Gedanken des Dichters folgend und selbständig weiterarbeitend, in freier Erfindung zu paraphrasiren. Max Klinger ging auch hier führend voran. Josef Sattler, in dem der Geist der deutschen Renaissancemeister noch einmal lebendig geworden zu sein scheint, Wilhelm Steinhausen, der Dürers Pfaden folgte, Melchior Lechter, der, ähnlich wie die Engländer, aber doch durchaus eigenartig, sich an die Gotik anlehnte, Otto Eckmann, der zumal für das Ornament bahnbrechend thätig war, Th. Th. Heine,

der witzige Beherrscher der feinen Linie, haben am meisten dazu gethan, den alten Holzschnittstil für die Zwecke der Buchausstattung aufs neue nutzbar zu machen. Die vergessene Kleinkunst der Exlibris-Zeichen ward wieder aufgenommen; Sattler vor allem stellte sich in den Dienst dieser Spezialität der Bibliophilen. Druckoffizinen, wie die des Leipzigers Drugulin und des Berliners Otto von Holten, folgten den von den Künstlern aufgestellten Prinzipien. Verlagsbuchhandlungen wie Albert Langen, S. Fischer, Schuster und Löffler, Fischer und Franke, Eugen Diederichs machten sich um die Pflege der künstlerischen Buchausstattung hochverdient. Buchbinderfirmen, wie H. Sperling in Leipzig, dem in Paul Kersten ein genialer Zeichner zur Seite trat, blieben nicht zurück. Und in der durch Fedor von Zobeltitz herausgegebenen, trefflichen „Zeitschrift für Bücherfreunde" fanden alle diese Bestrebungen einen erwünschten Mittelpunkt.

* * *

Schwerer als die Malerei und die graphischen Künste hatte es die Plastik, sich aus den Banden der Tradition zu lösen. Das war nur natürlich. Denn durch ihre materielle Gebundenheit ist die Bildhauerei ganz anders auf die Notwendigkeit eines sinngemäßen Anknüpfens an die Ueberlieferung angewiesen. Aber für die große Masse der Plastiker hat das allzureiche Arsenal von Vorbildern und Regeln, das zur Verfügung stand, schwere Gefahren mit sich gebracht. Die Ueberlieferung ward zur leeren Formel, und das Gesamtniveau der Leistungen sank erschreckend von Jahr zu Jahr. Dieser Zustand wuchs sich geradezu zu einem nationalen Unglück aus. Noch niemals hat in irgend einem Lande zu irgend einer Zeit ein so lebhaftes Bedürfnis nach monumentalen Skulpturen bestanden, wie bei uns im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Aber je reichlicher die Quelle der Aufträge floß, um so kläglicher wurden die Leistungen der Bildhauer. Ein großer Teil der Schuld fällt dem unseligen Konkurrenz-System zu, das für diese Zwecke allenthalben beliebt ward. Aber auch da, wo dieser erschwerende Umstand wegfiel, wie bei den Markgrafendenkmälern der Berliner Siegesallee, kamen die Resultate mit verschwindenden Ausnahmen nicht über eine wohlanständige Mittelmäßigkeit hinaus. Aus der ungeheuren Schar von Denkmalsbildhauern, die ihre Arbeiten auf deutschen Straßen und Plätzen aufstellen durften, ragt nur eine winzige Zahl künstlerischer Persönlichkeiten hervor. Immerhin haben diese den Beweis erbracht, daß man auch in fest-

Eckmann, O., geb. 1865 Hamburg, lebt in Berlin. Zuerst Maler in München; seit 1897 Prof. am Kunstgewerbemuseum in Berlin. — Gemälde: Lebensalter, dekorative Stimmungslandschaften; Beleuchtungskörper, Möbel, Tapetenmuster, Metallarbeiten, Buchschmuck (Illustrationen, Vignetten, Ex-libris, Alphabete, Vorsatzblätter. Randleisten), Teppiche (für Scherrebeck, Smyrnateppiche u. A.). — Zimmermann u. Osborn, O. E.: Deutsche Kunst u. Dekoration, April 1900; Jessen: Berliner Architekturwelt Bd. 2.

gezogenen Grenzen, an einer schwierigen und an sich undankbaren Aufgabe und unter der Fessel von hundert Rücksichten wahrhafte Kunstwerke schaffen kann: an erster Stelle Adolf Brütt, dann Ludwig Manzel, Josef Uphues und wenige andere. Im allgemeinen aber blieben die zahllosen Kriegs- und Sieges-, Kaiser Wilhelm- und Bismarckdenkmäler, die aus der deutschen Erde emporsprossen wie Spargel im Mai, ohne künstlerische Bedeutung. Die Gleichgültigkeit der Nation allen diesen Stand- und Reiterbildern gegenüber, die sofort eintrat, wenn die Enthüllung gefeiert war, der Künstler, die geldspendenden Patrioten und die Komitémitglieder ihre Titel und Orden erhalten hatten, ist nur zu sehr berechtigt.

Die Denkmalsplastik kam derartig in Mißkredit, daß sich eine ganze Reihe von Bildhauern, denen es in erster Linie auf ihre Kunst ankam, von diesem Betriebe zurückzog. Sie fühlten zugleich, daß es eine unabweisbare Notwendigkeit sei, die allzubequeme Nachahmung der alten Vorbilder aufzugeben. Nicht um ein gewaltsames Losreißen von der Vergangenheit handelte es sich, sondern um eine Vertiefung der verflachten Anschauungen bei den Künstlern und beim Publikum. Adolf Hildebrand ist es, dem wir diese Regeneration unserer Plastik verdanken. Er ist wahrlich kein Stürmer und Dränger. Niemand hat je der Kunst der Griechen und der italienischen Meister mehr Liebe und Ehrfurcht entgegengebracht als er. Aber Hildebrand zeigt, daß man ihr folgen kann, ohne in Schablone und geistlose Nachtreterei zu verfallen. Er ging im Gegensatz zu den frostigen Allegorien und den kostumierten Denkmälern der im alten Geleise hintrabenden Epigonen wieder auf den nackten menschlichen Körper zurück. Dessen Formenschönheit nachzubilden wird sein höchster Zweck. Er grübelte dem ewigen „Problem der Form" nach, das heute dasselbe ist wie vor zweitausend Jahren, und ließ mit unnachsichtlicher

Brütt, A., geb. 1835 Husum, lebt in Berlin. Seit 1896 Prof. — Gerettet (Bronzegruppe) u. Eva (Marmor) in Nat.; Schwerttänzerin; Denkmäler (Otto d. Faule u. Friedr. Wilh. II. in der Siegesallee u. A.), Portraitbüsten, dekorative Arbeiten.

Manzel, L., geb. 1858 Klagendorf i. Pommern, lebt in Berlin. Stud. in Berlin (unter A. Wolff u. Schaper), Paris u. a.; seit 1889 in Berlin, seit 1896 dort Prof. am Kunstgewerbemus. — Brunnen in Stettin.

Uphues, J., geb. 1850 Sassenberg in Westf., lebt in Berlin. Stud. u. Arbeiten bei Begas. — Friedrich d. Gr. (Berlin, Siegesallee).

Hildebrand, A. E. R., geb. 6. Okt. 1847 Marburg, lebt abwechselnd in Florenz u. München. 1865 auf d. Kunstschule in Nürnberg; 1866 in München, Schüler Zumbusch's; 1867—68 Reise nach Italien; 1868—72 in Berlin; 1874—92 dauernd in Florenz. — Trinkender Knabe; schlafender Hirt; Adam (Leipzig Mus.); nackter Jüngling (Nat.); Kugelspiegel; Wassergießer; Monumentalbrunnen in München; Reliefs; Portraitbüsten: Hillebrand, Werner Siemens, Helmholtz, Homberger, Clara Schumann, Herzog K. Theodor, Joachim, Böcklin, Bismarck — D. Problem der Form in der bildenden Kunst 2. Aufl. 1897. — Keyßner, A. H.: KfA. Bd. 15, [illegible] 1892

Strenge alles bei Seite, was außerhalb dieses festumgrenzten Kreises liegt. Die Reliefs weisen uns den Weg, den Hildebrand als Künstler geht. Er sucht, wie er in seiner merkwürdigen Schrift selbst berichtet, zuerst den Flächeneindruck, den der Umriß von einer bestimmten Hauptansicht aus liefert. Aber eben dieser Umriß muß, so lehrt er, schon den vollen Eindruck des Körperlichen geben, in dieser Ansicht muß bereits die Anregung zum Tiefeneindruck liegen. So gelangen wir zur Anschauung des Räumlichen. Hildebrand arbeitet seine Reliefs nicht aus dem Grunde heraus, sondern vertieft die Fläche, und die Phantasie des Beschauers denkt selbständig die Vertiefung weiter. Dann schreitet er auf demselben Wege vor zur Freifigur. Auch die Natur bietet uns ja zunächst die Bildwirkung, und hinter dem Flächigen erst liegt das Körperliche, das des Laien ungeübtes Auge nur unklar erkennt, und das der Künstler nun rein herausarbeitet. Meisterhaft weiß Hildebrand diesen Weg der Natur, den er theoretisch erkannt und dargelegt hat, schöpferisch nachzugehen. Aber nicht durch peinliche Wiedergabe ihres Aeußeren wird das Ziel erreicht, sondern durch die Erkenntnis ihres inneren Lebens, der großen Formgesetze. Von innen heraus ist in seinen Figuren alles aufgebaut, das Gerüst der Knochen, das Spiel der Sehnen und Muskeln. Jeder Teil ist erfüllt von warmem Leben, und jeder ordnet sich dem Ganzen unter. Doch keine leidenschaftliche Bewegung zieht die Aufmerksamkeit vom eigentlich Plastischen ab. Lediglich auf die Betonung der Formen und ihrer natürlichen Schönheit kommt es dem Künstler an; was er sucht, ist „die ruhige, durch keinen äußeren Einfluß aus ihrem normalen Gleichgewicht gebrachte Existenz". Darum erscheint ihm die stille Größe der griechischen Skulpturen vorbildlich. Eine hellenische Ruhe ist über seine Werke gebreitet, ein fester, männlicher Ernst. Auch seine Porträtbüsten sind erfüllt von dieser gehaltenen Sicherheit, und Hildebrand würde lieber auf die individuelle Charakteristik verzichten, wenn er sie nicht durch die Form selbst erreichen kann, als eben auf diese. Freilich, ganz lassen sich die Spuren des Denkprozesses, der die Arbeit Hildebrands begleitet, doch nicht verwischen. Nicht störend, aber immerhin bemerkbar zeigt sich sein mit eiserner Energie errungener Gehorsam gegen die selbstgezogenen strengen Gesetze, und es kann nicht ausbleiben, daß sich der schöpferischen Kraft hier und da ein Zug des Bewußten, Verstandesgemäßen, ja, der Kälte beimischt.

Hildebrand geht bei seinen Arbeiten nicht vom Thon- oder Gipsmodell, sondern vom Marmorblock aus. Ihm erscheint die Thätigkeit des Bildhauers als eine Belebung des toten Steins, als eine Beseelung und Durchgeistigung der Materie. Unter seiner Hand sinkt die Fläche zurück, die Formen tauchen auf, bis das fertige Werk frei hervortritt. Diese wundervolle Auffassung läßt die Arbeit des Künstlers sofort in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen. Er wird zum Schöpfer, der mit souveränem Herrscherblick durch die Natur schreitet, und was seine königliche Hand berührt, das gewinnt Leben

und Schönheit. Denn auch Hildebrand sehnt sich, wie Marées, zu dessen kleinem Kreise er in Rom gehörte, nach einem fernen Reiche klarer, edler Schönheit, aus dem ihn nur das Porträt in die Gegenwart zurückruft.

Aufs neue war Italien das Land geworden, wo man sich diesem Reiche der Sehnsucht am nächsten fühlte. Aber wie anders zieht man um 1900 über die Alpen als um 1800! Nicht mehr Sklaven der Antike waren die deutschen Künstler, die diese Reise unternahmen, sondern selbständige Vertreter einer neuen Kunstanschauung, die sich aus freiem Antrieb und innerer Verwandtschaft mit der des Altertums befreundete. Wie Böcklin blieb Hildebrand in Florenz ansässig. Nach Rom zog A. von Volkmann, der sich ebenfalls dem Maréesschen Kreise anschloß, später der jüngere Berliner Louis Tuaillon. In Italien hat Max Klinger entscheidende Anregungen empfangen, dort wollte Karl Stauffer-Bern seinen Uebertritt von der Malerei zur Plastik besiegeln. Hildebrand blieb das Haupt dieses ganzen Bildhauerkreises. Sein Einfluß und seine Lehre zeigen sich überall, am unmittelbarsten in den wundervollen Reiterbildern Tuaillons und in Stauffers Versuchen, die so früh enden sollten.

Volkmann und Klinger gingen in ihrer aus modernem Geiste geborenen Beschäftigung mit der Antike noch einen Schritt weiter. Die wissenschaftliche Forschung hatte ergeben, daß die Griechen und Italiener nicht bei der farblosen Marmorskulptur stehen geblieben, sondern, mit tiefem Verständnis für die dekorativen Aufgaben der Plastik, zu ploychromen Bildhauerwerken fortgeschritten waren. Hildebrand, noch nicht völlig frei von der deutschen spekulativen Kunstphilosophie — wenn er auch dabei nicht vom Ideellen, sondern vom Handwerklichen ausging —, verhielt sich diesem Gedanken gegenüber ablehnend. Aber in demselben Jahre, da er seine erste Berliner Ausstellung veranstaltete, 1884, erschien ein Aufsehen erregendes Schriftchen von Georg Treu, dem ausgezeichneten Leiter des Dresdner Albertinums, mit dem Titel „Sollen wir unsere Statuen bemalen?" Den praktischen Beweis für die Ausführbarkeit der darin niedergelegten Vorschläge trat alsbald eine kleine Schaar deutscher Künstler an, an ihrer Spitze Volkmann. Den Aesthetikern zum Trotz, die meinten, ein solches Beginnen könne höchstens panoptikumreife Werke zu Tage fördern, bewiesen sie, daß man auf diesem Wege in der That zu neuen Wirkungen echt künstlerischen Charakters gelangen könne. Was Volkmann in antikisierenden Reliefs, Statuen und Idealgruppen von außerordentlicher Feinheit zu diesem Beweise beitrug, ward jedoch bald weit überholt durch Klingers grandiose Kompositionen, durch seine „Salome", seine „Kassandra", seine „Amphitrite", denen sich die sitzende Beethoven-Statue anschließen

Volkmann, A., geb. 1851 Leipzig, lebt in Rom. Stud. in Dresden (bei Hähnel) u. Berlin (bei Alb. Wolff); in Rom Freundschaft mit H. v. Marées. — Eckstein: ZBK. 1895.

wird. Klinger nahm zu dem übermalten den von Natur farbigen Marmor hinzu, und verschmähte nicht — hierin ebenfalls ein später Fortsetzer hellenischer Kunst —, auch fremde Stoffe, Metall oder Bernstein, zu benutzen; er ließ also das Material selbst wirken und half seinen koloristischen Qualitäten nur durch Schleifen, Aetzen, Tönen nach. Herrlich verbindet sich diese Behandlung des Marmors mit der Hildebrand'schen Lehre von der Beseelung der Materie in der zauberhaften Figur der „Amphitrite". Sie ward aus einem schmalen Block gehauen, einer alten Tempelstufe, an der seit langen Jahrhunderten die blaue Fluth des thyrrhenischen Meeres gespült, und die von den Küssen der werbenden Wellen einen seltsam schimmernden, transluciden Glanz erhalten hatte. Nun steht sie vor uns als eine Königin der Schönheit — ohne Arme, und blickt uns an mit der rührenden Hilflosigkeit zerstörter alter Statuen. Des Künstlers Auge erschaute in dem schlanken Stein die Formen eines antiken Torso, Amphitrite, die Herrliche, nicht eine Nachahmung alter Urbilder, sondern wahrhaft die Schönheitsgöttin der Griechen selbst, eine Schaumgeborene, Meerentstiegene.

Den ängstlichen Aesthetikern ward aber noch ein schlagenderer Beweis für die Unhaltbarkeit ihrer Gründe gegen die farbige Plastik geliefert. R u d o l f M a i s o n verband das Prinzip der Uebermalung mit einem naturwüchsigen, kraftvollen Realismus! In bunten Statuetten von verblüffender Treue der Wirklichkeitsbeobachtung zeigte er, daß auch vor solchen Werken Treus Vorschlag nicht Halt zu machen brauche. Der Realismus, den Maison vertritt, stellte sich in einen gewissen Gegensatz zu der Kunst der reinen Form, wie sie Hildebrand predigt. Es war nicht mehr der Pseudorealismus der älteren Zeit, der sich lediglich auf das Kostüm bezog, sondern ein an der Wirklichkeitsmalerei gebildetets, tiefdringendes Streben nach Wiedergabe der Natur, ein zum Naturalismus gesteigerter Realismus, der die für die Zwecke der Plastik nothwendige Vereinfachung des Naturbildes nicht aus dem Auge ließ, aber sich bei der Auswahl des Wichtigen nicht allzu ängstlich beschränkte. Maison bewies zugleich, wie man diese Art auch für monumentale Zwecke sehr eindrucksvoll verwerthen könne. Es kam mehr Leben und Bewegung in die deutsche Bildhauerei.

Neben den antikisirenden Formenidealismus und den Realismus trat, ähnlich wie in der Malerei, auch in der Plastik ein Impressionismus auf; die nervöse Unruhe der neuen Zeit brachte auch so feststehende Gesetze wie die der bildhauerischen Technik ins Wanken. Die Hand hat nicht mehr Zeit, die widerstrebenden Formen auszugleichen, daß sie wie reine Akkorde erklingen, sie begnügt sich damit, die Flächen in breiter, großzügiger Manier unvermittelt nebeneinander zu setzen, ohne glättend den versöhnenden Uebergang herzustellen, und es

Maison, R., geb. 1848 Regensburg, lebt in München. — Brunnen in Fürth, Bremen, Herrenchiemsee; Statuetten: Neger, Philosoph, Augur (Nat.), Faun; Herolde zu Pferde auf d. Reichstagshause in Berlin.

schadet nichts, wenn eine herbe Dissonanz dabei mittönt. Die muthige Einführung dieser Flächenbehandlung, die hauptsächlich der Belgier Constantin Meunier, der gewaltige Bildhauer der Arbeiterwelt, neben ihm der Franzose August Rodin und der russische Fürst Paul Troubetzkoi durchgesetzt haben, war eine That von großer Bedeutung. Wie die maîtres impressionistes der Malerei verzichten diese Bildhauer auf die glatte Ausführung der Einzelheiten und stellen ihre ganze Energie in den Dienst des, eventuell nur auf Kosten der Theile zu erzielenden Gesammteindrucks. Sie müssen freilich dabei sehr vorsichtig sein; denn die Plastik untersteht ganz anderen Gesetzen als die Malerei. Die unvermittelte Herübernahme des Impressionismus würde unbedingt auf Abwege führen, und es ist eben das bleibende Verdienst Meuniers, die Grenzen der Anwendbarkeit dieser Technik erkannt und abgesteckt zu haben.

In diesen Bahnen bewegt sich nun die Plastik der Jüngeren, ein wenig zaghaft und behutsam, vorwärts. Die Maler, die in reicher Zahl sich neuerdings der Bildhauerei zuwenden, streben mit dem Meißel naturgemäß ähnlichen Zielen zu wie mit dem Pinsel. Franz Stuck schließt sich, seinen archaistischen und stilistischen Neigungen folgend, wie sein Kunstverwandter Klinger der Hildebrand'schen Gruppe an. Andere, wie die Worpsweder Am Ende und Mackensen, der Stuttgarter Pötzelberger, der Berliner Arthur Kampf, sind mehr von der realistisch-impressionistischen Strömung beeinflußt.

Ueberall finden wir nun eine größere Liebe zur Arbeit, einen engeren Anschluß an das Material, dessen Kreise man gern erweitern möchte, und, wo die Tradition aufgenommen wird, ein von der früheren Nachahmerei sich trennendes Streben, sie in ihrem Wesen zu ergründen — es ist dabei in erster Linie die ältere, deutsche Art, die hier in Betracht kommt, daneben die Meister der Frührenaissance, Donatello an der Spitze, und die innige Kunst primitiver Zeiten. Ob man, wie der Berliner Max K r u s e , Gruppen und interessante Porträts — oft realistisch kolorirt — aus Holz schnitzt, ob man sich wieder vom alten Kirchenstil angezogen fühlt oder Gestalten nach der Natur in körnigen Stein haut, überall erkennen wir eine intime Kenntniß der alten Art und eine wachsende Vertrautheit mit den gewählten Stoffen. Noch ist es kein großer Zug, der alle diese Arbeiten der Jüngeren belebt. Ein vorsichtiges Suchen treffen wir auf allen Seiten. Darum bleiben die Künstler auch am liebsten bei kleineren Arbeiten intimeren Charakters stehen, bei Statuetten oder gar Miniatur-Darstellungen, darum blüht bei ihnen die Zimmerplastik, während die Monumentalkunst schweigt.

* *
*

Kruse, M., geb. 1854 Berlin, lebt ebda. Stud. in Stuttgart (erst Architekt) u. Berlin; Reise nach Paris u. Rom. — Siegesbote von Marathon (Nat.); Holzfiguren; Portraitbüsten.

Langsam folgte den Schwesterkünsten die schwerfälligere Baukunst. Wir hatten sie verlassen, als sie sich von dem strengen tektonischen Gesetze Schinkels und Böttichers durch eine freiere Umschau in den historischen Stilen zu emanzipiren suchte. Die Folge war, wie wir sahen, daß zunächst an Stelle des einen antiken Vorbildes eine ganze Reihe neuer Muster getreten waren. Bald nach dem Ermatten der Begeisterung für die deutsche Renaissance stürzte man sich in die skrupellose Nachahmung des Louis XIV.-, Louis XV.- und Louis XVI.-Stils, ohne daß man es zu Leistungen von selbstständigem Werthe brachte. Der große Fortschritt, den die deutsche Baukunst in den letzten beiden Decennien des Jahrhunderts aufzuweisen hat, beruht zunächst darin, daß man endlich die Stile der Vergangenheit zu verdauen begann. Die Architekten blieben zwar fürs Erste noch von der Formensprache früherer Zeiten abhängig, aber sie lernten, mit den alten Motiven freier zu schalten, sie kühn mit einander zu vermischen und dadurch nicht nur zu einer kräftigeren, frischeren Art, sondern fast auch zu einem neuen Stil zu gelangen, was zur Zeit der Münchner Bauten unter König Maximilian II. noch mißlungen war. Der Mittelpunkt dieser verjüngten historischen Baukunst ward Frankfurt am Main, wo keine Bauakademie die Entwicklung mit dem Codex der Stillehre überwachte, wo aber eine wohlhabende Bürgerschaft und eine reiche Gemeinde zahlreiche Aufträge zu vergeben hatten. Dort wirkte Rudolf Heinrich Burnitz, gefolgt von einer ganzen Schaar begabter Architekten, unter denen Oskar Sommer, besonders aber Bluntschli und Mylius hervorragten. Von Frankfurt nahm Friedrich von Thiersch seinen Ausgang, der später in München seine Fähigkeiten glänzend bethätigte, und von dort kam Wallot, der größte und interessanteste Vertreter dieser Gruppe nach Berlin.

Moderne Architektur. Wagner, Mod. Architektur 1896; Schumacher, Im Kampfe um d. Kunst 1899; Stahl, D. moderne Waarenhaus: Dtsch. Kunst u. Dekoration, Bd. 2; Aufsätze von Gurlitt, Lichtwark, Streiter im „Pan“, Jahrg. 1—5 passim.

Bluntschli, Fr., geb. 1842 Zürich, lebt ebda. Stud. ebda. (bei Semper) u. Paris; Aufenthalt in Konstanz, 1871—82 in Frankfurt, dann Prof. am Polytechnikum in Zürich.

Mylius, K., geb. 1839 Frankfurt, gest. 1883 ebda. Stud. in Zürich (bei Semper); Reisen nach Italien; seit 1866 in Frankfurt, meist mit Bluntschli zusammen thätig.

Thiersch, F. v., geb. 1832 Marburg, lebt in München. Stud. in Stuttgart; seit 1873 bei Mylius u. Bluntschli in Frankfurt thätig; 1876—78 Studienreisen; 1881 in Konstantinopel u. Kleinasien; 1884 in Aegypten; seit 1879 Prof. in München. — Justizpalast in München.

Wallot, P., geb. 26. Juni 1841 Oppenheim a. Rh., lebt in Dresden. Stud. in Darmstadt, Hannover, Berlin u. Gießen (Universität); 1864—68 in Berlin Arbeiten bei Hitzig, Lucae, Gropius; Reise nach Italien; dann in Frankfurt seßhaft 1882 Auftrag

Wallots Reichstagsgebäude ist die imposanteste Leistung jenes Kreises. Es zeigt im Aeußeren eine Kraft und Wucht der Formen, eine Gliederung der Massen und Flächen von so monumentaler Majestät, wie man sie in Deutschland anderwärts vergeblich suchen wird. Im Innern aber gelangte Wallot durch die souveräne Vermischung von Renaissance- und gothischen Motiven, die sich wundervoll zu einer Einheit durchdringen, zu einer schlechthin neuen Formensprache, die, aus dem Boden der Ueberlieferung hervorgewachsen, zugleich national und modern ist. Was Wallot für Berlin ward oder vielmehr hätte werden können, wenn man ihn nicht leichten Herzens nach Dresden hätte ziehen lassen, das ward für Leipzig *Hugo Licht*, der Schöpfer des dortigen neuen Rathhausplanes. Er ist einfacher und weniger auf sinnliche Formenfülle bedacht als der Meister des Reichstagshaus, doch auch er sucht seine Wirkungen durch eine organische Vermählung selbständig behandelter Elemente aus früherer Zeit. In München sucht eine Gruppe hochbegabter Architekten, an ihrer Spitze *Gabriel* und *Emanuel Seidl*, ältere Bauformen, zumal den dem fröhlichen bajuvarischen Temperament so trefflich entsprechenden Barockstil, mit modernem Geiste zu durchtränken.

Wallot ist der mächtigste Anreger der jüngeren Architekten-Generation, die mit freudiger Begeisterung zu seiner schöpferischen Kraft emporsieht. Ueberall begegnen wir den Spuren seines Einflusses. Vor allem aber hat er stark auf die Entwicklung unserer Monumentalbaukunst gewirkt, die um so kraftvoller sich entwickelte, als die Denkmalsplastik immer müder und leerer wurde. Der Vermittler ward hier *Otto Rieth*, ein Schüler Wallots, der sich durch seine architektonischen Skizzen noch mehr als durch seine Bauten eine historische Stellung geschaffen hat. Rieth ist ein Phantast von genialer Größe. Er entwarf Bilder von einer packenden, machtvollen Kraft, die durch die Erhabenheit ihrer Linien, durch die imposante Fügung der Massen, durch die wohlbedachte Abwechslung von Gesetzmäßigkeit und planvoller Willkür in der Anordnung der Formen in echt künst-

z. Ausführung d. Reichstagshaus; Uebersiedlung nach Berlin; 1895 Ruf als Prof. nach Dresden. — *Gurlitt*: BKM. 1894; *Rapsilber*, D. Reichstagshaus 1894; *Streiter*, D. neue Reichstagshaus 1894.

Licht, H., geb. 1842 Niederzedlitz in Posen, lebt in Leipzig. Stud. in Berlin, u. Wien; italien. Reise; 1879 nach Berlin, bald nach Leipzig als Baudirektor. — Heckmann'sche Bauten in Berlin, zahlreiche Gebäude in Leipzig. — Publikationen: D. Architektur Berlins; D. Arch. Deutschlands; D. Arch. d. Gegenwart.

Seidl, Gab., geb. 1848 München, lebt ebda. — Villa Lenbach, Villa Kaulbach, Deutsches Haus, Bayrisches Nationalmuseum, Künstlerhaus in München; Schlösser in Schlesien für Graf Henckel v. Donnersmarck; Bierpaläste.

Seidl, E., geb. 1856 München, lebt ebda. — Wohnhäuser u. Villen in München; Schloßbauten.

Schmitz, B., geb. 1856 Düsseldorf, lebt als Prof. in Berlin. Stud. in Düsseldorf; dann in Leipzig; seit 1886 in Berlin.

lerischer Weise unmittelbar zum Gefühl des Beschauers sprechen. Was Rieth auf dem Papier dichtete, gewann dann durch Bruno Schmitz Leben. Er ist es, der den guten Ruf unserer Monumentalkunst vor der Nachwelt retten wird. In seinen grandiosen Denkmälern des ersten Hohenzollernkaisers auf dem Kyffhäuser, an der Porta Westphalica, am Rheineck bei Coblenz hat er wahrhaft die Stimmung ausgedrückt, die uns beseelt, wenn wir an die große Zeit von 1870 denken. Fast ohne Beihilfe des Ornaments, lediglich durch die Wucht des architektonischen Gefüges erreicht er seine erstaunlichen Wirkungen. Es ist, als hätten Riesen der germanischen Vorzeit seine Bauten gethürmt. Die Erkenntniß dieser monumentalen Kraft der Architektur führte bald dahin, auf die Plastik überhaupt zu verzichten. Schmitz' Völkerschlachtdenkmal für Leipzig ist lediglich auf die Wirkung der Baukunst gestellt, und der Plan, das Andenken des eisernen Kanzlers durch Bismarck-Thürme zu feiern, denen gegenüber die realistischen Statuen des Gewaltigen recht klein erscheinen werden, zeigt, daß dieser Gedanke bereits weite Kreise erfaßt hat.

In Wien ward Otto Wagner der Befreier. Er wies mit Nachdruck darauf hin, daß wir, wie wir eine unserm Wesen und unsern Bedürfnissen entsprechende Kleidung gefunden hätten, auch eine Architektur brauchen, die nur aus den gleichen Bedingungen hervorgegangen ist. Er versuchte kürzlich sogar eine Reformirung des Kirchenbaues, die anderwärts sich ruhig im alten Gleise fortbewegte, regte eine neue Kunst des Schmuckbaues an, in der ihm begabte Schüler, in erster Linie Josef Olbrich, der Erbauer des Wiener Secessionshauses, folgten, und wies nachdrücklich auf die Benutzung der neuen Eisenkonstruktion, die in ihrer eleganten Zweckmäßigkeit und konstruktiven Logik ihre eigne neue Aesthetik besitzt, für die Architektur. Dieser Gedanke erwies sich besonders für den Zweckbau, für das moderne Geschäftshaus, zumal für dessen reinsten Typus: das Waarenhaus, als fruchtbringend; Alfred Messel in Berlin hat ihn nach mancherlei früheren Anläufen am konsequentesten durchgeführt. Ehrlichkeit und Zweckmäßigkeit wurden das oberste Gesetz. Das weitläufige Miethshaus der Großstädte ward nicht mehr als ein Palazzo aufgeführt, sondern eben als ein Gebäude für mehrere Familien, das nur bescheidenen Schmuck erhielt. Und die Freude an alten, historischen Stilen, denen sich die volksthümlichen Bauarten zugesellen, findet in den Villen ein lohnendes Feld. In Hamburg, Wien, Dresden, München, besonders aber in Berlin entwickelte sich der Villenbau zu einer heiteren, gefälligen, formenfrohen Kunst.

* * *

In ähnlicher Weise wie die Baukunst schritt das Kunstgewerbe vor. Auch hier war man nach dem Ende des kurzen

Wagner, O., geb. 1841 Wien, lebt seit 1894 als Prof. an d. Ak. ebda. Stud. in Wien u. Berlin. — Stadtbahn in Wien. — Entwürfe u. Projekte

Deutschrenaissance-Aufschwungs in ein ruheloses Tasten verfallen. Barock und Rococo kamen aufs Neue in Mode, bis man wieder beim Empire angelangt war und so den ganzen Kreis der europäischen Entwicklung seit dem Ende des Mittelalters glücklich noch einmal durchlaufen hatte. Inzwischen aber hatte man im Auslande schon mit großem Erfolge nach einer Erneuerung des Kunstgewerbes im modernen Sinne getrachtet. England, der modernste Staat, der am frühesten die neue Kultur in sich aufgesogen hatte, ging voran. Die Präraffaeliten, deren führende Stellung in den dekorativen Künsten schon berührt wurde, zogen bald alle Dinge des täglichen Lebens und der Umgebung in den Kreis ihrer liebevollen künstlerischen Sorgfalt. Unter dem bestimmenden Einfluß der Japaner und im Anschluß an ältere nationale Vorbilder, zumal aus der Zeit der englischen Gothik, gingen William Morris und die Seinen daran, das Kunsthandwerk von Grund aus, nach der technischen wie nach der künstlerischen Seite, zu reformiren. Man begann beim Ornament, das man mit Stilisirung der heimischen Flora und Fauna entnahm, stellte Stoffe und Tapeten in lichten, freundlichen Farben her, und schritt zum Möbel vor, bei dem die praktische Bequemlichkeit und schlichter, diskreter Schmuck die ersten Erfordernisse wurden. Die englischen Anregungen fielen zumal in Belgien auf fruchtbaren Boden. Die Brüsseler Künstler, an ihrer Spitze Henry van de Velde, führten das der modernen Architektur entnommene Prinzip der konstruktiven Logik ein und betonten als wichtigstes dekoratives Mittel die Linie. Die geschwungene Linie soll architektonisch richtig und zugleich gefällig sein, ihre praktische Rolle und ihre ästhetische Qualität sollen zusammenfallen: aus der Zweckform soll sich die Zierform von selbst ergeben.

Langsam wurden in Deutschland erst die englischen, nach einer Pause auch die belgischen Sachen bekannt. Besonders der englische Geschmack ward eine Zeit lang alleinherrschend. Dann aber begann es auch bei uns sich zu regen. Schon 1885 war Brinckmann's Werk erschienen, das uns die Kenntniß der japanischen Kunst direkt vermittelte. 1892 trat S. Bing mit seinem „Japanischen Formenschatz“ hervor, der, wie früher Hirth's „Formenschatz der Renaissance“, eine neue Epoche des Kunstgewerbes einleitete. Mit Freuden begannen die Künstler, auffallender Weise nicht die Architekten, sondern die Maler, sich den neuen Aufgaben, die plötzlich in reichster Fülle gestellt wurden, zuzuwenden. Zuerst im Anschluß an die ausländischen Vorbilder, dann selbständiger, mit Anlehnung an Motive der deutschen Volkskunst, die sich lebendig erhalten hatten, und unter Berücksichtigung unseres Empfindens, das kräftiger, derber, weniger ästhetisch-abstrakt als das der Engländer und Belgier, beschäftigte man sich damit, neue Formen für Schränke und Tische, Sessel und Stühle, Tapeten und Deckenmalerei, Stickereien und Beschläge, für Oefen und Porzellanstücke, keramische Gefäße zum Gebrauch und zum Zierrath, für Lampen und Kronen, Teppiche und Polsterstoffe, Goldschmuck

und Tischgeräth, kurz für Alles zu finden, was zu unserm täglichen Leben gehört. Otto Eckmann, der fast das ganze Gebiet des Kunstgewerbes reformirend durchstreifte, war einer der ersten, die den Schritt von der „hohen" zur „angewandten" Kunst thaten. Mit ihm fochten Berlepsch, der Möbelkünstler, Hermann Obrist, der kunstvolle Schöpfer neuer Stickereivorlagen, Melchior Lechter, der mit archaistischen, romantisch-gotischen Neigungen hauptsächlich die Glasmalerei herrlich verjüngte, für die neuen Ziele. In München, das seine alte künstlerische Kraft aufs Neue bewährte, gingen Richard Riemerschmid, Bernhard Pankok, Bruno Paul, der Karikaturist, in das gewerbliche Lager über und bildeten in den „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk" einen Mittelpunkt für diese Bestrebungen. In Berlin betheiligte sich Leistikow, längst von dekorativen Wünschen erfüllt, an dem Kampfe. In Karlsruhe war Karl Läuger der Begründer einer neuen deutschen Keramik; seinem Beispiele folgten bald die Künstler und Staatsmanufakturen ganz Deutschlands. In Wien waren es die Wagner-Schüler, vor allem Olbrich, Josef Hoffmann, Josef Urban u. A., die, mit einem Stich ins Spezifisch-österreichische, diese Gedanken aufnahmen. Olbrich aber ward bald nach Darmstadt berufen, wo der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen eine moderne Künstlerkolonie, hauptsächlich zur Pflege der dekorativen Künste, begründete, indem er außer dem jungen Wiener Meister noch einige andere hervorragende Vertreter des neuen Kunstgewerbes, darunter Hans Cristiansen, Peter Behrens, Paul Bürck, in seine Residenz entbot. In Darmstadt hatte schon vorher der Verlagsbuchhändler Alexander Koch zwei Zeitschriften begründet, die allen diesen Bestrebungen als Organe dienen sollten: die „Innendekoration" und die Monatsschrift „Deutsche Kunst und Dekoration", die sich mit Geschick und Energie die Pflege und Förderung eines wahrhaft deutschen Stiles zur Aufgabe macht, während Bruckmann's „Dekorative Kunst" dafür sorgt, daß die Verbindung mit dem Auslande nicht verloren geht. Den alten Kunsthandlungen traten kunstgewerbliche Bazare großen Stiles gegenüber, und das Interesse für das, was sie bieten, wächst noch heute fast täglich im deutschen Publikum.

Berlepsch, H. K. E. v., geb. 1852 St. Gallen, lebt in München. In Zürich Stud. bei Semper; Zeichnungen, Malereien; Architekt in Frankfurt a. M. bis 1875; dann nach München; weite Reisen; außerordentlich vielseitige künstlerische, kunstgewerbliche, literarische Thätigkeit. — Gottfried Keller als Maler; Rembrandts Radirungen.

Obrist, H., geb. 1863 Kilchberg am Zürcher See, lebt in München. Erst Mediziner; dann Uebergang zur Kunst; seit 1894 in München. — Kunststickereien; keramische, Holz- u. Metallarbeiten. — G. Fuchs u. W. Bode, H. O.: Pan 1. Bd.

Kunstgewerbe u. Kunstunterricht. Lange, D. künstler. Erziehung d. dtsch. Jugend 1893; Lichtwark, Uebungen in d. Betrachtung v. Kunstwerken 1897; Ders., D. Seele u. d. Kunstwerk 1899; Ders., Palastfenster u. Flügelthüren 1899; Ernst, D. Kunst u. d. Massen: Pan, 2. Jahrg.

Dieser Aufschwung des Kunstgewerbes bildet den trostreichen und verheißungsvollen Abschluß des Jahrhunderts. Er kann der Beginn einer neuen besseren Zeit für die Schicksale der Kunst in Deutschland werden. Denn nichts würde für die langsame Entwicklung einer ästhetischen Kultur, deren wir so dringend bedürfen, eine bessere Garantie bieten als eine solche Durchdringung des Alltäglichen mit künstlerischem Geiste. Das ist das Ziel, das heute unseren Besten vorschwebt: das ganze Volk künstlerisch empfinden zu lehren, nicht indem man die Kunst zum Volke herabsteigen läßt, sondern indem man das Volk zur Höhe der Kunst emporzieht. Die künstlerische Erziehung der unbemittelten Kreise, die bisher den Genüssen des Lebens fernbleiben mußten, und der Jugend, deren Augen und Sinne in der Schule nur allzu leer ausgehen, — das sind zwei der wichtigsten Punkte in unserm Programm für die Kultur der Zukunft geworden. Hamburg ist dem übrigen Deutschland in der Betonung dieser Forderungen vorangegangen. Dort ist Alfred Lichtwark, ein künstlerischer Volkserzieher ohne Gleichen, unermüdlich an der Arbeit, diese hohen Ziele zu verwirklichen. Ihm folgen allenthalben die, die Liebe zur Kunst und Liebe zu unserem Volke mit einander vereinigen. —

* *
*

Der alte Goethe sagte einst zu seinem getreuen Eckermann von den Deutschen: „Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultivirt; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen."

Wir fühlen heute, daß wir nie so „tüchtig kultivirt" haben wie im letzten Jahrzehnt. Wenn es auch nur langsam vorwärts geht, wenn auch Schritt um Schritt erkämpft werden muß, es kann bei diesem Mühen nicht ausbleiben, daß ein anderer Geist in Deutschland nach und nach einzieht. Vielleicht kommt wirklich einmal eine Zeit, wo der deutsche Künstler eine andere Förderung, eine andere Stütze in der Nation findet, als das heute noch der Fall ist, und wo man mit Ueberzeugung sagen kann, „daß wir Barbaren gewesen!"

Das deutsche Jahrhundert
Abtheilung III.

Geschichte
der deutschen Philosophie
im
neunzehnten Jahrhundert

von

Dr. J. Duboc und P. Wiegler.

Berlin 1901.
Verlag von F. Schneider & Co.
H. Klinsmann.

I.

Bis zum Ausgang der idealistischen Metaphysik.

Einführung.

Eine Darstellung der Geschichte der deutschen Philosophie im neunzehnten Jahrhundert muß sich von zwei Illusionen befreien. Die Leistung, die jene hinterlassen hat, ist nicht der entwicklungsmächtigste Faktor im Leben der westeuropäischen Kultur. Mit größerer Klarheit haben die Denker der englischen und französischen Rasse die Grundlagen einer modernen Weltansicht festgehalten, ohne dem Bedürfnis nach Rückständigkeiten in dem Maße zu verfallen, wie es, energisch und sicher reizvoll, die deutsche Abstraktion gethan hat, als eine Art „chinesischer Religion", wie Lewes sie nannte. Auch ist das neunzehnte Jahrhundert keine abgeschlossene Epoche, die jenseits aller Vorurtheile des Geistes die Menschheit zur Vollendung geführt hätte. Wohl ist in ihr ein starker Strom fortschrittlicher Bewegung, der an Tiefe immer gewonnen hat, und dessen Ziele wir an der neuen Zeitwende ungefähr feststellen können. Es ist sogar ein gewisser Halt erreicht. Aber im Grunde ist auch die Strecke, die wir durchmessen haben, nur ein Schauplatz des großen Kampfes um die letzten Fragen des Daseins, der seit der fundamentalen Umwälzung, als das entstand, was mechanische

Literatur: Fischer Kuno, Gesch. der neueren Philosophie, 9 Bde., Neue Gesammtausgabe, Jubiläumsausgabe seit 1897. W. Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften, 2 Bde., R. Falckenberg, Gesch. der neueren Philosophie, 3. Aufl. 1898. R. Eucken, Beiträge zur Geschichte der neueren Philosophie, vornehmlich der deutschen, 1886. Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 3. Aufl. 1899. — H. Höffding, Gesch. der neueren Philosophie: übersetzt von Bendixen, Bd. II 1896. — Siebert, Otto, Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel 1898. —

Weltanschauung heißt, hin und her wogt und sich der Entscheidung bald näherte, bald entfremdete.

Das mittelalterliche System deutete die Existenz nach festen, ewigen Geisteswahrheiten. Der Mensch stand im Centrum des Alls und schuf als dessen Inbegriff nach seinem eigenen Bilde die Gottesvorstellung. Weil er den Wahn absoluter Zwecke brauchte, entwarf er ein Gefüge unwandelbarer moralischer Werte. Umsonst lehnte sich der Erkenntnistrieb gegen diese autoritären Ideen auf; man machte ihn dem theologischen Mythus dienstbar. So kam eine religiöse Metaphysik zu stande, wie sie in der Scholastik uns vorliegt. Dann erfolgte ein radikaler Umschwung. Man entdeckte die Natur, den unendlichen Kosmos, worin die kleinen Dimensionen des irdischen Seins verschwanden, und man eine zwingende Herrschaft in einander arbeitender Kräfte ahnte, die in Sicherheit sich selbst genügte. Seitdem geriet über die Philosophen eine Neigung zum Zögern und Prüfen. Baco spricht von trügerischen Idolen, denen man entsagen müsse, ehe man den Vorhof der Erkenntnis betritt, und Descartes beginnt, indem er an allem zweifelt. Aber diese Erschütterung ist nur ein Unterton. Vorläufig wächst der Stolz der Vernunft. Sie löst sich von der Theologie los. Die absoluten Werthe der Seele sind bei ihr verfeinert und tragen in sich den Keim der Zerstörung, der Umkehrung ins Gegensätzliche. Eine saubere und deutliche Begrifflichkeit, die nach dem Beispiel des mathematischen Verfahrens, wie die Naturwissenschaft es darbot, aus wenigen Gedanken die äußersten Folgerungen ableiten zu können vermeinte, und die doch immer mehr verblaßte, bis sie sich ganz erschöpfte. Bis der Erkenntnistrieb, der in ihr war, wehrlos wurde gegen die überwundene Vergangenheit und sie zu einer landläufigen Rechtfertigung der kirchlichen Religiosität herabsank.

Dies war die Ursache einer Selbstbesinnung der Vernunft. Sie suchte sich in ihre Naturhaftigkeit zu schicken und auf das Absolute zu verzichten. Behutsam fragte man sich, ob denn nicht das ganze Leben des Geistes auf Relativität angewiesen sei, warum er denn, sobald er die Erfahrung überschreiten wollte, dem wesenlosen Truge preisgegeben war. Das Problem von den Grenzen der Erkenntnis geht durch die verschiedensten Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts. Sein populärer, völlig unmethodischer Ausdruck ist die Aufklärung, la philosophie des lumières, mit ihrer Verneinung des Unvernünfti-

Ueberweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie, Bd. 3. — Von Einzeldarstellungen u. a. Dessoir, Max, Gesch. der neueren deutschen Psychologie 2. Aufl. 1. Halbb. 1897. F. Jodl, Gesch. der Ethik in der neueren Philosophie, 2. Bd.: Kant und die Ethik des 19. Jahrh. 1889. — Kulturelle Zusammenfassungen in Jul. Duboc, 100 Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik 2. Aufl. 1899. Theob. Ziegler, Gesch. der geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. Jahrhundert 1899. Houston Stewart Chamberlain, Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts 1899, 2. Aufl. 1900. J. de Gaultier, De Kant à Nietzsche 1900. R. Steiner, Welt- und Lebensanschauungen im 19 Jahrh., 1. Bd 1900

gen. Innerhalb der Philosophie begegnen wir jener Frage in den psychologischen Theorien des englischen Empirismus wie des französischen Sensualismus. Nur vereinzelt treffen wir eine skeptische Müdigkeit an, bei Hume mit vornehmer Kälte, die sich der Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt ungläubig verschließt, bei Rousseau mit revolutionärem Protest erfaßt.

Solche Stimmungen kamen nach Deutschland, das in Leibniz seinen einzigen großen Rationalisten gehabt hatte. Die Philosophen nach ihm waren ein ärmliches, unfreies Geschlecht, der seichte und unfruchtbare Wolffianismus war oben gewesen. Aber seit einer Frist gährte es im sozialen Dasein der Rasse. Man sehnte sich nach einer Wendung aus dem Großen ins Große. Ein Uebermaß lebenfordernder Instinkte war aufgespeichert, und es schien, als ob eine des Höchsten fähige Epoche sich vorbereite. Doch entbehrte sie noch der Einheit, die ihrer individualistischen Schwäche, der zukunftsunlustigen Kultur der „schönen Seele" ein Ende machen sollte. Herder hat diese Zeit ein „spitzfindiges, zerstreutes, früh entkräftetes, mit Empfindungen und Jahren und Lebensaltern hinscherzendes Jahrhundert" genannt. Ihr organischer Fehler ist, daß sie gern ohne das Absolute sein möchte. Sie weiß um den Bankerott des Rationalismus; unlogisch und verschwommen skizzirt sie ihr Weltbild. Ihre Religiosität ist mehr pantheistisch, der Natur ergeben; ihre Sittlichkeit schneidet ins Unsittliche und will der traditionellen Moral den Gehorsam entziehen. Aber sie hat Angst vor dem Abgrund, der sich ihr so eröffnet. Die Qualen, die sie nie zur Harmonie gelangen lassen, sind das Zeichen, daß sie heimkehren muß. Ihr Lebensgefühl ist erkrankt und begehrt nach dem Absoluten. Darum opfert sie den Erkenntnistrieb. Sie wird irrational.

Die freiesten Geister, Herder und Goethe, sind davon genesen. Sie haben sich in der Relativität der Werthe beruhigt, weil sie einer reiferen Zeit angehörten, deren Lebensfähigkeit über die Zerrissenheit der Uebergangsmenschen siegte. Doch sie sind einsam geblieben. An anderer Stelle hatte, wie es schien, eine konsequente Philosophie den Mut, aus dem Halbdämmer des Irrationalen in das helle, blendende Tageslicht hinauszutreten und die Erkenntnis zu erneuern, ohne Metaphysik und absolute Moral zu wollen. Das wäre die Bedeutung von Kants „Kritik der reinen Vernunft". Aber es zeigte sich, daß dieses Werk, das ein modernes Bekenntnisbuch hätte werden können, ohne Kulturbewußtsein unternommen war. Dazu wurde ihm von seinem Urheber ein Nachtrag gegeben, der den verknöchertsten Werthen der theologischen Weltanschauung die Vernunft wieder unterwarf. Eine verstiegene Spekulation hat sich daran angereiht, die, obwohl von anderen Motiven untermischt, den Geist nur verlernen ließ, sich an seine Naturhaftigkeit und Relativität zu gewöhnen. Die Rasse nahm, nicht individualistisch und zerwühlt wie jene Gefühlsphilosophie, sondern willensvoll und mit protestantischer Nüchternheit, das Absolute in Anspruch. Erst durch die Erweiterung der Naturwissenschaft wurden die metaphysischen Konstruktionen end-

gültig beseitigt. Der innerliche Zwiespalt, der im neunzehnten Jahrhundert durch alle Seelen ging, ist damit aufgelöst und der Boden für eine moderne Philosophie geschaffen.

Es ist unsere Aufgabe, diesen Weg zurückzuverfolgen.

Die Gefühlsphilosophie.

Der Irrationalismus bricht sich stets in der Untergangsstunde einer Kultur Bahn, wenn sie mit ihren Voraussetzungen uneins geworden ist. Er ist darum zugleich der Vorbote des Neuen. So ist auch die Gefühlsphilosophie der „schönen Seele" ein Symptom des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts und nur der Abschied des achtzehnten. Auch ein Goethe hat sie erlebt und die leidenschaftlichen Menschen der Sturm- und Drangepoche. Sie haben sich gegen die Civilisation aufgelehnt, weil sie an ihrer Vernunftbildung erstickten. Sie weinten um die verlorene Unschuld der Kindesseele, die noch glauben kann. Es sind zarte, schwärmerische Persönlichkeiten von internationaler Erziehung. Ihr Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi ist aus der intelligenten Düsseldorfer Kaufmannsaristokratie hervorgegangen, hat in Genf das große Leben gesehen, ist in den „Délices", wo Voltaire seine Villa hatte, dem Patriarchen vorgestellt worden. Er hat Rousseau mit Entzückung gelesen und ist mit Goethe zusammengekommen, der in ihm eine „wundersame Vereinigung von Bedürfnis, Leidenschaft und Ideen" fand. Wer sich in so bevorzugter Sphäre bewegte, den mußte die ehrfurchtslose und schnell fertige Flachheit der Aufklärung empören, die gallischen Cynismen wie die didaktisch lederne Weltanschauung der pastoralen Nützlichkeitsphilosophen. Aber Jacobi und die ihm Verwandten konnten sich auch zum metaphysischen Rationalismus nicht mehr bekennen, der ihre Andacht am ehesten erfüllt hätte. Er war wurmstichig geworden.

Das wunderbarste jener Systeme, Baruch Spinozas Ewigkeitsphantasie, nahm sie gefangen. Bisher hatte ihm unter den Deutschen nur Lessing im Geheimen gehuldigt, weil er seine intellektuelle und

Jacobi, Friedrich Heinrich. Geb. 25. 1. 1743, für den Handelsstand bestimmt, nach Genf, 1762 Rückkehr in die Heimat, kaufmännische Thätigkeit, Landsitz in Pempelfort, 1772 Mitglied der Hofkammer, amtliche Lebensstellung, 1772 mit Wieland Herausgabe des „Deutschen Mercur", 1774 Besuch Goethes. „Mangel und Reichthum umarmten einander; so ward Liebe unter uns." Staatswirthschaftliche Versuche in München als Ministerialreferent für Zoll- und Commercewesen. 1779 Rückkehr. 1780 Besuchs Lessings in Wolfenbüttel. 1784 Briefwechsel mit Mendelssohn über den Spinozismus, von Jacobi eigenmächtig veröffentlicht. 1786 „Wider Mendelssohns Beschuldigungen". 1788 Gegen den Rationalismus. Seit 1794 meist Aufenthalt in Eutin. 1799 das „Sendschreiben an Fichte". Gegen Kant „Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstand zu bringen" 1801. [illegible] nach

weihevolle Religiosität höher schätzte, als den toten Konfessionalismus. Auch Jacobi verspürte Aehnliches. Aber er mußte sehen, wie sich an dieser Philosophie der selbstzersetzende Widerspruch der Vernunft offenbarte, wie die mathematische Gesetzlichkeit, die sie der Welt gab, am letzten Ende die Werthe der Seele, Zweckmäßigkeit des Geschehens, Willensfreiheit und Gottesidee aufhob. Nur der Fatalismus war als Ergebnis möglich. So wagte Jacobi einen salto mortale, wie er es bezeichnete. Die Wahrheiten, die der Geist vernichtet, werden durch einen instinktiven Akt, einen Akt des Glaubens, zurückgeführt. Es ist der „Tod der Philosophie". Das hat Kant einmal warnend gesagt. An die Stelle peinvoller Grübelei trat die freudige Extase einer übernatürlichen Offenbarung, die ein sicheres Wissen vom Wesen der Dinge, von Gut und Böse verleihen sollte, von einem höchsten Gute, von Gott. In das individuelle Erleben waren diese Wahrheiten gelegt. Ein Instinkt des Absoluten sollte sittlich machen. Jacobi bekundet noch die Abstammung dieser Moral vom religiösen Dualismus. Er wollte keine metaphysische Ergründung der göttlichen Eigenschaften, und die Religiosität sollte aus der innersten Natur des Einzelnen hervorgehen. Aber er unterscheidet ein edleres Prinzip im Menschen und einen tierischen Rest, der der mechanistischen Gesetzlichkeit angehöre. Diese Philosophie ist ziellos und von dilettantischem Subjektivismus. „Ils prennent pour de la philosophie les honnêtes délires de leur cerveau", heißt es bei Rousseau. Sie ist künstlerisch subtil und gebrechlich. Kant witterte in ihr außer Fanatismus und Aberglauben auch den Atheismus. Sein puritanisches Christenthum sah in dieser Weichlichkeit eine Gefahr. Aber sie ist beweglicher als er, ein bedeutsames ästhetisches Kulturmoment. Sie hat vieles, was die Romantik wieder zum Vorschein brachte. Wir werden sehen, wie Herder sie fortsetzt. Jacobi selbst ist von der Begriffsspekulation überholt worden. Man hat ihn undankbar vergessen.

Kant.

Indes die Gefühlsphilosophie hinsiechte, wuchs Kant zu europäischer Berühmtheit heran. Man erschrak sogar vor seiner Kühnheit. Mendelsohn begrüßte ihn als den „alles Zermalmenden", Schiller als einen bauenden König, der den Kärrnern Arbeit gebe. Als

Pempelfort und Paris. Nach Hannover. 1804 Zusammenbruch des Fabrikgeschäfts der Familie. Uebersiedelung nach München 1805. Ernennung zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. 1807 Eröffnungsrede. Streit mit Schelling. 1811 „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung". 1812 Gegenschrift Schellings. Jacobi verstummt, um Invectiven zu vermeiden. Gesamtausgabe und Vorrede zum 2. Band. Tod am 10. März 1819. Werke: Gesamtausgabe 1812—1825. Briefwechsel:

er ihn um seine Mitwirkung bei den „Horen“ bat, schrieb er ihm, er habe seinem Geist ein wohlthätiges Licht angezündet und ein Geschenk gegeben, das ohne Grenzen und unvergänglich sei. „Kant ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal.“ Mit diesen Worten riet Jean Paul einem Geistlichen zum Kauf von zwei Büchern des Königsberger Professors. Schopenhauer preist seine Lehre als die „wichtigste seit zwei Jahrtausenden, die wichtigste aller je dagewesenen philosophischen Erscheinungen, das Werk des originellsten Kopfes, den vielleicht jemals die Natur hervorgebracht, der in der Philosophie den größten Fortschritt gemacht.“

Daneben haben die wachsamen Geister von jeher etwas rückläufiges, unfreies in ihm gemerkt. Gerade Schopenhauer hat betont, wie Kant der religiösen Metaphysik und Moral sich ängstlich untergeordnet habe, indem er die zweite Auflage seiner „Kritik der reinen Vernunft“ entstellte. Goethe meinte zu Herder, er habe „seinen philosophischen Mantel mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen“. Endlich hat Nietzsche Kant als den großen „Chinesen von Königsberg“, als den „verwachsensten Begriffskrüppel, den es je gegeben,“ verspottet.

Diese Antipathien erklären sich aus jenem Defekt im Innersten der Kantischen Systematik. Er war dem Leben feindlich. Und selbst darin, was man zumeist an ihm bewunderte, und wodurch er für die „tête allemande“ typisch geworden ist, in seiner unerbittlichen, wenn auch schwerfälligen, umständlichen und die Schwierigkeiten mehrenden Darstellungsart, ist er achtzehntes Jahrhundert. Betrachtet man ihn so, ist seine Persönlichkeit sehr interessant. Nimmt man ihn als modernen Denker, so wird man ungerecht gegen ihn. Aus dem kleinbürgerlichen Pietismus ist er hervorgegangen, der in der schlichten norddeutschen Rasse damals herrschte. Eine Provinzialstadt hat ihn umgeben, die er kaum je verlassen hat. Ein wolffianischer Konsistorialrat, den aber auch die „Stillen im Lande“ verehrten, leitete seine niemals extravagante, stets fromme und arbeitsame Jugend. Zuerst war

mit Goethe 1846, mit Haman 1868. Litteratur: J. Kuhn, Jacobi und die Philosophie s. Zeit 1834. Zirngibl, Jacobi's Leben, Dichten und Denken 1867. Harms, Ueber die Lehre von F. H. Jacobi 1876. Lachmann, Jacobis Kantkritik 1881. Lévy-Bruhl, J. A. le spinosisme (Rev. philos. 1894); la philosophie de Jacobi 1894. Hassencamp, Der Düsseldorfer Philosoph F. H. Jacobi 1898.

Kant, Immanuel. Geb. 22. 4. 1724 in Königsberg i. Pr., 1732 Eintritt in das Collegium Fridericianum, 1740 Universität, Besuch mathematischer und philosophischer Vorlesungen, durch dem Professor Kuntzen dem Wolffianismus genähert, Hinwendung zur Naturwissenschaft, 1743 bei den Theologen Schultz Dogmatik, 1746 Tod des Vaters, Hauslehrerstelle, durch die Gräfin Kayserling in die Gesellschaft eingeführt, 1747 Erstlingsschrift, 1754 Aufsätze, 1755 Promotion und Habilitation, Vorlesungen, seit 1758 auch über philosophische Disciplinen. 1770 Professur. 1781 Hauptwerk. 1786 nach Mendelssohns Tod Mitgliedschaft der Berliner Akademie. 1792 „Vom radikalen

er Student der Theologie, später entschloß er sich zu Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. Durch einen Lehrer wurde er auf Newton aufmerksam. In einer Predigerfamilie und mehreren adligen Häusern gab er Unterricht. Nach langjähriger karger Privatdozentenwirksamkeit in seinem Königsberg bekam er endlich eine kleine Bibliothekarstelle. Mit siebenundvierzig Jahren wurde er ordentlicher Universitätsprofessor und sammelte eine zunehmende Anhängerschaft um sich. Damit stellte er seine erfolgreiche litterarische Thätigkeit ein. Als „Frucht eines langen Nachdenkens", wie er bescheiden sagt, entstand nach 11 Jahren sein Hauptwerk. Es ist zu lange überdacht und dann in Hast stilisirt; so dunkel war es, daß fast alles darüber schwieg. Kant, der doch von der Philosophie jedes Unterhaltungsbedürfnis entfernte, suchte seine Absichten zu popularisiren. Als er dann sah, wie man diese Ideen begierig aufgriff, zog er sich wieder in seine strenge Logik zurück. Schrift auf Schrift erschien in den nächsten Jahren. Die Besucher kamen herbei. Aber er entwich ihren Belästigungen, wie er auch die Rezensionen seiner Werke gleichgültig bei Seite legte. Mit Zähigkeit machte er Geist und Körper für diesen andauernden Energieverbrauch widerstandsfähig. Bekannt ist seine pedantische Tageseintheilung, jenes Wohlgefallen an Symmetrie, das Schopenhauer auch an seinem intellektuellen Gebahren nachgewiesen und den „symmetrischen Alleen, Quadraten und Triangeln, den pyramidalischen und kugelförmigen Bäumen und den zu regelmäßigen Kurven gewundenen Hecken" altfränkischer Gärtner verglichen hat. Philiströse Details von einer leisen Lächerlichkeit werden uns berichtet, wie er zu immer gleicher Stunde sich erhob, rauchte, seinen Kaffee trank, arbeitete, seine Vorlesung hielt und spazieren ging. Der Madame de Staël hat das so imponirt, daß sie an die griechischen Denker erinnerte, um seine Lebensphilosophie zu charakterisiren. Er liebte gelehrte Gespräche weniger als das Niveau der Stammtischunterhaltungen, soll aber auch in die bürgerliche Geselligkeit, wie sie

Bösen", die Fortsetzung des Abdrucks von der Berliner Censur gehindert, von der theologischen Fakultät approbirt. Darauf die denkwürdige Cabinetsordre Friedrich Wilhelms II. 1797 die Vorlesungen eingestellt, 1802 Verlust des Gedächtnisses, 1803 Schwächung der Sehkraft, körperlicher Verfall. Tod am 12. 2. 1804. Werke: 1755 Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. 1764 Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. 1766 Träume eines Geistersehers. 1781 Kritik der reinen Vernunft. 1783 Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. 1785 Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 1787 veränderte, 2. Aufl. des Hauptwerks. 1788 Kritik der praktischen Vernunft. 1790 Kritik der Urtheilskraft. 1792 Vom radikalen Bösen. 1793 Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 1797 Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Zusammen als: Metaphysik der Sitten in zwei Theilen. — Imm. Kants Werke, hrsg. von G. Hartenstein, 10 Bde., 1838—39, J. Kants sämtliche Werke, hrsg. v. Karl Rosenkranz und F. W. Schubert, 12 Bde., 1838—42. Am vorzüglichsten J. Kants sämtliche Werke, in chronologischer

damals aus Frankreich herüberkam, sich gefunden haben. Eine wohlwollende Humanität zeichnete ihn aus.

In diese automatische Ordnung griff nur einmal gewaltsame Störung ein. Es war 1792, als die Berliner Censur den Abdruck theologisch-philosophischer Essays Kants verbot und eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelms II., eines — wie der Gemaßregelte im „Streit der Fakultäten" umschreibt — „tapferen, redlichen, menschenliebenden und, von gewissen Temperamentseigenschaften abgesehen, durchaus vortrefflichen Herrn" ihm ein Disziplinarverfahren androhte. „Unsere höchste Person," lautet der Ukas, „hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Euere Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums mißbraucht. Wir haben uns zu Euch eines Besseren versehen, da ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Euere Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohl bekannte landesväterliche Absicht handelt. Wir verlangen das ehesten Euere gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nicht dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu verwenden, daß unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt." Nun war Kant kein Radikaler des Geistes mit der Devise „Alles oder Nichts", sondern „Euer Majestät getreuester Unterthan," als der er „in Devotion ersterbend" eine Schutzschrift versuchte. Er las und schrieb nur noch über Logik und Metaphysik, Dinge, die zu abstrakt waren, um die Staatsgewalt zu

Reihenfolge hrsg. von Hartenstein, 8 Bde., 1867—69. Abdruck in Kirchmanns „Philosophischer Bibliothek". Populäre Ausgaben in sorgfältiger Revision von K. Kehrbach (Reclam). Vrgl. E. Adickes, Bibliography of writings by Kant and on Kant which have appeared in Germany up to the end of 1887. Vorbereitet die Ausgabe der Berliner Akademie, welche unbekannte Briefe (die Gesammt-Ausgaben enthalten etwa 80, darunter 4 an Mendelssohn, 3 an Fichte, 1 an Schiller), die Reflexionen zur kritischen Philosophie (aus Kants handschriftl. Aufzeichnungen v. B. Erdmann, 2 Bde., 1882 u. 84), die losen Blätter (aus dem Nachlaß, meist im Besitz der Kgl. und Universitätsbibliothek in Königsberg, mitgetheilt von R. Reicke, 1889 u. 95 vgl. Cohen, Zur Orientirung Philos. Monatshefte 26, 1890 S. 287—323) sowie die Vorlesungen bringen soll. Erschienen ist ein Band Briefe. Litteratur: Ldw. E. Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kants 1804. F. W. Schubert, Imm. Kants Biographie (Kants Werke Bd. XI, Abth. 2) 1842. Reicke, Kantiana 1860. Hauptwerk Kuno Fischer, Gesch. der neueren Philos., Bd. 3 u. 4. 3. Aufl. 1882. S. auch K.'s Leben und die Grundlagen s. Lehre, drei Vorträge, 1860. Paulsen, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der kantischen Erkenntnistheorie 1875. Imm. Kant, 1898. A. Riehl, Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft, Bd. I: Gesch. und Methode des philos. Kriticismus 1876. — Victor Cousin, Leçons

interessiren, und veröffentlichte seine recht loyale Ethik. Wie unbehaglich er sich bei jener Entscheidung fühlte, zeigt die Tagebuchnotiz: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Falle wie der gegenwärtige ist Unterthanenpflicht, und wenn Alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist es darum doch nicht Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen." Entschuldigen läßt sich sein Verhalten, wenn man das für nötig hält, durch die senile Ermattung, die sich seiner bereits bemächtigte. 1797 hörte er völlig auf und nach einem peinlich langen Auflösungsprozeß starb er 1804. Sein Tod war ohne anekdotisches Pathos.

Seine litterarische Vorbereitung offenbart einen mühsamen Wahrheitsdrang, von einer Erstlingsschrift an, die ohne die Fähigkeit, sich in Fremdes einzuleben, die Kant überhaupt abging, zwischen cartesianischen und leibnizischen Krafttheorien zu entscheiden bestrebt war. Ueberraschend ist die berühmte „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", die in einer Vorahnung der Laplaceschen Kosmogonie das Sonnensystem aus wirbelnden feurigen Atommassen entstehen läßt und damit die Gottesidee bis an die äußersten Grenzen der mechanischen Weltanschauung zurückstößt. An einem Hallerschen Motto erhebt sich Kant zu fast dichterischer Schilderung der flammenden Agonien und Geburten. Gelegentlich redet er von einem kraftlosen Zeitalter, das erkaltet sei wie die Erdrinde und die Fruchtbarkeit an „Ausschweifungen und großen Wirkungen" eingebüßt habe. Aber die Werthung der Theologie behält auch in dieser Periode die Oberhand, wenn er einmal die „niederträchtigen" Wesen tadelt, die trotz der Erhabenheit des gestirnten Himmels sich fest an den Dienst der „Eitelkeit" hefteten.

Von 1792 an beunruhigen ihn die Probleme der eigentlichen

sur la philosophie de Kant 1842. O. Liebmann (s. u.), Kant und die Epigonen 1865. H. Fortlage, über die kantische Philosophie, in Sechs philosophische Vorträge 1869. J. B. Meyer, Kants Psychologie 1870. Hermann Cohen, Kants Theorie der Erfahrung 1871, 2. Aufl. 1885. Gideon Spicker, Kant, Hume und Berkeley 1875. Laas, K.'s Analogien der Erfahrung 1876. W. Windelband, Ueber die verschiedenen Phasen der kantischen Lehre vom Ding an sich (Vierteljahrsschr. f. wissensch. Phil. I S. 224—266, 1877. Volkelt, Imm. K.'s Erkenntnistheorie nach ihren Grundprinzipien analysirt 1879. Fr. Paulsen, Was uns Kant sein kann, Vierteljahrsschr. f. w. Ph. 1881, S. 1—96. H. Vaihinger, Kommentar zur Kritik der reinen Vernunft, 1. Bd. 1881, 2. Bd. 1892. Th. Weber, Zur Kritik der Kantischen Erkenntnistheorie, Ztschr. für Phil. und philos. Kritik 1881, Bd. 79, S. 161—210. Günther Thiele, Die Philos. Kants nach ihrem systemat. Zusammenhang und ihrer logisch-historischen Entwicklung, I, 1, I, 2. 1882 u. 87. Kurt Laßwitz, Die Lehre K.'s von der Idealität des Raumes und der Zeit 1883. Rud. Eucken, Ueber Bilder und Gleichnisse bei Kant, Ztschr. f. Ph. und philos. Kritik 1883, S. 161—193. Rud. Lehmann, Ueber die psychol. Grundanschauung der Kantischen Kategorienlehre, Philos. Monatshefte 1884, S. 91—120. W. Drobisch, K.'s Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff 1885. G. v. Gizycki, Kant und Schopenhauer 1888. C. du Prel, Kants mystische Welt-

Metaphysik. Er verwirft die „falsche Spitzfindigkeit" einer erkünstelten Logik, wie der Rationalismus sie ausgebildet hatte, als ein „Koloß, der sein Haupt in den Wolken des Alterthums verbirgt und dessen Füße von Thon sind," legt dar, daß der Begriff der „negativen Größe" wohl metaphysische Geltung, die Wirklichkeit dagegen immer positives Vorzeichen habe, und trennt von der philosophischen Untersuchung die mathematische Methode, den Ruhmestitel der Vernunft, auf den sie ihre schwankenden Aussagen begründet hatte. Die ohne Konsequenz umherdeutende Schrift „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration für das Dasein Gottes" nennt die Metaphysik einen „finsteren Ozean ohne Ufer und ohne Leuchttürme", wo der Seefahrer prüfen müsse, „ob nicht etwa unbemerkte Seeströme seinen Lauf verwirrt haben." Die Desillusionirung ist bei Kant nicht so vollständig wie bei anderen, doch verstattet auch ihm der Skeptizismus keinen Aufschwung mehr.

Das läßt der Eifer erkennen, mit dem er zu jener Zeit sich über Rousseaus Evangelium hermachte. Er schwört den gelehrten Hochmut ab, der den Pöbel mißachtet, und will sich für unnützer halten als den gemeinen Arbeiter, wenn er nicht glauben kann, an der Verwirklichung der Menschenrechte mitzuarbeiten. So ist er in eine neue litterarische Phase eingetreten. Wie die englischen Essayisten giebt er „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen". Sein schriftstellerisches Vermögen war nie so reich als in diesen Jahren. Er ist launisch, satirisch, graziös. Kaum traut man ihm die greise Verdrießlichkeit zu, die er später hatte. Die Skizze „Ueber die Krankheiten des Kopfes" kritisirt mit Apothekerscherzen die Geisteskrankheiten vom Blödsinn bis

anschauung (Einleitung zu den Vorles. über Psychologie) 1888. W. Wundt, Was soll uns Kant nicht sein 1892, Philos. Stud., 7. S. 1—49. L. Busse, Zu K.'s Lehre vom Ding an sich, Ztschr. für Philos. und philos. Kritik, 1893, 102, S. 74—113. E. von Hartmann, K.'s Erkenntnistheorie u. Metaphys. in den vier Perioden ihrer Entwicklung 1894. Höffding, Kontinuität im philos. Entwicklungsgange Kants, Arch. f. Gesch. der Philos. 1894 VII, S. 173—192, 376—402, 449—485. Adickes, Kant-Studien, I, II, 1895. Drews, K.'s Naturphilosophie als Grundlage s. Systems 1894. Geo. Simmel, Das Wesen der Materie nach K.'s physischer Monadologie 1881, Was ist uns Kant 1896, Beilage der Vossischen Ztg. Goldfriedrich, Kants Aesthetik 1895 (1897). Mov. Kronenberg, Kant, sein Leben u. s. Lehre 1897. Stehr, Hermann, Ueber Imm. Kant. Der Mensch hat keine Vernunft im Sinne Kants 1897. Dankelmann, Frhr, Eb. von, Kant als Mystiker? 1897. Höffding, H., Rousseaus Einfluß auf die definitive Form der Kantischen Ethik, Kantstudien II 1, S. 11—21, 1897. Cresson, A., La morale de Kant 1897. Apitzsch, A., Psychologische Voraussetzungen der Erkenntniskritik Kants, J.-D., 1898. Arnoldt, Em., Beiträge zu dem Material der Geschichte von K.'s Schriftstellerthätigkeit (Wöllnersche Kabinetsordre), 1898. Lind, P. v., Eine unsterbliche Entdeckung K.'s 1898. Hicks, Die Begriffe Phänomenon und Noumenon und in ihrem Verhältnis zu einander bei Kant 1897. Paulsen, Kant der Philosoph des Protestantismus 1899.

zur Tollheit, den phantastischen Selbstbetrug in den Empfindungen, wodurch „der Andächtige im gefleckten Marmor die Passionsgeschichte, jene Dame durch ein Sehrohr im Monde die Schatten zweier Verliebten, ihr Pfarrer aber zwei Kirchtürme" erblickt, Hypochondrie, Melancholie und Visionen, alle abnormen Seelenzustände, die den bon sens widerstreiten, sowie die tiefsinnige Tobsucht gelehrter Narren.

Der anziehendste Essay Kants sind die gegen den schwedischen Mystiker Emanuel Swedenborg gerichteten „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik". Das Irrationale ist ihm das „Schattenreich", das „Paradies der Phantasten", das Land der „Ammenmärchen und Klosterwunder", der Aufenthaltsort spiritualistischer Propheten sowohl wie der philosophischen „Träume der Vernunft." Er streift die Probleme mit rationalistischer Selbstsicherheit, doch wertvoll ist ihm einzig der praktische Schluß, den er aus seiner Studie ziehen kann. In heiterer Entsagung will er sich der zum Leben unnötigen übersinnlichen Erkenntnisse begeben. Damit schafft er über die Theologie und ihr Jenseits hinaus. „Die menschliche Natur", die „Reinigkeit der Sitten", die Empfindungen einer wohlgearteten Seele" sind seine Werthe. So endet Kant, ganz achtzehntes Jahrhundert, mit der Losung aus Voltaires „ehrlichem Candide": „Laßt uns unser Glück besorgen, in den Garten gehen und arbeiten".

Dieser Theil von Kants philosophischem Werk ist darum bedeutsam, weil seine stilistische Gewandtheit nachher sich verringert hat. Es ging ihm wie allen Naturen, bei denen zu Gunsten einer Funktion die übrigen zurücktreten, anstatt sich gleichzeitig zu entfalten. Die Gedankenschwere ließ nichts anderes bestehen. So ist er in der kriti-

Mittelpunkt der gegenwärtigen Kant-Bewegung die „Kantstudien" (seit 1896), unter Mitwirkung einer Reihe deutscher und außerdeutscher Gelehrter, herausgegeben von Hans Vaihinger. Außerdem die Arbeiten von Benno Erdmann, Vaihinger (s. o.), Reicke, Kehrbach, E. Arnoldt, Adickes, Alb. Krause, M. Heinze. Die Gruppe der Neukantianer umfaßt Persönlichkeiten wie Friedr. Alb. Lange (1828—1875, Gesch. des Materialismus und Kritik s. Bedeutung in der Gegenwart 1866, 5. Aufl. hrsg. von H. Cohen, 2 Bde. 1896, vrgl. O. A. Ellissen, Fr. A. Lange 1891. Langes zweitwichtigste Schrift: Die Arbeiterfrage in ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft 1865, vrgl. H. Braun, L. als Sozialökonom. 1881, Charakteristik in Kronenberg, Moderne Philosophen 1899), Hermann Cohen (Professor der Philosophie in Marburg), Paul Natorp (ebendort, Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode 1888, Religion innerhalb der Grenzen der Humanität 1894, Pestalozzis Ideen 1894, Platos Staat und die Idee der Sozialpädagogik 1895), Rudolf Stammler (Professor der Jurisprudenz in Halle, Theorie des Anarchismus 1894, hochbedeutsam Wirthschaft und Recht 1896), Kurt Laßwitz (Atomistik und Kriticismus 1878), Liebmann (Zur Analysis der Wichtigkeit 1876), Joh. Volkelt (Erfahrung und Denken 1884, Aesthetische Zeitfragen 1894, Aesthetik des Tragischen 1897), Wilhelm Windelband, Friedr. Paulsen (Professor der Philosophie in Berlin, Geschichte des gelehrten Unterrichts 1885, 2. Aufl. 1895, System der Ethik 1889, 4. Aufl., 1897, Einleitung in die Philosophie 1892, jetzt 5. Aufl., Immanuel Kant 1898).

schen Epoche trocken, ohne Sinnlichkeit, ohne leuchtende Wärme. Seine Perioden sind kunstlos. Mit wenigen, aus technischen Betrieben hergeholten Metaphern, die niemals prunkend oder auch nur gefällig werden, erfüllt er die ästhetischen Forderungen, in der Art etwa jenes Satzes, der das Leitmotiv wiedergiebt: „Freilich fand es sich, daß, wo wir zwar einen Thurm im Sinne hatten, der bis an den Himmel reichen sollte, der Vorrath der Materialien doch nur zu einem Wohnhause zureichte, welches zu unsern Geschäften auf der Ebene der Erfahrung gerade geräumig und hoch genug war, sie zu übersehen". Ihm war der „vornehme Ton" in der Philosophie, alles „Geniemäßige", nicht Schulmäßige, alle Sensibilität, die die „herkulische Arbeit des Selbsterkenntnisses" scheute, verhaßt. Darin liegt seine Tüchtigkeit, aber auch seine Beschränkung.

Wir betrachten seine Lehre in ihren großen Zügen.

Erkenntniß.

George Henry Lewes hat die „Kritik der reinen Vernunft" als den Höhepunkt einer anarchischen Richtung bezeichnet. Sie sei ein aufregendes Ereignis wie die französische Revolution gewesen, und doch bringe sie nichts wirklich Neues, weder in der Methode noch in den Folgerungen. Manche Thatsachen sprechen für dieses Urtheil des Positivisten. Das Ziel Kants ist die Ueberwindung des Skeptizismus, wie er in Hume sich darstellte. Der englische Denker hatte die Frage erhoben, ob nicht der Begriff der Ursache und Wirkung, womit wir das Einzelne verknüpfen, seinen Ursprung nur in unserer Gewohnheit habe. Das verwirrte die Gemüter. Es nahm den „dogmatischen Schlummer" von ihnen, raubte aber auch aller wissenschaftlichen Bemühung das Vertrauen zu sich selbst. Das Schiff der Erkenntnis lag auf dem Strande und mußte „verfaulen". Kant fühlte sich als der „Steuermann", der es „nach sicheren Prinzipien" aus dem Brachwasser in die Flut des Lebens hinauslenken sollte.

Schon andre haben sich diesem Beruf vor ihm gewidmet. Es wurde ihnen klar, daß die Metaphysik tot und nur die Erfahrung zugänglich sei, daß aber der Geist seiner Organisation nach über bestimmte Funktionen verfüge, die ihm eine richtige und einheitliche Interpretation der Erscheinungen garantirten. Damit wurde Mut und Entschlossenheit den europäischen Menschen wiedergegeben, die, ohne das Uebersinnliche zu entbehren, im Wirklichen verblieben. Mit Hülfe der ältlichen metaphysischen Methode hatte Leibniz eine solche Aufgabe zu beantworten versucht. Er zeigte, daß nicht alles aus den Empfindungen stamme, daß „angeborene Ideen", fundamentale Denkgesetze hinzugethan würden. Und allen Empiristen und Sensualisten hatte das mehr oder weniger vorgeschwebt. Hätte über Kant

das rationale Verfahren nichts mehr vermochte, so wäre es seine Sache gewesen, etwa mit den einfachsten Combinationen des Innenlebens zu beginnen und allmählich zu jenen geistigen Gesetzen aufzusteigen. Dann hätte er induktiv und biologisch, aus unsrer gesammten Verfassung heraus, das Problem betrachtet. So aber ist er der Begrifflichkeit treu geblieben. Ohne die Spur schöpferischen Selbsterwerbs sind die Theorien über die seelischen Departements, die er von seinen Zeitgenossen übernahm. In Erkenntnis-, Gefühls- und Begehrungsvermögen riß er die Psyche auseinander, und als verachtetes Anhängsel fügte er diesen Gebieten seines Geistes die niedere und trübe Sinnlichkeit bei. Das ist die alte rationalistische Werthung.

Trotz alledem hat Kant ganz persönliche und unbegreifliche Vorzüge. Er treibt Fernsichten entgegen, von denen er gar nichts wußte, und die fürwahr die Meinung erwecken können, als habe in ihm jenes „Außersichsein" stattgefunden, worin die intellektuellen Vorgänge über den Willen des Individuums unheimlich triumphiren. Aufrüttelnd ist für alle Empfänglichen seine durchsichtige Dialektik, die keinen Kompromiß mehr aufkommen läßt, sobald man ein erstes Mal von ihrer Unruhe beeinflußt wurde. Und das wiegt vieles auf.

Die „Kritik der reinen Vernunft" hebt damit an, daß sie jene fundamentale Frage, ob es in der Erfahrung von der Erfahrung unabhängige Bestandtheile gebe, die in der Seele ursprünglich vorhanden seien, in ihrer individuellen Terminologie erörtert. Aber sie schädigt sich, indem sie gewaltsam einschachtelt und etiquettirt. Sie will nur sagen, daß der Organismus ein Reich von Formen aus sich erzeugt, welche die Empfindung durchdringen, von den breitesten Grundlagen bis zu den differenzirtesten Inhalten. Die Grenzen hierbei sind vage, die Uebergänge unmerklich. Kant aber errichtete hochragende Schranken. Er trennt Sinnlichkeit und Verstand; dort läßt er Raum und Zeit, von denen umschlossen die Erscheinung in uns lebt, hier „reine Begriffe" thätig sein.

Zunächst ist dieses Erbe der Metaphysik nicht weiter verhängnisvoll. Die Hauptsache ist, daß unsre Beschränkung auf die Erfahrung proklamirt wird, und zwar nicht als Demütigung, sondern als gute Gewißheit, als Bereitschaft, mit einer solchen Beschränkung zu leben. Wir erfassen bloß Dinge, die in unseren Sinnen sind; von anderen wissen wir nichts und wollen wir nichts wissen. Wir kranken nicht mehr an dem Wahn, als ob diese Erkenntnis Zweifel oder Verzweiflung über uns bringen müßte. Denn die Dinge huschen nicht spielerisch an uns vorüber wie Farben und Töne, die nach dem Zustand unsres Leibes wechselnd uns umglühen und umklingen. Sie sind allen Menschen in der gleichen Weise gegenständlich. Wir blicken alle durch dieselbe Linse des Geistes; wir träumen alle denselben Traum.

Doch nicht nur an der Oberfläche der Dinge, in ihren tiefsten Gründen üben wir eine gestaltende Macht. Sie sind ganz von Funktionen unsres Denkens durchzogen, welche die in Raum und Zeit zu uns dringenden Erscheinungen übernehmen und ihnen eine gültigen

Zusammenhang gewähren. Diese Psychologie der Erfahrung hat Kant in seiner altmodischen Art zu vier Gruppen mit drei Gliedern abgezirkelt. Seinem Geiste entsprach nur die regelrechte Konstruktion, die rationalistisch die Mannigfaltigkeit des Geschehens verengte, ohne daß eine künftige Abänderung ihrer Systematik möglich wäre. Nüancen, die in den Plan nicht paßten, ließ er eigensinnig weg, und erbaute sich an der „artigen" Beobachtung, von der er sich „vielleicht erhebliche Folgen in Ansehung der wissenschaftlichen Form aller Vernunfterkenntnisse" versprach, daß in jeder der vier Gruppen der dritte Begriff eine Vereinigung der beiden ersten sei. In der That ist diese „Trichotomie" ein Liebling aller folgenden Speculationen geworden.

Aber es ist ein Verdienst Kants, daß er die psychische Analyse der Deutung, die der Verstand an den Erscheinungen vollzieht, mehr vertieft hat als irgend jemand vor ihm. Er zeigte, daß wir die Anordnung der kinematographisch vorüberwandelnden Vorstellungsbilder als etwas Fertiges betrachten, indes wir selbst sie schaffen, jene Bilder selbst vereinheitlichen, in mehrern Momenten, von denen wir nichts vergessen dürfen. Das ist das unabänderliche Bewußtsein in uns, welches uns verbürgt, daß uns wirklich stets die gleiche Welt umgiebt. Durch die Ermittlung dieses „intellektuellen Radikalvermögens" ist unser inneres Leben auf eine neue Basis gehoben. Kant meinte, daß dadurch der „kopernikanische Standpunkt" für den Geist gewonnen sei, der nunmehr, wenn er mit seinen Erkenntnisprinzipien vorgehe, die Natur zwingen müsse, ohne sich von ihr leiten zu lassen. Das ist noch maßvoll zu verstehen. Aber deutlich ist schon, daß so der Rückfall in den alten metaphysischen Rausch heraufbeschworen werden kann, worin der Geist sich an der Erfahrung vergeht. Der Gedanke ist verführerisch, daß die Welt dem Subjekt unterthan sei, und man leugnet gern hinweg, daß der König gebundene Hände hat.

Noch ist es an dieser Stelle ungerecht, Kant solcher Ausschreitungen zu bezichtigen. Er steht mit festen Füßen in der Empirie und entwirft ein vollständiges System empirischer Naturerkenntnis. Mit kritischer Untersuchung rechnet er nach, was in einigen uralten Sätzen der Spekulation lag und durch die Physik zu Tage gefördert wurde. Daß alle Anschauungen ausgedehnte Größen seien und ein leerer Raum sich nicht erfahren lasse. Daß alle Größen ohne Aufhören veränderlich und theilbar seien. Daß es Zufall oder Verhängnis im Weltgeschehen nicht gebe, und daß im Wechsel der Erscheinungen etwas Dauerndes beharre, dessen Quantum in der Natur weder vermehrt noch vermindert werde. Der Grundsatz der Kausalität ist der wichtigste Bestand dieser Systematik. Er bestimmt als Grundsatz der Ursache und Wirkung, daß alles, was geschieht, etwas voraussetzt, worauf es regelmäßig folgt. Nie tritt ein kleinster Zeittheil zwischen zwei Erscheinungen. Ehern und großzügig ist die Gesetzlichkeit des modernen Weltbildes, worin alles Bewegung ist und die Materie das Produkt zusammengesetzter Kräfte, die sich ausdehnen, sich anziehen und abstoßen Wirkung und Gegenwirkung sind in ihrem Getriebe einander gleich

Das sind die Ideengänge eines Galilei und Newton. Doch aus der vermeintlichen absoluten Realität ist ihre Naturkonzeption in die Erfahrung hineinbezogen.

Mit allem Nachdruck sei anerkannt, wie Kant hier dem neunzehnten Jahrhundert überzeugende Erwägungen mitgegeben hat. Er war sich eingedenk, daß eine solche Gesetzlichkeit nur in der äußeren Natur, der Körperwelt, durchführbar sei, daß sie aber dem Seelenleben gegenüber, weil seine Prozesse nicht genau meßbar sind, versage. Viel später hat er bei der „Kritik der Urtheilskraft“ diese Mahnungen in seiner mühseligen Begrifflichkeit ergänzt. Dort liegt eine fruchtbare Erkenntnis verschüttet, und es ist schwer, sie aus dem religiösen Rationalismus, der längst alles überwuchert hat, hervorzuholen. Kant will darauf aufmerksam machen, daß an einer gewissen Grenze die kausale Erklärung der Natur nach dem gesetzlichen Mechanismus nicht ausreiche. Das sind die organisirten Wesen, die nicht Maschinen mit lediglich bewegender Kraft sind, sondern in sich bildende Kraft besitzen. Sie sind Besonderheiten, die sich nicht aus dem Allgemeinen restlos ableiten lassen, vielmehr ihren Zweck in sich selbst, in ihrer inneren Vollkommenheit haben. Wir stehen vor dem Grenzbegriff des Lebens, der sich nicht ganz der ursächlichen Analyse fügt und immer etwas Geheimnisvolles behält. „Es ist für Menschen ungerecht,“ so formulirt es Kant, „auch nur einen solchen Anschlag zu fassen oder zu hoffen, daß noch dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat (!), begreiflich machen würde, sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechterdings absprechen“. Aber er sah auch ein, daß es der Tod der Naturwissenschaft sei, wenn sie die wirkenden Kräfte der Natur selbst als zweckmäßig denken wollte.

Daß gerade dieses Unlösbare im Leben für die Forschung ein werthvolles „heuristisches Prinzip“ werden mußte, weil es dazu antrieb, die Grenzen des Erklärten möglichst auszudehnen, war Kant ebenfalls bewußt. Nunmehr galt es, das Lebensphänomen in seinen spezifischen Ausbildungen zu vergleichen und auf das zurückzugehen, was Goethe das „Urphänomen“ genannt hat. Aus den Spuren der ältesten Revolutionen sollte nach Kants Ahnung ein „Archäolog der Natur“ die Familie der Geschöpfe entdecken, die mannigfaltigen Typen einander nähern, welche die Mutterschaft der Erde nach und geboren habe, bis zur Erstarrung ihrer gebärerischen Fähigkeit, von der ab kein Zuwachs erfolgt sei. Es sind Darwins biologische Hypothesen, in der Sprache von Kants aufklärerischem Christenthum.

Das zeigen auch die Erläuterungen, die er zum Problem der Entstehung der Menschenrassen versucht hat. Er führte alle Artunterschiede innerhalb einer Thiergattung auf eine „unausbleibliche“ Vererbung zurück, die sich in der Verpflanzung bewahrt. Aus der Anpassung an geographische und klimatische Bedingungen ist sie zu erklären und darum am sichtbarsten in der Beschaffenheit der Haut, weil durch diese die absondernde Ausdünstung geschieht. Nicht fremdem

Beispiel nimmt Kant vier Menschenrassen an, die er aber mit scharfem Wirklichkeitssinn beschreibt.

So weit der Bericht über die positivistische Bedeutung des Philosophen, dem es als ein „gewagtes Abenteuer der erkennenden Vernunft“ aufgedämmert ist, dem Werden des Organischen aus dem Unorganischen nachzuspüren.

Kritik der Metaphysik.

Man kann nicht übersehen, daß die Prüfung, der Kant die metaphysische Vermessenheit unterzieht, von vornherein zweideutig ist und vorsichtig das, was sie verneint, und woran sie sehr interessirt ist, im Grunde beschützt. Seine Kritik ist ohne destruktive Gesinnung. Um eine solche herauszulesen, müßte man anders accentuiren und Nebensächliches als Hauptsache fassen.

Kant will die übersinnliche Erkenntnis als eine Täuschung oder Selbsttäuschung der Menschheit beseitigen. Aber schon im Anfang läßt er eine Thür zur Ausflucht offen. Vermöge jener willkürlichen Sonderung der psychischen Funktionen räumt er dem Verstande, den er rationalistisch überschätzt, das Recht ein, sich von der Sinnlichkeit zu befreien, auf sinnlichen Vorstellungsinhalt zu verzichten. So errichtet er die jenseitige Geistigkeit wieder, die Welt der „Dinge an sich“, die uns erschlossen ist, sobald wir jenen „anschauenden Verstand“, jene „intellektuelle Anschauung“ besitzen. Kant selber blieb ganz inkonsequent dabei, eine solche der menschlichen Vernunft zu entziehen. Ihre Möglichkeit gab er nur für eine absolute, d. h. göttliche Vernunft zu. Seine Nachfolger haben logisch das alles für sich beansprucht.

So doppelgestaltig ist Kant auch in seinem ganzen weiteren Verfahren. Er trägt von jetzt ab das „Ding an sich“ mit sich, als „Grenzbegriff“, mit dem unsre Welt — er will sagen die Welt — versperrt ist, und darüber hinaus wir irre gehen. Er legt dar, daß die gesamte metaphysische Methode ein Schluß aus dem Bedingten auf das „Unbedingte“ sei. Das ist sehr richtig. Aber er verwirft diesen Begriff des „Unbedingten“ nur für die Erfahrung. Er sei notwendig, als ein „letzter Zweck“ der Vernunft, der nicht ist, sondern sein soll. Und wenn Kant, noch intellektuell, ihn verlangt, weil er die Einheit aller Erkenntnisse aufrecht erhalte, so bezeugt er damit nur, daß auch er die Bedürfnisse des Metaphysikers hat.

Er nennt die jenseitigen „Vernunftideen“ Irrlichter, die mit ihrem Scheine unablässig uns vorschwebten, als eine uns innewohnende Illusion. Und gewiß hat Kant den trügerischen Charakter jeder Metaphysik bloßgelegt, indem er das Suchen nach dem Absoluten als einen Zwang darstellt, von dem sich die Menschheit trotz aller Ent-

täuschungen nicht losmachen kann, sodaß sie immer wieder wähnt, beim „letzten aller Dinge" angelangt zu sein. Und er hat die „ewigen Güter", um die es sich in diesem Greifen nach dem absoluten handelte, meisterlich in seine stets tabellarische Logik eingezeichnet. Die rationale Psychologie legt allen Prozessen unsres Innenlebens etwas Wesenhaftes, die Seele zu Grunde. Die rationale Kosmologie will das „Wesen der Welt" als des Inbegriffs der äußeren Erscheinungen ermitteln, die rationale Theologie endlich ordnet alles Sein einem absoluten Wesen, der Gottheit unter. Kant macht sich an die Kritik dieser drei Ideen.

Die metaphysischen Theorien über die Seele, die an den Nerv des Lebensgefühls rühren, behaupteten ihre Wesenheit, ihre Einfachheit, Unsterblichkeit, Persönlichkeit und Selbstgewißheit. Kant zeigte, daß sie nicht wesenhaft sei, weil sie unräumlich sei und darum nie zur beharrlichen Erscheinung werden könne. Sie ist für die Erfahrung zusammengesetzt, theilbar und sterblich. Das Dasein aller Erscheinungen der äußeren Natur ist uns ebenso verbürgt wie unser psychisches Dasein. Seele und Körper sind gleichberechtigte, unmittelbare Wahrnehmungen. Weder ist alles Körperliche geistig, wie der Spiritualismus, noch alles Geistige körperlich, wie der Materialismus des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts wollte. Undurchdringlich ist für die Erkenntnis die Gemeinschaft von Seele und Körper, wie sie aus unzähligen Erfahrungsthatsachen sich ergiebt, und alle Fragen, die das menschliche Denken stets quälten und schreckten, das Schicksal der Seele vor dem Betreten des Leibes und nach dessen Preisgabe, sind im Dunkel belassen. Die Psychologie wird wird somit zu einer Wissenschaft, wenn sie vor beiden metaphysischen Extremen sich hütet. Dann wird sie nach Kants Worten aus einer Doktrin zur Disziplin und läutert uns von allem „Blendwerk einer eingebildeten Glückseligkeit."

Die Spekulation über das „Wesen der Welt" bietet eine Reihe höchster, allumspannender Thesen dar, die die ältesten und eingewurzeltsten Gegensätze alles metaphysischen Denkens enthalten. Sie sagen aus, die Welt sei begrenzt oder sie sei „unendlich". Sie bestehe aus einfachen Theilen oder es sei nichts Einfaches in ihr vorhanden. Sie wurde von einer ersten Ursache abgeleitet, oder man behauptete ihre naturgesetzliche Bedingtheit. Ein schlechthin notwendiges Wesen regiere alles Dasein, oder nichts, weder in noch außer der Welt, sei schlechterdings unabhängig.

Man kann diese Partie der „Kritik der reinen Vernunft" nicht mehr übergehen, ohne den Namen des kühnen Franzosen Jules de Gaultier, Verfassers des epochalen Buches „De Kant à Nietzsche", zu nennen, der die Absichten nachgewiesen hat, die den Philosophen hier bewegen. Zunächst fordert er für den Zwist, welchen er in selbstgefälliger Regelmäßigkeit zu „Antinomien" anordnet, einen unparteiischen Richter, der nur die Stimme der Vernunft hören und alle sich

einmischenden Interessen bei Seite lassen müsse. Er lehnt die praktischen Gründe der Moral ab, welche die Thesen, Schöpfung, Unsterblichkeit, Gottesidee, bejahen und die Antithesen, Naturalismus und Determinismus, verneinen. Und wie dieses „spekulative" Interesse auch das „architektonische" der Vernunft, das die Thesen wählt, weil sie ihr systematische Einheit garantiren, und das populäre, das gern mit wenig Schritten die Wirklichkeit durcheilt. All das kommt nur negativ in Betracht.

Wird Kant nun bei den Antithesen bleiben, nachdem er sie, was sie durchaus vertragen, auf empirische Geltung eingeschränkt hat? So scheint er sie auch zu deuten. Er sagt von ihnen, daß sie dem praktischen Interesse keine Dienste leisteten, daß sie den langsamen Weg der Erfahrung gingen und nur den Verstand beruhigen könnten, der keine andere Erkenntnis als die Erfahrung begehre. Aber wie er die Thesen fernhält, zerstört er die Antithesen, indem er ihnen unterlegt, als hätten sie den Sinn, die „absolute Totalität" der Weltverbindungen ergründen zu wollen. So macht er aus der Antithese, wie sie lauten müßte, daß die Welt empirisch weder Anfang in der Zeit noch Grenzen im Raume habe, die metaphysische Unendlichkeit, aus der Antithese, daß es empirisch nichts Einfaches für uns gebe, eine metaphysische unendliche Theilbarkeit des Alls. Und vor allem diskreditiert er die dritte und vierte Antithese, welche die religiösen und moralischen Werthe antasten. Auf gewundenem Pfade führt er die Vernunft in eine Sackgasse. Durch einen logischen Griff verleugnet er die Prinzipien der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, der er früher gefolgt war.

Es ist ein unheilbarer Bruch in ihm. Mit großem Ernst schwört er die Erkenntnis ab, weil sein Lebenstrieb es will, der des Christenthums bedarf. Von da an ist er ein Rechtfertiger, kein Befreier.

Der moralische Glaube.

Noch sind wir in der „Kritik der reinen Vernunft". Und doch stehen wir schon in ganz anderen Gebieten. Das Reich der „Dinge an sich" thut sich auf, um absolute Sittlichkeit und Religiosität, die mit der Metaphysik gestürzt sind, zu bergen. Kant bedient sich dazu der traditionellen Mythologie. Die Willensfreiheit stellt er wieder her, indem er einen jenseitigen „intelligiblen Charakter" einführt, der sich in den empirischen umsetzt, ein Vermögen ursprünglichen Handelns, ohne das wir keinen Akt praktisch bewerthen könnten, ein notwendiges Wollen, das sich in „dem Sittengesetz" darstellt. Als primitive menschliche Forderung treten diese Gedanken wieder hervor.

Ebenso rettet Kant die Idee der Gottheit. Innerhalb der Erfahrung ist sie, das ist ihm bewußt, verloren. Aber wenn er sich an-

schickt, die rationalen Beweisstützen der Theologie zu untergraben, so ist das nicht mehr nihilistisch gemeint. Er zeigt, daß man kein göttliches Wesen zu konstruiren vermag, dem die Eigenschaft des Seins gebührte. Er nennt sie ein „ganzes Nest von dialektischen Anmaßungen", wenn die Dogmatik auf ein Unbedingtes hinter dem Bedingten zurückgehen wolle oder wenn sie aus der Harmonie der Natur einen weisen und gütigen Schöpfer herleite. Doch zehrt noch heute eine atavistische Orthodoxie von dem Kapital, dessen Ertraglosigkeit selbst ein Kant dargethan hat.

Es ist jener „moralische Glaube", der uns schon damals bei ihm entgegenkam. Ihn arbeitet er zu einer praktischen Theologie um. Das Wesen Gottes ist fortan als sittlicher Weltzweck zu erfassen. Das ist ausgeprägter Protestantismus, der die religiöse Wahrheit in die Vernunft legt und mit der moralischen identifizirt. Er ist die typische Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts, nicht die moderner Völker.

Der Trieb nach dem Absoluten hat den Erkenntnistrieb unterjocht. Den „Atheismus" stößt Kant mit den Worten zurück, er sträube sich gegen eine in der Organisation des menschlichen Geistes angelegte Nothwendigkeit. Die praktische Vernunft, um es in seiner Terminologie auszudrücken, hat den Primat über die theoretische Vernunft erhalten.

So wird die ganze Errungenschaft der Kritik durch eine Metaphysik der Sitten rückgängig gemacht, die Normen der Sittlichkeit festzustellen hat.

Wie gegen die Psychologien der englischen und französischen Essayisten wendet sich Kant auch gegen ihre liebenswürdigen, eleganten ethischen Untersuchungen. Hatte er dort Sinnlichkeit und Verstand entfremdet, so scheidet er auch hier von der Erklärung des Sittlichen alle Erfahrungsmotive aus. Nicht mit Lust oder Unlust, mit dem Bestreben nach Glückseligkeit, insgesamt also mit dem Prinzip der Selbstliebe sollte es vereinbar sein. Es ist der christliche Dualismus, der die Entfaltung des Individuums gering schätzt und ächtet. Nicht die „feineren Freuden und Ergötzungen", das Bewußtsein der Seelenstärke, die Cultur der Geistestalente, die subtilsten intellektuellen Werthe will Kant als sittlich gelten lassen. Sie sind subjektiv. Er hingegen will allein das Objektive, das allgemeines Gesetz werden kann. Eine solche Ethik geht aus Rassen hervor, die noch nicht reif genug sind, um ohne Religiosität zu leben, und eines Hemmschuhes bedürfen, um vorgeschrittene Gruppen und Individuen an der Emanzipation zu hindern, um alle Kraft in absolut gedachten Zielen zu vereinigen. Sie ist blaß und ohne Leben, weil sie nur den religiösen Besitzstand, die alten legitimen „Wahrheiten" konservirt. Kants „kategorischer Imperativ" ist in der Form inhaltlos, thatsächlich aber verkündet er die Werthe der protestantischen Moral.

Wenn er dementsprechend die Sittlichkeit in die spontane Freiheit des Einzelnen überträgt, die „Autonomie" des Willens festsetzt,

so ist das für das neunzehnte Jahrhundert kein Gewinn mehr. Wird dem Individuum gesagt, es werde durch die Befolgung des Imperativs ein Glied „der sittlichen Welt", so hat das freiheitliche Tendenz nur so lange, als die soziale Evolution, die dem Einzelnen verbürgt, daß er niemals bloßes Mittel, sondern Zweck des Handelns ist, sich nicht im Prinzip durchgesetzt hat. Diese geistige Aufgabe haben Liberalismus, Humanität und Toleranz gelöst. Eine neue Geschichtsepoche, die von absoluter Ethik nichts weiß, ist herangebrochen.

Damals hat die deutsche Rasse das angenommen, was Kant ihr gab. Sie verdankt ihm eine Codifikation dessen, was der bürgerliche Nationalstaat für sich begehrte. Unter dem Zeichen des Christentums ist dieser wie bei der angelsächsischen Rasse entstanden, in einer tiefen Zwiespältigkeit, gegen Erkenntnis und triebhaftes Leben, nicht mit ihnen. Stellenweise erlangt das eine fast lyrische Gewalt, doch es ist eine Gewalt aus einer anderen, verjährten Zeit. „Die verschleierte Göttin," so läßt Kant sich einmal vernehmen, „vor der wir beiderseits unsere Kniee beugen, ist das moralische Gesetz in uns, in seiner unverletzlichen Majestät". Oder er ruft den „erhabenen großen Namen" der Pflicht an: „Welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Werthes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?"

Dieser ethische Dualismus ertötete die ästhetische Weltanschauung eines Goethe. Aber er machte auch Schiller stutzig. Alle freien oder freieren Geister wurden dadurch beleidigt. Die Menge siegte, weil sie nicht anders leben konnte; eine an Sinnlichkeit arme Kultur kam herauf, eine Welt kleinbürgerlicher und gedrückter Menschen, wie Kant einer war. Gleich dem Christenthum stiftet er Zwietracht zwischen den Gütern des Diesseits und dem Gut des Jenseits. Alles ist religiöse Gesinnung, verdünnt und auf die Flaschen der Abstraktion gezogen. Das sittliche Bewußtsein entsteht dadurch, daß das Göttliche in uns, der „intelligible Charakter", den empirischen beaufsichtigt und ihm die Empfindungen des Gewissens und der Reue einflößt. Wir kämpfen einen beständigen Kampf um unser moralisches Sein, um unsre Freiheit von dem Mechanismus der Natur; sind wir nicht wachsam, so versinken wir. Die Unterwerfung des Willens unter die Pflicht enthält ein Gefühl nicht der Lust, sondern der Unlust. Das äußere Werk gilt nichts, nur die innerlichste Achtung vor dem Gesetz macht eine Handlung gut. Alle Freudigkeit ist aus dieser ängstlichen Askese verbannt, die auch in ihrer Terminologie sich als solche giebt, doch nicht irrational extatisch, sondern steif und unvergnügt. Der Preis, der dem tugendhaften Menschen für immer versagt ist, weil er nie aufhören wird, von physischen Ursachen versucht zu werden, ist die Heiligkeit. Aber Kant polemisirt gegen alle religiöse und moralische Schwärmerei, wie sie Romanschreiber, empfindelnde Erzieher, bisweilen selbst Philosophen „statt nüchterner aber weiser Disziplin der

Sitten" eingeführt hätten. Mit den untüchtigen „schönen Seelen" wie Rousseau und Jacobi, mit ihrer „schalen und schmelzenden Beschaffenheit" konnte der Puritanismus nichts beginnen. Sie waren ihm widerwärtig.

Gemächlich hat Kant seine „intelligible Welt" ausgebaut, welche dem Menschen seine „zweite und höchste Bestimmung", „ein von der Thierwelt und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben", giebt. Warum soll er zögern, alle Requisiten des Christenthums zurückzufordern? Die Gottesidee verkleidet er als Idee des höchsten Gutes, welche die im Diesseits entzweiten Werthe der Tugend mit „angemessener Glückseligkeit" vereinigt. So wird sie ein Gegenstand der Anbetung" und — „auf menschliche Art zu reden, liebenswürdig". Ferner postuliert er die Unsterblichkeit der Seele. Goethe berief sich hierfür auf die Fähigkeiten, die die Natur in uns lege und durch den Tod mitten in ihrer Entwicklung abbreche. Das war ein Ausdruck der genialen Vitalität eines Renaissancemenschen, der das Diesseits verlängern wollte; Kant giebt es seinem sehr vernünftigen und moralischen Jenseits preis. Dazu kommen die Postulate der Freiheit und des ehedem abgelehnten Daseins Gotttes, der als ein nicht zur Physik, sondern zur Moral gehöriger Begriff ausgegeben wird. Die rationale Ethik ist fertig. Als Anhang führt sie eine „sittliche Methodenlehre" mit pädagogischer Absicht. Sie will die Jugend zur „Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel" erziehen. Doch mahnt der Philosoph, sie mit Beispielen edler, überverdienstlicher Handlungen zu verschonen, „weil, was auf leere Wünsche und Sehnsuchten nach unersteiglicher Vollkommenheit hinausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das Ueberschwänglich-Große viel zu Gute thun, sich dafür vor der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdann ihnen nur unbedeutend klein scheint, frei sprechen."

Die Moral-Theologie, die Kant auf Grund seiner Postulate ausgestaltet, hat keinerlei Ueberraschungen. Seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" ist nichts als eine rationalistische Trivialisirung der christlichen Mystik. Er setzt einen Sündenfall des Menschengeschlechts voraus, seit dem es mit einer angeborenen Schuld, dem „radikalen Bösen", behaftet ist und anstatt der Moral die Selbstliebe herrscht. Doch kann die ursprüngliche Anlage zum Guten wiederhergestellt werden; die Idee dieser sittlichen Erlösung ist der Sohn Gottes. Eine ethische Gemeinde umschließt die moralisch Gesinnten.

Es war der Orthodoxie unbequem zu lesen, daß die Kirche nur die äußere Form einer solchen Vereinigung sei, daß der Konfessionalismus allmählich verschwinden und in einen „reinen Religionsglauben" übergehen müsse. Ungefähr stimmt das mit Lessings viel kühnerer „Erziehung des Menschengeschlechts" überein. Auch Kant bekämpft den „Afterdienst", der die vernünftige Religiosität willkürlichen und zufälligen Statuten unterwerfe, den schwärmerischen „Religions-

wahn", das Pfaffentum, die Fetischverehrung sittlich belangloser Gnadenmittel und Wunder.

Ethik und immer aufs neue Ethik ist sein Gebot. So giebt er einen bürgerlichen Katechismus der Tugendpflichten. Er weiß, daß die Sittlichkeit durchaus in die soziale Sphäre gehört, und thut darum den Begriff einer Pflicht gegen Gott ab, nicht anders als er die Pflichten gegen untermenschliche, thierische Geschöpfe mit Rücksichten dem Mitmenschen gegenüber begründet. Sein Milieu ist eine gesunde Mittelmäßigkeit, die sich vor allem Ueberschwang eines Enthusiasmus, auf den doch eine thatenlose Mattigkeit folgt, vorsichtig hütet. Zwar ist sie entfernt von der Hartnäckigkeit kaum mündiger Rassen, die alle sozialen Aeußerungen, selbst die gleichgültigsten Gewohnheiten der Lebenshaltung, durch moralische Zwangsvorschrift mit Beschlag belegen. Aber noch lastet bei Kant auf dem Individuum die Uneinigkeit, die das theologische Jenseitssystem in dessen Entwicklung hineingetragen hat. Nur so läßt sich erklären, daß er am unmöglichen Begriff der „Pflichten gegen sich selbst" festhält. Es ist, wie er einmal ausführt, eine Abweisung bloß physiologischer Begründung und das Beharren bei einer „dunkel gedachten Metaphysik", nach der er rationalistisch den biologischen Prozeß deutet. So spricht er von unbedingten Pflichten gegen den eigenen Körper wie gegen die eigene Seele. Aus der Selbsterhaltungstendenz des natürlichen Organismus macht er ein vernunftgemäßes, über der Erfahrung abzuleitendes, wesenhaftes Gesetz. Das wird zu einem seltsamen Gemisch mit ganz empirischen Forderungen. Den Selbstmord straft er als Verbrechen, weil es ethisch wertvoller sei, den stärksten sinnlichen Triebfedern zu gebieten, als kampfesmüde in den Tod zu gehen und das „Subjekt der Sittlichkeit in seiner eigenen Person zu zernichten", den absoluten Zweck aus der Welt zu vertilgen. Aber er läßt die Selbstverstümmelung, den partialen Selbstmord zu, soweit sie absterbende, dem Leben nachtheilige Organe entfernt. Die „wollüstige Selbstschändung", deren Vermeidung eine Notwendigkeit der Hygiene ist, brandmarkt er als eine „unter das Vieh herabwürdigende" Handlung, und wir vernehmen deutlich die Accente einer religiösen Askese, der das Sexuelle an sich ekelhaft erscheint, wenn er sagt, daß auch der erlaubte Geschlechtsverkehr im Grunde thierisch sei und man einen Schleier darüber breiten müsse, wenn man davon sprechen wolle. Auf der anderen Seite gesteht er zu, daß die natürliche Fortpflanzung physiologisch durch die Erhaltung der Art gerechtfertigt und nur das Anormale im Triebleben widrig sei. Nicht minder ruht in der Kantischen Ethik auf den Nahrungsgenuß der Rest einer Achtung der leiblichen Funktionen, wenn er zum Beispiel sich müht, den Schmaus, die „förmliche Einladung zur Unmäßigkeit", dadurch zu legitimiren, daß er „außer dem bloß physischen Wohlleben noch etwas an sich zum sittlichen Zweck Abzielendes" habe, „nämlich viel Menschen und lange zu gegenseitiger Mittheilung zusammenzuhalten".

Durchsichtiger sind die Bestimmungen, die Kant im Seelischen

trifft. Auch hier charakterisirt ihn der Hang der protestantischen Moral, das persönliche Verhalten eindeutig zu machen, die möglichen Kombinationen zu mindern, untergeordnete Zwecke zu eliminiren und eine Festigkeit und Aufrichtigkeit zu erarbeiten, die in der Vielheit bei sozialen Bedingungen sich verlieren muß. Ehrlichkeit ist sein Verlangen; die Lüge ist das Hassenswerte, weil sie das Thun verfälscht. Recht unmotivirt schließt sich daran die Tugendpflicht, deren Gegensatz das Laster des Geizes ist. Der Mensch des Kantischen Durchschnitts soll weder im Genusse aufgehen noch sich ein anständiges Maß des Genusses entziehen. Bürgerlich ist auch das Geheiß, das an ihn ergeht die Würde des Menschen in sich zu wahren, keines anderen Knecht zu werden und sein Recht nicht mit Füßen treten zu lassen, alles das Sätze einer bedächtigen Sittlichkeit, die noch nicht die Freiheit des Fluges hat und schnell in die Niederung zurückkehrt, wenn sie je zu einem lauten, mutigen Spruche sich verstand.

Die sozialen Lebenswerte, die Kant erst dann als „Pflichten gegen Andere" hinzufügt, sind auf ein nüchternes, thätiges, nicht allzu sensibles Temperament abgestimmt. Ein praktisches Wohlwollen bringt es dem Einzelnen entgegen, nicht Mitfreude oder Mitleid, Gefühle der Lust und Unlust, die nicht helfen. Kant verspürte darin das feine Gift einer schädlichen Passivität. Ein heiteres, genügsames Wirken war ihm menschliches Ideal, das etwas von achtungsvoller Freundschaft und etwas von bläßlicher Liebe ohne Süße und Rausch haben mußte. Durch Entbehrung und Entwohnung wollte er die junge Seele wacker und fröhlich machen, auf daß sie ein nützliches Glied der Gesammtheit sei.

So weit seine Tugendlehre. Es liegt sehr viel Stillleben darüber ausgebreitet, sehr viel provinziale Friedlichkeit, Unberührtheit von der Erregung des Staatlichen. Dieses ist als quantité négligeable, als Interesse zweiten Ranges betrachtet, das die Sittlichkeit nur wenig angeht. Die politischen Zwecke sind der Generation Kants noch nicht in die Nähe des unmittelbaren Gegenwartspathos gerückt, dem die Nation später verfiel. Nach Kant betrifft der Rechtsbegriff nur das äußere Verhalten der Personen; er ist nicht ganz sittlich, weil sein Gebiet das der Willkür ist, und weil er um sich durchzusetzen des Zwanges bedarf. Aber man beginnt sich mit ihm von neuem zu verständigen. Kant, der große Vermittler, der alle Erscheinungen seiner Zeit rationalisirte, giebt auch hier die vermittelnde Formel. Der Staat hat die Befugnis, nach einem „allgemeinen Gesetz der Freiheit" die individuellen Ansprüche zu vereinigen. So erhält er eine nachträgliche Weihe, die man ihm prinzipiell versagte. Durch ihn wird „peremtorisch", was vor seiner Bildung, im „Naturzustande", nur provisorisch war. Mit dieser durchaus unkritischen These sucht Kant dem Bestehenden den Titel des Absoluten. Die Vernunft hat es gewollt.

So führt er das Privateigentum, das er als unerschütterliche Norm des ökonomischen Lebens zu erweisen gedenkt, auf eine sehr besonnene Uebereinkunft der Gruppe zurück, den Boden aufzutheilen.

Es ist das sachliche Recht. Ihm entspricht ein persönliches Recht des Vertrages, wodurch ein Gegenstand aus einer Willenssphäre der anderen zugeht, und ein dinglich-persönliches Recht, dem die Einrichtungen der Ehe und Familie angehören. Nur unter rechtlicher, staatlicher Sanktion ist die Geschlechtsgemeinschaft zulässig. Die Kinder unterstehen der elterlichen Gewalt, die sie nicht als „Gemächsel", sondern als Personen heranzuziehen hat. Ueber dem Gesinde waltet die Hausordnung; der Familienvater kann es, wenn es entläuft, zurückführen lassen. Aber auch die Diener sind frei geboren. Im Ganzen eine patriarchalische, bürgerlich behäbige Weltanschauung ohne Ungerechtigkeiten und Excesse. Und wie dieser Mikrokosmus auch der Makrokosmus des öffentlichen Rechts, den ein abgemessener Liberalismus kennzeichnet.

Man erwarte nichts Ueberraschendes. Was Kant bietet, sind die Meinungen eines Gebildeten, der so gut wie jeder andere die Spur der europäischen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts trägt. Der Einfluß des machtvollen „Contract social" findet sich in seinen Theorien, ob er ihn auch polemisch fernhält. Und zugleich ein langsames Reifen an Franklin und Mirabeau, an den republikanischen Staatsformen des nördlichen Amerikas und Frankreichs. Er beurteilt sie, wie ein intelligenter preußischer Beamter es thun mußte, der Friedrichs II. aufgeklärten Despotismus erfaßt hatte. Im Staatsleben sollte, so meinte er, das Prinzip der Gerechtigkeit maßgebend sein. Drei Gewalten hätten den Gesamtwillen darzustellen, die gesetzgebende des Herrschers, die vollziehende des Regierers, die rechtsprechende des Richters. Jede sollte ihre Autonomie haben. Das ist sehr konstitutionell gedacht. Revolutionäre Leidenschaft ist nirgends entfesselt. Denn auch Kant ist wie alle Sprecher des deutschen Bürgertums, auch die Furchtlosen und Großgesinnten, durch die Wahrzeichen des Konvents erschreckt worden.

Der Staat hat das Recht durchzuführen. Das erweitert sich zur Vergeltungspflicht, wenn sich das Individuum gegen die Gerechtigkeit vergangen hat. Hier wird der Philosoph der reinen Vernunft unvernünftig und von verwerflichem Eigensinn. Er plaidirt für Aufrechterhaltung der Todesstrafe als für eine erhabene sittliche Notwendigkeit. „Wenn die Gerechtigkeit untergeht", ruft er kategorisch aus, „so hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf der Erde leben". Die Begnadigung möchte er auf ein Minimum beschränken. Wir sind von der „affektirten Humanität", die er am Marchese Beccaria tadelt, so durchtränkt, daß wir ihm schlechthin nicht folgen können. Er vergreift sich an der Relativität aller soziologischen Schätzung.

Im Völkerrecht sondert Kant einen natürlichen Zustand, den des Krieges, den er nur als Notwehr noch gelten lassen will, und einen vernunftgemäßen, der zum „höchsten politischen Gut", dem ewigen Frieden, aufwärts führt. Ein Föderalismus freier Staaten sollte ihn vorbereiten, der Krieg immer philosophischer werden, bis man ihn ganz ablösen könne. Blutleer und wirklichkeitsfremd ist ein

solcher Idealismus, der hart mit der rassenbildenden napoleonischen Epoche zusammenstieß. Aber er ist eine gute, wohlwollende Selbsttäuschung.

So bleibt es reizvoll, die Geschichtsinterpretation zu beobachten, die aus dieser leblosen Begrifflichkeit hervorging. Sie stellt das Geschehen auf das Sittliche. Die Menschheit strebt der ethischen Ordnung, die sie eingebüßt hat, wieder zu, ohne daß die „chiliastische Schwärmerei" begründet wäre, die dicht vor der Vollendung der Vernunftherrschaft zu sein glaubt. Kant ist kein träumerisch verwegener Utopist, dessen Visionen das Himmelreich auf die Erde zwingen. Alles ist bei ihm Wunsch. Man könnte sagen, daß er alles von oben erwartet. Wenn die staatlichen Autoritäten die Wissenschaft frei geben, so will er ihnen gern gehorchen. Da ist nichts mehr von der zersetzenden Unruhe der Aufklärung. Sie ist ausgeglichen. Die alten Werthe haben sich behauptet. Nicht viel mehr als der Formalismus der neuen ist geblieben. Aber einst werden sie sich durchringen. Auf anderen Kulturgebieten steigen sie empor: im Künstlerischen.

Die Aesthetik.

Man könnte meinen, es sei die Revanche gewesen, welche das Leben an Kant nahm, daß er sich an eine Beschreibung dessen wagte, was ihm verschlossen war. Der Künstler soll das Unbewußte zum Bewußtsein bringen. Aber dieses Unbewußte ist die Grundlage des Ganzen. Selbst der wissenschaftliche Aesthetiker muß ein Organ dafür haben. Kant jedoch war Bürger einer anderen Welt. Es läuft dies der herkömmlichen Ansicht über seine „Kritik der Urteilskraft" wohl zuwider. Man erblickt gerade darin den Beweis seiner begrifflichen Herrschaft. Man hat sich geeinigt, daß er der nationalen Litteratur der Jahrhundertwende durch seine Untersuchungen Rückhalt gegeben habe. Aber sicher war dies ein mühseliges Aneinandervorbeigleiten ohne Innigkeit. Nur die schwächeren Geister trugen mehr als einen Antrieb zu selbstständiger Prüfung davon und bequemten sich auch den Ergebnissen an. Goethe erkärte, dem Werke „eine höchst frohe Lebensepoche schuldig" zu sein, doch er fügt hinzu: „Ich sprach aus, was in mir aufgeregt war nicht aber, was ich gelesen hatte."

Vielleicht beruht die Zugkraft, die das Buch selbst auf anders Konstruirte ausübte, darin, daß es seinen schematischen Formalismus an seelische Funktionen heranbrachte, wo man peinlich empfand, im Dunkeln tappen zu müssen. Kant machte den Anfang. Er richtete wie überall seine Grenzpfähle auf und verbot sie zu überschreiten. Er griff nach jedem Problem, verkapselte es und setzte es in sein Museum. Das Schöne sondert er von allem Verwandten. Es gleicht nicht dem Wahren, denn es ist kein Urtheil der Erkenntnis, sondern des Ge-

schmacks. Es hat nichts gemein mit dem Angenehmen, das sinnlich begründet ist, mit dem Guten, dem Gegenstand der Sittlichkeit, mit dem Nützlichen, dem des klugen Verlangens. Alle drei beanspruchen unser Interesse. Das Schöne jedoch gefällt durch die bloße Vorstellung. Es macht unser Verhältnis zu den Dingen, das sonst ernst ist, zum spielenden und freien und, weil es nicht vom Zufall des Individuellen abhängt, zu einem universell mitteilbaren. Kant weist ihm eine formale Zweckmäßigkeit an, die mit Reiz und Rührung, mit der rohen Sinnlichkeit, nichts zu thun habe.

Das sind schulgerechte Definitionen. Aber der Verfasser der „Metaphysik der Sitten" thut ein Uebriges, indem er die Aesthetik durch die Moral ergänzt. Er spricht von der Empfindung des Erhabenen. Ein unbegrenzt großer Gegenstand bewältigt unsre Anschauung, ein unbegrenzt mächtiger unseren Willen. Ein Gefühl der Unlust, der sinnlichen Unzulänglichkeit, wird so in uns geboren. Kant geht über diese psychologische Thatsache hinaus. Ein pantheistisch veranlagter Mensch wird von einer Landschaft „mit himmelansteigenden Gebirgsmassen", „tiefen Schlünden" und darin „tobenden Gewässern" nur einen Rausch seines Allbewußtseins erfahren. Der rationalistische Philosoph hingegen hat das Bedürfnis, die Natur durch ein Prinzip zu überwinden, das nicht in ihr ist, durch das Prinzip des Sittlichen.

Das Typische in der Kunst ist für Kant die „aesthetische Normalidee". Aber er meint auch, der Zwang der Regel dürfe nicht allzu sehr hervortreten. Trotz der begrifflichen Absicht müsse das Werk sich wie ein Produkt der bloßen Natur ausnehmen. Das ist die Stelle, wo er dem Genie sein Recht giebt, das original aus sich selbst heraus schafft, das Einbildungskraft und Verstand in sich trägt. Keine Nachahmung, keine Betriebsamkeit fleißiger „Pinsel" kann die natürliche Begabung ersetzen. Kant entsagt hier der Erkenntnis geheimnisvoller Funktionen, an denen er keinen Theil hatte. Er räumt gelegentlich ein, daß für die Vorgänge im Künstler „kein Ausdruck, der einen bestimmten Begriff bezeichne, gefunden werden" könne, und daß sie „viel Unnennbares zu einem Begriff hinzudenken" ließen.

Aber sein Interpretationsvermögen reichte nicht aus, als er eine genaue Eintheilung der Künste versuchte. Wort, Geberdung und Ton nennt er ihre verschiedenen Ausdrucksmittel. Wie pedantisch in der Weise eines Gellert ihm die Dichtung sein mußte, zeigt, daß er ihr die Beredsamkeit nebenordnete, wie sie der Uebung des damaligen Universitätsunterrichtes geläufig war. Nicht, wie er festzulegen bemüht ist, stellt die Malerei den Sinnenschein, die Plastik die Sinnenwahrheit dar. Ludwig Friedländer hat, weil Kant das Kolorit für etwas Belangloses hält, gesagt, ein Gemälde sei ihm nichts anderes als ein bunter Kupferstich gewesen. Nach so platten Anmerkungen jedoch des Philosophen erfreut uns ein Nachhall des französischen Roccocco. Kant zieht zur Malerei auch die Lustgärtnerei, die „Verzierung der Zimmer durch Tapeten, Aufsätze und alles schöne Ameublement

welches bloß zur Ansicht dient", „imgleichen die Kunst der Kleidung nach Geschmack, Ringe und Dosen". Das ist unbehilflich und norddeutsch philiströs, aber es ist mehr Kultur darin als in der erschreckenden Farbenallegorie, die für Kant diskutabel ist, und die Erhabenheit, Kühnheit, Freimüthigkeit, Freundlichkeit, Bescheidenheit, Standhaftigkeit und Zärtlichkeit den Nuancen des Spektrums unterlegt.

Die Musik, das Irrationalste, behandelt er mit Unverständnis. Ihre Wirkung ist nach ihm eine rein sinnliche. Sie spielt bloß mit den Empfindungen. Er beschuldigt sie gar eines Mangels an Urbanität. Sie drängt sich auf, selbst wenn man sie nicht hören will. Ganz wie alle „geniessen" müssen, wenn jemand sein parfümirtes Schnupftuch aus der Tasche zieht. Das Tonspiel ist nicht künstlerischer als Glücksspiel oder Gedankenspiel. Aber Kant ist civilisirt genug, um ein höhere Art der Musik, die einem Thema gemäß Affekte auslöst, wenigstens zu nennen.

Er steht in einer Zeit, die gerade an das stolze Unterfangen einer Kultur von neuem ging. Wie sollte er als Sprecher einer geschichtslosen Epoche mehr erreichen als die dürftige Ansicht, es habe im Geschmack immer eine „proteische" Wandelbarkeit stattgefunden! Ganz ratlos wird er vor dem mittelalterlichen Lebenssystem. Die Barbaren hätten einen „gewissen verkehrten Geschmack", das „so genannte Gothische" eingeführt, der auf Fratzen ausgelaufen sei, Fratzen in der Baukunst, in der Wissenschaft wie in den übrigen Gebräuchen. Das verunartete Gefühl sei entweder übertrieben oder läppisch gewesen. Das Mönchsthum ist für ihn ein Bund geistiger Abenteurer, das Ritterthum eine seltsame Art von heroischen Phantasten, die Turniere, Zweikämpfe und romantische Handlungen aufgesucht hätten, die weltlichen Orden eine „widrige und ungeheure Bastardart" von beiden. Die eigene Gegenwart beurtheilt er wechselnd. Bald erhofft er, wie alle Gebildeten es thaten, eine glückliche Palingenesie der Künste, bald meint er, daß das Jahrhundert der Aufklärung im „tändelhaften, üppigen und knechtischen Verderben", in schönen Kleinigkeiten, Bagatellen und erhabenen Chimären die Energie verloren habe. Die moralisirende Werthung bricht immer wieder bei ihm durch.

Auch seine Innenkultur können wir ermitteln. Von italienischen und spanischen Meistern wußte er kaum etwas. Der Engländer Hogarth war ihm vertraut, weil er seine Darstellungen menschlicher Niedrigkeit und Häßlichkeit schätzte. Lessing blieb ihm halb, Shakespeare ganz unbekannt, die Milton, Swift, Richardson, Sterne und Pope wie die Deutschen Haller und Hagedorn waren seine Dichter. Bezeichnend ist, wie er litterarische Kritik anstellt. Von Cervantes sagt er, er hätte besser gethan, die phantastische Leidenschaft zu „dirigiren", also sie moralisch nützlich zu machen, und Rousseau erklärte er erst dann „mit Vernunft übersehen" zu können, wenn ihn die Schönheit der Ausdrücke nicht mehr störe. Das enthält seine ganze Aesthetik.

Im Theater suchte er „gelegentliche Ergötzung". Er haßte das Pathetische und Aufwühlende, den Geist des Sturmes und Dranges, der ihm eine „Genieseuche" dünkte. Das bürgerliche Rührstück, die comédie larmoyante des französischen Diderot war ihm bedenklich, weil es die sittliche Energie einschläferte. Kleinbürgerlicher Schwank, derbe Späße, provinziale Behaglichkeit und respektabler Ernst entsprachen dem Temperament dieses Handwerkersohnes.

Wir haben die Einheit seines Lebens und seines Werkes aufgezeigt, aber nur der minderen Seiten dieses Werkes. Das Große und Kühne darin, das kein anderer so gesagt hat wie er, wird immer ein Rätsel sein. Es entrückt ihn der Enge, der er entstammt. Deshalb hat er die Späteren bedeutsam angeregt.

Die Persönlichkeiten des Monismus.

Daß in der deutschen Welt damals viel reichere Kulturmöglichkeiten gegeben waren, als Kant allein zum Ausdruck bringen konnte, bewies uns die Stimmung eines Jacobi. Es muß noch einmal hervorgehoben werden, was den Irrationalismus reifer macht als den „moralischen Glauben": daß er gern in die Natur untertauchen möchte, indes die Begrifflichkeit des theologischen Jenseits und des ethischen Absolutismus gewaltsam sich ihr entzieht. Wir sahen, daß die Generation, die mit der Aufklärung fertig war, nichts von der Armseligkeit hat, die eine Betrachtung ihrer Oberfläche vermuten lassen könnte. Von ihren halbdunklen Hintergründen hat uns Goethe durch gelegentliche Worte seiner „Dichtung und Wahrheit" vieles verraten. Aber durch die konventionelle Wiedergabe der Litterargeschichte scheint die große Bewegung jener Zeit müde und resultatlos, indes wir jetzt ihre bedeutungsvolle Größe zu erneuern vermögen.

Eine Entwicklungsreihe verbindet Hamann, Herder und den Denker der „Morphologie". Sie sind verschiedene Temperamente; die beiden ersteren haben nicht die überwindende Heiterkeit ihres Vollenders. Aber sie sind alle Monisten, die Spinozas und der Gefühlsphilosophie Traditionen fortsetzen. Hinter sich lassen sie den persönlichen Gott, die Freiheit des Willens, die ganze Werthung der christlichen Metaphysik. Jedoch dieser Verlust quält sie nicht mehr, wie er auf Jacobi wirkte. Sie lauschen dem naturhaften Werden, dessen Manifestationen ihnen heilig sind, auch die man früher verachtete. Ihr Gott ist das Leben, ihre Religion eine Andacht zur Biologie. Und so sind ihre Bekenntnisse für die Zukunft fruchtbar gewesen. Sie sind uns sehr verwandt.

Der „Magus aus Norden", Johann Georg Hamann, hat die Anschauungen der Gruppe in einem aphoristischen Stil von verhaltener Innigkeit vorgetragen. Goethe hat den Absichten des

„würdigen, einflußreichen Mannes“ wie seinen eigenen die Formel geliehen: „Alles, was der Mensch unternimmt, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Dem Königsberger Packhofsverwalter, der scheu flüchtete, als man ihn von der Last seiner Einsamkeit mit Gönnerart befreien wollte, war nicht nur eine Gemeinde zärtlich ergeben. Alle Gebildeten achteten ihn, ohne ihn zu durchdringen. Aus seinem äußeren Schicksal ist anzuführen, daß er wie Kant lange Jahre Hauslehrer war und als Agent eines Rigaer Handelshauses in London einer seelischen Stagnation verfiel, die ihn Ausschweifungen zugetrieben hat. Dann las er die Bibel. Aber der leise, schämige Pietismus, den wie andere Goethes Freundin, das altjüngferliche Fräulein von Klettenberg, bei ihm witterte, war nicht seine tiefste Tiefe. Er hat die Frommen sehr erschreckt, als er auf den Titel einer seiner Schriften das Ziegenprofil eines gehörnten Pan setzte. Im Umgang mit Jacobi und der Fürstin Galizyn hat er sein Leben beschlossen.

Er ist einer von den Aparten, die sich in kein System bringen lassen. In seinen „Sibyllinischen Blättern“ finden sich die wunderbarsten Seltsamkeiten. Eine starke Bildlichkeit zeichnet ihn aus. Vom achtzehnten Jahrhundert hat er gesagt, es mache zwischen den beiden angrenzenden Epochen, dem Reich des Genies und dem der gesunden Vernunft, eine traurige Figur, „ohngefähr wie ein Aff' oder Papagei zwischen einem Auerochsen und Löwen absticht.“ Er wollte kein Tagesschriftsteller sein, einer der Pfauen, in deren Argusaugen und Iltisschmelz das Publikum sich vergaffe, „ohne auf die garstigen Füße und ekle Stimme des Vogels Acht zu geben“. Etwas Souveraines ist in ihm, das sich gegen die Allgemeinheit und ihre verjährte Unordnung auflehnt und nicht begreifen mag, daß der Sohn und dessen Nachkomme wollen müsse, wie Vater und Großvater wollten.

Seine Philosophie atmet ein schweres, heimliches Leben, sie sieht alles mit großen, eindringlichen Augen an. Das Tote, gedanklich Blasse wehrt sie ab. Sie schreitet hinaus aus den metaphysischen Kerkern, den „spanischen Schlössern der intellektualischen Welt“, auf den Schauplatz von Natur und Gesellschaft, Lehrerin und Gehülfin will sie sein.

Hamann war mit Kant befreundet. Dennoch hat er in einer ungedruckten „Metakritik“ gegen dessen rationalistische Verfassung

Hamann, Johann Georg. Geb. 27. 8. 1730 zu Königsberg i. Pr., vornehmlich sprachliche und philosophische Studien, nach Hauslehrerexistenz und Reisen seit 1758 wieder in Riga, 1759 in Königsberg. Bureaubeamter. Seit 1787 ganz privat. Tod am 21. 6. 1788 zu Münster in Westfalen. — **Werke:** Sibyllinische Blätter des Magus aus Norden, hrsg. von Cramer, 1819. Sämtliche Schriften, hrsg. v. Fr. Roth, 1821—43, 8 Bde. Litteratur: Carvacchi, Biographische Erinnerungen an H., 1855. Gildemeister, J. G. Hamanns, des Magus im Norden, Leben u. Schriften, 5 Bde, 1857—68, 6. Bd. 1873. Minor, H. in seiner Bedeutung für d. Sturm- und Drangperiode 1881.

protestirt. Die Psyche ließ er nicht antasten. Darum fragte er: „Entspringen Sinnlichkeit und Verstand als zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis aus einer gemeinschaftlichen Wurzel, zu welchem Behuf eine so gewaltige, unbefugte, eigensinnige Scheidung desjenigen, was die Natur zusammengefügt hat?“ Nur eine Zerstörung der Säfte, ein Verdorren konnte so entstehen. Auch dieser Philosoph empfand als unbillig, wie Kant die Sinnlichkeit preisgab. Er war sich bewußt, daß das Leben unerforschlich bleibe. Deshalb breitete er ein Mysterium darüber. Alle menschlichen Handlungen gelten ihm als Symbole, in denen sich das wirksame Dasein der Seele ankündigt. So faßte er auch das Problem der Sprache auf. Er meinte, daß sich die Herrschaft des Philosophen über die Dinge in der Willkür, Namen zu münzen, offenbare. In gemeinsamer Arbeit begegnen sich Vernunft und Phantasie.

* *
*

Nur gering ist die Distanz, die von diesem Selbstdeuter das Temperament Johann Gottfried Herders trennt. Die gleichen Fragen haben ihn beschäftigt. Er ist der große Psycholog, der uns die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ gegeben hat, der geistvollste Vorbereiter moderner Kultur. Seine Zeit hat ihn aus der Ferne angesehen, eine spätere Generation ihn unwürdig mißachtet. Daß Goethe sich mit ihm nicht vertrug, nicht das persönliche Verhältnis zu ihm gewann, das nachher ein Schiller einnehmen konnte, erklärt sich aus der Gereiztheit, mit der adlige und einsame Naturen immer verkehren werden. Aber als er ihm zu Straßburg begegnete, sprach er ihm Gährung und eingehülltes Streben zu. Man kann den deutschen Soziologen und Schöpfer der Entwicklungsidee für das Seelische nicht besser charakterisiren.

Herder, Johann Gottfried. Geb. 25. 8. 1744 zu Mohrungen i. Ostpr., trübe Jugend, 1762 in Königsberg als Student der Theologie, Einfluß Kants, Hamanns und Rousseaus, 1764 an die Domschule in Riga. Reisen als Prinzenbegleiter. 1771 Hauptprediger und Konsistorialrath in Bückeburg. Beziehung zu Goethe. Seit 1789 Entfremdung von der klassischen Kunst und vom Kriticismus. Tod am 18. 12. 1803. Werke: Herders sämtl. Werke, herausg. von Suphan, 31 Bde., 1877—89. Litteratur: R. Haym, H. nach seinem Leben und seinen Werken, 1880—85, 2 Bde. J. Roth, H.'s Metakritik 1873. F. v. Bärenbach, H. als Vorläufer Darwins und der modernen Naturphilosophie 1877. W. Fischer, H.'s Erkenntnislehre und Metaphysik, J.-D., 1878. R. Kirchner, Entstehung, Darstellung und Kritik der Grundgedanken von H.'s Ideen ꝛc., J.-D., 1881. F. T. Schmidt, H.'s pantheistische Weltanschauung, 1888. M. Kronenberg, H.'s Philosophie 1889. Kühnemann, H.'s Persönlichkeit in seiner Weltanschauung 1893.

Auch Herder hat gegen die Kulturverarmung, die in Kant lag, seine Stimme erhoben, und auch seine Protestschrift ist „Metakritik“ betitelt. Dieses Buch ist unlogisch und mißverständlich. Es sucht seinen Gegner an falschen Orten und entlehnt seine wissenschaftlichen Beweismittel Anschauungen, die durch die Erkenntnis des Königsbergers überholt waren. Aber der undefinirbare Gehalt ist größer, und es ist nicht, wie man beliebt hat, von einem neidischen Litteraten, den man vergessen hätte und der sich nun am Neuen und Erfolgreichen hämisch rächte. Die Einheit des Seelenlebens ist Herders Motiv, daß Denken und Wollen, Verstehen und Empfinden demselben Grund entfließe, sein Glaube. Nicht ein „zusammengeflicktes Geschöpf“ ist ihm der Mensch, dessen beide Enden nicht zu einander gehören. Wie bei den Thieren herrscht ein einziger Instinkt, das einzige heilige Wachsthum des Organismus, das die Pflanzen zeigen, ohne daß der Keim, der in die Erde sprießt, geringer wäre, als der sich in die Luft erhebt. Frei von „gesetzlichen Widersprüchen“ ist für Herder das Lebensbewußtsein. Er will eine ruhige Anerkennung des Daseins, des Werdens, der erwiesenen oder zum Erweis sich rüstenden Kraft, in der moralische Ordnung, Güte und Schönheit beschlossen liegt. Verhaßt ist ihm der Doktrinalglaube Kants als der „erbettelte Nothnagel“ eines zerfallenden Systems. Die Gottheit ist der lebendige Abdruck der großen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, die in allem Naturhaften sich findet, das Siegel seiner inneren Notwendigkeit.

Das zweite Mal verwahrte sich Herder gegen die rationalistische Aesthetik. „Kalligone“ heißt sein Gegenbuch. Ihn fröstelte vor der „kalteisernen Hand“, die unerbittlich trennen wollte, was die Natur zart verschlungen habe, die sich an der „Welt der Wohlordnung und Wohlgestalt“ durch ihren Logizismus verging. Den Kosmos betrachtete er als ein Band der Ruhe und Bewegung, als die Stätte großer und gütiger Naturgesetze, die auch in den primitiven Moosen, in Schimmel und Flechte sich offenbarten, und als das Symbol dieses Alls das heilbringende, Thätigkeit weckende Licht. Das Gefühl des Angenehmen entsprang ihm aus den organischen Zuständen so sehr wie das Wahre und Gute, und das empörte ihn, daß der „feine complexe Begriff“ des Interessanten, den man sich im Künstlerischen gebildet habe, nichts mit der Schönheit zu thun hätte, als bedeute er Eigennutz und Zinsen. Und eine gewaltige Kulturperspektive war in Herders Satz, daß der Geschmack eines Volkes aus seinem „ganzen Habitus im Denken, Empfinden und Handeln“ abzuleiten sei, als die Aeußerung seiner zwanglosen Lust und Freude, indes Kant seine Dürftigkeit durch die Spinnweben von Prinzipien und Postulaten verdeckt hatte. Das „Sittlich-Erhabene“ wurde nunmehr als eine „Kathedererhabenheit“ durch den prächtigen Einwand vernichtet: „Eine Heiligkeit, die über der menschlichen Natur liegt, liegt auch außer ihr,“ der „Allemanismus“, der trotz seiner Definitionen von einer

Geniefeuche zu reden wagte, als sei das Geniale verächtlich, ein Schimpf vor den europäischen Nationen genannt. Ueberall das Pamphlet eines Mannes, der fühlte, wie es in Deutschland enger wurde, ob auch die Spekulation vordrang, und der von einer freien, schönheitbegehrenden Geistigkeit träumte.

Zwanzig Jahre vor dieser Polemik hat Herder die eigene Weltanschauung dargestellt, in der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele". Er war von der Naturähnlichkeit der menschlichen Psyche überzeugt und ahnte einen dunklen Abgrund der irrationalen Triebhaftigkeit, vor dem, wie er sagt, „unsre helle und klare Philosophie" noch graute. Keine überirdische Abstraktion sollte den Geist mehr bekümmern. Auf Reize war physiologisch das Leben zurückgeführt, physiologisch seine geheimsten Vorgänge begründet. Einen „Baum des Inneren", ein Reich „unsichtbarer, inniger, aber minder heller und dunkler Kräfte" verhieß dieser prophetische Determinismus, den Kantianer und Protestantismus in Vergessenheit bringen konnten. Durch die Entwicklung der Rassen, so war hier angedeutet, würden immer neue Werthe des Unbewußten aufgespeichert, mit neuen, immer feineren Nuancen, die dann in das Bewußtsein der Menschheit eingingen. „Umbildung der Kenntnisse durch Empfindungen", dieses nachdenklichste Wort hat Herder uns gelassen und von einer höchsten Kultur gesprochen, in der wie bei den „gesundesten Menschen aller Zeiten" Erkenntnis und Empfindung zu That und Glückseligkeit sich vereinen müßten.

Solche Gedanken treffen heute mit der Wucht einer ursprünglichen Botschaft.

* *
*

Die Lebensgesundheit, die Herders Sehnsucht war, ist in Goethe Wirklichkeit geworden. Er hat die Anregungen des Meisters ausgestaltet und sich das Glück der Erdenkinder errungen. Schon in ihren Anfängen ist diese einzige Persönlichkeit selbstsicher, ohne Taumel. Die Krankheit des Metaphysischen und Religiösen hat sie nie verspürt, Entzweiungen, die andere quälten und zerschlugen, in willensvoller Herrlichkeit überstanden. Was seine höchste Altersweisheit ihm bestätigen mußte, daß der Geist ganz in Natur eingebettet sei, verkündet schon der Prosahymnus des Jünglings, der schwärmerisch vom „Kreislauf des Tanzes" redet, in dem das All uns mit sich nehme, bis wir ermüdet seinen Armen entfielen. Und wie für Herder bleibt seiner Gottheit nur der Sinn des Kosmos, der „Natur in sich, sich in Natur" hegt. Darum kam nach seinem Geständnis „Beruhigung und Klarheit" über ihn, eine „Friedensluft" wehte ihn an, als er die Ethik Spinozas las. „Die Natur wirkt," so lautet eine der vielen

Fassungen, die er seiner Philosophie gab, „nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte.“ Daß er mit einem Rückfall in den Platonismus unter das Faustgedicht schrieb: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, kann nur Thoren ärgern, die nicht ermessen, wie groß er ist.

Auch in der Psychologie hat er sich an Herder angeschlossen, in der Gesinnung, die das Innere, die Richtung jedes Erlebnisses sucht und dort „das Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, das innere Urwesen“ erblickt. Er war voll Leben, und darum verlangte ihn stets nach dem Seelischen. Ein Gespenst war ihm das „Système de la nature“, „grau, kimmerisch und totenhaft“, weil es das Leben leugnete. Aber schon als Frankfurter Rezensent protestirte er auch um des Inneren, des Künstlerischen willen gegen die „moralischen Raisonnements“ des Rationalismus. Die Blumenpfade einer lachenden Landschaft zog er für die Leitung und Verfeinerung des Gefühles vor. Gegen den Kantianismus ist er höflich, doch kühl gewesen. Diese Protestanten der Vernunft hörten ihn wohl, wie er uns erzählt, aber sie konnten ihm nichts erwidern und ihm nicht förderlich sein.

Sein individuelles Verdienst um die philosophische Zukunft liegt an den Grenzen exakter Naturwissenschaft. Es sind seine morphologischen Bemühungen. Auf der Reise nach Italien ist ihm, als er die Pflanzenarten, die er sonst nur in „Kübeln und Töpfen“ und hinter Glasfenstern sah, unter freiem Himmel beobachtete, die Frage nahegetreten, ob nicht eine Urform sich ermitteln lasse, die in den verschiedensten Gebilden wiederkehre. „Dasselbe Gesetz,“ so war die Hoffnung, die er an Herder berichtete, „wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“ Auch den tierischen Organismus prüfte er. Es war seine These, daß das Körperliche nichts Einzelnes, sondern eine Mehrheit sei, das Individuum eine Versammlung von Wesen, und daß die Gattungstypen in unendlicher Produktion aus einer Anzahl von Faktoren entständen, die schließlich in das „Urphänomen“ endigten. Diesen Evolutionismus hat Goethe durch die Entdeckung des Zwischenknochens unterstützt. Uns kommt es auf die Stimmung einer solchen Naturandacht an. Man hat jener Zeit den Monismus genommen. Nicht Goethe, sondern Kant ist zunächst Repräsentant der deutschen Kultur geworden. Die Philosophien der Universitätsprofessoren beginnen ihren Zug.

* *
*

Jena wurde der Mittelpunkt des Kantianismus. Hier ereifert sich der ehemalige Barnabit R e i n h o l d, Wielands Schwieger-

Reinhold, Karl Leonhard. Geb. 26. 10. 1758 in [illegible]n, 1772—74 Novize bei den Jesuiten zu St. Anna, dann Kleriker im Barnabiten[illegible]gi[illegible] bei St. Michael,

sahn, für ihn. Hier war auch Friedrich Schiller thätig. Goethe hat einmal seinen Gegensatz zu ihm dahin formulirt, jener predige das „Evangelium der Freiheit“, indes er selbst die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen wolle. Dabei wird man sich an Nietzsches Wort vom „Moraltrompeter“ erinnern. Gewiß hat Schiller die „Theosophie des Julius“ verfaßt. Aber das „Sittlich-Erhabene“ war das Ideal, dem er eine kalte Rhetorik, ohne pantheistische Verwegenheiten und mit sehr bürgerlichen Kulturbedürfnissen, zur Verfügung stellte. Die „ästhetische Erziehung“ zu einer die Naturtriebe erst veredelnden, dann überwindenden Sittlichkeit war das Gebot seines Lebens. Er betrachtete den künstlerischen Spieltrieb als den Zwischenzustand zwischen dem sinnlichen Stofftrieb und dem sittlichen Formtrieb. Natürliches und Geistiges war ihm gegensätzlich. Die moderne Dichtung, meinte er, sei sentimentalisch, weil sie an dieser Entzweiung leide. Aber er dachte an eine höhere Bewußtheit, welche die ursprüngliche Harmonie des naiven Zeitalters sich wiedergewänne. Das ist die wertvollste seiner Anregungen. Doch er hätte nie die „Römischen Elegien“ gedichtet. Gerade er hat die deutsche Bildung am meisten zur Herabsetzung der Natur veranlaßt.

Fichte.

Die Wirkungen Kants sind überraschend. Wie die Vorgeschrittensten sich dazu verhielten, sahen wir. Die Empfänglichen zögerten, weil sie gewahrten, wie brüchig er war. Das flößte ihnen Mißbehagen ein. Schnell mehrten sich die Commentare. Man suchte die wichtigsten Stücke der kritischen Systematik hervor, weil man klare Ergebnisse wollte, klare Auskunft, wie weit man zu der großen Metaphysik berechtigt sei, die man den Werken des Philosophen mit inbrünstigem Staunen entnahm. Kant hatte auf den merkwürdigen Trug des praktischen Glaubens die höhere Geistigkeit begründet. Jetzt ging man dazu über, diese ganz intellektuell zu machen und auch das Höchste als Vorstellung des Subjekts zu behaupten. Man widerlegte das „Ding an sich“, das Kant außerhalb des Denkens in unzugängliche Gebiete gewiesen hatte. So ermittelte man den häßlichen Widerspruch

nach Leipzig, in Weimar Uebertritt zum Protestantismus, 1787—94 Professor in Jena, seit 1794 in Kiel. Tod am 10. 4. 1823. Werke: Briefe über die Kantsche Philosophie, „Deutscher Merkur“, 1786. Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens 1782, 2. Aufl. 1795. Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Spekulation 1804. Grundlegung einer Synonymik für den allgem. Sprachgebrauch in den philos. Wissenschaften 1812. Litteratur: E. Reinhold, K. L. Reinholds Leben und Wirken 1825. R. Keil, Wieland und Reinhold 1885.

in der neuen Weltanschauung. Doch anstatt zum Empirismus entschloß man sich zum Idealismus. Das thaten schon trotz skeptischer Anwandlungen die ersten Ausdeuter, Gottlob Ernst **Schulze** im „Aenesidemus", Salomon **Maimon** und F. Sigismund **Beck**. Nun wagte man konsequent zu sein und den Geist zu proklamiren. In **Fichte** erlangte die Bewegung ihren ganzen Stolz, ihre ganze Eigenmächtigkeit.

Er hat selbst gesagt: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist." Das ist das Ergreifende an ihm. Wir haben an seinem Pathos keinen Theil mehr. Aber wir verehren den Reformator, der rastlos alles unter sich beugen muß, der das Dasein ganz erneuern will, weil ihm nichts Halbes genügt, der sich hart auflehnt gegen die Gebrechen im Centrum und in der Peripherie des Lebens. Er ist thätig, von wissenschaftlicher Leidenschaft durchwühlt. Seine Worte hallen stark und beharrlich, sie rütteln auf, sie vergewaltigen unduldsam fremde Ueberzeugungen. Nie hat sich mehr ein ähnlicher Fanatismus gegen Naturhaftigkeit

Schulze, Gottlob Ernst. Geb. 23. 8. 1761 zu Heldrungen in Thüringen, Privatdozent in Wittenberg, 1788 ordentlicher Professor der Philosophie zu Helmstedt, 1810 zu Göttingen, gest. daselbst am 11. 1. 1833. Werke: Grundriß d. philos. Wissenschaften, 2 Bde., 1788 u. 90. Aenesidemus od. Ueber die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Verteidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik 1792. Kritik der theoret. Wissenschaften, 2 Bde., 1816. Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften 1824. Psychische Anthropologie 1826. Ueber die menschliche Erkenntniß 1832.

Maimon, Salomon. Geb. wahrscheinlich 1754 auf einem fürstlich Radziwill'schen Gute in Littauen, besuchte eine jüdische und eine Talmudistenschule, flieht, 18 Jahre alt, aus einer im 12. Lebensjahr ihm nach jüdisch-polnischer Sitte aufgezwungenen Ehe, studirt die Kabbala, lernt deutsch. Auf Veranlassung eines orthodoxen Rabbiners aus Berlin ausgewiesen, Rückkehr, Bekanntschaft mit Mendelssohn, Beschäftigung mit Spinoza, Locke und Kant. Tod 1800 bei Freistadt in Schlesien. Werke: Versuch über d. Transzententalphilosophie 1790. Versuch einer neuen Logik 1794. Salomon Maimons Lebensgeschichte von ihm selber geschr. und herausgegeb. von K. P. Moritz 1792. Litteratur: S. J. Wolff, Maimoniana 1813. J. H. Witte, Salomon Maimon 1876. Arvède Barine, Un juif polonais, Rev. des deux mondes 1889, 5, S. 771—802. Rubin, S., Die Erkenntnißtheorie Maimons 1897.

Beck, Jacob Sigismund. Geb. 6. 8. 1761 zu Marienburg, gest. 29. 8. 1840 als Professor in Rostock, in Königsberg Zuhörer Kants. Werke: Einzig mögl. Standpunkt, aus welchem die kritische Philosophie beurtheilt werden muß 1796 (3. Bd. der Schrift „Erläuternder Auszug aus Kants kritischen Schriften" 1793), Grundriß der kritischen Philosophie 1796. Litteratur: W. Dilthey, Acht Briefe Kants an J. S. Beck (B. und seine Stellung in der transzententralphilosophischen Bewegung), Arch. f. Gesch. der Philos. II, S. 592—650. Mayer, M. E., Verhältnis des J. Sigismund Beck zu Kant 1897.

und Relativität der geistigen Werthe entrüstet, der als erbärmlichen Schein zurückstößt, was Demut und Beschränkung in sich trägt. Ein hitziger Drang nach einer Wahrheit, die wir nicht verstehen und doch aus der Ferne bewundern dürfen. Carlyle hat Fichte einen kolossalen, diamantreinen Geist genannt, der sich erhoben habe „wie ein Granitgebirge aus Wolken und Winden", das krächzende Dohlen ohnmächtig umflatterten.

So kampfvoll war auch sein äußeres Schicksal. Er war der Sohn eines armen Dörflers. Blaß und schwermütig streifte er durch die Felder, wenn die Sonne unterging. Die Nachbarn versicherten schon vom Kinde, es sei etwas Besonderes mit ihm. Er wurde Pfarramtskandidat, später Hauslehrer. Die Eltern waren mit seiner Strenge unzufrieden. Eine Familie der Warschauer Aristokratie entließ ihn in Ungnade und mittellos. Aber die Kantische Philosophie wurde ihm ein „Gegengift" gegen seine Leiden. Die ethische Unabhängigkeit, die er suchte, bot sich ihm hier dar, eine Bürgschaft für die Freiheit des Willens. Mit jenem Radikalismus, den er immer behalten hat, folgerte er, daß die Sittenverderbnis der höheren Klassen aus dem Determinismus, der Annahme der Notwendigkeit im menschlichen Handeln, herzuleiten sei. Er fühlte die lautere Kraft des Volkes in sich; keines Menschen Herr und keines Menschen Sklave wollte er sein. Diese Zuversicht ließ ihn seine ökonomische Notlage verwinden. Mitten in seiner Bedrängnis schrieb er den „Versuch einer Kritik aller Offenbarung". Er schickte ihn Kant, der ihn einlud, ihm eine Geldsumme nicht leihen wollte, doch ihm einen Verleger verschaffte. In jähem, überhastetem Durchbruch fiel Fichte die Berühmtheit zu. Seiner akademischen Professur in Jena machte ein durch infame Denunziation entstandener Konflikt mit der offiziellen Kirchlichkeit ein frühes Ende, weil er nicht nachgeben und nicht vertuschen wollte. Und als er nach einer Zeit kümmerlicher Heimatlosigkeit die Aufgabe seines Schaffens fand, ereilte ihn ein aufopferungsvoller Tod. Dies das bewegte Drama seiner Existenz.

Den kühnen Publizisten hat er sogleich verraten. Wir erwähnen nur die religiösen Ideen seines Erstlingswerkes, das die Satzungen des überlieferten Christentums ohne viel Individuelles

Fichte, Johann Gottlieb. Geb. 19. 5. 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz. Durch den Freiherrn von Miltitz aus seinen elenden Verhältnissen nach Meißen und Schulpforta geschickt, dann durch den Tod seines Wohlthäters erneute Dürftigkeit. Herbst 1780 als Theologe auf die Universität Jena, Privatunterricht, mühseliges Ringen, 1788 als Hauslehrer nach Zürich, seiner Strenge wegen entlassen, ohne Beruf nach Leipzig, wo er über Kants Schriften gerät, die ihn zu „einem der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde machen". Als Hauslehrer beim Grafen Platen nach Warschau, auch hier nach wenigen Tagen gekündigt (1791). Besuch bei Kant in Königsberg, unbefriedigend. Manuscriptsendung; nun „mit ausgezeichneter Güte" empfangen. Ostern 1792 in Riga: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung". Erst durch eine Erklärung Kants, er sei nicht der Verfasser, wird Fichtes Name berühmt.

erörtert. Der Glaube als Surrogat für die vernünftige Sittlichkeit, insofern sie einer Autorität bedarf, um die Triebe niederzuzwingen — das etwa ist Fichtes Formulirung. Aber wie Trompetenstöße sind seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" und seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten". Darum ist die Broschüre datirt: „Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsternis". Das deutsche Bürgerthum betrug sich damals sehr ungerecht. Nach dem Ueberschwang, mit dem man die Pariser Vorgänge bewillkommnet hatte, stand man ihnen gleichgültig, ja feindselig gegenüber. Nicht bloß Klopstock wurde zum Renegaten an der Aufklärung. Man übersah die großen geschichtlichen Richtlinien. Das war kurzsichtig, aber sehr erklärlich. Fichte jedoch ließ nichts Reaktionäres zu. Sein Enthusiasmus trug ihn über die momentane Lage hinweg. Er verkündete gegen den Staat die unveräußerlichen, ewigen Rechte der Gesellschaft, „die droben hangen wie die Sterne selbst". Die Furcht vor dem Gedanken, die noch heute in Europa nicht erstorben ist, lehnte er mannhaft ab, die geheimen Absichten der Loyalen, die vor den Irrlehren der Demokratie warnen, um ihren fürstlich gestempelten, abgelagerten Werthen das Monopol zu sichern. Wenn eine Verfassung, so heischte der junge Philosoph, das Sittengesetz beleidige, dann müsse sie hinweg. Der Staatsvertrag ist kündbar wie ein bürgerlicher Vertrag, sobald eine Partei ihre Leistungen nicht erfüllt. Eigenthum und Bildung entziehen sich der Staatshoheit. Gesellschaftsklassen, die durch politischen Umsturz ihre Privilegien einbüßen, sind nur zu entschädigen, soweit es gilt, ökonomische Rechte abzulösen, die von Arbeits- und Handelsverträgen herrühren. Von Details dieser Sozialkritik Fichtes interessiren uns seine Aussagen über einen Adel der Meinung, der den Lehnsadel ersetzen solle, und die auffällige Energie, mit der er das Judenthum bekämpft. Er schilt es einen Staat im Staate, zu derselben Zeit, wo ein lithauischer Jude, in der Schenkenatmosphäre und dem Schmutz seiner Heimat aufgewachsen, unter den feinsten Auslegern Kants hervortrat. Das Alles kleidet Fichte in einen Stil von biblischer Pracht und Lebensinnigkeit.

Bis 1793 in der Nähe von Danzig. Ehe am 22. Okt. in der Schweiz. Schriften über Revolution und Denkfreiheit. (1793/94) Vorträge. Berufung nach Jena. Seit 1794 Lehrthätigkeit daselbst. Konflikte wegen seiner Sonntagsvorlesungen mit der Kirchlichen Behörde, mit den unwürdigen studentischen Orden. 1798/99 der „Atheismusstreit", durch einen von Fichte commentirten Aufsatz seines Anhängers Forberg im „Philosophischen Journal". Das anonyme „Sendschreiben eines Vaters an seinen studirenden Sohn über den Fichteschen und Forbergschen Atheismus". Konfiscation und Requisition der Kursächsischen Regierung. Fichtes Abwehr. In Weimar sucht man einen Kompromiß. Fichtes unzeitige Drohung an den Universitätskurator, alle bedeutenden Dozenten würden Jena verlassen. Fichte gemaßregelt, geht nach Berlin, nachdem er während der fünf Jenaer Jahre die „Wissenschaftslehre" ausgeführt. Im

Aus der gleichen ethisch großen Stimmung ist seine gedankliche Philosophie geboren, der er den Namen „Wissenschaftslehre“ gegeben hat. In ihm gährte der Mut und Hochmut des Geistes. Sein Ich stellte er als grundsätzliche Einheit der Welt gegenüber; Traum und Nichtgedanke sollte außerhalb dessen sein. Darum suchte er nach einer allgemeinen Denkfunktion, die ihm Einrichtung und Bewegung des Intellekts verbürgen sollte, die ein Gewebe aus den wirren Fäden der Erkenntnisse, eine Wohnung aus ihrem Labyrinth machte. Nicht die Dinge sollten das Bewußtsein, vielmehr das Bewußtsein die Dinge erzeugen. Das war Fichtes schöpferisches Vertrauen. Freiheit und Intelligenz benötigte er zum Leben; so quälerisch hat er danach gerungen wie kein anderer neben ihm. Fatalismus und Materialismus, die unheimliche Natur war ihm eine Knechtschaft, deren Ketten er fortriß. Er strebte der sittlichen Welt zu, nicht verstohlen wie Kant, sondern mit der Wildheit eines Propheten, der einsam bleibt, weil er die Brücken hinter sich abbricht, und der die Masse ärgert, die sich seiner Wahrheiten erst bedient, wenn sie gealtert und unschädlich sind.

Man hat den Fichteschen Formalismus dunkel gefunden. Allerdings ist er die Leistung eines deutschen Professors, aber so leicht zu durchschauen, wenn man sich mit dem Temperament befreundet, das ihn sich bildete. Alles ist ihm Aktivität des Ichs, das als „absolutes Subjekt“ seiner selbst bewußt ist. Die Dinge sind nicht neben ihm, sie gehören ihm zu. Der Geist ist immer in Unruhe; er entwickelt sich nach der Methode des Widerspruchs, auffahrend aus seinen Vorstellungen, sie verneinend und einschränkend. So geht Fichte auf Kants Vorschlag von Thesis, Antithesis und Synthesis, die im Erkennen walte, zurück. Das Ich ist das Licht, die Dinge das Nichtige, die Finsternis. Aber so gut die Finsternis nur ein geringer Grad des Lichtes ist, sind auch die Dinge mindere Geburten des Geistes, der die ganze Wirklichkeit wesenhaft in sich schließt. Allein das Ich ist spontan, daß die Dinge ihm fremd seien, nur eine Einbildung. Es produzirt sie bewußtlos.

Daraus ergiebt sich für Fichte eine Entwicklungspsychologie. Er zeigt, wie der Geist aus seinem unbewußten Wirken an den Dingen

neuen Aufenthaltsort Umgang mit Fr. Schlegel und Schleiermacher. Ein Semester Vorlesungen in Erlangen, dann in Berlin. Dazwischen nach Königsberg und Kopenhagen. 1810 Gründung der Universität Berlin. 1812 wegen Streitigkeiten und aus gouvernementaler Besorgnis vor Frankreich auf Wunsch entlassen. 1814 stirbt Fichtes Frau am Lazarethfieber, das gleich darauf ihn ergreift (Tod am 27. 1.). **Werke:** Chronologisches Verzeichnis der Schriften in J. G. Fichte, Lichtstrahlen aus seinen Werken von Ed. Fichte 1863. Nachgelassene Werke herausg. von Imm. Herm. Fichte, 3 Bde., 1834. Sämtliche Werke, 8 Bde., 1845—1846. **Litteratur:** Löwe, Die Philosophie Fichtes nach dem Gesamtergebnis ihrer Entwicklung 1862. Noack, D. nach seinem Leben, Lehren und Wirken 1862. Lasson, J. G. F. im Verhältnis zu Kirche und Staat 1863. Fichtes Zeitschrift für Philos. Bd. 42 S. 247–277 [illegible]

sozial macht und nur Ehe und Familie als ihre Formen anerkennt. Er scheidet höhere geistige von den niederen ökonomischen Beschäftigungen der Landwirtschaft und Fabrikation. Die „niederen Volksklassen“ sollen auf die vernunftlose Natur wirken; sie sollen ihre Pflicht als gottgegeben betrachten und die höheren Klassen ehren. Das ist Stillstand; das ist sogar bourgeois in einer mannhaften Weltanschauung, die die freieste ihres Zeitalters ist. Aber der Philosoph giebt doch eine Fernsicht, indem er von einer Zukunft spricht, wo der mechanische Arbeitszwang der Menschen erleichtert, auf ein Minimum reduzirt sein werde.

Aus jenen überschätzten ideologischen Berufen zählt er den des Staatsbeamten auf, als des Verwalters des gemeinsamen Willens, den des Gelehrten, den des Predigers als eines „moralischen Volkserziehers“ und den des ästhetischen Künstlers. Hier reiht er sich an Kant und Schiller an. Es sind akademische Bemerkungen, mit denen er ihm versagte Funktionen bedenkt, ohne grobes Unverständnis, aber auch ohne eigenen Erwerb. Wie der Kritiker der Urtheilskraft meint er, das Künstlerische solle zwischen Sinnlichem und Geistigem ausgleichen. Die Schönheit reiße den Menschen los von der Natur. Daß sie Pathologisches und gar Perverses voraussetzt, ist auch Fichte unbekannt, wenn er meint, der Künstler werde desto besser sein, je besser der Mensch. Er soll nicht verdorbenem Geschmack fröhnen, widrigenfalls man im Namen der Sittenlehre gegen ihn einschreiten kann.

Um so persönlicher ist, was Fichte über den Beruf des Gelehrten sagt, der ihm als der vornehmste gilt. Begeistern, erheben, veredeln wollte er, Werke geben, die nicht wie ein Kochbuch, Rechenbuch oder Dienstreglement zu lesen seien, um die Ideale sich mühen, die Wirklichkeit nach ihnen modifizren. Er glaubte noch, daß der philosophisch-historische Wissenschaftler die Inhalte sämtlicher Disziplinen vereinigen, ein Archiv der zeitgenössischen Kultur werden könne, ein hoher „Priester der Wahrheit“, der selbstlos der Erkenntnis sich widme. Das ist Fichtes Lebenstypus, wie ihn seine Thätigkeit zeigt. Er muß sich im Geiste allmächtig fühlen, muß in tönenden Worten tönende Gesinnungen in andere versenken, öffentlich, erzieherisch, vom Katheder herab. Die Studenten hat er rauh behandelt und ihren Verbindungunfug gestraft. Aber er liebte sie, weil sie in einem „entmannten“ Zeitalter das Geschlecht seien, das an der „Nervenlosigkeit“ am wenigsten litt, wie er mit säuerlichem Ernst, den seine Persönlichkeit verständlich macht, und der nur bei seinen professoralen und schulmeisterlichen Epigonen unleidlich und unwahr geworden ist, ausführte. Der Jünger der Wissenschaft soll das Gemeine fliehen, fleißig und rechtschaffen im Studium sein, bis ihm die Sicherheit des vollendeten Gelehrten eignet. Der Dozent giebt das Seine lebendig und mündlich weiter, der Schriftsteller durch die Sprache, die klar und glänzend seine Ideen der Nachwelt zuführen soll. Und mit Entschlossenheit hat Fichte gegen die Schächer protestirt, die die Litteratur

identisch sein, und in Autonomie sollen wir sie vollziehen. Es ist sündig, nur den äußeren Autoritäten zu gehorchen. Gehen wir unserem Eigennutz nach, so bleiben wir in den Banden der Natur, ohne mehr als eine formale Freiheit zu besitzen. Durch die Schuld verlieren wir das Höchste, das uns gegeben ist, die Selbständigkeit. Sittliche Erziehung bewahrt uns davor. Und wieder läßt Fichte die positive Religion als Ersatz und Hülfsmittel zu. Seine Ethik ist mit nichten individualistisch; sie ist ganz soziales Pathos und von „heroworship" entfernt. Nicht ein „Genie der Tugend" soll sie hervorbringen. Das wird als Götzendienst verworfen.

Auch Fichte hat Exkurse über die einzelnen Pflichten. Er ist sogar in der Anordnung offenbar von Kant beeinflußt. Aber seine Sittlichkeit ist nicht kleinlich wie die seines Vorgängers, sondern schroff, so weit das im Bürgerlichen angeht. Die sittliche Persönlichkeit, die im Individuum ist, soll erhalten werden, körperlich und geistig, weil sie ein Werkzeug der Gemeinsamkeitszwecke ist. Verboten sind Unkeuschheit und Unthätigkeit, die uns „in die Materie versenken". Auch der Selbstmord ist ein Verbrechen. Wer ihn begeht, ist „in Vergleichung mit dem Tugendhaften ein Feiger; in Vergleichung mit dem Niederträchtigen, der der Schande und der Sklaverei sich unterwirft, bloß um das armselige Gefühl seiner Existenz noch einige Jahre fortzusetzen, ist er ein Held."

Aber die Pflichten des Individuums gegen sich selbst sind nur bedingte Pflichten. Die Gesellschaft, Fichte sagt: die Vernunft, ist das Unbedingte. Bei Kant ist das Soziale blaß, bei ihm mit Wucht herausgearbeitet. Kommt der Einzelne mit der Gattung in Konflikt, so muß er sich preisgeben; denn sein Leben ist nur ein Zweck um der Pflicht willen. Dafür müssen ihm die Sozialgesetze Freiheit und Gesundheit zugestehen. Individuelle Wahrhaftigkeit, willige Vertheidigung des Eigenthums, „Ehre und guter Ruf" sind die Bedingungen des sozialen Zusammenwirkens. Wie bei Kant sind sie durch Berufung auf die Gesinnung verinnerlicht, und auch Fichte mißtraut für die absolute Werthung, die ihm maßgebend ist, der „pathognomischen Zuneigung zu dieser oder jener Person", also der einfachen Thatsache des Altruismus, den er „bloß natürlich, nicht sittlich" nennt.

Die gesellschaftliche Gliederung, die durch die Arbeitstheilung notwendig wird, heiligt er durch besondere Pflichten. So vorsorglich will er das soziale Gefüge vor Entgleisungen und Störungen hüten. Jeder soll den Beruf sich wählen, worin er mit seinen Fähigkeiten dem Ganzen am meisten nützen kann. Alle Klassen sind moralisch gleichwerthig; von diesem Postulat ist der Fürsprecher des deutschen Nationalstaates ausgegangen. Kein Verachten einzelner Stände, das nur den Arbeitsertrag beeinträchtigen würde. Aber Fichte läßt die Schranken doch bestehen, anstatt nichts als die Berufe übrig zu lassen, wie eine konsequente Demokratie begehren würde. Darin ist er bürgerlich, so gut wie er die Beziehungen zwischen den Geschlechtern

sozial macht und nur Ehe und Familie als ihre Formen anerkennt. Er scheidet höhere geistige von den niederen ökonomischen Beschäftigungen der Landwirtschaft und Fabrikation. Die „niederen Volksklassen“ sollen auf die vernunftlose Natur wirken; sie sollen ihre Pflicht als gottgegeben betrachten und die höheren Klassen ehren. Das ist Stillstand; das ist sogar bourgeois in einer mannhaften Weltanschauung, die die freieste ihres Zeitalters ist. Aber der Philosoph giebt doch eine Fernsicht, indem er von einer Zukunft spricht, wo der mechanische Arbeitszwang der Menschen erleichtert, auf ein Minimum reduzirt sein werde.

Aus jenen überschätzten ideologischen Berufen zählt er den des Staatsbeamten auf, als des Verwalters des gemeinsamen Willens, den des Gelehrten, den des Predigers als eines „moralischen Volkserziehers“ und den des ästhetischen Künstlers. Hier reiht er sich an Kant und Schiller an. Es sind akademische Bemerkungen, mit denen er ihm versagte Funktionen bedenkt, ohne grobes Unverständnis, aber auch ohne eigenen Erwerb. Wie der Kritiker der Urtheilskraft meint er, das Künstlerische solle zwischen Sinnlichem und Geistigem ausgleichen. Die Schönheit reiße den Menschen los von der Natur. Daß sie Pathologisches und gar Perverses voraussetzt, ist auch Fichte unbekannt, wenn er meint, der Künstler werde desto besser sein, je besser der Mensch. Er soll nicht verdorbenem Geschmack fröhnen, widrigenfalls man im Namen der Sittenlehre gegen ihn einschreiten kann.

Um so persönlicher ist, was Fichte über den Beruf des Gelehrten sagt, der ihm als der vornehmste gilt. Begeistern, erheben, veredeln wollte er, Werke geben, die nicht wie ein Kochbuch, Rechenbuch oder Dienstreglement zu lesen seien, um die Ideale sich mühen, die Wirklichkeit nach ihnen modifizren. Er glaubte noch, daß der philosophisch-historische Wissenschaftler die Inhalte sämtlicher Disziplinen vereinigen, ein Archiv der zeitgenössischen Kultur werden könne, ein hoher „Priester der Wahrheit“, der selbstlos der Erkenntnis sich widme. Das ist Fichtes Lebenstypus, wie ihn seine Thätigkeit zeigt. Er muß sich im Geiste allmächtig fühlen, muß in tönenden Worten tönende Gesinnungen in andere versenken, öffentlich, erzieherisch, vom Katheder herab. Die Studenten hat er rauh behandelt und ihren Verbindungunfug gestraft. Aber er liebte sie, weil sie in einem „entmannten“ Zeitalter das Geschlecht seien, das an der „Nervenlosigkeit“ am wenigsten litt, wie er mit säuerlichem Ernst, den seine Persönlichkeit verständlich macht, und der nur bei seinen professoralen und schulmeisterlichen Epigonen unleidlich und unwahr geworden ist, ausführte. Der Jünger der Wissenschaft soll das Gemeine fliehen, fleißig und rechtschaffen im Studium sein, bis ihm die Sicherheit des vollendeten Gelehrten eignet. Der Dozent giebt das Seine lebendig und mündlich weiter, der Schriftsteller durch die Sprache, die klar und glänzend seine Ideen der Nachwelt zuführen soll. Und mit Entschlossenheit hat Fichte gegen die Schächer protestirt, die die Litteratur

zur Buchfabrikation erniedrigen, daß der Geist verfliegt und nur Gespenster umgehen.

An einer Stelle hat sich das soziale System seiner Philosophie beträchtlich über den anfänglichen Umfang ausgedehnt: dem Staatlichen gegenüber. Zuerst finden wir hier jene Indifferenz, die uns bei Kant begegnete. Weil der junge Liberalismus des deutschen Bürgerthums noch nicht politisch erzogen war, verfolgte er die Politik aus der Distanz. Das Rechtsverhältnis, davon ging auch Fichte aus, stand außerhalb des Sittengesetzes. Nur weil das Individuum auf die körperlichen Kräfte der Anderen angewiesen war, traf es mit ihnen gewisse Verabredungen; also aus einer brutalen, „bloß natürlichen" Notwendigkeit, die dem Tier erspart blieb. Aber wenn nicht die Willkür die Oberhand gewinnen sollte, mußte jede Persönlichkeit die übrigen als ihresgleichen achten und ein Zwangsrecht die etwa Angegriffenen schützen, ihnen Leib und Eigenthum als Urrechte garantiren. Das thut die unparteiische, dritte Gewalt des Staates, dem wir uns unterwerfen müssen, ohne auf unsre Freiheit zu verzichten.

Fichte giebt auch ein Staatsgrundgesetz wie jeder liberale Theoretiker. Keine Demokratie, worin die Gemeinde selbst regiert, sondern eine beaufsichtigende Gewalt, die über der ausführenden steht, monarchische oder republikanische Leiter. Fichte ist für Erblichkeit der Dynastieen, aber auch für öffentliche Regierung, die einem Ausschuß verantwortlich ist. Der Bürger ist nicht bloß Mitglied des Staates. Er hat seine Privatsphäre, die durch das Eigenthumsrecht begründet ist, und gehört der größeren Menschheit an.

Hier nimmt Fichtes Gedankengang eine unabhängige Wendung. Ihm ist der Staat sittlich immer wertvoller geworden. Darum schlägt er sozialistische Accente an. Das politische Leben soll das ethische erfüllen. Für die Erhaltung eines jeden, der in den Bürgervertrag eingeschlossen ist, müssen die andern einstehen. Der Mensch hat ein Urrecht auf Leben und darum auf Arbeit. Den Arbeitslosen sind staatliche Unterstützungsanstalten zu öffnen. Der Staat hat für eine hinreichend große Lebensmittelproduktion zu sorgen. In Ackerbau und Viehzucht ist der ganze Ertrag persönliches Eigenthum des Arbeitenden; der Bergbau ist nur gesellschaftlich zu betreiben und auszunutzen, die Jagdgerechtsame verleihbar. Kleinbürgerlich hält Fichte in der Fabrikation am Prinzip der Zünfte fest, das er durch den Befähigungsnachweis ergänzt. Dem Kaufmannsstande ist seine wirtschaftliche Ausdehnung durch staatliche Kontrolle vorzuschreiben. Staatliche Regulierung soll jede Preistreiberei, die sich durch Kartelle von Produzenten und Fabrikanten ergeben würde, verhindern, Staatsmagazine übermäßige Preisschwankungen umgehen. Der „Grundmaßstab des Werthes aller Dinge", das Geld, steigt an Gehalt bei Erhöhung, fällt bei Verminderung des Waarenvorraths. Das Papiergeld hat den Vorzug, keine Waare zu sein. Gold- und Silbergeld dienen vor allem dem internationalen Verkehr. Der Handel mit dem Ausland ist thunlichst einzuschränken; es ist

zu überlegen, ob nicht der innere Markt sich selbst genügt und jede Waare im Inlande zu verfertigen ist. Denn wenn der Auslandhandel stockt, sind die Bürger, die auf ihn rechnen, brodlos. Er ist also eine Gefahr.

Ganz konsequent hat Fichte diese Erwägungen in seinem Buch vom „geschlossenen Handelsstaat" ausgebildet. Ihm war bewußt, die nationale Isolirung, die er vorschlug, werde daran scheitern, daß die „europäische Handelsgesellschaft" allzu große merkantile Vortheile von der Zukunft erwarte, um in eine solche Umkehr zu willigen. Die Chancen der Kolonialpolitik, die sich „nicht auf Recht und Billigkeit" gründet, stehen zu günstig, als daß eine der politischen Geschäftsfirmen dem Wettbewerb entsagen würde. So will Fichtes Entwurf eine „bloße Uebung der Schule ohne Erfolg in der wirklichen Welt" sein. Noch rückhaltloser überantwortet er jetzt das „freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte" der Staatsgewalt. Die Gewerbefreiheit ist radikal beseitigt. Zum Abschluß vom Auslande nicht wirkungslose Schutzzölle, sondern völlige Eliminirung des Welthandels. Auch die vorübergehend erforderlichen Beziehungen der einzelnen Länder sind durch Staatsmonopol zu regeln. Die liberalistische Oekonomik eines Adam Smith ist hinweggeschafft, ein großzügiger Staatssozialismus ausgeprägt, die Differenzirungen der wirtschaftlichen Bewegung zur Einheit zurückgebracht.

In den rein politischen Ideen Fichtes ist die gleiche Wandlung zum Nationalismus erfolgt. Wir sahen, daß er zunächst weltbürgerlich gestimmt war. Die ganze Menschheit, so meinte er, bilde eine durch Verträge gesicherte, durch das Gesandtschaftsrecht repräsentirte Gemeinschaft. Und wie Kant verlangte er Schiedsgerichte, einen Völkerbund, der den Krieg abschaffen solle. Aus diesem Geiste ist seine in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" vorgetragene Geschichtsphilosophie entstanden. Den Hergang der sozialen Vernunfterziehung wollte er zeichnen, um in ihr der damaligen Epoche ihren Platz anzuweisen. Aus einer primitiven Herrschaft des Vernunftinstinktes, die von der äußerlichen Gewalt der Vernunftautorität abgelöst wird, steigt durch einen Zwischenzustand der Vernunftwissenschaft das Reich der Vernunftkunst auf, worin das Leben sittlich ausgebaut ist. Mit theologischen Reminiszenzen spricht Fichte auch von einem Stand der Unschuld, in dem allmählich die Sünde anhebt, und in Bekehrerungestüm geißelt er die eigene Gegenwart als eine Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit. Ihre Not ist die tiefste. So elend fühlte sich dieses bürgerliche deutsche Volk durch die Aufklärung, daß sein Philosoph den gesunden Menschenverstand als böse ausgab, weil er durch seine Kritik das Heilige zersetzt habe. Flach, dürftig, ideenlos war man geworden. Man langweilte und erschöpfte sich nur in lächerlichen Geisteskarikaturen. Man las viel, um sich zu betäuben, und eine unsittliche Litteratur, so meinte Fichte, habe um sich gegriffen. Davor will er die Massen bewahren. Eine Wieder-

geburt der Wissenschaft verheißt er, ein „Hinströmen aller Thätigkeit" in die große Weltordnung. Das ist für ihn die Heimat des „sonnenverwandten Geistes", nicht das geographische Vaterland. Die Menschheit hat menschheitliche Ziele.

Noch stürmischer erklingt es aus den „Reden an die deutsche Nation". Sie sind sein leidenschaftlichstes, bezwingendstes Werk. Zur heißen Sehnsucht ist jene Aufrichtung aus der vollendeten Sündhaftigkeit entfacht, die erhabene Wiederherstellung der sittlichen Welt ein Gebot des drängenden Augenblicks. Aber ganz nationalistisch ist jetzt die geschichtliche Orientirung. Das Reich der Selbstsucht will zerfallen. Die Rettung aber kann nur kommen, wenn sich das deutsche Volk an Haupt und Gliedern neu bildet. Das ist seine Aufgabe der Ewigkeit gegenüber. Es kann sie vollziehen, weil es ein Urvolk ist. So sagt Fichte in bewußtester Ueberspannung. Mit abwägender Gerechtigkeit haben diese Paroxysmen nichts zu thun. Nur die germanischen Stämme sind frei von der toten römischen Bildung. Einzig das Deutschthum hat eine Sprache, die lebt, die in die „Tiefen des Gemüths" hinabsteigt, weil sie das Uebersinnliche in Gleichnissen zu erfassen weiß. Es ist das „Volk schlechtweg". Mit seiner Vernichtung würde das geistige Urvermögen der Menschheit untergehen. Daher müssen Bildung und volksthümliches Leben, die man gesondert hat, sich vereinen. Alle ausländischen Kultureinflüsse sind wie eine Krankheit zu überwinden. Das Deutschthum muß sich auf sich selbst besinnen, auf den Bekennermut, mit dem es die Reformation umfing und jetzt die neue, befreiende Philosophie umfangen wird. Und Fichte spielt die Entschlossenheit und Ursprünglichkeit des deutschen Geistes gegen die mechanische, todtgläubige Weltanschauung der romanischen Rassen aus, gegen ihre „gesellschaftliche Maschinenkunst", ihre seelenlosen Kulturen. In lodernden Flammen bricht sein trotziger Enthusiasmus hervor.

Auch mit positiven Erziehungsvorschlägen möchte er der deutschen Nation den Weg zeigen. Er verlangt die „Bildung eines festen und unfehlbaren guten Willens im Menschen", daß er den Schmerz nicht scheue, wie der Egoismus thut, sondern in sittlicher Arbeit der Gesamtheit lebe. Nicht eine Dressur des Geistes ist das Ziel; von der Anschauung soll ausgegangen werden. Es sind die Gedanken, nach denen Pestalozzi das arme, gedrückte Volk unterrichtete, und die nun Fichte zu einer Nationalerziehung erweitert. Ein Erziehungsstaat soll die Zöglinge dem „verpestenden Dunstkreis" der öffentlichen Sündhaftigkeit entrücken. Dort schafft er der Gesellschaft tüchtige Arbeiter. Die künftigen Gelehrten werden nach individueller Begabung ausgewählt. So ist, sozialistisch wie im Handelsstaat, die private Erziehung beseitigt.

Fichte ist der Nichtalspolitiker geworden. Ohne national Selbständigkeit besteht für ihn keine litterarische und wissenschaftlich Kultur. Diese Mahnung sendet er zu Goethes europäischem Menschen-

thum. Mit schriller Wachsamkeit ruft er gegen den Napoleonismus auf, indes die besten Deutschen den Cäsaren bewunderten. Er protestirt gegen die Weltmachtpolitik des Eroberers, gegen den blendenden Traum einer Universalmonarchie. Der Wille zur That ist seine weithallende Losung.

So hat er vollführt, was ihm Lebensinhalt war, ein sozialer Rhetoriker zu sein, aus den Höhen der Wissenschaft die Menge des krämerisch dumpfen Bürgerthums zu begeistern. Er war ein Mann. Das darf kein Gegensatz der Weltanschauung vergessen machen.

* *
*

Noch ist ein Theil der Fichteschen Philosophie nachzutragen, der in seine Spätzeit fällt. Er zeugt von einer Wandlung seines Temperaments. An Stelle der moralischen Religiosität, die er in der „Kritik aller Offenbarung" formulirt hatte, tritt eine merkwürdige Gottseligkeit. Die sittliche Weltordnung wird zum Absoluten, die Gottheit zur „Idee des Ichs", zum wahrhaft Seienden, dessen Leben das unsre umfaßt. In dieser Harmonie söhnen sich alle Widersprüche des irdischen Wesens aus. Sie ist ein „ewiger Strom von Leben und Kraft und That". Das hatte einst Fichtes hartem Willensbegriff sehr fern gelegen. Nun ist ihm das Jenseits seliges Sein und nur etwas Scheinbares die Wirklichkeit. Durch Schönheit und Liebe erschließt sich uns die Geisterwelt. Es sind fremde Einflüsse, die sich hier auf Fichte äußern und seinen Titanismus in ein mildes Erlösungsbedürfnis hinüberführen.

* *
*

Aber eine solche Wandlung läßt uns auch begreifen, wie in der Folge ganz verschiedene Bewegungen, die nach dem Wort des Professors Lasson sein „dunkles Widerspiel" darstellen, bei ihm einen Rückhalt fanden. Das waren die Stimmungen der Romantik. Sein ethischer Rigorismus, der das Künstlerische unterordnete, wurde in das Gegentheil umgedeutet, nachdem einmal die den Dingen überlegene Souveränität des Ich festgesetzt war. Ein der Sittlichkeit entfremdeter Subjektivismus bediente sich des Philosophen, der von einem Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit gesprochen hatte. Nun spielte man mit dem „sittlichen Grundgesetz". Hier ist Friedrich Schlegel hervorgetreten. Man hat oft übersehen, daß er sich in

Schlegel, Friedrich. Geb. 10. 3. 1772 in Hannover, Kaufmannslehrling, dann Student in Göttingen und Heidelberg, zuerst Rechtswissenschaft, seit 1793 Litteratur und Kunst, Studium des griechischen Alterthums, 1794 nach Dresden, 1796 zu

gedanklicher Systematik versucht hat. Auch er hat sich zum Idealismus bekannt und nach dessen Prinzipien die Geschichte der Erkenntnisprobleme in seinen Vorlesungen behandelt. Auch ihm galt das Ich als das Absolute. Aber nun war es eine zerstörerische Macht. Er wollte nichts vom eingeengten und demütigen Leben in der Pflicht wissen. Das bürgerliche Berufswirken war ihm eine getrocknete Pflanze, der Beruf des Dichters die prächtige Blüthe. Sein Begriff ist der der romantischen Ironie, der das Wesen der subjektiven Kultur aussagt, die unstete Hingabe des ästhetisch Schaffenden an seinen Gegenstand. „Wir müssen", so hat er es ausgedrückt, „uns über die eigene Liebe erheben und, was wir anbeten, in Gedanken vernichten können; sonst fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall." Und ein ander Mal war seine Forderung: „Ein recht freier und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade." Diese Ironie war ihm die Form des Paradoxen; ein plötzliches Zerreißen der Gefühle, das aber „gut und groß" ist. So wollte er seine künstlerische Unbefriedigung leugnen, die Hast, die uns in seinem dilettantischen Roman „Lucinde" begegnet, die alle Situationen verwischte, die Sinnlichkeit mit Reflexionen durchtränkte. Er nahm für sich das Recht einer „reizenden Verwirrung" in Anspruch, eines „schönen Chaos von erhabenen Harmonien und interessanten Genüssen". Eine stets wiederholte Verneinung taucht alles Besondre hinunter ins Absolute. Im Katholizismus fand Schlegel die „Seligkeit", davon der Philosoph der neuen „Wissenschaftslehre" geredet hatte.

* * *

Aber seine soziale Energie ist nicht verloren gegangen. Ferdinand Lassalle hat, obwohl er Hegelianer war, sich mit ihm auseinandergesetzt und in einem Vortrag ein stolzes Faustzitat auf ihn angewandt: „Der deutsche Geist, indem er die Welt wieder aufbaut,

seinem Bruder August Wilhelm nach Jena, Verehrer Fichtes und Goethes, 1797 Berlin („Ueber Lessing", Gegen den Rationalismus), 1798—1800 Mitarbeiterschaft am Athenäum, 1798 Bund mit Dorothea Veit-Mendelssohn, 1800 Privatdozent in Jena, 1802 nach Dresden, Aufenthalt in Paris, 1804 Heirath mit Dorothea, nach Köln, philosophische Vorlesungen, 1808 Uebertritt zum Katholicismus, 1809 Hofrat in Wien, 1815—18 Oesterreichischer Legationsrat in Frankfurt, 1828 Dresdener Vorlesungen, Tod am 12. 1. 1829. Werke: Lucinde 1799. Philosophie der Geschichte 1829. Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804—06, 2 Bde., 1836. Sämmtliche Werke herausg. von Feuchtersleben, 15 Bde., 1882. Briefwechsel: mit dem Bruder, herausg. von Walzel 1890. Litteratur: Haym, Die romantische Schule 1869.

und zwar an seinem Busen wieder aufbaut, heißt Fichte". Und auch Heinrich von Treitschke, der Pathetiker des Nationalliberalismus, ist an ihm gewachsen.

Die Romantik.

Zu welchen Tiefen die romantische Generation, die nach Fichte in den Vordergrund der deutschen Litteratur tritt, gedrungen ist, hat uns Ricarda Huch gezeigt. Nach dem Urteil der Litterarhistoriker waren diese Dichter und Schriftsteller eine Gruppe reizvoller Talente, die aber alle etwas Ungesundes hatten. Immer hat man sie etwas von oben her gelobt, ihnen formale Vorzüge zugestanden, ohne sie positiv zu schätzen. Man hat sie als Intermezzo in Deutschland aufgefaßt. Das ist richtig. Aber sicher ist auch, daß sie für jene letzten Werthe der Kultur, die man Philosophie nennt, mehr gethan haben, als alle etwa gleichzeitigen Strömungen, die nur die Oberfläche rührten, daß sie eine Weltansicht erschufen, die das Subtilste zum Licht brachte, das wir auch heute nur als Ahnung zu umschreiben vermögen.

Der Geist war in prunkender Vermessenheit zur Selbsthoheit berufen worden. Ueber den Dingen wollte er dahingleiten. Fichte hatte auf die Natur herabgesehen, ohne dem Taumel zu verfallen. Sein Idealismus glaubte in sich die Kraft, die ihn auf immerdar in der Schwebe halten sollte. Aber dazu war es zu spät. Noch bei Kant war die Vernunft nüchtern gewesen, und alles besaß die Klarheit unzweideutiger logischer Erkenntnisse. Jetzt war einmal der Abgrund aufgethan. Was darin schlummerte, war das Unbewußte, Triebhafte, und die Dämpfe, die davon aufstiegen, flößten den Intellektuellen einen gefährlichen Schwindel ein.

Fichte selbst hatte in seiner „Wissenschaftslehre" das Werden des Geistes unterhalb der durchsichtigen Vorstellungen, wenn auch gleichgültig, seinem System eingereiht, dem es nur auf das Freie, nicht auf das Unfreie ankam. Aber er empfand die Spannung doch so stark, daß er schließlich einer ganz unvermuteten Mystik zugetrieben wurde. Nun lösten ihn die jungen Litteraten ab, die von der Leidenschaft in seinen Theorien sich neugierig anziehen ließen. Sie hatten nicht seine krampfhafte Abneigung gegen das Natürliche, sondern, wie es der Feinste unter ihnen gefaßt hat, ein gelindes „Heimweh" danach. Sie spürten in ihren Seelen dunkle Erregungen, die den wachen Geist quälen mußten, doch köstliche Wonnen ihm gaben, wenn sie ihn einlullten. Dann verschwand die Angst, die sie sonst zittern machte. Aber sie hielten sich immer scheu im Zwielicht. Sie sagten sich ihre Entzückungen nicht bei Tage, nur heimlich, in halben, ver-

hüllenden, nie unerbittlichen und rohen Worten. Selten sind bei ihnen die wissenschaftlichen Temperamente, die von der Natur mit so thatsächlicher Genugthuung reden, wie Ritter es that, als er 1807 über eine Somnambule schrieb: „Eine Entdeckung von Wichtigkeit habe ich durch die eines passiven Bewußtseins, die des Unwillkürlichen gemacht". Meist bekunden sie eine Demut. Sie falten die Hände, wie es Wackenroder, der Freund Tiecks, fordert, und beten an.

Keiner hat die gemeinschaftliche Weltanschauung inniger umarmt als Novalis. Man giebt ihn gern als den bleichen Jüngling mit der blauen Blume aus und weiß von ihm, daß er die, übrigens, wie Karl Busse dargethan hat, nur in einer schlechten Abschrift erhaltenen Prosahymnen „an die Nacht" geschrieben, Marienlieder gedichtet und einem unmündigen Mädchen, mit dem er verlobt war, schwärmerische, etwas wurmstichige Liebe gewidmet habe. Und man vergißt, daß er ein Gelehrter war, daß er unter Leitung des alten Werner, den auch Goethe gewürdigt hat, geologische Studien übte, denen sein Bergmannslied entsprang, und daß er philosophische Aphorismen gegeben hat, Fragmente, durch die doch die eine machtvolle Stimmung hindurchgeht, die fast ein System bringen.

Auch Novalis ist vom Unbewußten überwältigt. Ein rätselhaftes Universum bietet ihm die Seele dar, und er lehnt sich dagegen auf, daß man sie nach den dürftigen Fachwerken Verstand, Phantasie, Vernunft eintheile, ohne den Uebergängen in ihr nachzuforschen, den „wundersamen Generationen", die uns im Innern noch bevorstehen. Eine larvenhafte Psychologie hat in diesem Heiligthum den Platz eingenommen, der echten Götterbildern gebührt. Sogar völlig entfernen will er das Bewußte. Gelegentlich meint er, das Denken sei nur ein „Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben". Er will sich den Trieben überlassen, dem Irrationalen, den „blauen fernen Gestalten", die eine Heimat voll unbekannter Herrlichkeit versprechen. Der gebildetste irdische Mensch soll die Thorheit des Kindes haben. So wird zum höchsten Moment der Tod, der das Bewußtsein auslöscht, der eine „Brautnacht" ist, ein „Geheimnis süßer Mysterien".

Durch diese Verklärung ist für den Geist jeder Widerspruch zur Natur aufgehoben. Sinnliches und Unsinnliches, das außer uns war, geht nun ohne Schranken in uns hinüber. Nicht eine Insel sind wir mehr. Eine Sympathie voll Trunkenheit verbindet die beiden Wel-

Novalis, Friedrich von Hardenberg. Geb. 2. 5. 1772 im Mansfeldischen, religiöse Erziehung, Studium in Jena (Schiller und Reinhold), in Leipzig (Bund mit Fr. Schlegel), in Wittenberg. 1796 in Tennstädt Verlobung mit der dreizehnjährigen Sophie von Kühn, die 1797 stirbt. In Freiberg Studium der Bergwissenschaften. Als Auditor in Weißenfels Verkehr mit den hervorr. Romantikern und Studium Fichtes. Kränklichkeit. Tod in Weißenfels am 15. 3. 1807. **Werke:** Sämtliche Schriften 1802, 2 Bde., 3. Bd. 1846. Moderne Ausgabe von Bruno Wille. **Briefwechsel:** mit den Schlegels, herausg. von Raich 1880.

ten. Was im Schatten ruhte, was „dunkel, einsam, gestaltlos" war, ist durch das Lichtreich in uns bedeutsam geworden.

Als Mystizismus hat Novalis selbst seine Ideen bezeichnet. Er fragt: „Was muß mystisch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht sich auf Mystizismus. Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mystizismus und Nichtmystizismus hinweg." Die Physik will er demgemäß zur Magie umbilden. Sie soll nichts sein als die Lehre von der Phantasie. Als eine „versteinerte Zauberstadt" soll sie die Natur begreifen. Im Toten, Stofflichen läßt Novalis das Leben aufglühen. Jedem durchsichtigen Körper schreibt er eine Art des Bewußtseins zu. Intellektuelle und organische Vorgänge setzt er in eins, die Pflanze ist ihm ein Halbthier, die Erde ein Thier, dessen Parasiten wir sind, der Baum eine blühende, der Mensch eine redende Flamme. Empfinden ist Fressen, Sprechen und Hören Befruchten und Empfangen.

So irr wird die Andacht, mit der Novalis zur Natur begehrt. Man denke an seinen Abendmahlhymnus: „O daß das Weltmeer schon erröthete und in duftiges Fleisch aufquölle der Fels!" Er kann beim Namen der Natur nichts anderes als etwas „Ueberschwängliches" empfinden. Freundin, Trösterin, Priesterin und Wunderthäterin ist sie ihm. Eine „süße Leidenschaft" hegt er für sie, die viel von der Scham hat. Nur wie am Busen einer „züchtigen Braut" fühlt er sich bei ihr. Ganz zart, nicht rücksichtslos will er mit ihr umgehen, ohne den Mechanismus zu erkennen, nach dem ihre Gesetzlichkeit ohne Erbarmen sich vollzieht. Diese Romantiker fürchten sich wie Tiecks Abdallah vor dem „feuchten, nüchternen Morgenwind auf der Spitze des Berges nach einer durchwachten Nacht."

Aber Novalis hat in sich die Sehnsucht, die auch einige Sprüche Friedrich Schlegels im „Athenäum" offenbaren, sich dennoch nicht an dieses Unbewußte zu verlieren. Auch er ist von Fichte bestimmt und hat die Kantische Philosophie im Vergleich zur seinigen „bornirt" genannt; dadurch habe sie die Sympathien der Masse. Wie Fichte drängt er nach einer höheren Bewußtheit. Der Geist muß sich über sich erheben. Das Ich ist nur ein „Keim zum Ichwerden", ein Abglanz des „transzendentalen Ich", dessen es sich bemächtigen soll, und mit dem es sich in der Philosophie bespricht. Alles Unwillkürliche soll sich in Willkürliches wandeln. Noch schläft der größte Theil unseres Körpers; einst werden wir beständig zugleich schlafen und wachen. Der Naturgeist wird ein Vernunftgeist sein. So ist Novalis' Neigung zur Mathematik zu erklären. Doch er giebt das Unbewußte nicht preis. Sein Wissenstrieb ist nach seiner eigenen Formel beides, Vernunft und Instinkt, „aus Geheimnis und Wissen wunderbar gemischt." Auch soll alles schließlich instinktiv werden. Das Erkenntnisbedürfnis ist ein „Trieb überall zu Hause zu sein". Ihr Symbol ist für Novalis der Kuß, der Ursprung einer neuen Welt.

Das sind sehr künstlerische Ideen. Und artistisch ist auch ihre

endgültige Fassung, wenn sie Sittlichkeit und Philosophie als Künste aufführen und vor der Trennung von Philosoph und Dichter, die nur scheinbar sein könne, als vor einem „Zeichen der Krankheit“ warnen. Eine litterarische Elite hat sich diese Ueberzeugungen geschaffen, wie es das „Athenäum“ verhieß: „Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in die göttliche Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in dem heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.“

Schelling.

Novalis hat beinahe ein System gegeben. Schelling gab es. Von ihm ist die Naturphilosophie des deutschen Idealismus dargestellt worden. Er war wissenschaftlich und doch mit dichterischen Antrieben. Aber er vertrug die „Frivolität gegen die Gegenstände“ nicht, mit der der Verfasser der „Hymnen“ an allem „herumroch“, ohne es zu durchdringen. Er glaubte, die Bewegung auf das „freie, offene Feld objektiver Wissenschaft“ geleitet zu haben.

Schelling war Schwabe. Auf dem Tübinger Stift war er mit Hölderlin und Hegel sehr befreundet. Die französische Revolution riß ihn mit; er übersetzte die „Marseillaise“ und wurde vom Herzog von Württemberg getadelt. Auch versuchte er sich in mythologischer und kirchengeschichtlicher Kritik. In Leipzig, wohin er als Hofmeister ging, ist er auf die Philosophie gekommen. Schon die ersten Arbeiten des Frühreifen erregten Fichtes Interesse und veranlaßten seine Berufung nach Jena. Hier trat er in die romantische Gruppe ein, der er sich in Dresden genähert hatte. „Sein Aeußeres“, so urtheilte über ihn Friedrich Schlegels Freundin, „ist durch und durch kräftig, trotzig und edel. Er sollte eigentlich französischer General sein, zum Katheder paßt er wohl nicht so recht, noch weniger glaube ich in der litterarischen Welt“. Doch wurde er durch diese Umgebung sehr ästhetisch gestimmt. Er verfaßte das „Epikurische Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“, worin er in einem neuen Anfall seines „alten Enthusiasmus für die Irreligion“ den Riesengeist verkündet, der in

Schelling, Friedr. Wilhelm Joseph. Geb. 27. 1. 1775 als Sohn eines württembergischen Landgeistlichen. Epochemachende Erstlingsschriften. 1796 Reisebegleiter, bis 1798 Aufenthalt in Leipzig, wo er seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzt und mitten im Fichteenthusiasmus die Naturwissenschaft für sich entdeckt. 1798 durch Goethes Einfluß Berufung nach Jena. Gründung der „Zeitschrift für speculative Physik“. Entfremdung zwischen Schelling und Fichte. Seit 1801 Bekanntschaft mit Hegel. 1802 Gründung eines „Kritischen Journals der Philosophie“. Polemiken. Private Schwierigkeiten. 1803 Heirat. Anstellung als ordentlicher Professor der Naturphilosophie in Würzburg. 1806 durch die Erbärmlichkeit der Verhältnisse zum

toten und lebendigen Dingen nach Bewußtsein mächtig ringe. „Eine Kraft, ein Pulsschlag nur, ein Leben, ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben" sollte die Natur beseelen. Auch zu Goethe trat er in Beziehung. Dieser schrieb ihm, er verspüre einen Zug zu seiner Lehre.

So hatte Schelling mit den Erlesensten seiner Epoche Fühlung. Aber er bereitete sich ein unstetes Schicksal. Durch die Heirat mit Karoline, des älteren Schlegel geschiedener Frau, und durch philosophische Konflikte wurde er aus Jena verdrängt. Aus Würzburg wurde er vertrieben. In München starb ihm die Gattin, und auch er hat dort sein Leben beschlossen, als ein „zum Theil Abgeschiedener", der mit sich allein bleiben wollte.

Von Fichte ist er ausgegangen. Als er seine Vorbereitungsepoche hinter sich hatte, war er so weit, daß er den Geist als das Schaffende ansah, das die Materie gebiert. Die Außenwelt entstand in seinen Tiefen. Aber Schelling führte durch, was Fichte nur versucht hatte, diese Thätigkeit des Geistes in das Unbewußte hinab zu verfolgen. Erst allmählich erwacht er zum Selbstbewußtsein. Vorher geht mit ihm eine bewußtlose Entwicklung vor. Das organische Leben ist sein bewußtlos verwirklichter Zweck, der dunkle Wille die Urkraft der Welt, von der sie sich zur Freiheit empor hebt. Das ist bereits Schellings ganzes System, die Einheit von Natur und Geist sein gewaltiges Motiv.

In mehreren Bereichen setzt sich diese Naturentwicklung durch, und überall besteht ein Antagonismus, der sich versöhnt und auf einer höheren Stufe in höheren Erscheinungsformen wiederholt. Was nach anderen Kant für den Begriff der Materie geleistet hatte, daß sie das Produkt entgegengesetzter Kräfte sei, der Ausdehnung und Anziehung, dem gab jetzt Schelling eine großartige Erweiterung. Er entwarf für die Natur einen „dynamischen Prozeß", worin das Verwandte sich fliehen, das Verschiedene sich suchen sollte. Halten sich die Kräfte das Gleichgewicht und keine kann sich befreien, so ist das der tote Körper. Suchen sie das gestörte Gleichgewicht zurück, so entsteht die chemische Erscheinung. Der fortgesetzte Widerstreit aber ist das Leben. Weil Schelling viel an Magnetismus denkt, so nennt er die Gegensätzlichkeit des Seienden Polarität, die feindlichen Prinzipien positiv und negativ. Halb ist seine Philosophie ein Traum, halb mischen sich Wissenschaftsdaten in sie ein.

Weggang nach München gezwungen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Oeffentlicher Bruch mit Fichte. Trennung von Hegel. Von 1807 ab Studium Jakob Böhmes. 1809 Tod Karolinens. Viermonatlicher Aufenthalt in Stuttgart. 1812 Zwist mit Jacobi. Neue Ehe. 1820 nach Erlangen. 1826 Rückkehr nach München. 1835 philosophische Erziehung des Kronprinzen Maximilian. Unbehagliche Lage. 1841 Berufung nach Berlin, wo er bis 1846 Vorlesungen hält. Dann Verzicht auf öffentlichen Vortrag. Tod am 20. 8. 1854 im Bade Ragaz. **Werke:** Gesamtausgabe, besorgt vom Sohn des Philosophen, 1. Abth. 10 Bde., 2. Abth. 4 Bde., 1856 ff.

Von den Atomen her, die er dynamisch, nicht mechanisch faßt, ist die Natur ein machtvoller Kreislauf. Kombination und Dekomposition wechseln ab. Auch für die kosmischen Massen und Körper ist eine Evolution abzuleiten. Das ist das Thema der Kosmogonie. Die subalternen Körper legen sich in Affinitätssphären oder Generationen um eine centrale Masse. Durch Explosion abgesprengt, hindern sie sich gegenseitig an der Wiedervereinigung mit dem Centralkörper. Nur durch eine Zerstörung des Gleichgewichts wäre ihr Rückfall, ein „beständiges Zurückgehen der Natur in sich selbst“ denkbar. Die allgemeine Gravitation zeigt sich am eindringlichsten im Verhältnis von Sonne und Erde. Die Seele der Welt ist der Aether. Als Licht durchdringt er die Schwere, die sichtbaren Körper. Darum ist das Licht die konstruirende Kraft der Natur, und in phantastischem Gleichnis nennt Schelling es ihren Sinn.

Von der exakten Forschung beeinflußt ist auch seine Ausdeutung des Lebensprozesses. Zum chemischen Stoffwechsel, der sich nicht anders im Anorganischen bethätigt, tritt im Organismus die Sensibilität, die äußere Reize erwidert. Sie ist das Unbegreifliche, das über die materielle Verbrennung und Wiederherstellung hinausträgt. Sie beantwortet die Erregungen durch ein irritables System, in äußeren Veränderungen und Bewegungen, in Kontraktion und Expansion. Die Irritabilität läßt Schelling in eine neue Thätigkeit, den Bildungstrieb oder die Produktionskraft, übergehen. Ihr eröffnen sich drei Gebiete. Je nachdem das von ihr Geschaffene das organische Individuum selbst, ein totes Werk oder ein organisches Erzeugnis ist, macht sie sich als Lebenstrieb, Kunsttrieb oder Gattungstrieb geltend. Die Gattung ist der Zweck der Natur, das Individuum nur ein „mißverlungener Versuch“. Es geht in der Gattung auf. Von der Geschlechtsdifferenz ist es abhängig, und in der Zeugung erfährt sein Leben die höchste Steigerung. Aber bei den verfeinerten Organismen verringert sich die Reproduktion und büßt an Bedeutung für das Leben ein. Dafür wird die Sensibilität das Entscheidende. Die Einheit aller dynamischen Lebensvorgänge, des magnetischen und elektrischen wie des elektrischen und chemischen, ist der Galvanismus. Hier haben Ritters und Humboldts Untersuchungen begeisternd auf Schelling eingewirkt.

Das ist der Abriß seiner spekulativen Physik, welche die Ver-

Aus Schellings Leben in Briefen (herausgegeb. von Plitt), 3 Bde., 1869—70 Briefwechsel: mit Maximilian II. herausgegeb. 1891. Litteratur: C. Rosenkranz, Schelling, Königsberger Vorlesungen 1843. Noack, Sch. und die Philosophie der Romantik 1859. E. v. Hartmann, Sch.'s positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer 1869. Kuno Fischer, Gesch. der neueren Philos. Bd. 6. H. v. Stein, Schelling, Vorträge 1875. Klaiber, Hölderlin, Hegel u. Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren 1877. R. Zimmermann, Sch.'s Philosophie der Kunst 1876. Karl Groos, D. reine Vernunftwissenschaft 1889. E. v. Hartmann, Sch.'s philosophisches System 1897.

wegenheit eines Gedichtes hat. Nur durch ihre Dualität wird die Natur erkennbar. Eine „dynamische Stufenfolge“ herrscht in der Entwicklung der Materie. Aber Schelling giebt seiner Konzeption philosophische Vertiefung. Er nennt die Natur eine Vorgeschichte des Geistes, an die wir in ihrer Erkenntnis uns erinnern. Sie ist eine erstarrte Intelligenz, mit der wir im Anfang eins waren, eine bewußtlose Selbstentwicklung des Ichs. Aus dem subjektiven Bewußtsein müssen wir uns, um sie anzuschauen, zum Absoluten befreien.

Deshalb ist alles Erkanntwerden ein Selbsterkennen, Natur und Geist identisch. Wir gehen ein in die Heiligkeit des ewigen Universums. Das Endliche löst sich ins Unendliche auf, die Form in das Wesen. So wird die Naturphilosophie zur Ideenlehre.

Es ist eine uralte Weltanschauung, die Schelling hier intellektuell zu fassen versucht. Man hat den Mann mit dem häßlichen sokratischen Kopf deshalb den deutschen Plato genannt. Eher ist er dem Plotin ähnlich. Aus dem Schoße des Absoluten emaniren die besonderen Einzelheiten, die Ideen. Sie sind die Potenzen der Natur, die nur der Leib, das Symbol der ewigen ist. Die Materie wird zum Nicht-wahrhaft-Seienden, zum relativen Sein. Sie ist in Beziehungen befangen, abhängig, muß sich in ihren flüchtigen und unreinen Bestimmungen aus anderem begreifen lassen, indes dem Absoluten eine „lautere Selbstbejahung“ eignet, und man von ihm nichts absondern kann. Alles Vergehen und Entstehen, wie es die Zeitlichkeit hat, ist bei ihm ausgeschlossen. Sich selber will es in allen Formen, Graden, Potenzen der Wirklichkeit. Es ist das Centrum der Ideenwelt.

Das baut Schelling zu einer Mystik aus, die er in das Gewand seiner Naturphilosophie hüllt. Das körperliche All ist das Erkennen in seinen verschiedenen Stufen. So ist es kein chaotischer Abgrund, sondern innerlich verknüpft, durch ein „Band“ zusammengehalten. Die Welt ist mithin „vom Absoluten nicht verschieden, sondern nur die vollständige und in fortschreitender Entwicklung ausgebreitete Kopula“. Ihr Ziel ist, das Verbundene als solches zu verdrängen. Im Menschen durchbricht das Band das Verbundene und kehrt heim zu seiner ewigen Freiheit. Das beseelende Licht ist die königliche Seele dieser ganzen Ordnung, die Materie das sinnliche und sichtbare Kind, das es mit der Schwere erzeugt.

Eine Gottverzückung ist das Ergebnis der Schellingschen Ideenlehre. In der Gottanschauung einen sich sämtliche Wissenschaften. Erhaben, pomphaft wird des Philosophen Stil. Das Menschliche versinkt in Eitelkeit. Aber im Göttlichen feiert die Geistesbildung ihre Auferstehung. Bis endlich die „magische“ unmittelbare Erkenntnis gewonnen ist, die schon in der seherischen Ergriffenheit einzelner Auserwählter sich vorbereite. Aus den „Wundern der Geschichte“, den „Rätseln des Alterthums, die Unwissenheit vorwarf“, wird die Erleuchtung aufgehen. Ein theokritisches Idyll soll die Weisheit werden.

Schelling fühlt sich dieser „völlig neuen Zeit" gegenüber als den Propheten, der „allein auf dem Berge steht und nur von fern hinblickt ins gelobte Land." Aber er triumphirt über die ethische Weltanschauung eines Fichte, dem eine solche Naturmystik ein dem Sumpfe des Dogmatismus entstiegenes Irrlicht war. Die Religiosität der Wissenschaftslehre verspottete der einstige Jünger als eine Umlaubung mit korinthischen Akanthusblättern, die auf einem altdorischen Säulenstamm aufgesetzt sei. Er verglich den übellaunigen Meister mit dem „Nestor" in Tiecks Zerbino, der sich über die rauschenden, grünen Bäume ärgere, Tisch, Stuhl und die übrigen Mobilien hingegen anstaune, weil sie doch nützliche Bequemlichkeiten seien. Ein „rohes Anpreisen der Sitte und Sittlichkeit" tadelte er an ihm, eine „bauernstolze Unempfindlichkeit". Und er legt den Instinkthaß dar, der zwischen beiden Epochen bestehen mußte, indem er Fichte „Maßlosigkeit" vorwirft.

Denn Schelling war ein sehr künstlerisches Temperament. Und eine Philosophie der Kunst hat er unternommen, die er zum Schlußstein des ganzen Gewölbes machte. Deshalb ist auch seine Ethik ästhetisch geprägt.

An einer Stelle befreit sich das Bewußtsein. Der Willenstrieb wird zweckthätig. Aber die Sittlichkeit hat es nicht mit einem isolirten Vernunftwesen zu thun. Alle Individuen sind „unzerstörbare Spiegel der objektiven Welt". Das Handeln ist ein fortgesetztes Anschauen. Ohne Bruch, ohne Vergewaltigung läßt Schelling es aus der bewußtlosen Thätigkeit hervorgehen. Die Willensfreiheit ist nichts als die durchgängig determinirte Aeußerung des Naturtriebs. Den Veränderungen der Rechtsordnung gebührt Ehrfurcht, weil sie naturgemäß sind. Auch geschichtsphilosophische Ideen giebt uns Schelling. Die Göttin der Historie ist die Willkür. Sie ist kein Fortschritt in der Sittlichkeit. Auch kaum in der künstlerischen und wissenschaftlichen Kultur. Ueber uns herrscht bewußtlos das Schicksal. In den Ereignissen erfüllt sich das „Absolute, ewig Unbewußte". Wir spielen alle das Drama eines dichtenden Geistes. Bis die religiöse Gewalt der Vorsehung sich vollendet. „Wenn diese Periode zu beginnen werde, wissen wir nicht zu sagen. Aber wenn diese Periode sein wird, dann wird auch Gott sein." So dunkel sind Schellings Sprüche.

Was er über Kunst gesagt hat, ist durchaus romantisch. Die subtilsten Stimmungen der Gruppe hat er ausgedrückt. Nach ihm ist das ästhetische Schaffen bewußt im Durchbilden des Stoffes. Aber bewußtlos in den Zuständen des Schöpferischen. Nun wird, eine Generation nach Kant, die dämonische Genialität proklamirt. „Das Genie ist für die Aesthetik dasselbe, was das Ich für die Philosophie". Es lebt in einer qualvollen Spannung. In Schmerzen wird das Werk geboren, bis es den großen Frieden auslöst. Denn alle Schönheit ist Unendlichkeit, endlich dargestellt. Die Kunst ist, um der Kunst willen da. Aber dieses Prinzip des l'art pour l'art, das hier ein Deutscher verkündet, duldet keine moralische Werthung. Ergreifende

Worte giebt Schelling der Andacht der Romantik: „Die Kunst ist dem Philosophen das höchste, weil sie ihm das Allerheiligste gleichsam öffnet, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung gleichsam in einer Flamme brennt, was in der Natur und Geschichte gesondert ist und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken ewig sich fliehen muß". Und weiter: „Was wir Natur nennen, ist ein Gedicht, das in geheimer, wunderbarer Schrift verschlossen liegt. Durch die Sinnenwelt blickt nur wie durch Worte der Sinn, nur wie durch halbdurchsichtigen Nebel das Land der Phantasie, nach dem wir trachten". So wird die hierarchische Symbolik des Katholizismus verherrlicht. Dante ist der Hohepriester, der große und strenge Geist, der die moderne Kunst einweiht. So wie die Romantiker Calderon ehrten. Michael Angelo und Raffael sind Schellings Lieblinge. Und er preist Goethe liturgisch als den „würdigsten Kenner, dem die Götter die Natur samt der Kunst zum Königreich gaben".

Diese künstlerische Formgebung hat sein System noch inniger durchdrungen, es zu harmonischer Totalität abgeschlossen. So ist Schellings Metaphysik ein absoluter Idealismus. Die Ewigkeit ist nicht die Ursache des Alls, sondern dieses selbst. Hier findet er die Berührung mit der kosmischen Renaissancedichtung des Giordano Bruno. Die ewigen Ideen sind ihm das göttliche Urbild der Dinge. Derselbe esoterische Gottesdienst vereinigt Wahrheit und Schönheit, Philosophie und Kunst. Daß aus dem Ewigen das Endliche heraustritt, daß die Göttlichkeit zeitlich wird und sich vom Absoluten absondert, ist das große Mysterium. Das sichtbare Universum ist die Körperwerdung der Ideen. In den Welt- oder Centralkörpern bilden sie sich am deutlichsten aus. Sie sind beseelte Wesen, „selige Thiere", und in Keplerscher Weise deduzirt Schelling ihre Umlaufbewegungen. In vier Weltgegenden scheidet sich die Welt der Philosophie. Der Materialismus stirbt, weil er das natürliche Prinzip vom göttlichen trennt. Die großen und wahren Formen sind aus der Spekulation verschwunden. In Trunkenheit will Schelling sie erneuern: „Es ist *ein* Verhängnis der Dinge, *ein* Leben, *ein* Tod; nichts schreitet vor dem anderen voraus, es ist nur *eine* Welt, *eine* Pflanze, von der alles, was ist, nur Blätter, Blüten und Früchte, jedes verschieden, nicht dem Wesen, sondern der Stufe nach, *ein* Universum in Ansehung desselben, aber alles herrlich, wahrhaft göttlich und schön, es selbst aber unerzeugt an sich, gleich ewig mit der Einheit selbst, eingeboren, unverwelklich". Und mit einer prunkenden Erhebung der religiösen Kulte, der Mysterien wie des Osiris Leiden und des Adonis Tod, entläßt Schelling die Hörer seines dialogischen Gedichts, weil schon „die sinkende Nacht mahnt und das Licht einsam funkelnder Sterne".

So ist die Philosophie ein Urwissen. Eine esoterische Religion soll die exoterische, populäre ersetzen. Damit ist der Begriff einer christlichen Mythologie gegeben. Immer irrationaler wird Schellings Weltansicht. Das Geheimnis der Darstellung Gottes in der Endlichkeit,

der „ewigen Geburt der Dinge", treibt ihn einer „transzendentalen" Theogonie zu. Die Materie geht nicht mehr aus dem Absoluten stetig hervor. Sie ist durch einen Sprung, einen Abfall der Idee entstanden. Das hat ein Reich gezeitigt, in dem die Naturnotwendigkeit herrscht. Unerklärlich ist dieser Abfall, eine Urthathandlung, die vor Ewigkeiten geschah. Durch eine allmähliche Rückkehr in Gott ist er zu sühnen. Und alte orientalische Märchen werden in Schelling lebendig, indem er das sinnliche Leben als eine Schuld auffaßt, die Strafe und notwendige Läuterung zur Folge hat. Das Ziel der Weltgeschichte ist das Geisterreich, nicht der Fortbestand der individuellen Seele. Die Pforten der Theosophie sind aufgethan.

„Es giebt in der letzten und höchsten Instanz gar kein anderes Sein als Wollen. Wollen ist Ursein", so heißt es bei Schelling. Und noch wirrer schlägt über ihm die Inbrunst zusammen. Jacob Böhme, der Schuster von Görlitz, leiht ihm seine schwere, dunkle Phantastik. Das Böse ist die Natur in Gott, die der Erleuchtung zustrebt, die sich offenbaren möchte, das „Wort der Sehnsucht". Der in Gott gezeugte Gott kämpft mit dem widerstrebenden Eigenwillen der Natur, der Begierden, Lüste, Verderbnis und Krankheit erweckt. Aber der Geist der Liebe überwältigt die Entzweiung von Licht und Finsternis. Dann naht das Reich Gottes. Dann winkt die Verklärung, die das individuelle Absterben, der Tod, vorbereitet. Der göttliche Urgrund oder Ungrund hat sich entäußert, und vorbei sind die Gebrechen des Irdischen, von denen Schelling klagt, „der Schleier der Schwermut, der über die ganze Natur gebreitet ist, die tiefe, unzerstörbare Melancholie des Lebens".

Im Gnostizismus hat der reiche Denker, wenn man eine nachträgliche Wendung abrechnet, sich beruhigt. Damals hatte Kant erklärt, die Poesie gehöre so wenig in die Philosophie wie in die Handlungsbücher. Jetzt war diese zu einer mystischen Suggestion geworden.

Verwandtes.

Schelling hat in einer Anzahl von Jüngern fortgewirkt. In Jena ist der Norweger Henrik Steffens, der bei Goethe und den Romantikern Zugang suchte, von seinen Ideen bestimmt worden.

Steffens, Heinrich. Geb. 2. 5. 1773 zu Stavanger, 1796 naturwissenschaftliche Vorlesungen in Kiel, 1797 nach Jena, Anhänger Schellings, 1800—1802 in Freiberg, 1802 Rückkehr nach Dänemark, 1804 als Professor nach Halle, 1811 nach Breslau. Theilnahme an den Freiheitskriegen. 1831 Ruf nach Berlin. Tod am 13. 2. 1845. Werke: Was ich erlebte, 10 Bde., 1840—1844. Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft 1806. Anthropologie, 2 Bde., 1824. Christliche Reli-

Aber er kommt mehr für die Memoirenlitteratur in Betracht. Daneben haben sich einige zur Naturphilosophie bekannt. Hier ist der Professor Lorenz Oken zu nennen, der in ihrem Sinne eine thierische Entwicklungsgeschichte unternahm. Er meinte, alles animalische oder vegetative Leben sei aus einem Urschleim entstanden. Der Mensch sei das vollkommene Thier, zu dem die vielen verfehlten Gebilde hinanführten. Durch die Natur verwandle sich Gott in die Welt..

Hauptsächlich jedoch hat sich an Schelling die religiöse Spekulation angereiht. In München lebte er mit dem Arzt Franz Baader zusammen, über den Karoline schrieb: „Ein divinatorischer Physiker, einer der herrlichsten Menschen und Köpfe, nicht in Bayern, sondern in Deutschland". Ricarda Huch hat ihn als Zeugen für die romantische Liebe angerufen, für die Idee, daß die geschlechtliche Neigung auf einer magischen Zugehörigkeit, einer Prädestination von Mann und Weib für einander beruhe. So hatte auch Jacob Böhme gesagt: „Alles, was da leibet und lebet, geht aus dieser Androgynenlust hervor. Sie ist die geheime, undurchdringliche, magische Werkstätte alles Lebens, das geheime Ehebett, dessen Rein- und Unbeflecktерhaltung das selige, gesunde, dessen Verunreinigung das unselige, kranke Leben gebiert. Jede lebendige Kreatur an jeder Stufe und Sphäre des Lebens ist, wie die Alten sagten, solarisch und terrestrisch oder siderisch und elementarisch zugleich, und das Sakrament des Lebens wird ihnen allen nur unter diesen zwei Gestalten gereicht". Baader ist phantastisch, aphoristisch, ergeht sich in geheimnisvollen Wortfindungen. Die menschliche Erkenntnis ist ihm eine Mitarbeiterin der göttlichen Vernunft. Im logischen immanenten Lebensprozeß bringt sich die Gottheit selbst aus ihren Nichtoffenbarsein hervor. Im realen, emanenten Über-

gionsphilosophie, 2 Bde., 1839. Litteratur: Tietzen, Zur Erinnerung an H. S. 1871. Petersen, Henrik St., deutsch 1884.

Oken, Lorenz. Geb. 1. 8. 1779 im Badischen, Privatdozent in Göttingen, 1807 außerordentlicher Professor der Medizin in Jena, 1812 ordentlicher Professor, seit 1817 Herausgabe der „Isis", 1819 Verzicht auf die Lehrthätigkeit infolge behördlicher Repressalien, 1827 nach München, 1828 nach Zürich, Tod am 11. 8. 1851. Werke: Lehrbuch der Naturphilosophie, 1808—1811, 3. Aufl. 1843. Litteratur: L. Oken 1880. Güttler, Oken und sein Verhältnis zur modernen Entwicklungslehre 1885.

Baader, Franz. Geb. 27. 3. 1765 in München, als Knabe somnambule Anwandlungen, seit 1781 Studium in Ingolstadt und Wien, Aufenthalt auf der Bergakademie in Freiberg, 1797 Kurfürstlicher Bergrath, Akademie der Wissenschaften, Studium der Naturwissenschaft und Religionsphilosophie, seit 1896 Universitätsvorlesungen in München. Tod am 21. 5. 1841. Werke: Franz von Baaders sämtliche Werke, herausgegeb. von Franz Hoffmann u. anderen, 16 Bde., 1851—60. Litteratur: Von H., Baaders Hauptschüler, rühren her Spekulative Entwicklung der ewigen Selbsterzeugung Gottes, aus B.'s Schriften zusammengetragen 1835. F. v. B. als Begründer der Philosophie d. Zukunft 1836. Die Weltalter, Lichtstrahlen aus seinen Werken 1868. Hamberger, Cardinalpunkte der B.'schen Philosophie

windet sie die Natur, das Prinzip der Selbstheit. Wegen des Sündenfalles ist der Mensch in Raum und Zeit hinausgebannt. Das Heil in Christus giebt ihm Ewigkeit und Seligkeit zurück. Sonst unterliegt er der Läuterung in der zeitlichen Existenz, in Hades und Hölle. Die Materie ist eine Folge des Bösen. Das Erkennen ist unter dem Glauben, der Protestantismus eine revolutionäre Macht. So hätte Heinrich Heine von Baader, so gut wie er es von „Herrn Schelling" that, sagen können, er handlangere in der Jesuitenhöhle, wo Geistesfesseln geschmiedet werden.

Die mystischen Tendenzen im absoluten Idealismus hat auch eine andere, etwas merkwürdige Persönlichkeit aufgegriffen, Friedrich **Krause**, der Philosoph des Pantheismus. Seine Ausdrucksweise ist lehrhaft, überspannt. Durch mühselige Zusammensetzungen hat er sie ganz deutsch erhalten wollen. Einmal redet er von einem „Vereinselbganzinnesein". Das ist bizarr. Man hat ihn bei uns kaum verstanden und unverdient mißachtet, indes er im Ausland, nachdem man ihn ins Französische übersetzte, als originellster Schöpfer angesehen wurde. Er nahm ein Urreich an, das die Zweiheit von Leib und Geist ausgleichen sollte. Die Gottheit ist die Urmacht, die in Urfreiheit auf Natur und Geisterwelt sich äußerte. Durch das Ganze der Natur geht ein einziges Leben. Krause bildet eine eigenthümliche, ungefähr freimaurerische Ethik aus. Das Recht ist der „Gliedbau aller zeitlich freien Lebensbedingnisse, des inneren Selbstlebens Gottes und in und durch selbiges auch des wesensgemäßen Selbstlebens und Vereinslebens aller Wesen in Gott". Dieser Philosoph entwickelt auch eine Geschichtsphilosophie. Die Gegenwart sei die Zeit des Eintritts in die Reife. Das motivirt er mit der Kindlichkeit des Ideologen durch seine eigene wissenschaftliche Arbeit.

1855. K. Ph. Fischer, Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier B.'s, Versuch einer Charakteristik s. Theosophie und ihres Verhältnisses zu den Systemen Schellings und Hegels, Daubs und Schleiermachers, 1865. Lutterbeck, Baaders Lehre vom Weltgebäude 1866. Alex. Jung, Ueber B.'s Dogmatik als Reform der Societäts-Wissenschaft 1868. Runze, Hegel u. Fr. Baader, Vorträge der Philos. Gesellschaft zu Berlin, 1892.

Krause, Christian Friedrich. Geb. 6. 5. 1781 im Altenburgischen, seit 1797 unter Fichte und Schelling Studien in Jena, seit 1814 in Berlin habilitirt. Aufenthalt in Dresden. 1824 Habilitation in Göttingen; durch eine Criminal-Untersuchung verdrängt. 1831 durch Schellings Einfluß auch in München seine Bemühungen vereitelt. Tod 1832. Werke: Grundlage des Naturrechts 1803. Allgem. Philosophie und Anleit. zur Naturphilosophie 1804. System der Sittenlehre 1810, 2. Aufl. 1887. Urbild der Menschheit 1811, 2. Aufl. 1851 rc. Sehr zahlreiche Nachlaßschriften, hrsg. von J. Bernhardi, Lindemann, Röder, Hohlfeld, Wünsche. Litteratur: Hohlfeld, Die Krausesche Philosophie in ihrem geschichtl. Zusammenhange 1879. Von seinen Schülern H. Ahrens, Naturrecht oder Philos. d. Rechts u. d. Staates, 6. Aufl., 1870—71. Tiberghien, Professor in Brüssel, Exposition du système philosophique de Krause 1844. Auch in Spanien bedeutende Wirkungen.

Der vornehmste unter den Religionsphilosophen, die wir auf Schelling beziehen dürfen, ist Schleiermacher. Er gebot über eine feine kritische Befähigung. In vorsichtiger Gerechtigkeit ging er gern allem Ja und Nein aus dem Wege. Er ist ein wenig mild, wässerig. Der sympathische, stille, verwachsene Mann unterhielt eine Freundschaft mit den Romantikern. Bekannt ist, daß er in „vertrauten Briefen" Schlegels Lucinde vertheidigt hat, indem er ihre seelischen Werthe zu bewahren suchte, die Botschaft einer unentweihten, noch nicht vom Verstande in Fleisch und Geist zerlegten Liebe. Im Glauben sah er die Vollendung der Geisteskultur. Dabei lehnte er sich an die mystischen Regungen des Pietismus und der Brüdergemeinde an. Die verschüttete Herzlichkeit der Gottesvorstellung wollte er wiedererwecken, abseits von allem Konfessionalismus, der ihm dafür einmal eine schwere Maßregelung bereitet hat. Er lehnte eine Religion ab, die man für soziale Zwecke benutzen könnte. Die unendliche Macht sollte nicht der „Kurzsichtigkeit menschlicher Aufsicht und den engen Schranken menschlicher Gewalt" zu Hilfe kommen. Das Ordnungsphilisterium hat er, wie Karl Jentsch in einem Zukunftartikel sagt, „mit überlegener Verachtung geschildert". Nicht die Sittenlosen, sondern die „anständigen und praktischen" Menschen unterdrückten das Streben der Seele nach dem Höheren. Er ist der Vertreter eines religiösen Idealismus, ein „liebenswürdiger Spiegel" der ewigen Welt wie der „heilige, verflossene Spinoza", dessen Namen ehrerbietig zu opfern er gebot.

Die theoretischen Fundamente seiner Lebensanschauung hat er in der „Dialektik" entworfen. Der Einheit des Ichs entspricht die Ureinheit Gottes. Sie hebt alle Gegensätze auf. Wir haben kein absolutes Wissen der Gottheit, weil unsre geistigen und natürlichen Funktionen im Widerstreit sind. Aber die Gottesidee ist doch unentbehrlich, obschon unvollziehbar.

Das hängt mit der Orientirung über das Wesen der Religion zusammen, die Schleiermacher schon in seinen „Reden" bietet. Das

Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel. Geb. 21. 11. 1768 in Breslau als Sohn eines Feldpredigers, auf dem Gymnasium der Brüdergemeinde zu Niesky und auf dem Seminar zu Barby erzogen, studirte in Halle Theologie, 1794 Hilfsprediger in Landsberg, 1796 Prediger an der Berliner Charité, 1802 Hofprediger in Stolpe, 1804 außerordentlicher Professor der Theologie in Halle. Freundschaft mit den Schlegels. 1809 Prediger an der Trinitatiskirche in Berlin, 1810 ordentlicher Universitätsprofessor. Seit 1811 Vorlesungen über Dialektik (als Einheit von Logik und Metaphysik). Reden und Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften. 1817 Eintreten für die Unionsbestrebungen. Bedeutender Einfluß als Prediger. Tod am 12. 2. 1834. Werke: 1835—64, Drei Abtheilungen, 1. Zur Theologie, 2. Predigten, 3. Zur Philosophie und vermischte Schriften (I. Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, Monologe, Vertraute Briefe über Lucinde, Gedanken über Universitäten u. s. w. II. Philos. und vermischte Schriften, III. Akademische Reden und Abhandlungen, IV. Geschichte der Philosophie, Dialektik, V. Entwurf eines

religiöse Gefühl ist nur eine Anlage, eine psychologische Thatsache im Menschen. In verschwommenen Allgemeinheiten bleibt diese Theologie. Sie basirt auf dem „Gefühl der schelchthinigen Abhängigkeit". Sie will die Religion nicht in einem „bestimmten Quanto des religiösen Stoffes" suchen. So hat sie wenig mit dem traditionellen Christenthum zu thun. Die „Heilige Schrift" ist ihr nur ein Mausoleum. Sie verzichtet gar auf das Dogma der persönlichen Unsterblichkeit. Von dessen Anhängern sagt Schleiermacher: „Sie wollen nichts sein als sie selbst und sind ängstlich besorgt um ihre Individualität". Die Unsterblichkeit der Religion ist, „mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick".

Auch aus der Gottesidee scheidet dieser Prediger des Pantheismus die mannigfachen Eigenschaften aus, die ihr das populäre Bewußtsein zuschiebt. Den großen Naturzusammenhang kann selbst Gott nicht durch das Wunder stören. Die menschliche Freiheit ist nur eine Entwicklung der einmal angelegten Persönlchkeit.

So eignet dem frommen Fühlen Schleiermachers eine romantische, künstlerische Weihe. Wie eine „heilige Musik" soll Religion das menschliche Thun begleiten. Und diese ästhetische Verfassung äußert sich auch in der Ethik, die er sich geschaffen hat. Wir sind weit ab von Kants moralischem Glauben, „den übel zusammengenähten Bruchstücken von Metaphysik und Moral, die man vernünftiges Christenthum nennt". Kein Wesensunterschied ist zwischen Natur- und Sittengesetz. Die Unsittlichkeit ist nur wie eine krankhafte Mißbildung der Natur, nicht durch ein fremdes Prinzip hineingetragen. Jede gesunde Empfindung ist fromm. Nicht wie in der paulinischen Dogmatik giebt es Gefühle der Ehre und Gefühle der Unehre. „Einzeln müßt ihr nichts betrachten, aber erfreut euch eines jeden an der Stelle, wo es steht". Selbst das Unbedeutendste wird so im Zeichen der Ewigkeit gesehen. Harmonische Ausbildung des Individuums nach seinen Fähigkeiten, die es nicht verachten darf, ist sittlich. Dann wird es zu einem unverlierbaren Abbild des Absoluten.

Schleiermacher hat einen ethischen Schematismus gegeben.

Systems der Sittenlehre, VI. Psychologie, VII. Aesthetik, VIII. Die Lehre vom Staat, IX. Erziehungslehre). L. v. Lancizolle, Ideen, Reflexionen und Betrachtungen aus Sch.'s Werken 1854. Briefwechsel: herausg. von Ldw. Jonas und Wilh. Dilthey (Aus Schleiermachers Leben, in Briefen, 4 Bde., 1858—63). Litteratur: C. Rosenkranz, Kritik der Schl.'schen Glaubenslehre 1836. Dav. Friedr. Strauß in Charakteristiken und Kritiken 1839. Ed. Zeller in Vorträge und Abhandl. I, S. 178—201. Sigwart, Schl. in seinen Beziehungen zum Athenäum, 1861. Wilh. Dilthey, Schl.'s politische Gesinnung und Wirksamkeit (Preuß. Jahrbücher X) 1862. W. Beyschlag, Schl. als politischer Charakter 1860. Schenkel, Schl., ein Charakterbild 1868. Zur Säkularfeier (1868) Festschriften u. a. von Baumgarten, Biedermann, L. Dunker, Nitzsch, A. Ruge, Sigwart. Hauptwerk Dilthey, Leben Schl.'s Bd. I, Berlin 1870. Ritschl, Schl.'s Reden über die Religion 1875. F. Bachmann, Entwicklung der Ethik Schl.'s 1892. O. Kirn, Schleiermacher und die Romantik 1895.

Das höchste Gut ist ihm die Gesamtheit aller Einheiten von Natur und Vernunft. Er ordnet vier sittliche Güter an, Staat, Schule, Universität und Kirche. So faßt er die Wirkungssphären seiner eignen Persönlichkeit. Aehnlich führt er vier Tugenden an, Weisheit, Liebe, Besonnenheit, Beharrlichkeit. Die Pflichten sind Rechts-, Liebes-, Berufs- oder Gewissenspflichten. Ihr allgemeinstes Gesetz lautet: „Handle in jedem Augenblick mit der ganzen sittlichen Kraft und die ganze sittliche Aufgabe anstrebend".

Das ist die Reife, welche die romantischen Ideen in einem der Besten jener Generation erlangten, den der Glaube an Ausgleich und Vervollkommnung beseelte.

Hegel.

In seinen Essays über deutsche Geistesbewegung kündigt Heinrich Heine an: „Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphilosophie zu einem vollendeten System ausbildet, aus ihrer Synthese die ganze Welt der Erscheinungen erklärt, die großen Ideen seiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, sie durch alle Disciplinen durchführt und also wissenschaftlich begründet." Das ist Hegel. Durch ihn erhob sich der Glaube an die Macht des Geistes zu seinen höchsten Ansprüchen. Eine großzügige Systembildung zeichnet ihn aus. Er ist das letzte Wort der nachkantischen Spekulation. Man könnte seine Weltanschauung Begriffsromantik nennen. Sein Temperament bedurfte der strengen Verstandeserkenntnis, die nichts Fragmentarisches bestehen ließ. Im Grunde war er sehr historisch gerichtet. In wenigen Linien wollte er das Kulturganze präcisiren; gewordene Vorstellungen und Institutionen bemühte er sich dem einzufügen. So ist sein Bildungsideal universalistisch. Aber er schnürte die Erscheinungen in die spanischen Stiefel seiner für Nuancen unempfindlichen Logik ein. Er ist trocken, arm an Bildlichkeit, an rhetorischem Schwung. „Wenn die Philosophie ihr Grau in

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. Geb. 27. 8. 1770 in Stuttgart, Tübinger Stift, philosophisches und theologisches Studium, als Hauslehrer von 1793—96 in Bern, von 1797—1800 in Frankfurt, 1800 nach Jena, 1801 Habilitation als Dozent der Philosophie, Gemeinschaft mit Schelling, seit 1804 Arbeit an der „Phänomenologie des Geistes", Entfremdung zwischen Hegel und Schelling, 1806 nach der Schlacht bei Jena Weggang von der Universität, bis 1808 Redaktion der „Bamberger Zeitung", dann Rektor des Aegidiengymnasiums in Nürnberg, wo er die „Wissenschaft der Logik" schreibt, 1876 Professor der Philosophie in Heidelberg, 1818 in Berlin. 1827 Begründung der „Jahrbücher für Wissenschaftliche Kritik". Centrale Stellung. Tod 14. 11. 1831. Werke: Vollständige Ausgabe durch einen Verein

Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden; die Eule der Minerva beginnt erst in der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.“ Diese seine Worte passen auf ihn am besten. Im Grunde war er unkünstlerisch; die Mystik war ihm verschlossen. Nur die „denkende, nicht bloß sinnliche, thierische Betrachtung der Welt“ erkannte er an. Mit stolzer Genugthuung hat Schopenhauer, Hegels grimmigster Hasser, festgestellt, dessen Lieblingsbuch sei „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen,“ ein platter, öder Gouvernantenroman aus dem Tiefstand der deutschen Litteratur.

Hegel ist Schwabe wie seine Freunde Hölderlin und Schelling. Mit einer Art von Bewegung hat er immer über diese Jugendbeziehungen gesprochen. Seine ersten Interessen galten den griechischen Republiken und deren hoher Staatsgesinnung. Dann verfaßte er ein religionskritisches Leben Jesu. Er hielt das Dogma einer objektiven Gottheit für eine Begleitwirkung geschichtlicher Verdorbenheit und beklagte die Vernichtung des freien antiken Bürgerthums, die er dem Siege der christlichen Kirche zur Last legte. Anstatt dessen habe man die moralische Ohnmacht als Tugend eines leidenden Gehorsams proklamirt. Diese Ideen Hegels sind sehr radikal. Auch mit den politischen Zeitfragen hat er sich beschäftigt. Dann wandte er sich ganz der Philosophie zu, in langsamem, stetigem Fortschritt. 1800 zog er nach Jena. Hier nahm er gegen die Prinzipien Fichtes den absoluten Idealismus Schellings an. In akademischer und schriftstellerischer Thätigkeit wirkte er mit dem Freunde. Unterdessen bereitete er still sein eigenes System vor. Goethe machte in seinen Briefen an Schiller auf das zukünftige Genie in Hegel aufmerksam. Logische, naturphilosophische und ethische Untersuchungen füllten ihn aus. Am Abend der Schlacht bei Jena war er mit seiner grundlegenden und weit ausholenden „Phänomenologie des Geistes“ fertig. Als er am nächsten Morgen das Manuskript dem Verleger bringen wollte, wurde er auf der Straße von französischen Soldaten arretirt. Das Werk wurde von der Oeffentlichkeit sehr beachtet. Journalistische und gymnasiale Thätigkeit trugen ihn über die nächsten Jahre hinweg. Endlich wurde er nach Berlin berufen. Ohne seine Lehre litterarisch abzurunden, hat er durch seine Vorlesungen sich die

von Freunden des Verewigten; Bd. 1—19, Berlin 1832 ff. (I. Philosophische Abhandlungen, II. Phänomenologie des Geistes, III—V Wissenschaft der Logik, VI/VII Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, VIII. Grundlinien der Philosophie des Rechts, IX. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, X. Vorlesungen über die Aesthetik, XI/XII. Vorlesungen über die Philosophie der Religion, XIII/XIV. Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, XVI/XVII. Vermischte Schriften, XVIII. Philosophische Propädeutik, XIX. Briefe von und an Hegel). Encyklopädie hrsgeg. von Rosenkranz 1845. „Philos. Bibliothek“ Bd. 30, 1870. Auszüge von Frantz und Hillert (1843). Litteratur: Trendelenburg, Die logische Frage in Hegels System, 1843. H. Ulrici, Ueber Prinz. und Method. der Hegelschen Philosophie 1841.

centrale Stellung in der philosophischen Arbeit verschafft und ist für den preußischen Staat, für die Welt der Ministerialbeamten und Geheimen Räthe, maßgebend geworden. Hinter Akademiestall und Universität hat man ihm dort ein Denkmal gesetzt. Er wurde sehr legitim. Erdmann hat ihn als „Restaurationsphilosophen“ bezeichnet. Hegel hat Epoche gemacht. Eine Schule schloß sich ihm, die alle Wissenschaften und Funktionen sich unterwarf. Aber seltsamer Weise bildete ein linker Flügel seiner Anhänger sensualistische und demokratische Tendenzen aus, indes der rechte orthodox und reaktionär war. So sehr hatte die Intensität seiner Geistigkeit die philosophischen Hoffnungen genährt, daß ihr Verfall die gesamte Spekulation dauernd lähmen mußte. Was im Leben wahr, groß und göttlich sei, das hatte Hegel kund gethan, sei es durch die Idee, und man vertraute den Worten: „Das verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft in sich, welche dem Mute des Erkennens Widerstand leisten könnte, es muß sich vor ihm aufthun und seinen Reichthum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und ihm zum Genusse bringen.“ Oder ein ander Mal: „Die Vernunft ist nicht so machtlos, daß sie unfähig sein sollte, mehr als ein bloßes Ideal oder eine bloße Absicht hervorzubringen, und ihren Platz außerhalb der Wirklichkeit, niemand weiß wo, hätte, als etwas Abgesondertes und Abstraktes im Kopfe gewisser menschlicher Wesen. Sie ist der allgemeine Inbegriff aller Dinge, ihr ganzes Wesen und ihre Wahrheit. Es ist ihr eignes Material, welches sie ihrer eignen Thätigkeit zu verarbeiten giebt.“

Aus diesem Kult des Logischen ist alle Extase verbannt. Hegel hat wie Schelling den Begriff des Absoluten. Aber er mochte nichts von dem „genialen Philosophiren“ des anderen wissen, der doch selbst systematisch hatte sein wollen. Jetzt wird seine Methode als willkürlich und phantastisch verworfen. Das Absolute sei bei ihm wie aus der Pistole geschossen, es werde vorausgesetzt, nicht in seiner Notwendigkeit bewiesen. Schelling spiele mit den zwei Begriffen des Idealen und Realen, so wie ein Maler, der nur rot und grün auf seine Palette habe. Hegel aber will die großen, starren Richtlinien einer Entwickelung des Absoluten geben. Er will zeigen, wie die absolute Vernunft, der Geist an sich, als Geist für sich in die Natur, sein Anderssein, übertritt, und wie er aus diesem Anderssein in sich zurückkehrt. Wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, oder

Th. W. Danzel, Ueber die Aesthetik der Hegelschen Philosophie 1844. Hauptwerke Karl Rosenkranz, Hegels Leben 1844 und R. Haym, Hegel und seine Zeit, Vorlesungen über Entstehung, Wesen und Werth der Hegelschen Philos. 1857. Aloys Schmid, Entwicklungsgeschichte der Hegelschen Logik 1858. Ed. von Hartmann, Ueber die dialektische Methode, historisch-kritische Untersuchungen 1868. M. Schasler, Hegel, populäre Gedanken aus seinen Werken 1870. — A. Foucher de Careil, Hégel et Schopenhauer, Paris 1862. J. H. Stirling, the secret of Hegel, London 1865. Neuere Abhandlungen in französischen und englischen Zeitschriften. Wyneken, G. A. Hegels Kritik Kants 1896.

vielmehr wie eine aufsteigende Spirale. Das war die Selbstbewegung des Begriffs. Damit zog Hegel die Konsequenzen der ganzen früheren Abstraktion. Er nahm also für den Geist drei Stufen an. Danach theilte er die Erkenntnis in Logik, Naturphilosophie und Philosophie des Geistes. Nach ihm geschieht die Entwicklung dadurch, daß der niedere Bewußtseinszustand sich selbst verneint und so zu einer höheren Einheit gelangt. Hier findet die Methode der Widersprüche, der „Dreieinigkeiten“, wie Friedrich Schlegel sie genannt, nach Kants Anregung, nach Fichtes Vorgang ihren Abschluß. Sie drückt die Unruhe aus, die in allem Geistigen ist. Die Hegelsche Gedankenwelt ist der konstruierende Versuch, die höchsten menschlichen Werthe durch die Negativität aus den untersten zu entwickeln. Im Grunde rechtfertigt sie nur die Erfahrung, bei der sie, ohne es einzugestehen, Anleihen macht. Aber sie hat etwas Imposantes.

Die Einleitung zur „Encyklopädie“ giebt die historische Stellung an, die diese Weltanschauung unter den Philosophien sich zuweist. Das erste Verhalten des Gedankens zur Außenwelt ist die Unbefangenheit, welche sich des Gegensatzes des Denkens in und gegen sich noch nicht bewußt ist. Der Empirismus vermag Allgemeinheit und Notwendigkeit nicht zu beweisen. Die kritische Philosophie ist in der Welt der Wahrnehmung haften geblieben; aber ihr Hauptverdienst ist, daß sie das Bewußtsein der absoluten Innerlichkeit, der Unabhängigkeit der Vernunft erweckt hat. Aus diesen Vorstadien hebt sich nun allumfassend eine neue, überragende Epoche, die des unmittelbaren Wissens. Das ist die letzte Philosophie, wie sie Hegels Zuversicht verheißt.

Der erste Theil seines Systems ist die Logik, die Wissenschaft der reinen Idee, der abstrakten Elemente des Denkens. Sie ist die absolute Form der Wahrheit und diese selbst. So fällt sie mit der Metaphysik zusammen. Die logischen Gedanken sind die Bestimmungen des Wesenhaften, der an und für sich seiende Grund von allem. In den endlichen Dingen ist die Uebereinstimmung der Begriffe mit sich selbst getrübt, in Gott allein ist sie wahrhaft. Die logischen Unterscheidungen, die das Denken vornimmt, machen die Vollkommenheit der gegenständlichen Welt aus, wie im Staatsleben die Trennung der obrigkeitlichen Aemter oder die Trennung der organischen Funktionen.

Hier setzt Hegel mit seiner dialektischen Methode ein. Aus einem „subjektiven Schaukelsystem von hin und herüber gehenden Raisonnements“ will er sie zum Prinzip des Geistigen umschaffen. Sie ist ein immanentes Hinausgehen über die einseitige Selbstbeschränkung des Verstandes, die, auf die Spitze getrieben, in ihr Gegentheil umschlägt. Alles Endliche ist dies, „sich selber aufheben“. Ueberall lösen sich vergängliche Werthe ab. Recht wird zu Unrecht, Schmerz zur Freude, Licht zu Dunkel. Aber immer bietet sich ein Positives dar, das die Verneigung unbeschädigt in sich birgt. Dabei ergötzt sich Hegel am Doppelsinn dieses „Aufhebens“. Das Ergebnis ist nie

ein Nichts, sondern ein Ergebnis. Darum drängt die Vernunft zu immer konkreterem Gehalte hin.

Die logische Entwicklung beginnt mit dem reinen Sein. Es ist reiner Gedanke und absolut inhaltsleer. Darum ist es identisch mit dem Nichts; beides sind bodenlose Bestimmungen. Man könnte diesen Einfall Hegels psychologisch an der Gottesvorstellung bestätigen; nach der theologischen Definition ist sie das bloße Sein, nach dem Buddhismus das Nichts. Als weiteres Beispiel führt er selbst das Werden an, das als neuer, höherer Begriff hinzutritt. Dieser Uebergang zwischen Sein und Nichts ist auch dem trivialen Bewußtsein geläufig. Der Anfang ist nicht mehr ein Nichts, sondern schon ein Sein. Es ist verkappter Evolutionismus, wenn Hegel den Gedanken faßt, daß Werden und Vergehen im Dasein zur Ruhe kommen, und daß der Begriff des Seins keinen anderen Sinn habe als den, Werden zu sein. Ohne das Konkrete versinkt dieses ins Abstrakte und Unterschiedslose. Ein ewiger Fluß trägt Begriffe und Dinge, die ja bei Hegel eins sind, dahin. So erneuert sich in der deutschen Philosophie der antike Traum des Herakleitos. Lassalle hat einen solchen Zusammenhang erkannt.

Nicht dürftig ist diese Logik. Sie sehnt sich nach allen Bestimmungen des Lebens und des Geistes. Noch aber hält Hegel sie zurück. Er verharrt in sprödem Intellektualismus. Aus feinen Linien, Mustern und Figuren bildet er ein logisches Schattenreich, in das er die Seelen aller Wirklichkeiten einkerkert. Ganz systematisch schreitet er fort, von einer der vielen Qualitäten, die seine spröde Technik umfängt, zur andern. Jedem Sein giebt er das ihm eigenthümliche „Ansichsein", das es heiligt, und wodurch es sich auf die Unendlichkeit bezieht. Die Existenz ist nur das Aeußere der Wirklichkeit. Sie hat ihren Grund im Wesen, im Innern. Hier ist nichts Momentanes, sondern Sicherheit, spekulative Wahrheit. Im Widerspruch von Materie und Form ist die Existenz Erscheinung.

Ganz begrifflich ist diese Grundlage Hegels. Darum vertieft sich die Lehre vom Begriff zur größten Eindringlichkeit. Er ist die Einheit von Sein und Wesen, „das Freie". Irgendwo sagt der Philosoph: „Nur in seinem Begriffe hat etwas Wirklichkeit; insofern es von seinem Begriffe verschieden ist, hört es auf wirklich zu sein und ist ein Nichtiges; die Seite der Handgreiflichkeit und des sinnlichen Außersichseins gehört dieser nichtigen Seite an." Wieder geht Hegel in drei Stufen vor. Der subjektive Begriff enthält die Momente der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelnheit. Der objektive Begriff durchläuft die Gegensätze Mechanismus, Chemismus und Teleologie oder Zweckmäßigkeit. Diese logische Gruppirung ist sehr durchsichtig, sobald man um die Tendenz des großen Ueberbaues der Hegelschen Philosophie weiß. Auch hier vollendet sich ihm die Entwicklung in einer dritten Stufe, der Idee. Sie ist das Wahre an und für sich, die Einheit von Begriff und Objektivität. Unmittelbar ist sie das Leben. Dann ist sie Erkennen und Wollen. Drittens ist sie die absolute Idee, in der

sich der Begriff selbst erfaßt. So ist er beim letzten Resultat angelangt, das zugleich den Beginn einer neuen Sphäre und Wissenschaft macht. Die Idee entläßt das Moment ihrer Besonderheit frei aus sich. Sie wird zur Natur.

Hier schließt die Logik ab. Manche Durchblicke auf allgemeine Probleme eröffnen sich. Die Welt wird in der Bestimmtheit der denkenden Erkenntnis betrachtet; das ist das Grundmotiv dieses Hegelschen Idealismus. Er proklamiert gegen „Materialismus und moderne Aufklärung" den Fortschritt von einem Daß zum Warum des Seins. Die Idee giebt Natur und Geist einen gemeinschaftlichen Inhalt, wie dies im religiösen Bewußtsein erfaßt ist. Die Einheit von Innerem und Aeußerem ist zu bewahren. „Die großen Männer haben das gewollt, was sie gethan, und das gethan, was sie gewollt haben." So zieht Hegel die Konsequenzen seiner allgegenwärtigen, selbstbewußten Geistigkeit.

Im zweiten Theil seines Systems, der Naturphilosophie, schließt er sich sehr an Schelling an. Aber er hat doch eigenartige Konzeptionen, die er begrifflich ausprägt. Die Natur ist ihm die Idee in der Form des Andersseins. Sie ist das „Allgemeine in seiner eigenen immanenten Notwendigkeit nach der Selbstbestimmung des Begriffs". Man darf sie nicht vergöttern. In der Idee ist sie göttlich, nicht aber in ihrem Sein. Sie ist der „ungelöste Widerspruch". Das sind wieder Accente, wie sie uns Fichte zu hören gab. Hegel spricht von der „Unvernunft der Aeußerlichkeit", der das Leben als natürliche Idee hingegeben sei. Das ist reaktionärer als der theosophischste Schellingsche Irrationalismus. Die Natur zeigt keine Freiheit, sondern Notwendigkeit und Zufälligkeit. „Jede Gestalt für sich entbehrt des Begriffes ihrer selbst". Menschliche Kunstwerke sind den natürlichen Dingen nicht nachzusetzen. Und in Vermessenheit schließt Hegel: „Wenn die geistige Zufälligkeit, die Willkür, bis zum Bösen fortgeht, so ist dies selbst noch ein unendlich Höheres als das gesetzmäßige Wandeln der Gestirne oder als die Unschuld der Pflanze; denn was sich so weit verirrt, ist noch Geist."

Wieder begegnen wir einem System von Stufen. Eine jede geht aus der andern notwendig hervor und ist „die nächste Wahrheit derjenigen, aus welcher sie resultirt". Aber nicht eine natürliche Erzeugung, sondern die treibende Macht der innern Idee, die der Grund der Natur ist, vollzieht die Entwicklung. Nur im Individuum gewinnt der Begriff Existenz und verwandelt sich. „Solcher nebuloser und im Grunde sinnlicher Vorstellungen, wie insbesondere das sogenannte Hervorgehen z. B. der Pflanzen und Thiere aus dem Wasser und dann das Hervorgehen der entwickelteren Thierorganisationen aus den niedrigeren u. s. w. ist, muß sich die denkende Betrachtung entschlagen." Die Idee als Natur ist in der Bestimmung des Auseinander Materie, in der Bestimmung der Besonderheit Physik, in der Bestimmung der Subjektivität Organik.

In den mechanischen Theorien Hegels ist Fremdes und Erzwungenes. Die Gravitation nennt er den „wahrhaften und bestimmten Begriff der Körperlichkeit", der zur Idee realisirt sei. In der Schwere ist die Idee zu einem Leibe entlassen, dessen Glieder die Himmelskörper sind. Das klingt an Schelling an. Das physikalische Leben besteht in der Dialektik einer individuellen Einheit, worin die Elemente und ihre Verschiedenheit gegen einander und gegen ihre Einheit gebunden sind. Was Hegel an Formeln für alle denkbaren physikalischen Vorgänge beibringt, sind geistreiche, aber unerträgliche Verzerrungen. Die Meteorsteine sind ihm das „In-sich-gehen der Individualität". So ideologische Verschrobenheiten berühren sich mit einzelnen Stellen, an denen eine schwere, doch nicht stimmungslose Lyrik durchbricht. So preist Hegel die Nacht als die sich auflösende Gährung und den zerrüttenden Kampf aller Kräfte, zugleich aber als die Mutter und Nahrung von allem. Ihr Schauer läßt das stille Regen und Leben empfinden, das in der Helle des Tages, im „Außersichsein", seine Innerlichkeit einbüßt.

Der Schwerpunkt des Systems liegt in der Organik. Im chemischen Prozeß erreicht die unorganische Natur ihre höchste Höhe und vernichtet damit sich selbst, um als ihre Wahrheit die unendliche Form zu beweisen Hier erst ist die Natur zum Subjekt aufgestiegen, das selbst den Sternen und der Sonne, mögen sie auch individuell sein, fehlte. Hier einen sich alle Gegensätze, Inneres und Aeußeres, Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel. Hier ist das Licht über die Schwere vollkommen Meister. Die Riesenglieder des Sonnensystems sind nur ein Organismus des Mechanismus. Im Leben allein ist Selbstzweck, seine Thatsache ein unbegreifliches Geheimnis. Auch die Idee des Lebens bewegt sich selbst, macht sich zu ihrem „Gegenwurf", entäußert sich in einer objektiven Form, aus der sie allmählich in sich zurückkehrt. So leitet Hegel drei Reiche des Organischen ab. Das Mineralreich ist das „Knochengerüst", der Grund und Boden des Lebens, das Pflanzenreich ist die Stufe der beginnenden Reflexion. Gegenüber Goethes Metamorphose, will der Philosoph, solle man die andere notwendige Seite, die Differenz der Glieder, nicht vergessen. Das animalische Leben ist Subjekt, Seele, das Aetherische, der Begriff, der sich zur höchsten Empfindung des „Sich-in-sich-selbst Findens" erhebt.

Seltsam betrachtet Hegel den thierischen Lebensprozeß. Das Individuum ist von der Gattung umschlossen. „Seine Unangemessenheit zur Allgemeinheit ist seine ursprüngliche Krankheit und angeborne Keim des Todes." Das wäre, modern gefaßt, das biogenetische Grundgesetz. Aber bei Hegel ist die Leugnung des Individuellen nur aus seinem spekulativen Eigensinn geboren. Was jenseits der begrifflichen Schranken liegt, sind ihm „mittlere und schlechte Gebilde". Er wird beleidigend gegen die Natur, wenn er sagt, ihre Ohnmacht setze der Philosophie Grenzen, und es sei „das Ungehörigste,

von dem Begriffe zu verlangen, er solle dergleichen Zufälligkeiten begreifen".

Das dritte Reich ist das der höheren Geistigkeit. In den drei Stufen des subjektiven, objektiven und absoluten Geistes geht ihre Bewegung vor sich. In das erste Moment verlegt Hegel etwas wie eine Entwicklungspsychologie. Er beginnt mit der Empfindung, der Form des dumpfen Webens des Geistes. In dieser Trägheit schlummert bereits der ganze geistige Gehalt, der nachher in der Vernunft heraustritt. Aber er lehnt die Berufung auf dieses Unterbewußte ab. Das Denken nennt er das Eigenste, wodurch sich der Mensch vom Vieh unterscheide. Das sinnliche Wissen des Unmittelbaren oder Seienden ist ihm die abstrakteste, ärmste Wahrheit. So setzt sich dieser Rationalismus in einer rationalen Ethik fort. Das sittliche Bewußtsein ist dem Menschen immanent. In der sich selbst bestimmenden Freiheit einen sich Denken und Wollen.

Unter objektiver Geistigkeit versteht Hegel die Ideologie des sozialen Lebens. Der zweckthätige Wille schafft sich eine Welt von geistigen Werthen, ein System, das als anerkannte Macht sich im Gesetze ausbaut. Die Rechtsnormen sind dasselbe, was, auf den subjektiven Willen bezogen, Pflichten, in der Gewohnheit Sitten heißt. Auch Hegel ergeht sich in rechtsphilosophischen Ausdeutungen der bestehenden Ordnung. Das Dasein, das die Persönlichkeit ihrer Freiheit giebt, ist die Eigenthumssphäre. Wird das Recht im Unrecht verneint, so setzt das Zwangsrecht der Strafe ein. Durch diese Verneinung des nichtigen Unrechts stellt sich die Rechtswirklichkeit in ihrer Notwendigkeit wieder her. Der besondere Wille des Verbrechers wird aufgehoben. Gegenüber der „positiven Rechtswissenschaft neuerer Zeit" betont er, es komme nicht bloß auf den Verstand, sondern auf den Begriff an. Also eine Auffällige Wendung gegen soziale Empirie. Er sieht in diesen modernen Theorien eine Mißachtung der objektiven Gerechtigkeit und eine einseitige Hervorhebung der subjektiven Seite des Verbrechens, vermischt mit „trivialen Vorstellungen von den Reizen und der Stärke sinnlicher Triebfedern gegen die Vernunft, vom psychologischen Zwang und Einwirkung auf die Vorstellung". Die Wiedervergeltung ist nicht unmoralisch; denn nicht eine Person, sondern der Begriff führt sie aus. Das vergleicht Hegel mit der Erweckung der schlafenden Eumeniden.

Dem formalen Recht schließt sich die höhere Stufe der Moralität an. Der Wille bestimmt sich selbst als Gewissen. Dieser Vernunftsittlichkeit ist alle Flugfreudigkeit der Romantik genommen, und deren Prinzipien werden als „moralischer Betrug" gezeichnet. Die Subjektivität vermag nicht das Böse zum Guten zu kehren. Nicht Gefühl, Vorstellen, Belieben des Individuums entscheidet. Die romantische Ironie, so etwa legt Hegel dar, habe noch die subjektive Eitelkeit hinzugethan, „sich selbst als diese Eitelkeit alles Inhalts zu wissen und in diesem Wissen sich als das Absolute zu wissen". Aber es scheint ihm möglich, daß diese absolute Selbstgefälligkeit nicht ein



einsamer Gottesdienst des Ich bleiben, sondern etwa auch eine Gemeinde bilden könne.

Von der Moralität hebt sich, mit der Steigerung in immer reinere Formen, die Hegel gern durchführt, die Sittlichkeit ab im Sinne der „sittlichen Substanzen“ Familie, Gesellschaft und Staat. Und als Interpret dieser Gemeinschaften ist der Philosoph reich an bedeutsamen logischen Formulirungen. Die Familie, als „unmittelbare Substantialität des Geistes“, beruht ihm auf der Liebe, dem „ungeheuersten Widerspruch“, den der Verstand nicht lösen könne. Die geschlechtliche Naturhaftigkeit wandelt sich zu selbstbewußter Geistigkeit um. Aus der rechtlich-sittlichen Liebe ist das Vergängliche und Subjektive geschwunden. Die natürliche Leidenschaft ist der Ehe untergeordnet und darf sie nicht zerstören. Auch der Geschlechtsunterschied wird so zu einem intellektuellen und sittlichen. Das männliche Prinzip ist mächtig und bethätigend, das Selbstbewußtsein des begreifenden Gedankens und das Wollen des objektiven Endzwecks, das weibliche hingegen passiv und subjektiv, das Wissen und Wollen des Substanziellen in der Form der konkreten Einzelnheit und der Empfindung. Die Lebensgebiete des Mannes sind Staat, Wissenschaft, äußere Arbeit, die Stätte des Weibes die Familie. Der Mann entspricht dem Thier, das Weib der Pflanze. So symbolisirt Hegel die Gesellschaft des bürgerlichen Berlins.

Aber vor allem ist er Staatsphilosoph. Ihre Wirklichkeit läßt er die sittliche Idee im Staate erfahren. Der ist das an und für sich Vernünftige, absoluter, unbewegter Selbstzweck, der göttliche Wille als gegenwärtiger, in die Welt entfalteter Geist, die Architektonik der Vernünftigkeit. Hier ist Hegel zum Offiziösen des Ministeriums Altenstein geworden. Hier hat er seinem Satze: „Alles Wirkliche ist vernünftig“ den konkretesten Inhalt geliehen. Er will die Idee des Staates suchen, das Inwendige, den Begriff. Darum schließt er die historische Betrachtung aus. Er plaidirt gegen alle revolutionären Tendenzen, gegen die willkürliche Vereinigung der Einzelnen im Staate mit ihren Folgerungen, die „das an und für sich seiende Göttliche und dessen absolute Autorität und Majestät“ zerstört hätten. So faßt er zusammen: „Zur Gewalt gediehen, haben diese Abstraktionen wohl einerseits das, seit wir vom Menschengeschlechte wissen, erste ungeheure Schauspiel hervorgebracht, die Verfassung eines großen wirklichen Staates mit Umsturz alles Bestehenden und Gegebenen nun ganz von vorne und vom Gedanken anzufangen und ihr das bloß Vernünftige zur Basis geben zu wollen, andrerseits, weil es nur ideenlose Abstraktionen sind, haben sie den Versuch zur fürchterlichsten und grellsten Begebenheit gemacht“. Der „Haß des Gesetzes“ ist ihm das Kennzeichen des Fanatismus, des Schwachsinns und einer Heuchelei guter Absichten.

Das Staatsideal, das Hegel empfiehlt, hat nichts Aufregendes. Er legitimirt nur die Formen des Konstitutionalismus mit fürstlicher Gewalt. Sie sind ihm das „Werk der neueren Welt“, der Abschluß

der Vertiefung des Geistes in sich, der wahrhaften Gestaltung des sittlichen Lebens. Aenderungen der Verfassung sind nur auf gesetzlichem Wege möglich; denn, obgleich in der Zeit hervorgegangen, ist diese nichts Gemachtes, sondern das schlechthin an und für sich Seiende, das Göttliche und Beharrende. Der Monarch hat vermöge seiner von der Willkür unbewegten Idee der objektiven Seite des Gesetzes das subjektive „Ich will" hinzuzufügen. Ihm allein steht das Begnadigungsrecht als eine Verwirklichung der Macht des Geistes zu. Er ist über alle Verantwortung erhaben; doch unterliegen seine Rathgeber einer solchen. Hegels Parlamentarismus geht nicht über den Plan einer Ständeversammlung hinaus. Die hatte schon der dritte Friedrich Wilhelm seinen preußischen Unterthanen versprechen müssen. Und der Philosoph der Berliner Universität ist sehr loyal. Er läßt einen Ideenunterschied zwischen den zwei Ständen; der Adel vertritt die natürliche Sittlichkeit, die auf Familienzusammenhang und Grundbesitzt, das Bürgertum die bewegliche Seite der Gesellschaft. Das sind die preußischen Ideale dieser metaphysischen Politik, die den Anspruch ewiger Geltung erhebt.

Interessant sind Hegels Versuche einer Philosophie der Geschichte. Gerade hier spricht sich sein ideologisches Entwicklungsprinzip am nachhaltigsten aus. Ein überreiches Aufgebot von Empirie deutet er nach seinem logischen Schematismus. Die römische Welt, der sich die moderne entringt, ist für ihn die Verwirklichung des Wortes von der Schicksalstragödie der politischen Gewalt, das Napoleon zu Goethe sprach. Die abstrakte Allgemeinheit wird errichtet, die konkrete Individualität geknechtet und damit der Grund einer großen Trauer und Unseligkeit des Geistes gelegt, der in seine Innerlichkeit zurückgetrieben wird. So entsteht der Boden für eine neue, höhere Geistigkeit, die die entgötterte Wirklichkeit verläßt. Als schöpferische Macht wird das Subjekt gesetzt, dem das Wesen der göttlichen und menschlichen Natur identisch ist. Im Bewußtsein dieser Einheit findet es unendliche Beruhigung und absolute Versöhnung. Das Christenthum bricht durch. Aber die fromme Gesinnung darf nicht „in sich hineinwüten", die Irdischkeit als wertlos verneinen, muß vielmehr die Idee des Geistes in die geistige unmittelbare Gegenwart einbilden. Dies ist die Aufgabe, die neue Völker, die germanischen, vollenden. Aus der anfänglichen Zurückgezogenheit in die innerliche Abstraktion wendet sich der Geist dem Ganzen der Kultur zu, er bricht die subjektive Willkür. In der Reformation geht die verklärende Sonne auf. Das unmittelbare Verhältnis des Menschen zum Geist wird festgelegt. So ist die Weltgeschichte die Entwicklung des Begriffs der Freiheit. Nur mit dem Glanze dieser Idee, so meint Hegel, habe es die Geschichtsphilosophie zu thun; dem Reize, Glück und Blüthe der Völker, die Schönheit der individuellen Charaktere näher zu schildern, müsse sie entsagen. Die abstrakten Mächte einer nur geringen Epoche einzelner Rassen zu bestimmen, reichten seine Projekte vielleicht aus. Aber jede kleinste Thatsache überführte sie selbst bei einer ideologischen Generation als

Irrthum. Eine Theodicee wollte er geben. Dieses Unterfangen mußte sich rächen.

Im absoluten Geiste gipfelt Hegels Idealismus. Den differenzirtesten Kulturwerthen gab er diesen Namen. Zunächst der Kunst. Die Schönheit der Natur wird aus dem Geiste geboren und wiedergeboren. Hier geht die unendliche Idee in die Form der begrenzten sinnlichen Erscheinung ein. Seit Kant hat sich das ästhetische Leben vertieft. Das ist auch in Hegels Nüchternheit zu merken. Die Romantik ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er protestirt gegen die Ansicht, als gehöre die Kunst mehr dem Erschlaffen, der „Nachlassung" des Geistes, nicht seinen substanziellen Interessen an, als sei sie minder einzuschätzen, weil sie nur Täuschung und Schein hervorrufe, weil sie regellos der gesetzlichen Betrachtung der Wissenschaft sich entziehe. Dementgegen hebt der Philosoph die freie Würde der Kunst in ihrem Zweck und in ihren Mitteln hervor. Er weist darauf hin, daß gerade in Kunstwerken die Völker ihre gehaltvollsten Vorstellungen ausgesprochen hätten, daß die schöne Kunst oft allein der Schlüssel zum Verständnis ihrer Weisheit und Religion sei. Der Schein sei selbst dem Wesen wesentlich. Die Fackeldistel, die in den Wildnissen der südlichen Wälder nur eine Nacht blühe, könne verwelken, ohne bewundert zu werden. Die Kunst aber müsse in unserer Seele und unserem Geist nachklingen.

Aus dieser Geistigkeit ergiebt sich für Hegel eine begriffliche Höherentwicklung in den Gestaltungen der Kunst. Die allgemeine Idee, das Ideal des Schönen, stellt seine Angemessenheit zu seinem an und für sich seienden Inhalt dar. So wird die äußere Erscheinung eine Enthüllung des Geistes. Der ideale Charakter der Kunst ist eine heitere Ruhe und Wesenhaftigkeit, wie sie im antiken Drama lebt, und Hegel kritisirt die Romantik, insofern sie das Bewußtsein der Dissonanz, der Zerrissenheit des Innern aufweise und bei peinvollen und scheußlichen Eindrücken stehen bleibe. Auch sei sie in ihrer bloßen „Sehnsüchtigkeit des Gemütes" und Haltlosigkeit innerlich unkünstlerisch im Vergleich zu jenem Ideal. Die Kunst des heroischen Zeitalters ist ihm die substantielle Einheit des Individuums mit dem Ganzen, jedoch in den hohen menschlichen Motiven, nicht in der „idyllischen Einfachheit und Wohlbehaglichkeit eines guten Kaffees im Freien". In der romantischen Kunst erfaßt sich die Idee des Schönen als der absolute und für sich selber freie Geist. Sie hebt die klassische Vereinigung von Innerlichkeit und Erscheinung auf, überschreitet sie und flüchtet in sich selbst zurück. Den Gegensatz, der im Absoluten begründet ist, arbeitet sie bis zur Tiefe hinein und söhnt ihn aus. So ist sie die positive Ergänzung der satirischen Kunst der verfallenden römischen Welt, die dem Dasein zürnt und widerspricht. Der romantischen Erhebung des Geistes zu sich ist eine musikalische und lyrische Stimmung angemessen. Aber Hegel ahnt die Ablösung des Mystischen und Phantastischen, der dantesken Schauer und des aben-

teuerlichen Romans, durch die bürgerliche Erziehung des Individuums zur Wirklichkeit.

Daran schließt sich die Philosophie der Religion, der Vorstellung des Geistes, der sich seines Wesens bewußt ist. Auch ihr versucht Hegel eine begriffsmäßig aufsteigende Entwicklung. Die absolute Religion sieht Gott in seiner ewigen, schöpferischen Selbstoffenbarung an. Sie ist die Religion der Wahrheit und Freiheit. Im Reich des Vaters, so umschreibt der Philosoph die christliche Mythologie, bestimmt sich die ewige Idee. Sie entläßt dies Besondere als Freies zum Reiche des Sohnes und kehrt aus der Erscheinung in das Reich des Geistes zurück.

In der Philosophie der Philosophie endlich, ihrer höchsten Sphäre, betrachtet die Hegelsche Weltanschauung die höchste Form der Wahrheit, die sich denkende Idee, die sich begreifende Vernunft. Dem entschlossensten Systematiker der deutschen Metaphysik ist die ganze frühere Gedankenbewegung nur ein Aufwärtsringen zu ihm. Jedes Moment des Denkens beläßt er in seinem relativen Werth. Er selbst aber nimmt für sich die konkreteste Erkenntnis in Anspruch, die alle Vorstadien in sich aufgenommen habe. Sie ist die universelle Wahrheit.

Hegel hatte als Prinzip der philosophischen Bewegung das dialektische Umschlagen ins Gegentheil hervorgehoben. Das sollte sich an ihm selbst bewähren. Wenn es ihm feststand, daß für den Gedanken keine Möglichkeit mehr offen bleibe, so mußte von dieser höchsten Stufe aus der tiefste Niedergang sich ergeben.

Kritische Metaphysik.

Bevor wir uns der geschichtlichen Weiterbildung zukehren, müssen wir bei einer philosophischen Richtung verweilen, die weniger als das Folgende von der künftigen Enttäuschung berührt worden ist und in ihrer bescheidenen und sorgsamen Arbeit die Grundlagen einer seelischen Erfahrungswissenschaft bereitet hat. Ihr gebührt das Verdienst, den Geist, der dem Hochmut der begrifflichen Erkenntnis verfallen war, in sein angestammtes Gebiet zurückgeführt, ihm Schärfe und Bestimmtheit wiedergegeben zu haben. Fruchtbar ist diese Arbeit erst für die neuere Epoche geworden, doch um mancher Gründe willen, die ihre Verwandtschaft mit den Fichte und Schelling beweisen, gehören jene Forscher in die nunmehr von uns erreichte Phase im Zusammenhang der Jahrhundertphilosophie.

Herbart, Johann Friedrich. Geb. 4. 5. 1776 zu Oldenburg, kommt im Alter von 18 Jahren nach der Universität Jena, Einfluß Fichtes, 1798 Hauslehrer in Bern, 1802 Habilitation zu Göttingen, 1805 außerordentliche Professur, 1809



Der Königsberger und Göttinger Professor **Herbart**, ein Schüler Fichtes und vertrauter Freund Pestalozzis, war lange Zeit unbeachtet und ist erst spät durch die Bemühungen seiner Schüler zur Geltung gegenüber der von ihm bekämpften Modephilosophie gelangt. In unmittelbarem Zurückgreifen auf Kant suchte er die Philosophie zu einer Begriffswissenschaft zu machen. Die Spekulation sollte die in der allgemeinen Erfahrung oder den einzelnen Disziplinen gegebenen Begriffe bearbeiteten, ausgleichen und umgestalten. So trat eine formale Logik in den Vordergrund. Herbart war sich bewußt, daß in den einfachsten Vorstellungen, mit denen wir operiren, die größten Widersprüche seien. Sein logisches Temperament lehnte sich gegen diese Feststellung auf. Er wollte die Begriffe von allem Widerspruch befreien, um zum Sein zu dringen. Darum setzte er die widerspruchsvolle sinnliche Empfindung zum Schein herab.

Weil er aber nach Widerspruchslosigkeit begehrte, konnte er für dieses wahre Sein keine Einheit annehmen, ohne die Mannigfaltigkeit der Dinge abzuleugnen. Die wahre Welt wurde ihm so zu einer Vielheit einfacher Wesen, einfacher Qualitäten. Sie sind die Realen, die wir nie erfahren, und die sich nie verändern. Alle Veränderung geschieht vielmehr dadurch, daß sie mit einander in Beziehung treten. Ein eigentliches Geschehen giebt es nicht. Das Werden bleibt dem Innersten der Dinge fremd. Es ist nur eine zufällige Ansicht, die genau genommen bloß im betrachtenden Bewußtsein ihre Stätte hat. Alle unsre Vorstellungen von den Dingen sind Verhältnisvorstellungen.

Diese logische Weltanschauung versuchte Herbart in den beiden Gebieten der Psychologie und Naturphilosophie. Die Seele ist ein einfaches unräumliches Wesen, keine Anzahl gesonderter „Vermögen". Sie ist punktuell. Alle ihre Erscheinungen sind gesetzliche Verknüpfungen einfacher Vorgänge. Ihre einzige Grundfunktion ist die Vorstellung. Damit erwidert sie die den einfachen realen Wesen der nächsten Umgebung als Störung sich übertragende Affektion der Sinne. Da aber alle Vorstellungen beharren, auch wenn der Anlaß, der sie zum Leben rief, verschwunden ist, so hemmen sie sich. Während eine einzige Vorstellung die ganze Energie des Bewußtseins beansprucht, büßen die übrigen in verschiedenen Graden an Intensität ein, und zwar wird so viel von ihnen unbewußt, als die Intensität von ihnen allen mit Ausnahme der stärksten beträgt. So bietet sich für Herbart die Möglichkeit, diese Hemmungssumme mathematisch zu berechnen.

ordentlicher Professor der Philosophie zu Königsberg, Leitung des von ihm gegründeten pädagogischen Seminars, 1833 Rückkehr nach Göttingen. Tod 14. 8. 1841. **Werke:** Herausgeg. von G. Hartenstein, 12 Bde., 1850—52 (1893 als 13. Bd. Nachträge und Ergänzungen). Sämtliche Werke in chronologischer Reihenfolge herausgegeb. von Karl Kehrbach. 9. Bd. 1897 Pädagogische Schriften, Ausgabe von Otto Willmann, 2 Bde., 1873 und 75, und in der Biblioth. pädagog. Classiker, 2 Bde., 1877. **Litteratur:** F. A. Lange, Grundlegung der mathematischen Psychologie, ein Versuch zur Nach-

Er will einen psychologischen Mechanismus von wissenschaftlicher Notwendigkeit feststellen. Hat die Vorstellung eine gewisse Intensität, so wird sie bewußt. Wird ihre Intensität aufgehoben, so ist sie nur noch ein Streben, vorzustellen. Die tiefste Grenze, an welcher eine Vorstellung noch bewußt werden kann, nennt Herbart die „Schwelle" des Bewußtseins, den Werth, bei dem sie gerade auf diese Schwelle herabgedrückt wird, den Schwellenwerth. Jede Vorstellung, die, von der Hemmung befreit, ins Bewußtsein zurückkehrt, will die anderen, unvollkommeneren Vorstellungen, mit denen sie verbunden war, heraufholen. Sie winkt ihnen zu. So könnte man Herbarts mathematisches Verfahren versinnlichen. Und die anderen kommen, nicht gleichmäßig, sondern in bestimmter Ordnung. Durch solche abgestufte Verschmelzungen ist das Gedächtnis, sind die Formen Raum und Zeit in uns entstanden. Herbart deutet alle seelischen „Vermögen" als „hypostasirte Klassenbegriffe von psychischen Erscheinungen". Er müht sich, Verstand, Vernunft, inneren Sinn, Gefühle zu erklären. Weicht von einer Vorstellung die Hemmung, mit der eine entgegengesetzte sie beschwert hat, so tritt sie hervor. Bis dahin war sie Begehren oder Trieb. Die Willensfreiheit ist, deterministisch, die gesicherte Herrschaft der stärksten Vorstellungsmassen. So wird auch sie der psychologischen Statik und Mechanik, als die Herbarts Seelenlehre sich bezeichnet, unterthänig.

Aus dieser Fassung des Willensproblems ist ihm eine in nachhaltigen Einflüssen wirksame Pädagogik erwachsen, die es unternahm, den seelischen Prozeß nach den beabsichtigten Zwecken zu leiten.

Als Gegenstand der Ethik bestimmte er die unwillkürlichen Geschmacksurtheile über Willensverhältnisse. Ihre Ideen gliederte er auf solche Weise den ästhetischen ein. Er suchte hierbei nach einfachen, reinen, der subjektiven Bewerthung entzogenen Verhältnissen, aus denen das Komplizirtere sich ableiten ließe. Fünf Ideen unterschied er, die im Sinne Kants eine Regulative für die individuelle und gesellschaftliche Sittlichkeit darstellen sollten, die Idee der inneren Freiheit, die Idee der Vollkommenheit, die Idee des Wohlwollens, die Idee des Rechts und die Idee der Vergeltung. Erst in ihrer konkreten Anwendung werden diese Ideen zu Tugenden und Pflichten. Sie sind die „sittlichen Güter" der Gesellschaft. Herbart zählt die Ideen der Rechtsgesellschaft, des Lohnsystems, des Verwaltungssystems und des Kultursystems auf. Die Rechtsbestimmungen der staatlichen Ord-

weisung der fundamentalen Fehler bei Herbart und Drobisch 1865. Wyneken, Das Naturgesetz der Seele 1869. Drobisch, Ueber die Fortbildung der Philosophie durch Herbart, 1876. R. Zimmermann, Perioden in H.'s philosophischem Geistesgang 1877. F. Capesius, Die Metaphysik Herbarts in ihrer Entwicklungsgeschichte und ihrer historischen Stellung 1878. G. F. Stout, The Herbartian Psychology 1888. G. Dumdey, H.'s Verhältnis zur englischen Associationspsychologie 1890. Bulkley, Einfluß Pestalozzis auf Herbart 1897.

nung sind minderwerthig gegenüber Sitte, Wohlwollen und Bildung. So urtheilt Herbarts blasse, wurzellose Ethik.

Seine Naturphilosophie fügte sich der Empirie, deren Ergebnissen sie logische Anordnung sucht. Zugleich aber offenbart sie die Unzulänglichkeit dieser ganz abstrakten Weltanschauung. Aus der Zweckmäßigkeit der Organismen rechtfertigt sie die Annahme einer göttlichen Intelligenz. Herbarts Philosophie ist also nebenher theologisch, in schlimmen Anklängen an Kant. Mit den Prädikaten der Weisheit, Heiligkeit, Macht, Liebe und Gerechtigkeit stattet sie die Gottesvorstellung aus. Rudolf Steiner hat über sie gesagt: „Bei Herbart hat man es mit einem fest in sich gefügten Gedankensystem zu thun, das durch seine solide Struktur Vertrauen einflößt. Man kann es ablehnen. Nimmt man es aber an, dann wird man es auch in seiner ursprünglichen Gestalt annehmen müssen. Denn das Individuelle, das Persönliche, das zwingt sein eigenes Selbst dem fremden Selbst gegenüberzustellen: dieses fehlt gerade".

Neben dieser kritischen Metaphysik findet sich eine nur psychologische Richtung, die durch anthropologische Untersuchungen die Erkenntnis in ihren Schranken halten wollte. Begonnen hat diese Richtung mit Fries, einem Herrnhuter Zögling, der als Basis des Philosophirens eine auf innerer Erfahrung beruhende Psychologie ansah. Die Erkenntnis komme in einem gedächtnismäßigen unteren und einem logischen oberen Gedankenlauf zu stande. Sie versage gegenüber der seelischen Innerlichkeit. Hier ist das wahre, ewige Wesen der Dinge nur im Glauben gegeben. Die Ideen des Absoluten sind Gegenstände unsres selbstgewissen Gefühls. Zwischen Glauben und Wissen vermittelt die Ahnung, eine ästhetisch-religiöse Betrachtung. Diese Gedanken haben einige Verbreitung gewonnen.

Am konsequentesten wurde die Friessche Anregung durchgeführt durch den Berliner Beneke. Er verselbständigte die Psychologie als Naturwissenschaft des inneren Sinnes. Im Selbstbe-

Fries, Jacob Friedrich. Geb. 1773 in Barby, Zögling der Brüdergemeinde, 1801 Privatdozent der Philosophie in Jena, 1804 Professor, 1805 ordentlicher Professor der Philosophie und Elementarmathematik in Heidelberg, 1816 Professor der theoretischen Philosophie in Jena. Wegen seiner Theilnahme am Wartburgfest 1819 vom Lehramt suspendirt, doch 1824 zum Professor der Physik und Mathematik ernannt, seit 1825 wieder philosophische Vorlesungen. Tod 1843. Werke: Reinhold, Fichte und Schelling 1803. Philosophische Rechtslehre 1803. System der Philosophie als evidente Wissenschaft 1804. Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft 1807, 2. Aufl. 1828—31, 3 Bde. System der Logik 1811, 3. Aufl. 1837. Handbuch der praktischen Philosophie 1817—32, 2 Bde. Handbuch der psychischen Anthropologie 1820—21. Mathematische Naturphilosophie 1822. Julius und Evagoras, 1822, 2 Bde., Lehren der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung 1823. System der Metaphysik 1824. Geschichte der Philosophie, 2 Bde., 1837—40.

Beneke, Friedrich Eduard. Geb. 11. 2. 1798 in Berlin, starb 1856 an ungewissem Tag durch Selbstmord im Charlottenburger Schiffskanal. Theilnahme am

wußtsein haben wir volle Wahrheit. Alle psychischen Thatsachen sind durch vier elementare Vorgänge, vier „Grundprozesse“ zu erklären. Neue Vermögen fügen sich der Seele fortwährend an. Dadurch wird sie nach der Erschöpfung wieder neuen Verbrauches fähig. Alle psychischen Gebilde verwandeln sich in eine Spur oder Anlage, die bei neuer Reizung wieder Gebilde werden kann. Das Begehren oder Unlustgefühl wird durch eine zu schwache Reizung verursacht. Das deutliche Wahrnehmen glückt, wenn der Reiz genügt, das Lustgefühl, wenn ein Ueberschuß sich einstellt.

Alle „Kräfte und Vermögen der ausgebildeten Seele bestehen aus den Spuren der früher erregten Gebilde“. Das ist der Hauptsatz des Benekeschen Psychologismus, der Grundgedanke der Pädagogik, die er entwickelt hat. Auch eine eigene Theorie der Sittlichkeit rührt von ihm her.

Nach dieser Unterbrechung fahren wir bei den Wirkungen der Hegelschen Philosophie fort.

II.

Sensualismus und Materialismus.

Hegelianer.

Die deutschen Gebildeten haben Hegel geglaubt, daß seine Philosophie die höchste sei. Sie kam ganz primitiven geistigen Instinkten entgegen. Eine Erkenntnis, die das Absolute giebt, ist sehr verläßlich, eine Welt der begrifflichen Eindeutigkeit bequemer als eine Welt der Nuancen. Jetzt konnte man die dürftigsten Kulturverhältnisse in ehrfurchtgebietende Worte kleiden, ihnen Farbe und Konturen nehmen, die ihre sehr natürliche Vergänglichkeit erwiesen hätten. Die abstrakte Idee, die Hegel selbst in einem Briefe an Goethe als „austernhaft, grau oder ganz schwarz“ bezeichnet hatte, durchdrang nun

Krieg 1815. 1820 Habilitation als Privatdozent. Wegen „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ gemaßregelt. 1824 Privatdozent in Göttingen. 1827 Rückkehr nach Berlin. 1832 nach Hegels Tod ordentlicher Professor der Philosophie. Werke: Sämtl. Schriften, verzeichnet von J. G. Dreßler im Anhang zur 4. Aufl. von Benekes Lehrbuch der Psychologie (1877). Litteratur: L. Noack, Beneke und s. psychologischen Forschungen (Psyche, 2, 1859, S. 129—150, 5, 1862, S. 125—137). Ad. Weber, Kritik der Psychologie von Beneke 1872. G. Raue, Die neue Seelenlehre B.'s nach methodischen Grundsätzen in einfach entwickelnder Weise 1847 (Dreßlersche Ausgabe 1876). Th. Kühn, Die Sittenlehre B.'s 1892. Friedrich, Joh., J. F. Beneke 1898. Gramzow, Benekes Leben und Philosophie 1899.

alle Debatten. Sombart hat die Adepten, die im Laboratorium des Meisters saßen, eine „Schaar von dünnbeinigen Wagnern“ genannt. Sie eigneten sich Hegels schwerflüssige Sprache an. Auch die reaktionären Tagesrichtungen im Religiösen, Politischen, Wirthschaftlichen benutzten sie. In dieser Stickluft verkümmerte das Leben. Der legitimistischen Doktrin wurde in Preußen durch ministeriellen Erlaß eine Monopolstellung eingeräumt. Alles Fremde wurde als „oberflächliche und seichte“ Afterphilosophie gebrandmarkt. Beneke fiel dem zum Opfer. Sogar die Kirchlichen kamen wieder hervor. Mit Hegels Zustimmung bemühte sich eine Anzahl protestantischer Theologen die konfessionellen Dogmen in den Geist des begrifflichen Idealismus zu transponiren. Darunter waren **Daub** und **Marheineke**. Die Geheimnisse Gottes und seiner Menschwerdung sollten philosophische Wahrheiten sein. Also ein Rückfall in schlimmsten Rationalismus. Dagegen lehnte sich eine ganze Schule von Religionsphilosophen auf. Sie wollten die Persönlichkeit Gottes wahren. So entfernten sie sich von Hegel, den ihr religiöses Bedürfnis als allzu abstrakt empfand.

Die Mittellinie hielt eine wissenschaftliche Bewegung ein, der das deutsche gemäßigte Bürgertum seine Bildung verdankt. Sie umfaßt die namhaftesten Vertreter der „unparteiischen“ geistigen Arbeit, die sich von Extravaganzen gern abschließt und sehr historisch gestimmt ist, doch die Unerschrockenheit des Psychologen nicht hat. Ihr Wissenschaftsideal ist etwas konstruiert. Mit Gründlichkeit werden die Probleme der Geistesgeschichte untersucht, ohne daß der Umständlichkeit ein seelisch unmittelbares Ergebnis entspräche, weil die letzten Voraussetzungen dieser Forscher keine selbsterworbenen sind, sondern idealistisch die bestehenden geistigen Allgemeinheiten als absolute Werthe hingenommen werden. Nicht allein die Philosophen sind auf solche oder ähnliche Art von Hegel beeinflußt. Auch die Autoritäten angrenzender Betriebe. Doch seien hier nur die „Philosophen von Fach“ angeführt. Aus einer ersten Generation sind die **Karl Rosenkranz**,

Daub, Karl. Geb. 1765 in Kassel, 1791 Dozent in Marburg, 1794 Lehrer der Philosophie in Hanau, 1795 ordentlicher Professor der Theologie in Heidelberg, wo er 1836 stirbt. Werke: Lehrbuch der Katechetik (kantisch beeinflußt) 1801. Theologumena 1806 und Einleitung in das Studium der Dogmatik 1810 (Einwirkung Schellings). Judas Ischariot oder Betrachtungen über das Böse im Verhältnis zum Guten, 2 Thle., 1816—1818. Von Hegel bestimmt die Dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens 1833. Sammlung der Vorlesungen, 4 Bde., 1838—44. Litteratur: Rosenkranz, Erinnerungen an K. D. 1837, Strauß, Charakteristiken und Kritiken 2. Aufl. 1844.

Marheineke, Philipp Konrad. Geb. 1. 5. 1780 in Hildesheim, 1805 Universitätsprediger und außerordentlicher Professor in Erlangen, 1809 ordentlicher Professor in Heidelberg, 1811 in Berlin, zugleich Prediger der Dreifaltigkeitskirche. Tod 1846. Werke: Grundlehren der christlichen Dogmatik 1819, 1827 umgearbeitet. Entwurf der praktischen Theologie 1837.

Erdmann oder Michelet auszuzeichnen, von Neueren Kuno Fischer und Eduard Zeller, die Geschichtsschreiber der Philosophie. Auch der prächtige Friedrich Theodor Vischer hat hier seinen Platz. Seine groß angelegte Aesthetik bestimmt das Schöne als die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Darin weist sie auf Hegel. Doch lebensvoller als die begrifflichen Abschnitte der Paragraphen sind

Rosenkranz, Karl. Geb. 23. 4. 1805 in Magdeburg, 1831 außerordentlicher, 1833 ordentlicher Philosophieprofessor in Königsberg, nur 1848 vortragender Rath im Kultusministerium zu Berlin, gest. 1879 in Königsberg. Werke: Naturreligion 1831, Kritik der Schleiermacherschen Glaubenslehre 1836, Psychologie od. Wissenschaft vom subjektiven Geist 1837, Krit. Erläuterungen des Hegelschen Systems 1840, Ueber Schelling 1842, System der Wissenschaft 1850, Meine Reform der Hegelschen Philosophie 1852, Wissenschaft der logischen Idee, 2 Bde., 1858/59. Hegels Naturphilosophie 1868, Leben Hegels 1844. Außerdem Aesthetisches. Litteratur: Quäbicker, Karl R. 1879.

Erdmann, Johann Eduard. Geb. 1805 in Livland, 1829—1832 Pfarrer daselbst, 1834 Philosophiedozent in Berlin, 1836 Professor in Halle, wo er 1892 starb. Werke: Vorlesungen über Glauben und Wissen 1837. Leib und Seele 1837. Natur oder Schöpfung? 1840. Grundriß der Psychologie 1840, 5. Aufl. 1873. Psychologische Briefe 1851, 7. Aufl. 1897. Grundriß der Logik und Metaphysik 1841, 5. Aufl. 1875. Philos. Vorlesungen über den Staat 1851. Litteratur: Benno Erdmann, J. E. E., Philosophische Monatshefte 29, 1893, S. 219—227.

Michelet, Carl Ludwig. Geb. 1801 in Berlin, seit 1829 Professor der Philosophie daselbst, starb 1893. Werke: System der philosophischen Moral 1828. Anthropologie und Psychologie 1840. Naturrecht oder Rechtsphilosophie, 2 Bde., 1866. Das System der Philosophie als exakter Wissenschaft, 5 Bde., 1876—1887 (Logik, Naturphilosophie, Geistesphilosophie, Philosophie der Geschichte). Litteratur: E. H. Schmidt, Michelet oder das Geheimnis der Hegelschen Dialektik 1888.

Fischer, Ernst Kuno Berthold. Geb. 1824 zu Sondewalde in Schlesien, 1850 Habilitation für Philosophie in Heidelberg, 1853 vom Ministerium die venia legendi entzogen, 1856 Berufung als Professor nach Jena, seit 1871 in Heidelberg. Werke: Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre 1852. Diotima 1849. Schriften über Schiller, Lessing, Goethe. 3 Bde. Philosophische Schriften 1891/92. — Gesch. d. Philos. 8 Bde. 1897—1900. Literatur: H. Falkenheim, K. F. und die literarhistorische Methode 1892. Wilhelm Windelband, K. F. und sein Kant 1897.

Zeller, Eduard. Geb. 1814 in Württemberg, 1840 Privatdozent der Theologie in Tübingen, 1847 Professor der Theologie in Bern, 1849 in Marburg, wo er in die philosophische Fakultät versetzt wurde, 1862 Professor der Philosophie in Heidelberg, 1872 zu Berlin, jetzt emeritirt. Werke: Philosophie der Griechen, 1. Aufl. 1844—52, 3 Bde. Vorträge und Abhandlungen 1865, 2. Sammlung 1877, 3. 1884. Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz 1872, 2. Aufl. 1875. Staat und Kirche 1873. David Friedr. Strauß 1874.

Vischer, Friedrich Theodor. Geb. 1807 in Ludwigsburg, 1833 Repetent am theologischen Seminar in Tübingen, 1837 Professor der Philosophie daselbst, 1848 gemäßigtes Mitglied der Nationalversammlung, 1855 Professor am Polytechnikum in Zürich, seit 1866 Professor der Aesthetik und deutschen Litteratur an der Universität

ihre essayistischen Darbietungen. So hat Vischer selbst es verstanden. „Mein System“, so sagt er, „arbeitet so streng auf eine Kunst hin, die nur aus dem wahrhaft Wirklichen, aus dem Quell der Natur, aus dem echten Lebensgehalte schöpft, daß es der thätigen Erfindung beinahe keinen Raum zu lassen scheint.... Das Tiefere, die prinzipielle Ableitung, Begründung der Wissenschaft des Schönen muß sich schon auf diesem ersten Schritt (der Berufung des ästhetischen Genusses) sofort finden, und es ist daher kein Grund, sich vor einem so schlichten, empirischen Anfang zu scheuen“.

In dritter Linie, und das ist das Bedeutsamste, ging von Hegel ein philosophischer Radikalismus aus. Zwar war das Wirkliche vernünftig. Dann aber mußte es mit Notwendigkeit unvernünftig werden, um einer höheren Einheit Platz machen. Die deutsche Jugend wollte nicht glauben, daß die dialektische Entwicklung sehr unmotivirt mit einem Male stocken sollte. Gerade nach dem Unruhigen, Flackernden, das nun dem Geiste verliehen war, griff sie begierig. Georg Brandes hat uns geschildert, wie damals über dem mittleren Europa die Reaktion brütete, und wie seit der Stiftung der Heiligen Allianz die Regierungen einen Verfolgungskrieg gegen den Liberalismus begannen. Er meint, daß nicht nur die Macht der Idee, die Hegel verkündete, ihn den Neuerern sympathisch machte, sondern gewisse Tendenzen seiner Frühzeit, deren kosmopolitische Gesinnung, wenn er Napoleon als „Weltseele“ verehrte, oder der hellenistische Haß gegen das Christenthum, den seine Tübinger Arbeiten offenbarten. Aber das ist sicher inferior. Ausgemacht ist, daß die vorzüglichsten Denker der deutschen Demokratie sich im Zusammenhang mit ihm gefühlt haben.

In gemeinsamem Wirken haben, um sich nachher reaktionär und kirchlich zu wenden, die Brüder Bruno und Edgar Bauer den

zu Tübingen und am Polytechnikum in Stuttgart, starb 1887. Werke: Ueber das Erhabene und Komische 1837. Kritische Gänge, 1—6, 1844—73. Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen (I. Metaphysik des Schönen, II. Die Kunst, III. Die Künste) 1846—57. Hochbedeutsam der Roman Auch Einer 1879, 3. Aufl. 1884. Vorträge für das deutsche Volk, I. Reihe, 2. Aufl. 1898. Litteratur: Ilse Frapan, Vischer-Erinnerungen 1889. Theod. Ziegler, F. Th. Vischer 1893.

Bauer, Bruno. Geb. 9. 9. 1809 im Altenburgischen, 1834 Lizentiat der Theologie an der Berliner Universität, 1839 Privatdozent an der Universität Bonn, die Erlaubnis zum Ertheilen der Vorlesungen wird ihm 1842 entzogen, in Berlin die Verteidigungsschrift „Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit“, wissenschaftliche und journalistische Thätigkeit, zuletzt in den Diensten der preußischen Reaktion, gest. 13. 4. 1882 in Rixdorf. Werke: Hegels Lehre von Religion und Kunst (anonym) 1842. Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes 1840, der Synoptiker 1841—42. Philo, Strauß, Renan und das Urchristentum 1874. Historische Schriften.

Bauer, Edgar. Geb. 1. 10. 1890 zu Charlottenburg, theologisches und juristisches Studium, Journalist. Gemeinschaftliche Thätigkeit mit dem Bruder. Die

Standpunkt der reinen Kritik vertreten. Diese war ihnen „einerseits die letzte That einer bestimmten Philosophie, welche sich darin von einer positiven Bestimmtheit, die ihre wahre Allgemeinheit noch beschränkt, befreien muß, und darum andererseits die Voraussetzung, ohne welche sie sich nicht zur letzten Allgemeinheit des Selbstbewußtseins erheben kann." So entsteht auf Grund veränderter sozialer Gesamtlage eine neue, gegen die Hegelschen Werthe protestirende Geistigkeit, die aber gleichfalls zu einem absoluten Zwange wird. „Der Mensch ist nun erst gefunden", so lautet Bruno Bauers Glaube. Viel später wird man auch diese Weltanschauung von unten aufwühlen. Sie ist die des radikalen Bürgertums. Moral und Religion im autoritären Sinne werden abgelehnt. Aber das soll nicht Atheismus heißen. Als Haupt einer kritischen Theologie hat der Tübinger Professor **Baur** die antike Naturreligion wie die Mythologie des ersten Christenthums historisch zu erklären versucht. Das politische Selbstbewußtsein der Demokratie hat Christian **Kapp** als den „zu sich selbst gekommenen Begriff" formuliert. In logischer Gliederung sollten die früheren Stufen der Weltgeschichte dem vorangehen. Auch die litterarische Generation des jungen Deutschlands, der Gutzkow und Laube, lernte an Hegel. In ihrem Sinne und mit seinem Formalismus versuchte der Aesthetiker Theodor **Mundt** die „Idee der Schönheit und des Kunstwerks" zu entfalten. Vorkämpfer der energischsten Junghegelianer war Arnold **Ruge**, der Publizist und internationale

konfiszirte Schrift „Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat" trägt ihm 4 Jahre Festung ein. Nach der Haftentlassung (1848) Publizist in Altona, vorübergehend in London. Wurde allmählich zum Verteidiger der orthodoxen Kirchlichkeit und des Welfenthums. Er starb am 18. 8. 1886 zu Hannover. Werke: Historische und politische Tagesschriften. Die Ehe 1848, später Die Wahrheit über die Internationale 1872. Kapital und Kapitalmacht 1884 u. 1888.

Baur, Ferdinand Christian. Geb. 1792 bei Cannstatt, seit 1896 Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte in Tübingen, bis zu seinem Tode im Jahre 1860. Werke: Symbolik und Mythologie, 2 Bde., 1824 u. 25. Die christliche Gnosis oder die christl. Religionsphilosophie in ihrer Geschichtl. Entwicklung 1835. Die christliche Lehre von der Versöhnung 1838 und andere dogmengeschichtliche sowie kirchengeschichtliche Arbeiten (Untersuchungen über das Urchristenthum).

Kapp, Christian. Geb. 1790 in Bayreuth, 1822—36 außerordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen, 1840—44 ordentlicher Professor in Heidelberg, gest. daselbst 1874. Werke: Christus und die Weltgeschichte 1823. Ueber den Ursprung der Menschen und Völker 1829. Schelling und die Offenbarung 1843. Briefwechsel mit Feuerbach, veröffentlicht 1876. Litteratur: Feuerbach (anonym), Dr. Chr. K. und seine litterarischen Leistungen 1839.

Mundt, Theodor. Geb. 1808 zu Potsdam, erst 1842, seiner jungdeutschen Tendenzen wegen, als Privatdozent in Berlin zugelassen, 1848 Professor der allgemeinen Litteratur und Geschichte in Breslau, 1850 Professor und Universitätsbibliothekar in Berlin, wo er 1861 stirbt. Sozialistische, politische, litterarische Schriften, Romane und Reisebilder.



Agitator, Herausgeber der „Halleschen Jahrbücher". Die politische Unfreiheit wollte er aus der Geisteswelt schaffen. Neben ästhetischen Schriften hat er eine Autobiographie gegeben. In der Religion wollte er die Schleiermachersche Gottinnigkeit, gegen die er heftig polemisirte, durch eine Hervorhebung des Natürlichen im Christenthum ablösen. So wagte er es, wie er parodirte, ein „Schleierlüfter" zu sein. Nicht als geringstes Verdienst hat er die geschichtsphilosophische Betrachtung durch die Uebertragung des Buckleschen Werkes über die „Geschichte der Civilisation" aus Hegelscher Verstiegenheit zurückgeführt.

Noch ein anderer sozialer Repräsentant, vorgeschrittener als die genannten, ist Anhänger des Philosophen gewesen. „Sind diese geistigen Heroen", so fragte Ferdinand Lassalle mit Bezug auf die deutschen Metaphysiker, „wirklich nur wie ein Zug von Kranichen über unseren Häuptern dahingerauscht?" Er setzte die Phantasmen des griechischen Herakleitos in Parallele mit Hegel, und wie er jenen deutete, so faßte er diesen auf, er habe „Ruhe und Stillstand aus der Welt verbannt, die ihm nur absolute Bewegung gewesen". Er entnahm Hegel die Ueberschätzung des Ideellen. Aus dem großen Gefüge der Geistesentwicklung wollte er mit Notwendigkeit die Lebensformen der Gesellschaft ableiten. So sprach er von einer „Idee des Arbeiterstandes", die dem bürgerlichen Staate die höhere Synthese geben werde. In seinen Untersuchungen über das Recht hat er sich

Ruge, Arnold. Geb. 13. 9. 1802 auf Rügen, für seine Theilnahme an der Burschenschaft 6 Jahre in Kolberg festgesetzt, 1832 Dozent an der Universität Halle, 1837 mit Echtermeyer Gründung der „Halleschen", später „deutschen Jahrbücher", die 1843 unterdrückt wurden, Aufenthalt in Paris und in der Schweiz, 1848 im Parlament, nach Berlin und Dresden, in London Bildung eines europäisch-demokratischen Comités mit Ledru-Rollin; Mazzini u. a., schied bei Kossuths Eintritt aus, lebte seit 1850 in Brighton, starb 1880. Werke: Die Platonische Aesthetik 1832. Neue Vorschule der Aesthetik 1837. 4. Bd. der Autobiographie Ruges Aus früherer Zeit 1867 (enthält die Geschichte der Philosophie von Thales bis zur Unterdrückung der Jahrbücher). Reden über die Religion, ihr Entstehen und Vergehen, an die Gebildeten unter ihren Verehrern (gegen Schleiermacher) 1869. A. R. Briefw. u. Tagebuchbl. 1825—80, 2 Bde. 1886. Litteratur: Wilh. Bolin, Ludw. Feuerbach (s. u.), Kapitel über Ruge.

Lassalle, Ferdinand. Geb. 11. 4. 1895 als Sohn eines Seidenhändlers in Breslau, Leipziger Handelsschule, die er 1841 heimlich verläßt, studirt in Breslau und Berlin Philosophie, Philologie und Archäologie, Beziehungen zu Böckh, A. v. Humboldt, 1844 Aufenthalt in Paris, 1845 in Deutschland Bekanntschaft mit der Gräfin Hatzfeld, deren Prozesse er führt. Seit 1848 politische Agitation. Verurteilung in Düsseldorf. Seit 1857 in Berlin. Aufregende politische Thätigkeit inmitten schriftstellerischer Produktion. 1863 Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. 28. 8. 1864 Tod im Duell. Werke: Reden und Schriften, 3 Bde., 1891—1894, herausgeg. von Ed. Bernstein. Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesus, 2 Bde., 1858. Das System der erworbenen Rechte, eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie, 1860, 2 Bde., 2. Aufl. 1880). Fichtes politisches

von Hegel emanzipirt. Die logischen Kategorien wandeln sich ihm zu ökonomischen und historischen. Aber er wurde ein Freier und Befreier durch den unvermeidlichen Jakobinischen Hauch", den nach seinen Worten gegen Stahl, den hegelianischen Konservativen, jeder der „modernen Philosophie" Nahende auch wider Willen von ihr empfing.

Feuerbach, Knapp und Strauß.

Auguste Comte, der Begründer des französischen Positivismus, hat in seiner Geschichtseintheilung drei Menschheitsepochen unterschieden, die theologische, die methaphysische und die wissenschaftliche. Nach der Julirevolution traten einige europäische Völker in ein neues Stadium ein. Die Gesellschaft unterlag der wirthschaftlichen Umwälzung, die zum Kapitalismus führte. Schon 1822 war es jenem scharfsinnigen Gelehrten klar, daß nun an die Stelle der militärischen eine industrielle Regierung treten müsse. Subtiler sind die Nuancen, in denen sich die ideelle Erneuerung vollzieht. Nach den Anmaßungen der spekulativen Vernunft, die schließlich so unendlich trivial geworden waren, appellirte man an den bon sens, an das Ganze der menschlichen Natur. Die positive Wissenschaft wird in ihre Rechte eingesetzt. Die wissenschaftlichen Sprecher des Bürgerthums, nicht eine Kaste von Priestern und Metaphysikern sollen die soziale Erkenntnis liefern.

In Frankreich hat sich diese Bewegung am deutlichsten herausgehoben. Sie hat, weil der Charakter der Rasse dazu eminent veranlagt war, Generationen beeinflußt. Aber auch in Deutschland und aus den Bedingungen des deutschen Geisteslebens heraus ist sie mit selbständigem Mute unternommen worden. Hier ist Ludwig Feuerbach ihr nahmhafter Bekenner. Sein historisches Bewußtsein ist recht dasselbe wie das Comtes. Mit der gleichen Dreitheilung sagt er: „Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke". Das ist nur eine Fassung

Vermächtnis und die neueste Gegenwart (Demokratische Studien 1860). Die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes 1862. Ueber den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes 1862. Die Wissenschaft und die Arbeiter 1863. Litteratur: J. B. Meyer, Fichte, Lassalle und der Socialismus 1878. Monographie von Georg Brandes (neueste Barsdorfsche Ausgabe 1900).

Feuerbach, Ludwig. Als Sohn des Criminalisten Anselm F. am 28. 7. 1804 zu Landshut geboren, studirte in Heidelberg Theologie, bis ihn Daub für Hegel gewann, 1824 in Berlin dessen Hörer, völlige Hinwendung zur Philosophie, 1828 Privatdozent in Erlangen, privatisirte in dürftigen Verhältnissen seit 1836 im Dorfe Bruckberg bei Ansbach, seit 1860 auf dem Rechenberg bei Nürnberg, starb daselbst

der populären Ideen, die damals im Schwange waren, aber doch eine originale Fassung.

Sie ist von der Zeit mit Enthusiasmus empfangen worden. Ueber Feuerbachs „Wesen des Christenthums" hat der Sozialist Friedrich Engels geschrieben: „Man muß die befreiende Wirkung dieses Buches erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Die Begeisterung war allgemein. Wir waren alle momentan Feuerbachianer". Doch hat der Philosoph nicht die Größe, die neuerdings Uebereifer für ihn beansprucht hat. Er ist der Ideologie niemals ganz los geworden. Friedrich Albert Lange hat seine Persönlichkeit gekennzeichnet, indem er ihm „eine ernste, strebsame Natur, mehr Charakter als Geist und Lebendigkeit" zusprach. Seine schriftstellerische Begabung geht nicht über ein beträchtliches Mittelmaß hinaus, seine dichterischen Fähigkeiten sind von einer etwas langweiligen Dialektik gehemmt. Aber alle, die mit ihm in Verkehr traten, bewunderten den reinen, an seinen Problemen selbstlos und rastlos arbeitenden Menschen. Er machte dadurch Epoche, daß er sich von der „prekären Funktion", wie Hegel das in einer Anwandlung von staatsbeamtlichen Berufsabsichten genannt hat, „Philosophie an einer Universität zu dozieren", im Prinzip lossagte. Er war kein Mann der Oeffentlichkeit. In sein Dorf Bruckberg hat er sich zurückgezogen, und die innigste Freundschaft, die er hatte, war die mit dem österreichischen Bauernphilosophen Konrad Deubler. „Ich werde mich", so lautet seine unmoderne Beichte, „nie mit dem Städteleben versöhnen. Von Zeit zu Zeit in die Stadt zu ziehen, um zu lehren, das halte ich, nach den Eindrücken, die ich bereits hier hervorgebracht habe, für gut, ja für meine Pflicht; aber dann muß ich wieder zurück in die ländliche Einsamkeit, um hier im Schoße der Natur zu studieren und auszuruhen". Seine Thätigkeit hat im Vergleich zu anderen, robusteren Temperamenten seiner Richtung etwas Dozentenhaftes. Er war kein Politiker. Dazu fehlte ihm der Sinn für das Oekonomische, Zwingende und der wenig schamhafte Glaube des Proselytenmachers. An Heinrich Heine könnte man bei seinem Satze denken: „In Ermangelung einer Aussicht ins Jenseits kann ich im Diesseits, im Jammerthal der deutschen, ja europäischen Politik überhaupt, nur dadurch mich bei Leben und Verstand erhalten, daß ich die Gegenwart zu einem Gegenstande aristophani-

am 13. 9. 1872. Ueber seine Freundschaft mit Konrad Deubler s. die Veröffentlichung von Dodel-Port (1886). W e r k e: Als Habilitationsschrift De ratione una, universali, infinita 1828. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit (anonym) 1830. Geschichte der neueren Philosophie von Bacon bis Spinoza 1833. Darstellung, Entwicklung und Kritik der leibnizischen Philosophie 1837. Pierre Bayle 1838, 2. Aufl. Theogonie nach den Quellen des classischen, hebräischen und christlichen Alterthums 1844. Ueber Philosophie und Christentum in Beziehung auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit 1839. Das Wesen des Christenthums 1841. Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie 1842. Grundsätze der Philosophie der Zukunft 1843. Das Wesen der Religion 1845, 2. Aufl. 1849.

schen Gelächters mache". Aber dieses helle, frohe Lachen hatte er nicht. Dürftige Verhältnisse schleppten ihn am Boden dahin, und Lebensarmut verspürten die in ihm, welche im heißen, brausenden Leben standen. Dem Frankfurter Demokratencongreß des Revolutionsjahres wohnte er nur mit passivem Interesse bei, sodaß der radikale böhmische Dichter Alfred Meißner sich wunderte, „daß dieser Mann, dessen Geist alles umfasse, sich darauf steife, immer Kritik der Religion zu schreiben". Heidelberger Vorträge waren damals seine einzige Aeußerung. Auch ihn hat der brutale Druck der Reaktion gelähmt. Europa war ihm ein Gefängnis, und er empfand sich als Märtyrer der Wahrheit. Früh wurde er von den Meinungshändlern vergessen.

In seiner inneren Entwicklung ist auch er von Hegels Proklamation der Macht des Geistes aufgerüttelt worden. Seinem Vater, dem Criminalisten Anselm Feuerbach, schrieb er, wie viel ihm die „Wissenschaft des Begriffes" sei, der an ihm selbst alle Wahrheit und Realität sei und nichts gelten und bestehen lasse als sich. Aber diese schulgerecht Hegelsche Weltanschauung wurde bei ihm zu einer heftigen, revolutionären Schwärmerei: „Ich will", so gelobt er, „die Natur an mein Herz drücken, vor deren Tiefen der feige Theolog zurückbebt, deren Sinn der Physiker mißdeutet, deren Erlösung allein der Philosoph vollendet". Von dieser Hingabe hat er sich losgesagt. Dem ganzen Menschenthum drängte es ihm zu, und er wurde sich bewußt, daß es in den abstrakten Wissenschaften verstümmelt werde, in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis aber mit „all seinen Kräften und Sinnen" enthalten sei. Leidenschaftlich lehnte er die idealistische Spekulation ab. Bis er sich in seinem Entwurf einer „Philosophie der Zukunft" zur Führerschaft einer neuen, sensualistisch und bald materialistisch gesinnten Epoche durchrang.

Der Zersetzungsprozeß, der so an der Hegelschen Systematik sich vollzog, begann mit der Frage nach dem Recht des Individuellen. Dort war es als etwas „Unangemessenes" den großen objektiven Vernunftzusammenhängen untergeordnet worden. Der junge Dozent Feuerbach wurde davon angeregt. In seinem Erstlingswerk „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" deutete er die starre Begrifflichkeit des Philosophen in einen nicht stimmungslosen Menschheitsglauben um. Mit starkem Proteste rührte er an die Grundlage der theologischen Lebenswerthung. Er behauptete, daß die individuelle

1857. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit 1866. Sämtliche Werke, 10. Bd., 1846 bis 1866. Litteratur: Karl Grün, L. Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung, 2 Bde., 1874. A. Rau, L. F.'s Philosophie, die Naturforschung und die philosophische Kritik der Gegenwart 1882. C. N. Starcke, L. Feuerbach 1885. Wilh. Bolin, Universitätsprofessor in Helsingfors, L. Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen mit Benutzung ungedruckten Materials (darin die Kapitel über nächste Anhängerschaft, Jünger und Gleichgesinnte) 1891. Kronenberg, Moderne Philosophen (darin Charakteristik) 189[illegible]

Unsterblichkeit zwar seelischen Bedürfnissen des Einzelnen entgegenkomme, doch von der Erkenntnis zu leugnen sei. Der natürliche Tod ist unentrinnbares Schicksal; er löst das Dasein völlig auf. Aber aus dieser veränderten Ansicht erwuchs eine neue, kraftbewußte Religion des Diesseits. War einmal die Endlichkeit unserer Existenz zur Ueberzeugungssache geworden, die widerstrebenden Ansprüche in uns verwunden, war einmal der hinfällige, schädliche, verjährte Wahn, unsre Persönlichkeit reiche über das Grab hinaus, zerstört, so hieß es nunmehr, ein neues Glück sich zu erbauen. Die Erde pries Feuerbach als „das Gebiet, von welchem keines der ihr zugehörigen Lebewesen jemals entlassen werden kann". Genau so hat er einmal seine Aufgabe formulirt, er wolle die Jugend „aus Gottesfreunden zu Menschenfreunden, aus Gläubigen zu Denkern, aus Betern zu Arbeitern, aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus Christen, welche ihrem eigenen Bekenntnis und Geständnis zufolge halb Thier, halb Engel sind, zu Menschen, zu ganzen Menschen machen".

Aber, und das ist das Entscheidende, wodurch diese radikale Ideologie zum feindlichen Prinzip für eine moderne relativistische Weltanschauung geworden ist, die neuen Diesseitswerthe werden zu ewigen Inhalten erhoben. Die neuen sozialen Bedingungen werden als absolut, als wesenhaft der Discussion entrückt. „Die Ethik ist an und für sich eine göttliche Macht", hat Feuerbach es späterhin gefaßt. Man will ein Leben ohne Jenseits, aber mit einer festen, verläßlichen Sittlichkeit, ohne Metaphysik, aber mit sehr viel Moral. Das ist das Dogma des Liberalismus, das bei Feuerbach noch selbständiges philosophisches Pathos hat.

Der Atheismus ist sein Gehalt. Aber der radikale Denker verhüllt dies zunächst mit spinozistischer Andacht. Den niederländischen Rationalisten hat er in einer „Geschichte der neueren Philosophie", die er danach unternahm, hoch gefeiert. In der aus dieser Reihe wichtigsten „Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnizschen Philosophie" tritt die Wendung offen hervor. Mit der Wucht seines Lebensgefühls opponirt er gegen eine gealterte, fade, leere Religiosität. In seiner Schrift über Pierre Bayle, den Skeptiker des französischen siebzehnten Jahrhunderts, greift er die Theologie an. Wenn sie sich wissenschaftlich geberde, so sei das ein Mißbrauch. Ihr Fundament sei das sinnlose Wunder. Der Philosoph hingegen strebe nach der Natur der Sache, nach Vernunft und der in dieser beschlossenen Gesetzmäßigkeit. Der forschende Geist dürfe nicht durch dogmatische Verbote in seiner Bewegung gehemmt werden.

So muß Feuerbach aufs neue gegen Widrigkeiten polemisiren, die schon das Zeitalter eines Voltaire aus den europäischen Ideen entfernt zu haben schien. Dieselben Erörterungen füllen sein Buch über „Philosophie und Christenthum" aus. Aber es zeigt uns, wie seine Stellung zu Hegel sich modifizirt. Kurz zuvor war er ihm noch Autorität. Er habe zum Heil für die freie Wissenschaft die Mystik eines Schelling aus dem Wege geräumt. Durch Ernst und strengen Wahr-

heitssinn habe er das geistige Prinzip verteidigt. Doch Feuerbach verwahrt sich dagegen, daß eine bestimmte Erscheinung der Philosophiegeschichte ihre spekulative Verkörperung, ihr definitiver Abschluß sein solle. Jetzt sind seine Einwände präziser, energischer, grollender. Der Gotesidee müsse jeder zweideutige mystische Nimbus genommen werden. Sie sei nichts als der Gattungsbegriff der Menschheit. Der Staatsphilosoph habe die Dogmatik gerettet. Seine Ideen seien nur eine Umschreibung des kirchlichen Apparats. Wahrheit soll nun an ihre Stelle treten. Daraus wird dann Feuerbachs machtvolle „Kritik der Hegelschen Philosophie“. Sie ist das Trennungswort zwischen zwei Epochen.

Der Renegat wird nicht ungerecht. Er gesteht, daß die gegnerische Systematik ästhetische Anordnung, ein Ebenmaß aller Theile, also formale Vorzüge, besitze. Sie sei ein „Muster des wissenschaftlichen Kunstsinnes“. Aber als ihr Grundfehler wurde nun ausgesprochen, daß sie nicht die Gedanken aus den Dingen nehme, sondern diese durch die sich entwickelnde Vernunft erzeugen wolle. Hegels Idealismus sei eine „rationelle Mystik“, welche die unverträglichen Elemente des Rätselhaften und des Vernunftklaren verquicke und hohe Werthe der Erkenntnis preisgebe. In Feuerbachs Aufzeichnungen, wie Bolin sie veröffentlicht hat, ist diese Kritik ergänzt. „Ich gebe“, so heißt es hier, „der Natur nicht wie Hegel eine sekundäre, negative, sondern primäre, positive, ursprüngliche Bedeutung, während Hegel sie zu einem vom begrifflichen Weltdenken der Logik abgeleiteten Appendix macht“. Die Sonderung von Sein und Nichtsein sei eine Zerreißung des Lebensganzen, „in dem wir leben und mit anderen Wesen sind.“

Zum maßgebenden Werk sind diese Ansätze ausgestaltet im „Wesen des Christenthums“. Es ist zum mindesten das, was Feuerbach eine fast europäische Berühmtheit verliehen hat. Für uns ist sein Zauber erstorben. Nur selten überraschen uns kühne, vorgreifende Worte. Den Widerspruch der religiösen und philosophischen Vorstellungsart will er zur Erscheinung bringen nach der „durchaus objektiven Methode einer analytischen Chemie“. Das ist eine sehr naturalistische Formulirung. Die Theologie nennt er eine psychische Pathologie. Aber solches ist vereinzelt. Im ganzen haben wir es mit einer nur geringen Vertiefung der humanitären Ideen zu thun. Alle Lebenswerthe sind für Feuerbach menschheitlich. Die Wissenschaft ist ihm identisch mit dem Bewußtsein der Gattung, Denken und Sprechen sind Gattungsfunktionen. Ich und Du sind im menschlichen Wesen vereinigt. Vernunft, Liebe und Wille als soziale Gehalte geben ihm eine „schlechterdings unwiderstehliche, alles überwindende Macht.“ Diese Güter aber hat die Religion für eine jenseitige Sphäre in Anspruch genommen. Durch die Phantasie hat sich der Mensch Individuen anderer, angeblich höherer Art, „göttliche“ Individuen vorgestellt. Sie hat er mit „Wesensbestimmungen, positiven letzten Prädikaten“ ausgestattet, die er doch nur aus seinem eigenen Wesen schöpfte.

Diese Illusion will Feuerbach zerbrechen. Hinfort soll jedes menschheitliche Gefühl göttlich sein, nicht mehr Göttliches von Nichtgöttlichem, Anbetungswürdiges von Nichtanbetungswürdigem unterschieden werden. Die Religion kann die Philosophie nur vorbereiten. Bisher hat sich der Mensch um der Gottesidee willen seines Besten entäußert, ihr seine Sinnlichkeit, seine Vernunft, seinen Egoismus hingeopfert, sich selbst beleidigt. So ist sie das „Stammbuch“ geworden, „in welches er die Namen der ihm theuersten, heiligsten Wesen einträgt“, der Endzweck, in dem alle Lebenstriebe sich einen, der Sammelpunkt, der seiner theoretischen und praktischen Thätigkeit Grund und Halt verleiht. Das hat dem Jenseitssystem eine Geschlossenheit gegeben, der auch Feuerbach ungern sich beugt. Denn für ihn giebt es in der Irreligiosität Gefahren. Er meint, daß der Freigeist leicht dem „dissoluten Leben“, der geistigen Selbst- und Gewinnsucht, der Zwecklosigkeit verfalle. „Alle tüchtigen Menschen“ aber müßten sich einen höchsten Zweck vorbilden. Den glaubt Feuerbach im Sozialen gefunden zu haben.

„Erst schafft“, das ist das Resultat seiner Untersuchung, „der Mensch Gott nach seinem Bilde, und dann erschafft wieder dieser Gott den Menschen nach seinem Bilde“. Die Religion sei nichts als der Glaube des Menschen an die „absolute Realität und Bedeutung“ seines eigenen Wesens. Auch die einzelnen Religionen und Dogmen analysirt er in diesem Sinne.

Von ihrer erstickenden Umklammerung will Feuerbach das Menschliche befreien, das Recht einer „Aesthetik der Tugend“ und des göttlichsten im Menschen, des Wahrheitsgefühles, wiederherstellen. Die sittlichen, natürlichen und geistigen Anlagen sollen sich ergänzen, um den „vollkommenen Menschen“, das Selbstgefühl der Gattung herauszubilden. „Der Andere“, sagt Feuerbach, „ist mein Du, der mir gegenständliche Mensch, mein aufgeschlossenes Innere“ und „Wahr ist, was mit dem Wesen der Gattung übereinstimmt“. Die neue Lebensreligion fordert die Rückkehr zur ursprünglichen Menschenliebe, dem höchsten und ersten Gesetz, der „wahren, heiligen, zuverlässigen Macht“.

Durch dieses Buch hat Feuerbach das deutsche Bürgerthum aus der unfruchtbaren und vermessenen Selbstbewegung des Gedankens zu einer neu erwachten Wirklichkeit getrieben. Seitdem hat sich sein Ruhm verringert, weil er zu beharrlich bei den Ideen seiner Gewohnheit blieb. Auch im „Wesen der Religion“ ist nichts als eine natürliche Erklärung historischer Gottesvorstellungen. Sein letztes Werk, die „Theogonie“, verzichtet zwar auf alles Schulphilosophische, ist aber vom Ballast klassischer und hebräischer Philologie unerträglich beschwert. Und es half nichts, daß diese Schrift zugleich in weltbürgerlicher Gesinnung gegen den Absolutismus protestirte, der das geistige und politische Deutschland niederhielt.

Aber nicht bloß als populärer Darsteller ist Feuerbach wirk-

sam gewesen, sondern auch durch ein philosophisches System, das vieldeutig mit bald diesen, bald jenen Richtungen in Beziehung trat.

Das geschah etwa in den vorläufigen „Thesen zur Reform der Philosophie“ und in den „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“. In seinem Nachlaß sagt Feuerbach: „Kant repräsentirt die Revolution, Hegel die Restauration; was Kant gestürzt, die Herrschaft des Uebersinnlichen, hat Hegel wiederhergestellt“. Er riß von der idealistischen Philosophie den Schleier herunter. Sie sei von der religiösen Transscendenz abhängig und nur verhüllte, unbewußte Theologie. Auch sie lasse die Natur aus dem Unsinnlichen hervorgehen und mache den unkritischen Anthropomorphismus der Glaubensgebilde zu einem selbstbetrügerischen Begriffsspiel des Verstandes. Ihren Formeln gebe sie ursprünglichere Realität als der Außenwelt, die ihr gleichgültig erscheine. Man dürfe den Begriff nicht zum Zweck machen, nicht zu wahrer Wesenhaftigkeit erheben, „den Gedanken an die Stelle der Sache, die Form an die Stelle des Wesens, die Wissenschaft an die Stelle der Wahrheit setzen“. Er erklärt, daß die Verschmähung des Natürlichen durch das Geistige nur aus einem Neid der Gedankenarmut gegen den unerschöpflichen Reichtum der Sinnlichkeit hervorgehe. So stieß er die Abstraktion zurück. Und er appellierte an die naturwissenschaftliche Erfahrung, mit der gemeinsam die Philosophie fortschreite. „Eine wahre und universelle Empirie“ nennt Feuerbach die philosophische Erkenntnis.

Das ist positivistisch gedacht. Und positivistisch suchte er dem Denken seine Isolation zu nehmen, es als organische Thätigkeit aufzufassen. Er war überzeugt, daß „auch die Gedanken einer organischen Entwicklung unterworfen sind, auch die Gedanken reifen und zeitigen müssen, so gut als die Früchte auf dem Felde und die Kinder im Mutterleibe“. Die Sinnlichkeit machte er zur philosophischen Grundwahrheit. „Durch sie fühlen wir nicht nur Steine und Hölzer, nicht nur Fleisch und Knochen, sondern auch Gefühle mittelst der Hände und Lippen eines fühlenden Wesens. Wenn auch nicht unmittelbar(!), so ist doch mittelbar alles wahrnehmbar, freilich nicht mit den rohen, nur mit den gebildeten Sinnen“, oder wie Feuerbach weiterdeutet, „nicht mit den Augen des Anatomen oder Chemikers, doch mit den Augen des Philosophen“. So vag ist die Erkenntnistheorie, die der Popularisator des Sensualismus giebt, daß er sich einmal sogar dem Vorurteil eines reinen, empfindungslosen Denkens fügt. Lange hat darauf aufmerksam gemacht.

Der Leitsatz des Feuerbachschen Systems ist der bekannte: „die neue Philosophie macht den Menschen mit Einschluß der Natur, als der Basis des Menschen, zum alleinigen, universellen Gegenstand der Philosophie — die Anthropologie also mit Einschluß der Psychologie zur Universalwissenschaft“. Sie ist deshalb die „menschgewordene, positive Philosophie“. Auch als „Humanismus“ hat Feuerbach in den Aufzeichnungen seiner Standpunkt erläutert. Gewiß hat seine Wel-

anschauung im Gegensatz zum Materialismus eine einseitig menschliche Fundamentirung.

Verhängnisvoll ist ihm der metaphysische Zug geworden, der in seinen Ausführungen hervortritt. Er hat ebenso wie Hegel — auch dies hat Lange aufgezeigt — den Aberglauben, als ob in der Erscheinung ein Wesen sei, das sich ganz und adäquat manifestire. Wenn er das Ich eben als „ein wirkliches Wesen“ definirt, so gerät er gleich darauf dahin, den Leib in seiner Totalität als das Wesen selber zu betrachten. Und mit ontologischer Wendung erblickt sein Sensualismus in der Empfindung die unendliche Tiefe und Wahrheit, in der Liebe den „wahren ontologischen Beweis vom Dasein eines Gegenstandes außer unserem Kopfe“. Nicht nur das Endliche, das Erscheinende, sondern auch das wahre, göttliche Wesen ist Gegenstand der Sinne, der Sinn also „das Organ des Absoluten“. Aber schon in seinem Hauptwerk hatte Feuerbach gesagt, die geschlechtliche Differenz sei der „feurigste, lebendigste Wesensunterschied“, der Leib aber Grund und Subjekt der Persönlichkeit. So treibt der radikale Schüler Hegels dem metaphysischen Gegenpol zu.

Man hat Feuerbach gern mißachtet, indem man als höchste Weisheit seiner Weltanschauung jenen paradoxen Satz ansah, der ihm einmal bei Besprechung eines fremden Buches entfuhr: „Der Mensch ist nur das, was er ißt“. In der That hat er sich dem Materialismus unvorsichtig genähert. Aber im Widerspruch damit hat er dessen Mängel gekennzeichnet. Er wolle die Sinnlichkeit, anstatt sich um ihr Wissen zu bemühen, durch die Phantasie überflügeln. Nur verfiel Feuerbach mehr und mehr der gleichen Neigung.

In der Ethik, die seinem System sich einfügte, sind Widersprüche. Fast klang es individualistisch, wenn er den Glückseligkeitstrieb, das diesseitige Auswirken, zur Grundlage machte. Nur das dem eigenen Nutzen Förderliche sei das begehrenswerte. Aber die Bethätigung dieses Triebes finde daran Schranken, daß das gleiche Streben in den anderen anerkannt werden müsse. So wird die Stimmung doch wieder sozial. Denn gerade in der Empfindung der Liebe beruhte für Feuerbach das wirkliche Sein. Darum gelangte er zu einem völligen „Tuismus“. Nicht der isolirte Mensch, sondern die Allheit des menschlichen Wesens gab ihm die Norm. Das gegenseitige Erblicken zünde in den Menschen das Licht des Bewußtseins und des Verstandes an. Die menschliche Gemeinschaft sei, moralisch und intellektuell, das erste Prinzip der Wahrheit. „Einsamkeit“, so faßt Feuerbach das zusammen, „ist Endlichkeit und Beschränktheit, Gemeinschaftlichkeit ist Freiheit und Unendlichkeit. Der Mensch für sich ist Mensch im gewöhnlichen Sinne, der Mensch mit Mensch — die Einheit von Ich und Du ist Gott“. In einer gegen Max Stirner gerichteten Kritik hat er gesagt, jede Zielstrebigkeit führe den Egoisten über sein unmittelbares Wollen und Können hinaus.

Er war immer von dem Bewußtsein getragen, daß seine Zeit kommen werde. Um den Lebenden hat sich nur eine kleine An-

hängerschaft versammelt, die ihm denselben Kult entgegenbrachte, wie er Hegel zu Theil geworden war. So schrieb der Litterarhistoriker Hettner, der eine anthropologische Aesthetik versuchte: „Es ist diese Lehre die erste wahrhaft und wesentlich menschliche Philosophie, die Menschheit in ihr erst selbstbewußt geworden und jetzt erst alle Transscendenz überwunden. Aufgabe der kommenden Geschichte ist es, diese gewaltige Lehre in Leben und Wissenschaft zu verwirklichen". Wir können in ihr nur ein Moment einer Kulturbewegung sehen, die für unsre Epoche nichts als Erinnerung ist.

*　　*
*

Zur nächsten Umgebung Feuerbachs gehört Ludwig **Knapp**. Er hat uns ein einziges Buch gegeben, das „System der Rechtsphilosophie". Aber dieses Buch zeigt die Verve eines geistvollen, sehr modernen Temperaments, das die Freiheit will und gegen die Vergangenheit rebellirt. Seine Sprache ist in der Art der Börne mit unverbrauchten, technischen, industriellen, politischen Wortsymbolen beladen. Er geht aus von der Alleinherrschaft der sinnlichen Erkenntnis, die durch englische und französische Einflüsse sowie durch Feuerbach errichtet worden sei. Das ist wie ein Aufschrei nach dem Zwange der Spekulation, und ein männliches Gesellschaftsgefühl hebt sich empor. „Dennoch sagen", so heißt es bei Knapp, „englische und französische Nachbarn, wir seien ein philosophisches Volk. Dieser kindische Mißverstand, der dem einer Yankee-Geographie ähnelt, welche als den hauptsächlichsten Nahrungszweig der Deutschen die Pechsiederei aufführt, konnte natürlich nur in einem ausländischen Salon erfunden werden, wo man weder den Rauch unserer Hirtenfeuer oder eine Flagge unserer Schiffe sieht, noch das Lied unserer Schnitter, das Geräusch unserer Gewerke oder den Trommelwirbel unserer Kasernen hört". Das Denken soll fortan als eine „Auflösung der Vorstellung, d. h. der im Gehirn verbundenen Empfindungen der Sinnesnerven" begriffen werden. Dem bereitet Knapp eine anatomische und psychologische Grundlage durch Kombinationen von wissenschaftlicher Ursprünglichkeit. Alles Denken scheidet er in vorstellendes und musculär erregendes, die Volkswirtschaft ist die musculär erzwungene Unterwerfung der Natur unter die menschliche Gattung. Die Philosophie ist nur dazu bestimmt, die Phantasmen, Illusionen des theoretischen und praktischen Denkens abzuthun. Knapps Ziel ist eine geschichtliche Mechanik, die völlige Unterwerfung der geschichtlichen Wissenschaften unter die Naturwissenschaft. Sein Werk ist fragmentarisch, unausgeglichen, weil es alle Probleme streift. Aber darin lebt

Knapp, Ludwig (1821—1858). System der Rechtslehre. Erlangen 1857.
Litteratur: W. Bolin, Feuerbach S. 267—272.

eine unabhängige Persönlichkeit, die man über dürftigeren Geistern nicht vergessen soll.

* *

*

Auch David Friedrich Strauß hat mit einer Kritik der christlichen Religiosität begonnen. Das war sein „Leben Jesu“, das zur Zeit seines Erscheinens Epoche machte. In der „Glaubenslehre“ stellte er dar, wie die konfessionelle Dogmatik durch geschichtliche Entwicklung und moderne Wissenschaft beseitigt werde. Strauß ist rationalistischer als Feuerbach. Er läßt dem Erkennen und Wissen innerhalb der Religion eine selbständige Bedeutung. Die „vernünftige Vermittlung“ macht er sich zur Aufgabe. Es ist ein ähnlicher, verjährter Kompromiß, wie ihn schon Kant betrieben hatte. Und wie Feuerbach führt Strauß die Gottesidee darauf zurück, daß der menschliche Geist die eigne Unendlichkeit als etwas Fremdes angenommen habe.

Für die banalen Werthe der Weltansicht ohne Religion kommt sein Spätlingsbuch „der alte und der neue Glaube“ in Betracht. Es zeigt uns, wie lebensohnmächtig dieser philosophische Liberalismus von vornherein sein mußte, um in eine so klägliche Plattheit zu versinken. Ein seichter Rationalismus, für den es keine Geheimnisse, keine dunklen Leidenschaften giebt und der mit engherziger Selbstgerechtigkeit alles verwirft, was seinem Ordnungsbedürfnis fremd ist, giebt diesem „Bildungsphilisterium“, wie Nietzsche es genannt hat, das Gepräge. Ein „wahrhaft menschliches, d. h. sittliches und dadurch glückseliges Leben“ ist das Straußsche Ideal. Sein bürgerliches Bewußtsein offenbart sich darin, daß er die dualistische Leugnung des Diesseits durch das Christenthum vor allem in der Aufhebung des Erwerbstriebes erblickt; nur durch die Correkturen der weltlichen Vernunftbildung könne es seinen Bestand unter den heutigen „Cultur- und Industrievölkern“ fristen. Vaterlandsliebe, bürgerliche Tüchtigkeit und häusliches Leben sind die sozialen Mächte, denen es weichen soll. Das Schwärmerische im Leben des christlichen Religionsstifters findet

Strauß, David Friedrich. Geb. 27. 1. 1808 zu Ludwigsburg, 1832 Repetent am theologischen Stift in Tübingen, wegen seiner Schrift „Das Leben Jesu“ als Lehrer an das Lyceum in Ludwigsburg versetzt, privatisirte seit 1836 in Stuttgart, 1839 Berufung als Professor nach Zürich, doch gegen Pension Verzicht wegen der entstandenen Aufregung, schriftstellerische Thätigkeit, so in Stuttgart und Darmstadt, Tod am 8. 2. 1874. Werke: Leben Jesu, kritisch bearbeitet, 2 Bde., 1835, 4. Aufl. 1840. Charakteristiken und Kritiken 1839. Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt 1840—41. Julian 1847. Ulrich von Hutten, 3 Bde., 1858—60, 2. Aufl. 1871. Voltaire 1870 u. 71. Der alte und der neue Glaube 1872 u. v. Gesammelte Schriften herausgeg. von Ed. Zeller, 12 Bde., 1876—87. Briefwechsel: Aus-

Strauß sehr unvernünftig und daher sehr tadelnswerth. Der theologischen Weltanschauung gegenüber verweist Strauß mit etwas fader Genugthuung auf die Fortschritte von Technik und Industrie, auf die Entdeckungen der Naturwissenschaft, der Astronomie, Chemie und Physiologie. „Wir haben", so popularisirt er das Arbeitsergebnis von Generationen, „für unser Universum dieselbe Pietät wie der Fromme alten Stils für seinen Gott". Er bezieht sich auf Kant, Laplace, auf die Entwicklungslehre für das Leben der Erde und des Organischen. All das nutzt er klug aus. Aber umsonst erwarten wir mehr als geschickte Trivialitäten.

Den Beschluß macht das Kapitel: „Wie ordnen wir unser Leben?" Die Ethik, die Strauß giebt, ist ohne Freiheit. Seit Feuerbach hat dieser Liberalismus nichts zugelernt. Noch immer heißt es, daß alles sittliche Handeln des Menschen ein „Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung" sei. Aufgenommen ist nur das Nationalitätsprinzip als Lebensbedingung des deutschen Bürgerthums. In einem nunmehr nationalliberalen Sinne wird gegen demokratische und vatikanische Internationale polemisirt. Der Monarchie wird ein „unvergleichlicher Vorzug" zugestanden, für das gebildete und besitzende Bürgerthum in Stadt und Land die freie Konkurrenz begehrt und mit einer sehr durchschnittlichen Kritik des Sozialismus als der „Hunnen und Vandalen unserer modernen Kultur" geschlossen. Werthe, die in diese blutlose Weltanschauung nicht mehr passen, werden als „anmaßliche Schlagwörter und Mode gewordene Vorurtheile" beseitigt.

So ärmlich in Erkenntnis und Ethik ging eine philosophische Bewegung aus, die einst alle Sehnsucht und alles Ungestüm einer damals jungen Gesellschaftsklasse in sich enthalten hatte.

Der Materialismus.

Unter Feuerbachs Intimen war auch der nachmalige römische Professor Jakob Moleschott, der vom ihm gesagt hat: „Will man die herkulische That, an welcher in unserer Zeit ein großer Theil der

gewählte Briefe 1895. Litteratur: F. Th. Vischer in den Kritischen Gängen (s. o.). Ed. Zeller, D. F. Strauß 1874. Fr. Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen (1. Stück: David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller) 1873. A. Hausrath, D. F. Str. und die Theologie seiner Zeit, 2 Bde., 1876—78. Eck, D. F. Strauß 1899.

Moleschott, Jakob. Geb. 1822 in Herzogenbusch, 1845 Arzt in Utrecht, 1847 Privatdozent in Heidelberg, 1854 nach Verwarnung durch den Senat Niederlegung des Amtes, 1856 Professor der Physiologie in Zürich, 1861 in Turin, 1879

Menschheit, ja unbewußt vielleicht die ganze Menschheit arbeitet, an einen Mann knüpfen, dann hat Ludwig Feuerbach diese That vollbracht. Durch ihn ist die menschliche Grundlage für alle Anschauung, für alles Denken mit Bewußtsein erkannter Ausgangspunkt geworden." Jene Epoche war von einer ökonomischen Gährung erregt. Der deutsche Industrialismus wurde geboren. Die Naturwissenschaften traten in den Vordergrund. Der Sturm eines revolutionären Uebergangs ging durch robuste Volksschichten. Man wollte die intellektuelle Bedachtsamkeit abschütteln, dem großen Leben eine große einheitliche Weltanschauung schaffen. Die Philosophie lag ohnmächtig am Boden. So entstand der Materialismus, der das letzte Wort aller früheren Versuche zu sein schien. Eine Masse ungesichteter Daten bezeugte ihn. Und wenn er in Biologie oder Psychologie sich gegen den Grundsatz verging, den Baco für die exakte Naturerkenntnis ausgesprochen hat, daß man die Prinzipien der Erklärung nicht ohne Notwendigkeit vermindern dürfe, so war er doch eine brutale Explosion, ein Sichaufrecken nach dumpfer Lähmung.

Mit handfestem Zorn erwehrte man sich aller Hemmungen einer freien Wissenschaft. Man verschmähte die zaghafte Empirie der Bornierten, die den Bibelglauben zu retten versuchten. Als 1854 in einem Göttinger Vortrag Rudolf Wagner die These aufrechterhielt, daß die exakte Naturforschung die Frage, ob alle Menschen von einem Paare abstammten, weder bejahen noch verneinen könne, und die Seelentheorie des Zoologen Carl Vogt als eine Schädigung der „sittlichen Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung" denunzirte, erwiderte dieser mit der Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft". Vorher hatte er behauptet, die Unsterblichkeit der Seele wie die Annahme einer besonderen Seelenexistenz sei physiologisch unhaltbar. Alle Seelenthätigkeiten seien Funktionen des Gehirns als des „materiellen Substrats". Jetzt sprach sich diese Weltanschauung, die keine Tiefen mehr anerkannte, in dem Satze aus: „Die Gedanken stehen in etwa demselben Verhältnis zum Gehirn wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren."

So bekam der Materialismus das schnarchende Pathos von Wanderrednern, eine Unvornehmheit, die ihn für feinere Organisationen unmöglich machte. In alle Broschüren und Vereine drangen seine Tendenzen, belebend, erfrischend, solange sie negativ verblieben und in ihrer grobschlächtigen Ehrlichkeit gegen jede Art des Obsku-

in Rom, wo er 1893 starb. Werke: Der Kreislauf des Lebens 1852, 5. Aufl. 1876—1885. Die Einheit des Lebens, Vortrag 1864. Daneben physiologische Fachschriftstellerei.

Vogt, Karl. Geb. 1817 in Gießen, 1847 Professor daselbst, Mitglied der Nationalversammlung und der Stuttgarter Reichsregentschaft, seines Lehramts enthoben, 1852 Professor der Geologie in Genf, wo er 1895 starb. Werke: Physiologische Briefe 1845—47. Köhlerglaube und Wissenschaft 1854. Vorlesungen über den Menschen, seine Stellu in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde 1863.

rantismus zu Felde zogen, unbefriedigend und ideenarm, sobald sie Positives zu geben sich mühten. Auch die Philosophen, die unter ihren Begründern waren, verfielen der Trivialität. Von dem erwähnten Moleschott, dem Verfasser des „Kreislaufs des Lebens" rührt der Satz, der Mensch sei „die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung". Nicht anders als in den absurdesten Ausgeburten des Idealismus waltet hier ein werthloses Spiel mit Analogien. Der einflußreichste Popularisator, der sich zum Ziel setzte, nur das für jeden Gebildeten Verständliche philosophisch darzustellen, also die bisherige Aufgabe der Professorenphilosophie mit Absicht verleugnete, ist der Darmstädter Arzt Ludwig Büchner, der in seinem weitverbreiteten Buche „Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung, nebst einer darauf gebauten Moral oder Sittenlehre" eine Bibel des volksthümlichen Materialismus gab, die in England und Frankreich eine nicht zu unterschätzende Anerkennung genoß. Büchner ist der deutlichste Ausdruck der Entrüstungsphilosophie. Alle Gegner der Naturwissenschaft sind Pfaffen und Reaktionäre, ihre Motive Schurkerei und Niedertracht. Materialismus und Idealismus sind bei ihm schwankende Allgemeinheiten, ihr Kampf nur der zwischen ethischen Prinzipien.

Die einzige methodische Darlegung des neuen Materialismus rührt von Heinrich Czolbe her. Er strebte sensualistisch alles Uebersinnliche auszuschließen. Auch für die Hypothesen, die die Wahrnehmung ergänzten, wollte er sinnliche Anschaulichkeit. Empfindungen und Gefühle sollten auf Materie und deren Bewegung zurückzuführen sein. Aber Czolbe ist eine differenzirtere Persönlichkeit als die meisten seiner Mitkämpfer. Nach seinem eigenen Geständnis ist er mehr und mehr in eine „märchenhafte Gedankenwelt" geraten, so

Büchner, Ludwig. Geb. 1824 in Darmstadt, Bruder des Dramatikers Georg B., Arzt daselbst, 1854 Privatdozent in Tübingen, dann Rückkehr nach Darmstadt, Tod 1899. Werke: Kraft und Stoff, empirisch-naturphilosophische Studien, in allgemein verständlicher Darstellung 1855, dann unter dem Titel: Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung, nebst einer darauf gebauten Moral oder Sittenlehre, 19. Aufl. 1898. Sechs Vorlesungen über die Darwinsche Theorie 1868. Die Stellung des Menschen in der Natur, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft 1869. Der Gottesbegriff 1874. 3. Aufl. Gott und die Wissenschaft 1897. Die Macht der Vererbung 1882. Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung 1887. Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft 1889. Am Sterbelager des Jahrhunderts 1898.

Czolbe, Heinrich, 1819—1873. Werke: Neue Darstellung des Sensualismus 1855. Entstehung des Selbstbewußtseins 1856. Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntnis, im Gegensatze zu Kant und Hegel, naturalistisch-teleologische Durchführung des mechanischen Prinzips 1865. Grundzüge einer extensionalen Erkenntnistheorie, hrsg. von E. Johnson 1875. Litteratur: E. Johnson, H. Czolbe 1873. Vaihinger, Die drei Phasen des Czolbeschen Naturalismus, Philos. Monatshefte 12, 1876, S. 1—31.

daß er neben der Materie eine ursprüngliche Weltseele annahm. Er hat es ausgesprochen, daß der Sensualismus „nicht auf größere Scharfsinnigkeit, wohl aber auf tiefere, echtere Sittlichkeit Anspruch mache“. Als moralische Schwäche erschien ihm eine Weltanschauung, die sich mit dem Diesseits nicht genügen lasse, und er begehrte nach einer sittlich-ästhetischen „Einheit der Harmonie unsres ganzen bewußten Lebens“. In ihm hat der Atheismus sich zu einer reizvollen Ethik durchgearbeitet. Aber das sind nur Abwege. Was auf der großen Landstraße des Materialismus marschierte, verlor sich in seelenloser Oede.

* *
*

Als Wirklichkeitsphilosophie hat ihn Eugen Dühring, dessen Hauptverdienst die „Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik“ ist, entwickelt. Von den spiritualistischen Wahnbegriffen wollte er das Leben reinigen und den Materialismus zum „Fußpunkt höherer humanitärer Lebensschätzung“ machen. Er suchte nach einer naturwüchsigen Sittlichkeit, nach „reinen, phantastisch ungemischten Gebilden guter Sitte“. Der einzige Zuwachs seit Feuerbach ist die Bewerthung der materiellen Produktion und des Rassenprinzips. Dühring bekämpft als entsittlichende Weltansichten den Buddhismus und das Christenthum, das aus der schlechten Beschaffenheit der Judenrasse hervorgegangen sei. Er fühlte sich als Sektenstifter, als Propagator „socialitärer“ Ziele. Aber seine Unabhängigkeit ist von etwas grobem Geschmack.

Marxismus.

Auguste Comte fand seiner Philosophie das Wort: „Les positivistes sont aujourd'hui les seuls qui plaçant le problème spirituel avant la recherche temporelle, fondent la réorganisation industrielle sur la rénovation intellectuelle et morale. Tous les autres réformateurs s'accordent au contraire à régler immédiatement la société materielle sans avoir aucunement discipliné les opinions et les moeurs.“ Karl Marx, der Verfasser des „Kapitals“, der als rheinischer Revo-

Dühring, Eugen Karl. Geb. 12. 1. 1833 in Berlin, Jurist, 1864 Privatdozent der Philosophie und Nationalökonomie in Berlin, 1877 zur Aufgabe des Lehramts gezwungen. Werke: Natürliche Dialektik 1865. Werth des Lebens 1865, 4. Aufl. 1891. Kritische Geschichte der Philosophie 1869, 2. Aufl. 1873. Kritische Geschichte der allg. Prinzipien der Mechanik 1873, 3. Aufl. 1877. Kursus der Philo-

lutionär und Mitarbeiter am Heineschen „Vorwärts“ mit den Denkern des bürgerlichen Radikalismus in Beziehung stand, kam zu einer Weltanschauung von umgekehrter Devise. Nicht aus neuen Ideen sollte die wissenschaftliche Umbildung sich herleiten, nicht eine Zucht von Meinungen und Sitten die materielle Ordnung bestimmen, sondern erst von dieser aus die Ideologie zu erbauen sein. So gelangte Marx zu einer materialistischen Entwicklungsphilosophie, die theils in seinem nationalökonomischen System, theils in einzelnen, gemeinsam mit Engels herausgegebenen Schriften, theils in selbständigen Kommentaren des letzteren dargestellt ist. Es ist eine großzügige Gedankenwelt. Ihre Bedeutung hat Werner Sombart am trefflichsten gewürdigt.

In „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“ haben die beiden Autoritäten des Sozialismus hervorgehoben, wie sie von der Hegelschen Dialektik inspirirt wurden. Ihr revolutionärer Instinkt witterte darin die Beseitigung des Absoluten aus dem Denken. Nun gab es keine fertigen Wahrheiten mehr. Nur die Wandlung war das Ewige. Die Wissenschaft mußte sich immer weiter entwickeln, ohne je stillstehen zu können. Auch in den praktischen Lebensgebieten, im Sozialen und in der Geschichte, trat nie die Vollendung ein. Ein vollkommener Staat, das hatten schon die Junghegelianer bemerkt, sei unmöglich. „Alle nach einander folgenden geschichtlichen Zustände“, heißt es in jener Schrift, „sind nur vergängliche Stufen im endlosen Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft vom Niederen zum Höheren. Jede Stufe ist notwendig, also berechtigt für die Zeit und die Bedingungen, denen sie ihren Ursprung verdankt; aber sie wird hinfällig und unberechtigt gegenüber neuen, höheren Bedingungen, die sich allmählich in ihrem eigenen Schoß entwickeln.“ Jede Erkenntnis und Gesellschaftsstufe wurde zu einer Durchgangsstation.

sophie als streng wissenschaftliche Weltanschauung 1875. Logik u. Wissenschaftstheorie 1876. Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres 1882. Litteratur: Vaihinger, Hartmann, D. und Lange 1876. Friedr. Engels, D.'s Umwälzung der Wissenschaft 1878. Döll, E. Dühring 1892.

Marx, Karl. Geb. 15. 5. 1818 zu Trier, studirte in Berlin Rechtswissenschaft und Philosophie, promovirte 1841, redigirte die oppositionelle „Rheinische Zeitung“ in Köln, 1843 in Paris mit Ruge Begründung der „Deutsch-französischen Jahrbücher“, mit Heinrich Heine Herausgabe des „Vorwärts“, Bekanntschaft mit Proudhon. 1848 nach Brüssel, von dort Rückkehr nach Köln, Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Seit 1849 Aufenthalt in London. Gründung der Internationale (1867). Tod am 14. 3. 1883. Freundschaft mit Friedrich Engels (1820—1895). Werke: Von Marx und Engels die Streitschrift gegen Br. Bauer. Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik 1845. Von Marx allein Misère de la philosophie 1847, deutsch 1885. Zur Kritik der politischen Oekonomie 1859. Das Kapital, Kritik der politischen Oekonomie I. Bd. 1867, 4. Aufl. 1892. II. Bd.,

Diese Dialektik aber steigerte Marx materialistisch ins Metaphysische. Erkenntnißkritiker war er so wenig wie Feuerbach, und er ging den gleichen abschüssigen Weg. Mit einer sehr unsicheren Formulirung betrachtet er das menschliche Denken „in letzter Instanz“ als ein Naturprodukt, das dem natürlichen Zusammenhang der Außenwelt nicht widersprechen dürfe. Es gebe nur ein „mehr oder weniger“ abstraktes Abbild der wirklichen Dinge und Vorgänge. „Das Sein“ entwickelt sich, im „denkenden Hirn“ wird es reflektirt. Marx wollte nicht mehr Gedankenverbindungen im Kopfe, sondern die Verbindung des Wirklichen entdecken. Was im Sein treibende Kraft sei, sei im Denken Motiv des Handelns. Auf dieser Grundlage unternahm Marx die materialistische Geschichtsphilosophie. Er sieht als bewegende Faktoren des geistig-gesellschaftlichen Lebens die materiellen Interessen, die wirthschaftliche Produktion an. Aus den ökonomischen Lebensverhältnissen der geschichtlichen Periode erklären sich „alle historischen Ereignisse und Vorstellungen, alle Politik, Philosophie, Religion“, kurz das, was Marx den „ideologischen Ueberbau“ nennt. Die Evolution vollzieht sich durch die inneren Widersprüche des Wirthschaftslebens. Die rechtlichen Formen hören an irgend einem Punkte auf, den inzwischen ausgedehnteren Produktivkräften zu entsprechen. Eine unerträgliche Gegensätzlichkeit zwischen Form und Inhalt tritt ein, die Form wird negirt, und durch diese Negation die Gesellschaft einer höheren, vollkommeneren Ordnung zugeführt. Dies ist das enthüllte „Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft“.

Die systematische Geschlossenheit, die so in die soziale Bewegung der deutschen Gegenwart hineingebracht worden ist, die aufstrebenden Massen disziplinirte und vor dem „Putschismus“ der französischen Arbeiterklasse bewahrte, hat nach Engels dem Sozialismus das stolze Bewußtsein gegeben, sich von den „vulgarisirenden Hausierern, die in den fünfziger Jahren in Deutschland in Materialismus machten“, zu sondern und unmittelbar „von Kant, Fichte und Hegel“ abzustammen. Nicht mehr aus sittlichen Erwägungen, sondern vermöge ihrer innersten Struktur galt es die bürgerliche Gesellschaft umzuschaffen, sie in eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel übergehen zu lassen, weil die Tendenz zur Sozialisirung der Arbeit in ihr beschlossen liege. „Wie die Bourgeoisie durch die große

herausgegeb. von Fr. Engels 1885, 2. Aufl. 1893. III. Bd., 2 Thle., 1894. Von Engels L. Feuerbach und der Ausgang der klassischen Philosophie 1845. Herrn Dühring's Umwälzung der Wissenschaft 1878, 2. Aufl. 1886. Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates 1884, 6. Aufl. 1894. Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft 4. Aufl. 1896. Litteratur: P. Barth, Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann 1890. Werthvoll Stammler, Wirthschaft und Recht. Sombart, Friedrich Engels 1895. Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrh. 1897, neueste Ausg. 1900. Ferri, E., Socialisme et science positive, Darwin, Spencer, Marx 1897. Labriola, Essais sur la conception matérialiste de l'histoire 1897.



Industrie, die Konkurrenz und den Weltmarkt alle stabilen, ehrwürdigen Institutionen praktisch auflöst, so löst die dialektische Philosophie," sagt Marx in einer ihm eigenthümlichen Parallelisirung, „alle Vorstellungen von endgültiger, absoluter Wahrheit auf." Durch dieses Fundament geistiger Reflexion hat der deutsche Sozialismus, dem Charakter der Rasse gemäß, etwas Schwerfälliges, Uniformes erhalten, ohne die Empirie des englischen Trade-Unionismus, der den modernen Typus darstellt. Aber merkwürdig bleibt es, daß die Philosophie durch eine großartige Konzeption sich die Welt unterwarf, zu einer Zeit, wo sie auf eine formale logische Tabellirung der Denkvorstellungen beschränkt zu sein schien.

III.

Willensmetaphysik.

Schopenhauer.

Das „Elend der Philosophie", so hatte Karl Marx eine Schrift Proudhons parodirt. Und tiefe Hoffnungslosigkeit kennzeichnete die Situation. Bis die sechziger und siebziger Jahre in Deutschland eine Aufwärtsbewegung der Geister brachten. Die philosophische Wissenschaft ging auf Kant zurück, obgleich sie es ohne Freiheit that. Nach und nach entfremdete sich auch der letzte Universitätsdozent der abstrakten Spekulation. Man begriff, daß die Naturforschung nicht umsonst den Götzen des Idealismus hatte stürzen können. Nun wurde man bedächtig, gerecht, historisch, kritisch, und suchte die alten Irrthümer zu vermeiden. Das Bürgerthum begrüßte diese Wendung mit Sympathie. Aber das europäische Geistesleben verhielt sich passiv. Nur in dünnen Kanälen sickerte der dünne Strom der philosophischen Tagesarbeit ins Ausland hinüber. Und doch sehnte man sich auch dort nach einer neuen Botschaft, nach einem neuen Lebensprinzip, das der Sehnsucht

Schopenhauer, Arthur. Geb. 22. 2. 1788 in Danzig, in seiner Jugend Reisen durch Frankreich und England, 1809 nach dem Tode des Vaters Abwendung vom Kaufmannsstand und Studium in Göttingen. 1811 nach Berlin. Fichte stößt ihn ab. 1813 Promotion in Jena. Winter auf 1814 in Weimar, Beziehungen zu Goethe, wissenschaftlicher Austausch, Farbenlehre. Indische Alterthumsstudien. 1814 bis 1818 in Dresden. 1820—1831 Dozent an der Berliner Universität, doch ohne befriedigenden Erfolg. Geht aus Unlust am Beruf und um die Cholera zu meiden nach Frankfurt am Main. Tod daselbst am 21. 9. 1860. Werke: Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde 1813, 3. Aufl. 1864 hrsg. von Jul. Frauenstädt. Ueber das Sehen und die Farben 1816. Die Welt als Wille und

einer reiferen Kulturepoche die Antwort hätte geben können. Als diese Hoffnung sich erfüllte, geschah es von anderer Seite aus. Es war die Philosophie eines Einsamen, Großen, dem nur das „Abendroth" seines Daseins zum „Morgenroth" seines Lebens geworden war, und der jetzt als ein Toter einer Welt die Befreiung gab, der allen Seelen unerhörte Extasen schenkte. Daß er so jäh wirkte, als ein Abbruch mit allem Gewesenen und ein Aufbruch nach zukünftigen Ländern, war die beste Gewähr seiner Macht. Das war Arthur Schopenhauer, den die Compendien als Philosophen des Pessimismus kennen.

Was er mit hallucinatorischer Klarheit als das Erfordernis einer europäischen Weltanschauung erfaßte, war, daß es keine Vernunftmetaphysik mehr geben könne Zugleich aber versank ihm die rationale Sittlichkeit, die das Bürgerthum sich ausgestaltet hatte, und die absolute Geltung heischte, mochte sie bei den großen Denkern, in den philosophischen Kommentaren ihrer geringen und geringsten Epigonen, oder in den landläufigen Katechismen, nach denen man Generation auf Generation erzog, vorhanden sein. Er wurde sich der völligen Phänomenalität des Lebens bewußt. Nur künstlerischen Sinn behielt es für ihn. Und wenn er ihm nunmehr eine Willensmetaphysik unterlegte, so war das eine moderne Möglichkeit, eine der artistischen Deutungen, die nach der Zersetzung des Rationalismus als individuell, seelisch, gefühlsmäßig sich darboten. Die Schulgemäßen haben hervorgehoben, daß auch Fichte und Schelling zu ähnlichen Konsequenzen kamen. Aber doch nur gelegentlich und ohne Orientirung. Bei Schopenhauer bricht das mit der Wucht tiefster Affekte hervor. Sein System ist brüchig, doch nur an der Peripherie. Und im Herzen trägt es die Stimmung einer einheitlichen Persönlichkeit. Mit allen Höhepunkten der Geistigkeit war es verbunden. Goethe hat von dem jungen Manne gesagt, er werde noch einmal seiner Zeit über den Kopf wachsen. Als er so weit war, hat man ihm einen schwärmerischen Kult gewidmet. Richard Wagner wurde von ihm zu seinen Liebesmysterien angeregt. Nietzsche nannte ihn seinen Erzieher. Die russischen Emigranten und Emigrantinnen von Zürich verehrten ihn wie einen nationalen Heiligen. Und Leo Tolstoi hat schon im Anfang der sechziger Jahre über ihn geschrieben: „Ein unwandelbares Entzücken an Schopenhauer und eine Reihe geistiger Genüsse durch ihn

Vorstellung, vier Bücher, nebst einem Anhange, der die Kritik der kantischen Philosophie enthält 1819. Ueber den Willen in der Natur 1836, 3. Aufl. 1867. Die beiden Grundprobleme der Ethik (Ueber die Freiheit des menschlichen Willens, Ueber das Fundament der Moral) 1841, 2. Aufl. 1860. Parerga und Paraligomena, 2 Bde., 1851. Aus Schopenhauers handschriftl. Nachlaß hrsg. von Frauenstädt 1864. Arth. Schopenhauer, von ihm, über ihn, von Frauenstädt und E. O. Lindner 1863. Ascher, Sch., Neues von ihm und über ihn 1871. Ed. Grisebach, Edita und Inedita Schopenhaueriana 1888. A. Sch.'s handschriftlicher Nachlaß, 4 Bde., hrsg. von Grisebach. Sämtliche Werke, hrsg. von Jul. Frauenstädt, 6 Bde., 1873—74. Vorzüglich Ed. Grisebach, in der Universal-Bibliothek, 6 Bde., mit chronologischer Uebersicht,

haben mich erfaßt, wie ich sie nie bisher empfunden. Ich weiß nicht, ob ich die Meinung je ändern werde, aber gegenwärtig finde ich, daß Schopenhauer der genialste der Menschen ist. Es ist eine ganze Welt in einem unglaublich kleinen und schönen Spiegelbilde."

Wie er europäisch sich geäußert hat, ist er auch europäisch hervorgegangen Als den Sohn eines Danziger Großkaufmanns, der durch einen plötzlichen Sturz vom Speicher starb, haben ihn Reisen aus der Enge seiner Heimat gerissen. Vom Handelscomptoir drängte es ihn nach Gymnasium und Universität. Seine Mutter, eine, wie man meinte, sehr begabte Romanschriftstellerin, verschaffte ihm Goethes Bekanntschaft. Früh besaß er geistige Souveränität. Aber man mißtraute ihm, die Mutter behandelte ihn lieblos, Vorlesungen, die er in Berlin versuchte, mußte er einstellen, die erste Auflage seines Werkes wurde zu Makulatur eingestampft, und man beobachtete ihm gegenüber jene Totschweigetaktik, die schon Goethe für ihn befürchtet hatte, als er zweifelte, ob ihn „die Herren vom Metier in ihrer Gilde" würden „passiren" lassen. So wurde er verbittert, reservirt, indes ein Temperament von starken Leidenschaften ihn quälte, hart gegen sich und andere. Eifersüchtig hat er sich gegen das Schicksal gewehrt, um nicht sein ausreichendes Vermögen, dem er die Frankfurter Junggesellenbehaglichkeit seines Greisenalters verdankte, zu verlieren. Als eine Nähfrau starb, der er wegen einer Körperverletzung lebenslängliche Alimente zu zahlen hatte, vermerkte er ingrimmig in seinem Tagebuch: „Obit anus, abit onus." Er war ein kühler Verächter, der spöttisch auf die kleinen Offiziere herabsah, wenn sie bei der Hoteltafel von Pferden und Weibern renommirten. „So strebte Schopenhauer", hat Friedrich Nietzsche gesagt, „jener falschen, eitlen und unwürdigen Mutter, der Zeit, entgegen, und indem er sie gleichsam aus sich auswies, reinigte und heilte er sein Wesen und fand sich selbst in seiner ihm zugehörigen Gesundheit und Reinheit wieder." Nur mit der Kunst, die er mit der feinen Liebe eines stillen, aristokratischen Menschen liebte, und mit seinen Autoren verkehrte er. Ab und zu unterbricht eine kleine Reise diese Existenz, die unter ihrer altmodischen Abgeschiedenheit, ihrer pedantischen Grandezza, eine tiefe Schwermut barg. Bis dann die ersten Jünger sich einfanden, Essays und Bücher sich mit ihm beschäftigten, bis man ihn malte und seine Büste meißelte,

Namen- und Sachregister. Ausgabe von Rud. Steiner, 12 Bde., 1894 ff. Gespräche und Selbstgespräche herausg. von Ed. Grisebach 1897. Briefwechsel: Briefe, hrsg. von L. Schemann 1893. Litteratur: Ferd. Laban, Schopenhauer-Litteratur 1880. Herbart, Recension im Hermes 1820, 3 Stück, S. 131—149 (E. G. Z.). Frauenstädt, Briefe über die schopenhauersche Philosophie 1854. Schopenhauer-Lexikon, 2 Bde., 1871. Rud. Seydel, Schopenh.'s System 1857. R. Haym, A. S., Preußische Jahrbücher XIV. Wilh. Gwinner, Sch. aus persönlichem Umgang, dargestellt 1862. Alfr. von Wurzbach, in „Zeitgenossen", Heft 6, 1871. L. Chevalier, Die Philosophie Sch.'s in ihren Uebereinstimmungs- und Differenzpunkten mit der kantischen Philosophie 1870. M. Venetianer, Sch. als Scholastiker 1873. Th. Ribot, La philosophie



und er mit schmerzlicher Genugthuung rufen konnte: „Legor et legar.“ Er durfte ahnen, daß man ihn nicht vergessen werde.

Seine Weltanschauung floß aus mehreren Quellen zusammen. Der Stil, in dem er sie ausgesprochen hat, ist hell, sauber und hat etwas von Goethescher Prosa. Neuhellenismus und Romantik einen sich in seinen Erinnerungen. Die Rätsel indischer Priesterweisheit haben ihn bestimmt wie die Ideen eines Calderon und Shakespeare. Von europäischen Philosophen sind Plato und Kant in ihm fruchtbar gewesen. Ihnen entlehnt er gewisse Motive. Aber in allem Wesentlichen ist er Original.

Wir sahen, daß die „Kritik der reinen Vernunft“ einen Nihilismus gegenüber dem Absoluten in sich trug, der von ihrem Urheber versteckt und einem Protestantismus des Geistes zu gefallen verleugnet worden war. Jetzt zieht Schopenhauer mit Kühnheit die Folgerungen der modernen Erkenntnis, der er nur die vergangenheitsvolle Terminologie seiner Vorgänger läßt. Er gesteht zu, daß Kant anfänglich die „Scholastik“ zermalmt, der spekulativen Theologie und der mit ihr verschwisterten rationalen Psychologie den Todesstreich versetzt habe. Aber er kennzeichnet die Schädigungen, welche die „Kritik der praktischen Vernunft“ als ein reaktionäres Werk dem europäischen Gedanken bereitet hatte, indem sie ein vernunftgemäßes Prinzip des Handelns einführte, das sie in ein Reich der Dinge an sich verlegte. In derselben reaktionären Tendenz habe Kant die so genannten Ideen der Vernunft, die er zuerst als Trug verneinte, zurückgefordert. Das alles seien nur „vornehme Verkleidungen oder verdächtige Bemäntelungen des Absoluten“, die der geistigen Trägheit entgegenkämen. Und Schopenhauer verkündet den unversöhnlichen Gegensatz zweier Epochen, wenn er das alte Lebenssystem der rationalen Vernunft und Ethik als „jüdisch-christlichen Theismus“ hinwegstößt. Die Philosophieprofessoren, so lautet einmal seine Anklage, hätten obendrein Kants nüchternes Werk verfälscht und ein „Fensterlein in die supralunare Welt“ geöffnet. Ihre Lehre von der Vernunft als einem Vermögen unmittelbarer, übersinnlicher Erkenntnis sei eine baare Lüge. So parodirt Schopenhauer die Geheimnisse des Hegelianismus, das Sichselbstdenken der absoluten Idee, als ein Begriffsballet, ein Vernehmen des Göttlichen, Uebersinnlichen, der „Gottheit, Schönheit,

de S. 1874, 2. éd. 1885. Fr. Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen, 3. Stück: Schopenhauer als Erzieher 1874. Helen Zimmern, A. Sch., his life and his philosophy 1876. Fr. Paulsen, A. Sch., der Zusammenhang seiner Philosophie mit seiner Persönlichkeit, Deutsche Rundschau 1882, Heft 10. Bremiker, Zur Vergleichung der schopenh. mit der kantischen Erkenntnistheorie 1884. Em. Reich, Sch. als Philosoph der Tragödie 1888. Georg v. Gizycki, Kant und Sch. 1888. Ernst Lehmann, Die verschiedenartigen Elemente der schopenhauerschen Willenslehre 1889. W. L. Hertslet, Schopenhauer-Register 1891. Rud. Lehmann, Sch. und die Entwicklung der monistischen Weltanschauung 1892, sowie Sch., ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik 1894. M. Seydel, Sch.'s Metaphysik der Musik 1895. Ed. Grisebach, Schopenhauer 1897.



als sollte die Welt mit ihm enden. Aber in Hoheit verbraucht die Natur den Einzelnen nur für ihre Zwecke. Durch Hunger und Geschlechtsgier macht sie ihn sich gefügig. Schopenhauer liebt nicht das Leben gerade deshalb, wegen der rohen, berauschenden Kraft, mit der es sich durchsetzt. Ueberdrüssig wendet er sich von ihm ab. Es sei ein Geschäft, dessen Ertrag die Kosten nicht decke, kein Geschenk zum Genießen, sondern ein Pensum zum Abarbeiten. Den einsamen Mann, dessen Jugend enttäuscht wurde, der in Italien vergeblich nach lachendem Genusse sich ausstreckte, ekelt es vor den Robusten, vor dem Marktgewühl von „Industrie und Handel", vor dem unsinnigen Zerstörungswahn des Krieges. Und er will Erlösung.

Die giebt seiner Lebensangst, der friedlosen und irren, die verklärende Kunst. Er zieht die Vorhänge seines Zimmers zu, daß kein unheiliger, gequälter und quälender Aufschrei zu ihm dringt, und träumt. Da werden ihm Visionen von einer süßen Milde, von reiner Stimmungsgewalt.

Auf etwas umständliche Art hat er sie seiner Philosophie eingegliedert. Wieder hat er sich auf Plato und Kant bezogen. Er nimmt an, daß die Idee seiner Willenslehre, deren Niederschlag die Dinge sind, jenseits ihrer Erscheinung grundlos und ungetrübt sei. Darum kann das Individuum sich nur zu ihr erheben, wenn eine Veränderung an ihm vorgeht. Es muß aufhören, bloß individuell zu sein, und sich vom Dienst des Willens losreißen. Nun verliert es sich, wie Schopenhauer mit tiefem Sinn sagt, an den Gegenstand. Es sinkt in einen Zustand willenloser, schmerzloser und zeitloser Contemplation, saugt die Natur in sich hinein, als ob sie seinem Wesen angehörte. Dann versteht es sie in ihrer geheimen Bedeutung, und alles Flüchtige fällt ab, die lästigen Begebenheiten des geschichtlichen Lebens, die der Idee fremd sind, wie den Wolken die Figuren, die sie darstellen, dem Bach seine Strudel und Schaumgebilde, dem Eis seine Bäume und Blumen. Schopenhauer hat es gewagt, unhistorisch zu sein. Er sah nur die Leidenschaften und Irrthümer der Menschen, wie sie schließlich alle nichtig und wertlos wurden, gleichviel ob sie Nüsse oder Kronen in Bewegung setzten. Die Kunst allein war ihm das Werk des Genius, das Werk der Ewigkeit.

Selten sind in deutscher Sprache so klare, so kulturreiche Worte geschrieben worden wie seine Aesthetik. Er erhöhte das künstlerische Individuum zum vollendeten Menschheitstypus. Die „Lebhaftigkeit bis zur Unruhe" in ihm erklärte er dadurch, daß ihm ein Ueberschuß der Erkenntniskraft zugefallen sei, der es für den Durchschnitt des Alltags unmöglich mache. Das merkantile Philisterthum sei die „Fabrikware der Natur". Gerade unvernünftige Affekte nimmt er für das Genie in Anspruch, und er weiß um den Wahnsinn, der in den Tiefen seiner lauert. Nur um diesen Preis erkauft es die Gabe, sich seiner Persönlichkeit zu entäußern, das Erkannte willkürlich zu wiederholen, im Kunstwerk es darzustellen. Das ist die Seligkeit, wie Schopenhauer sie verherrlicht: „Es ist der schmerzenslose Zustand,

der uns nach einem unerbittlichen Gesetz „auf der Leiter der Ursachen höher und höher hinaufpeitscht, in infinitum, in infinitum“. Auch unser Wille ist unfrei. Nur die Wahl zwischen zwei sich ausschließenden Motiven ist uns erlaubt, von denen das stärkere mit derselben Notwendigkeit sich durchsetzt, wie eine gestoßene Kugel rollt.

Eindringlich und großgestimmt ist der Schopenhauersche Phänomenalismus. Nichts mehr von der Angst, die sich mit einer solchen Wahrheit nicht befriedigt und mit der Vernunft nach einem „Wesen“ der Dinge trachtet. „Die Welt ist meine Vorstellung“, das ist die lapidare Fassung der modernen Erkenntnis, mit der für den Menschen die „philosophische Besonnenheit“ anhebt. „Es wird ihm dann deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt“. Hier greift Schopenhauer jenseits von Christenthum und rationaler Spekulation auf die Sprache der indischen Veden zurück. Es ist die Maja, der Schleier des Truges, der uns umhüllt, flüchtig wie Sonnenglanz auf dem Sande, und doch die einzige Wirklichkeit, die wir durch das Gewirr von Schmerz und Wollust verspüren. Zwischen Leben und Traum ist eine nahe Verwandtschaft; doch hastig und ordnungslos blättern wir hier in dem Buche, das wir dort seinem Sinn und Zusammenhang nach lesen.

Das sind die Voraussetzungen der Schopenhauerschen Philosophie, die uns gewaltige und unvermutete Fernsichten, vielleicht einen Taumel, vielleicht aber auch die Sicherheit eines Nachtwandelnden geben. Nun schafft er sich das System, das seinem Temperament entspricht, und bewährt damit die Einsicht, daß jede Metaphysik eine verlängerte Psychologie sei.

Er schafft sich eine Metaphysik des Willens, des Instinktes, der Leidenschaft, des Affektes, die erste individuelle Metaphysik.

Bisher war die Vernunft, jetzt wird der naturhafte Wille der Sinn des Daseins. Zuerst hat Schopenhauer dies meist als seelische Erkenntnis vorgetragen. Daß der Intellekt mit wesentlichen Unvollkommenheiten behaftet sei, daß dem Gedankenlauf etwas Rhapsodisches und Fragmentarisches eigne, daß wir nur über eine halbe Besinnung gebieten, mit der wir im „Labyrinth des Lebens“ und im Dunkel der Forschung herumtappen, und die nur ein erbärmliches Mittel zur Erfassung des Weltgeheimnisses ist, sind seine Argumente gegen den Rationalismus. Der Wille allein sei das Unwandelbare und „schlechthin Identische“ in uns; er färbe mit seinen Neigungen und Abneigungen das Denken, er sei der heimliche Lenker der Ideenassociation, und jedes in der Phantasie auftauchende Bild sei durch einen Willensakt hervorgerufen. Nur den Einzigen und Einsamen erschlossen sich die höchsten Erkenntnisse. Das ist die intellektuelle Aristokratie, die Schopenhauer gegenüber der trivialen Vernunft errichtet.

Aber schon in seiner Erstlingsschrift ist der Willensmetaphysiker enthalten. Das Gesetz der Motivation, das für den Willen

gilt, nennt er die von innen gesehene Kausalität, wo wir gleichsam hinter den Koulissen ständen und das Geheimnis von Ursache und Wirkung „in seinem innersten Wesen“ erführen. Diese Ansätze erweitern sich im Hauptwerk. Hier sagt Schopenhauer, wir seien nicht der geflügelte Engelskopf, das rein erkennende Subjekt, sondern durch einen Leib und dessen Affektionen werde uns das Erkennen vermittelt. Wir seien Erscheinungen eines Willens, so deutet er diese Psychologie der Instinkte um. Das gelte auch für die anderen Gegenstände. Was von ihnen übrig bleibt, wenn wir abziehen, was von ihnen unsre Vorstellung ist, sei seinem innersten Wesen nach dasselbe, was wir an uns Wille nennen.

Schopenhauer befolgt hier das Analogieverfahren aller Metaphysik. Aber seine Weltanschauung hat den Reichtum des Unbewußten, aus dem sie geboren ist. Wie die Pantheisten versenkt er sich in den Abgrund der Natur, zu der ihn die menschliche Triebhaftigkeit hinweist. Daß ihre blind wirkende Kraft und der Wille in uns wesensgleich sei, ist der Glaube, den er mit dem inbrünstigen Grauen einer neuen Sensibilität verkündet. Nicht teilbar soll dieser Weltwille sein, sondern eine allumfassende Einheit, die mit derselben Ursprünglichkeit in unendlich vielen Abstufungen hervortritt, „von schwächster Dämmerung bis zum hellsten Sonnenlicht, vom stärksten Ton zum leisesten Nachklang,“ in einer Eiche ebenso sehr wie in Millionen. Darum mahnt Schopenhauer an die Worte des Mystikers Angelus Silesius:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
werd' ich zunicht, er muß von Noth den Geist aufgeben.“

Hier kommt ein Moment in seine Metaphysik, zu dem er durch Plato sich verführen ließ. Nach dem Beispiel von dessen Ideen nimmt er verschiedene Grade an, in denen der Wille sichtbar wird. Das sind die ewigen Formen der Dinge, die immer sind und niemals werden, die zeitlos und raumlos sich in unzähligen Individuen ausdrücken. Aehnlich wie Schelling dehnt nun Schopenhauer dieses Willensreich von den dumpfesten Kräften der Materie, Schwere, Undurchdringlichkeit, hinweg über Elektrizität, Magnetismus und chemische Eigenschaften zu den hellsten Offenbarungen aus. Umsonst betont er die Seltenheitswerthe der Individualität, die beim Menschen in starker Zeichnung den Gattungscharakter überwinden. Er weiß, daß es kein Entrinnen vom Willenszwange giebt. Der Schauder der Naturgesetze rührt an seine Seele. Wie Geister sind sie überall gegenwärtig, und die Andacht, die Schopenhauer ihrer Gleichheit in den Erscheinungen entgegenbringt, ist nach seinem eigenen Worte nur das Erstaunen des Kindes, das zum ersten Mal durch ein vielgeschliffenes Glas eine Blume betrachtet. Bewunderung und wehe Furcht sind in ihm seltsam gemischt.

In der Schrift über den „Willen in der Natur“ hat dieser Denker nach dem langen, verabredeten, infamen Schweigen, das auf sein Hauptwerk folgte, unter Aufgebot empirischen Materials mit weitausholenden Reflexionen die Ankündigung dieses Weltwillens in den verschiedenen

den Epikuros als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries; denn wir sind für jenen Augenblick des schnöden Willendranges entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion stehet still.“ Doch zugleich ist das Trügerische in diesem Schauen hervorgehoben. Wir haben nicht die Kraft, uns lange als „reines Subjekt der Erkenntnis“ zu erhalten. Wir fallen, sobald unsere Person sich regt, unter den Zwang zurück. So breitet Schopenhauer über die künstlerische Befreiung eine Schwermut und den Zauber einer Selbsttäuschung, wie er auf dem Erinnern und auf Fernem ruht.

Als feiner Dilettant leitet er uns durch die Provinzen der Künste. Er will begrifflich sein, aber der künstlerische Mensch triumphirt, der das gleißende Sonnenlicht und den blauen Himmel südlicher Länder gesehen hat, der von einer exotischen Architektur, von stürzenden Wasserfällen und stäubenden Katarakten begeistert redet. Alle Qual stillt ihm erst der ästhetische Genuß, den ein Menschenantlitz hervorruft, und für den er Goethes Spruch anführt: „Wer die menschliche Schönheit erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.“ Nichts soll übermäßig, nichts verkümmert sein, so ist sein künstlerisches Bedürfnis. Aber er mißtraut der Natur. Er meint, daß sie nur stammle; der Schaffende müsse sie in sich tragen, sie gleichsam auf halbem Wege verstehen. Apoll, Bacchus, Herkules und Antinous sind Schopenhauers klassische Kunstideale. Doch ist er ein Vorbote des Neuen, wenn er den niederländischen Realismus damit rechtfertigt, daß auch Scenen aus der Gewöhnlichkeit von großer innerer Bedeutung sein könnten. Die Vorgänge, welche das Leben so vieler Millionen Menschen ausmachten, ihr Thun und Treiben, ihre Not und ihre Freude, seien schon deshalb wichtig genug, um Gegenstand der Kunst zu sein. Nichts von den „Miseren aller Art“, zu denen die Geschichtsmalerei habe greifen müssen.

Seine Kunstgesinnung ist aristokratisch. Er will, daß die Weihe der genialen Erkenntnis selten sei. Die edelsten Erzeugnisse der Kunst bleiben der stumpfen Majorität der Menschen immer verschlossene Bücher. Sie verleugnet und ächtet sie mit ihrem „lange verhaltenen Haß gegen alles Große und Schöne, das sie nie ansprach und eben dadurch demütigte.“ Er stellt die Familienähnlichkeit aller Hochbegabten fest, die mit hohen Stirnen und klarem Blick nicht mehr dem Willen und seiner Noth gehorchen. Daß ihre Werke unnütz sind, ist ihr Adelsbrief; sie sind der reine Ertrag des Daseins. Wie ein Komet in die Planetenbahnen trifft das Genie in seiner Zeit, in völlig excentrischem Lauf, der von wohlgeregelten Bahnen nichts weiß. In unmittelbarer Empfängnis aus der Idee entsteht das Werk. Dafür ist es unsterblich. Und Schopenhauer höhnt die Nachahmer und Manieristen, die bewußt, nicht instinktmäßig schaffen. Die spielende Ergötzlichkeit der Allegorie, die in der alten Kunstübung war, will er beseitigen. Sie hat das Leben arm und grau gemacht. Nun sollen die Gleichnisse,

die Metaphern, mit ihrem Reichthum es befruchten, in entschlossener Schneidung ihm Anschaulichkeit geben. Wie aus den Goetheschen Mignonversen die ganze Wonne des südlichen Klimas vor die Phantasie niederschlägt. Suggestiv sollen Rythmus und Reim der Dichtung auf uns wirken. Aber Schopenhauer denkt nur an seine stolzen Muster, nicht an das „schale Volk der mediokren Poeten, Reimschmiede und Märchenersinner". Er begehrt nach der echten und inneren Wahrheit des Seelischen. Seiner psychologischen Neugier gilt aus dem Geschichtsbetrieb nur die romanhafte Selbstbiographie als Dokument. So spricht er die Dichtung von allen Schranken frei. Wollust und Mystik, Erhabenes und Gemeines darf sie nach ihrer Laune darstellen. Moralische, fromme, christliche „oder irgendwie genannte" Urtheilswerte haben keine Macht über sie.

Schopenhauers Aesthetik hat das Bewußtsein der Dissonanz, die in allem Leben ist. Wie das Lied uns zwischen Freude und Trauer hin und her reißt, immer Affekt, Leidenschaft, das hat er mit dem Schmerz eines jähen Temperamentes geschildert. Mit Entrüstung straft er den platten Optimismus der rationalistischen Sittlichkeitsmenschen. Gerade das Trauerspiel, das Schrecken und Jammer unseres Schicksals darstellt, ist ihm das Vornehme der Kunst. In mystischer Strenge preist er als seinen wahren Sinn die tiefere Einsicht, daß das, was der Held abbüße, nicht seine Partikularsünde sei, sondern die Erbsünde des Daseins. Er wendet gegen das bürgerliche Trauerspiel ein, daß es ihm an „Fallhöhe" fehle. Aber er verlangt nicht die „seltenen Umstände und monstrosen Charaktere" des heroischen Stils. Gewöhnliche Personen sollen es sein, Ereignisse, zu denen auch uns der Weg jeden Augenblick offen steht, Handlungen, die auch wir vielleicht begangen haben und vielleicht begehen werden. Von dieser Anlage verspricht Schopenhauer sich eine viel gewaltigere, erschütterndere Ahnung der Glück und Leben zerstörenden Mächte.

Getrennt und in auffälliger metaphysischer Steigerung behandelt er die Musik. Dadurch hat er Richard Wagners Ideen von Gesamtkunstwerk inspirirt. Sie soll das Abbild des Weltwillens selbst sein, über die Vielheit zum Grunde der Dinge dringen, vom Wesen reden, indes die anderen Künste nur den Schatten bieten. So hatte Schopenhauer schon als junger Mensch geschrieben: „Die Pulsschläge der göttlichen Tonkunst haben nicht aufgehört, zu schlagen durch die Jahrhunderte der Barbarei, und ein unmittelbarer Wiederhall des Ewigen ist uns in ihr geblieben, jedem Sinn verständlich und selbst über Laster und Tugend erhaben." Diese irrationale Verzückung hat er hier durch seltsame und reizvolle Gleichnisse umschrieben. In den tiefsten Tönen der Harmonie, im Grundbaß, erkennt er die niedrigsten Stufen der Willensobjektivation wieder, die unorganische Natur. Und wie alle hohen Töne durch Nebenschwingungungn des Grundtons entstehen, bei dessen Anklang sie leise mitklingen, so die Körper und Organismen. An anderer Stelle hat er diese Parallelisirung ergänzt und geradezu den vier Stimmen der Harmonie, Baß, Tenor, Alt,

Sopran oder Grundton, Terz, Quinte und Oktave, Mineralreich, Pflanzenreich, Thierreich und den Menschen verglichen. Das ist eine Mythologie, die den produzirenden Künstler stören muß.

Aber Schopenhauer ist kein Begriffsfanatiker, wie selbst Schelling in seiner Aesthetik war. Alles zerfließt ihm in Stimmung, in unsägliche Wunder. Er meint, wer sich dem Eindruck einer Symphonie ganz hingebe, dem sei es, als sähe er die Vorgänge des Lebens und der Welt an sich vorüberziehen, wie ein ganz vertrautes und doch ewig fernes Paradies, ohne die Wirklichkeit und abseits von ihrer Qual. In der Musik verspüren wir die Quintessenz aller Lust und aller Schmerzen. Damit endet das Reich der Kunst. Sie erlöst uns auf Augenblicke vom Willen, nicht zu dauernder Freilassung, sondern auf eine kurze Feierstunde. Bis wir, des Spieles müde, den Ernst ergreifen.

So geraten wir zu Schopenhauers Ethik. Aber auch sie trägt den Charakter einer „Artisten-Metaphysik". Sie ist ohne Normen und tote Begrifflichkeit. Nur das Innerste des Menschen, so begehrt der Philosoph, könne entscheiden.

Von da an heißt der Wille, in den er das Wesen der Welt verlegt, Wille zum Leben. Nur der Erhaltung der Gattung wird das Individuum geopfert, hat es deren Zweck erfüllt, so ist es nichtig. Und noch einmal entringt sich diesem Denker die Angst vor dem Tode. Er ist sich bewußt, daß, wer das Leben auf alle Weise bejahe, die Todesfurcht auf alle Weise bannen könne. Aber seine Sensibilität leidet darunter. Er meint, daß zwischen der Stimmung jedes Lebenden und der eines verurtheilten Verbrechers kein großer Unterschied sei. Nicht der Schmerz, sondern der Untergang ist, was wir fürchten. So sind uns nur zwei Rücksichten offen, die Bejahung des Willens zum Leben oder seine Verneinung, mit der das Wollen endet.

Hier wird Schopenhauer in einer Weise, die man sehr beargwöhnt hat, ein wenig inkonsequent, weil er nun einmal die metaphysische Sonderung von Wesen und Erscheinung angenommen hat. Er hätte sagen können, daß jene Wahl Temperamentssache sei, und dann seiner eigenen psychischen Konstitution wegen das bevorzugen müssen, was er Pessimismus nennt. Anstatt dessen führt er nach schlechtem Kantischen Vorbild aus, daß der Mensch außer dem empirischen Charakter einen jenseitigen, intelligiblen habe. All das nur, um, in einem sehr verspäteten, aber für seine Weltanschauung sehr belanglosen rationalistschen Bedürfniß, ihr die Möglichkeit eines Durchbruchs im Einzelnen zu geben. Aber das reicht nicht dazu aus, sein System zu verdächtigen.

Was Schopenhauer vorträgt, hat vielmehr die Heftigkeit des Instinkts. Ihm ist alles Leben ein Leiden, ein stetes Hinstürzen der Gegenwart in die tote Vergangenheit, ein stetes Sterben. Er klagt die Pein des Geschlechtstriebes an. Jede Erreichung gebiert die Sättigung, ein Wunsch löst den anderen ab, Oede und Leere ist das Ergeb-

nis. Schopenhauer malt das Dasein der meisten Menschen aus: „Ein mattes Sehnen und Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die vier Lebensalter hindurch zum Tode, unter Begleitung einer Reihe trivialer Gedanken. Sie gleichen Uhrwerken, welche aufgezogen werden und ohne zu wissen warum; und jedesmal, daß ein Mensch gezeugt und geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens aufs Neue aufgezogen, um jetzt ihr schon zahllose Male abgespieltes Leierstück abermals zu wiederholen, Satz vor Satz und Takt vor Takt, mit unbedeutenden Variationen".

So tief hat Schopenhauer hineingesehen, daß er zu einer mystischen Einheit aller Geschöpfe gelangt, wie er sie im tatwam-asi des Brahmanenthums vorgefunden hat. Der innere Schmerz, der das Unrechtthun begleitet, ist ihm das Zeugnis, daß wir mit dem Unrechtleidenden eins sind. Das ist auch der Sinn des indischen Glaubens an die Wiedergeburt, wonach ein böser Wandel ein künftiges Leben in leidenden und verachteten Wesen zur Folge hat. Daher die Gewissensangst, das Bewußtsein des Quälers, daß nur ein Traum ihn vom Gequälten trennt. Böse ist, wer den Willen zum Leben übermäßig bejaht. Der Gute sieht sich selbst in jedem Wesen. Von Wahn und Blendung der Maja geheilt, übt er Werke der Liebe. Schon früher hatte Schopenhauer die Begriffe angeschuldigt, sie hätten die Gemeinschaft des Menschen mit den Thieren zerrissen und ihn den alten, wahren, tiefen Urreligionen seiner Heimat entfremdet. Dadurch seien in einer gewaltsamen Leugnung die animalischen Verrichtungen schimpflich und rechtlos geworden. Jetzt umfängt er auch, wie es reife, verfeinerte Rassen thun, die Thiere mit seinem großen Mitleid.

Aber das ist nur die Vorbereitung für die Sittlichkeit des Weisen, zu der er läutern will. Wer den ganzen Schmerz der Welt empfindet, kann, wenn alles nichtig ist, das Leben nicht mehr durch stete Willensakte bejahen. Die Erkenntnis wird ihm zum „Quietiv des Wollens". Er schreitet von der Tugend zur Askese fort, zum Abscheu vor der als jammervoll erkannten Welt. So thut Schopenhauer dasselbe, was Novalis in seinen „Lehrlingen zu Saïs" vorschlug: „Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menschen bis jetzt erhalten, indessen könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo sich die sämtlichen Menschen durch einen großen gemeinschaftlichen Entschluß aus dieser peinlichen Lage, aus diesem furchtbaren Gefängnisse reißen, und durch eine freiwillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater sich retten würden". Aus dem „bewunderungswürdigen" Angelus Silesius führt der Philosoph den Spruch an, der Mensch müsse entsagen, die übrige Natur aber harre seiner Erlösung; so sei er Priester und Opfer zugleich. Und die dumpfe Mystik des Meisters Eckhard wie der Buddhismus begeistern Schopenhauer zu der Mortifikation des Willens,

den die Süße des Lebens nicht mehr erregt. Nur mit schwacher Zunge und in allgemeinen Ausdrücken glaubt er schildern zu können, was nicht etwa ein selbsterfundenes philosophisches Märchen oder von heute, sondern das beneidenswerthe Leben gar vieler heiliger und schöner Seelen unter Christen und Buddhisten gewesen sei. Den Märtyrern, den Beichten von Anachoreten, Mönchen und Frauen entnimmt er Zeugnisse für seine Andacht. Nicht die Welteroberer, sondern die Weltüberwinder feiert er. Ihr stiller und unbemerkter Lebenswandel ist die größte und bedeutsamste Erscheinung, welche die Welt aufzeigen kann. Das schwillt in ihm bis zu jener irren Gluth der Hindus, nach deren Jahrtausende alter Kultur er sich mit romantischer Inbrunst sehnt. die sich unter die Räder des mit Gesang, Jubel und Bajaderentanz die Götterbilder umherfahrenden Wagens stürzen. Solche Extasen haben den übellaunigen Mann mit dem verkniffenen Munde durchwühlt.

Und zum Werk fast eines Dichters wird sein Hymnus vom Erlöschen des Willens. „Das Leben und seine Gestalten", so sagt er über den Menschen, in dem das stattgefunden, „schweben nur noch vor ihm wie eine flüchtige Erscheinung, wie dem Halberwachten ein leichter Morgentraum, derch den schon die Wirklichkeit hindurchschimmert, und der nicht mehr täuschen kann; und eben auch wie dieser verschwinden sie zuletzt, ohne gewaltsamen Uebergang". Doch diese Seligkeit ist kein lässiges Rasten, sondern ein steter Kampf, eine stete Brechung des Willens. Seltsam ragt mit seiner Unversöhnlichkeit, die auch den Selbstmord als Willensbejahung verwirft, Schopenhauer über seine friedfertige bürgerliche Epoche hinaus. Nicht in das leere Nichts soll der Befreite eingehen. Rationalistische Kritiker, die kein Theil am Künstlerischen haben, wollten in dieser Bodenlosigkeit etwas Unsinniges erblicken. Nur für den, so entgegnet ihren Einwänden der Philosoph selbst, der noch des Willens voll ist, sei das Nichts ohne Inhalt. Dem aber, der den Willen verneint habe, werde umgekehrt die reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen zum Nichts. Aus dem buddhistischen Sansara, der bunten Wirklichket, treten wir in das unergründliche Nirwana.

In den Anhängen hat Schopenhauer seine ganze Metaphysik in den berühmten Satz zusammengefaßt: „Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht, findet der Wille sich als Individuum, in einer end- und grenzenlosen Welt, unter zahllosen Individuen, alle strebend, leidend, irrend; und wie durch einen bangen Traum eilt er zurück zur alten Bewußtlosigkeit." Aller Bilderprunk seines Stils, der litterarische und anekdotische Vortrag, der ihn charakterisirt, durchdringen diese ausgebreiteten Essays.

Essayistisch ist auch seine größte Wirkung gewesen. Nicht seine Lebensarbeit, sondern die „Parerga und Paralipomena" haben ihm seine europäische Geltung verschafft. Er hat versucht, den Deutschen zu sein, was Montaigne den Franzosen ist.

Alles, was er schrieb, ist von bündiger Eindringlichkeit. So

hat er den Werth der freien, sich selbst genügenden, freien Persönlichkeit gegen das Durchschnittsniveau verkündet. Die Werthe einer traditionellen Klassensittlichkeit hat er skeptisch geprüft. Jeder weiß, daß er das ritterliche Ehrprinzip und das Duell als „finistre und heillose Fratze" abgelehnt hat. Die Sexualehre hat er mit einer großen Kühnheit auf die Lebensbedingungen der Geschlechter zurückgeführt. Ueberall dieselbe in der Tiefe klare Meisterschaft über den Gegenstand, dieselbe eigensinnige Kraft.

Daher ereignen sich ihm auch Widersprüche. Wie seine Philosophie sich gegen die Evolution richtet, ist er politisch parador, der erste unter den Geistern, die sich im neunzehnten Jahrhundert gegen den Zwang der Massen empören, der erste unter den Widersachern der „Jetztzeit". Er kämpft gegen die Demagogie an, die aus der Welt rationalistisch einen rechten Wohnplatz der Glückseligkeit machen und die dagegen schreienden kolossalen Uebel den Regierungen zuschreiben wolle. Und dicht daneben die Skepsis eines Voltaire: „Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube, heutzutage ist es der Kredit." Seine Unabhängigkeit spricht sich im Essay: „Ueber das Selbstdenken" aus, der den intellektuellen Gesichtskreis des Normalmenschen feststellt, der Protest eines Großen gegen den Bildungspöbel einer Zeit, die er um so mehr in einer Erniederung des Individuums verflachen sah, je mehr sie an Ausdehnung gewann. Das Kapitel: „Ueber Schriftstellerei und Stil" legt sein Persönlichkeitsbedürfnis, sein Begehren dar, aus mechanischer Aeußerlichkeit und Halbheit sich zu innerlichstem Besitze zu wenden. Seine spröde Härte und monumentale Prägungskunst offenbaren sich in den Bemerkungen „Ueber die Weiber". Auch das Episodische und Gelegentliche ist mit seinem Wesen eng verbunden.

Die Privilegirten haben ihn nie ganz anerkannt, höchstens zugegeben, daß seine Weltanschauung ein geistreich ausgeführter Traum sei. Doch er trachtete nach anderem Beifall als dem der Zeitgenossen und Landgenossen, nach dem Beifall der Menschheit. Der ist ihm geworden.

Wirkungen.

In einer kleinen Sekte und in nächster Umgebung hat Schopenhauers Einfluß auf die Philosophie sich angekündigt. Es war sein Jünger Julius Frauenstädt, der in seinen „Briefen" das Ver-

Frauenstädt, Julius. Geb. 1813 in Bojanowo, erst Hegelianer, dann Hauptjünger Schopenhauers, starb 1878 als Privatgelehrter in Bonn. **Werke:** außer den schon unter Schopenhauer genannten): Die Freiheit des Menschen und die Persön-

ständnis für ihn weiteren Kreisen überlieferte, und später hat Deussen im „System der Vedanta" die Ursprünge seiner Metaphysik beleuchtet. Nur der herbe Bahnsen hat ihn fortgesetzt, indem er der Aesthetik Schopenhauers und seiner Lehre vom Erlöschen des Willens, ohne die Grundlage zu verändern, entgegentrat. Noch ist Philipp Mainländer zu erwähnen, der eine mystische Weltansicht mit dem Gebot geschlechtlicher Askese vereinigte.

Die höchste Aufmerksamkeit hat der Pessimismus in der Spekulation eines Eduard von Hartmann beansprucht, der die Behauptung wagen konnte, jener gehöre zu den bestbegründeten Wahrheiten. Er bot eine Mischung Hegelscher und Schopenhauerscher Elemente, eine Auseinandersetzung von Metaphysik und induktiv-naturwissenschaftlichem Verfahren. Daraus wie aus sprachlicher Pointirung erklärt sich der periodische Erfolg einer nicht allzu ursprünglichen Leistung.

Die „Philosophie des Unbewußten" versucht den Nachweis unbewußter Erscheinungen in Bewegung, Instinkt, Reflexwirkung, organischen Bildern, in Geist, Geschlechtsliebe, Gefühl, Sittlichkeit, Kunst, Sprache, Denken und Geschichte. Diese Daten werden mit dem großen Dispositionsvermögen, das Hartmann auszeichnet, zusammengetragen. Ein allumfassendes, absolutes Individuum soll ihnen die Einheit geben. Der ruhelose, antilogische Wille und die logisch ordnende Idee gehen zugleich daraus hervor. Auf dem Willen lastet wie auf einem verfluchten Dämon die Unseligkeit des Seins. Aber die Idee, das Ewig-Weibliche, wie diese verspätete Mystik sagt, erlöst und macht die Welt, deren Nichtsein vorzuziehen wäre, zur

lichkeit Gottes 1838. Die Menschwerdung Gottes 1839. Studien und Kritiken 1840. Neue Briefe über die schopenhauersche Philosophie 1876. Daneben ethische Schriften und Auseinandersetzung mit dem Materialismus.

Deussen, Paul. Geb. 1845, seit 1889 Professor der Philosophie in Kiel. Werke: Elemente der Metaphysik 1877, 2. Aufl. 1890. Das System der Vedanta 1883. Allgemeine Gesch. der Philos., I. Bd., 1. Abth. 1894 (Philosophie des Veda bis auf die Upanishads). Jakob Böhme, Rede 1897.

Bahnsen, Julius. Gest. 1882. Werke: Beiträge zur Charakterologie, 2 Bde., 1867. Zum Verhältnis zwischen Wille und Motiv 1870. Zur Philosophie der Geschichte 1871. Mosaiken und Silhouetten 1877. Das Tragische als Weltgesetz und der Humor als ästhetische Gestalt der Metaphysik 1877. Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt, 2 Bde., 1880 u. 81. Litteratur: E. v. Hartmann, Philos. Monatshefte 1881, S. 227—260.

Mainländer, Philipp. Die Philosophie der Erlösung, 2 Bde., 1876—94. Litteratur: A. Schwarze in der Ztschr. für exakte Philosophie 17, 1889. Jul. Rubinstein, ein individualistischer Pessimist, M., 1894.

von Hartmann, Eduard. Geb. 1842 in Berlin, seit 1860 Offizier, nahm 1865 eines Knieleidens wegen seinen Abschied, 1867 Promotion in Rostock, lebt in Groß-Lichterfelde bei Berlin. Werke: Philosophie des Unbewußten 1869, 10. Aufl. in

besten der möglichen. Durch Tod und Geburt schafft sie der Natur, die sich sonst übermüden würde, wohlthätige Unterbrechung. Sie giebt dem Menschen die Illusion, als arbeite er für sein Glück. Doch auch wer die Glücklosigkeit erkannt hat, muß am Weltprozeß des Unbewußten mitthun. Sein Ziel ist, allen den negativen Willen zu geben, um das positive Wollen zu beseitigen. Bis dahin ist sein Zustand eine „stille Hoheit der Resignation", eine „erhabene, selbstverleugnende Trauer".

Von Hartmanns sonstigen, im Historischen sehr verdienstvollen Werken sind das „Sittliche Bewußtsein", die „Religion des Geistes" und die „Philosophie des Schönen" zu nennen. Auch als sozialpolitischer Tagesschriftsteller war er fruchtbar. Nietzsche hat ihn einen Amalgamisten genannt.

Ein Titel Hartmanns: „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie" leitet uns zu dem über, was uns nunmehr beschäftigen wird, zur zweiten Hälfte der naturwissenschaftlichen Bewegung und zur Ueberwindung des Materialismus.

IV.

Der Nihilismus des Geistes und seine Selbstüberwindung.

Probleme der Naturerkenntniß.

Die Thatsache, daß die wissenschaftliche Erfahrung von einem Zeitpunkt an mit dem Materialismus nicht mehr auskam, hat man sehr oft falsch bewerthet. Man sah darin eine Rehabilitirung der Philosophie, einen Ausgleich, eine Versöhnung. Dem ist nicht so. Gerade durch diesen Verzicht sind die Unerbittlichkeiten der modernen

3 Bdn. 1890). Gesammelte philos. Abhandlungen 1872. Wahrheit und Irrthum im Darwinismus 1875. Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins 1879 (Das sittliche Bewußtsein 1886). Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengang s. Entwicklung 1881. Die Religion des Geistes 1882. Aesthetik, 2 Theile, 1887. Kritische Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart 1889. Das Grundproblem der Erkenntnistheorie 1889. Kategorienlehre 1896. Schellings philosophisches System 1897. Ethische Studien 1898. Gesch. der Metaphysik 1. Theil (bis Kant) 1899. Litteratur: Jul. Bahnsen, Zur Philos. der Gesch. (s. o.) 1871. J. Volkelt, Das Unbewußte und der Pessimismus 1873. M. Venetianer, Der Allgeist 1874. R. Köber, Das philos. System Ed. von H., 1884.

Weltanschauung in grellere Beleuchtung gerückt worden. Daß die menschliche Geistigkeit auf die Natur zurückzuführen sei, in der sie dafür aber eine feste, wesenhafte Grundlage hätte, ist lange nicht so beunruhigend, als wenn man mit ihrer Naturhaftigkeit sich zugleich ihres Phänomenalismus, ihrer unwesentlichen Beschaffenheit bewußt geworden ist, wenn man versteht, daß es in ihr nichts Absolutes, keine Endzwecke giebt und wir den biologischen und physiologischen Determinismus, dessen Spielball wir sind, nicht mit einer „ewigen Macht" der Natur, die bei den Materialisten eine rationale Göttlichkeit behielt, in Verbindung setzen können.

Auch die gewaltigste Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die Descendenztheorie, hat erst durch diese Veränderung der Lage ihre ganze kulturvertiefende Fähigkeit bewiesen. Zwar hat die Gruppe der Moleschott und Büchner sich durch den Darwinismus zu erweitern und zu befestigen versucht, doch zu einer Zeit, als jene Spekulationen über Kraft und Stoff nicht mehr zur Seele sprechen konnte. Einträchtig hat das Entwicklungsprinzip die Fülle der Geistesbildung durchdrungen, als die „wichtigste Forderung unserer reinen und angewandten Gesamtwissenschaft", wie einer seiner glühendsten Anhänger es genannt hat.

Ganz kurz sei als das Wesen der Darwinschen Theorie die Entfernung des Zweckbegriffs aus dem organischen Werden bezeichnet. Auf eine Auslese der für den Kampf ums Dasein Bestangepaßten und auf der Vererbung der erworbenen Eigenschaften beruhte das Leben. Das galt zunächst für Thiere und Pflanzen. Dann wurde es auf den Menschen übertragen. Die Folgerungen, die hier zu ziehen waren, sind klar und ohne Stillstand. Aber hier entbrannte ein vitaler Kampf, der auf der Oberfläche in einer Reihe von Kompromissen sichtbar wurde.

Man wollte gern, daß, was physiologisch galt, soziologisch bedeutungslos sein sollte, weil man gewahrte, daß das Selektionsprinzip den humanitären Voraussetzungen der Demokratie zuwiderlief. Von der Ethik wollte man alle Wirkungen der Entwicklungslehre fernhalten. Das ist die Ueberzeugung des Liberalismus. In England hatte Charles Darwin, obgleich er von den Erwägungen des Nationalökonomen Malthus ausging, daß der Bevölkerungszuwachs im Mißverhältnis zu dem der Nahrungsmittel stehe, nur vorübergehend erkannt, welche Bedenken für die utilitaristische Sittlichkeit, die

Darwin, Charles. Geb. 1809, gest. 1882. On the origin of species by means of natural selection 1859 (Uebersetzungen von Bronn und Victor Carus), The descent of man and on selection in relation to sex 1871 (deutsch von Carus). Gesammelte Werke, deutsch von V. Carus, 16 Bde., 1875—88. Litteratur: G. Seidlitz, Die Darwinsche Theorie 1871. Aug. Schleicher, Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft 1865, 3. Aufl. 1873. Aug. Weismann, Studien zur Descendenztheorie, 2 Thle, 1875 u. 76. Fritz Schultze, Kant u. Darwin 1875. Paul Rée, Der Ursprung der moralischen Empfindungen 1877. Entstehung des Ge-

unter seinen Landsleuten am systematischsten Herbert Spencer vertrat, hier sich bargen. In Deutschland gab der Furcht des Bürgerthums vor dem Darwinismus Rudolf Virchow die unverlierbare Formel, jener sei verwerflich, weil er zur Sozialdemokratie führe. Und die protestantischen Theologen schlossen sich mit ihren Beschwerden an.

Im Zusammenhang damit war ein anderes Bemühen, das schon beim Schöpfer des Evolutionismus hervortrat. Man wollte dem zwecklosen Ablauf doch wieder einen Endzweck unterschieben. Entweder im christlichen Sinne. Darwin selbst besaß eine milde Religiosität, und seine englischen Anhänger thaten ihm nach, indem sie sagten, das Uebersinnliche bleibe von der neuen Weltanschauung unangetastet; das nannten sie Agnostizismus. Von materialistischer Seite brachte man ähnliches vor. So konnte die tumultuarische Entrüstung, mit der die geistig Besitzenden den Darwinismus aufgenommen hatten, mählich verebben, ohne daß man aufhörte, seine Bekenner von Zeit zu Zeit zu disziplinieren.

Sein energischster Vorkämpfer, den auch die Polemik sich meist zur Zielscheibe erkor, und den heute die innige Verehrung einer Gemeinde trägt, ist Ernst Häckel, der Jenaer Professor. Aber man wird mehr den Zoologen, als den Philosophen bewundern. Er hat seine Tendenzen als Monismus bezeichnet, weil er, wie man es seit Feuerbach gewohnt ist, Gegner des Zweckdualismus war, der den Menschen aus dem Zusammenhang der Natur reißt. Und er hat den Satz ausgesprochen, nach dem mehrere Generationen gearbeitet haben, daß alle wahre Naturwissenschaft Philosophie und alle wahre Philosophie Naturwissenschaft sei. Aber die materialistische Metaphysik, die Naturreligion, die er vertritt, ist unzulänglich. Er faßt „Gott“ als die unendliche Summe aller Naturkräfte, die in chemischen Verbindungen, Krystallen, Pflanzenblüthen, Thierbewegungen, menschlichen Gedanken sich überall gleichmäßig offenbare. Er verleiht dieser Gottheit die metaphysische Vollkommenheit und Notwendigkeit eines Endzwecks. In

wissens 1885. Illusion der Willensfreiheit 1885. **W. H. Rolph, Biologische Probleme** 1882. **Ammon, O., Gesellschaftsordnung u. ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf** einer Sozial-Anthropologie 3. Aufl. 1900. **Wolff, G., Der gegenwärtige Stand des** Darwinismus 1896. **Romanes und John, Darwin und nach Darwin 1898.**

Haeckel, Ernst. Geb. 1834 in Potsdam, seit 1862 Professor der Zoologie in Jena. Werke: Generelle Morphologie der Organismen, 2 Bde., 1866. Natürliche Schöpfungsgeschichte 1868, 8. Aufl. 1889. Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts 1870, 4. Aufl. 1881. Anthropogenie 1874, 4. Aufl. 1891. Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte 1875, Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft, 2 Hefte, 1878 u. 79. Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft, Glaubensbekenntnisse eines Naturforschers, 1893. 7. Aufl. 1898. Die Welträthsel 1899. Litteratur: A. H. Braasch, H.'s Monismus kritisch beleuchtet 1894. Bölsche, Ernst Häckel 1900. Rud. Steiner, H. und seine Gegner 1900.

der Weise des altgriechischen Hylozoismus unterscheidet er innerhalb der Gottheit Atomkräfte und Aetherschwingungen. Neben induktiv-wissenschaftlichen Dokumenten zur Seelenfrage und zur einheitlichen physischen Uranlage des Bewußtseins in allem Thierischen steht die rationalistische Ethik, die Häckel unternahm, um den Darwinismus vor dem Verdacht des Egoismus zu schützen, und die er als eine „vernunftgemäße Begründung der Sittenlehre auf der unerschütterlichen Basis fester Naurgesetze“ empfohlen hat. So ist viel des Veralteten in seiner Weltanschauung, die als System einer durchaus überwundenen Epoche angehört, und nur in ihren Protesten uns Lebenswerthe schafft. In den „Welträtseln“, seinem philosophischen Testament, hat sich das wiederholt. Aber Europa wird dem Verfasser der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ immer dankbar sein.

Die philosophische Umbiegung ins Große, die aus den Häckelschen Conzeptionen hervorgeht, ist zukunftsvoll auch durch andere gefördert worden. Nachdem Lavoisier empirisch das Gesetz von der Erhaltung der Materie gefunden hatte, ist in gegenseitiger Unabhängigkeit von dem Heilbronner Robert Mayer, den Dühring als „Galilei des neunzehnten Jahrhunderts“ gefeiert hat, und von dem Berliner Helmholtz das Gesetz von der Erhaltung der Kraft aufgestellt worden, daß nämlich im Naturganzen die Summe der wirkungsfähigen Kraftmengen in allen Veränderungen unverändert bleibe. Es ist der Einblick in eine mächtige, aus sich selbst gestaltende und sich selbst verzehrende Gesetzlichkeit, deren erster Anfang schon alles letzte in sich beschließt.

Noch sonst ist Helmholtz ein gleicher Anreger gewesen. Er hatte schon 1855 erklärt, die Naturwissenschaft müsse sich philosophisch orientiren. Der Verfasser der „Physiologischen Optik“ ging für seine Theorie der Sinneswahrnehmung auf Raum und Zeit der Kantischen Erkenntniskritik zurück. Ihr entnahm er auch die Centralstellung, die er dem Kausalitätsgesetz gab. Der Antrieb für eine ganze Richtung wurden seine Erörterungen über die Grundlagen der Geometrie.

Mayer, Julius Robert. Geb. 1814 in Heilbronn, Arzt daselbst, Entdecker des mechanischen Wärmeäquivalents, gest. 1878. Werke: Die Mechanik der Wärme 1867, 2. Aufl. 1874. Litteratur: Eug. Dühring, Rob. M., Der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts 1880. Lippmann, Edm. von, Rob. M. und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, Vortrag, 1897. Groß, Th. R., Mayer und H. v. Helmholtz 1898.

Helmholtz, Hermann. Geb. 1821 in Potsdam, 1849 Professor der Physiologie in Königsberg, 1855 in Bonn, 1858 in Heidelberg, 1871 Prof. der Physik in Berlin, wo er 1895 stirbt. Werke: Ueber die Erhaltung der Kraft 1847. Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte 1854. Ueber das Sehen des Menschen, Vortrag, 1856. Lehre von den Tonempfindungen 1863, 4. Aufl. 1877. Ueber die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie, Heidelb. Jahrb. 1868. Physiologische Optik, 2. Aufl., 1886 ff. Die Thatsachen der Wahrnehmung 1879. Vorträge und Reden 1884. — Ueber die Erhaltung der Kraft 1847. Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte 1854.

Daß unser Raum von drei Dimensionen nicht der einzige sei, den man sich denken könne, und daß ein Raum von mehr Dimensionen zwar nicht vorstellbar und anschaubar, doch logisch denkbar sei, diese Helmholtzsche Ueberlegung gab die Möglichkeit, über unsere Raumanschauung hinauszugehen. Hier hat der Physiker Zöllner mit seiner Metageometrie eingesetzt. In seinen Spekulationen vollzieht sich eine Rückwendung zur Mystik, doch nur auf Grund naturwissenschaftlicher Ausdeutung. Er sonderte von der phänomenalen Welt eine Welt der realen Dinge an sich, die Idee der vier Dimensionen.

Hier ist der Ursprung des Spiritismus, wie ihn unter den Deutschen am meisten Carl du Prel verkündet hat. Viele haben den Reiz seiner Persönlichkeit verspürt. So ist er uns beschrieben worden: „Ein kleiner, sehr zarter und sehr magerer Herr, mit einem überaus fein geschnittenen, mehr verblühten als gealterten Kopf und stillen, etwas starren Augen, die sich merkwürdig eindringlich an den festheften konnten, mit dem er gerade sprach.“ Einer von der Masse mißachteten Weltanschauung, die er selbst noch die paradoxeste aller Wissenschaften genannt hat, war sein Leben gewidmet. Vom Darwinismus angeregt, hat er in seiner Schrift über den „Kampf des Daseins am Himmel“ eine Entwicklungsgeschichte des Weltalls gegeben. Dann ging ihm die Gewißheit auf, daß die Lebens- und Bewußtseinsformen in anderen Welten andere sein könnten als in der unseren, daß unser Organismus nur einigen der vorhandenen Aetherschwingungen angepaßt sei, daß in uns, dem irdischen Selbstbewußtsein entrückt, ein „Wesenskern“ wohne, dessen Anpassung an die äußere Welt eine andere sei als die leibliche. Er sei der Träger unserer okkulten Fähigkeiten. Das ist Ritters „passives Bewußtsein“. Und wie damals er wurde jetzt du Prel durch die Erscheinungen des Hypnotismus, Somnambulismus, Mediumismus und der Suggestion auf seine Ahnungen hingeleitet. „Das dunkle Reich ist nun eröffnet“, so verhieß er, „mit

Litteratur: Schwertschlager, Kant und H. erkenntnistheoretisch verglichen 1883. Stumpf, H. und die neuere Psychologie, Arch. f. Gesch. der Phil. VIII, N. F. I 1895. Vgl. M. Planck, Das Prinzip der Erhaltung der Energie 1888. Epstein, H. H. als Mensch und Gelehrter 1897. Heyfelder, Ueber den Begriff der Erfahrung 1897. Goldschmidt, Kant und H. 1898.

Zöllner, Johann Carl Friedrich. Geb. 1834 in Berlin, seit 1862 Professor der Astrophysik in Leipzig, Tod 1882. Werke: Ueber die Natur der Kometen, Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntnis 1872 (Abschnitt über Kant und seine Verdienste um die Naturwissenschaft). Wissenschaftliche Abhandlungen, 3 Bde., 1878—79. Litteratur: Mor. Wirth, Fr. Zöllner, Vortrag, 1882.

Freiherr **du Prel,** Carl. Geb. 1839 zu Landshut in Niederbayern, Hauptmann in der bayrischen Armee, Austritt 1872, seitdem philosophischer Schriftsteller, zuletzt in München, wo er 1899 starb. Werke: Der Kampf ums Dasein am Himmel als Entwickelungsgeschichte des Weltalls 1874, 3. Aufl. 1882. Philosophie der Mystik 1884. Justinus Kerner 1886. Mystik der Griechen und Römer 1889. Monistische Seelenlehre 1887. Imm. Kants Vorlesungen über Psychologie (mit der Einleitung:

dessen Erforschung im Mittelalter so viele, arme schwitzende Menschenhäupter' sich geplagt haben, und nun werden diesen vorangeeilten Pfadpfindern bald die regelrechten Expeditionen folgen."

So faßt der Spiritismus den Menschen als ein Doppelwesen, dessen eine Seite nur die irdische Leiblichkeit ist. Damit lebt dieser Mystik das Problem der Unsterblichkeit wieder auf. Nur auf der schmalen Grenzscheide von Diesseits und Jenseits, wie sie die Empfindungsschwelle des irdischen Erkenntnisorgans herstellt, wirkt in uns das okkulte Wesen. Dann entringt es sich uns. Die sehnsüchtige Hoffnung, der diese gebrechlichen Träumer sich überließen, war, daß einmal zwischen beiden Ländern sich eine Verbindung anbahnen werde, Weltbilder und Lebensschauplätze ineinander flössen.

Die spiritistische Bewegung hat unsrer Zeit zarte, vergeistigende künstlerische und litterarische Motive gebracht. Philosophisch werden wir sie nur für einen Wahn gütiger Schwärmer halten, der uns zeigt, eine wie tiefe Nacht für Jenseitsnaturen der Phänomenalismus ist, der uns helles, freudiges Licht bedeutet. Aber wir werden dadurch nur noch neugieriger auf unsere Seele.

Naturwissenschaftliche Philosophie.

Daß mit dem Okkultimus alle Philosophie zu rechnen habe, wird von der Forschung längst eingeräumt. Einen „hervorragenden Bestandtheil der geistigen Strömungen unserer Tage" nannte ihn Wilhelm Wundt, die Autorität jener deutschen wissenschaftlichen Psychologie, die trotz unschätzbarer Leistungen immerhin erst im Plan uns vorliegt.

Kants mystische Weltanschauung) 1889. Studien auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften, 2 Bde, 1890/91. Der Spiritismus 1893. Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften, 2 Bde., 1893/94. Die Magie als Naturwissenschaft (1. Theil: Die magische Physik) 1899. Der Tod, das Jenseits 1899. Litteratur: Dippel, Der neuere Spiritismus 1897. Maack, F., Okkultismus. Was ist er? Was will er? Wie erreicht er sein Ziel?

Wundt, Wilhelm. Geb. 1832 im Badischen, 1857 Habilitation als Mediziner in Heidelberg, 1865 außerordentlicher Professor der Physiologie, 1874 Professor der induktiven Philosophie in Zürich, seit 1875 Professor der Philosophie in Leipzig, Begründer und Leiter des vorbildlichen Institutes für experimentelle Psychologie. Werke: Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele 1863. 3. [illegible] fl. 1898. Die physikalischen Axiome und ihre Bezieh. zum Causalprinzip, ein C[illegible]el aus der Philosophie der Naturwissenschaften 1866. Grundzüge der ph[illegible]l[illegible]gie 1873—74, 4. Aufl. 1893. Ueber die Aufgabe der Philos. in der Gegen[illegible]t, [illegible]e, 1874. Einfluß der Philos. auf die Erfahrungswissenschaften, Rede, 1876. [illegible], 1[illegible]—83, 2. um-

Der Leipziger Professor hat zuerst in physikalischen Axiomen die größten Züge der Naturwissenschaft umschrieben. Auch der Philosophie hat er eine Definition gegeben. Aber sein Verdienst ist die Begründung einer physiologischen Psychologie, die durch das Experiment auf die Seele, die Einheit aller Bewußtseinszustände, wirkt. Als „Wissenschaft von den allgemeingültigen Formen unmittelbarer menschlicher Erfahrung und ihrer gesetzmäßigen Verknüpfung" sollte sie Grundlage der Geisteswissenschaften sein, der Philologie, Geschichte, Staats- und Gesellschaftslehre. Ihre Ergebnisse sollten zunächst der Erkenntnistheorie und der Ethik dienen. Hier hat Wundt sich in einer positivistischen und evolutionistischen Betrachtungsweise versucht, die an Spencer in der wissenschaftlich nachprüfenden, doch bei bestimmten Werthen verharrenden Anlage erinnert.

In zwei großgedachten Systemen endlich hat die Philosophie der Naturerkenntnis reizvolle Zugeständnisse gemacht.

Zunächst im Werke von Herbarts Nachfolger Lotze, der in seinem Konfessionsbuch „Mikrokosmus" die neue Grundstimmung geschildert hat: „So sind alle die freundlichen Begrenzungen zerfallen, durch die unser Dasein in eine schöne Sicherheit eingefriedigt lag; un-

gearbeitete Aufl. 1893—95. Essays 1886. Ethik, Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens 1886, 2. umgearb. Aufl. 1892. System der Philosophie 1889. 2. Aufl. 1897. Grundriß der Psychologie 1896. 2. Aufl. 1897. Seit 1881 Philosophische Studien mit eigenen und Schülerarbeiten. Litteratur: Th. Lipps, Die Aufgabe der Erkenntnistheorie und die Wundtsche Logik, Philos. Monatshefte 16, 1880, S. 529—539. Th. Achelis, Wundts Philos., Ztschr. für Philos. und phil. Kritik 91, 1887, S. 188—227. Joh. Volkelt in Philos. Monatshefte 27, 1891, S. 257—289, 409—430, 527—546. O. Külpe, Wundts Psychologie. Deutsche Rundschau XXIII 6, 1897.

Lotze, Rudolf Hermann. Geb. 1817 in Bautzen, 1834 Universität Leipzig, Studium der Medizin, vorwiegend philosophisches Interesse, 1839 Habilitation, Vorlesungen aus beiden Gebieten, 1844 als Professor der Philosophie und Nachfolger Herbarts nach Göttingen, 1881 nach Berlin, doch schneller Tod im Juli desselben Jahres. Werke: Metaphysik 1841. Medizinische Psychologie oder Physiologie der Seele 1852 Mikrokosmus, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit, 3 Bde., 1856—64, 4. Aufl. 1884 ff. 1. Bd. 5. Aufl. 1897. Geschichte der Aesthetik in Deutschland 1868. System der Philosophie, I. Th. Logik 1874, 2. Aufl. 1881, II. Th. Metaphysik 1879. Dictate aus s. Vorlesungen, in 8 Heften 1881—1884 herausgegeben. Kleine Schriften, Bd. 1—3, 1885—1892. Litteratur: E. Pfleidner, Lotzes philos. Weltanschauung nach ihren Grundzügen 1882, 2. Aufl. 1884. O. Caspari, H. Lotze in s. Stellung zu der durch Kant begründeten neuesten Geschichte der Philosophie 1883, 2. Aufl. 1894. Fritz Kögel, Lotzes Aesthetik 1886. Koppelmann, L.'s Stellung zu Kants Kriticismus, Ztschr. f. Phil. und philos. Kritik 88, 1886, S. 1—47. Th. Achelis, L.'s praktische Philosophie in ihren Grundzügen, Philos. Monatshefte 1886, S. 577—609. E. von Hartmann, Lotzes Philosophie 1888. Alf. Tienes, L.'s Gedanken zu den Prinzipienfragen der Ethik 1896. Stier, Joh., Das Unbewußte bei Lotze 1898. Kronenberg, Moderne Philosophen 1899.

ermeßlich, frei und kühl ist die Aussicht um uns her geworden." Lotze wollte dem Absoluten entsagen. Wenn er es wiedereinsetzte, so that er es doch unter der Form einer einheitlichen Substanz, durch welche die Zustände der Theilsubstanzen nach mathematischem Schema hindurchgehen würden. Er empfand eine „vollkommene Hochachtung" vor der ausgebildeten Methode und der geistigen Kraft der Naturwissenschaften. Und ihre Spuren trägt er, obgleich ihn sein metaphysischer Trieb zu einer Ethik mit absolut werthvollen Verhältnissen und einer über das Wissen erhabenen Gottesidee verführte. Auch, wer seine Weltanschauung nicht nachfühlt, läßt sich von seiner sympathischen Persönlichkeit gewinnen.

Einer ähnlichen Veranlagung begegnen wir in der Spekulation eines G. Th. Fechner. Er war nach seinen Worten im Gegensatz zu jeder Philosophie, die sich über die Dinge stelle, ohne von ihrem Grund zu ihrer Spitze aufgestiegen zu sein. Er nahm an, daß zwischen der göttlichen Bewußtseinseinheit und den menschlichen die der Erde und Himmmelskörper ständen. Diesen Glauben spricht Fechner im „Zend Avesta" aus. Er hatte Forscherneigungen und zugleich eine kindliche Religiosität, der die Gestirne als Engel erscheinen, und die über die irdsche Sphäre nach einem himmlischen Reiche strebt. Unter den Menschen stehen ihm die beseelten Pflanzen. „Wie spärlich", so motivirt er in seiner Schrift „Nanna", „würde überhaupt nach Wegfall der Pflanzen aus dem Reiche der Seelen die Empfindung in der Natur verstreut sein, wie vereinzelt dann nur als Reh durch die Wälder streifen, als Käfer um die Blumen fliegen; und sollten wir der Natur wirklich zutrauen, daß sie eine solche Wüstenei ist, sie, durch die Gottes lebendiger Odem geht?" Fechner wollte, daß der Mensch in ein höheres Leben eingehen und sich dann nur noch erinnern werde. Doch das sind für ihn nur Glaubenssätze der „Tagesansicht".

Fechner, Gustav Theodor. Geb. 1801 in Groß-Särchen bei Muskau, 1817 auf die Leipziger Universität, 1834 ordentlicher Professor der Physik daselbst, Augenleiden, nach der Genesung nur öffentliche Vorlesungen über Naturphilosophie, Anthropologie, Beziehungen zwischen Leib und Seele, Aesthetik u. a.; Tod 1887. Werke: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode 1836, 3. Aufl. 1887. Ueber das höchste Gut 1846. Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen 1848. 2. Aufl. 1899. Zendavesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits 1851. Ueber die physikalische und philos. Atomlehre 1855, 2. Aufl. 1864. Elemente der Psychophysik, 2 Thle., 1860, 2. Aufl. 1889. Ueber die Seelenfrage, ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden, 1861. Zur experimentalen Aesthetik 1871. Vorschule der Aesthetik, 2 Thle., 1876. 1. Thl. 2. Aufl. 1898, 2. Thl. 1898. Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht 1879. Revision der Hauptpunkte der Psychophysik 1882. Ueber die psychischen Maßprinzipien und das Webersche Gesetz Philos. Stud. IV, 2, 1887. Humoristische Schriften unter dem Pseudonym Dr. Mises. Litteratur: J. E. Kuntze, Fechner 1892. Th. Simon, Leib und Seele bei Fechner und Lotze 1894. Kurd Laßwitz, Fechner 1896. — El. Müller, Zur Grundlegung der Psychophysik 1878. Ad. Elsas, Ueber die Psychophysik 1886.

Wissenschaftlich hat er die Psychophysik erweckt. Die Welt bestehe aus seelischen Einheiten, deren Entwicklung mit der physischen Gesetzlichkeit parallel verlaufe. Körperliches und Geistiges seien so identisch. Unterhalb der Bewußtseinsschwelle ist alles Geschehene für uns materielle Natur, oberhalb der Schwelle das Leben unsrer Seele, das in Gesellschaft, Sitte, Kunst und Religion sich vollzieht.

Auch in ästhetischen Studien hat Fechner seinen feinen Sinn offenbart. Er gab sich nicht mit der begrifflichen „Aesthetik von oben" ab, sondern mit einer empirischen „Aesthetik von unten". Seine „Vorschule der Aesthetik" steht auf naturwissenschaftlich-induktivem Boden. Auszuzeichnen sind seine Untersuchungen über das Assoziationsprinzip.

In psychologischer Richtung liegt die ganze fördernde Arbeit der letzten Generation. Aber das Problem der Gegenwart ist ein anderes. Die liebenswürdigen Vermittler und Mehrer, die Thatsachen zusammentragen, stehen abseits. Es gilt eine Besinnung in den Tiefen.

V.

Die Naturwissenschaften und ihre Consequenzen für die moderne Philosophie.

Stirner.

In mählichem Fortschritt hatte der Geist die Illusion abgeschworen. Es gab keine Philosophie mehr, die von der neuen Naturhaftigkeit unberührt geblieben wäre. Aber wir sahen, daß bis jetzt noch jeder Denker Halt gemacht hatte. Die gesellschaftlichen Werthe, die der Humanismus als „Wesen des Menschen" darstellte, die der Positivist Comte in einer Beurtheilung Kants „la nécessité sociale" genannt hat, sollten über der Debatte stehen. Nur Schopenhauers künstlerische Weltanschauung hatte dem durch ihre Stimmung widersprochen. Im übrigen herrschte die rationale Sittlichkeit, indes die moderne Weltansicht das Ethische nicht anders als alles sonstige Leben des Geistes der Entwicklung unterwerfen, es aus den physiologischen Bedingungen der Rasse oder des Einzelnen hervorgehen lassen mußte. Immer stärker und leidenschaftlicher wurde die Notwendigkeit dieser Erkenntnis, indes die liberale Verabredung, die sie hemmte, mit einer Gleichgültigkeit das unterirdische Wühlen in den Seelen verkannte, welche die Epoche zu einem stummen, aber desto schädlicheren Kampfe zwang. Der Individualismus war die Aeußerung der unbefriedigten Impulse.

Allenthalben hat die letzte Generation seine Wucht verspürt. Die meisten europäischen Litteraturen zeugen davon. Das ist Ibsens Empörung gegen die verjährten Mächte, gegen die „Gespenster", die da im Lande umgehen, seine Auflehnung gegen die Lügen, die „verschimmelten Wahrheiten" der öffentlichen Meinung. Das ist der Protest des Holländers Multatuli gegen die „zehn Autoritäten", seine Versuche, die „schwärende Krankheit" zu heilen, „an der das Volk leidet: die Lüge", den Alpdruck der unsichtbaren gesellschaftlichen Gebote von der Menschheit zu nehmen, die sie einschnüren und ihr die Freudigkeit rauben, wie kleinen Kindern, die man mit der Drohung vom schwarzen Hund erschreckt. Daher die Accente in dem, was wir weniger ursprünglich in Deutschland als moderne Litteratur begreifen, und die doch auch hier in Romanen und Drama eine überraschende Heftigkeit erlangt haben.

In der philosophischen Bewegung hat sich das sehr früh bei einer ganz isolirten Persönlichkeit angezeigt. Max Stirner ist von seinen Zeitgenossen fast übersehen worden. Sein Buch „Der Einzige und sein Eigenthum" wurde lange nur als ironische Karrikatur der Feuerbachschen Religionskritik aufgeführt. Erst in der jüngsten Frist hat man ihm die vorenthaltene Gerechtigkeit erwiesen. In seiner „Theorie des Anarchismus" hat Rudolf Stammler die geschichtliche Bedeutung des Mannes charakterisirt, der diese seltsame Nachwirkung geübt hat. Aber erst John Henry Mackay hat ihn uns ganz gegeben.

Er war ein Berliner Töchterschullehrer, der in Dürftigkeit dahinlebte. „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt" hat er den „Einzigen" gewidmet. Mit Uebersetzungen gab er sich nachher ab. Er hat auch eine „Geschichte der Reaktion" geschrieben. Scheu und ohne Glück ist er durchs Leben gegangen. Aber noch rüttelt uns die Kühnheit auf, mit der er sich als Eigner und Schöpfer der Gedanken fühlte. „Wie Fieberphantasien", so heißt es bei ihm, „umschwebten und erschütterten sie mich, eine schauervolle Macht. Die Gedanken waren für sich selbst leibhaftig geworden, waren Gespenster, wie Gott, Kaiser, Papst, Vaterland u. s. w. Zerstöre ich ihre Leiblichkeit, so stoße ich die Geister oder Ideen zurück in ihre Eitelkeit." Das ist seine schmetternde Kriegserklärung.

Stirner hat den Evolutionismus für die Sittlichkeit vorweggenommen, den viel später die naturwissenschaftliche Weltanschauung

Stirner, Max. Pseudonym für Caspar Schmidt, geb. 25.11. 1806, lange Jahre Schullehrer in Berlin, dann Litterat, Verfasser einer zweibändigen Geschichte der Reaktion (1852) und Uebersetzer der nationalökonomischen Werke von Say und Smith, starb am 26. 6. 1856 in Armut. Werke: Der Einzige und sein Eigenthum 1845, 2. Aufl. 1882; in der Universalbibliothek Ausgabe von P. Lauterbach 1892. Kleinere Schriften hrsg. von John Henry Mackay 1898. Litteratur: Bolin, Ludw. Feuerbach, S. 98—112. Schellwien, M. Stirner und Friedrich Nietzsche 1892. Jul. Duboc, Das Ich und die Uebrigen 1897. Mackay, Max Stirner, sein Leben und sein Werk 1898. Kronenberg, Moderne Philosophen 1899.

ausgestalten mußte, obwohl sie zögerte. Auf anderen Wegen kommt er dazu. Er polemisirt gegen die Feuerbach und Bauer, gegen den Humanismus. Daß über das Individuum „der Mensch“ gestellt und alle „Wahrheiten“, „Rechte“ und „Ideen“, die sich aus seinem Begriffe ergeben, als Offenbarungen eben dieses Begriffes verehrt und heilig gehalten werden, flößt Stirner eine trotzige Angst ein, womit er sich der drückenden Last erwehren will. „Ich selbst habe keinen Geist gesehen“, so lautet seine Satire, „aber meiner Großmutter liefen sie aller Wege zwischen die Beine, und aus Vertrauen zur Ehrlichkeit meiner Großmutter glauben wir an die Existenz von Geistern“. Der ethische Rationalismus hat seinen Autoritäten die Eigenschaften des Göttlichen bewahrt. Darum vereinigt Stirner alle, die an dieses Wesenhafte glauben, als fromme Leute, den wütendsten Atheisten wie den gläubigsten Christen. Sie sind Besessene, die nur dem Guten, der Tugend, dem Gesetze oder irgend welchem „Prinzip“ unterthan sind. Auch die von der traditionellen Religion Losgelösten schaudern vor dem, was ihre Moral als „Verbrechen“ empfindet. Es ist eine nur umgewandelte Frömmigkeit, die ebenso wenig an ihre sozialen Lebensbedingungen zu rühren verstattet, die sie als „Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung und des Staates“ aufrecht erhält. Von Neuem haben sich „vornehmste Wahrheiten einer natürlichen Religion“ herausgebildet, die unbestritten sein sollen gleich den überwundenen. „Mit eingegebenen Gefühlen“, sagt Stirner, „vollgestopft, erscheinen wir vor den Schranken der Mündigkeit. Unsere Ausrüstung besteht aus erhebenden Gefühlen, erhabenen Gedanken, begeisternden Grundsätzen, ewigen Prinzipien.“ Den Protestantismus klagt er als Typus dieser Klassensittlichkeit an.

Es ist der Protestantismus des Bürgerthums, das sich durch absolute Vernunftgesetze sichern wollte. „Was Jahrtausende ersehnt und erstrebt wurde, jenen absoluten Herrn zu finden, neben dem keine anderen Herren und Herrchen mehr Macht verkürzend beständen, das hat die Bourgeoisie hervorgebracht.“ Durch die Rechtsgleichheit hat sie die Persönlichkeit aufgehoben, die größeren Korporationen ausgeschaltet und sich im Staat als Nation verallgemeinert. Der „freie Mensch“, wie sie ihn versteht, ist nichts als der willige Staatsdiener. Politische Freiheit, Religionsfreiheit und Gewissensfreiheit besagen nur, daß Staat, Religion und Gewissen frei sind, nicht das Individuum von ihnen. Die Moral, zu der sich das Bürgerthum bekennt, hängt aufs engste mit seiner ökonomischen Verfassung zusammen. Ehrlicher Geschäftsbetrieb, Ansässigkeit und festes Einkommen sind seine Forderungen, indes die gefährlichen „Einzelnen oder Vereinzelten“, deren Existenz nicht auf sicherer Basis ruht, als „Proletariat“ ausgestoßen, ihre Thätigkeiten als „brotlose Kunst“ geächtet werden. Das ist die „Mittelmäßigkeit der schönen Mitte“. Sie weiß recht genau, wo ihre Interessen beginnen. Nicht gegen das Bestehende überhaupt, sondern nur gegen „dieses Bestehende“ hat sie ihre Revolution gerichtet. Ihr Umsturz ist ein Aufbau geworden. Der einzige

Unterschied ist der von altem und jungem Philister. Wollte man, so meint Stirner, das Privateigenthum und damit die Sklaverei der Arbeit beseitigen, dann wäre der liberale Staat, der Rechtsstaat der „Vossischen Zeitung" verloren.

Aber er will auch nichts von den ethischen Rationalisten wissen, die sich als klassenlose Menschenfreunde geberden. Sie sind doch nur verkappte Pfaffen, die weit davon entfernt, alles Menschenmögliche als menschlich anzuerkennen, die Eigenheit bekämpfen. Noch sind sie im Sinne des Fortschritts. Aber sie werden bald genug mit ihrer die Individualität brechenden Unduldsamkeit hervortreten.

Zuletzt weist Stirner den Socialismus als „socialen Liberalismus" zurück. Denn seine Ordnung ist eine neue unpersönliche Gewalt, die als Oberhoheit mit Hingebung verehrt werden will. Ein neues höchstes Wesen, die Gesellschaft, nimmt uns nun in Beschlag. Die Menschenpflicht wird zur Socialpflicht. Und Stirner ist der erste, der in einer politischen Epoche gegen die Herrschaft der Partei Front macht, welche die Abtrünnigen mit dem Makel der Untreue befleckt und Leib und Seele ihrer Glieder beansprucht.

So verfällt er einem wilden, alle Lauheit endenden Pathos, dem Pathos der gegenwärtigen Stunde, das zur That aufruft. Er hebt seine Hände hinaus über ein Zeitalter der Heuchelei, das zwischen Sittlichkeit und Egoismus seine feinen Fäden der Täuschung und Selbsttäuschung webe und durch die Erbärmlichkeiten einer religiösen Philosophie, einer konstitutionellen Monarchie die Entscheidung umschleicht. Er reißt das Individuum aus der Resignation, mit der es dem Widersinn sich fügt und seine Sinnlichkeit ertöten läßt. „O Lais, o Ninon", sagt er im Stil der jungdeutschen Litteratur, „wie thatet Ihr wohl, diese bleiche Tugend zu verschmähen. Eine freie Grisette gegen tausend in der Tugend grau gewordene Jungfern". Aber sein Trost ist, daß theologische und bürgerliche Moral, die „wilden Thiere der Geschichte" sich ebenso wie die der Natur zerfleischen und den „Boden der Auferstehung düngen" würden. Bettelhaft wenig, so etwa sind seine schmerzlichen Worte, fast gar nichts ist uns geblieben, alles ist uns entrückt und versagt, und aufschreiend im Hunger schweifen wir um die Mauern der Welt des Heiligen, bis wir den Sprung wagen, durch die Pforten in das Heiligthum stürzen und die Hostie verzehren.

Das ist die Befreiung, die Stirner bringen will. Aus der Gefangenschaft entbietet er das Ich zur Größe. Denn es ist nun nicht mehr das Unmenschliche, es ist mehr als Mensch und gewaltiger als andere Menschen. „Ein Recken der Glieder", so wird inbrünstig verkündet, „schüttelt die Qual der Gedanken ab. Aber die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Aufjauchzens konnte in der langen Nacht des Denkens und Glaubens nicht erkannt werden". Nicht Götter mehr und Götzen, sich selbst soll das Individuum offenbaren. Sein Herrscherwille soll die Werthe festsetzen, nach dem Genusse soll es aufbegehren, nicht schächerhaft sich bescheiden. Dann darf es entwickeln,

was in ihm ist, ohne daß fernerhin die Rücksichten auf die Harmonie der Gesellschaft, auf die Familienpietät, welcher die Schwachen geopfert werden, es einengen. Es soll sich nicht mehr eine Zufälligkeit, sondern selbst Weltgeschichte sein. Der Untergang der Völker und der Menschheit wird das Ich zum Aufgang einladen. „Geht ein denn zur Ruhe", ist die Losung, die Stirner unter dem Glockenläuten der deutschen Jahrtausendfeier hinaussendet, „zum Nimmerauferstehen, auf daß alle frei werden, die ihr so lange in Fesseln hieltet. — Tot ist das Volk! Wohlauf Ich!" Er flucht der dumpfen Qual des Gedankens, der „Qual eines spukenden Geistes, der von jedem Hahngeschrei in nichts zerrinnt und doch nach Erlösung und Erfüllung schmachtet". Nun scheidet das Ich aus dem öden Hause der Verstorbenen, die Menschheit trägt es zu Grabe und als lachender Erbe nimmt es die Welt in Besitz.

Aber Stirner schafft dem noch eine Erweiterung. Er will, daß die Individuen unter einander zu einem „Verein von Egoisten" zusammenträten. Diesem soll keine Heiligkeit und keine geistige Macht gebühren. Nicht er soll uns, sondern wir ihn besitzen. Ueber der Pforte der neuen Zeit steht ein: „Verwerthe Dich!" Stirners ökonomische Forderungen für diese Gruppe wenden sich gegen den communistischen Anarchismus Proudhons. Er meint, daß der Privateigenthümer, der nur von der Gnade des Rechtes lebt, in Wahrheit ein Eigenthumsloser, ein überall Ausgeschlossener sei. In unbeschränkter Freiheit sollen die Eigenen sich auseinandersetzen. Ist dem Ich an einer Person gelegen, so zahlt sie ihm schon mit ihrer Existenz; liegt ihm an einer Eigenschaft der Person, so erkauft sie ihre Willfährigkeit. Das Liebesempfinden ist für Stirner eine Erhöhung der eigenen Lust, ein egoistisches Genießen. Aber er ist nicht fühllos und dürftig, wie man aus seinem harten Spruche gelesen hat: „Wißt ihr ein anderes Wort, so wählt es immerhin, dann mag das süße Wort der Liebe mit der abgestorbenen Welt verwelken". Dieser scheue Privatgelehrte träumt von einer freien Neigung freier Individuen, die nichts mit menschlich beaufsichtigter und geheiligter Liebe gemein hat. Und weil er deren Bande zersprengen, allen Gemächlichkeiten entsagen, nicht sich einrichten, sondern auf- und emporrichten will, so wird er parador und schonungslos.

Er war sich bewußt, die Sittlichkeit von absoluten Werthen gereinigt zu haben. Gar arg hat wohl das Schicksal ihn niedergedrückt, wenn ihn das Wagnis, sündlos und selbstherrlich zu sein, so qualvoll erregte. Seine Seele war schwer und wünschte sich das Reiche, Glänzende, Leichte der Gedankenlosigkeit nur herbei. Er mühte sich Instinktmensch zu sein, in dem nach dem Tod des Wissens der Wille auferstände. Sein Temperament zog ihn hernieder, und viele, in denen dasselbe Ringen stattfand, sind gleich ihm vorzeitig zu Grunde gegangen.

* * *

Feuerbach hat ihn den „genialsten und freiesten Schriftsteller" genannt. Aber ein Mächtigerer, ein Vollkünstler aus den Höhen der Kultur, hat all die anderen für uns verdrängt. Auch den Reformator Paul de L a g a r d e, der seine anders gerichtete Sehnsucht nach einem freien und starken Menschenthum in dem Deutschland, das von Individualität nichts weiß, unerfüllt sah und heimging, zu „schlafen bis in den Morgen und wieder in die Nacht, weg über manchen Morgen, weg über manche Nacht." Das Zeitalter Bismarcks hat die Dimensionen des Staatszwanges noch gesteigert. Das industrielle Deutschland hat, je kunstvoller sein Wirthschaftsorganismus wurde, desto mehr an Initiative, an spontaner Volkskraft eingebüßt und den Protestantismus des Geistes beibehalten. Daran mußten sich die Unabhängigen zereiben.

Oder sie sind Fremdlinge geworden, wie es Friedrich Nietzsche that.

Friedrich Nietzsche.

„In Wien, in Petersburg, in Stockholm, in Kopenhagen, in Paris, in New-York, überall bin ich entdeckt; ich bin es nicht in Europas Flachland, Deutschland", so hat Nietzsche im Jahre 1888 klagen müssen. Auch als Georg Brandes, der „damit noch einmal mehr bewiesene Psychologe", in Vorlesungen ihm Anhänger geworben hatte, beschränkte sich sein Einfluß bei seiner eigenen Nation auf eine litterarische Elite. Bis selbst die Dutzendschreiber auf ihn aufmerksam wurden. Die Tagespresse hat von seinem Werk nichts als mißverständliche Aeußerlichkeiten der Oeffentlichkeit überliefert. In dieser Form ist er in der großbürgerlichen Gesellschaft eine Zeit lang Mode gewesen. Die Fachkreise urtheilten: Ein Philosoph in dem Sinne, in welchem wir diesen Ausdruck anwenden, war Nietzsche nicht". Man fand, ihn herabzusetzen, nichts vernichtenderes, als daß man ihn als „guten Schriftsteller" brandmarkte. Man warnte vor ihm als vor einer Gefahr. Mit so viel Unfreiheit und Mißgunst der „Täglich-Abgenützten" hatte eine erstaunliche Weltanschauung zu ringen, die zu den größten, wunderprächtigsten Ereignissen dieses Jahrhunderts ge-

Nietzsche, F r i e d r i c h. Geb. 15. 10. 1844 in Röcken bei Lützen, Pfarrerssohn, 1849 Tod des Vaters, Erziehung in Naumburg a. d. S., Besuch der Landesschule Pforta. Nach Studien in Bonn und Leipzig wird er schon 1869 außerordentlicher Professor der Philologie in Basel, dann ordentlicher Professor (Umgang mit Jakob Burkhardt), erkrankt nach dem Kriege (1871), bei dem er freiwilliger Krankenpfleger

hört, eine Persönlichkeit, in der die subtilsten Regungen unserer Kultur ihre Stätte hatten.

Aber es ist häßlich, daß man die Tragik seiner körperlichen Existenz gegen ihn ausgespielt hat. Denn sein Leben hat eine tiefe und unzerstörbare Herrlichkeit hinterlassen, die ihm jede Schmähung ersparen mußte. Er war ein vornehmer, feiner, reizbarer Mensch, der schon als Kind durch die Harmonie seines Wesens auffiel. Er stammte aus einer Familie von Predigern, glaubte jedoch, und seine Schwester hat das beweisen wollen, das Blut des polnischen Adels zu haben. Die Mutter erzog ihn. Auf der Landesschule Pforta suchte er die „Starrheit einer gesetzlich bestimmten Zeitordnung und Zeitbenutzung" zu brechen und überließ sich einer „bisweilen ausbrechenden Leidenschaftlichkeit". Nach den Studentenjahren trat er in den Bildungskreis einer künstlerisch gestimmten Philologie ein. Stets umgab ihn ein erlesene Gesellschaftssphäre. Dann kam die Krankheit, ein Augenübel, das er sich im französischen Kriege zugezogen hatte, und das auf eine Gehirnaffektion zurückgeführt wird. Es legte eine „schwere, schwere Last" auf ihn. Sils-Maria im Ober-Engadin, dessen silbergraue Landschaft er uns dargestellt hat, wurde sein Lieblingsaufenthalt. Dabei setzte er sein verzehrendes Gedankenschaffen fort. Bis es dunkel wurde und grausames Siechthum einem Geist die Ruhe gab, der friedlose Helligkeit in sich getragen hatte.

Er war der künstlerischste Mensch der deutschen Philosophie. Der Litteratur hat er einen neuen Stil gegeben, in einem blendenden und bannenden Werke, voll von Farbe und tönendem Rythmus. Nie ist das Gefallen an „Sprachdingen" differenzirter gewesen als in diesem Denker, der mit geheimer Sehnsucht die Besten der Franzosen las. SeineSprache fließt bald eindringlich daher, bald ist sie geschliffen wie ein funkelnder Dolch, bald reißt ihn dichterisches Selbstvergessen mit sich; aber stets ist sie kostbar, zu den flüchtigsten Empfindungen beugt sie sich nieder. Allein die Nuance wechselt. Er hat durchschaut, daß jede Weltanschauung das „Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires" sei. Seine ganze Seele vibrirt in seinen Ideen, in neuen Stimmungen und neuen Formen. Mit unvergleichlicher Sensibilität hat er erfaßt, was in ihm webte, die hastendsten Heimlichkeiten der einzelnen Phasen seiner Persönlichkeit. Mit großer Milde hat er die Süßigkeit eines Geschickes erzählt, das nach kranken Träumen der Genesung entgegengeht: „Ein

gewesen war, und muß 1879 seine Stelle aufgeben. Aufenthalt in der Schweiz, Italien und Deutschland, am liebsten zu Sils-Maria im Ober-Engadin oder an der Riviera. Noch 1882 der Plan zu zehnjährigen naturwissenschaftlichen Studien. Frühjahr 1889 in Turin Ausbruch der Geisteskrankheit. Er lebte seitdem in Naumburg, dann in Weimar, wo er am 25. 8. 1900 einem Schlaganfall erlag. Werke: Geburt der Tragödie 1872, Unzeitgemäße Betrachtungen 1873—76, Menschliches, Allzumenschliches, 3 Thle., 1878—80 (der 3. Theil anfangs betitelt: Der Wanderer und sein Schatten), Morgenröthe 1881, Fröhliche Wissenschaft 1882, Also sprach Zarathustra 1.—3. Theil 1883

blasses, feines Licht und Sonnenglück ist ihm zu eigen, ein Gefühl von Vogelfreiheit, Vogelumblick, Vogelübermut, etwas drittes, in dem sich Neugierde und zarte Verachtung gebunden haben". Dann wieder ist es ein „Frohlocken der wiederkehrenden Kraft, des neu erwachten Glaubens an ein Morgen und Uebermorgen, des plötzlichen Gefühls und Vorgefühls von Zukunft, von nahen Abenteuern, von wieder offnen Meeren, von wieder erlaubten, wieder geglaubten Zielen". Bald hebt sich aus düsteren Hintergründen eine jauchzende Spenderseligkeit, die im Reigenschritt des Tänzers wandelt. In die schlichten und großen Linien einer sonnenüberleuchteten und wolkendurchzogenen Gebirgslandschaft ist Nietzsches symbolistisches Buch mit seinen Wunderthieren, Stickereien und Zierraten eingeschlossen. An unverbrauchten Gleichnissen reich, wallt die vielverschlungene Sprache indischer Heiligenlegenden auf und nieder, welche die phantastischen Perspektiven der orientalischen Fabelwelt unsren Sinnen nähert. Das ist von berückender Schönheit. „Meine weise Sehnsucht", verkündet dieser Dichter, „schrie und lachte aus mir, die auf Bergen geboren ist, eine wilde Weisheit wahrlich! — meine große flügelbrausende Sehnsucht. Und oft riß sie mich fort und hinauf und hinweg und mitten im Lachen, da flog ich wohl schaudernd, ein Pfeil, durch sonnentrunkenes Entzücken; — dorthin, wo Götter tanzend sich aller Kleider schämen!" Irgendwo hat Nietzsche für den Gelehrten der Zukunft einen „kühnen, Stilideal des Mannes, mit den abgründigen Sucher- und Versucherleichten, zarten Gang und Lauf" der Gedanken und eine „Hoheit herrschender Blicke und Niederblicke" verlangt. So aristokratisch war das augen, dessen Gedichte zum reichsten der modernen Lyrik zählen, auch wenn die Prunkgewänder kleiner Sektenpriester längst verblichen sein werden.

Als Jünger Schopenhauers hat er sein schriftstellerisches Wirken mit der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" begonnen. Es ist eine der genialsten Darbietungen hellenistischer Litteratur, eine „Artistenmetaphysik", die, wie Nietzsche sich später vorgeworfen, allzu sehr mit begrifflichen Formeln das Fremde, Neue, Lebensvolle ausdrücken suchte. Aber man wird eine heidnische Klarheit von dieser Studie fühlen, welche die griechische Kunst in unabhängiger Konzeption aus zwei Trieben bestimmte, dem apollinischen des Traumes, des schönen Scheines, und dem dionysischen des Rausches, worin der Schleier der Maja, vernichtet wird und das Indivi-

bis 84, 4. Theil 1891, Jenseits von Gut und Böse 1886, Zur Genealogie der Moral 1887, Fall Wagner 1888, Götzendämmerung 1889. Die von Fritz Kögel und Ed. v. d. Hellen redigirte Gesamtausgabe (erste Abth., 8 Bd., 1895) enthält außerdem: Nietzsche contra Wagner, Der Antichrist als 1. Buch des „Willens zur Macht"), Gedichte. Die 2. Abth. soll unvollendete Schriften und Fragmente, Entwürfe, Nachträge, Aphorismen enthalten. Bisher erschienen 2 Bde. (1896) mit Entwürfen aus den Jahren 1869—76. Also sprach Zarathustra, Miniaturausgabe 1897. Die 2. Abtheil. 3. u. 4. Bd. 1897. — Der 12. Band der Gesammtausgabe wegen der nach

duum sich im Allleben fühlt. Das wahrhaft Seiende und Ur-Eine, so ahmte Nietzsche die Willensmetaphysik des Meisters nach, brauche als das Ewig-leidende die entzückende Vision zu seiner steten Erlösung. Er faßte die griechische Tragödie als Verschmelzung der beiden Prinzipien auf und als die Mysterienlehre, die der Tragödienchor ausspreche, die „Grunderkenntnis von der Einheit alles Vorhandenen, die Betrachtung der Individuation als des Urgrundes des Uebels, die Kunst als die freudige Gewißheit, daß der Bann der Individuation zu zerbrechen sei, als die Ahnung einer wieder hergestellten Einheit". Es ist die Blüthezeit des Hellenismus, von der Nietzsche redet. Die spätere „griechische Heiterkeit" ist seinem künstlerischen Pessimismus, den er nachher selbst als eine „intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche und Böse" gedeutet hat, nur die Heiterkeit des Sklaven. Mit der rationalistischen sokratischen Tendenz, mit dem Typus des theoretischen Menschen tritt die Auflösung und Verflachung ein. So eilt die Wissenschaft dahin, wo ihr armer Optimismus scheitert. Das aber ist die Entstehung einer neuen Form der Erkenntnis, der tragischen Erkenntnis. Ihr Heilmittel ist die Kunst.

Die so aus der Vernunftherrschaft sich erhebende Kultur der „künstlerischen Resignation" überträgt Nietzsche auf die moderne Lage. Die zu Posse und Ballet erniedrigte Zeit, durch die ein Bruch und eine geheime Verwirrung geht, will er befreien. Er träumt von einer heranwachsenden Generation mit einem heroischen Zug ins Ungeheure, vom kühnen Schritt der „Drachentöter", die allen Schwächlichkeitsdoktrinen den Rücken kehren würden. Den tragischen Menschen will er erwecken, „der mit unbewegtem Blick dem Gesamtbilde der Welt sich zuwendet und in diesem das ewige Leiden mit sympathischer Liebesempfindung als das eigene Leiden zu ergreifen sucht". Die Not einer Kunst will er enden, die nur an alle großen produktiven Perioden und Naturen imitatorisch sich anlehnen könne und in ihrer Unlust und Ohnmacht ewig hungern werde. Er begrüßt das allmähliche Erwachen einer Macht, die man seinen Worten nach als das „Schrecklich-Unerklärliche" und „Uebermächtig-Feindselige" noch empfindet, die deutsche Musik der Bach, Beethoven und Wagner. In der Philosophie sieht Nietzsche die Umwandlung in Kant und Schopenhauer. Die Presse hat den Volksgeist geschädigt; nun soll er als ästhetischer Zuschauer wiedergeboren werden. Das sind des jungen Denkers selige Hoffnungen auf deutsches Wesen, die er später enttäuscht sah. Er

Frau Förster-Nietzsche „wissenschaftlich ganz verfehlten" Veröffentlichung aus dem Buchhandel zurückgezogen. Ueber den Nachlaß wird berichtet: Als Manuscriptschätze des „Nietzsche-Archivs" sind vorhanden und zum Theil auch schon in die Gesamt-Ausgabe übergegangen, abgesehen von den Briefsammlungen, den 16 Druckmanuscripten und einigen Dutzend mit losen Blättern gefüllten Mappen, hauptsächlich 160 Oktav-, Quart- und Foliohefte. Darunter sind 43 Notiz- und Taschenbücher, 51 Hefte philologischen und 66 Hefte allgemeinen Inhalts. Mit der Herausgabe sind nicht mehr Dr. Koegel und E. v. d. Hellen beschäftigt, sondern Peter Gast, Dr. Ernst und [illegible]

mußte sich vergewissern, daß es eben damals zur Vermittelmäßigung, zur Demokratie, zu einer banausischen Gesittung überging.

So verstehen sich auch die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, die in seiner Produktion an dieser Stelle folgen und all seine Verehrungen und Anklagen bereits enthalten. Wieder ist es der sokratische, rationalistische Optimismus, den er hier in der Persönlichkeit des David Strauß, des „Philisters als Stifters der Religion der Zukunft“, mit meisterlichem Sarkasmus befehdet. Die Ironie liegt darin, daß es sich um einen von allen Oeffentlich-Meinenden anerkannten Publizisten handelt, dessen Nichtigkeit ein wahrhafter und wundersamer Sprachbilder hier erweist. Er ist ihm eine Gewähr dafür, daß in Deutschland mit der Errichtung des bourgeois-militärischen Staates der Begriff der Kultur verloren gegangen sei. Nietzsche will Einheit des Stils in sämtlichen Lebensbethätigungen, aber er findet Stillosigkeit, ein „chaotisches Durcheinander aller Stile“ vor. Das ist ihm nicht Kultur, sondern Barbarei, und die Erkenntnis, daß es bis jetzt keine originale deutsche Kultur gebe, zieht ihn mit ihrer Schwermut herab. Die bürgerliche Gesellschaft, so schließt er, habe verlernt, lebendig und tot, echt und unecht, Gott und Götze zu sondern.

Das gleiche Gefühl, von Ueberlieferungen überschüttet zu sein, die keine Befreiung mehr verstatten, offenbart der Essay „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“, der unter der Ueberschrift „Wir Historiker“ ein Beitrag zur Krankheitsgeschichte der modernen Seele werden sollte. Auch hier ist eine Auflehnung gegen die Vergangenheit, die uns zum Bewußtsein unsrer Epigonenhaftigkeit erziehen möchte. Im Gegensatz dazu verlangt Nietzsche nach dem Unhistorischen, nach der „Kunst und Kraft vergessen zu können“, und seine reife Vollendung erblickt in Kunst und Religion als dem Ueberhistorischen die Weihe des Daseins. Sein individualistischer Drang läßt ihn gegen jede gesetzliche Interpretation der Geschichte Einspruch erheben. Schon ist sein Glaube der „aristokratische Radikalismus“, als den ihn Georg Brandes bezeichnet hat, und sein stolzes Bekenntnis lautet: „Das Ziel der Menschheit kann nicht am Ende liegen, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren“.

In diese Gemeinschaft der Edelsten führt uns auch „Schopenhauer als Erzieher“. Mit der Dankbarkeit des Mündigen nennt

Horneffer in Weimar und Dr. Arthur Seidl-München. Litteratur: Elisabeth Förster Nietzsche, Leben Fr. N.'s, 1. Bd. (bis 1869) 1895, 2. Bd. 1. Abth. 1897. — Lou Andreas-Salomé, Fr. Nietzsche 1894. Ola Hansson 1889. Stanisl. Przybyszewski, Zur Psych. des Individuums 1892. Ludw. Stein, Fr. N.'s Weltanschauung u. i. Gefahren 1893. Wilh. Weigand, Fr. Nietzsche 1893. Geo. Brandes, Menschen und Werke 1894. Mari, „Nietzsche-Kritik“. Ein Beitrag zur Kulturbeleuchtung der Gegenwart 1895. Rud. Steiner, Fr. Nietzsche, Ein Kämpfer gegen seine Zeit 1895. A. Tille, Von Darwin bis Nietzsche 1895. Geo. Simmel, Fr. N., Eine moralphilosophische Silhouette, Ztschr. für Philos. 107, 1896, S. 202—215. Kurt Breysig, N.'s ethische und soziologische Anschauungen, Jahrb. für Gesetzgeb. u. Verwaltung 1896. Al. Riehl, Fr. Nietzsche

Nietzsche den Philosophen des Pessimismus seinen Befreier auf dem Wege zu seinem Selbst. In ihm hatte er eine wohlthätige Kraft verspürt, wie sie von einem Naturgewächs auf das andere zauberhaft überströme. Ehrlichkeit, Heiterkeit, Beständigkeit und Unabhängigkeit rühmt er an dem Menschen. Er giebt ihm den Namen eines Vernichters, der an alles den Maßstab seiner Kritik gehalten habe. Das Martyrium, das Nietzsches Andacht preist, ist das freiwillig sich opfernde „Leiden der Wahrhaftigkeit". Und er übernimmt seine Erbschaft mit der These, die in seine eigene Zukunft hinüberzeigt: „Das Auge des Philosophen ruht auf dem Dasein; er will dessen Werth neu festsetzen". Ergänzend ist das vierte Stück der Betrachtungen, der „Richard Wagner in Bayreuth", ein leidenschaftlicher Hymnus auf den tragischen Künstler. Der Nibelungendichter wird als „Erneuerer des einfachen Dramas" gefeiert, als „Entdecker der Stellung der Künste in der wahren menschlichen Gesellschaft", als eine der ganz großen Kulturgewalten. Er ist der Alldramatiker und Urdramatiker, der uns zu tragischen Menschen umschafft. „Der Einzelne", das ist Nietzsches stürmischer Wille, „soll zu etwas Ueberpersönlichem geweiht werden. Und wenn die ganze Menschheit einmal sterben muß — wer dürfte daran zweifeln! — so ist ihr als höchste Aufgabe das Ziel gestellt, so ins Eine und Gemeinsame zusammenzuwachsen, daß sie als ein Ganzes ihrem bevorstehenden Untergang mit einer tragischen Gesinnung entgegengehe; in dieser höchsten Aufgabe liegt alle Veredlung der Menschen eingeschlossen".

Das ist die äußerste Ueberspannung der romantischen Weltanschauung, zu der Nietzsche gekommen ist. Bis er sich „überlebte" und in einer plötzlichen Ueberwindung sich eine Philosophie erwarb, die allem Früheren entgegengesetzt war.

* *
*

Eine neue Periode hebt an, positivistisch und losgelöst von der Metaphysik. Im Innersten seiner Persönlichkeit hatte sich diese Wandlung vollzogen. Sie wurde durch die Einflüsse fremder Theo-

als Denker in „Die Wahrheit", 73, 1896, S. 1—10. Derselbe, Fr. Nietzsche, Der Künstler und der Denker, ein Essay (vorzüglich) 2. Aufl. 1898. Türck, Hermann, Der geniale Mensch 1897, 4. Aufl. 1899. Ritschl, O., Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und beurtheilt 1897. Duboc, Dr. Jul., Anti Nietzsche 1897. Förster-Nietzsche, Wie der Zarathustra entstand, „Zukunft", VI 1, S. 11. Salis-Marschlies, Dr. Meta von, Philosoph und Edelmensch 1897. Mongré, Paul Sant' Ilario 1897. Grot, N., Nietzsche und Tolstoi 1898. Lichtenberger, La philosophie de Nietzsche 1898, deutsch 1899. Tienes, N.'s Stellung zu den Grundlagen der Ethik genetisch dargestellt 1899. Schellwien, Max

rien, wie des „kühnsten und kältesten Denkers" Paul Rée Untersuchungen über den Ursprung der moralischen Empfindungen unterstützt. Nicht das künstlerische Werk, sondern eine „freie, sehr freie" Wissenschaftskritik wird zum Prinzip.

Aber der Zwiespalt zwischen dem künstlerischen Menschen und dem der Erkenntnis hört in Nietzsche nimmer auf. Wohl trachtet er nach einer „historischen Philosophie, welche gar nicht mehr getrennt von der Naturwissenschaft zu denken ist" — so charakterisirt er selbst seinen Positivismus. Und diese Weltanschauung nimmt harte und scharfe Züge bei ihm an. Die Metaphysik mit ihren beglückenden und blendenden Irrthümern wird durch eine männliche Erkenntnis abgelöst, welche die unscheinbaren Wahrheiten pflegt und den „niedrigen, ja verachteten Stoffen" die herrlichsten Farben abgewinnt. Die „Fahne der Aufklärung mit den drei Namen Petrarka, Erasmus, Voltaire" will Nietzsche „von neuem weiter tragen". Darum rechnet er in grimmiger Selbstsucht mit seinen liebsten Illusionen ab. Er sieht in der Kunst nur noch das aus der religiösen Sphäre zurückgedrängte Irrationale. Die künstlerische Inspiration bewerthet er geringer als den „ernst und mühevoll erlesenen Kunstgedanken". Anstatt eines verhängnisvollen Geniekultus begehrt er eine langsame, vorsichtige Erziehung der Masse. Jetzt ist ihm nicht mehr die Musik an sich bedeutungsvoll, sondern diese Bedeutsamkeit erst durch den Intellekt in den Klang hineingelegt. So werden die Künstler zu Verherrlichern der religiösen und philosophischen Irrthümer der Menschheit. Ihre „Artisten-Genüßlichkeit" hat Nietzsche später einmal aus seiner Seele verweisen wollen. Der Künstler, so heißt es in der „Fröhlichen Wissenschaft", sei der von der Trunkenheit Besessene und Verhehler der Natürlichkeit, deshalb aber auch Ausnahme und Gefahr. Der Irrsinn, der in ihm ausbreche, bedürfe zum Gegengewicht der Vernünftigkeit der Menge, welche dem „gesunden Menschenverstande" anhängt. Der Rythmus in der Poesie sei ein Zwang, der eine unüberwindliche Lust miteinzustimmen erzeuge, ein Jahrhunderte alter Aberglaube, zu dessen Narren auch der Weiseste gelegentlich werde. Theater und Musik kennzeichnet Nietzsche mit einer an sich selbst wunden Heftigkeit als das „Haschich-Rauchen und Betel-Kauen der Europäer", das uns die ganze Geschichte der Narkotika erzähle. „Ehemals", so lautet ein Aphorismus, „waren alle Kunstwerke an der großen Feststraße der Menschheit aufgestellt, als Erinnerungszeichen und Denkmäler hoher und seliger Momente. Jetzt will man mit den

Stirner und Friedrich Nietzsche, Erscheinungen des modernen Geistes und das Wesen des Menschen 1892. Kaatz, Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches 1891—92. — Ansätze zu einer über Nietzsche hinausgehenden moderne Philosophie u. a. bei Julius Hart, Der neue Gott, J. und Heinrich Hart, Vom höchsten Wissen, vom Leben im Licht 1900, Max Messer, Die moderne Seele (Einfluß Tolstois und Maeterlincks), Matthieu Schwann, Sophia, Sprossen zu einer Philosophie des Lebens 1899.

Kunstwerken die armen Erschöpften und Kranken von der großen Leidensstraße der Menschheit bei Seite locken, für ein lüsternes Augenblickchen; man bietet ihnen einen kleinen Rausch und Wahnsinn an". Umsonst hat uns Nietzsche sein Heimweh nach einer „übermütigen, schwebenden, tanzenden, spottenden, kindischen und seligen Kunst", die uns die Freiheit über den Dingen erhalte, verraten. Eine große Trauer ist der Preis, den er für die Leugnung des Künstlerischen zahlt, und die Verzückung dieses Abschieds läßt ihn in eine fortreißende Klage ausbrechen. „Den Künstler" prophezeit der Aphorismus „Abendröthe der Kunst", „wird man bald als ein herrliches Ueberbleibsel ansehen und ihm wie einem wunderbaren Fremden, an dessen Kraft und Schönheit das Glück früherer Zeiten hing, Ehren erweisen, wie wir sie nicht leicht unseresgleichen gönnen. Das Beste an uns ist vielleicht aus Empfindungen früherer Zeiten vererbt, zu denen wir jetzt auf unmittelbarem Wege kaum mehr kommen können; die Sonne ist schon hinuntergegangen, aber der Himmel unseres Lebens glüht und leuchtet noch von ihr her, ob wir sie schon nicht mehr sehen".

Der neuen Erkenntnis hat Nietzsche sich auch später mit dieser unbarmherzigen Leidenschaft, der, wie er es an Schopenhauer empfand, jede Hoffnung fehlte, die aber die Wahrheit wollte, überlassen. Hinfort wird eine Art intellektueller Askese, die verneint, was sie bejahen, lieben, anbeten möchte, den Grundzug seiner Persönlichkeit ausmachen. Jules de Gaultier hat darin vielleicht mit Recht einen christlichen Atavismus erblickt. Alle Siege Nietzsches waren „rätselhafte, fragenreiche, fragwürdige" Siege, seine Wandlungen nur der Ausdruck eines „zähen Willens zur Gesundheit, der sich oft schon als Gesundheit zu kleiden und zu verkleiden wagt". Er wollte eine „grundsätzliche Einschränkung auf das Bittere, Herbe und Wehethuende der Erkenntnis", aber er seufzte doch immer unter den „düsteren und leidenschaftlichen Treiber", der ihn nirgends verweilen ließ, wenn er inbrünstig ihn um Ruhe anflehte. „Geist ist das Leben, das selber ins Leben schneidet", so hat er im „Zarathustra" das Unheil seiner Persönlichkeit gefaßt. Nur selten durfte dieser Erstling und doch Vollender ahnen, daß in der neuen Leidenschaft der Erkenntnis das Jahrhundert ein „neues Glück" sich finden werde.

* *
*

Der Natur hat er in all seinen Fieberträumen und wachen Gesichten zugestrebt. Er hat sie wundersam als ein großes Mittel der Beschwichtigung gefeiert, eine größte Uhr, deren Pendelschlag wir „mit einer Sehnsucht nach Ruhe, nach Heimisch- und Stillewerden anhören, als ob wir dieses Gleichmaß in uns hineintrinken und dadurch erst

zum Genuß unser selbst kommen könnten“. In der Zunahme des „Sinnes für Causalität“ sah er den Anzug der Gegenbewegung, die uns von der Sittlichkeit erlösen würde.

So ist er der heldischste Zertrümmerer des Absoluten geworden, den die Geschichte unserer Philosophie kennt. Jede Rückständigkeit des Geistes, die wir in Trägheit über uns ergehen lassen, hat er als schmerzlichen Hohn gespürt. Er hat sich gegen den religiösen Kultus aufgelehnt, weil er aus der Angst vor der unbekannten Natur hervorgehe und aus dem Mühen, ihr Gesetze vorzuschreiben. Der Glaube enthalte keine Wahrheit, weder als Dogma, noch als Gleichnis. „Sollte es denn möglich sein!“ spricht Zarathustra, als er bei seinem ersten Ausgang den wurzelsuchenden Einsiedler getroffen hat. „Dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch nichts davon gehört, daß Gott tot ist“. Nun soll der Mensch Gott sein und immer höher steigen, seitdem er nicht mehr in einen Gott ausfließt. „Der Begriff Gott“, heißt es in der Götterdämmerung, „war bisher der größte Einwand gegen das Dasein. Wir leugnen Gott, wir leugnen die Verantwortlichkeit in Gott: damit erst erlösen wir die Welt“. Die Religion liegt auf dem Sterbebett. Ein Bund der Glaubenslosen, verlangt Nietzsche in der „Morgenröthe“, müsse sie ersetzen.

Auch die Metaphysik hat er zur Unmöglichkeit gemacht. Die abstrakte Geistigkeit führt er auf die Erschlaffung und Unlust in einzelnen, pessimistisch urtheilenden Naturen zurück. Erst nachher sei sie als Erhebung in eine „höhere Welt“ gefühlt worden. Vor den „Hinterweltlern“ hat er im „Zarathustra“ gewarnt, den Kranken und Absterbenden, die sich ein Jenseits ersonnen hätten. Und befreiend ergeht seine Botschaft: „Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich, den lehre ich den Menschen: nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erden-Kopf, der der Erde Sinn schafft“.

Großgestimmt ist der naturhafte Determinismus, den Nietzsche für die neue Erkenntnis in Anspruch nimmt. Die Illusion eines Endzwecks ist beseitigt, als „letzte Ziellosigkeit“ die moderne Weltanschauung zusammengefaßt. Das nennt der Philosoph ein Gefühl über alle Gefühle, dessen nur ein Dichter fähig sei. Die Entfernung des Zweckbegriffs aus der Gesetzmäßigkeit, das „Von Ungefähr“, ist ihm der älteste Adel der Welt, den er den Dingen wiedergeben will. „Alles ist Notwendigkeit — so sagt die neue Erkenntnis, und diese Erkenntnis selber ist Notwendigkeit. Alles ist Unschuld; und die Erkenntnis ist der Weg zur Einsicht in diese Unschuld“.

Damit versinken die hinfälligen Irrthümer einer intelligiblen Willensfreiheit und Verantwortlichkeit. Unsere Willensakte und Zwecke sind nichts anderes als Würfe, mit denen wir das Spiel der Notwendigkeit spielen. So ganz ist die Geistigkeit vom Dämmer der Naturbedingungen umschlossen, daß vor der Erkenntnis nicht einmal die Einheit unseres Ichs bestehen bleibt. Wir müssen die lächerliche Ueberschätzung unseres Bewußtseins als eines Bleibenden

und Ursprünglichsten aufgeben. Es gehört zu den schlimmsten „philosophischen Vorurtheilen", welche die „Morgenröthe" bekämpft, daß wir durch die Armut der Sprache, die nur für extreme Vorgänge und Triebe in uns Worte habe, zu einer falschen Auffassung unseres Ichs gekommen seien. Wir sind, so etwa ist Nietzsches Gedankengang, unserer eigenen Innenwelt wie der anderer gegenüber durchaus unwissend; wir wissen nicht, wie das menschliche Handeln zu Stande kommt. Wie wir unser Leben nach seinen Erlebnissen und Erregungen bemessen, das beruht auf einem Irrthum. Von unserem Nächsten begreifen wir nur die Veränderungen an uns, deren Ursache er ist. Was uns ein Reich der Freiheit erscheint, ist ein Reich der Oberfläche und der Genügsamkeit. Der Kampf der Motive ist etwas völlig Unsichtbares, und es ist eine für die Entwicklung der Sittlichkeit verhängnisvollsten Verwechslungen, daß wir die Vergleichung der möglichen Folgen verschiedener Handlungen für die Motive ansehen.

Das wird für Nietzsche denn auch zum entscheidenden Antrieb seiner entscheidenden Kritik der Moral, die Gewißheit, daß Gut und Böse nicht unsre Werthe bestimmen, sondern aus diesen abzuleiten sind. So fällt er über das Absolute seinen letzten und bedeutungsvollsten Richterspruch. Seine Absicht ist, wie schon die spätere Vorrede zur „Geburt der Tragödie" verkündet, die Moral zur Erscheinung herabzusetzen, oder, so formulirt er ein ander Mal, das Perspektivische in jeder Werthschätzung zu begreifen. Er hat die Kraft eines reichen Lebens dafür eingesetzt, und nur mit unsäglichen Erschütterungen, Zweifeln, Entmuthigungen und Hoffnungen ist er der Lösung des Problems näher gekommen.

Hier vor allem hat ihn der soziologische Positivismus, den er mit der neuen Erkenntnis annahm, gefördert, wenn er sich ihm auch später entfremdete, weil ihm die Gesinnung zuwider war. Er sah, daß die Sittlichkeitsnormen jeder Gesamtheit, Rasse, Gesellschaft, Gruppe in „abscheulichen, kleinen Nützlichkeitsschlüssen" ihren Ursprung hätten, die man nachher vergessen habe. So seien aus der primitiven Sitlichkeit, die durch Furcht und Hoffnung von der Gemeinde den Untergang abzuwehren bezweckt habe, allmählich moralische Werthurteile entstanden. Als Neigung und Abneigung seien sie auf uns vererbt worden. Was sich von der Gruppe zu emanzipiren suchte, das Individuelle, galt als „böse", weil es schädigte; was außerhalb der Sitte war, galt als das „Unsittliche" Aber Nietzsche meint, daß dies gerade die Lage der ursprünglichsten Geister sei, der „Freithäter", die man zuerst als schlecht ausgestoßen, dann gut gesprochen habe. Jedes Volk hat über sich eine eigene „Tafel der Güter" gehängt; „tausend und ein Ziele" sind in die Dinge gelegt worden. Immer hat das gute Gewissen Herde, das schlecht Gewissen Ich geheißen. „Die Art ist alles, Einer ist immer keiner", das ist die „letzte Befreiung und Unverantwortlichkeit", die Nietzsche durch seine Kritik erhält.

Diese Einsicht hat er mit den dumpfesten, zerwühlendsten

Kämpfen erkauft, und noch „unterirdischer" suchte er sie zu vertiefen. Er erkannte, daß auch die logischen Werthurtheile unserer Gewöhnung relativ sind, weil sie von den moralischen beeinflußt werden. So wollte er bis zu den selbstverständlichsten Schätzungen der Dinge hinabsteigen und die „Grundlagen der Grundlagen" hinwegräumen. „Das was wir jetzt die Welt nennen", so besagte der Nihilismus, dem er damals anheimfiel, „ist das Resultat einer Menge von Irrthümern und Phantasien, welche, in der gesammten Entwicklung der organischen Wesen allmählich entstanden, in einander verwachsen sind." Bis er sich furchtlos zu der Erkenntnis durchrang, daß das Unwahre eine Bedingung des Lebens sei, oder daß jede Rasse als Wahrheit betrachte, worauf ihr Leben beruhe. Daraus ergab sich zugleich die Ueberzeugung, daß die Geltung der absoluten Moral zu irgend einer Zeit aufhören, der Glaube an eine ethische Bedeutung der Welt einmal nicht minder werthlos sein werde als der Glaube an die Männlichkeit oder Weiblichkeit der Sonne.

Nun ist das Leben erlöst, wie Nietzsche es von Anfang an gewollt hatte, seit er in seinem Erstlingswerk eine Philosophie verkündete, „der nur als ein ästhetisches Phänomen das Dasein und die Welt gerechtfertigt erscheint". Nun kann sich der Mensch in die ganze Unschuld und Notwendigkeit der Dinge versenken, und alle Reize dieses Schauspiels, die der „Zarathustra" in den beiden Tanzliedern offenbart, werden sich entfalten.

Ein einziger Werth bleibt für Rasse und Individuum übrig. Das ist Nietzsches „wunderliches, versucherisches, gefahrenreiches Ideal, das sich neben den ganzen bisherigen Erdenernst hinstellt". Sein Spruch ist: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll". Ihm ist das Leben nur möglich, wenn die Vitalität sich steigert, neue, höhere Aeußerungen hervorbringt und keine Degeneration eintritt. Alle Wesen haben über sich hinaus geschaffen, und wie eine große Flut ist diese Entwicklung. So soll auch der Mensch aus sich den „Uebermenschen" erzeugen, sich ein „Gelächter oder eine schmerzliche Scham" werden. Klar und groß hat Nietzsche dieses Grundgesetz seiner Philosophie eingefügt. Er will nicht Nivellirung, sondern immer höhere Differenzirung der Persönlichkeiten. Auf tausend Brücken und Stegen sollen sie sich zur Zukunft drängen. „Gut und Böse", spricht Zarathustra, „Reich und Arm, und Hoch und Niedrig und alle Namen der Werthe: Waffen sollen es sein und klirrende Merkmale davon, daß das Leben sich immer wieder selber überwinden muß".

Das ist der Ausklang von Nietzsches wissenschaftlicher Weltanschauung.

* *
*

Die Lehre vom Uebermenschen, ihre freudvolle Konsequenz ist

für die Geschichte seines Geistes noch in einer zweiten Rücksicht bedeutsam. Nicht, weil Unwissenheit sie zu einer albernen Trivialität erniedrigt hat, sondern weil sie ihn auch von einer großen Seelenangst befreite. Aus verschiedenen Momenten bildete sich in ihm die Lehre von der Wiederkunft des Gleichen, die ihm peinigend und zermalmend klang: „Alles unsäglich Kleine und Große dieses Lebens muß Dir wiederkommen und Alles in derselben Reihe und Folge — diese Spinne und dieses Mondlicht zwischen den Bäumen und ebenso dieser Augenblick und ich selber; — die ewige Sanduhr des Daseins wird immer umgedreht und Du mit ihr, Stäubchen vom Staube." Diese mystische Ahnung hat die „unerträgliche Expansion des Gefühls", unter der der „Zarathustra" komponirt worden ist, auf den höchsten Grad anschwellen lassen; als Krankheitsanfall packt sie in Nietzsches Gedicht den Verkünder, als Wahnsinn, von dem er nur langsam genest. Jetzt wurde die Lehre vom Uebermenschen ihr Ausgleich. Sie bot eine neue Unsterblichkeit dar, eine Aufwärtsbewegung in der Ewigkeit durch Uebergang zum Untergang und damit zu höherem Leben. „Du bist der Lehrer der ewigen Wiederkunft", so läßt sich Zarathustra begrüßen.

* *

*

Wir betreten nunmehr das Gebiet von Nietzsches individuellster Philosophie, der Ausdeutung, die er für seine eigene Persönlichkeit der Lehre vom Uebermenschen gab. Er hat die Moral eine „Zeichensprache der Affekte" genannt. Und seine geheimsten Affekte haben sich hier geäußert. Krampfhaft hat er nach der Lebensform begehrt, die ihm selbst Erfüllung gebracht hätte.

Denn er war ein kranker Mann, der die Zerstörung in sich trug und uns seine Qualen gesagt hat: „Ja, ich weiß, woher ich stamme, ungesättigt gleich der Flamme, glüh' ich und verzehr' ich mich." Er hatte Leidenschaften, die ins Große und Stilvolle gingen, aber sein Blut, das Blut protestantischer Pfarrer, war leicht verbraucht. So wurde er müde und zerbrochen, und je mehr er das fühlte, desto wilder wurde seine Sehnsucht nach Schönheit, Glück und adliger Herrschaft über das Leben.

Das ist der Ursprung seines Hasses gegen das Christenthum. Schon in „Menschliches, Allzumenschliches" klagt er es eines „krankhaften Exzesses der Gefühle" an; es sei maßlos und darum barbarisch, unvornehm. Das Bedürfnis nach Erlösung sei eine Verirrung der Vernunft und Phantasie. Der Zustand der Askese und Heiligkeit setze sich aus perversen Elementen zusammen, die im Grunde eine „seltene Art von Wollust" ergäben. Es ist die Stimmung einer aufgehetzten, aus den Fugen gerissenen Seele, wie Nietzsche mit dem Nachschauer seiner eigenen Nöte sagt. In der „Morgenröthe" erkennt er 'm

Christenthum ein „großes Labsal für Uebermüde und Verzweifelte“ an. Er verwirft die „plumpe Ländlichkeit“ seiner Anfänge, preist aber die Lebensharmonie aristokratischer Kirchenfürsten. Es ist ihm eine Weltanschauung der Vergangenheit, die man freiwillig durchleben muß, um das Recht zu haben, ohne sie zu bestehen. Der „Zarathustra“ verachtet die „Prediger des Todes“, die „Ueberflüssigen“, die „Vielzuvielen“, denen Abkehr vom Leben gepredigt werden muß. In „Jenseits von Gut und Böse“ endlich ist Nietzsches Auffassung fertig. Nun verwirft er die christliche Religion als eine Rache des orientalischen Sklaven an der vornehmen und frivolen römischen Toleranz, als eine Empörung des Leidens gegen das, was das Leiden leugnete. Es sei eine Neurose, die sich im letzten großen, in der französischen Revolution erwachten Sklavenaufstand, in Schopenhauer und im Kundry-Wagner — den Nietzsche durch zwei Pamphlete als Renegaten gestraft hat — fortgesetzt habe. Die schonende Fürsorge der souveränen Religionen für alle Unterdrückten sei in Wahrheit eine Arbeit an der Verschlechterung der europäischen Rasse gewesen. Das Glückliche, Männliche, Herrschsüchtige, alle Instinkte des höchsten und bestgeratenen Typus Mensch sind geschwächt, ein „Herdenthier, etwas Gutwilliges, Kränkliches und Mitelmäßiges“ herangezüchtet worden.

Diese Entwicklung hat Nietzsche systematisch auf den Widerstreit zweier vererbten Moralen zurückgeführt, einer herrschenden und einer beherrschten Klasse, zwischen denen das „Pathos der Distanz“ waltet. Er scheidet zwischen Herren- und Sklaven-Moral: dort ein Gefühl von Fülle, Macht und Reichthum, der Instinkt für Rang, der Instinkt für Ehrfurcht, der „Egoismus im Sinne einer Feinheit und Selbstbeschränkung im Verkehr mit ihres Gleichen“, ein „sublimer Hang und Drang der Reinlichkeit“; hier eine feige, ängstliche, kleinliche Lebensführung, das Aehnliche, Durchschnittliche, Gemeine, dessen Tugenden Mitleid und Demut sind.

Das ist das alleinige Thema von Nietzsches Streitschrift „Zur Genealogie der Moral“. Ueberall sucht er die gleiche Begriffswandlung nachzuweisen; philologische Konjekturen müssen ihn dabei unterstützen. Indes zuerst die Herrschenden die Werthe prägen, setzt nach und nach ein „Sklavenaufstand in der Moral“ ein. Das „Ressentiment“ der Wesen, denen die That versagt ist, wird schöpferisch. Dem triumphirenden Ja der vornehmen Sittlichkeit antwortet es mit einem Nein, ihrem aktiven Glück mit dem passiven der Ruhe und des Friedens. Das Raubthier, das in allen herrschenden Rassen ist, die „prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie“, wird zum zahmen und privilegirten Hausthier gezüchtet, die Schwäche zum Verdienst umgelogen, die Feigheit zur Tugend. Nachdem im Kampfe zwischen Kaiser und Galiläer Rom unterlegen, hat es, so führt Nietzsche seine Geschichtsübersicht durch, „in der Renaissance ein glanzvoll-unheimliches Wiedererwachen des klassischen Ideals, der vornehmen Werthungsweise aller Dinge“ gegeben, bis wieder Judäa triumphirte, „dank jener gründlich pöbelhaften (deutschen und eng-

lischen) Ressentimentsbewegung, welche man die Reformation nennt, hinzugerechnet, was aus ihr folgen mußte, die Wiederherstellung der Kirche". Mit der französischen Revolution sei dann die „letzte politische Vornehmheit, die es in Europa gab, die des siebzehnten und achtzehnten französischen Jahrhunderts", unter den volksthümlichen Ressentimentsinstinkten zusammengebrochen.

Das trägt Nietzsche mit der wilden Hast des Erlebenden vor. Er will die Menschheit entlasten vom christlichen Fluch des „schlechten Gewissens", der sich in sie eingefressen, und den Instinkt der Freiheit erlösen, den die „Zucht zur Unpersönlichkeit" latent gemacht hat.

Sein letzter Plan war der einer großzügigen Darstellung, die den Titel: „Der Wille zur Macht; Versuch einer Umwerthung aller Werthe" haben sollte. Sie ist Torso geblieben. Nur den ersten Theil hat er als den „Antichrist, Versuch einer Kritik des Christenthums", noch abgeschlossen. Die Schrift kommentirt die Ansicht, daß das Christenthum lebensfeindlich sei, weil es die Partei alles „Schwachen, Niedrigen, Mißrathenen" entnommen habe. Es stehe unter dem Buddhismus und der Heiterkeit, Stille und Wunschlosigkeit dieser einzigen „positivistischen Religion". Wohl gesteht ihm Nietzsche einige Feinheiten zu, die zum Orient gehörten; aber sie seien durch Ueberlieferung verfälscht. Die Erlösungslehre sei aus den physiologischen Realitäten des „Instinkt-Hasses gegen die Realität" und der „Instinkt-Ausschließung aller Abneigung, aller Feindschaft, aller Grenzen und Distanzen im Gefühl" gewachsen. Es sei zu bedauern, daß nicht ein Dostojewsky in der Nähe des Messias, des „interessantesten Décadents" gelebt habe, um den „ergreifenden Reiz einer solchen Mischung von Sublimem, Krankem und Kindlichem" zu empfinden. Nietzsche nennt das Christenthum den „Vampyr des imperium Romanum"; durch seine Entfaltung sei die „Ghetto-Welt der Seele" obenauf gekommen. Ihm dienend, hätten die Deutschen Europa um die Ernte der Renaissance betrogen. Mit der Genugthuung eines Raffinirten malt Nietzsche den Kulturtraum eines Schauspiels aus, „so göttlich, so teufelsmäßig göttlich", „so sinnreich, so wunderbar parador zugleich, daß alle Gottheiten des Olymps einen Anlaß zu einem unsterblichen Gelächter gehabt hätten — Cesare Borgia als Papst". Anstatt dessen sei ein Mönch „mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe" nach Rom gekommen, der die „unsauberste, deutscheste Art Christenthum", den Protestantismus, auf dem Gewissen habe. So endet Nietzsche sein Werk mit einer „ewigen Anklage", die als den „Einen großen Fluch, die eine große innerlichste Verdorbenheit, den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit" dieses Christenthum brandmarkt.

Das ist ohne den Nachlaß Nietzsches letztes Wort.

* *
*

Aber wir wenden uns vom Grellen und Kranken den feinen Linien zu, in denen dieser Denker auf jener philosophischen Grundlage uns eine individualistische Kulturanschauung gegeben hat.

Er war stets ein Kämpfer gegen die Zeit, wie er es an Schopenhauer rühmte, ein „europäisches Ereignis“, als das er Goethe ansah. Ihn stieß die „Ironie der Gegenwärtigen“ ab. „Wir leben“, so hat er in seinem Spruch „Die Ernährung des modernen Menschen“ gesagt, „zwischen einer Vergangenheit, die einen verrücktern und eigensinnigeren Geschmack hatte als wir, und einer Zukunft, die vielleicht einen gewählteren haben wird — wir leben zu sehr in der Mitte.“ In der Verherrlichung der Arbeit spürte er den Hintergedanken der Furcht vor allem Individuellen, im sympathetischen Thun, der „moralischen Mode einer handeltreibenden Gesellschaft“, die Sucht, dem Leben die Gefährlichkeit zu nehmen. Die industrielle Kultur habe den Typus der Taxation ausgebildet, der bei allem, auch Künstlerischem und Wissenschaftlichem, nach Angebot und Nachfrage gehe. Zu der geräuschvollen jungen Generation komme nie die „tiefe Schweigsamkeit der Schwangerschaft“, die echte Produktivität.

Auch der deutschen Nation hat er nach den Ueberschwänglichkeiten seines Erstlingswerkes, ferngestanden. Er fühlte sich ihr so wenig zugehörig, als er es von Goethe annahm. Ihr künstlerisch unreifes Wesen sei nur für Kotzebue einerseits und Schiller andererseits fähig. Er hatte keinen Theil an der „ehemaligen deutschen Bildung“, welche man inzwischen bereits wie eine Krankheit abgeschüttelt habe. Dieser „weiche, gutartige, silbern glitzernde Idealismus“ sei des europäischen Interesses nicht wert. „Die Wendung zum Undeutschen“, hat er einmal geschrieben, „ist immer das Kennzeichen der Tüchtigsten unseres Volkes gewesen“.

Von jeher waren seine Instinkte antidemokratisch. Früh wollte er, man sollte die Herrschaft der Zahl durch eine „Herrschaft der Wissenden“ ersetzen. Er dachte auch an eine „Freizügigkeit im großen Stil“, wodurch die Arbeiter der Fabriksklaverei aus dem europäischen Bienenstock ausschwärmen sollten, um gegen das Kapital zu protestiren; an ihrer Stelle sollten die Chinesen den Dienst arbeitsamer Ameisen leisten. Aber später hat er das Ringen von Millionen nach neuen Entwicklungsmöglichkeiten damit abgefertigt, daß er zur „sozialen Frage“ bemerkte: „Ueber gewisse Dinge fragt man nicht; erster Imperativ des Instinkts“.

Er war auch gegen den Staat. Der galt ihm als ein niederer Zweck, an dem man das Kostbarste, den Geist, verschwende, nur um die Gesellschaft diebessicher und feuerfest zu machen. Er hat ihn den neuen Götzen genannt, das „kälteste aller Ungeheuer“. „Dort wo der Staat aufhört“, heißt es im „Zarathustra“, „da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist“.

Und zu Menschen, die nicht überflüssig sind, hat er die Freien erziehen wollen. Denn sein Ziel ist der „Kultus der Kultur“. „Wir alle“, das ist seine Hoffnung, „sind kein Material mehr für eine Ge-

sellschaft". Die Kinder der Zukunft, die „guten Europäer", können in diesem Heute nicht zu Hause sein. Sie sind „Namenlose, Schlechtverständliche, Frühgeburten", die einer großen Gesundheit bedürfen.

Ihnen hat Nietzsche eine neue, zarte Sittlichkeit ausgestaltet. Die Aufwärtsentwicklung ist ihr einziges Gebot: „Was sagt dein Gewissen? Du sollst das werden, was du bist". „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg", mahnt Zarathustra den zerwühlten Jüngling. „Die vornehme Seele hat Ehrfurcht vor sich", steht in „Jenseits von Gut und Böse". Und nicht arm und selbstisch ist dieses Ideal. Eine „Fernstenliebe" soll die unzulängliche Nächstenliebe ersetzen. Nietzsche hat als das Heilige im Weibe die Liebe zum Kinde gefeiert, das „Milde, Abwartende, Furchtsame und Unterwerfungslustige" seines Wesens. Er wußte um die Erlösung, die es als ein Opfertier dem „Alleinflieger" geben könne. Grandios und „allzumenschlich" war die Seele dieses Denkers, der auch den bösen Menschen als eine wilde Landschaft mit eigenen kühnen Linien und Lichtwirkungen genießen wollte und von einem „Karneval großen Stils" aller Sittlichkeiten und Religionen träumte. Eine Zukunft sollte ihn bringen, nach der er leidvoll ausgeblickt hat. Aber es ist Abend geworden, die Sonne starb, ohne daß sein Sehnen sich verwirklichte.

* *
*

Die letzte Generation, aus der er aufragt, hat ihn nicht erreicht. Sie ist dilettantisch, unlustig und ohne Einheit. Vieles weist darauf hin, daß sie neue Wege finden wird. Mitunter gelingt ihr eine große Absicht. Aber wenn sie zum Werke kommen will, darf sie sich nicht mit Traditionen schleppen. Nur das Leben wird sie beglücken, das Leben von dem ihren ist.

Das Deutsche Jahrhundert
Abtheilung IV.

Wirthschaft und Recht
im
neunzehnten Jahrhundert

von

Dr. jur. A. Berthold.

Berlin 1901.
Verlag von F. Schneider & Co.
H. Klinsmann.

Wirthschaft.

Hegel: „Jedem Volke steht die wahre Verfassung bevor und es geht auf sie zu."

Herbert Spencer: „In einer lebenden, wachsenden und sich verändernden Gesellschaft wird jeder neue Faktor eine dauernde Kraft, die mehr oder weniger die Richtung der durch das Aggregat der Kräfte bestimmten Bewegung modifizirt."

In seinem 1788 erschienenen Buche „Ueber die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen" giebt Mirabeau der Meinung Ausdruck, daß in Deutschland zwar für Männer von Talenten, für Gelehrte und für Künstler in gewissen Fächern mehr Veranlassung zu einer zufriedenen Existenz als in anderen Ländern sei; was aber Handel, Landwirthschaft und Industrie beträfe, so sei der ganze Staat des Königs von Preußen gewissermaßen nur von „journaliers" (Tagelöhnern) bevölkert. Und ungefähr um die selbe Zeit machte eine vaterländische Kritik des Reichswesens die Zerstückelung Deutschlands und die schlechten Landesverfassungen dafür verantwortlich, daß „die produzirenden Volksklassen untergehalten werden" und sich weder zu der Thätigkeit noch dem Wohlstand erheben können, die ihnen nach der Natur der Dinge erreichbar wären. „Ich müßte mich sehr irren", so fährt der ungenannte Verfasser fort, „wenn erfahrene Statistiker meiner Behauptung, daß bei ungestörter und folglich erhöhter Industrie wenigstens noch eine Million Menschen mehr in Deutschland leben könnten, ihre Beistimmung versagen sollten." Diese so bescheidene Rechnung auf eine wirthschaftlich entwickeltere Zukunft ist weit über ihr Maß hinaus in unserem Jahrhundert verwirklicht worden und, außer im Gebiete der Politik, haben sich im ganzen Bereich des deutschen Volkslebens seit dem Jahre 1800 keine größeren Wandlungen vollzogen als eben im Gebiete der Wirthschaft. Das Deutsche Reich umfaßt in seiner heutigen Ausdehnung 540 657,6

Quadratkilometer, ungerechnet die Kolonien. Auf diesem Flächenraum wohnten im Jahre 1816: 24 883 000 Menschen, im Wesentlichen Landwirthschaft treibend. Die Zahl der Fabrikarbeiter in ganz Preußen betrug im Jahre 1793: 156 958, im Jahre 1816: 186 612; die Zahl der Handarbeiter 1816: 880 401. Im Jahre 1849 betrug die Volkszahl bereits 35 013 000 und das Berufsverhältniß hatte sich bis zu drei Zehnteln nichtlandwirthschaftlicher Bevölkerung gegenüber landwirthschaftlichen sieben Zehnteln verschoben. Die Zählungen des Jahres 1895 ergaben eine Bevölkerungsziffer von 52 Millionen, wovon 35,74 Prozent in der Landwirthschaft, 39,12 in der Industrie und 11,52 Prozent im Handel und Verkehr thätig waren. Die geschätzte Bevölkerungsziffer für das Jahr 1900 ist: 55 976 000. Das dichtest bevölkerte Land von Europa ist jetzt das Königreich Sachsen mit 252 Menschen auf den Quadratkilometer, dann folgen Belgien mit 226, England und Wales mit 210. Ganz Deutschland zeigt im Durchschnitt 97, die Schweiz 76, Frankreich 72, Oesterreich 86, Ungarn dagegen nur 58, Rußland 20, Schweden 11. Dabei waren durch Auswanderung allein nach den Vereinigten Staaten von 1845 bis 1870 nicht weniger als 2,16 Millionen abgeflossen und im Ganzen betrug in dem halben Jahrhundert von 1840 bis 1890 der Auswanderungsverlust nach Abzug der Zugewanderten 4,4 Millionen. Am schwächsten bevölkert sind die beiden Mecklenburg mit 44 Menschen auf 1 qkm. „Gegen 1850 überwog die deutsche Ausfuhr an landwirthschaftlichen

Wirthschaftslehre.

Franz Baco (Neues Organon): Was man am liebsten als das Wahre haben mag, das glaubt man am leichtesten."

Friedrich Albert Lange: „Auf keinem Gebiete hat die populäre Praxis so eifrig gestrebt, die eigentliche Wissenschaft zu ersticken, wie auf dem der Volkswirthschaft."

Einführung des Adam Smith'schen Systems. (Pulteney um 1797 im englischen Parlament: „Smith werde die lebende Generation überzeugen, die nächstfolgende beherrschen"; von der Marwitz 1810 [Briefwechsel mit Rahel, herausgegeben von Varnhagen von Ense]: „neben Napoleon ist Smith jetzt der mächtigste Monarch in Europa"; List [Das nationale System der politischen Oekonomie] 1841: „Ein so konsequentes — den Reichthum in seine Elemente auflösendes — den Prozeß der Reichthumsproduktion so sonnenklar darlegendes — die Irrthümer der früheren Schulen scheinbar so gründlich nachweisendes System mußte nothwendig in Ermangelung eines andern Eingang finden. Der Fehler war nur, daß das System im Grunde genommen nichts anderes war als ein System der Privatökonomie aller Individuen des Landes oder auch des ganzen menschlichen Geschlechts, wie sie sich bilden und gestalten würde, wenn es keine besonderen Staaten, Nationen und Nationalinteressen, keine besonderen Verfassungen und Kulturzustände, keine Kriege und Nationalleidenschaften gäbe, daß es nichts anderes war, als eine Theorie der

Produkten die Einfuhr noch um 12 bis 13 Millionen Thaler, 1898 bezog Deutschland vom Auslande für über 2 Milliarden Mark mehr landwirthschaftlicher Erzeugnisse als es dahin lieferte, ungeachtet der Thatsache, daß im Inneren eine ungeheure Steigerung der technischen Leistungsfähigkeit und der Produktionsmengen eingetreten ist. So war die mittlere Maximalgrenze des Getreideertrages im Durchschnitt der Jahre 1860 bis 1865 etwa 1500—2000 kg Körner auf 1 ha besten Bodens; heute erzielt der deutsche Landwirth bei bester Bebauung und Düngung 3000—4000 kg, ausnahmsweise selbst Weizenerträge von 5000—6000 kg" (von Halle). Damit ist die wichtigste wirthschaftliche Umwälzung für Deutschland im Laufe des Jahrhunderts eingetreten: der Uebergang vom Agrarstaat zum Industriestaat. Von rund 54 Millionen Hektar der gesammten Bodenfläche standen 1895: 50 Millionen in land- und forstwirthschaftlicher Benutzung, von dem Rest könnten nur etwa 3/4 Millionen noch für landwirthschaftliche Zwecke gewonnen werden!

Zu Anbeginn des Jahrhunderts war Deutschland schwach bevölkert, ein großer Theil seines Bauernstandes herabgedrückt durch übermäßige Frohndienste und Erbunterthänigkeit, das Handwerk durch den Zunftzwang gebunden, Handel und Verkehr durch die mannigfachsten Mauth- und Zollanstalten gehemmt. Landstraßen und Kanäle waren erheblichen Abgaben unterworfen; der Chausseebau befand

Werthe, eine Komptoir- oder Kaufmannstheorie, nicht eine Lehre, wie die produktiven Kräfte einer ganzen Nation zum besonderen Vortheil ihrer Civilisation, ihres Wohlseins, ihrer Macht, ihrer Fortbauer und Unabhängigkeit geweckt, vermehrt, erhalten und bewahrt werden"; F. A. Lange [Geschichte des Materialismus 2. Aufl. 1873]: „In der Lehre vom Nationalreichthum wird das Axiom aufgestellt, daß Jeder, indem er seinem eigenen Vortheil nachjagt, zugleich den Vortheil des Ganzen befördert. Die Regirung hat aber weiter nichts zu thun, als diesem Kampfe der Interessen möglichste Freiheit zu gewähren. Von diesen Grundsätzen ausgehend, brachte Ad. Smith das Spiel der Interessen, den Marktverkehr von Angebot und Nachfrage auf Regeln, die noch heute ihre Bedeutung nicht verloren haben. Ihm war immerhin dieser Markt der Interessen nicht das ganze Leben, sondern nur eine wichtige Seite desselben. Seine Nachfolger jedoch vergaßen die Kehrseite und verwechselten die Regeln des Marktes mit den Regeln des Lebens, ja mit den Grundgesetzen der menschlichen Natur. Dieser Fehler trug übrigens dazu bei, der Volkswirthschaft einen Anstrich von strenger Wissenschaftlichkeit zu geben, indem er eine bedeutende Vereinfachung aller Probleme des Verkehrs mit sich brachte. Diese Vereinfachung besteht darin, daß die Menschen als rein egoistisch gedacht werden und als Wesen, welche ihre Sonderinteressen mit Vollkommenheit wahrzunehmen wissen, ohne je durch anderweitige Empfindungen gehindert zu werden . . ., obwohl es in Wirklichkeit keine Wesen giebt, welche ausschließlich dem Antrieb eines berechnenden Egoismus folgen."):

Erste deutsche Uebersetzung des „Wealth of Nations" Bd. I: 1776, Bd. II: 1778 (Leipzig, bei Weidmann), Rezension in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" 1777: „ein klassisches Buch, sehr schätzbar, sowohl von Seiten der gründlichen, nicht zu ein-

sich noch in seinen Anfängen; im Jahre 1816 hatte die ganze preußische Monarchie erst 522½ Meilen Chausseen! „Das Reisen war für Leute, die nicht wie der Dichter Seume und die Handwerksburschen zu Fuße wandern wollten, eine kostspielige Sache, besonders zu Lande und auf größere Entfernungen. Eine Reise nach der Schweiz ist heute für den Mittelstand durchaus nichts Ungewöhnliches. Noch Schiller aber war es nicht vergönnt, das Land, in dem sein Tell spielt, selbst zu betreten. Um eine Vorstellung von den Kosten des Reisens um 1800 zu geben, sei erwähnt, daß der welterfahrene hamburger Handelsschriftsteller Büsch es für ausgemacht hält, daß ein Kaufmann, der in Deutschland mit sehr bescheidenen Ansprüchen, d. h. ohne Diener und mit drei Reisenden gemeinsam im Wagen untergebracht, reise, wenn er auf Nachtfahrten verzichtet, etwa 1 Rthlr. 12 Gr. pro Meile brauche, d. i. ungefähr 56 Pfg. pro Kilometer" (Lotz). Die ersten großen Veränderungen traten in der napoleonischen Zeit ein. In den durch den Lüneviller Frieden (1801) an Frankreich gefallenen linksrheinischen Gebieten, im Königreich Westfalen, dem Großherzogthum Berg, in Hannover, Kurhessen und Oldenburg hielt das revolutionäre Gewerberecht und damit der Grundsatz der Gewerbefreiheit seinen Einzug und, soweit die französische Herrschaft reichte, wurden die Bauern befreit. Preußen hob durch das Edikt von 1810 (ergänzt 1811) den Zunftzwang und die polizeilichen Preistaxen auf und führte die Bauernbefreiung in

geschränkt politischen, oft sehr weit blickenden Philosophie, als von Seite der beständigen, oft ausführlichen historischen Erläuterungen". — Freie **Bearbeiter:** Kraus, Sartorius, Lueder. 1. **Kraus,** Jacob Christian (geb. Osterode 1753, seit 1781 Professor in Königsberg, wo er 1807 starb), mehr als Dozent, wie als Schriftsteller wirksam. 2. **Sartorius,** Georg (geb. Cassel 1766, seit 1797 Professor in Göttingen, wo er 1828 starb; 1827 vom König von Bayern zum Freiherrn von Waltershausen ernannt), „Handbuch d. Staatswirthschaft z. Gebr. bei akad. Vorlesungen nach Ad. Smiths Grunds. ausgearbeitet" 1796, 2. Ausgabe 1806 unter dem Titel „Von den Elementen des Nationalreichthums und von der Staatswirthschaft nach Ad. Smith", nur Auszüge aus Ad. Smith's Werk; eigene Ansichten in den „Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums u. d. Staatswissenschaft betreffend" 1806. 3. **Lueder,** August Ferdinand (geb. Bielefeld 1760, Professor in Braunschweig, Göttingen, Jena, wo er 1819 starb), „Nationalindustrie und Staatswirthschaft, nach Ad. Smith bearbeitet" 1800—1804. „Wie Kraus vornehmlich gestrebt hat, die praktische Staatsverwaltung seines Landes mit der Smithschen Volkswirthschaftslehre zu befruchten, Sartorius die Geschichtschreibung, so Lueder die Statistik" (Roscher, Gesch. der National-Oekonomik in Deutschland).

Weiterbildung Smith'scher Lehren: Hufeland, Lotz, von Soden, von Jakob. 1. **Hufeland,** Gottlieb (geb. Danzig 1769, habilitirte sich für Rechtswissenschaft in Jena, 1788 bis 1817 Professor an verschiedenen Universitäten, zuletzt in Halle, wo er starb), „Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen" 1807—1813. Der Erste, der den Namen „Volkswirthschaft" vor

der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung herbei. Der Gewerbebetrieb war danach nur noch von der Lösung eines Gewerbescheines abhängig, der Unterschied zwischen Stadt und Land fiel fort, nur für besondere Gewerbe wird ein Qualifikationsnachweis verlangt (darunter die Baugewerbe!). Die Zünfte blieben als freie Innungen fortbestehen. Bayern und Württemberg folgten 1825 und 1828 durch vorbereitende Maßregeln für einen allmählichen Uebergang zur Gewerbefreiheit nach. Zwar beseitigten Hannover, Kurhessen und Oldenburg nach 1813 die aus der Franzosenzeit stammende Gesetzgebung wieder, aber im Allgemeinen war die Kraft der alten Gewerbezustände gebrochen; die unbedingte Wiederherstellung der Zunftverfassung in Hannover wurde als ein „unseliger Rückschritt“ verurtheilt. Die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung (Denkschrift vom 12. 9. 1807, die die Aneignung der Ziele der Revolution mit Aufrechterhaltung von Moralität und Religion und „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regirung“ proklamirt, Edikt vom 9. 10. 1807 wegen Aufhebung der Erbunterthänigkeit, Regulirungsedikt vom 14. 9. 1811 und Deklaration vom 29. 5. 1816) war nicht nur für Preußen selbst von einschneidender Bedeutung, sondern wirkte auch in den übrigen deutschen Staaten der Reaktion wider die durch die französische Revolution und die Fremdherrschaft dem Bauernstande verschafften Befreiungen entgegen. Uebrigens entsprachen die rein wirthschaftlichen Folgen zum Theil wenig den

schlug, nachdem schon 1805 Graf Soden und von Jakob von Nationalökonomie und Nationalwirthschaft geredet hatten. 2. **Lotz**, Johann Friedrich Eusebius (geb. Sommerfeld 1771, stand im Verwaltungsdienst, coburgisches Mitglied des Bundes-Schiedsgerichtes, starb 1838), „Revision der Grundbegriffe der Nationalökonomie in Bezug auf Theuerung und Wohlfeilheit, angemessene Preise und ihre Bedingungen 1811—1814. „Die wirthschaftlichen Grundbegriffe Gut, Werth, Preis und Vermögen haben einen vorzüglichen Interpreten in Lotz gefunden“ (Lippert, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad, Elster, Lexis, Loening). 3. **Soden**, Graf Julius von (geb. Ansbach 1754, preußischer Gesandter beim fränkischen Kreise zu Nürnberg, lebte seit 1796 auf seinen Gütern, starb 1831), „Die Nazional-Oekonomie. Ein philosoph. Versuch über die Quellen d. Nazional-Reichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung“ 1805—8. 4. **Jakob**, Ludwig Heinrich von (geb. Wettin 1759, habilitirte sich für die philosophischen Wissenschaften in Halle, 1789 bis 1806 Professor in Halle, 1807 bis 16 in Rußland [Mitglied der St. Petersburger Gesetzkommission], dann wieder Professor in Halle, wo er 1827 starb), „Grundsätze der Nationalökonomie“ 1805. — Abseits steht **Hoffmann**, Johann Gottfried (geb. Breslau 1765, seit 1808 Rath in der Gewerbeabtheilung des preußischen Ministeriums des Innern, seit 1810 Professor und Direktor des statistischen Bureaus, starb 1843), Vertreter des preußisch-monarchischen Beamtenstaates: „die wahre Gewerbefreiheit sei sehr verschieden von jenem unseligen laisser faire, welches die Jünger Merkurs als einzig nöthige Begünstigung von Colbert erbaten“; „Schutz der niederen Klassen gegen rücksichtslose Ausbeutung von Seiten der höheren eine Hauptpflicht des Staates“; „was mit

Absichten der Denkschrift. „Durch die Deklaration von 1816 wurden diejenigen Glieder des Bauernstandes, die eine nichtspannfähige Stelle inne hatten, oder doch deren Nachkommen zu besitzlosen Leuten gemacht, die sich ihren Lebensunterhalt lediglich durch Lohnarbeit verdienen mußten. Zu ihnen gesellten sich die zahlreichen Glieder des Bauernstandes, die zur Zeit der Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse sich aus irgend einer Ursache überhaupt nicht im Besitz einer bäuerlichen Stelle befanden, aber doch später darein zu gelangen Aussicht hatten. Diese und andere Gruppen des bisherigen Bauernstandes sonderten sich von demselben in Folge der Agrargesetzgebung ab; sie bildeten eine ganz neue Klasse der ländlichen Bevölkerung, die Landarbeiter" (v. d. Goltz). Diese Scheidung zwischen Landproletariat und Bauernstand war um die Mitte des Jahrhunderts ziemlich vollständig eingetreten und betrifft besonders das nordöstliche Deutschland. In den Provinzen Pommern, Schlesien, Brandenburg, Preußen entstanden bis 1848: 45 493 bäuerliche Eigenthümer statt 60 000 spannfähiger und 161 000 spannfähiger und nichtspannfähiger Bauern, „die das Gesetz von 1811 dazu gemacht haben würde" (Schmoller). In Mecklenburg, Schwedisch-Pommern (Stralsund) und Posen bedeutete die Reform für die Meisten einfach die „Freiheit, zu gehen und zu hungern". Wirthschaftlich mobilisirend wirkten ferner auch die in Preußen durch Gesetz von 1821, in Hannover bereits seit 1802 in großem Umfang herbeigeführten

Hilfe von Boden und Kapital produzirt werde, sei lediglich als Frucht der damit verbundenen Arbeit anzusehen"; für den Uebergang zur Goldwährung.

Romantisch-feudale Reaktion: Müller, von Haller. 1. **Müller, Adam Heinrich** (geb. Berlin 1779, trat 1805 zum Katholizismus über, Freund Fr. von Gentz's, seit 1815 in österreichischen Diensten als Regirungsrath, später Generalkonsul und Geschäftsträger an den Höfen von Anhalt und Schwarzburg. 1820 von Franz II. als Ritter von Nittendorf geadelt, siedelte 1827 nach Wien über, wo er ständiger Mitarbeiter in der geheimen Staatskanzlei wurde und 1829 starb), „Elemente der Staatskunst" 1809, „Die Theorie der Staatshaushaltung und ihre Fortschritte in Deutschland und England seit Ad. Smith" 1812, „Vermischte Schriften über Staat, Philosophie und Kunst" 1812, „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage d. ges. Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere" 1819. Wünscht „Vereinigung des Weltmarktes mit der Weltkirche"; die internationale Arbeitstheilung und allgemeine Handelsfreiheit gleiche dem Universalreiche, das stets eine Chimäre bleiben werde; gegen die materialistische Ueberschätzung des wirthschaftlichen Ertrages und Genusses; „Ad. Smith zeige, wie Alles werden müßte, wenn Alles, sich selbst überlassen, für den Gewinn arbeitete, kurz, wenn im Menschen kein anderes, höheres Begehren wäre, als das Streben nach physischem Wohlsein. Dagegen soll z. B. der Landwirth in erster Linie aus Liebe zur Sache, um Gottes willen arbeiten: in zweiter Linie wegen der Frucht, also des Rohertrages; dann erst wegen des Reinertrages. Jeder Landbau ist ein Amt. Wehe der rationellen Landwirthschaft, die im Arbeiter nur die Arbeitskraft, im Boden nur den Humus erblickt, alles Persönliche dagegen vernachlässigt! Das heutige Geldwesen

agrarischen Gemeinheitstheilungen. — Hatte das alte Reich zwar eine Ueberfülle von inneren Zolleinrichtungen (außer den „von dem mehreren Theil des kurfürstlichen Collegii bewilligten und von Römischen Kaisern absonderlich den Kurfürsten des Reichs ertheilten Zollkonzessionen“ für Ein-, Aus- und Durchfuhr das bunteste Gemisch von Stapel- und Niederlagegeldern, Accis, Umgeld, Stand- und Marktrecht, Thor-, Brücken-, Weg-, Pflastergeldern u. s. w.) begünstigt, so durften die einzelnen Territorien trotz der Zulässigkeit von Ein- und Ausfuhrverboten immerhin keine Grenzzölle gegen einander errichten. Das änderte sich mit der Auflösung des Reichs (1806), die die Regirungen sämmtlicher deutschen Einzelstaaten in den Vollbesitz der Zollhoheit brachte; und 1807 hob Bayern, Württemberg 1808, Baden 1812, Preußen 1818 seine Binnenlandzölle auf und errichteten dafür Grenzzölle. In dem von dem Generalsteuerdirektor Karl Georg Maaßen verfaßten Gesetze vom 26. 5. 1818 hieß es: „daß alle fremden Erzeugnisse der Natur und Kunst im ganzen Umfange des preußischen Staats könnten eingebracht, verkauft und durchgeführt, daß alle inländischen Erzeugnisse der Natur und Kunst aus den preußischen Staaten könnten ausgeführt werden, daß diese gesetzlich ausgesprochene Handelsfreiheit den Verhandlungen mit anderen Staaten zur Grundlage dienen sollte, daß Erleichterungen, welche preußischen Unterthanen in anderen Ländern zugestanden würden, erwidert, dagegen aber auch

sei eine trostlose Sklaverei Aller gegen Alle“ (Roscher, Gesch. d. National-Oekonomik); die Staaten seien als „große Menschen“ aufzufassen, „menschlich an Körperbau, Gemüths- und Denkart, Bewegung und Leben“, daher sei es nicht richtig, daß jedes Volk nur die Geschäfte betreiben soll, wozu es die meiste Anlage besitzt, und sich im Uebrigen auf den Handel verlasse: „lasterhafte Tendenz der Arbeitstheilung“; Kriege seien die stärksten Bindemittel der Staaten und dem Gedeihen des wahren Rechts zuträglich, daher nicht nur von zerstörender Bedeutung. 2. **Haller,** Karl Ludwig von (geb. Bern 1768, 1792 bis 98 Legationssekretär der Republik Bern, 1806 bis 17 Professor der Rechtswissenschaft in Bern, vorübergehend in österreichischen und französischen Diensten, trat 1820 zum Katholizismus über, starb 1854 in Solothurn), „Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt“ Bd. I—IV und VI: 1816—26. Bd. V: 1834. Vertretung der antirevolutionären Staatstheorie und entschiedene Gegnerschaft gegen Smith. „Haller's Lehre von der staatlichen Omnipotenz wurzelt im krassen Gegensatze zu dem sozialen Rechtsbegriffe des modernen Staates, unter Negirung der gewaltigen Kulturfortschritte, die zu Ende des 18. Jhrhdts. von der französischen Revolution ausgegangen, durchaus auf dem Boden geistiger und leiblicher Zwangsherrschaft. . . . . . . Als Antipode Rousseaus fordert er nichts Geringeres als den Umsturz des auf revolutionärem Boden entstandenen Volksstaates und Wiederaufrichtung der absoluten Patrimonialherrschaft, wie sie durch göttliche und Naturgesetze bedingt ist, bez. der auf Eigenthum und Privatrecht beruhenden Souveränetät . . . . . Die eigentlichen technischen Fragen der Nationalökonomie, da, wo letztere ergänzend in das Wesen

Beschränkungen, wodurch der Verkehr der preußischen Unterthanen in fremden Ländern wesentlich litte, durch angemessene Maßregeln vergolten werden sollten." Hier war also der Grundsatz der Reciprocität, der der Ausdehnung des preußischen Zollsystems den Weg bahnen sollte, ausgesprochen und Preußen schloß auf Grund dieser Maxime bereits 1818 mit Dänemark, 1824 mit Großbritannien, 1827 mit Mecklenburg-Schwerin, Schweden und Norwegen und mit Brasilien, 1828 mit den Vereinigten Staaten Handelsverträge ab. Der erste allgemeine Zolltarif für Preußen, ursprünglich für 1822 bis 24 erlassen, wurde die Grundlage aller späteren Tarife. Immerhin konnte List (siehe S. 468) 1819 noch klagen: „Achtunddreißig Zolllinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe"; und

des Staates eingreift, hat er kaum gestreift" (Lippert); gewissermaßen sein politisches und ökonomisches Testament: „Die wahren Ursachen und die einzig wirksamen Abhülfsmittel der allgemeinen Verarmung und Verdienstlosigkeit" 1850, worin er als die Ursache der immer wachsenden Verarmung die systematische Beraubung derer bezeichnet, die Arbeit und Verdienst geben konnten, der begüterten und in ihrem Besitz gesicherten Personen, Familien und Korporationen, der „Nährväter des Volkes", der Fürsten als wahrer Landesväter; die kostspielige Erbauung der Eisenbahnen lege den Völkern und Fürsten neue ungeheure Lasten auf, während sie vielen tausend Familien ihren Broderwerb rauben, jede Anhänglichkeit an die Heimath ertöten, zwecklose Reiselust, d. h. Verschwendung, befördern und die Hälfte der Bevölkerung zu Vagabunden machen!

Kulmination der Smith'schen Lehren: Rau, von Hermann, von Thünen. 1. **Rau,** Karl Heinrich (geb. Erlangen 1792, Professor daselbst 1818, in Heidelberg 1822, wo er 1870 starb), „Lehrbuch der politischen Oekonomie" 3 Bde. 1826—37, bis 1880 vielfach neu aufgelegt und bearbeitet, bis zum Anfang der sechziger Jahre an den Universitäten als maßgebendes Kompendium geltend. Roscher (Gesch. d. National-Oekonomik in Deutschland) bezeichnet ihn als den „Volkswirthschaftslehrer der gut regirten deutschen Mittelstaaten von 1815 bis 1848". 2. **Hermann,** Benedikt Wilhelm von (geb. Dinkelsbühl 1795, seit 1828 Professor in München, seit 1839 zugleich Vorstand des statistischen Bureaus, 1845 Ministerialrath, 1855 Staatsrath, starb 1868), „Staatswirthschaftliche Untersuchungen 1832, 2. Aufl. 1870, ein Versuch, „die Engländer in der rationellen Verbindung ökonomischer Gedanken nachzuahmen und sich, so gut es gehen wollte, ein wenig auf den Fuß Ricardos (des englischen Hauptvertreters der sog. pessimistischen Richtung in der Ad. Smith'schen Schule) zu stellen" (Dühring, Krit. Geschichte der Nationalökonomie). 3. **Thünen,** Johann Heinrich von (geb. auf dem väterlichen Gute Kanarienhausen im Jeverland, kaufte 1810 das Gut Tellow bei Rostock, das er als Musterwirthschaft, seit 1818 mit Betheiligung seiner Arbeiter am Gewinn, einrichtete, und starb dort 1850), „Der isolirte Staat in Bezug auf Landwirthschaft und Nationalökonomie oder Untersuchungen über den Einfluß, den die Getreidepreise, der Reichthum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben" 1826, 2. Theil Abth. I: „Der naturgemäße Arbeitslohn

die neue preußische Zollgrenze wurde zunächst in dem gewohnten Verkehr um so störender empfunden, als sie bei der zerstreuten Lage preußischer Gebietstheile 28 andere deutsche Staaten berührte. Während Preußen seinen gesammten deutschen Umgebungen eine Verbindung mit seinem Zollsystem anbot und im Laufe der nächsten zwölf Jahre auch den Zollanschluß einer Reihe von kleineren Staaten, darunter Hessen-Darmstadt, durchführte, wirkten in Süddeutschland Nebenius und List (siehe beide unten) für einheitliche Ordnung des deutschen Zollwesens; 1828 traten Bayern und Württemberg zu einem Zollverein zusammen, in Kassel konstituirte sich der Mitteldeutsche Handelsverein (Sachsen, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, die thüringischen Staaten u. s. w.) und in den Jahren 1828 bis 33 gelang es den preußischen Finanzministern von Motz (1825—30) und dem bereits oben genannten Maaßen (1830—34), zunächst Kurhessen zum

und dessen Verhältniß zum Zinsfuße und zur Landrente" 1850. Er konstruirt das Schema eines isolirten Agrarstaates von gleichmäßiger Bodenbeschaffenheit, der kreisförmig eine im Mittelpunkt gelegene Stadt einschließt, von der gleiche Verkehrsstraßen nach allen Richtungen ausgehen, und findet als Einwirkung der peripherischen Beherrschung des Bodenbaues durch das konsumirende Centrum nach den Entfernungsunterschieden und der dadurch bestimmten Transportkostenhöhe sechs konzentrische Zonen: der Stadt zunächst den Kreis der freien Wirthschaft mit intensivster Kultur und wechselnder Bodenbenutzung, dann den Kreis der Forstwirthschaft, des Fruchtwechsels (regelmäßiger Wechsel zwischen bodenzehrenden und bodenschonenden Pflanzen, d. h. regelmäßige Bestellung des Ackerlandes, das eine Jahr mit einer Halmfrucht, das andere mit einer Blattfrucht), der Koppelwirthschaft (Feldgraswirthschaft: regelmäßige Perioden des Anbaues von Getreide oder anderen Gewächsen und der Weidenbenutzung, wobei in die Getreidefrucht, die der Weideperiode unmittelbar vorangeht, Gras, Klee usw. eingesät wird), des Dreifeldersystems (Winterung, Sommerung, Brache), der Weidenwirthschaft. Jedes Wirthschaftssystem, jeder Grad der Intensität der Wirthschaft kann danach nur unter bestimmten volkswirthschaftlichen und natürlichen Verhältnissen den höchsten Reinertrag abwerfen; mit dem intensiveren Wirthschaftsbetrieb steigen die gegebenen Kosten nicht nur absolut, sondern auch relativ, daher ist der Wirthschaftsbetrieb, je intensiver, um so mehr auf wissenschaftlichen Fortschritt, verbesserte Technik und verbesserte Arbeitsorganisation angewiesen. — Das gewählte Schema beruht aber vollständig auf der Abhängigkeit der landwirthschaftlichen Produktionsweise von dem konsumirenden Centrum behufs Erzielung von Rente und ignorirt die landwirthschaftliche Arbeit, die sich selbst versorgt, sowie die Rückwirkungen einer entwickelten Industrie. Seine Bestrebungen. einen „naturgemäßen Arbeitslohn" zu berechnen, führten ihn zu der Formel $\sqrt{AP}$ (wobei A gleich dem Nothbedarf einer Arbeiterfamilie, P gleich dem Produkt von Kapital und Arbeit ist), die aber schon an der Unmöglichkeit, die ideellen Antheile von Kapital und Arbeit rechnerisch zu bestimmen scheitert. Immerhin glaubte Thünen, diese Quadratwurzel, von der er den harmonischen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit erwartete, auf seinen Grabstein setzen lassen zu sollen. Seine Arbeiterfreundlichkeit ergiebt u. a. ein 1826 geschriebener Aufsatz „Ueber das Loos der Arbeiter, ein Traum wüsten Inhalts", der mit den Worten beginnt: „Es ist

Anschluß zu bewegen (1831) und dann (1833) den preußischen mit dem bayerisch-württembergischen Verein, Sachsen und den thüringischen Staaten zum Deutschen Zollverein (18 Staaten mit 23 Millionen Einwohnern: nahezu ausschließliche Verkehrsfreiheit im Innern, mäßiger Schutztarif nach außen) zu verschmelzen. Neben von Motz und Maaßen hatten der preußische Geheimrath Eichhorn (er sprach den Grundsatz aus, der die Verhandlungen beherrschte: „Die Unmöglichkeit einer Vereinigung für den ganzen Bund erkennend, sucht Preußen durch Separatverträge sich diesem Ziel zu nähern") und der stuttgarter Buchhändler Freiherr von Cotta, der als süddeutscher Unterhändler vermittelte, das Hauptverdienst um das Zustandekommen der von den Zeitgenossen als „Meisterwerk der höheren Politik" gepriesenen Verträge. Durch spätere Beitritte umfaßte 1854 der Zollverein ganz Deutschland mit Ausnahme von Oesterreich, Holstein-

ein großes Uebel, daß in allen Staaten, selbst in denen mit repräsentativen Verfassungen, die zahlreichste Klasse der Staatsbürger, nämlich die der gemeinen Handarbeiter, gar nicht vertreten ist. Unverhältnißmäßig hoch ist die Belohnung jedes Industrieunternehmers (z. B. des Fabrikanten, des Pächters und selbst des bloßen Administrators) im Vergleich mit dem Lohn des Handarbeiters." — **Nebenius**, Karl Friedrich (geb. Rhodt bei Landau 1784, badischer Minister 1838 bis 39 und 45 bis 49, einer der geistigen Väter des Zollvereins, starb 1857). Sein Werk „Der öffentliche Kredit dargestellt in der Geschichte und in den Folgen der Finanzoperationen der großen europäischen Staaten seit Herstellung des allgemeinen Land- und Seefriedens, ihre Maßregeln zur Begründung und Befestigung öffentlicher Kreditanstalten 2c." 1820: eine für die Zeit werthvolle Monographie.

Nationales System (im Gegensatz zum Kosmopolitismus Ad. Smith's): **List**, Friedrich (geb. Reutlingen 1789, seit 1817 Professor in Tübingen, legte als Stifter und Konsulent des Deutschen Handels- und Gewerbevereins 1819 die Professur nieder, trat 1820 in die württembergische Kammer; wegen Aufreizung gegen Staatseinrichtungen ausgeschlossen und zu zehn Monaten Festungshaft verurtheilt, ging er 1825 nach Amerika, wo er mit Ingersoll, dem Präsidenten der pennsylvanischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufakturen, in Verbindung trat, 1830 bis 32 u. 37 bis 40 in Frankreich, seit 32 wieder in Deutschland, 1843 bis 46 redigirte er das von ihm begründete „Zollvereinsblatt", dazwischen Auslandsreisen, endigte 1846 in der Nähe von Kufstein durch Selbstmord), „Outlines of american political economy in a series of letters addressed by Frederick List to Charles Ingersoll" 1827 (zu Gunsten des Industrie-Schutzzolles), „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden" 1833, „Das nationale System der politischen Oekonomie" 1841. Seine gegensätzliche Stellung zur Smith'schen Schule kennzeichnen folgende Sätze aus dem „Nationalen System": „Als charakteristischen Unterschied des von mir aufgestellten Systems bezeichne ich die Nationalität. Auf die Natur der Nationalität als des Mittelgliedes zwischen Individualität und Menschheit ist mein ganzes Gebäude gegründet." . . „Will man den Gesetzen der Logik und der Natur der Dinge getreu bleiben, so muß man der Privatökonomie die Gesell-

Lauenburg, den beiden Mecklenburg und den drei Hansestädten. — Mecklenburg und Lübeck traten erst nach Gründung des Norddeutschen Bundes, Bremen und Hamburg im Jahre 1888 hinzu. — Beinahe in dieselbe Zeit wie die für das ganze Wirthschaftsleben der Nation so bedeutungsvolle Beseitigung der Schlagbäume an den Grenzen der Einzelstaaten fällt die Entstehung der Eisenbahnen in Deutschland. Am 7. 12. 1835 wurde die Nürnberg—Fürther Ludwigsbahn, am 30. 10. 1838 die Berlin—Potsdamer und am 7. 4. 1839 die Leipzig—Dresdener Bahn eröffnet, letztgenannte (die erste größere Strecke) das Werk des unermüdlichen List, im Prospekte von ihm als „großes Nationalunternehmen“ und „Anfang und Mittelpunkt eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems“ bezeichnet. Diese sämmtlichen Bahnen waren Privatbahnen; die Bureaukratie stand der Neuerung theils gleichgiltig theils feindselig gegenüber. Der preußische Generalpostmeister von Nagler wollte in den Eisenbahnen neben der Post nur ein „höchst beschränktes und untergeordnetes Kommunikationsmittel“ sehen und hielt den Bau einer Bahn von Berlin nach Breslau für überflüssig, „da sich ja die Postkutsche kaum rentire“; das bayerische Obermedizinalkollegium meinte: „der Dampfbetrieb werde bei den Reisenden wie bei den Zuschauern unfehlbar schwere Gehirnerkrankungen erzeugen, und damit wenigstens die Zuschauer Schutz fänden, möge der Bahnkörper mit einem hohen Bretterzaun umgeben werden.“ An der Nürnberg—Fürther Bahn betheiligte sich die vorsichtige Regirung durch Zeichnung ganzer zwei Aktien, jede zu 100 Gulden, und die Leipzig—Dresdener Bahn (2 Millionen Thaler Aktienkapital) wurde staatlich mit Gewährung des Rechtes, bis zu 500 000 Thalern unverzinsliche Kassenscheine auszugeben, abgespeist. Die erste deutsche Staatsbahn war die am 1. 12. 1838 eröffnete Eisenbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel; von 1840 an findet in Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden u. s. w. der Bau von Staatseisenbahnen Eingang, in Preußen seit 1849. Bis 1870 herrschte im Allgemeinen das Privatbahnsystem

schaftsökonomie gegenüberstellen und in der letzteren unterscheiden: die politische oder Nationalökonomie, welche, von dem Begriff und der Natur der Nationalität ausgehend, lehrt, wie eine gegebene Nation bei der gegenwärtigen Weltlage und bei ihren besonderen Nationalverhältnissen ihre ökonomischen Zustände behaupten und verbessern kann, von der kosmopolitischen oder Weltökonomie, welche von der Voraussetzung ausgeht, daß alle Nationen der Erde nur eine einzige, unter sich in ewigem Frieden lebende Gesellschaft bilden.“ . . . „Die Prosperität einer Nation ist nicht um so größer, je mehr sie Reichthümer, d. h. Tauschwerthe, aufgehäuft sondern je mehr sie ihre produktiven Kräfte entwickelt hat“ (Theorie der produktiven Kräfte). . . . „Die produktiven Kräfte der Völker sind nicht allein durch Fleiß, Sparsamkeit und Moralität, Intelligenz der Individuen oder durch den Besitz von Naturfonds und materiellen Kapitalien bedingt, sondern auch durch die gesellschaftlichen, politischen und bürgerlichen Institutionen und Gesetze, vor allem aber durch die Garantie der Fortdauer, Selbständigkeit und Macht ihrer Nationalität.“ . .

vor, dann erfolgten zahlreiche Verstaatlichungen; die preußische Regirung ließ sich durch Gesetz von 1876 ermächtigen, ihren Staatsbahnbesitz dem Reiche zum Kauf anzubieten, das Reichseisenbahnprojekt scheiterte jedoch. Mit sechs km Bahnlänge hatte das Jahr 1835 geschlossen, 1845 betrug die Länge sämmtlicher Eisenbahnen in Deutschland aber schon über 2300 km,

1855:	8287 km	1885:	37572 km
1865:	14687 „	1894:	44109 „
1875:	27931 „	1898:	48228 „

davon nur 1294 km Hauptbahnen und 2479 km Nebenbahnen in privater Verwaltung. Das auf diesen Bahnkomplex verwendete Anlagekapital betrug 12134 Millionen Mark, der Ueberschuß der Betriebseinnahmen über die Betriebsausgaben 1898: 723 Millionen, die Zahl

„Jede einzelne Nation ist nur produktiv in dem Verhältniß, in welchem die Naturkräfte ihres Territoriums, die Ausdehnung und geographische Lage desselben und ihre Volkszahl und politische Macht sie befähigen, alle Nahrungszweige innerhalb ihrer Grenzen möglichst vollkommen und gleichmäßig auszubilden und ihren moralischen, intellektuellen, industriellen, kommerziellen und politischen Einfluß auf andere minder vorgerückte Nationen und überhaupt auf die Angelegenheiten der Welt zu erstrecken." . . . „Der auswärtige Handel der Nation darf nicht wie der des einzelnen Kaufmanns einzig und allein nach der Theorie der Werthe, d. h. mit alleiniger Rücksicht auf den augenblicklichen Gewinn materieller Güter, beurtheilt werden; die Nation muß dabei alle jene Verhältnisse ins Auge fassen, wodurch ihre jetzige und zukünftige Existenz, Prosperität und Macht bedingt sind." . . . „Seitdem die Trojaner von den Griechen ein hölzernes Pferd geschenkt bekommen haben, ist es für die Nationen eine bedenkliche Sache geworden, von anderen Nationen Präsente anzunehmen." — Ferner ist wichtig seine Betonung der „Werkfortsetzung" (Arbeitstheilung in zeitlicher Aufeinanderfolge der produzirenden Generationen: „Es fällt in die Augen, daß sie zwar im Ackerbau von bedeutendem Einfluß, jedoch ungleich weniger der Unterbrechung ausgesetzt ist als bei den Manufakturen und daß beim Ackerbau die Unterbrechungen ungleich weniger unheilbringend und ihre nachtheiligen Folgen ungleich schneller und leichter zu repariren sind als bei den Manufakturen") und der „industriellen Erziehung der Nation" durch industrielle Schutzzölle: „Schutzmaßregeln sind nur zum Zweck der Förderung und Beschützung der inneren Manufakturkraft und nur bei Nationen zu rechtfertigen, welche durch ein ausgedehntes und wohlarrondirtes Territorium, durch große Bevölkerung, durch den Besitz natürlicher Hilfsquellen, durch einen weit vorgerückten Ackerbau, durch einen hohen Grad von Civilisation und politischer Ausbildung berufen sind, mit den ersten Agrikultur-, Manufaktur-, Handelsnationen, mit den größten See- und Landmächten gleichen Rang zu behaupten." . . . . „Durch das Aufkommen einer Manufakturkraft im Agrikulturstaat kommt eine Masse von Geistes- und Körperkräften, von Naturkräften und Naturfonds und von Instrumentalkräften in Anwendung und zur Benützung, die bisher gar nicht in Aktivität gewesen sind und ohne das Aufkommen einer inneren Manufakturkraft nie zur Aktivität gekommen wären." . . . Die Manufakturkraft ist „zum großen Theile eine ganz neue Kraft, die weit entfernt, auf Kosten der Agrikulturkraft erworben zu werden, dieser erst

der Beamten und Arbeiter: 201028 und 308619, zusammen 509647, die Zahl der Lokomotiven: 17623 (mit über 5 Mill. Pferdestärken),
" " " Personenwagen: 35086,
" " " Gepäck- und Güterwagen: 384040,
" " " beförderten Personen: 756000000,
" " " " Güter: 321000000 Tonnen.

In Bezug auf die Dichtigkeit seines Bahnnetzes steht das heutige Deutschland nur hinter Belgien, Großbritannien und den Niederlanden zurück. „Der größte einheitlich bewirthschaftete Eisenbahnbetrieb nicht nur Deutschlands, sondern der Welt ist die preußisch-hessische Staatsbahnverwaltung mit einem Netz von rund 30000 km Linien" (von Halle). Neben den Eisenbahnen darf hier gleich der Entwickelung der Schifffahrt gedacht werden. In Deutschland wurden die ersten Dampfschiffe 1818 auf der Weser (der erste dortige Dampfer zwischen Bremen und Vegesack blieb bis 1834 auch der einzige!), der Spree und dem Rhein in Gang gesetzt; im Verkehr der deutschen Häfen überwogen aber die fremden Schiffe gerade in der ersten Zeit der aufkommenden Dampfschifffahrt noch erheblich stärker als in der früheren Zeit der Segelschifffahrt. Der erste Seedampfer wird im hamburger Rhedereiverzeichniß vom Jahre 1839 geführt, nachdem seit etwa 1824 zwei londoner Dampfschiffe die erste reguläre Dampfschiffverbindung mit Hamburg eröffnet hatten. Das Passagegeld zwischen London und Hamburg betrug damals 210 Mark, heute beträgt es zwischen 20 und 40 Mark. Erst 1847 richtete die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft die erste ständige (Segelschiffs-) Linie, nach den Vereinigten Staaten ein; 1856 setzte sie Dampfer in Fahrt. 1858 begann der Norddeutsche Lloyd in Bremen mit vier Dampfern seinen Betrieb. 1866 hatte Hamburg

zu höherem Aufschwung verhilft." — List's Theorie der produktiven Kräfte ist in neuster Zeit für **Losch**, Hermann (geb. Murrhardt 1863, Dozent an der Technischen Hochschule in Stuttgart), „Nationale Produktion und nationale Berufsgliederung" 1892, Ausgangspunkt geworden, um „eine berufliche Centralorganisation aller gleichartigen Berufsangehörigen durch das ganze Deutsche Reich zu fordern, die Bildung von Arbeiter- wie von Unternehmerverbänden." Derselbe ferner: „Die Kartelle sind gar nichts anderes als die keimartigen, bezw. vielfach schon recht fortgeschrittenen Anfänge einer wirklichen Produktionsregelung"; und aus dem Gesichtspunkt des Nationalismus: „Für das Gesammtvolk hat die möglichst große und möglichst rasch cirkulirende Waarenmenge im Inlande das erstrebenswertheste Ziel der Volkswirthschaft zu bilden; der nationale Tauschverkehr der Berufe unter sich ist unendlich viel wichtiger als der internationale Import- und Exportverkehr, dessen regelmäßiger Gang ja immer von Waarenabsätzen in der Ferne abhängt." „Fast regelmäßig wird es als die höchste und heiligste Pflicht der deutschen Unternehmer und Arbeiter verkündigt, unter allen Umständen alle anderen Völker mit Waarenmassen zu überschwemmen, und über jede Million Mehrexport herrscht ausgelassener Jubel. Als ob es ein Vergnügen für uns Reichsdeutsche wäre, bei Hungerlöhnen anderen Völkern möglichst billige Waaren zu liefern!"

vier, 1898: zwölf große Dampfschifffahrtsgesellschaften, Bremen 1898 deren vier. Deutschland hatte am 1. Januar 1899: 35 Dampfschiffe von 5000—6000 Reg.-Tons und 21 von 6000 und darüber. Es wird angenommen, daß die deutsche Kauffahrteiflotte im Jahre

1800: ca. 200000 Reg.-Tons
1867: ca. 700000 „

Seeschiffsraum besaß. Um 1871 waren bereits 150 Dampfschiffe mit 82000 Reg.-Tons und 4350 Segelschiffe mit 900000 Reg.-Tons, am 1. Januar 1899:

1223 Dampfschiffe mit 1 764 567 Reg.-Tons
2318 Segelschiffe „ 596 428 „

29111 und 13550 Mann Besatzung, ferner 172 Schleppschiffe mit 46568 Reg.-Tons und 485 Mann Besatzung vorhanden. Der Bestand der Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe war

1887: 1153 Dampf- 19 237 Segelschiffe, zus. zu 2 100 705 Tonnen
1897: 1953 „ 20 611 „ „ „ 3 370 447 „ .

Während zur Zeit der Segelschifffahrt zahlreiche kleine Werften den gestellten Ansprüchen genügt hatten, ging der Dampfschiffsbau für Deutschland zunächst auf das Ausland über; nach den in das Ende der fünfziger Jahre fallenden ersten Versuchen trat ein erheblicher Aufschwung aber in den siebenziger Jahren ein. Heute hat Deutschland 13 Werften für den Seeschiffsbau an der Ostsee, 14 an der Nordsee; hiervon sind die drei kaiserlichen Werften in Wilhelmshafen, Kiel und

Die Sozialisten: Weitling, Winkelblech, Rodbertus, Marx, Engels, Lassalle, Lange, Dühring. 1. **Weitling,** Wilhelm (geb. Magdeburg 1808 oder 1810, als Schneidergeselle wandernd, lernte in Paris kommunistische Lehren kennen, agitirte und schrieb seit 40 in der Schweiz, wo er zu sechsmonatigem Gefängniß wegen Aufruhrs und Aufreizung verurtheilt wurde, später in London, Hamburg und zuletzt in New-York, wo er 1871 starb), „Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte" 1838, „Garantien der Harmonie und Freiheit" 1842 (darüber Heinrich Heine im Jahre 1854: dies „Buch war lange Zeit der Katechismus der deutschen Kommunisten"), „Das Evangelium eines armen Sünders 1845" (welches die kommunistischen Lehren mit Bibelstellen zu belegen sucht). Sein sozialistischer Gleichheitsstaat zerfällt in Familienvereine (etwa je 1000; Familienordnung oder Ordnung des Genusses) und die Geschäftsordnung des Bauern-, Werk-, Lehrstandes und der industriellen Armee für die allgemeinen Bundesarbeiten, letzterer mit dreijähriger Dienstpflicht. Das Gemeinwesen stellt die für die nothwendigen Bedürfnisse Aller erforderliche Gütermenge fest, die zu ihrer Herstellung erforderliche Arbeitszeit wird auf alle arbeitsfähigen Individuen gleichmäßig vertheilt, ohne daß Zwang hinsichtlich der Auswahl der Arbeit stattfindet; an den erarbeiteten nothwendigen Produkten partizipiren Alle gleichmäßig. Die Herstellung der „Güter des Angenehmen" wird durch dazu besonders befähigte Arbeiter besorgt. Den Luxusbedürfnissen dienen die freiwilligen Arbeits- oder Kommerzstunden über die allgemeine Arbeitszeit hinaus, die gebucht und gegen die gleichfalls gebuchten Arbeitsstunden der hergestellten „Güter des Angenehmen" zur wechselseitigen Bedürfnißbefriedigung verrechnet werden. Der Werth aller Produkte wird nach der Arbeitszeit berechnet

Danzig ausschließlich für den Bau von Kriegsschiffen bestimmt; die übrigen repräsentiren ein Kapital von ca. 110 Millionen Mark. — Doch kehren wir in das erste Drittel des Jahrhunderts zurück! Wie wenig entwickelt damals die deutsche Wirthschaft noch im Vergleich besonders zu England war, ergeben ungemein anschaulich die erstaunten Aeußerungen reisender Deutscher aus jener Zeit. So schrieb Schinkel, der im Jahre 1826 eine Studienreise nach Frankreich und England machte, über Birmingham in sein Tagebuch: „Den Anblick der Stadt möchte ich einen ägyptischen nennen, wegen der Pyramiden und Obelisken der Fabriköfen"; und in einem Briefe des um die Förderung des Gewerbewesens in Preußen verdienten Beuth (nachmaligen Direktors im preußischen Finanzministerium) vom Jahre 1823 heißt es über Manchester: „Die Wunder neuerer Zeit sind mir hier die Maschinen und die Gebäude dafür, Faktoreien genannt. So ein Kasten ist acht oder auch neun Stock hoch, hat mitunter vierzig Fenster Länge und gemeinhin vier Fenster Tiefe. Eine Masse solcher Kasten steht auf sehr hohen Punkten, die die Gegend dominiren; hierzu ein Wald noch höherer Dampfmaschinenschornsteine, wie die Nadeln, so daß man nicht begreift, wie sie stehen, — macht in der Ferne einen wunderbaren Anblick, besonders des Nachts, wenn die Tausende von Fenstern hell mit Gaslicht prangen." Charakteristisch ist auch ein Gedicht von G. Schwab im „Musenalmanach von 1831", der ein ungeheuer extravagantes Zukunftsbild

Nützliche Erfindungen und Entdeckungen geben besondere Privilegien, „denn die Vermehrung und Vervollkommnung der Kenntnisse ist die alles belebende Seele der Gesellschaft, ohne welche für dieselbe keine Wohlfahrt möglich ist." — Von Anienkow mitgetheiltes Gespräch zwischen Weitling und Marx (s. unter 4): M.: „Sagen Sie uns doch, Weitling, der ja Sie mit ihrer kommunistischen Propaganda soviel Geräusch in Deutschland gemacht und soviel Arbeiter angezogen haben, die Sie ihrer Stellung und ihres Stückchen Brotes beraubten, mit welchen Argumenten vertheidigen Sie Ihre sozialrevolutionäre Agitation und worauf denken Sie dieselbe in Zukunft zu gründen?" W.: es sei nicht seine Aufgabe, neue ökonomische Theorien zu schaffen, sondern den Arbeitern die Augen zu öffnen, sie zu lehren, keinen Versprechungen Glauben zu schenken und ihre Hoffnungen nur auf sich selbst zu setzen usw. M.: sich an die Arbeiter zu wenden ohne streng wissenschaftliche Ideen und ohne konkrete Lehre sei gleichbedeutend mit einem leeren, gewissenlosen Spiel, wobei einerseits ein begeisterter Apostel vorausgesetzt wird, andererseits nur Esel, die mit aufgesperrtem Maule zuhören; „niemals noch hat die Unwissenheit jemandem genützt." 2. **Winkelblech,** Karl Georg (geb. Ensheim bei Mainz 1810, seit 1843 Professor der Chemie an der höheren Gewerbeschule in Kassel, wo er 1865 starb), „Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie" (drei Theile, wovon der dritte unvollständig, Pseudonym: Karl Marlo) 1850—59. Prinzip der neuen Sozialordnung: an Stelle der bestehenden ungerechten Ausschließungen aller Art, des Monopolismus, die individuelle Selbstentfaltung Aller zum höchsten sittlichen Lebensglück, der Panpolismus, erreichbar durch ein Förderativsystem (die „sozietäre Geschäftsform"), das allen Betheiligten die Rechte des Arbeiters und des Unter-

für das Jahr 2031 (!) zu entwerfen glaubt, indem er ein Dampfschiff schildert:

„Ich höre das Rad!
Es klappert, es knarrt!
Ich athme Rauch,
Ich sehe die Säule: —
Da naht es auch,
Da kommt's in Eile
Das große Boot!"

und eine Fabrik mit den Versen:

„Dort steht ja die Fabrik
Mit dem rothen Ziegeldach
Und der Bach
Fließt in hölzerner Rinne
Das schöne blaue Garn hängt drinne!"

malt. Der 1895 verstorbene Reichsgerichtsrath Otto Bähr erzählt in seinem Büchlein „Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren", wie ihn als elfjährigen Knaben im Jahre 1828 seine Angehörigen auf eine Rheinreise mitnahmen und wie damals zwar auf dem Rhein ein Dampfboot ging, ihnen von dessen Benutzung aber abgerathen wurde, „weil es gar zu schnell gehe"; und der Statistiker Engel (1821—96) referirt aus seiner frühesten Jugend das Gespräch eines Arztes und eines Kaufmannes, „ob die Eilpost, die den Weg von ca. 13½ geogr.

nehmers gleichmäßig einräumen soll. Näherer Aufschluß über diese neue gesellschaftliche Betriebsform wird nicht gegeben. Zur Vermeidung der Uebervölkerung obligatorischer Nachweis eines Ehekapitals u. a. „Wer es wagt, dem Volke, ohne Bekämpfung des Uebervölkerungsrechts, Erlösung von seinem Elende zu versprechen, der macht Erwartungen rege, die niemals erfüllt werden können, und wird dann mit Recht als ein gefährlicher Demagoge gefürchtet." 3. **Rodbertus**, Johann Karl (geb. Greifswald 1805, kaufte 1834 das Rittergut Jagetzow in Pommern, 1847 bis 49 Abgeordneter [Vereinigter Landtag, Nationalversammlung, Zweite Kammer], 48 vorübergehend preußischer Kultusminister, nach Oktroyirung des neuen Wahlgesetzes politisch nicht mehr thätig, starb 1875), „Die Forderungen der arbeitenden Klassen" 1837, „Soziale Briefe an v. Kirchmann" 1850—51, „Offener Brief an das Komitee des Deutschen Arbeitervereins zu Leipzig" 1863, „Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnoth des Grundbesitzes" 1868—69, „Der Normalarbeitstag" 1871. Formulirte das sog. Gesetz der fallenden Lohnquote: „Die Vertheilung des Nationalproduktes nach den ‚natürlichen' Gesetzen des Tauschverkehrs bringt es mit sich, daß bei steigender Produktivität der Arbeit der Lohn der Arbeiter ein immer kleinerer Antheil am Produkt wird." Daraus folgten die Handelsstockungen und der Pauperismus; diesem Gesetze sei durch einen nationalen Lohntarif, der periodisch unter der Autorität des Staates von den Gewerkschaften festzusetzen wäre, einen normalen Zeit- (und Werk-) Arbeitstag und ein staatliches Arbeits- (Werkstunden-) Geld entgegenzuwirken; gewiß bliebe bei jedem Lohnverhältniß das Unrecht des Grund- und Kapitaleigenthums prinzipiell bestehen, aber es könne doch in seinen praktischen Wirkungen bis zu einem Punkte verringert werden, der für die arbeitenden Klassen mehr als erträglich sei.

Meilen oder 100 km zwischen Dresden und Leipzig in 10 Stunden zurücklegen sollte, Bestand haben könne; sie begegneten sich in der Ansicht, daß das Unternehmen wohl deshalb scheitern werde, weil die Reisenden den Luftzug einer so rapiden Fortbewegung nicht zu ertragen im Stande sein würden!" Gauß und Weber in Göttingen bauten im Jahre 1833 die erste telegraphische Anlage der Welt und Professor Steinheil in München verbesserte bald darauf die Erfindung, indem er die Erde zur Rückleitung benutzte, in der für die Verkehrszwecke entscheidenden Weise. Doch hören wir Bähr: „Wer nach 1833 in Göttingen studirte, sah dort hoch vom Johannisthurm her einen die ganze Stadt überragenden Draht gespannt. Man sagte, das sei ein elektrischer Telegraph, mittelst dessen die Professoren Gauß und Weber bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten sich Zeichen gäben. Aber Niemand ahnte, daß in diesem Drahte ein weltbeherrschendes Institut verborgen sei." Die Einführung der Gewerbefreiheit hatte auf das Handwerk einen viel geringeren Einfluß, als gewöhnlich angenommen wird; der Stand der Kleingewerbe in Preußen beispielsweise ist bis zum Jahre 1831 beinahe stabil. „So lange sich die Technik, die häusliche Wirthschaft, die Lebensgewohnheiten und Verkehrsverhältnisse gleich blieben, blieb den hauptsächlichsten Handwerken, die ja in erster Linie für lokale, nothwendige, stets ziemlich konstante Bedürfnisse arbeiten, ein sicherer Boden ziemlich unverändert erhalten" (Otto). Dagegen wirkte seit den dreißiger Jahren mit der

— Andere für Rodbertus charakteristische Sätze: „Nicht der Individualismus, sondern der Sozialismus schließt die Reihe der Emanzipationen, die mit der Reformation begonnen haben. Erst dieser ertheilt jenem seine letzte Weihe. . . Aber, wenn ich auch an die Zukunft des Kommunismus glaube, wenn ich auch glaube, daß die heutige Gesellschaft bereits in voller kommunistischer Fluth steuert, so halte ich doch die Aufhebung des Grund- und Kapitaleigenthums nicht für so nahe bevorstehend. Die entgegengesetzten nationalökonomischen und rechtlichen Ueberzeugungen, die Menge der mit dem Grund- und Kapitaleigenthum verburdenen Interessen, die intellektuellen und sittlichen Zustände sowohl der herrschenden besitzenden, wie der dienenden arbeitenden Klassen scheinen mir noch für viele Dezennien (an anderer Stelle spricht Rodbertus von einer Verwirklichung seines Ideals „in sehr später Zukunft, etwa in fünfhundert Jahren") den Sturz einer so fest wurzelnden Institution unmöglich zu machen. . . . Daher glaube ich, daß, wie die Geschichte von jeher nur in Kompromissen fortgeschritten ist, auch nur ein Kompromiß zwischen Arbeit und Grund- und Kapitaleigenthum die nächste Aufgabe unserer Wissenschaft ist." . . . „Dauernder sozialer Friede, einheitliche politische Regirungsgewalt, fester, vertrauensvoller Anschluß der arbeitenden Klassen an diese Gewalt, große Aufnahmen, Vorarbeiten und Anstalten, die eine Reihe tiefer Kombinationen bilden und nur in Ruhe, mit Ordnung und Energie zu treffen sind, das sind die Vorbedingungen der Lösung der sozialen Frage. Sie schließen gleichermaßen eine zerfahrene Staatsgewalt, eine turbulente Arbeiterbevölkerung und Karlsbader Beschlüsse aus. Wenn konservativ die Konservirung des verrotteten Plunders bedeutet — nenne er sich nun liberal oder werde er illiberal genannt —, so giebt es nichts Antikonservativeres, als die soziale Frage. Wenn aber

Einführung der Dampfmaschinen die Zunahme der Großbetriebe und des Zwischenhandels dem Handwerk entgegen; die Handwerker, die sich zum großen Theil für bedroht hielten, in die Klasse der Lohnarbeiter herabzusinken, machten die Gesetzgebung für ihre Noth verantwortlich und das Handwerkerparlament, das im Juli und August 1848 in Frankfurt a. M. tagte, erhob „feierlichen und von vielen Millionen Unglücklicher besiegelten Protest gegen die Gewerbefreiheit". Diese leidenschaftliche Agitation blieb nicht ohne Erfolg: in Preußen machte die Verordnung vom 9. 2. 1849 für etwa siebenzig Gewerbe die Befugniß zum Betriebe von dem Eintritt in eine Innung und von dem Erbringen des Befähigungsnachweises abhängig, in Bayern erging die die Gewerbefreiheit erheblich einengende Verordnung vom 17. 12. 1853 und in Hannover ein Gesetz vom 15. 6. 1848 gleicher Tendenz. — In der Industrie herrschten bis in die Mitte des Jahrhunderts die auf Handarbeit beruhenden Produktionsformen vor. Besonders vertreten war in der von altersher sehr verbreiteten Spinnerei und Weberei die Hausindustrie, die aber durch die stetige Vervollkommnung der Fabrikwerkzeuge und durch die Konkurrenz des vorgeschritteneren Auslandes unaufhaltsam ihrem Niedergang entgegengeführt wurde. „Die Flachsspindel in der Fabrik hatte schon 1818 etwa 120 mal so viel geliefert, als ein Handspinnrad; in den vierziger Jahren nahm man an, daß ein Arbeiter mit Hilfe der Spinnmaschine 500 mal so viel liefern könne, als ein Handspinner. . . Die

konservativ bedeutet: Stärkung monarchischer Staatsgewalt, friedliche Reformarbeit, Aussöhnung der sozialen Klassen unter der Aegide und nach der Norm des strahlenden Suum cuique, — so giebt es nichts Konservativeres als die soziale Frage." Leitende Gesichtspunkte für die gegenwärtige Behandlung der sozialen Frage: „Beschränkung der Bestrebungen auf die eine Aufgabe, für das Mitsteigen des den Arbeitern zufallenden Antheils am Nationaleinkommen mit dem Steigen des letzteren selbst zu sorgen; Lösung dieser Aufgabe nur durch die nationalökonomische Intervention des Staates; Aufrechterhaltung des reinen Lohnsystems." . . . „Das Christenthum hat nicht die Aufgabe, die arbeitende Klasse zur Unterwürfigkeit unter die gegenwärtigen sozialen Gesetze, sondern die Besitzenden zur Aenderung derselben zu bestimmen." — Verhältniß zu Lassalle: „Lassalle wollte bekanntlich die Lage der arbeitenden Klassen mittels eines allgemeinen Systems von Produktivassoziationen durch pekuniäre Staatshilfe geändert haben. Ich meinerseits wollte das Lohnprinzip beibehalten wissen, aber eine Reform desselben, allerdings auch durch den Staat, unternehmen lassen. L. wollte aus der sozialistischen Partei zugleich eine politische machen. Zu diesem Zweck verlangte er das allgemeine Stimmrecht. Ich wollte, sie solle lediglich eine wirthschaftliche bleiben." — Dietzel („Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre"): „Als preußischen Bureausozialismus hat Engels seine Lehre verspotten wollen. Und das Wort trifft zu: in der Lehre des Denkers von Jagetzow waltet derselbe Genius, welcher das friderizianische Preußen beseelte und in harter Schule und Zucht zu dem Staat erzog, der uns die Einheit des Vaterlandes wiedergewann"; und Jentsch („Rodbertus") nennt ihn den „theoretischen Begründer des Staatssozialismus, der im Deutschen Reiche seit

größte Noth der Spinner fällt in die vierziger Jahre. Tausende sind dem Hungertyphus erlegen" (Schmoller). Das Elend der Weber am Fuße des Eulengebirges führte 1845 zu der bekannten Hungerrevolte von Peterswaldau und Langenbielau.

„Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer",

so hieß es in dem Liede der Weber. F. W. Wolff schrieb damals im Deutschen Bürgerbuch: „Die zahlreichen Spinner, welche im flachen Lande wie im Gebirge ehemals einen zwar geringen aber sicheren Verdienst hatten, fanden nur noch zu solchen Preisen mit ihrer Waare Absatz, daß sie oft nicht mehr das Salz in die Suppe gewannen. Die Spinnrädchen wurden nicht verbessert; man bediente sich fortwährend der alten. Das Ausland spann unterdeß mit Maschinen; es spann viel und wohlfeil. Nun bauten wir auch Maschinen und machten vollends eine Menge Spinnerhände überflüssig. Daneben traten Baumwollenwaaren vielfach an die Stelle der Leinwand. Mindestens ebenso nachtheilig als auf die Spinner wirkte die neue Gestaltung der Dinge auf die Weber ein." Nach den preußischen Gewerbetabellen betrug die Zahl der mit Handspinnerei von Leinengarn beschäftigten Personen 1849 noch 84 286, 1861 war sie auf 14 557 gesunken. Jetzt ist die Flachsspinnerei als hausindustrielle Beschäftigung bei-

1878 thatsächlich herrscht, wenn auch nicht ganz in seinem Geiste gehandhabt wird." — Rodbertus' Schüler ist der sozialkonservative **Meyer,** Hermann Rudolf (geb. Friedeberg in der Neumark 1839, gest. 99), „Der Emanzipationskampf des vierten Standes" 1812—74, „Der Kapitalismus fin de siècle" 1894; Befürworter des Heimstättensystems nach amerikanischem Muster (Heimstätte [homestead]: Grundbesitz, der in gewissen Grenzen der Zwangsvollstreckung entzogen ist). Das Schlagwort vom „sozialen Königthum" stammt von **Stein,** Lorenz von (geb. Eckernförde 1815, Professor an der Universität Kiel 1846 bis 51, Wien 1855 bis 85, starb 1890), der gleichfalls als konservativer Sozialpolitiker bezeichnet werden kann, „Der Sozialismus und Communismus des heutigen Frankreichs" 1842, „Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage" 3 Bde. 1850, „Lehrbuch der Volkswirthschaft" 1858 (3. Aufl. 1887). 4. **Marx,** Heinrich Karl (geb. Trier 1818, jüdischer Abkunft, gab 1842 die „Rheinische Zeitung" in Köln heraus, 43 bis 48 in Paris und Brüssel, 48 bis 49 wieder in Köln [„Neue Rheinische Zeitung"], dann vorübergehend in Paris und seit 49 in London, wo er 1883 starb. 1864 bis 72 an der Spitze der „Internationalen Arbeiterassoziation"), „Misère de la philosophie" 1847, „Manifest der Kommunistischen Partei" 1848 („Proletarier aller Länder vereinigt Euch!"), „Zur Kritik der politischen Oekonomie" 1859, „Das Kapital", erstes Buch 1867 (zweites und drittes Buch 1885—94, herausgegeben von Engels). Aus der Vorrede zum „Kapital": „Auch wenn eine Gesellschaft dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur gekommen ist — und es ist der letzte Endzweck dieses Werkes, das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu

nahe verschwunden. 1895 zählte die Spinnerei (Seiden-, Woll-, Baumwollsp. 2c) überhaupt 9 124 Betriebe mit 183 543 Personen (davon Hausindustriebetriebe nur: 4426), die Weberei 144 548 Betriebe mit 508 010 Personen (davon Hausindustriebetriebe: 100 257); motorische Kräfte wurden in der ganzen Textilindustrie 1895 benutzt von 12 360 Betrieben, wobei auf 11 111 Betriebe 514 986 Pferdestärken (Dampf: 446 289, Wasser: 6512) entfielen; selbständige Hausindustrielle der Textilindustrie zählte man 1895: 132 614, hausindustrielles Hilfspersonal: 28 621 (Gesammtzahl der in der Textilindustrie beschäftigten Personen: 1 017 112). Wie sich das Maschinenwesen im Allgemeinen entwickelte, zeigen die nachfolgenden Zahlen:

Die Anzahl der Dampfmaschinen für gewerbliche und landwirthschaftliche Zwecke betrug in Preußen

1837:	419	mit	7355	Pferdest.*)	1855:	3049 mit	61945	Pferdest.
1840:	615	„	11712	„	1858:	5187 „	112955	„
1843:	862	„	16496	„	1861:	7000 „	142658	„
1846:	1139	„	21716	„	1875:	28783 „	632067	„
1849:	1445	„	29482	„	1878:	35431 „	958366	„
1852:	2124	„	43049	„	1895:	76125 „	2469245	„
in Sachsen								
1856:	550	„	7132	„	1878:	5022 „	134268	„
1846:	179	„	2446	„	1861:	1003 „	15663	„

*) Eine Pferdestärke oder, wie man früher sagte, Pferdekraft gleich 24 Menschenkräften gleich einer Hebeleistung von 75 Kilogrammometer in der Sekunde.

Im Jahre 1875 wurden in allen deutschen Industrien insgesammt 885 582 Dampfmaschinen-Pferdestärken verwandt. Nach der Gewerbezählung von 1895 gab es im Deutschen Reiche 127 650 industrielle Hauptbetriebe mit Motoren (Dampf: 2 654 159, Wasser: 589 175 Pferdestärken, Wind, Gas und Heißluft, Elektrizität 2c.), außerdem 589 175 Nebenbetriebe (Dampf: 7354, Wasser: 37 678 Pferdestärken);

enthüllen —, kann sie naturgemäße Phasen weder überspringen noch wegdekretiren. Aber sie kann die Geburtswehen abkürzen und mildern." — Materialistische Geschichtsauffassung: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, nothwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwickelungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesammtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein des Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwickelung gerathen die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktivverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwickelungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln der-

in der Landwirthschaft im selben Jahre; 35 066 Betriebe unter 2 ha, 52 830 von 2—5 ha, 109 348 von 5—20 ha, 46 778 von 20—100 ha und 15 342 von 100 ha und darüber, die Dampfdreschmaschinen (eigene oder gemiethete) benutzten; Dampfpflüge (eigne oder gemiethete) wurden in 1225 Betrieben von 100 ha und darüber, ferner in 371 kleineren Betrieben benutzt. Eine aus Engel's Feder stammende Veröffentlichung des kgl. preußischen statistischen Bureaus von 1871 sagt: „Die Zeit des Friedensschlusses mit Frankreich im Jahre 1871 ist auch die Zeit des 50 jährigen Jubiläums der Dampfmaschine in Deutschland. Welche Rolle spielen aber diese 50 Jahre in der Kulturgeschichte unseres Vaterlandes! In ihnen hat die Dampfkraft, zu Wasser und zu Lande ununterbrochen thätig, viele Theile Deutschlands auf ihre höchste Höhe technischer Kraft und industrieller Leistung erhoben, aber auch der Gewerbefreiheit allenthalben zum Durchbruch verholfen, eine große Menge neuer Kräfte in den Dienst der Industrie, des Handels und Verkehrs gespannt, bisher kaum geachtete Gaben der Natur nach ihrem Werthe schätzen und nützen gelehrt und Leben und

selben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen naturwissenschaftlich treu zu konstatirenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurtheilt, was es sich selbst dünkt, ebenso wenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgeben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und moderne bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schooße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab." — Theorie des Klassenkampfes: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die

Wohlstand da verbreitet, wo früher Oede und Elend war. Allerdings hat die Dampfmaschine auch die alten Betriebsformen der Gewerbe weidlich zertrümmert, das Handwerk an vielen Orten, mehr als wünschenswerth, unter das Joch der Fabrik gebeugt, und durch ihre Einfachheit und Kraftstetigkeit nicht wenig dazu beigetragen, daß hier und da eine Anhäufung von Industrie oder von Gewerbetreibenden entstand, aus welcher manche Uebelstände hervorgehen. Allein alle diese Nachtheile verschwinden gegen die unermeßlichen Vortheile, die wir dem Dampfe als Motor verdanken." Mag dieser Dithyrambus des optimistisch gesinnten vormaligen Direktors des preußischen statistischen Bureaus sicher starke Vertiefungen seiner Schattenpartien vertragen und mag dem den Maschinenriesen dienstbaren Industrieproletariate vorläufig noch statt des „verdanken" eher ein „verdanken könnten" am Schluß des Satzes angebracht erscheinen: daß Engel die Entfesselung von Produktivkräften durch den Dampf nicht überschätzte, beweisen die angeführten Ziffern der letzten Zählung von 1895 — Ziffern, die um die Mitte des Jahrhunderts als schlechthin chimärisch gegolten hätten —; und seitdem dürfte sogar nicht nur eine proportionale, sondern eine progressive Verstärkung der mechanischen Arbeitsmittel eingetreten sein.

Geschichte von Klassenkämpfen. . . . Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat. . . . Das Bedürfniß nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Ueberall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen. Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarktes die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. In demselben Maße, worin sich die Bourgeoisie, d. h. das Kapital, entwickelt, in demselben Maße entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweis verkaufen müssen, sind eine Waare, wie jeder andere Handelsartikel, und daher gleichmäßig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt. . . Aber mit der Entwickelung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in größeren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst und es fühlt sie mehr. Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. . . . Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Ueberbau der Schichten, die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird. . . . Die wesentlichste Be-

Die Fluthzeiten fallen in Politik und Wirthschaft nicht immer zusammen: gerade die politisch so sterile Periode der fünfziger Jahre war die Inkubationszeit des deutschen Großindustrialismus. In den ersten Jahren nach der Gründung des Zollvereins, bis 1842, hatte die Richtung auf Zollermäßigung überwogen, der Nothstand der vierziger Jahre belebte aber die protektionistischen Tendenzen wieder und eine Reihe der wichtigsten Industrien wurde durch erhöhte Schutzzölle unterstützt. Die Ereignisse des Jahres 1848 bereiteten überall den letzten Resten der ländlichen Feudalverfassung ein Ende — in Preußen beseitigte das Gesetz vom 2. 3. 1850 betr. die Ablösung der Reallasten und die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse außer gewissen anachronistischen Seltsamkeiten (etwa wie dem hie und da noch bestehenden grundherrlichen Recht, „die Gänse der bäuerlichen Wirthe berupfen zu lassen" u. a.) das Obereigenthum des Gutsherrn, das Eigenthumsrecht des Erbverpächters und alle Heimfallsrechte an Grundstücken und Gerechtsamen —: und hinfort gab es nur noch Großgrundbesitzer, freie Bauern und freie ländliche Arbeiter: diese ein willkommenes Kontingent für den industriellen Bedarf an Händen. Gustav Freytag schildert in seinem 1855 erschienenen Romane „Soll und Haben", der selbstbewußten Verherrlichung des liberalen Bürgerthums, wie das Triebwerk des modernen Schaffens den Landwirth ergriff, wie „die abenteuerlichen Gestalten der Maschinen nach dem Wirthschaftshof ziehen, der ungeheure Kupferkessel fährt mit Blumen bekränzt heran,

dingung für die Existenz und für die Herrschaft der Bourgeoisklasse ist die Anhäufung des Reichthums in den Händen von Privaten, die Bildung und Vermehrung des Kapitals; die Bedingung des Kapitals ist die Lohnarbeit. Die Lohnarbeit beruht ausschließlich auf der Konkurrenz der Arbeiter unter sich. Der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setzt an die Stelle der Isolirung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation. Mit der Entwickelung der großen Industrie wird also unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst hinweggezogen, worauf sie produzirt und die Produkte sich aneignet. Sie produzirt vor allem ihren eigenen Totengräber. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich" (Sätze aus dem Kommunistischen Manifest). — Fundamentales Werthgesetz: Waaren sind „austauschbar nur als Aequivalente und Aequivalente sind sie nur als gleiche Quanta vergegenständlichter (gesellschaftlich nothwendiger d. h. unter Anwendung der jeweilig normalen Technik und bei durchschnittlichem Intensitätsgrad der Arbeit zur Erzeugung der Waaren den Kapitalisten verkauft. „Ihr Werth, wie der jeder anderen Waare, wird bestimmt Maße festgeronnener Arbeitszeit." — Mehrarbeit und Mehrwerth: Nicht die Arbeit, sondern die Arbeitskraft ist Waare und wird als solche vom Arbeiter an den Kapitalisten verkauft. „Ihr Werth, wie der jeder anderen Waare, wird bestimmt durch die zu ihrer Produktion nöthige Arbeitszeit. Erheischt also die Produktion der durchschnittlichen täglichen Lebensmittel des Arbeiters sechs Stunden, so muß er im Durchschnitt sechs Stunden per Tag arbeiten, um seine Arbeitskraft täglich zu produziren oder den in ihrem Verkauf erhaltnen Werth zu reproduziren."

große Räder mit hundert Zähnen drehen sich gehorsam im Kreise, lange Röhren verschlingen sich in den neugebauten Räumen, und die mechanischen Gelenke bewegen sich rastlos bei Tag und Nacht. Eine edle Industrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder diese Kraft.“ Besonders fördernd mußte das Eisenbahnwesen auf den Kohlenbergbau wirken. Im Dortmunder Oberbergamtsbezirke wurden 1800: 231, 1830: 571, 1850: 1666, 1870: 11 813 Tausend Tonnen gewonnen; der Werth der Produktion betrug 1800: 1, 1830: 3, 1850: 10, 1870: 68 Millionen Mark, die Belegschaft 1800: 1546, 1830: 4457, 1850: 12 741, 1870: 51 391. An der günstigen Wirkung einer von Amerika ausgehenden allgemeinen Hochkonjunktur nahm Deutschland vollen Antheil. Die Zahl der Maschinenstühle für Leinwand stieg in Preußen von 30 im Jahre 1855 auf 244 im Jahre 1861, die Zahl der Maschinenstühle für Baumwollgewebe von 2061 im Jahre 1855 auf 7177 im Jahre 1861; die Tuchausfuhr des Zollvereins stieg von 1840 bis 60 auf den vier- bis fünffachen Betrag. — Deutschland hatte in der Mitte der fünfziger Jahre seine erste Gründungsperiode; viele Mittel- und Kleinstaaten errichteten damals Notenbanken. Einen vorübergehenden Rückschlag brachte nur das Jahr 1857 durch eine hauptsächlich Hamburg erschütternde Handelskrisis. An Chausseen wurden in Preußen von 1844 bis 62 nicht weniger als 2400 Meilen gebaut. Während ein Brief von Frankfurt a. M. bis Danzig vor dem Jahre

Darüber hinaus leistet er Mehrarbeit und schafft Mehrwerth, unbezahlte Arbeit. „Das Kapital hat die Mehrarbeit nicht erfunden. Ueberall, wo ein Theil der Gesellschaft das Monopol der Produktionsmittel besitzt, muß der Arbeiter, frei oder unfrei, der zu seiner Selbstunterhaltung nothwendigen Arbeitszeit überschüssige Arbeitszeit zusetzen, um die Lebensmittel für den Eigner der Produktionsmittel zu produziren.“ Auf dem Mehrwerth beruht unter der Herrschaft des Kapitalismus alles arbeitslose Einkommen: der industrielle Unternehmergewinn, der Handelsprofit, der Zins der Leihkapitalien und die Grundrente. — Industrielle Reservearmee: Die wachsende Produktivität der Arbeit (durch Centralisation des Arbeitsprozesses, verbesserte Maschinerie usw.) spart Arbeitskraft; daher produzirt „die kapitalistische Akkumulation beständig eine relative, d. h. für die mittleren Verwerthungsbedürfnisse des Kapitals überschüssige, daher überflüssige oder Zuschuß-Arbeiterbevölkerung. . . . Sie schafft für seine wechselnden Verwerthungsbedürfnisse das stets bereite exploitable Menschenmaterial, unabhängig von den Schranken der wirklichen Bevölkerungszunahme.“ — Gesetz des tendenziellen Fallens der Profitrate: „Da die Masse der angewandten lebendigen Arbeit stets abnimmt im Verhältniß zu der Masse der von ihr in Bewegung gesetzten vergegenständlichten Arbeit, der produktiv konsumirten Produktionsmittel, so muß auch der Theil dieser lebendigen Arbeit, der unbezahlt ist und sich in Mehrwerth vergegenständlicht, in einem stets abnehmenden Verhältniß stehen zum Werthumfang des angewandten Gesammtkapitals. Dieses Verhältniß der Mehrwerthsmasse zum Werth des angewandten Gesammtkapitals bildet aber die Profitrate, die daher beständig fallen muß.“ Al[illegible] Gefährdung und Schwinden der Profitrate, „der treibenden Macht in der kapit[illegible]

1844 noch 15 Groschen kostete — 1844 setzte Preußen das höchste Porto nach der Entfernung auf 6 Groschen fest —, verbilligte der im Jahre 1850 nach dem Vorbilde des Zollvereins gegründete Deutsch-Oesterreichische Postverein für ein Gebiet von 21 478 Quadratmeilen mit 72 Millionen Einwohnern die Portosätze auf 1 Groschen bis zu 10 Meilen, 2 bis zu 20 und 3 Groschen über 20 Meilen. Diese Sätze galten, bis 1867 an Stelle des dreistufigen das Einheitsporto von 1 Groschen trat. (Normalporto in dem 1874 begründeten

listischen Produktion", durch die Entwickelung dieser Produktion selbst! Dieses Gesetz und die „Tendenz der kapitalistischen Akkumulation", die Produktionsmittel in den Händen einer „beständig abnehmenden Zahl von Kapitalmagnaten" unter kooperativer Form des Arbeitsprozesses zu vereinigen, führen nothwendig zum Untergang der kapitalistischen Produktionsweise: „Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt" (Zusammenbruchstheorie). — Schlüssel zu Marx's Gesammtpersönlichkeit: seine eigene Aeußerung: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretirt, es kommt aber darauf an, sie zu verändern." 5. Marx's Freund und Mitarbeiter **Engels**, Friedrich (geb. Barmen 1820, seit 1842 in Manchester als Commis, später Theilhaber des väterlichen Geschäfts, seit 1870 in London, wo er 1895 starb), „Die Lage der arbeitenden Klassen in England" 1845, „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft" 1878, „Die Entwickelung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" 1883 (aus einem Theil der vorigen Schrift zusammengestellt, nebst einigen weiteren Ausführungen), „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats" 1804; Mitverfasser des Kommunistischen Manifestes. Er sagt über sein Verhältniß zu Marx: „Daß ich vor und während meinem vierzigjährigen Zusammenwirken mit Marx sowohl an der Begründung wie namentlich an der Ausarbeitung der Theorie einen gewissen selbständigen Antheil hatte, kann ich selbst nicht leugnen. Aber der größte Theil der leitenden Grundgedanken, besonders auf ökonomischem und geschichtlichem Gebiet, und speziell ihre schließliche scharfe Fassung gehört Marx. Was ich beigetragen, das konnte — allenfalls ein paar Spezialfächer ausgenommen — Marx auch wohl ohne mich fertig bringen. Was Marx geleistet, hätte ich nicht fertig gebracht. Marx stand höher, sah weiter, überblickte mehr und rascher als wir Andern alle" und: „Der durchgehende Grundgedanke des Manifestes, daß die ökonomische Produktion und die aus ihr mit Nothwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Geschichtsepoche die Grundlage bildet für die politische und intellektuelle Geschichte dieser Epoche; daß demgemäß, seit Auflösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden, die ganze Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen gewesen ist, Kämpfen zwischen ausgebeuteten und ausbeutenden, beherrschten und herrschenden Klassen auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwickelung; daß dieser Kampf aber jetzt eine Stufe erreicht hat, wo die ausgebeutete und unterdrückte Klasse, das Proletariat, sich nicht mehr von der sie ausbeutenden und unterdrückenden Klasse der Bourgeoisie befreien kann, ohne zugleich die ganze Gesellschaft für immer von Ausbeutung, Unterdrückung und Klassenkämpfen zu befreien —: dieser Grundgedanke gehört einzig und ausschließlich Marx an." — Marx-Engels'sche Schule: **Kautsky**, Karl (geb. Wien 1854, seit 1883 Chefredakteur der wissenschaftlichen sozialdemokratischen Revue

Weltpostverein für Briefe: 25 centimes auf je 15 g, für Postkarten 10 c, für Drucksachen, Geschäftspapiere, Waarenproben 5 c auf je 50 g, Geschäftspapiere mindestens 25 c für die Sendung.) Preußen hatte 1840: 11 669 Postbeamte, 1865: 20 576; 1849: 246 Linienmeilen Telegraph, 1866: 2072. Die preußische Post beförderte an Briefpostgegenständen

1840:	36 Millionen	1861:	140 Millionen
1854:	90 „	1862:	148 „

an Depeschen

1850:	35 317	1860:	384 335
1855:	152 820	1862:	660 297.

Am Schlusse des Jahres 1898 betrug das gesammte Personal der Post und Telegraphie im Deutschen Reiche: 197 572 (85 834 Beamte, 86 656 Unterbeamte, 18 325 dauernd oder in regelmäßiger Wiederkehr beschäftigte Nichtbeamtete, 1513 Posthalter, 5244 Postillone), die Länge der Telegraphenlinien: 126 154 km, die Zahl der Briefsendungen, Postkarten und Drucksachen: ca. 2¾ Milliarden, der Depeschen: 42 Millionen, die Zahl der Postanstalten: 35 407, der Telegraphenanstalten: 22 883, der Telephonsprechstellen: 212 000. Berlin mit über 40 000 Telephonsprechstellen ist die größte Fernsprechstätte der Welt. — Gegenüber den geschilderten übermächtigen Faktoren blieb für das Handwerk der von der theilweisen Rückkehr zur älteren Gewerbepolitik erwartete Erfolg aus: die fabrikmäßige Produktion, der Großhandel, die städtischen Ladenmagazine, die Wanderlager wirkten stärker als die weiße Salbe der Innungserneuerung und ähnliche Palliative. Aus diesem Versagen der Staatshilfe entwickelten sich aber die Selbsthilfebestrebungen der Handwerker und Schulze-Delitzsch, der seit 1849, zuerst in seinem Geburtsort Delitzsch, für das Genossenschaftswesen thätig war, gründete 1859 den „Allgemeinen Verband der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften", der heute noch an der Seite später entstandener Verbände (Raiffeisen'scher Kassen u. s. w.) blüht. Lag auf dem Wege dieser Genossenschaften (Vorschuß-, Rohstoff-, Werk-, Magazin-, Produktivgenossenschaften, Konsumvereine) zwar nicht, wie Schulze gemeint hatte, zugleich die Lösung der Arbeiterfrage, so entwickelten sie doch,

„Neue Zeit"), „Karl Marx's ökonomische Lehren" 1886, „Das Erfurter Programm" 1892, „Die Agrarfrage" 1899, „Bernstein (siehe S. 500) und das sozialdemokratische Programm" 1899. 6. **Lassalle,** Ferdinand (eigentlich Lassal, geb. Breslau 1825, jüd. Konfession, starb 30. 8. 1864 in Genf an einer Verwundung im Duell), „Arbeiterprogramm (Ueber den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes)" 1862, „Offenes Antwortschreiben an das Central-Comité zur Berufung eines Allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig" 1863, „Arbeiterlesebuch" 1863, „Herr Bastiat Schulze von Delitzsch" 1864 (gegen eine aus den „Harmonies économiques" Bastiat's kompilirte Schrift von **Schulze-Delitzsch,** Franz Hermann [geb. Delitzsch 1808, von 1841 bis 51 im

zumal die Vorschußvereine, eine dem ganze Mittelstande zu Gute kommende neue Kreditorganisation, „die in den Strom unserer sozialen Entwickelung hineingebaut, mit dazu beigetragen hat und noch ferner dazu beitragen wird, die Auflösung unserer Gesellschaft in Proletarier einerseits, Kapitalisten und Großunternehmer andererseits zu hemmen, den Mittelstand zu erhalten" (Schmoller).

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Zeiten der günstigen Konjunktur freihändlerische Anwandlungen, die Zeiten wirthschaftlicher Depression dagegen protektionistische Anwandlungen begünstigen. Auch das sechste Jahrzehnt blieb dem Aufblühen der deutschen Wirthschaft günstig: so kam es, daß von 1860 bis 1873 der Freihandel in Theorie und Praxis dominirte. Am 2. 8. 1862 schlossen Preußen, Sachsen, Baden, Braunschweig und die thüringischen Staaten mit Frankreich einen Handelsvertrag ab, der zu mehrfachen Tarifermäßigungen führte und durch die darin enthaltene Meistbegünstigungsklausel in der Folge für die Verträge mit anderen Staaten auf gleichfalls freihändlerischer Basis bestimmend wurde. Diese Etappen fanden ihr Ziel in der Beseitigung aller Ausfuhrzölle und der Herabminderung der Roheisenzölle im Tarif vom 7. 7. 1873. Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes gab mit dem verfassungsmäßigen gemeinsamen Indigenat für das Bundesgebiet die Freizügigkeit (Ges. vom 1. 11. 1867), die Gleichberechtigung der Konfessionen (Ges. vom 3. 7. 1869); ferner Zinsfreiheit (Ges. vom 14. 11. 1867), einheitliches Maß und Gewicht

richterlichen Amte, 1848 bis 49 Mitglied der Preußischen Nationalversammlung und der Zweiten Kammer, Begründer des auf Selbsthilfe beruhenden Genossenschaftswesens in Deutschland, starb 1883], „Capitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus", gerichtet). Marx: „Wenn F. Lassalle die sämmtlichen allgemeinen theoretischen Sätze seiner ökonomischen Arbeiten, z. B. über den historischen Charakter des Kapitals, über den Zusammenhang zwischen Produktionsverhältnissen und Produktionsweise usw. usw. fast wörtlich, bis auf die von mir geschaffene Terminologie hinab, aus meinen Schriften entlehnt hat, und zwar ohne Quellenangabe, so war dies Verfahren wohl durch Propagandarücksichten bestimmt"; und Bernstein: „Einen so hervorragenden Platz Lassalle in der Geschichte der Sozialdemokratie einnimmt, hat er doch keinen Anspruch darauf, die sozialistische Lehre über den Punkt hinaus entwickelt zu haben, den sie vor ihm erreicht hatte. Sein Lohngesetz und seine Assoziationsideen führen ins England der dreißiger und ins Frankreich der vierziger Jahre zurück." Lassalle's Auslassungen über das „eherne Lohngesetz" und die Produktivassoziationen mit Staatshilfe im Offenen Antwortschreiben: „Das eherne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit, den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: daß der durchschnittliche Arbeislohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reduzirt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herum gravitirt, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können. Er kann

(Maß- und Gewichtsordnung vom 17.8. 1868), die Ordnung des Genossenschaftswesens (Ges. vom 4. 7. 1868) und eine gemeinsame Gewerbeordnung (vom 21. 6. 1869), die nach dem Vorgang von Sachsen (Ges. vom 1. 1. 1862), Württemberg (Ges. vom 1. 3. 1862), Baden (Ges. vom 15. 10. 1862) und Bayern (Ges. vom 30. 1. 1868) die weitgehendste Gewerbefreiheit gewährte und in ihrem § 152 den gewerblichen Gehilfen, Gesellen und Fabrikarbeitern (nicht aber ländlichen Tagelöhnern und dem Gesinde) die ersehnte Koalitionsfreiheit „zum Behufe der Erlangung günstiger Lohnbedingungen, insbesondere mittelst Einstellung der Arbeit" verschaffte. Damit war den Arbeitern die Möglichkeit gegeben, durch ständige Organisationen für den Schutz und die Förderung ihrer Interessen im Einzelnen und die Verbesserung ihrer Klassenlage im Allgemeinen zu wirken, und die Grundlage der Gewerkvereine gesichert, deren Errichtung bereits im Herbst 1868 durch Max

sich nicht dauernd über diesen Durchschnitt erheben, — denn sonst entstünde durch die leichtere, bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiterehen und der Arbeiterfortpflanzung, eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit des Angebots von Händen, welche den Arbeitslohn wieder auf und unter seinen früheren Stand herabdrücken würde. Der Arbeitslohn kann auch nicht dauernd tief unter diesen nothwendigen Lebensunterhalt fallen, denn dann entstehen — Auswanderungen, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kindererzeugung und endlich eine durch Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit das Angebot von Arbeiterhänden noch verringert und den Arbeitslohn daher wieder auf den früheren Stand zurückbringt. Der wirkliche durchschnittliche Arbeitslohn besteht somit in der Bewegung, beständig um jenen seinen Schwerpunkt, in den er fortdauernd zurücksinken muß, herumzukreisen, bald etwas über demselben (Periode der Prosperität in allen oder einzelnen Arbeitszweigen) bald etwas unter ihm zu stehen (Periode des mehr oder weniger allgemeinen Nothstandes und der Krisen)." . . „Sind die Schulze-Delitz'schen Assoziationen, die Kredit- und Vorschuß-, die Rohstoff- und Konsumvereine im Stande, die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes zu bewirken? Auf diese Frage muß die Antwort das entschiedenste Nein sein!" . . „Wie also? Sollte das Prinzip der freien individuellen Assoziation der Arbeiter nicht vermögen, die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes zu bewirken? Allerdings vermag es das — aber nur durch seine Anwendung und Ausdehnung auf die fabrikmäßige Großproduktion." . . „Eben deshalb ist es Sache und Aufgabe des Staates, die große Sache der freien individuellen Assoziation des Arbeiterstandes fördernd und entwickelnd in seine Hand zu nehmen und es zu seiner heiligsten Pflicht zu machen, den Arbeitern die Mittel und Möglichkeit zu dieser Selbstorganisation und Selbstassoziation zu bieten." Aus dem Arbeiterlesebuch: „Mit hundert Millionen (Thaler) für Deutschland hätten wir nicht nur mehr als genug, sondern selbst zu viel für den Anfang." — Dem ehernen Lohngesetz stimmte Rodbertus in seinem Offenen Briefe an das Comité des Deutschen Arbeitervereins mit den Worten zu: „Stellen Sie sich vor, das Perpetuum mobile wäre erfunden und setzte fortan statt Ihrer alle Maschinen in Bewegung, dann würde doch ganz gewiß das ‚Umsonst' aller Produkte möglich groß sein. Und was würde für Sie daraus folgen? Entweder, daß sie sämmtlich Hungers sterben würden oder daß der Staat nun erst recht in das Eigenthum eingreifen und

Hirsch und Franz Duncker auf fortschrittlicher, durch Herrn von Schweitzer auf sozialistischer Seite in Angriff genommen worden war. Die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine zählten

1886: 1029 Ortsvereine mit ca. 51 000 Mitgliedern
1895: 1468 " " " 69 000 " ,

1897: 79 553, 1898: 82 755 Mitglieder; die sozialdemokratischen Gewerkschaften, nach vorübergehender Beseitigung durch das Sozialistengesetz, im Jahre

1891: in Centralorganisationen und Lokalvereinen 287 659 Mitglieder
1894: " " " " 252 044 "
1897: " " " " 419 162 "
1898: " " " " 511 242 "

Dazu gesellten sich in neuerer Zeit auch katholische und evangelische Arbeitervereine, erstere im Jahre 1898 mit ca. 170 000, letztere

den Kapitalisten von ihren Maschinenprodukten nehmen müßte, um sie Ihnen zu geben, denn das Perpetuum mobile würde ja den Kapitalisten gehören. Befolgen Sie also den Rath, den Lassalle Ihnen gegeben! Fragen Sie jeden, der sich Ihr Freund nennt, ob er dieses sogenannte ‚natürliche' Lohngesetz anerkennt!" Dagegen Marx: nicht die absolute Uebervölkerung, sondern die relative, die industrielle Reservearmee, sei für die Nachfrage und Zufuhr von Arbeit entscheidend. 7. **Lange,** Friedrich Albert (geb. Wald bei Solingen 1824, von 1851 bis 62 Lehrer und Universitätsdozent in Köln, Bonn, Duisburg, 1869 bis 72 an der Universität Zürich, von 72 bis zu seinem Tode 1875 Professor der Philosophie in Marburg), „Die Arbeiterfrage" 1865, umgearbeitete zweite Auflage 1870. Er fordert: Emanzipation der Arbeiter aus ihrer unwürdigen Abhängigkeit von den Unternehmern; dies könne nur dadurch geschehen, „daß die republikanisch oder konstitutionell verwaltete Fabrik herrschend wird oder doch wenigstens so stark vertreten, daß sie im Stande ist, den Ton anzugeben"; jede politische Maßregel sei zu verwerfen, die die „Tendenz hat etwa gegen kleine materielle Verbesserungen in der Lage der Arbeiter die alte Abhängigkeit derselben und ihre moralische Unterordnung unter die Arbeitgeber oder unter die höheren Klassen überhaupt zu erhalten und befestigen"; ferner: „daß man die materielle Hebung der Arbeiter nicht von der intellektuellen und moralischen trenne" (bedeutend verbesserter allgemeiner Volksunterricht, Fortbildungsschulen, wirkliche Rechtsgleichheit!) und „Freiheit der Bewegung für alle diejenigen Schritte, durch welche sich die Arbeiter selbst aus ihrer bisherigen Ohnmacht und Erniedrigung zu erheben suchen." — Lange's „Geschichte des Materialismus" hat in neuster Zeit die Brücke zwischen neukantischer Philosophie und theoretischem Sozialismus geschlagen. 8. **Dühring,** Eugen (geb. Berlin 1833, habilitirte sich 1864 in Berlin als Privatdozent für Philosophie und Nationalökonomie, 1877 wegen seiner Polemik gegen Professoren [Helmholtz und Wagner] removirt), „Kapital und Arbeit" 1865, „Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus" 1871, „Kursus der National- und Sozialökonomie" 1873. Lehrt: „Für das Politische würde der Grundsatz des laisser faire, der sonst nur für das Individuum und die Wirthschaft gelten sollte, dadurch wieder zu Ehren zu bringen sein, daß man ihn zunächst auf das Gebiet des sogenannten Vereinsrechts anwendete und für die Individuen eine kollektive politische

mit ca. 77 000 Mitgliedern. — Kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges befreite endlich das Bundesgesetz vom 11. 6. 1870 die Aktiengesellschaften von dem Erforderniß der staatlichen Genehmigung, das im größten Theile Deutschlands galt. Die Zahl und Bedeutung der Aktienunternehmungen hatte mit der Erbauung von Eisenbahnen, der Entwickelung der Großindustrie, des Versicherungs- und Bankwesens Schritt für Schritt zugenommen. In Preußen waren

vor 1800:	5	Gesellschaften	mit	1,4	Millionen	Mark	Kapital
1800—25:	16	"	"	34,4	"	"	"
1826—50:	102	"	"	638	"	"	"
		(davon		428 auf Eisenbahnen entfallend)			
1851—70:	336	"	"	2581,8	Millionen	Mark	Kapital
		(davon		1722 auf Eisenbahnen entfallend),			

in Bayern

1834—48:	16	"	"	42,2	Millionen	Mark	Kapital
1849—70:	120	"	"	249,3	"	"	"

gegründet worden. Dagegen weisen die Jahre 1871 bis 73 für Deutschland eine ungeheure Steigerung auf,

1871:	207	neugegründete Gesellschaften	mit	757	Millionen
1872:	479	" "	"	1478	"
1873:	242	" "	"	544	" :

es sind die Jahre der „Gründerzeit", der auf die glücklich beendigten Kriege, die Entstehung des Reichs und die französische Milliardenzahlung folgenden Ueberspekulation. Der „Krach" des Jahres 1873 machte dem Gründungsfieber ein Ende und von 1874 bis 79 herrschte eine allgemeine Depression. Das Jahr 1881 (111 Ges. mit 199 Millionen) und die Periode 1887—1890

1887:	168	neugegründete Gesellschaften	mit	128	Millionen
1888:	184	" "	"	194	"
1889:	380	" "	"	403	"
1890:	236	" "	"	271	"

traten dann wieder stärker hervor und dem allgemeinen Konjunktur-

Assoziationsfreiheit durchsetzte." System der „Sozialität" („sozialitäres" Wirthschaftssystem): „Die Sicherung der materiellen Existenz im Zusammenwirken und die Ausschließung des Raubes am Eigen der Arbeit kann in der absehbar vollkommensten Weise nur durch die Einführung der Wirthschaftskommune erreicht werden, ... eine Gemeinschaft von Personen, die durch ihr öffentliches Recht der Verfügung über einen Bezirk von Grund und Boden und über eine Gruppe von Produktionsetablissements zu gemeinsamer Thätigkeit und gleicher Theilnahme am Ertrage verbunden sind. Die Bildung der Wirthschaftskommune wird an die geschichtlich entwickelten thatsächlichen Zusammengehörigkeiten ökonomischer Art anzuknüpfen und überdies auch den bestehenden politischen Gruppirungen Rechnung zu tragen haben. . . . Zwischen den verschiedenen Wirthschaftskommunen besteht Freizügigkeit und Nothwendigkeit der Aufnahme neuer Mitglieder nach bestimmten Gesetzen und Verwaltungsnormen. Man kann sich hienach das Verhältniß ..

wechsel folgend war die Summe der von 1897 bis zur Mitte des Jahres 1900 allein von industriellen Gesellschaften ausgegebenen neuen Aktien und Anleihen nicht weniger als 2150 Millionen Mark. Den schlimmsten Auswüchsen des Gründerunwesens suchte die Aktiengesetznovelle vom 18. 7. 1884 zu begegnen. Die Gesammtzahl der Aktiengesellschaften in Deutschland betrug 1891/92: 3224 mit 5771 Millionen Aktienkapital, Mitte 1899: ca. 5000, wovon 4600 mit 6,8 Milliarden Aktienkapital und 1 Milliarde Mark Prioritäten. Dem entspricht die Zunahme der an den Börsen gehandelten Werthe. Der berliner Kurszettel wies 1820: 11, 1880: 613, 1889: 1137, 1899: 1374 Effekten auf (Frankfurt a. M. im selben Jahre: 1076, Hamburg: 433). Die Reichsgesetzgebung brachte die Errichtung eines Reichseisenbahnamtes (27. 5. 1873), die Münzeinheit und Goldwährung (5. 7. 1873), die Regulirung der Notenbanken und Gründung der Reichsbank (14. 3. 1875), die eingeschriebenen Hilfskassen (7. 4. 1876), die Ordnung des Patentwesens (25. 5. 1877). — In starkem Kontraste zu der generellen Aufwärtsbewegung in Industrie und Handel steht die in der zweiten Hälfte der siebenziger Jahre einsetzende, keineswegs auf Deutschland beschränkte Krisis der Landwirthschaft, hervorgerufen durch anhaltendes Herabgehen der Preise aller landwirthschaftlichen Produkte in Folge der internationalen Konkurrenz: eine Krisis, die noch heute andauert und die Landwirth-

den gemeinsam zu machenden Natur- und Kulturhilfsquellen der Produktion und Existenz ähnlich denken, wie heute die Angehörigkeit zu einem politischen Gebilde und wie die Theilnahme an den wirthschaftlichen Gemeindezuständigkeiten . . . Das System der freien Wirthschaftsgesellschaft, welche sich in besonderen Wirthschaftskommunen darstellt, beruht auf dem gleichheitlichen Austausch der Arbeit und bleibt daher eine große Tauscheinrichtung, deren Vornahmen sich vermittelst der durch die edlen Metalle gegebenen Geldgrundlage vollziehen. . . Die Anschläge der zu verwendenden Arbeitsmenge, die sich, nach dem Grundsatz des auch wirthschaftlich gleichen Rechts jeder Persönlichkeit, schließlich auf die Berücksichtigung der betheiligten Personenzahl zurückführen lassen, werden das zugleich den Naturverhältnissen der Produktion und dem gesellschaftlichen Verwerthungsrecht entsprechende Verhältniß der Preise ergeben.“ Uebergangsstadium: „dauernde gesellschaftliche Bündnisse der Arbeiter im Anschluß an die in den heutigen Koalitionen gegebenen Anfänge,“ allmähliche Konstituirung der Arbeiterschaft als geordneter Gesammtheit, die an Stelle der Einzelnen mit den Unternehmern oder der ebenfalls vereinigten Unternehmerschaft kontrahirt und „die Bedingungen, unter denen die Arbeit dem Kapital oder, wie sich die Sache nach Kräftigung des persönlichen Elements später gestalten muß, das Kapital der Arbeit verfügbar würde“, feststellt. Abtrennung der persönlichen Herrschaftsmittel vom Besitz und entsprechende organische Freimachung der Arbeiterklasse.

Die Freihandelsschule: Prince-Smith, Soetbeer, Faucher, Michaelis, Wirth. Für unbedingten internationalen Freihandel und desgl. Handels- und Gewerbefreiheit im inneren Wirthschaftsleben, absolute Nichtintervention des Staates. Leugnung der Existenz der sozialen Frage. (Bezeichnung dieser Postulate als Manchester-Doktorin: nach der englischen von Manchester [Cobden] ausgehenden Anti-

schaft aus dem freihändlerischen in das schutzzöllnerische Lager trieb. Inzwischen hatten die auf 1873 folgenden schlechten Jahre auch in der Industrie Schutzzollbestrebungen geweckt, im Februar 1876 konstituirte sich in Berlin die „Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-

Kornzollagitation.) Geistiges Haupt der Franzose Frédéric Bastiat. 1. **Prince-Smith,** John (geb. London 1809, kam 1830 nach Deutschland, seit 1846 in Berlin, 1861 bis 66 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1871 bis 73 des Reichstags, starb 1874), „Ueber Handelsfeindseligkeit" 1843, „Ueber die weltpolitische Bedeutung der Handelsfreiheit" 1860. Aus einem Aufsatze „Wirthschaft u. Staat" 1869: „Die Wissenschaft der Volkswirthschaft weist aufs schlagendste nach, daß die Wirthschaftsinteressen aller Klassen eines Staates harmonisch übereinstimmen, die Interessen des Ackerbaues, der Fabrikation, des Handels, des Kapitalisten, des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers. Sie zeigt auch, daß die staatlichen Abgrenzungen keine Scheidelinien für den Nutzen des wirthschaftlichen Verkehrs bilden, daß mithin die Solidarität wirthschaftlicher Interessen ebenso besteht zwischen den staatlich geschiedenen als zwischen den staatlich vereinten Menschen." . . . „Die Wissenschaft der Volkswirthschaft weiß für alle Uebel nur ein Mittel: Hindere nirgends das Schaffen, sei fleißig und spare." . . . „Die Wirthschaft wächst allmählich durch den Staatsboden durch, lockert ihn und muß ihn schließlich umgestalten. Der Staat ist der Gegensatz von Gesellschaft, deren Wesen in der freien Vereinigung übereinstimmender Interessen beruht. In der Vergesellschaftung muß das Interesse eines Jeden seine Rechnung finden und kann es auch, sobald die Einigung auf dem wirthschaftlichen Boden gegründet ist; wo dies aber der Fall ist, hat man es nicht mehr nöthig, widerstrebende Faktoren, Privilegirte und Unterdrückte durch staatliche Gewalt zusammenzufügen." . . . „In der Wirthschaftsgemeinde gliedert sich Alles von selbst, stellt sich ein nothwendiges gegenseitiges Ineinandergreifen der Funktionen, eine Gegenseitigkeit der Dienstleistungen ein, welche sich durch freie Konkurrenz aufs gerechteste abmessen, — stellt sich mit einem Worte jene natürliche Ordnung her, welche, wenn sie auch eine freie, organische Gestaltung, nicht darum weniger strenge ist, denn auf jede Uebertretung ihrer Gesetze steht die Strafe des Bankerotts oder des Hungers." 2. **Soetbeer,** Adolf (geb. Hamburg 1814, von 1843 Sekretär und Konsulent der Hamburger Kammerdeputation [späteren Handelskammer], siedelte 1872 nach Göttingen über, wo er zum Geh. Regirungsrath und Honorarprofessor ernannt 1892 starb), „Denkschrift betr. die Einführung der Goldwährung in Deutschland" 1856, „Bemerkungen über die Handelsbilanz Deutschlands" 1873, „Literaturnachweis über Geld- und Münzwesen" 1892. — Autorität auf dem Gebiet der Währungspolitik, „Vater der deutschen Goldwährung." 3. **Faucher,** Julius (geb. Berlin 1820, 1856 bis 61 in England, gründete 1863 als Organ der deutschen Freihandelspartei die bis 1877 von ihm redigirte „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte" [1893 eingegangen; enthält im Jahrgang 1864 einen Artikel von Prince-Smith über „Die sogenannte (!) Arbeiterfrage"]). 4. **Michaelis,** Otto (geb. Lübbecke 1826, gehörte 1861 dem preußischen Abgeordnetenhause, 1867 dem Konst. und Norddeutschen Reichstage an, 1867 bis 79 vortragender Rath, dann Direktor im Reichskanzleramt, 1879 bis 90 Präsident der Verwaltung des Reichsinvalidenfonds, starb in Berlin 1890), „Volkswirthschaftliche Schriften", 2 Bde. 1873. 5. **Wirth,** Max (geb. Breslau 1822, 1865 bis 72 in Bern als Leiter des statistischen Bureaus,



reformer" („Agrarier") mit dem Programm: „der heimischen Produktion auf allen Gebieten einen Zollschutz zu gewähren, der den Produktionsgebieten des Inlandes und des konkurrirenden Auslandes entsprechend zu bemessen ist"; durch Schreiben an die Tarifkommission des Bundesraths vom 15. 12. 1878 bekannte sich Fürst Bismarck zu dem Grundsatze der allgemeinen Zollpflicht außer für unentbehrliche Rohstoffe, und da sich in Oesterreich, Frankreich und Rußland derselbe Umschwung vollzog, ging Deutschland im Jahre 1879, „als es sich auf einem Isolirschemel des Freihandels sah und erkannt hatte, daß es verhängnißvoll sei, gegen den allgemeinen Strom schwimmen zu wollen" (Jahresber. d. frankfurter Handels-

starb 1900 in Wien), „Grundzüge der Nationalökonomie" 4 Bde. 1856—73 (dritter Band: „Handbuch des Bankwesens"), „Geschichte der Handelskrisen" 1858 (beide Werke in mehreren Auflagen). — Der jährliche „Kongreß Deutscher Volkswirthe" (1858 bis 1885) diente der Zusammenfassung aller im Sinne der Schule wirkenden Elemente. — Von einer Reihe freihändlerischer Autoren: das von G. Rentzsch 1866 herausgegebene „Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre".

Die historische Schule: Roscher, Hildebrand, Knies, Knapp, Bücher. 1. **Roscher,** Wilhelm Georg Friedrich (geb. Hannover 1817, von 1838 bis 48 Privatdozent, dann Professor in Göttingen, von 1848 bis 94 in Leipzig, wo er starb), „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft nach geschichtlicher Methode" 1843, „System der Volkswirthschaft" 5 Bde. 1854—94 (Bd. I.: „Die Grundlagen der Nationalökonomik" [20. Auflage], Bd. II.: „Nationalökonomie des Ackerbaues und der verwandten Urproduktionen", Bd. III.: „Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes", Bd. IV.: „System der Finanzwissenschaft", Bd. V.: „System der Armenpflege und Armenpolitik" [„Jede Zeit großen wirthschaftlichen Aufschwungs pflegt den Pauperismus zu steigern, weil die ohnehin wirthschaftlich Schwächeren dann relativ am meisten, am auffälligsten hinter den Stärkeren zurückbleiben, doch aber die gesteigerten Bedürfnisse der neueren Zeit empfinden."]) „Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte" 2 Bde. 1861, „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" 1874. — Bezeichnet seine Methode als die „geschichtliche oder physiologische": „sie will die Menschen so nehmen, wie dieselben wirklich sind: von sehr verschiedenen, auch nichtwirthschaftlichen Motiven zugleich bewegt, einem ganz bestimmten Volke, Staate, Zeitalter angehörig u. dergl. m. Die Abstraktion von alledem, welche so manchen, auch großen Nationalökonomen zu schweren Irrthümern verleitet hat, bleibt also nur für das Stadium der Vorarbeiten gestattet; aber für die fertige Theorie ebenso wenig wie für die Praxis. Wird diese Richtung irgend konsequent durchgeführt, so muß sie historisch werden." Es handle sich darum, aus den Erfahrungen der Zeiten und Völker das für die Allgemeinheit Nützliche zu schöpfen; der Volkswirth habe eine ähnliche Arbeit zu leisten wie der Naturforscher. — Schmoller (siehe unten) nennt ihn den „universalgebildeten Historiker unter den Nationalökonomen". 2. **Hildebrand,** Bruno (geb. Naumburg 1812, von 1841 bis 50 Professor in Marburg, 1850 bis 61 in Zürich und Bern, seit 1861 in Jena, wo er 1878 starb), „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft" 1848. Begründer der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" 1863, die seit 1873 von Conrad (siehe unten) mitredigirt und seit 78 von diesem weiter heraus-

kammer f. 1890), zu einem erhöhten Generaltarif (Getreidezöllen von 10 Mark pro Tonne, nachdem seit 1865 Zollfreiheit für Getreide bestanden hatte) über; 1881, 85, 87 folgten neue Zollerhöhungen, 1885 wurden die Getreidezölle auf 30, 1887 auf 50 Mark erhöht. Im Jahre 1891 führten die Tarifverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz, die eine Art mitteleuropäischen Zollbundes zu schaffen suchten, dann wieder zu mäßigen Herabsetzungen (Getreidezöllen von 35 Mark); 1893 und 94 folgten gleichartige Verträge mit Rumänien, Serbien und Rußland nach. Unter leidenschaftlicher Bekämpfung dieser Verträge bildete sich 1893 der „Bund der Landwirthe", der, hauptsächlich in Norddeutschland verbreitet, eine einseitig agrarische Plattform zu verwirklichen suchte, an „großen Mitteln" den Antrag Kanitz — Monopolisirung des Getreideimports, Stabilirung der Getreideverkaufspreise nach den inländischen Durchschnittspreisen der Periode von 1850 bis 90 durch das Reich — und Remonetisirung des Silbers, an „kleinen Mitteln" Börsenreform (Beseitigung des Getreideterminhandels), Unterstützung des landwirthschaftlichen Kredit- und Genossenschaftswesens, Kleinbahnen, Kornhäuser, Ent-

gegeben werden. 3. **Knies**, Karl Gustav Adolf (geb. Marburg 1821, von 1855 bis 62 Professor in Freiburg i. Breisgau, 1862 bis 65 im badischen Oberschulrath, seit 1865 Professor in Heidelberg, wo er 1898 starb), „Die politische Oekonomie vom Stanndpunkte der geschichtlichen Methode" 1853. „Geld und Kredit" 2 Bde. 1873 bis 79. 4. **Knapp**, Georg Friedrich (geb. Gießen 1842, von 1869 bis 74 Professor in Leipzig, seitdem in Straßburg) „Theorie des Bevölkerungswechsels" 1874, „Die Bauernbefreiung u. d. Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens" 1887, „Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit" 1891. 5. **Bücher**, Karl (geb. Kirberg 1847, von 1882 bis 92 Professor in Dorpat, Basel, Karlsruhe, seit 1892 in Leipzig), „Die gewerblichen Betriebsformen in ihrer historischen Entwickelung" 1892, „Die Entstehung der Volkswirthschaft" 1893.

Die Kathedersozialisten: Rechter Flügel: von Schönberg, Lexis, Conrad, Held. Linker Flügel: Schäffle, Wagner, Schmoller, Brentano. — Auf dem wissenschaftlichen Boden der historischen Schule stehend, aber in engerem Kontakt mit den wirthschaftlichen Zeit- und Streitfragen und, besonders der linke Flügel, unter starker Betonung des ethischen Charakters der Nationalökonomie, für eine reformfreundliche Sozialpolitik. Mittelpunkt der 1872 auf einer Versammlung in Eisenach gegründete „Verein für Sozialpolitik". Bezeichnung (zunächst als Spottname) herrührend von einem polemischen Zeitungsartikel H. B. Oppenheim's („Manchesterschule und Kathedersozialismus") aus dem Jahre 1871. 1. **Schönberg**, Gustav Friedrich von (geb. Stettin 1839, von 1869 bis 70 Professor in Basel, 1870 bis 73 in Freiburg, seit 73 in Tübingen), „Arbeitsämter. Eine Aufgabe des Deutschen Reiches" 1871, „Die deutsche Freihandelsschule und die Partei der Eisenacher Versammlung vom Oktober 1872" 1873, „Handbuch der Politischen Oekonomie" 2 Bde. 1882 (3. Aufl. 3 Bde. 1890/91). 2. **Lexis**, Wilhelm (geb. Eschweiler 1837, von 1872 bis 87 Professor in Straßburg, Dorpat, Freiburg, Breslau, seit 1887 in Göttingen). „Die französischen Ausfuhrprämien" 1870, „Gewerkvereine und Unternehmerverbände in Frankreich" 1879, „Erörterungen über die Währungs-

lastung des ländlichen Grundbesitzes im Steuer- und Reichsversicherungswesen, Reform des ländlichen Verschuldungs- und Erbrechts, Margarinegesetzgebung und Grenzsperren gegen landwirthschaftliche Produkte des Auslandes forderte. Im Jahre 1900 hatte der Bund: 217 614 Mitglieder (davon 104 404 östlich, 113 210 westlich der Elbe, Großgrundbesitzer: 1606, mittlere: 9617, kleine: 206 391). Den agrarischen Forderungen entsprach zum Theil die Reichs-, zum Theil die preußische Landesgesetzgebung. Das Börsengesetz vom 22. 6. 1896 stellte die Börsen unter die Aufsicht von Staatskommissaren und schränkte das Differenzspiel durch mannigfache Bestimmungen (u. a. Terminsverbot für Getreide, Mühlenfabrikate, Antheile von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen) ein; in Preußen wurde durch Gesetz vom 31. 7. 1895 die Central-Genossenschaftskasse mit einer staatlichen Einlage von 5 Millionen, die 1896 auf 20, 1898 auf 50 Millionen Mark erhöht wurde, zur Kreditförderung für eingetragene Genossenschaften, landwirthschaftliche Darlehenskassen, die Landeskommunalverbände u. s. w. geschaffen und durch Gesetze von 1896 und 1898 die Geltung des ländlichen Anerbenrechtes (Erbauseinandersetzung ohne Theilung unter Begünstigung des Uebernehmenden) erweitert. Die Abwehr der Margarine wurde durch die Gesetze vom 12. 7. 1887 und 15. 6. 1897 unternommen. — Wesentliche Veränderungen erfuhr allmählich die Gewerbeordnung: zu Gunsten des Arbeiterschutzes durch allgemeine Einführung der Fabrik- und Gewerbe-

frage" 1881. Mitherausgeber der „Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik" und des „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften" (siehe den Folgenden). 3. **Conrad,** Johannes (geb. in Westpreußen 1839, Professor in Jena 1870, im selben Jahre nach Halle berufen), „Grundriß der politischen Oekonomie" 1896—1900: „Die wirthschaftliche Freiheit führt nicht zur allgemeinen Harmonie, weder zur ersprießlichen Förderung der Kulturzwecke und des Wohls der Gesammtheit noch zum Glücke der Mehrzahl der Einzelnen. Der Staat allein vermag hier den Schwächeren Schutz zu verleihen, zu vermitteln und die gesammte Thätigkeit in die rechte Richtung zu leiten. Der Staat hat daher auch in ausgedehntem Maße die Pflicht, in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse einzugreifen, doch nur als Ausnahme, wo sich ausdrücklich ein Bedürfniß dafür herausstellt." Herausgeber der von Hildebrand begründeten Jahrbücher und des obengenannten Handwörterbuchs (1. Aufl. 1890—94). 4. **Held,** Adolf (geb. Würzburg 1844, von 1868 bis 80 Professor in Bonn, seit 1880 in Berlin, starb aber im selben Jahre), „Grundriß für Vorlesungen über Nationalökonomie" 1876, „Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik" 1878 („Die Entstehungsgeschichte dieses Buches ist auf eine Kontroverse mit Ad. Wagner [siehe S. 495] zurückzuführen. Held war für Ausschließung aller doktrinären Behandlung sozialistischer Theoreme und noch schwebender sozialpolitischer Fragen aus den Arbeiten des Vereins für Sozialpolitik gewesen, den er nur für praktische Lösung und Ausführung staatsökonomischer Aufgaben kompetent erachtete; Wagner hatte dagegen den Arbeitskreis des Vereins weitergezogen und verlangte, daß auch Diskussionen über die Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus stattfinden sollten" [Lippert im Staatshandwörterbuch]), „Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands" herausgeg. 1881 von Knapp.

inspektion, Vorschriften für jugendliche und weibliche Arbeiter, Sonntagsruhe, sanitären Maximalarbeitstag in „durch übermäßige Ausdehnung der täglichen Arbeitszeit" gesundheitsgefährlichen Betrieben u. s. w. (Ges. vom 17. 7. 1878 und 1. 6. 1891); zu Gunsten der Innungsbestrebungen des Handwerks: hauptsächlich durch Vorschriften über Lehrlingshaltung, Innungsschiedsgerichte neben den durch Reichsgesetz vom 26. 7. 1890 organisirten Gewerbegerichten und mit dem Gesetze vom 26. 7. 1897 Errichtung von Zwangsinnungen auf Mehrheitsbeschluß der betheiligten Gewerbetreibenden und von Handwerkskammern. Die allmähliche Herausbildung der Großmagazine (Waarenhäuser) aus dem Ladenmagazin und die damit zusammenhängenden Klagen des mittleren und kleinen Detaillistenstandes in den bedeutenderen Städten gaben in Sachsen 1896, Bayern 1899, Preußen 1900 Anlaß zu steuerpolitischen Ausgleichsmaßregeln. Von überragender Bedeutung für das deutsche Wirthschaftsleben war seit den achtziger Jahren die Arbeiterversicherung und die Inangriffnahme einer Kolonialpolitik. „Die Heilung der sozialen Schäden", so verkündete die Kaiserliche Botschaft vom 17. 11. 1881, „wird nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein.... In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regirungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Gesetzes

5. **Schäffle,** Albert Eberhard Friedrich (geb. Nürtingen 1831, von 1860 bis 68 Professor in Tübingen, 1861 bis 65 Mitglied der 2. württembergischen Kammer, 1868 des Zollparlaments, im selben Jahr als Professor nach Wien berufen, 1871 k. k. Handelsminister, seitdem in Stuttgart, von 1892 an Herausgeber der seit 1844 erscheinenden tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft"), „Die Nationalökonomie oder allgemeine Wirthschaftslehre" 1861, „Kapitalismus und Sozialismus" 1870, „Die Quintessenz des Sozialismus" 1875 (13 Auflagen), „Bau und Leben des sozialen Körpers" 4 Theile, 1875—78, „Der korporative Hilfskassenzwang" 1882, „Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie" 1885. Sätze daraus: „Die wichtigsten Stützpunkte positiver Sozialreform, deren die Politik garnicht entbehren kann, sind vollständige Vertretungen von Verbänden beider Klassen (der Arbeiter und Arbeitgeber). Der Staat kann hiezu selbst nur wenig thun: durch Einführung von ‚Arbeiterausschüssen' auf seinen Werken, mehr durch unbeengtes Gewährenlassen der fachvereinlichen Bewegung beider Klassen auf dieses Ziel." . . . „Die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch nicht dafür, daß die vollkommene Sammlung beider Klassen zum Vertragskampfe schließlich in öffentlich-rechtliche, geschweige in rein staatliche oder gar volksstaatliche Organisation auslaufen werde." . . . „Die Ansätze zum wirthschaftlichen Zusammenschluß des Industriekapitals sind schon überall wahrnehmbar; jede neue Epoche allgemeinen Streikmachens wird das Wachsthum und Erstarken dieser Ansätze fördern. Es ist wahrscheinlich, daß auch die Arbeitgeberwelt internationale Berührungen ihrer nationalen Verbands- und Parteiorganisationen herbeiführen wird, wie eine solche Berührung zwischen den internationalen Arbeiterparteien bereits eingeleitet ist." . . . „Als Arbeitgeber übt der Staat einen die ganze Lohnbildung



über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle mit Rücksicht auf die im Reichstag stattgehabten Verhandlungen über denselben einer Umarbeitung unterzogen, um die erneute Berathung desselben vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, welche sich eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesammtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu Theil werden können." Dem entsprachen die seither mehrfach veränderten und erweiterten Gesetze vom 15. 6. 1883 über die Kranken-, 6. 7. 1884 über die Unfall- und 22. 6. 1889 über die Invaliditäts- und Altersversicherung. Die Zahl der Versicherten war

in der Krankenversicherung	1897:	8,9	Millionen
„ „ Unfall „	1898:	16,7	„
„ „ Invaliden „	1898:	12,7	„ ;

die Beiträge der Arbeiter erreichten 1885 bis 97: 1308,1 Millionen Mark, die der Unternehmer 1885 bis 97: 1303,9; der Reichszuschuß (nur zur Invalidenversicherung) betrug 1891 bis 98: 122,8 Millionen. An Entschädigungen wurden 1885 bis 97: 1208,6 (Krankenvers.), 366,7 (Unfallvers.), 254,4 Millionen (Invalidenvers.) geleistet. Aus den Vermögensbeständen der Versicherungsanstalten der Invalidenversicherung waren 1899 rund 134 Millionen Mark für gemeinnützige

rückwirkend bestimmenden Einfluß aus, wenn er auf seinen Werken ständigen und anständigen Lohn gewährt, Gewinnantheile verwilligt und überhaupt sozial ‚musterhaft' wirthschaftet. Durch Gesetzgebung und Verwaltung kann der Staat den Lohnarbeitern auch gegenüber allen übrigen Arbeitgebern in positivster Sozialpolitik sich bewähren. Obenan steht die Förderung des Sparkassenwesens und der Arbeiterversicherung." . . . „Eine einfache, nirgends über die natürlichen Grenzen des Staatsberufes hinwegschreitende Fortbildung des gemeinen Privat- und Verwaltungsrechtes gebietet über hinreichende Mittel, allgemein die Lebenshaltung auch der Lohnarbeit zu erhöhen, jenen standard of life, welcher selbst nach dem angeblich ehernen Lohngesetz das Maß des mindesten Lohnes bestimmt, allgemein über die Nothdurftbezüge hinaufzurücken. Die Gesetzgebung arbeitet in dieser Richtung, indem sie die Steigerung des lohnbestimmenden Nothbedarfes um die Bedarfe menschenwürdigen und gegen Unglück gesicherten Lebens erzwingt. Dies geschieht, indem der Schulzwang auch den Bildungsbedarf sichert. Es geschieht, indem der Brotherr die Kosten gutgehaltener Arbeitslokale und zureichender Sicherheitsvorkehrungen zu tragen hat. Es geschieht, indem man mit Hilfe der Bau- und Wohnungspolizei die Möglichkeit schlechten Wohnens beseitigt. Es geschieht, indem man durch die allgemeine Versicherungsgenossenschaft ordentliche Nothversorgung sicherstellt." 6. **Wagner**, Adolph Heinrich Gotthilf (geb. Erlangen 1835, von 1858 bis 63 Professor an der Handelsakademie Wien, 1865 bis 68 Professor in Dorpat, 1868 bis in Freiburg, seitdem in Berlin, 1882 bis 85 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses), „Rede über die soziale Frage" (gehalten Oktober 1871) 1872, „Lehr- und Handbuch der Politischen Oekonomie" (Grundlegung der Politischen Oekonomie" [3 Bde.,

Zwecke — davon 52 für Arbeiterwohnungen, 36 für Wohlfahrtseinrichtungen, 45 für landwirthschaftliche Kreditzwecke — vorschußweise angelegt. — Im April 1884 wurden die Niederlassungen der Firma F. A. E. Lüderitz von Bremen in Südafrika unter den Schutz des Reiches gestellt, im Sommer 1884 und bis zum Früjahr 1885 folgten dann Besitzergreifungen in Kamerun und Togo, Ostafrika und in der Südsee, so daß der deutsche Kolonialbesitz zunächst umfaßte:

Deutsch-Südwestafrika	ca.	835 000	qkm
Kamerun und Togo	„	577 000	„
Deutsch-Ostafrika	„	995 000	„
Neu-Guinea	„	250 000	„
Marschallinseln	„	400	„

Dazu kamen durch den Pachtvertrag mit China vom 6. 3. 1898 Kiautschou in Südschantung mit 515 qkm, durch Abtretungsvertrag mit Spanien vom 30. 6. 1899 die Karolinen, Palauinseln und Marianen mit ca. 2376 qkm und durch Abkommen mit Großbritannien vom 14. 11., mit den Vereinigten Staaten vom 2. 12. 1899 die Samoa-Inseln Upolu und Savaii mit ca. 2570 qkm. Die Gesammtbevölkerung dieser Gebiete, die ungefähr fünfmal so groß sind wie das Deutsche Reich, wird auf ca. 9½ Millionen Menschen geschätzt; am stärksten bevölkert ist Kiautschou mit 140, am schwächsten Neu-Guinea mit 1,6 Menschen auf den qkm. Der Werth der Einfuhr aus den Schutzgebieten in das deutsche Zoll-

3. Aufl. 1892—94], Finanzwissenschaft [Bd. I 3. Aufl. 1883, Bd. II 2 Aufl. 1890, Bd. III 1889, Bd. IV 1899]), „Die akademische Nationalökonomie und der Sozialismus" 1895. Vertreter schärferer Besteuerung der reicheren Klassen und der „ökonomisch unverdienten" oder nicht wesentlich durch Arbeit verdienten Gewinne („Konjunkturengewinne"), für Verstaatlichungen und staatliches Eingreifen auf wirthschaftlichem Gebiete in weitem Umfange. — Aus der Rede über die soz. Frage: „Erst die freilich einseitige, übertreibende, oft boshafte und gehässige Kritik, mit der die theoretischen Stimmführer und die praktischen Agitatoren des Sozialismus schonungslos die tiefen wirthschaftlichen, kulturlichen und sittlichen Schäden unserer modernen Gesellschaft aufdeckten, hat den Nebel des schönfärbenden Optimismus völlig zerrissen, mit dem die lange Zeit zu ausschließlich herrschende neubritische Schule der Nationalökonomie alle Uebelstände verhüllte." . . . „Entgegen dem sittlichen Indifferentismus im Gebiete der wirthschaftlichen Handlungen müssen wir verlangen, daß wieder ethische Grundsätze zur Geltung kommen." . . . „Koalitionen, Gewerkvereine, Strikes, internationale Verbindung, das sind die Kriegsmittel der Arbeiter im Konkurrenzkampfe. So lange nicht andere bessere Mittel, die Lage der Arbeiter zu heben, gefunden sind, kann man den letzteren ehrlicher Weise nicht ernstlich den Gebrauch dieser Mittel abrathen." 7. **Schmoller**, Gustav (geb. Heilbronn 1838, von 1865 bis 72 Professor in Halle, von 1872 bis 82 in Straßburg, seitdem in Berlin, seit 1881 Herausgeber des „Jahrbuches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich" [begründet 1872 von F. von Holtzendorff], seit 1884 Mitglied des preußischen Staatsrathes, seit 1899 Vertreter der Universität Berlin im preußischen Herrenhause, Vorsitzender des Vereins für Sozialpolitik) „Zur Ge-

gebiet (Kautschuck, Palmkerne, Palm- und Kokosnußöl, Kaffee, Kakao, Koprah 2c.) betrug 1898: 4 992 000 Mark, 1899: 5035 000, der Werth der Ausfuhr aus dem deutschen Zollgebiet dorthin 1898: 11 876 000 Mark, 1899: 15 774 000. In Verbindung mit dieser

schichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrh." 1870, „Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft" 1875 (Streitschrift gegen v. Treitschke's „Der Sozialismus und seine Gönner"), „Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart" 1890, „Grundriß der allgemeinen Volkswirthschaftslehre" 1900. Aus der erwähnten Schrift gegen v. Treitschke: „Alle wirthschaftliche Thätigkeit geht von einem natürlichen Triebleben, von einer egoistischen Neigung, zu erwerben und zu gewinnen aus. Dieser Trieb muß vorhanden sein, wenn große Thätigkeit sich entfalten soll. Aber seine Stärke hängt durchaus nicht davon ab, daß keine Schranken der Sitte und des Rechts ihn einengen; es kommt immer nur darauf an, daß es die rechten Schranken seien. Die ältere Nationalökonomie verkannte das, sie hielt die Beseitigung aller Schranken für das einzige Mittel, den wirthschaftlichen Trieb zu stärken, jede neue Schranke für ein Mittel, ihn zu lähmen. Daraus entwickelte sich die falsche Lehre von der freien Konkurrenz als einer Institution, die immer nur Segen bringe." . . . „Die Ungleichheit der Vermögensvertheilung und die Arbeitstheilung bringen eine steigende Differenzirung der menschlichen Gattung hervor, und diese Differenzirung endet, wenn sie zu weit geht, mit der Vernichtung oder Verkrüppelung einzelner Gesellschaftsschichten." . . . „Was ist eine soziale Reform, was hat sie zu leisten? Ihr allgemeines Ziel ist klar. Es besteht in der Wiederherstellung eines freundlichen Verhältnisses der sozialen Klassen unter sich, in der Beseitigung oder Ermäßigung des Unrechtes, in der größeren Annäherung an das Prinzip der vertheilenden Gerechtigkeit, in der Herstellung einer sozialen Gesetzgebung, die den Fortschritt befördert, die sittliche und materielle Hebung der untern und mittleren Klassen garantirt." . . . „Fast alle Einseitigkeiten des Sozialismus sind nichts als die entgegengesetzten Einseitigkeiten der manchesterlichen Nationalökonomie." . . . „Was die praktische Wirksamkeit des Sozialismus betrifft, so hat er durch seine Kritik sehr anregend gewirkt; er ist der Sauerteig gewesen, der neben der historischen und statistischen Richtung eine stagnirende hohle Dogmatik durchbrochen hat, der die Brücke geschlagen hat zwischen einer materialistischen Nationalökonomie und einer ethischen Staatslehre, zwischen einer reinen Naturl[illegible] der volkswirthschaftlichen Organisation und einer geschichtsphilosophisch [illegible] en Rechtsgeschichte." . . . „Wir bekämpfen die Sozialdemokratie, wie [illegible], auf [illegible] erfolgreichste Weise, indem wir das Berechtigte, was in der heuti[illegible] A[illegible] bew[illegible] steckt, offen anerkennen und damit diejenigen Arbeiter Lügen str[illegible], [illegible] es habe niemand unter den gebildeten und besitzenden Klassen ein [illegible] ständniß für ihre Lage und Forderungen." Und zwanzig Jahre s[illegible]: „[illegible] scheidende war methodisch das Verlangen str[illegible] empiri[illegible] Fors[illegible] praktisch [illegible] veränderte Beurtheilung der Arbeiterfrage, [illegible] re[illegible] fassung, aus der das Verlangen einer [illegible] gis[illegible] tersch[illegible] g, [illegible] Arbeiterversicherung, einer Zulassung der [illegible] eine [illegible] handelte sich um den Versuch, eine vernünft[illegible] ttelstel[illegible] und Manchesterthum einzunehmen." 8. Br[illegible] Lujo [illegible] von 1872 bis 82 Professor in Breslau, bis 1888 [illegible]

kolonialen Ausbreitung steht die seit 1885 datirende Entwickelung vom Reiche subventionirter Dampferlinien nach Ostasien, Australien und Ostafrika; der Reichszuschuß beträgt zur Zeit 6 490 000 Mark jährlich. Wichtiger für die Kriegsmarine als die Kauffahrteiflotte ist der von 1887 bis 95 mit 156 Millionen Mark Baukosten geschaffene Kaiser Wilhelm-Kanal (Nord-Ostsee-Kanal), der — abgesehen von den Schiffen und Fahrzeugen der deutschen Kriegsmarine und der Kanalverwaltung — im Rechnungsjahre 1899 von 11 277 Dampfschiffen mit 2 748 918 Reg.-Tons und 15 002 Segel- und Schleppschiffen mit 739 849 Reg.-Tons Raumgehalt befahren wurde. An neuen Binnenwasserstraßen wurden 1899 der Dortmund-Ems-Kanal, 1900 der Elbe-Trave-Kanal eröffnet; der Bau von Schifffahrtskanälen vom Dortmund-Ems-Kanal einerseits nach dem Rheine, andererseits nach der Weser und der Elbe (Rhein-Weser-Elbe-Kanal) steht in Aussicht.

Leipzig, seit 1891 in München), „Die Arbeitergilden der Gegenwart" 2 Bde. 1871/72, „Ueber das Verhältniß von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung" 1876, „Ueber Arbeitseinstellung und Fortbildung des Arbeitsvertrages" 1890, „Agrarpolitik" (1. Bd.) 1897, „Der Schutz der Arbeitswilligen" 1899. — Sozialpolitisch radikaler als die Genannten: **Sombart,** Werner (geb. Ermsleben 1863, Professor in Breslau) „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert" 1896.

Katholische Sozialpolitiker: von Ketteler, Hitze, Weiß, Pesch. 1. **von Ketteler,** Wilhelm Emanuel (geb. Münster 1811, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, 1850 bis 77 Bischof in Mainz, 1871 bis 72 Mitglied des Deutschen Reichstags, starb 1877), „Die Arbeiterfrage und das Christentum" 1864: „Es ist keine Täuschung mehr darüber möglich, daß die ganze materielle Existenz fast des ganzen Arbeiterstandes, also des weitaus größten Theiles der Menschen, die tägliche Frage um das nothwendige Brot für Mann, Frau und Kinder, allen Schwankungen des Marktes und des Waarenpreises ausgesetzt ist. Das ist der Sklavenmarkt unseres liberalen Europa, zugeschnitten nach dem Muster unseres humanen, aufgeklärten, antichristlichen Liberalismus und Freimaurerthums." — „Indem Ketteler an das eherne Lohngesetz Lassalle's glaubt, möchte er den Arbeiterproduktivgenossenschaften das nöthige Kapital durch christliche Wohlthätigkeit verschaffen und erinnert zum Beweise der Möglichkeit an die pia corpora des Mittelalters sowie an den Peterspfennig der neuesten Zeit" (Roscher, Geschichte der National-Oekonomik). 2. **Hitze,** Franz (geb. Hanemicke, Kr. Olpe 1851, seit 1880 Generalsekretär des Verbandes katholischer Arbeitgeber und Arbeiterfreunde „Arbeiterwohl", seit 1893 Professor für christliche Gesellschaftswissenschaft in Münster, Reichstags- und Landtagsabgeordneter), „Die soziale Frage und die Bestrebungen zu ihrer Lösung" 1877, „Kapital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft" 1880. Letztes Ziel: einheitliche Organisation der Arbeit durch Berufsgenossenschaften, die den ganzen Staat umfassen; Vorstufen: die heutigen Genossenschaften und Gewerkvereine; Förderung der Produktivassoziationen der Arbeiter durch Staatshülfe an kreditwürdige Arbeiterverbände; Normalarbeitstag; Ueberführung aller sich für öffentliche Geschäftsführung eignenden Unternehmungen in Gemeinde- und Staatsbetrieb zum Zweck günstig. Einwirkung auf die Höhe der Löhne und gesicherter Stellung der Arbeiter. 3. [illegible]

Den Gesammtstand der deutschen Wirthschaft am Ende des Jahrhunderts mögen noch einige Zahlen illustriren. Im Jahre 1897 betrug die Produktion deutscher Industrien:

Bergbau	132 460 269	Tonnen,	984 106 028 ℳ	Werth
Hochofenindustrie	5 981 144	"	326 900 795	"
Fluß- u. Schweißeisenfabrikat., Walzwerke: Rohschienen, Ingots (Blöcke)	5 555 509	"	442 557 272	"
Halbfabrikate	1 653 915	"	144 084 342	"
Fertigfabrikate	5 061 792	"	686 536 591	"
Gießereibetriebe	1 583 876	"	317 552 711	"
Maschinenindustrie	886 272	"	619 504 463	"
Chemische Industrie	8 311 279	"	947 902 570	"
Textilind.: Halbfabrikate	524 071	"	835 344 204	"
Ganzfabrikate			1 914 601 314	"
Lederindustrie			336 252 946	"
Tabackindustrie			324 996 000	"
Papier- u. Pappenfabr.	777 976	"	204 700 764	"
Papierverarbeitungsind.			271 654 894	"

Der auswärtige Handel des deutschen Zollgebietes betrug

1895:	4,2	Milliarden	Mark	Einfuhr,	3,4	Ausfuhr
1896:	4,6	"	"	"	3,8	"
1897:	4,9	"	"	"	3,8	"
1898:	5,4	"	"	"	4,0	"
1899:	5,8	"	"	"	4,4	"

Das Jahreseinkommen des deutschen Volkes wird auf 21 bis 26 Milliarden geschätzt, wovon etwa ein Siebentel jährlich in Unternehmungen, Papieren und Sparkassen angelegt wird.

Der inländische Verbrauch betrug an Getreide und Kartoffeln für menschliche und thierische Ernährung und gewerbliche Zwecke im Erntejahr 1898/99 (1. Juli bis 30. Juni) an Roggen 154,5 kg auf den Kopf, Weizen und Spelz 94, Gerste 71,4, Hafer 116,6, Kartoffeln 559,7; an Bier im Rechnungsjahr 1898 (1. April bis 31. März, Bayern und Baden: Kalenderjahr): 124 Liter (in Bayern: 248); an Trinkbranntwein im Betriebsjahr 1898/99 (1. Oktober bis 30. September): 4,5 Liter reinen Alkohols; an Taback im Erntejahr 1898/99: 1,7 kg; an Salz zu Speisezwecken im Rechnungsjahr 1898:

Albert Maria (Professor an der schweizer Universität Freiburg), „Soziale Frage und soziale Ordnung" 1892. 4. **Pesch**, Heinrich (geb. 1854, Mitglied d. Ges. Jesu), „Die soziale Befähigung der Kirche" 1899.

Reaktion gegen den Kathedersozialismus: **Wolf**, Vorster. 1. **Wolf**, Julius (geb. Brünn 1862, von 1888 bis 97 Professor in Zürich, seitdem an der Universität Breslau, Herausgeber der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft"), „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung" 1892 (besonders gegen die Theorie der Verelendung der Masse und die Zerbröckelung des Mittelstandes gerichtet). Schreibt 1898: „Der Stoffwechselprozeß des durch das Privateigenthum an Produktionsmitteln

7,7 kg; an Zucker im Betriebsjahr 1898/99 (1. August bis 31. Juli): 12,4 kg.

Ist nach alledem die wirthschaftliche Bilanz des Jahrhunderts in Deutschland wohl geeignet, mit Genugthuung über das Geleistete und mit Zuversicht in die Spannkraft der Nation für die ihr ferner bevorstehenden Aufgaben zu erfüllen, so muß sich ein Ausblick in die Zukunft doch auf allgemeinere Beziehungen richten. Damit „hängt die Prognose der Zukunft Deutschlands nothwendig zugleich vom subjektiven Urtheil ab, hängt ab von dem geschichtlichen Schwergewicht, das wir den heterogenen Kulturströmungen zuschätzen — gleichviel, ob wir sie nun lieben oder hassen. Sie hängt davon ab, ob wir

und die Konkurrenz charakterisirten wirthschaftlichen Körpers verläuft in der Weise, daß — nach Absolvirung einer Periode der Kinderkrankheiten — der technische Fortschritt sich immer neu selbstthätig umsetzt in sozialen Fortschritt, wobei es einer Sozialreform nur für den vollkommeneren Verlauf dieses Prozesses, nicht aber für seine Inswerksetzung bedarf." 2. **Vorster,** Julius (rheinischer Industrieller), „Der Sozialismus der gebildeten Stände" 1894, „Die Großindustrie eine der Grundlagen nationaler Sozialpolitik" 1896.

Bodenreformlehren: Stamm, Flürschheim, Oppenheimer. 1. **Stamm,** Theodor (geb. 1822, gest. 1892), „Erlösung der darbenden Menschheit" 1871. 2. **Flürschheim,** Michael (geb. Frankfurt a. M. 1844, von 1867 bis 72 in den Vereinigten Staaten, 1872 bis 88 Besitzer des Eisenwerkes Gaggenau), „Der einzige Rettungsweg" 1890. — Schüler Stamm's und beeinflußt von dem Amerikaner Henry George („Progress and poverty" 1879). — „Die private Aneignung der Grundrente ist die Mutter des Kapitalzinses und wird dieser mit ihr verschwinden." . . . „Der Zins wird nach der Rückgabe des Bodens an die Gemeinschaft zur Gefahrprämie herabsinken." . . . Das unheilvolle Monopol des Privatbodeneigenthums sei an allen gegenwärtigen Mißständen schuld. Bedeutung des von den Bodeneignern eingeheimsten unearned increment d. h. des Zuwachses des Bodenwerthes und der Grundrente, „der nicht ihrer Arbeit, sondern gesellschaftlichen Ursachen zuzuschreiben ist und also auch nur der Gesellschaft zugut kommen sollte." 3. **Oppenheimer,** Franz (geb. Berlin 1864), „Die Siedelungsgenossenschaft" 1896. Nur die landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft sei das Mittel zur sozialen Gesundung. Durch das Hinzutreten von Handwerkern, „entschlossen sich in ihrem Berufe frei ihr Brod zu erwerben", entsteht die Siedelungsgenossenschaft. Der „Grundfehler aller nationalökonomischen Theorie seit Adam Smith bis auf Marx einbegriffen" sei ihre „industriecentrische Auffassung".

Bekämpfung des Handelsprofits: **Busch,** Ernst (geb. Remscheid 1849, gest. 1893), „Die soziale Frage und ihre Lösung" 1890: „Auch Kapitalzins und Bodenrente sind nichts weiter als Handelsprofit." Mindestens $^4/_5$ der ganzen Volksarbeit bleiben heute in der Vermittelung zwischen Produktion und Konsum stecken, daher sei diese Vermittelung zu unifiziren und zwar durch den gesammten Arbeiterstand umfassende genossenschaftliche Konsumvereine. „Geschäftemachen für Rechnung der Gesammtheit der Produzenten, das ist der archimedische Punkt, an welchem der Hebel angesetzt werden kann."

Uebergreifen der Marxkritik in die Marx-Engels'sche Schule: **Bernstein,** Eduard (geb. Berlin 1850, 1881 bis 88 Zürich [Hera

nach unserem geschichtlichen Gefühl die individualistische Industrieperiode, in der wir stehen, als einen Abschluß ansehen oder als eine Episode. Kosmopolitische Exportpolitik mit einem gewissen romantischen, kaufmännisch-abenteuerlichen Reiz auf der einen Seite — auf Selbstbeschränkung gegründete nationale Unabhängigkeit auf der anderen Seite" (Oldenberg). Welche Wege die Weltökonomie überhaupt aber fernerhin einschlagen und ob der Wirthschaftsbau des neunzehnten Jahrhunderts sich nicht nur als eine glänzende Facadenstruktur, sondern auch als ein Menschheitshaus mit wohnlichen und glückbringenden Innenräumen bewähren und weiterentwickeln wird: das ist eine Frage, die über die Grenzen dieser Darstellung hinausführt.

mitarbeiter des „Sozialdemokrat"], von Zürich ausgewiesen, seitdem in London), „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" 1899. Zur Werththeorie: Von den Eigenschaften der Waaren soweit abzusehen, daß sie schließlich nur noch Verkörperungen einfacher menschlicher Arbeit bleiben, sei nur für bestimmte Zwecke der Beweisführung zulässig und die auf Grund jener Abstraktion gefundenen Sätze seien nur innerhalb bestimmter Grenzen giltig. „Ob die Marx'sche Werththeorie richtig ist oder nicht, ist für den Nachweis der Mehrarbeit ganz und gar gleichgiltig." Die Mehrarbeit sei eine aus der Erfahrung nachweisbare Thatsache. — Gegen die Zusammenbruchstheorie: „Daß die Zahl der Besitzenden zu- und nicht abnimmt, ist nicht eine Erfindung bürgerlicher Harmonie-Oekonomen, sondern eine Thatsache, an der sich heute gar nicht mehr rütteln läßt. Was hat aber diese Thatsache für den Sieg des Sozialismus zu besagen? Warum soll an ihr, beziehungsweise ihrer Widerlegung die Verwirklichung des Sozialismus hängen? Nun, einfach deshalb, weil es das dialektische Schema so vorzuschreiben scheint, weil eine Stange aus dem Gerüst herauszubrechen droht, wenn man zugiebt, daß das gesellschaftliche Mehrprodukt nicht von einer abnehmenden, sondern von einer wachsenden Zahl von Besitzenden angeeignet wird. Aber nur die spekulative Doktrin wird von dieser Frage berührt, für die faktischen Bestrebungen der Arbeiter ist sie ganz nebensächlich. Weder ihr Kampf um die politische Demokratie, noch ihr Kampf um die Demokratie im Gewerbe werden davon betroffen. Die Aussichten dieses Kampfes hängen nicht von der Stange der Konzentration des Kapitals in den Händen einer zusammenschrumpfenden Zahl von Magnaten ab noch von dem ganzen dialektischen Gerüst, wozu diese Stange gehört, sondern von dem Wachsthum des gesellschaftlichen Reichthums, beziehungsweise der gesellschaftlichen Produktivkräfte in Verbindung mit dem allgemeinen sozialen Fortschritt, insbesondere der intellektuellen und moralischen Reife der Arbeiterklasse selbst. Hinge der Sieg des Sozialismus von dem unausgesetzten Zusammenschrumpfen der Zahl der Kapitalmagnaten ab, so müßte die Sozialdemokratie, falls sie folgerichtig handeln wollte, wenn nicht die Anhäufung von Kapitalien in immer weniger Händen mit allen Mitteln unterstützen, so doch mindestens Alles unterlassen, was dieses Zusammenschrumpfen aufhalten könnte. Faktisch thut sie oft das Gegentheil. So, wo es auf ihre Stimmen ankommt in Fragen der Steuerpolitik. Vom Standpunkte der Zusammenbruchstheorie wäre überhaupt ein großer Theil ihrer praktischen Thätigkeit Penelopenarbeit. Aber nicht sie ist es, die in dieser Hinsicht im Unrecht ist. Der Fehler liegt bei der Doktrin, soweit diese der Vorstellung Raum giebt, daß der Fortschritt von der Verschlechterung der Verhältnisse abhängt."

Recht.

Goethe: „Das Gesetz soll und kann der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt."

Schiller: „Der Charakter eines ganzen Volkes ist der treueste Abdruck seiner Gesetze und also auch der sicherste Richter ihres Werthes und Unwerthes."

Mit Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts hatten römisches und kanonisches Recht in Deutschland das geringer entwickelte heimisch-mittelalterliche Recht zum größten Theil verdrängt und galten, mit gewissen nothwendigen Beschränkungen, als subsidäre Quelle: gemeines Recht. Damit war einer kräftigen nationalen Fortbildung der Rechtszustände für lange Zeit ein starker Damm entgegengestellt. Die Ausdehnung der Territorialhoheit, die partikularistische Zersplitterung und die damit zusammenhängende Schwächung der Reichsgewalt thaten das Uebrige und so verlor sich der abgeleitete Strom der Rechtsentwickelung mehr und mehr in die zahllosen Rinnsale der Stadt- und Landrechte, Statuten und Weisthümer, während die Reichsgesetzgebung — von der Peinlichen Gerichtsordnung Karl's V., der „Carolina", vom Jahre 1532 im Gebiete des Strafrechts und vereinzelten Bestimmungen über Wucher, Gesindeverhältnisse und Handwerksmißbräuche, Cession von Forderungen, Vormundschaft, Buchhandel u. a. im Gebiete des bürgerlichen Rechts abgesehen — vollständig versiegte. Wie ein breiter Grenzgraben liegt dann die Zeit des dreißigjährigen Krieges und seiner traurigen Nachwehen zwischen den Uebergangszuständen des sechzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts. Wir wissen von deutschen Gegenden, wo „bei dem einen Gericht während voller sieben Jahre zwei oder drei Rechtshändel im Gerichtsbuch notirt werden, beim andern innerhalb der Jahre 1630 und 1653, also innerhalb fast eines Menschenalters, nur einmal von einem schwedischen Rathe, bei einem dritten Gerichte in zwanzig Jahren nur zweimal und bei einem vierten in zehn Jahren keinmal Gericht gehalten ist" (Stölzel), und der brandenburgische Kurfürst Georg Wilhelm hatte im Jahre 1627 bewegenden Anlaß zu seiner Klage, „daß die Justicia mehr denn allzusehr ruhe." Als Erster erhob Leibniz 1667 den Ruf nach einem allgemeinen deutschen Gesetzbuch und wiederholte, an die neugestiftete Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen, in einem 1700 an die Oeffentlichkeit gebrachten anonymen Aufsatz seine Vorschläge zu einer umfassenden Justizreform, „welchem großen Exempel, so dem vorangehenden Potentaten zum unsterblichen Lob gereichen würde, andere Herren und endlich das

Reich nachfolgen dürften." Seine Voraussage bedurfte aber noch zweier Jahrhunderte mühevollen wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Ringens zu ihrer Erfüllung. Auch Friedrich der Große täuschte sich als er vermeinte, dem Großkanzler von Cocceji einfach die Verfertigung „eines Deutschen allgemeinen Landrechtes, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassung gründet", befehlen zu können (Erste auf die Abfassung des Preußischen Landrechts gerichtete Verordnung vom 31. 12. 1746). Die wichtigsten Gesetzgebungsarbeiten des achtzehnten Jahrhunderts waren in Preußen: das „Projekt des Corporis juris Fridericiani" (Werk von Cocceji's, 2 Theile 1749 und 1751; ent-

Rechtslehre.

von Savigny: „Wenn ein wissenschaftliches Gebiet durch die ununterbrochene Anstrengung vieler Zeitalter angebaut worden ist, . . . ist es nicht blos die Masse der gewonnenen Wahrheit, die uns zufällt; auch jede versuchte Richtung der geistigen Kräfte, alle Bestrebungen der Vorzeit, mögen sie fruchtbar oder verfehlt sein, kommen uns zu gut als Muster oder Warnung."

Rud. Jhering: „Die juristischen Grundbegriffe verändern sich im Lauf der Zeit eben so gut, wie die Rechtssätze, und sie müssen es, denn sie sind keine bloßen logischen Kategorien, sondern die Concentrationsform materieller Rechtssätze, die Rechtssätze aber wechseln mit den Verhältnissen."

Rigorismus und Utilitarismus im Strafrecht. Die Rigoristen: Kant, von Feuerbach, Hegel, Stahl. 1) Sittliche Nothwendigkeit: **Kant**, Immanuel, Kritik der praktischen Vernunft (1788): „Es ist etwas in der Idee unserer praktischen Vernunft, welches die Uebertretung eines sittlichen Gesetzes begleitet, nämlich ihre Strafwürdigkeit . . . In jeder Strafe, als solcher, muß zuerst Gerechtigkeit sein, und diese macht das Wesentliche dieses Begriffs aus. Mit ihr kann zwar auch Gütigkeit verbunden werden, aber auf diese hat der Strafwürdige, nach seiner Aufführung, nicht die mindeste Ursache sich Rechnung zu machen. Also ist Strafe ein physisches Uebel, welches, wenn es auch nicht als natürliche Folge mit dem Moralisch-Bösen verbunden wäre, doch als Folge nach Prinzipien einer sittlichen Gesetzgebung verbunden werden müßte." — Ders., Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre (1797): „Der kategorische Imperativ, der überhaupt nur aussagt, was Verbindlichkeit sei, ist: handle nach einer Maxime, welche zugleich als ein allgemeines Gesetz gelten kann." . . . „Das Strafgesetz ist ein kategorischer Imperativ, und, wehe dem! welcher die Schlangenwindungen der Glückseligkeitslehre durchkriecht, um etwas aufzufinden, was durch den Vortheil, den es ihm verspricht, ihn von der Strafe, oder auch nur einem Grade derselben entbinde, nach dem pharisäischen Wahlspruch: ‚es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe'; denn, wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf Erden leben." . . . „Welche Art aber und welcher Grad der Bestrafung ist es, welche die öffentliche Gerechtigkeit sich zum Prinzip und Richtmaße macht? Kein anderes, als das Prinzip der Gleichheit (im Stande des Züngleins an der Waage der Gerechtigkeit) sich nicht mehr auf die eine, als auf die andere Seite hinzuneigen. Nur das

haltend die persönlichen und dinglichen Rechte; unvollendet, nur in einzelnen Provinzen und nur in Ehe- und Vormundschaftssachen ins Leben getreten), das Corpus juris Fridericianum, Erstes Buch" (1781), neubearbeitet als „Allgemeine Gerichtsordnung" (1793—95, beides Werke von Carmer's und Svarez's, den Civilprozeß regelnd; den Strafprozeß regelte erst die Criminalordnung von 1805), und das „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten" (1794; bürgerliches und Strafrecht enthaltend, etwa 19000 Paragraphen: Randbemerkung Friedrich's des Großen 1785: „Es ist aber Sehr Dicke und gesetze müssen kurtz und nicht Weitläuftigt seindt", Werk von Carmer's, Svarez's, Klein's); in Bayern: der „Codex juris criminalis" (1751; Strafrecht und Strafprozeß), der „Codex juris Bavarici judicialis" (1753;

Wiedervergeltungsrecht (jus talionis) aber, wohl zu verstehen, vor den Schranken des Gerichts (nicht in deinem Privaturtheil), kann die Qualität und Quantität der Strafe bestimmt angeben." . . . „Selbst, wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Einstimmigkeit auflösete, (z. B. das eine Insel bewohnende Volk beschlösse auseinander zu gehen und sich in alle Welt zu zerstreuen), müßte der letzte im Gefängniß befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit jedermann das widerfahre, was seine Thaten werth sind, und die Blutschuld nicht auf dem Volke hafte, das auf diese Bestrafung nicht gedrungen hat; weil es als Theilnehmer an dieser öffentlichen Verletzung der Gerechtigkeit betrachtet werden kann." . . . „Hingegen hat nun der Marchese Beccaria, aus theilnehmender Empfindelei einer affektirten Humanität (compassibilitas), seine Behauptung der Unrechtmäßigkeit aller Todesstrafe aufgestellt; weil sie im ursprünglichen bürgerlichen Vertrage nicht enthalten sein könnte; denn, da hätte jeder im Volk einwilligen müssen, sein Leben zu verlieren, wenn er etwa einen Anderen (im Volk) ermordete; diese Einwilligung aber sei unmöglich, weil Niemand über sein Leben disponiren könne. Alles Sophisterei und Rechtsverdrehung." . . . „Das Begnadigungsrecht für den Verbrecher, entweder der Milderung oder gänzlichen Erlassung der Strafe, ist wohl unter allen Rechten des Souveräns das schlüpfrigste, um den Glanz seiner Hoheit zu beweisen, und dadurch doch im hohen Grade unrecht zu thun. In Ansehung der Verbrechen der Unterthanen gegen einander steht es schlechterdings ihm nicht zu, es auszuüben; denn hier ist Straflosigkeit das größte Unrecht gegen die letzteren." 2) Rechtliche Nothwendigkeit: **Feuerbach**, Paul Johann Anselm, Ritter von (geb. Hainichen bei Jena 1775, habilitirte sich 1799 in Jena, 1801 Professor daselbst, 1802 bis 1805 in Kiel und Landshut, von 1805 bis 1814 behufs gesetzgeberischer Arbeiten in das Ministerialjustizdepartement München berufen, 1808 geadelt, seit 1814 Appellationsgerichtspräsident in Bamberg, dann in Ansbach, starb auf einer Reise nach Schwalbach in Frankfurt a. M. 1833), „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts" 2 Bde. 1799 u. 1800, „Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts" 1801 (14. Aufl. 1847, besorgt von Mittermaier), „Merkwürdige Criminalrechtsfälle" 2 Bde. 1808 u. 1811, „Betrachtungen über das Geschwornengericht" 1813, „Betrachtungen über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege" 1821. „Feuerbachs Lehrbuch des peinlichen Rechts hat bis in die fünfziger Jahre hinein den strafrechtlichen Unterricht an den deutschen Universitäten beherrscht; sein Eintreten für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens entschied



Civilprozeß) und der „Codex Maximilianeus Bavaricus civilis" oder „Neuverbessert und ergänzt Churbayerisches Landrecht" (1756), sämmtlich durch v. Kreittmayr in der kurzen Zeit von 1750 an verfaßt; in Oesterreich: die „Constitutio criminalis Theresiana" (1768), das sogen. Josephinische Gesetzbuch (1786, erster Theil des von Maria Theresia im Jahre 1753 unternommenen, erst 1811 vollendeten „Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für die gesammten Erbländer der Oester. Monarchie") und die Neuordnungen des Strafrechts und Strafprozesses durch denselben Herrscher (1787 und 1788; Beseitigung der Todesstrafe, die aber schon 1795 wieder zugelassen). — Von diesen Etappen führen, durch alle Krümmen der Einzelstaatsgesetzgebung hindurch, zwar anfangs getheilte, im Ganzen jedoch allmählich mehr und mehr konvergirende Wege zu dem heute erreichten Ziel eines einheitlichen deutschen Reichsrechtes; und so unerfreulich für das politische Bewußtsein der Einbruch französischen Rechtes in deutsche Lande war (1807 bis 1811; dauernde Herrschaft am linken Rheinufer und in

in der öffentlichen Meinung Deutschlands den Sieg zu Gunsten dieser vielumstrittenen Grundsätze; und noch heute kann seine aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen als mustergültig für die kriminalpsychologische Betrachtung bezeichnet werden" (von Liszt). — Theorie des psychologischen Zwanges: „Rechtsverletzungen jeder Art widersprechen dem Staatszweck, mithin ist es schlechthin nothwendig, daß im Staate keine Rechtsverletzungen geschehen." Die vom Staate in dieser Absicht getroffenen Anstalten seien physische und psychologische Zwangsmaßregeln; physischer Zwang allein reiche nicht hin, da seine präventive Anwendung von der ganz zufälligen Kenntniß bevorstehender Rechtsverletzungen abhängig sei. Daher bedürfe es des psychologischen Zwanges: „Alle Uebertretungen haben ihren psychologischen Entstehungsgrund in der Sinnlichkeit, in wiefern das Begehrungsvermögen des Menschen durch die Lust an oder aus der Handlung zur Begehung derselben angetrieben wird. Dieser sinnliche Antrieb wird dadurch aufgehoben, daß jeder weiß, auf seine That werde unausbleiblich ein Uebel folgen, welches größer ist als die Unlust, die aus dem nichtbefriedigten Antrieb zur That entspringt. Damit nun die allgemeine Erkenntniß der Nothwendigkeit solcher Uebel mit Beleidigungen begründet werde, so muß ein Gesetz dieselben als nothwendige Folge der That bestimmen (gesetzliche Drohung), und damit die Realität jenes gesetzlich bestimmten idealen Zusammenhangs in der Vorstellung Aller begründet werde, so muß jener Causalzusammenhang auch in der Wirklichkeit erscheinen, mithin, sobald die Uebertretung geschehen ist, das in dem Gesetz damit verbundene Uebel zugefügt werden." . . . „So wie in der moralischen Welt Verminderung der Glückseligkeit mit der Immoralität, nach der Idee von Glückswürdigkeit, nothwendig verbunden ist, so ist es auch unter der Voraussetzung eines solchen drohenden Gesetzes nach einer rechtlichen Ordnung nothwendig, daß auf das Verbrechen das Uebel folge." (Schopenhauer's Formulirung: „Die Gesetze gehen aus von der richtigen Voraussetzung, daß der Wille nicht moralisch frei sei, in welchem Fall man ihn nicht lenken könnte; sondern daß er der Nöthigung durch Motive unterworfen sei: demgemäß wollen sie allen etwaigen Motiven zu Verbrechen stärkere Gegenmotive, in den angedrohten Strafen entgegenstellen, und ein Kriminalkodex ist nichts Anderes, als ein Verzeichniß von Gegenmotiven zu verbrecherischen Handlungen.") — Aus einem im Plenum des königl.

Baden [wo 1809 eine Uebersetzung des Code Napoléon als „Badisches Landrecht“ publizirt wurde]; vorübergehende Herrschaft in Westfalen und anderen Gebietstheilen; ein deutscher Jurist: „Karl Salomo Zarachiä, geadelt als Z. von Lingenthal [1769—1843], bedeutend auch als Staatsrechtslehrer, wurde der selbst in Frankreich anerkannte Begründer der Wissenschaft des französischen Privatrechts): besonders die Einrichtungen des französischen Gerichtsverfahrens (Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Staatsanwaltschaft, Schwurgericht u. s. w.) wurden in Deutschland populär und wirkten als ein nützliches Ferment.

Das von Feuerbach (siehe S. 504) in den Jahren 1804 bis 1807 entworfene „Allgemeine Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern“ (1813; zugleich eine Kriminalprozeßordnung enthaltend) ist die erste deutsche gesetzgeberische Großthat des neuen Jahrhunderts. Dem jetzigen Empfinden steht es durch die Härte seiner Strafen — kennt es doch noch den bürgerlichen Tod, lebenslängliche Kettenstrafe, körper-

Geheimen Raths gehaltenen Vortrage Feuerbach's über den Geist des Strafgesetzbuches von 1813: „Den Charakter unserer älteren Strafgesetzgebung bezeichnet fast durchaus eine ungemessene Strenge, welche nicht selten bis zur Grausamkeit sich steigert und sich von aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit lossagt, um gegen das Verbrechen desto besser die Gerechtigkeit zu üben. Kleines wurde vermengt mit Großem, Vergehen gleichgestellt der Missethat, die höchste Weisheit in der äußersten Härte, alle Kraft der strafenden Gewalt in des Henkers Arm gefunden. Allmählich gab die Zeit mildere Gesinnungen und die Philosophie warf auch auf die Strafgesetzgebung ihre Strahlen. Die alten Gesetze sanken in Verachtung und überlebten sich selbst. Aber nun trat sehr bald ein neues Uebel an die Stelle des alten. Ueber dem Grab der Gesetze errichtete ungemessene Willkür ihren Thron; die Philosophie verbündete sich mit dem Geiste eines weibischen Zeitalters, und kränkelnde Empfindsamkeit bemächtigte sich, besonders in den letzteren Zeiten, selbst der Criminalgerichte. Einen Verbrecher zu strafen, schien ein öffentliches Unglück, ihn von der Gerechtigkeit zu retten, ein Triumph. Mitleidig schonte man den Bösewicht, aber das Mitleid gegen den gefährdeten rechtschaffenen Unterthan wurde vergessen, man sprach von der Humanität gegen den Verbrecher, aber von der Gerechtigkeit gegen den Staat und dessen Bürger war nur selten die Rede. Grausamkeit der Strafgesetzgebung stürzt in Barbarei; weichliches Schonen erschlafft die Nerven der Staatskraft und die Bande des bürgerlichen Vereins. Die Gerechtigkeit mit der Milde, die Strenge mit der Humanität geschickt zu vereinigen, eine kräftige, jedoch menschlich-gerechte Criminaljustiz zu gründen, die richterliche Willkür ihrer angemaßten Herrschaft zu entsetzen, ohne darum die Vernunft des Richters blos an tote Buchstaben zu fesseln — dieses ist eine der ersten Aufgaben des Strafgesetzgebers; sie zu lösen, war ein Hauptzweck bei der Bearbeitung des hier vorliegenden Werkes. Strafen müssen streng sein, denn sie sollen schrecken. Aber die Strafe wird ungerechte Grausamkeit, sobald sie durch zweckloses Quälen das Maß der Nothwendigkeit überschreitet, wird Barbarei, sobald sie nicht blos der Sinnlichkeit des Verbrechers empfindlich ist, sondern auch seinen besseren Theil, seine höhere moralische Natur verletzt. Keine martervollen, selbst nicht blos scheinbar quälenden Todesarten, keine Verstümmelungen, kein Brandmarken und ähnliche Reste früherer Zeiten durften



liche Züchtigung, geschmälerte Gefängnißkost u. s. w. — bereits fern; aber, gleich ausgezeichnet durch wissenschaftlichen Gehalt, systematische Ordnung, präzisen Ausdruck und Schutz gegen richterliche Willkür, galt es zur Zeit seines Entstehens als glänzendes Vorbild der Kriminallegislation. „Der Ruhm Feuerbach's", sagt Franz von Liszt, „und seines Strafgesetzbuches überstrahlt Jahrzehnte lang den Code pénal, die Schöpfung der französischen Republik und des ersten Kaiserthums. Alle die zahlreichen Entwürfe und Strafgesetzbücher, die bis in die vierziger Jahre hinein in den verschiedenen Staaten des deutschen Reiches entstehen, greifen auf das bayerische Strafgesetzbuch von 1813 zurück. Weit über die Grenzen des Vaterlandes und weit über die Lebenszeit des Verfassers hinaus reichte der Einfluß dieser Professorenarbeit." 1814 wurde es in Oldenburg, wo man die in der Zeit der französischen Invasion aufgedrungenen Gesetze abzuschütteln eilte, mit geringen Abänderungen eingeführt. In Sachsen kam es (nach Vorarbeiten seit 1810) im Jahre 1838, in Württemberg 1839, in Braun-

daher in dieses Gesetzbuch aufgenommen werden. Dieses kennt nur eine einfache Todesstrafe, und die Strafen an der Freiheit, auf welche hauptsächlich sein System gebaut ist, sind nach jenen Rücksichten der Humanität sorgsam bemessen, ohne dadurch den Hauptzweck der Bestrafung zu gefährden. Richtiges Ebenmaß der Verbrechen und Strafen ist eine zweite Hauptforderung der Strafgerechtigkeit, nämlich daß die Schwere der gesetzlich gedrohten Strafe mit der Größe des Verschuldens im Verhältniß stehe, und weder strenger noch gelinder sei, als es die That verdient, daß nicht ungleiches Verschulden gleicher Strafe unterworfen, sondern die Stufenfolge der Uebertretungen, bestimmt durch die verschiedenen Grade ihrer Strafbarkeit, bei Zumessung der gesetzlichen Strafübel wohl beachtet werde. Diese Regel des Ebenmaßes mit der strengsten Pünktlichkeit zu befolgen, war eine der vorzüglichsten, aber auch schwierigsten Bestrebungen bei der Abfassung dieses Gesetzbuchs." 3) Dialektische Nothwendigkeit: **Hegel,** Georg Wilhelm Friedrich, Grundlinien der Philosophie des Rechts (1821): „Die geschehene Verletzung des Rechts ist zwar eine positive, äußerliche Existenz, die aber in sich nichtig ist. Die Manifestation dieser ihrer Nichtigkeit ist die ebenso in die Existenz tretende Vernichtung jener Verletzung, — die Wirklichkeit des Rechts, als seine sich mit sich durch Aufhebung seiner Verletzung vermittelnde Nothwendigkeit. . . . Die positive Existenz der Verletzung ist nur als der besondere Wille des Verbrechers. Die Verletzung dieses als eines daseienden Willens also ist das Aufheben des Verbrechens, das sonst gelten würde, und ist die Wiederherstellung des Rechts. . . . Die Verletzung, die dem Verbrecher widerfährt, ist nicht nur an sich gerecht, — als gerecht ist sie zugleich sein an sich seiender Wille, ein Dasein seiner Freiheit, sein Recht; sondern sie ist auch ein Recht an den Verbrecher selbst, d. i. in seinem daseienden Willen, in seiner Handlung gesetzt. Denn in seiner als eines Vernünftigen Handlung liegt, daß sie etwas allgemeines, daß durch sie ein Gesetz aufgestellt ist, das er in ihr für sich erkannt hat, unter welches er also, als unter sein Recht subsumirt werden darf. Daß die Strafe in der Handlung des Verbrechers als sein eignes Recht enthaltend, angesehen wird, darin wird der Verbrecher als Vernünftiges geehrt. Diese Ehre wird ihm nicht zu Theil, wenn aus seiner That selbst nicht der Begriff und der Maßstab seiner Strafe genommen wird; ebensowenig

schweig 1840, in Hannover 1840, im Großherzogthum Hessen 1841, in Baden 1845, in den thüringischen Staaten 1850 zur Publizirung von Strafgesetzbüchern, die zum Theil von anderen, besonders kleineren Staaten mehr oder weniger verändert übernommen wurden. War äußerlich damit zwar der vollendetste Partikularismus des Strafrechts über Deutschland hereingebrochen, so haben doch alle diese Kodifikationen unter einander einen starken Zug „innerer Verwandtschaft und Gemeinsamkeit: eine eigenthümliche Nationalphysiognomie, welche durch die Ungunst so mancher Verhältnisse der unmittelbar vorhergehenden Zeit nur entstellt und zurückgedrängt, niemals aber vertilgt worden war" (Geib). Preußen arbeitete seit 1826 an einer Revision seines Strafrechts; von 1830 bis 1850 wurden nicht weniger als sechs verschiedene Entwürfe vorgelegt: endlich erging am 14. 4. 1851 unter Justizminister Simons, einem rheinischen Juristen, das Strafgesetzbuch, das später die Grundlage des Reichsstrafgesetzbuches werden sollte. Es näherte sich im

auch, wenn er nur als schädliches Thier betrachtet wird, das unschädlich zu machen sei, oder in den Zwecken der Abschreckung und Besserung. . . . Das Aufheben des Verbrechens ist insofern Wiedervergeltung, als sie dem Begriffe nach Verletzung der Verletzung ist und dem Dasein nach das Verbrechen einen bestimmten, qualitativen und quantitativen Umfang, hiemit auch dessen Negation als Dasein einen eben solchen hat. Diese auf dem Begriffe beruhende Identität ist aber nicht die Gleichheit in der spezifischen, sondern in der an sich seienden Beschaffenheit der Verletzung, — nach dem Werthe derselben." Wen diese Sätze nach Inhalt und Ausdruck befremden, der vergegenwärtige sich Fechner's Satire auf die dialektische Methode („Vier Paradoxe" 1846), und wie Hegel von Schopenhauer als aberwitziger „Unsinnschmierer" bezeichnet, von anderer Seite aber als der „erntende" Vollender des kantischen Gedankenkreises gepriesen worden ist. Seine Philosophie wurde im Rechtsgebiet, abgesehen von ihrem Einfluß auf die Strafrechtstheoriker, so besonders Köstlin und die preußischen Strafrechtslehrer: Abegg, Haelschner, Berner, der Ausgangspunkt für Eduard Gans' „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung" (4 Bde. 1824—35) und Lassalle's „System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie" (1861). Wenn F. A. Lange in einer Vergleichung dieses Werkes mit Marx's „Kritik der politischen Oekonomie", als der beiden bedeutendsten und gereiftesten Früchte des Hegel'schen Systems, sagt: „beide haben das Gemeinsame, daß in ihnen eine sonst nirgends wieder erreichte Durchdringung des spekulativen Elementes und des positiven Stoffes zu Tage tritt, aber sie unterscheiden sich dadurch, daß Lassalle seinem Meister in Beziehung auf die spekulative Grundlage freier und unabhängiger gegenübersteht, während der juristische Stoff seines Werkes zwar mit ungemeiner Geisteskraft erarbeitet, aber doch immerhin eben zum Zweck dieser Leistung erarbeitet dasteht, daß dagegen bei Marx der volkswirthschaftliche Stoff aus einem staunenswerthen und mit seltenster Freiheit beherrschten Material empirischer Fachkenntnisse gleichsam von selbst hervorfließt", so wird durch diese Antithese sowohl die Unfruchtbarkeit der juristischen wie die Fruchtbarkeit der ökonomischen Leistung hinreichend erklärt. 4) Religiöse Notwendigkeit: **Stahl,** Friedrich Julius (geb. München 1802, von jüdischer Abkunft, trat 1819 zur evangelischen Kirche über, habilitirte sich 1827 in München, 1832 bi-

Gegensatz zu den bisher bezeichneten Gesetzbüchern dem französischen Code (Dreitheilung der Delikte; Strafbarkeit des Versuchs nur bei den schwereren Strafthaten; Gleichstellung von Versuch und Vollendung, Beihilfe und Thäterschaft, jedoch nicht ohne wesentliche Modifizirung des französischen Prinzips der „gleichen Strafe"; System der mildernden Umstände) und nicht ganz mit Unrecht hieß es darüber in einer Polemik von 1855, die Rechtsgemeinschaft mit dem übrigen Deutschland sei dadurch wieder in die Ferne gerückt, Preußen sei hier in Rheinpreußen aufgegangen, während die überwiegende Mehrzahl der deutschen Juristen das Umgekehrte erwartet gehabt hätte. Aber auch Bayern näherte sich im Strafgesetzbuch von 1861 stark dem französischen Muster, Anhalt-Bernburg, Waldeck und Oldenburg schlossen sich in den fünfziger Jahren, Lübeck 1863 dem preußischen Gesetzbuch an; und bestimmend war dafür vor Allem die Rücksicht auf die seit der Bewegung von 1848 nahezu allgemein eingeführten Prozeßinstitutionen des französischen Rechtes, von denen bereits die Rede war. Bis

40 Professor in Erlangen und Würzburg, seit 1840 in Berlin, seit 1849 Mitglied der Ersten Kammer, dann des preußischen Herrenhauses, 1852 bis 58 Mitglied des Oberkirchenraths, starb 1861), „Die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" 1830—37, 5. Aufl. 1878, „Der christliche Staat und sein Verhältniß zum Deismus und Judenthum" 1847, „Was ist Revolution?" 1853. Rechts- und Staatslehre „auf der Grundlage christlicher Weltanschauung" („Die Wissenschaft muß umkehren", „Autorität, nicht Majorität"). Die Strafgerechtigkeit sei ihrem Gedanken nach die Herstellung des Reichs, d. i. der Herrlichkeit, der sittlichen Macht des Staats durch die Vernichtung oder das Leiden dessen, welcher sich wider sie empört hat. Denn durch das Verbrechen mache sich der Thäter zu einem Herrn über den Staat und seine Ordnung; er richtet ein anderes, sein eigenes Reich auf; deshalb muß die höhere Macht des Staats sich an ihm bewähren und seinen Willen bewältigen. Nicht das Gesetz solle durch die Strafe aufrecht erhalten oder wiederhergestellt werden — das sei unmöglich, seine Uebertretung unwiderruflich —, sondern die Herrlichkeit des Staats. Zur Strafe ist der Staat befugt und verpflichtet, weil es sein Wesen und seine ihm von Gott gesetzte Bestimmung ist, die äußere ethische Ordnung auf Erden zu handhaben. Die Vollmacht, daß der Staat überhaupt straft, ist von Gott, und der Schuldige muß in der Strafe erkennen, daß sie ihn trifft, weil er Gottes Gebot in der äußeren Ordnung verletzt hat. Demnach dient die Strafe allerdings zur größeren Verherrlichung Gottes, jedoch nur mittelbar; denn Gott wird durch sie nicht in ihm selbst und dem Reich seiner Heiligkeit verherrlicht, sondern nur in seiner irdischen Ordnung und Anstalt. — Auch über Stahl, dessen Hauptbedeutung in seiner Staatsrechtslehre liegt, gehen die Ansichten diametral auseinander. Während Bluntschli (siehe S. 533) 1862 über ihn schrieb, auf seine Auffassung habe die Theologie ungünstig gewirkt und es gehe ein jüdischer Zug der Theokratie wie ein rother Faden durch das ganze System hindurch, der dasselbe für die europäisch-arische Welt unseres Zeitalters zum Theil unbrauchbar mache, nennt ihn Heinrich von Treitschke „den tapferen Staatsrechtslehrer der strengkonservativen Richtung, den einzigen großen politischen Kopf unter allen Denkern jüdischen Bluts, einen ganz modernen Menschen". Die Utilitaristen: von Grolman, Krause 1) **Grolman,** Karl Ludwig Wilhelm

zum Strafgesetzbuch von 1870 entstanden an nennenswerthen Legislationen dann noch das dem Gesetzbuch von 1838 eng verwandte sächsische Strafgesetzbuch von 1855, revidirt 1868, und das hamburgische von 1869. Da zu allen diesen Kodifikationsarbeiten übrigens in den meisten Ländern zahlreiche Novellen hinzutraten, so ergiebt sich, daß die gesetzgeberische Gesammtthätigkeit des Jahrhunderts im Gebiete des Strafrechts an Umfang und Ausdauer nichts zu wünschen übrig ließ. Im Einzelnen mag hervorgehoben werden: Die Aufhebung der Folter war zum größeren Theil bereits das Werk des achtzehnten Jahrhunderts; doch erfolgten die letzten Aufhebungsgesetze erst: in Bayern und Württemberg 1806, in Hannover 1822, in den thüringischen Staaten 1817 bis 1828. Die Beseitigung der Todesstrafe wurde 1833 in der sächsischen, 1838 in der hannöverschen, 1840 in der badischen Kammer beantragt, zunächst aber abgelehnt. Ebenso wurde die Abschaffung von den vereinigten Ausschüssen des preußischen Landtages im Januar 1848 verworfen, dagegen am 4. 8. 1848 in dersel-

von (geb. Gießen 1775, wo er sich 1795 habilitirte, seit 1798 Professor ebendas., seit 1816 in Darmstadt Vorsitzender der Gesetzeskommission, 1819 Staatsminister, 1821 Ministerpräsident, starb 1829), „Grundsätze der Kriminalrechtswissenschaft" 1798, „Ueber die Begründung des Strafrechts und der Strafgesetzgebung nebst Entwickelung der Lehre von dem Maßstabe der Strafen und der juridischen Imputation" 1799, „Theorie des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten" 1800. — Präventionstheorie: Die Strafen seien theils abschreckende, theils absolute Sicherungsmittel, angewandt gegen den, der ein Verbrechen begangen und dadurch bewiesen hat, daß man bei ihm auf die Wirksamkeit genügender Motive gegen widerrechtliche Willensbestimmungen nicht rechnen kann; er ist insofern gefahrdrohend und der Zweck der ihn treffenden Strafe ist, den erkannten Zustand der Gefahr zu bekämpfen; die Strafzufügung erfüllt diesen Zweck durch Abschreckung des zu Strafenden oder durch Unmöglichmachen künftiger Illegalitäten desselben. 2) Krause, Karl Christian Friedrich (geb. Eisenberg im Altenburgischen 1781, philosophischer und freimaurerischer Schriftsteller, habilitirte sich 1802 in Jena, seit 1805 Lehrer an der Ingenieurakademie in Dresden, 1814 bis 31 Privatdozent in Göttingen, starb 1832 in München), „Vorlesungen über Rechtsphilosophie" (aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von K. D. A. Röder) 1874. — Besserungstheorie: „Die Verbrechen veranlassen Strafe, — die Strafen Verbrechen. Hieraus ist ersichtlich, daß um aus diesem Cirkel herauszutreten und ihn selbst zu lösen, nöthig ist zu etwas Höherem aufzusteigen, worin sich dann zeigt, daß alle Strafe in die Reihe des Rechtswidrigen, also der Verbrechen, gehört. Rache ist Zufügung eines Uebels um eines Uebels willen, die Strafe ist also Rache, mithin verwerflich, rechtswidrig. Jede Rache ist rechtswidrig, auch wenn unter dem Namen der Strafe geübt; sie ist dann ein Uebel in höherer Stufe um des Uebels, ein Verbrechen um des Verbrechens willen; sie erscheint als eine krankhafte Lebensäußerung und beweist ebenso die niedere Lebensstufe und Verderbniß, dieselbe Unbildung und Verbildung des Geistes und Gemüths der Gesellschaft, wie das Verbrechen des Einzelnen sie bei diesem bezeugt. Was auf das Unrecht folgen kann, muß nach dem Urbegriff des Rechts darauf folgen, es ist Rechtfolge und Rechtwohlthat und ist Vormundschaft und Aufsicht auf den Verbrecher [illegible]

ben Nachmittagsstunde von der preußischen Nationalversammlung mit 294 gegen 37 und vom Frankfurter Parlament bei Berathung der „Grundrechte des deutschen Volkes“ mit 288 gegen 146 Stimmen beschlossen. Von 43 Geistlichen der verschiedenen Konfessionen stimmten in der preußischen Volksvertretung 13 gegen, 30 für die vollständige Abschaffung. In Preußen verhinderte die im November desselben Jahres erfolgende Auflösung der Versammlung Definitives; und das Strafgesetzbuch von 1851 behielt die Todesstrafe in vierzehn (das bayerische Strafgesetzbuch von 1861 in sechs) Thatbestandsfällen bei. Der frankfurter Beschluß trat in sechzehn Staaten, die die Grundrechte anerkannten, darunter Württemberg, den beiden Hessen, Baden und Oldenburg in Kraft, zum größten Theil jedoch nur auf kurze Zeit, sodaß, als der Norddeutsche Bund im Jahre 1870 sein gemeinschaftliches Strafgesetzbuch berieth, Oldenburg, Bremen, Anhalt und Sachsen, das 1868 zur Abschaffung geschritten war, sich in der Minderheit befanden: der Entwurf hielt daher an der Todesstrafe (auf Mord, Hoch-

Gebiets seines Rechtvergehens. . . . Es ist durchaus vernunftwidrig und rechtwidrig anzunehmen: der Verbrecher dürfe und solle nach dem Gesetze wieder behandelt werden, welches er durch seine verbrecherische Handlung selbst für gültig erkläre; — denn das Unrecht ist gar kein Gesetz und kann von ihm nicht dazu gemacht werden. So sagt man: der Mörder erhebt durch seine eigene Handlung, soviel an ihm ist, das Morden zum Gesetz, er erklärt sich dadurch als nicht mehr in die Reihe dieser Genossenschaft gehörig u. a. m. Dieses ist sogar logisch falsch, denn vom Theile darf man nie aufs Ganze, vom Einzelnen nie auf das Eine, vom Besonderen nie auf das Allgemeine, schließen. Auch ist dieses nicht der psychologische, geschichtliche Hergang des Entstehens der Verbrechen. Es ist Unbildung (Unwissenheit, Gefühllosigkeit, Willenlosigkeit), Bedürfniß (Noth und Verlassenheit) oder übermächtige (den Ganzmenschen überkraftende) Lustgier oder Wahnwuth (im Zorn und in anderen Leidenschaften) der Anlaß zu Verbrechen. Jeder Verbrecher ist als ein krankes liebebedürftiges Wesen zu betrachten, der durch die Weltbeschränkung, freilich in hernachfolgender Mitwirkung seiner eigenen irregeleiteten Kräfte, in Wesenwidrigkeit sich verirrt und verwirrt. Das Recht ist durch und durch mit der Liebe, der Schönheit, der Güte, der Wahrheit, dem allgemeinen Gefühle der Menschlichkeit, Menschheitinnigkeit und Weseninnigkeit einklangig. Und solange eine angebliche Rechtentscheidung noch mit einem dieser Heiligthümer streitet, ist es noch nicht die rein- und ganzrechtliche Entscheidung, sondern diese ist dann erst tiefer zu suchen.“ . . . „Es giebt, geschichtlich genommen, zwar ein Recht zu strafen, aber, der reinen ganzen Idee des Rechts und des Staates nach, nur ein Recht der Erziehung, deren Gesetze für Kinder und Erwachsene dieselben sind. Die Zucht der gewöhnlichen sogenannten Zuchthäuser ist wider was immer für Rohheit der sogenannten Verbrecher immer noch unbefugt, rechtwidrig, unnöthig und urbildwidrig.“ . . . „Nur die Thätigkeit, die in dem rechtwidrigen Willen mitbefaßt ist, darf ergriffen, und der freie Gebrauch dieser Thätigkeit darf dann nur rechtlich so weit beschränkt werden, als eben diese Thätigkeit in den rechtwidrigen Willen eingegangen ist. Daher oftmals die rechtliche Folge der Rechtsverletzung nur bestimmte Beschränkung durch Aufsicht sein wird, oftmals aber auch leibliche Haft. . . . Dabei kann auch zugleich mitgegeben sein, als recht-

verrath gegen einen Bundesfürsten und thätliche Beleidigung eines solchen) fest, obgleich das Schlußergebniß einer dem Entwurf beigefügten Anlage lautete: „Es ist bisher nicht mit Sicherheit nachzuweisen, daß die Beschränkung der Hinrichtungen im Gnadenwege, die Aufhebung der Todesstrafe bei einzelnen Verbrechen oder deren völlige Abschaffung eine entscheidende Wirkung auf die Vermehrung oder Verminderung der Verbrechen gehabt haben. Im Allgemeinen hat sich eine Abnahme der schweren, mit dem Tode bedrohten Verbrechen bemerklich gemacht." Die im Norddeutschen Reichstag opponirende Mehrheit wurde durch die Drohung des Bundeskanzlers, das Gesetzgebungswerk scheitern zu lassen, wenigstens soweit zur Nachgiebigkeit gestimmt, daß sie die Todesstrafe für Mord und ferner für Mordversuch gegen einen Bundesfürsten bestehen ließ, und enttäuschte dadurch die vom Deutschen Juristentage 1863 ausgesprochene Erwartung, „daß die Todesstrafe in einem künftigen deutschen Strafgesetzbuche nicht mehr aufgenommen werde." Freilich entschied sich zur selben Zeit

liches Mittel der Belehrung und Erziehung, daß man den Verbrecher einsam lasse, daß man ihm nur solche Nahrungsmittel reiche, die nach erziehkunstlichen Grundsätzen ihm angemessen sind, daß man ihn vor aller solchen äußeren Zerstreuung verwahre, die zwar zur Annehmlichkeit des Lebens gehören mag, nicht aber in den Erziehungsplan eines zu verbessernden Verbrechers paßt. Aber dem Rechtsverletzer durch irgendein absichtliches Uebel wehe zu thun, lediglich um ihm wehe zu thun, ihm seine Freiheit zu rauben, nur um ihn die Macht fühlen zu lassen, oder wohl gar ihn zu verstümmeln, ihn zu töten, ihn zu Tode zu martern, dazu giebt das Recht selbst nie die geringste Befugniß; und alle rechtlichen Folgen des Unrechts müssen überhaupt von aller bösen Leidenschaft rein und völlig frei sein, und zwar Dies nicht etwa darum weil das Gegentheil davon des Staates unwürdig und der gebildeten Gesellschaft zur Schande gereicht, sondern darum lediglich weil es so Recht ist, daß alles Dies nicht geschehe."

Neben und nach den hier hervorgehobenen Straftheorien übrigens eine große Zahl von minder bedeutenden Konzeptionen und in der nächsten Juristengeneration eine fortschreitende Tendenz zur Versöhnung der wichtigsten Gesichtspunkte.

Der Streit der historischen und der nicht-historischen Rechtsschule: Thibaut, von Savigny, Eichhorn. 1) **Thibaut,** Anton Friedrich Justus (geb. Hameln 1772, aus einer nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Deutschland ausgewanderten Familie, 1798 Professor in Kiel, 1802 in Jena, 1806 in Heidelberg, starb das. 1840), „Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts" 1799—1806, „System des Pandektenrechts" 1803 (9. Ausg. 1846), „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" 1814, „Ueber die sogenannte historische und nicht-historische Rechtsschule" 1838. „Ce savant aussi remarquable par les qualités du coeur que par sa vaste et profonde érudition en matière de droit romain, a laissé non-seulement sur la jurisprudence, mais aussi sur la musique, des ouvrages justement estimés" (Haag, France protestante). Glänzendes Lehrtalent, dem aus allen Theilen Deutschlands Schüler zuströmten. Reichen Beifall fand sein Aufruf zu einer volksthümlichen Kodifikation des Privat-, Criminal- und Prozeßrechtes für ganz Deutschland, davon ausgehend, daß der

auch die bayerische Landesvertretung für deren Beibehaltung. Die Vollziehung der Todesstrafe in geschlossenen Räumen (Intramuranhinrichtung) wurde in Preußen 1851; in Württemberg und Braunschweig 1853; in Altenburg und Hamburg 1854; in Sachsen 1855; in Baden, Weimar, Schwarzburg-Rudolstadt 1856; in Schwarzburg-Sondershausen und Coburg-Gotha 1857; in Hannover 1860; in Baiern 1861 eingeführt. Verschärfte Todesstrafen kannte von den neueren Gesetzbüchern nur noch das bayerische von 1813 (Ausstellung des Hinzurichtenden am Pranger) und das hannöversche (Schleifung zur Richtstatt, beseitigt 1859). Die körperliche Züchtigung wurde in Nassau 1809, Braunschweig 1827, Baden 1831, Hessen-Darmstadt 1841; seit 1848 (§ 9 der „Grundrechte des deutschen Volkes" forderte Abschaffung der Strafen des Prangers, der Brandmarkung der körperlichen Züchtigung) auch in Preußen, Bayern u. s. w., in Hannover erst 1867 mit Einführung des preußischen Strafgesetzbuches und in Sachsen 1868 aufgehoben. Württemberg schaffte

Zustand der Gesetze eine „gänzliche schnelle Umänderung" bedürfe; als ihm noch am Ende desselben Jahres Savigny mit der Behauptung entgegentrat, daß der derzeitige Stand der Rechtswissenschaft ein gutes Gesetzbuch noch nicht möglich mache, und sehr bald einen Umschwung der Ansichten herbeiführte, der die Mehrzahl der Rechtsgelehrten auf seine Seite brachte. Hören wir Thibaut selbst darüber: „Im Jahre 1814, als ich viele deutsche Soldaten, welche auf Paris marschiren wollten, mit frohen Hoffnungen im Quartier hatte, war mein Geist sehr bewegt. Viele Freunde meines Vaterlandes lebten und webten damals mit mir in dem Gedanken an die Möglichkeit einer gründlichen Verbesserung unseres rechtlichen Zustandes, und so schrieb ich, höchstens in nur vierzehn Tagen (dieses „höchstens nur" dürfte unserer schreibseligen Zeit für eine Flugschrift von 67 Seiten sehr kleinen Formates, auch nicht eng gedruckt, auffällig genug erschienen!), recht aus der vollen Wärme meines Herzens, eine kleine Schrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland, worin ich zu zeigen suchte: unser positives Recht, namentlich das Justinianeische, sei weder materiell noch formell unsern jetzigen Völkern anpassend, und den Deutschen könne nichts heilsamer sein als ein durch Benutzung der Kräfte der gebildetsten Rechtsgelehrten verfaßtes bürgerliches Recht für ganz Deutschland, wobei aber doch jedes Land für das Wenige, was seine Lokalität erfordere, seine Eigenheiten behalten möge. Viele billigten meine Ansicht, aber es ward derselben auch durch bedeutende Männer widersprochen, welche von dem Hauptgedanken ausgingen, daß Alles, was sich historisch allmählich ausgebildet habe, auch nur allmählich stückweise gebessert werden könne. Diese Langsamen gaben sich dann, gleichsam aus eigner Gnade, den Namen der historischen Schule, und mußten daher ihren Gegnern den verfänglichen Namen der nicht-historischen Juristen aufbürden. Das Streiten über jenen Punkt verbreitete sich nachher allgemein durch ganz Europa und Nord-Amerika, während der Andrang der Völker, welche den Druck des Alten durch dessen Einwirkung auf sich selbst täglich fühlen, und nicht, wie die bloßen Gelehrten, einem Trauerspiel bloß zusehen, überall das Streben nach einheimischen Gesetzbüchern zur vollsten Lebendigkeit brachte." Aber diese Darstellung ist doch einseitig und wird der über die Gelegenheitsursache weit hinaus reichenden wissenschaftlichen Bedeutung des ganzen Gegensatzes keineswegs gerecht. Daß Thibaut's

die Züchtigung zugleich mit der Todesstrafe 1849 ab, führte beides 1853 wieder ein und beseitigte die körperliche Züchtigung definitiv erst 1868. Systematische Einzelhaft wurde zuerst von Baden (Gefängnißanstalt Bruchsal 1848) und Preußen (Gefängnißanstalt Moabit 1849), widerrufliche Beurlaubung von Sträflingen nach Verbüßung eines größeren Theils der Strafe („vorläufige Entlassung" des Reichsstrafgesetzbuches) zuerst 1862 von Sachsen eingeführt. Hand in Hand mit den Veränderungen des materiellen Strafrechts gingen die Bestrebungen auf Umgestaltung des Verfahrens zu Gunsten der freiheitlichen Grundsätze des französischen Anklageprozesses gegenüber dem aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden schriftlichen und geheimen Untersuchungsprozeß des gemeinen Rechts und den darauf beruhenden partikulären Prozeßordnungen. 1843 machte Württemberg den Anfang mit einer öffentlichen Schlußverhandlung in schweren Straffällen, Baden promulgirte 1845 eine — erst 1851 nach verschiedenen Abänderungen in Gesetzeskraft übergegangene — Strafprozeß-

wohlgemeintes Verlangen nicht durchdrang, lag auch nicht an Savigny's Widerspruch, sondern an den politischen Widerständen; und Ihering sagt mit Recht: „Man würde den Mächten, welche damals die Geschicke Deutschlands leiteten, zu viel Ehre erweisen, wollte man annehmen, Savigny habe irgend etwas dazu beigetragen, daß die Idee einer nationalen Gesetzgebung unausgeführt blieb; nach dieser Seite hin hätte es der Schrift gar nicht bedurft, und ein Gegner jener Idee würde in dem einen Wort Bundestag eine größere Beruhigung gefunden haben, als in allen aus der Tiefe der Wissenschaft heraufbeschworenen Gründen Savigny's. Diese letztere Bezeichnung darf man ihnen in der That geben, und eben dies sichert seiner Schrift trotz des vorübergehenden Anlasses ihre unvergängliche Bedeutung; sie ist das Programm der historischen Schule geworden . . . Unter dem Einfluß der Richtung, welche wir mit jenem Namen zu bezeichnen gewohnt sind, und welche, wenn auch schon durch Hugo in Göttingen vor Savigny angebahnt, doch durch letzteren erst zur Herrschaft gebracht ist, hat die Jurisprudenz im Lauf von fünfzig Jahren ein völlig verändertes Ansehen bekommen, einen Umschwung erfahren, wie er in der Geschichte der Wissenschaft sich kaum je in so kurzer Zeit vollzogen hat." 2) **Savigny**, Friedrich Karl von (geb. Frankfurt a. M. 1779, aus altem lothringischen Geschlecht, habilitirte sich 1800 in Marburg, wo er 1803 eine außerordentliche Professur erhielt, 1808 Professor in Landshut, seit 1810 an der neugegründeten Universität Berlin, der er bereits 1812 bis 13 als Rector magnificus vorstand, 1817 zum Mitglied des Staatsrathes ernannt, seit 1826 Mitglied der preußischen Gesetzrevisionskommission, 1842 bis 48 Minister der Gesetzrevision, starb 1861 in Berlin. „Als Savigny den Ministerposten erhielt, da meinten fast alle guten Köpfe an den Hochschulen wie an den Gerichten, eine glücklichere Wahl hätte der König nicht treffen können . . . Schon Stein hatte einst vorausgesagt, der würde einst ein würdiger Nachfolger des Großkanzlers Carmer werden. Nur die Radikalen, die ihm seine Kämpfe gegen das Vernunftrecht nicht verzeihen konnten, ergingen sich in wohlfeilen Spöttereien über den Mann, der einst unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen hätte und nun selbst das Ministerium der Gesetzesrevision übernähme; . . sie weissagten dem ‚christlich-germanischen Solon' ein schlimmes Ende. Und seltsam, diesen Parteifanatikern gab der Erfolg schließlich

ordnung mit beschränkter Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Staatsanwaltschaft, jedoch ohne Geschworenengericht; und in Preußen, wo die polnische Hochverrathsaffaire eine raschere Justiz, als sie im Wege der alten Criminalordnung zu erzielen war, wünschenswerth machte, wurde durch Gesetz vom 17. 7. 1846 für die „beim Kammergericht und beim Criminalgericht zu Berlin zu führenden Untersuchungen" Mündlichkeit und Oeffentlichkeit eingeführt, worauf am folgenden Tage auf Allerhöchste Ordre das Kammergericht als zuständig für den Polenprozeß bezeichnet wurde. Der lübecker Germanistentag von 1847, an dem sich hervorragende Fachmänner wie Wächter (siehe unten) und Beseler (siehe S. 536) betheiligten, trat der Ansicht des Historikers Dahlmann enthusiastisch bei, daß das Schwurgericht das gediegenste politische Bildungsmittel für das Volk sei, und allgemein galten in dieser Zeit Strafprozeßreform und Einführung von Geschworenengerichten für gleichbedeutend. In Preußen hatte von Savigny (siehe unten), als Minister „ein Fabius Cunctator im Reiche der Gesetzgebung", der

mehr Recht als den Einsichtigen und Unbefangenen . . . Savigny's Thätigkeit im Ministerrathe beraubte die Wissenschaft auf einige Jahre einer unvergleichlichen Kraft und förderte die Gesetzgebung wenig" [Treitschke, Deutsche Geschichte].), „Das Recht des Besitzes" 1803, „Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" 1814 (3. Aufl. 1840), „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" 6 Bde. 1815—31 (2. Aufl. 7 Bde. 1834—51), „System des heutigen römischen Rechts" 8 Bde. 1840—49 (Hauptwerk; unvollendet), „Das Obligationenrecht" 2 Bde. 1851—53. Hervorragendster deutscher Jurist des Jahrhunderts, ein Mann zu dessen Füßen Jakob Grimm als bewundernder Zuhörer saß. Ueber das Erstlingswerk urtheilt Jhering: „Ein jugendlich-muthiges Abschütteln des ganzen bisherigen Ballastes von traditionellen Eintheilungen, Definitionen, Regeln, Kunstausdrücken, verbunden mit einem Muth, einer Schärfe und Feinheit in der Kritik seiner Vorgänger, wie sich bis dahin, etwa Hugo ausgenommen, Keiner deren rühmen konnte; eine durchaus selbständige, vorurtheilsfreie Benutzung der Quellen, vor allem aber die Fähigkeit, dem Gedankengang der römischen Juristen bis in seine verschlungensten Wege zu folgen und aus einzelnen Punkten und Andeutungen die ursprünglichen Linien und Grundideen der Lehre wieder aufzufinden, das Nachdenken des römischen Denkens, das Reconstruiren des römischen Construirens, kurz eine Wiederbelebung des Geistes der römischen Jurisprudenz und damit Erschließung des innersten Verständnisses ihrer Werke, und alles dies in einer Sprache, die selbst ein Nichtjurist hätte schreiben dürfen, um anziehend gefunden zu werden — das sind die einzelnen Züge zur Signatur jenes Werkes." Von der entscheidenden Bedeutung der Streitschrift gegen Thibaut war bereits die Rede. — Geschichtliche Ansicht des Rechtes: „Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat sich durch ganz Europa ein völlig unerleuchteter Bildungstrieb geregt. Sinn und Gefühl für die Größe und Eigenthümlichkeit anderer Zeiten, so wie für die naturgemäße Entwickelung der Völker und Verfassungen, also alles, was die Geschichte heilsam und fruchtbar machen muß, war verloren: an die Stelle getreten war eine grenzenlose Erwartung von der gegenwärtigen Zeit, die man keineswegs zu etwas geringerem berufen glaubte, als zur wirklichen Darstellung einer absoluten Vollkommenheit." Hieraus und aus der irrigen Meinung, „daß es ein praktisches Naturrecht oder

Maxime Friedrich Wilhelm's IV.: „Es ist der Weisheit der Regirung entsprechend, den Nothbedürfnissen, welche der sittliche Standpunkt der Meinung der Mehrzahl hervorruft, zuvorzukommen. Warum? Damit das, was jetzt noch zuvorkommen ist, nicht als Conzession abgedrängt werde“ wenig zu entsprechen gewußt und erst nach den unfreiwilligen Verheißungen der Märztage trat die „Verordnung über die Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens mit Geschwornen“ am 1. 4 .1849 ins Leben, die die linksrheinischen Einrichtungen (Census für die Bildung der Geschworenenliste!) auf die ganze Monarchie ausdehnte. Gleichzeitig oder nicht lange darauf vollzog sich der Umschwung in den meisten anderen deutschen Ländern. Uebrigens stand die Einrichtung der Schwurgerichte von Anfang an und noch mehr ihre Fortentwickelung bis auf die neuste Zeit unter dem Gegendruck von Verhältnissen, wie sie schon Börne treffend verspottet hatte, als er schrieb: „Hofrath v. Lieberchen sollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geschwornengerichte und die öffentlichen Ver-

Vernunftrecht gebe, eine ideale Gesetzgebung für alle Zeiten und alle Fälle gültig, die wir nur zu entdecken brauchten, um das positive Recht für immer zu vollenden“, seien jene Kodifikationen entstanden, die mit der geschichtlichen Kontinuität der Rechtsentwickelung brachen. Das Recht eines Volkes sei aber, wie seine Sprache, etwas historisch Gewordenes und Organisches, „erst durch Sitte und Volksglaube, dann durch Jurisprudenz erzeugt, überall also durch innere, stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers“. Daher die Nothwendigkeit der historischen Ergründung des Stoffes! „Dasjenige, wodurch das gemeine Recht und die Landesrechte als Rechtsquellen wahrhaft brauchbar und tadellos werden sollen, ist die strenge historische Methode der Rechtswissenschaft. Der Charakter derselben besteht nicht in ausschließender Anpreisung des römischen Rechts: auch nicht darin, daß sie die unbedingte Beibehaltung irgend eines gegebenen Stoffes verlangte, was sie vielmehr gerade verhüten will. Ihr Bestreben geht vielmehr dahin, jeden gegebenen Stoff bis zu seiner Wurzel zu verfolgen, und so ein organisches Prinzip zu entdecken, wodurch sich von selbst das, was noch Leben hat, von demjenigen absondern muß, was schon abgestorben ist, und nur noch der Geschichte angehört.“ Es handle sich darum, „daß der lebendige Zusammenhang erkannt werde, welcher die Gegenwart an die Vergangenheit knüpft, und ohne dessen Kenntniß wir von dem Rechtszustand der Gegenwart nur die äußere Erscheinung wahrnehmen, nicht das innere Wesen begreifen.“ — Das römische Recht als Bildungsmittel: „Manche finden in der Anmuthung, das römische Recht fortwährend als Bildungsmittel für unsren Rechtszustand zu benutzen eine verletzende Zurücksetzung unsrer Zeit und unsrer Nation. Sie fassen die Sache so auf, als könnten wir auf diesem Wege, im günstigsten Falle, doch nur eine unvollkommene Nachahmung oder Wiederholung des von den Römern hervorgebrachten Rechtszustandes darstellen, es sei aber würdiger, durch unabhängiges Streben etwas Neues und Eigenthümliches zu schaffen. Diesem an sich löblichen Selbstgefühl liegt aber folgendes Mißverständniß zum Grunde. Bei dem großen und mannichfaltigen Rechtsstoff, den uns die Jahrhunderte zugeführt haben, ist unsre Aufgabe ohne Vergleich schwieriger, als es die der Römer war, unser Ziel steht also höher, und wenn es uns gelingt dieses Ziel zu erreichen, so werden wir nicht etwa die Trefflichkeit der römischen Juristen in [illegible]

handlungen dem Volke nützlicher wären als der Regirung, also schädlich überhaupt wären." Die Mitwirkung von Laien auch in anderer Form als in der des Schwurgerichts — Schöffen — wurde zuerst von Hannover 1852 versucht und fand in Oldenburg 1857, Bremen und Kurhessen 1863, Baden 1864, Sachsen 1868 Nachahmung. Der Rechtszustand im materiellen Strafrecht war am Ende der sechziger Jahre der folgende: die beiden Mecklenburg, Lauenburg, Schaumburg-Lippe und Bremen besaßen überhaupt kein Strafgesetzbuch; dort galt die Carolina, das gemeine deutsche Strafrecht und einzelne partikuläre Strafgesetze. Abgesehen von diesen Gebieten bestanden im Norddeutschen Bunde sieben Strafgesetzbücher, in Süddeutschland vier. Im Strafprozeßrecht galt um die Mitte der siebenziger Jahre für die beide Mecklenburg und die beiden Lippe (zum Theil modifizirt) der gemeine deutsche Kriminalprozeß; linksrheinisch der Code d'instruction criminelle von 1808, im übrigen Preußen galten Verordnungen von 1849 und 1852, und, soweit dadurch nicht ab-

Nachahmung wiederholt, sondern weit Größeres als sie geleistet haben. Wenn wir gelernt haben werden, den gegebenen Rechtsstoff mit derselben Freiheit und Herrschaft zu behandeln, die wir an den Römern bewundern, dann können wir sie als Vorbilder entbehren, und der Geschichte zur dankbaren Erinnerung übergeben. Bis dahin aber wollen wir uns eben so wenig durch falschen Stolz, als durch Bequemlichkeit, abhalten lassen ein Bildungsmittel zu benutzen, welches wir durch eigene Kraft zu ersetzen schwerlich vermögen würden. Es wird also hierin ein Verhältniß unsrer Zeit zum Alterthum behauptet, wie wir es in ähnlicher Weise auch in anderen geistigen Gebieten wahrnehmen." . . . „Ohnehin ist jenes ursprünglich fremde Element seit Jahrhunderten ein Bestandtheil des einheimischen Rechtslebens geworden und wirkt hier, größtentheils unverstanden oder halbverstanden, oft verderblich, anstatt daß es, in richtigem Verständniß, nur eine Bereicherung des eigenen Rechtslebens schaffen kann."
3) **Eichhorn,** Karl Friedrich (geb. Jena 1781, habilitirte sich 1803 in Göttingen, 1805 Professor in Frankfurt a. O., 1811 in Berlin, Landwehrrittmeister in den Schlachten der Befreiungskriege, 1817 bis 29 Professor in Göttingen, trat 1832 wiederum in Berlin ein, 1834 bis 38 am Obertribunal, 1838 bis 47 Mitglied des Staatsrathes, dann Mitglied der Gesetzgebungskommission, starb 1854), „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" 1808—23 (vier Theile; 5. Aufl. 1842—44), „Einleitung in das deutsche Privatrecht" 1823 (5. Aufl. 1845). Franken, Rede zum Gedächtniß K. F. Eichhorn's 1881: „Vor dreiundsiebenzig Jahren — Savigny's Buch über den Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, das reflektirte Programm der historischen Schule, war noch nicht geschrieben, nicht einmal angeregt — vor dreiundsiebenzig Jahren erschien der erste Band von Eichhorn's deutscher Staats- und Rechtsgeschichte, ein Buch, das den ganzen Anstoß der germanistischen Rechtsforschung enthielt, und das sogleich eine vom energischsten Bestreben nach der Pflege des vaterländischen Rechts erfüllte Schule ins Leben rief . . . Die national-wissenschaftliche That Eichhorn's ist die: intuitive Anwendung der historischen Methode auf das deutsche Recht und damit Schaffung seiner Wissenschaft als einer solchen, die allein sie sein konnte, als einer historischen; — und seine patriotische That ist die: daß er, als ob es sich so von selbst verstände, seinerseits de origine juris Germanici schrieb in

geändert, die Criminalordnung von 1805 (in den 1866 mit der Monarchie vereinigten Landestheilen die — im Wesentlichen eine Modifikation dieser Bestimmungen enthaltende — Verordnung von 1867, auf Lauenburg ausgedehnt 1869); in den rechtsrheinischen Landestheilen Bayerns Gesetze von 1848 und 1861; im Uebrigen zehn verschiedene Strafprozeßordnungen, theils aus den fünfziger Jahren, theils spätere (davon einige bereits an Stelle von Gesetzen, die seit Anfang der vierziger Jahre emanirt waren; sämmtlich außer der lübeckischen Strafprozeßordnung von 1862 mit Schwurgericht).

Noch buntscheckiger war, wie des Näheren aus der am Schluß beigefügten Anlage ersichtlich ist, der Zustand des bürgerlichen Rechts. Im Jahre 1843 schreibt Beseler (Volksrecht und Juristenrecht): „Fast jeder deutsche Staat, auch der kleinste, hat eine Gesetzsammlung aufzuweisen, vor deren Umfang die wenigen organischen Gesetze großer und mächtiger Reiche beschämt zurückstehen müssen; aber diese Masse liegt meistens als ein toter, unorganischer Klumpen da, bei aller Weitläuftigkeit und allem Detail unvollendet und fragmentarisch, ohne bestimmt ausgeprägte Prinzipien und innere Einheit, oft selbst im Einzelnen ohne die sichere Beglaubigung der gesetzlichen Sanktion.“ Und Arnold giebt in Schletter's Jahrbüchern der deutschen Rechts-

dem Augenblick, wo der Beschluß der Gewalthaber lautete: finis Germaniae. Und er erstrebte dies und vollendete es nicht durch bloße kritische Versuche — solche waren, wenn auch vereinzelt, am Ende schon dagewesen —, sondern durch eine positive Leistung, indem er die deutsche Rechtsgeschichte, als Nachweis des Zusammenhangs zwischen öffentlichem und Privatrecht, als Nachweis des einheitlichen Ausgangspunktes hinter der partikulären Divergenz, fertig vor Augen stellte, ein Werk aus einem Guß, dem als Ganzen bisher kein Nebenbuhler erstanden ist . . . Er ruft mit richtigem Blick die Mitarbeiter aller Art auf: er fordert kritische Neuherausgabe aller germanischen Quellen, Sammlung der Urkunden, monographische Forschung, Detailuntersuchung der Stadtrechte und ihrer Zusammenhänge, Herbeiziehung der fremden romano-germanischen Rechte zum Vergleich usw. — kurz, er inaugurirt die ganze Summe der Thätigkeiten, die sich inzwischen mit reichem Erfolg an die sorgfältigere und zum Theil allerdings auch tiefer eindringende Bestellung des Ackers gemacht haben, den er zuerst und entscheidend durchfurchte.“ Savigny begründete zusammen mit Eichhorn und Göschen als Organ der Schule 1815 die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ (15 Bde. 1815—1850). — Den Anhängern der historischen Schule gegenüber vereinzelt 1839 J. F. **Kierulff**, Theorie des gemeinen Civilrechts: „Es handelt sich darum, daß wir für uns, wie wir einmal sind, durch uns, d. h. mit den Kräften, welche im Staat eben zu diesem Beruf bestimmt sind, bewußt und männlich die Organisation des Rechtszustandes unternehmen. Aber man bewerkstelligt dies nicht dadurch, daß man im Stadium des Lernens verharrend anderswoher die Reife zur That erwartet, übrigens aber der stillwirkenden Zeit das Beste überläßt, und auf einen bewußtlos von selbst sich ergebenden Fortschritt hofft. Wir halten dafür, daß das Zeitalter zum selbständigen Schaffen hinlänglich gereift ist, daß eine allseitige Thätigkeit für das gemeinsame Ziel schon wirklich lebendige Rechtsentwicklung ist, daß nach der Bildungsstufe unserer Zeit dies nur durch Bewußtsein geschehen kann, und daß eben die durch das Bewußtsei-

wissenschaft 1855 ein groteskes Beispiel, bis zu welcher Zersplitterung und Verwirrung es stellenweis gekommen war: „Es kann in Bayern geschehen, daß, wenn in drei verschiedenen Lokalitäten desselben Hauses Betten stehen, in welchen Kranke liegen und Testamente errichten, drei verschiedene Testamentsformen beobachtet werden müssen und eine Verwechselung dieser Formen die Nichtigkeit der drei Testamente zur Folge hat." Zwar fehlte es nicht an partikulären Kodifikationsversuchen: Preußen begann 1817 mit einer unter mancherlei Stockungen bis 1848 fortgesetzten Revision seiner gesammten Gesetzgebung, die auf den verschiedenen Rechtsgebieten werthvolle und späterhin nutzbar gemachte Vorarbeiten lieferte; Bayern ließ 1808 durch Feuerbach den Code Napoléon zum Entwurf eines bürgerlichen Gesetz-

hindurchgehende Rechtsentwicklung geistiger Organismus ist. Besonnen müssen die Aufgaben gestellt, die Mittel erwogen, die Ausführung versucht werden. Hier sind viele fehlgeschlagene Versuche nicht bloß möglich, sondern auch nothwendig, denn erst der Widerstreit der Kräfte, die Mannichfaltigkeit der Produktionen wird dem deutschen Geist die eigenthümliche Virtuosität verschaffen, zu welcher er im Gebiete des Rechts berufen ist."

Wissenschaftlicher Anschluß des preußischen an das gemeine Civilrecht: Bornemann, Koch. — Späte Entwickelung einer Theorie des neu kodifizirten Rechtes. Paragraph 6 der Einleitung zum Allgem. Landrecht: „Auf Meinungen der Rechtslehrer . . . soll bei künftigen Entscheidungen keine Rücksicht genommen werden"; Publikationspatent vom 5. 2. 1794: kein Collegium, Gericht oder Justizbedienter solle sich unterfangen, das neue Landrecht nach den aufgehobenen Rechten zu erklären oder „von klaren und deutlichen Vorschriften der Gesetze, auf den Grund eines vermeinten philosophischen Raisonnements, oder unter dem Vorwande einer aus dem Zwecke und der Absicht des Gesetzes abzuleitenden Auslegung" im geringsten eigenmächtig abzuweichen. (Noch entschiedener hatte Friedrich der Große gegen die wissenschaftliche Behandlung des Rechts Stellung genommen; im Projekt des Corp. jur. Fridericiani [1749] hieß es: „und damit die privati insonderheit aber die professores keine Gelegenheit haben mögen, dieses Landrecht durch eine eigenmächtige Interpretation zu corrumpiren, so haben S. K. M. bei schwerer Strafe verboten, einen Commentarium über das ganze Landrecht oder einen Theil desselben zu schreiben.") Nachtheilig wirkte auch, daß die Veröffentlichung der werthvollen legislatorischen Vorarbeiten unterblieb; 1811 erschien der erste „Bericht über die scientifische Redaktion der Materialien der preußischen Gesetzgebung" und erst in den dreißiger Jahren wurden größere Theile dieser Materialien allgemein bekannt. „Was von sogenannter Literatur aus dieser ersten Periode stammt, ist, mit ganz wenigen Ausnahmen, nahezu völlig werthlos. Die ersten, zwar mit dem Maßstab der gleichzeitigen civilistischen Literatur gemessen noch recht schwachen, aber selbständig durchdachten Schriften sind die gleichzeitig erschienenen ‚Rechtsgeschäfte' von Bornemann und C. F. Koch's ‚Lehre vom Besitz'. Beide aber, vornehmlich die letzte, knüpfen — entgegen den Anschauungen der Redaktoren des Allgemeinen Landrechts — wieder an das gemeine Recht an, beide sind aus der Schule Savigny's hervorgegangen, der zuerst im Winter 1819—20 seine bahnbrechenden Vorlesungen über das Preußische Privatrecht gehalten hat" (Goldschmidt). 1) **Bornemann**, Friedrich Wilhelm Ludwig (geb.

buches für Bayern umarbeiten (Brief Feuerbach's an seinen Vater vom 10. März 1808: „Meine Hausarbeit ist ein ganzes bürgerliches Gesetzbuch, welches in drei Monaten durch meine Hände fix und fertig gegangen sein muß.“ Man glaubte damals in den Rheinbundstaaten, daß der Code Napoléon bestimmt sei, in Kürze das Gesetzbuch für ganz Europa zu werden!), in der württembergischen Kammer wurde 1840 der Entwurf eines Handelsgesetzbuches, in Nassau 1842 eine Handels- und Wechselordnung, in Hessen-Darmstadt 1846 ein bürgerliches Gesetzbuch vorgelegt, alles das blieb jedoch in bloßen Anläufen stecken. Die Ingerenz des Deutschen Bundes auf die Rechtsverhältnisse in Deutschland war nach der Bundesakte von 1815 äußerst gering, eine verbindliche Gesetzgebungsgewalt war ihm überhaupt nicht gegeben: Artt. 12 und 18 trafen Bestimmungen über gemeinschaftliche Oberappellationsgerichte, zu denen sich die kleinen Staaten vereinigen sollten, Aufrechterhaltung der Aktenversendung (Einholung der Prozeßentscheidung durch ein Spruchkollegium, namentlich der Fakul-

Berlin 1798, seit 1843 Staatssekretär, Dirigent im Justizministerium, im Jahre 1848 für kurze Zeit Justizminister, dann zweiter Präsident des preußischen Obertribunals, starb 1864), „Von Rechtsgeschäften und Verträgen“ 1825, „Systematische Darstellung des preußischen Civilrechts“ 1855. 2) **Koch**, Christian Friedrich (geb. Mohrin in der Neumark 1798, Sohn eines Topfstrickers und Tagelöhners, arbeitete als Gerichtsassessor, später als Rath an verschiedenen Gerichten sowohl in landrechtlichen wie französischrechtlichen Gebieten, Hülfsarbeiter am Obertribunal, schied 1854 als Kreisgerichtsdirektor aus dem Justizdienst und starb 1872 in Neiße), „Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre vom Besitze nach preußischem Recht“ 1825, „Das Recht der Forderungen“ 1836—40 (2. Aufl. 1858—59), „Lehrbuch des preußischen gemeinen Privatrechts“ 2 Bde. 1845 (3. Aufl. 57), „Der preußische Civilprozeß“ 1847, „Entwurf einer Civilprozeßordnung“ 1848, Kommentar zum Allgemeinen Landrecht 1852—56 (7. Aufl. 1878—79). „Koch hat durch seine zahlreichen Schriften das wesentlichste Verdienst um die bessere Wendung unserer vaterländischen Rechtswissenschaft und darf in Wahrheit der eigentliche Begründer derselben genannt werden“ (Förster, Preußisches Privatrecht).

Romanisten und Germanisten. Romanisten: von Bethmann-Hollweg, Puchta, von Keller, von Vangerow; Germanisten: Jakob Grimm, Homeyer, Beseler, Gierke. (Bluntschli, Die neueren Rechtsschulen der deutschen Juristen 1839: „Es hat die historische Schule auf dem Gebiete des römischen bürgerlichen Rechtes so entschiedene Erfolge erkämpft, daß es hier gegenwärtig keine historische Schule mehr giebt . . . Sobald einmal, was eine wissenschaftliche Schule zu einer solchen gestempelt hat, Gemeingut geworden ist der ganzen Wissenschaft, so hört sie auch auf, als Schule zu gelten. Und das ist nun hier allerdings geschehen . . . Es giebt keinen wahren Gegensatz mehr zwischen einer historischen und einer unhistorischen Schule, und man thäte besser, im bürgerlichen Rechte nicht mehr von solchen Schulen zu reden . . . Einen Kampf aber wird und muß es geben zwischen der deutschen und der römischen Richtung in unserer Wissenschaft. Es wäre thöricht, zu meinen, daß die Juristen, welche vorzugsweise das römische Recht betrieben und lieb gewonnen haben, so bald dem auch oft unverdauten und ungestümen Begehren der Verehrer de[illegible]

täten) ebenfalls für die kleinen Staaten und stellten gleichförmige Verfügungen „über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen Nachdruck“ in Aussicht. Die Aktenversendung wurde durch Bundesbeschlüsse von 1834 und 1835 auf Civilstreitigkeiten beschränkt, dagegen in Kriminal- und Polizeisachen beseitigt; die Karlsbader Beschlüsse von 1819 ordneten, statt der Preßfreiheit, die allgemeine Präventivcensur für periodische Veröffentlichungen und alle Schriften von nicht über zwanzig Druckbogen Umfang an und im Uebrigen bethätigte sich der Bund nur durch einige unzulängliche, noch dazu als Landesgesetze ungleichmäßig ausgeführte Beschlüsse: 1837 über literarische Erzeugnisse und Werke der Kunst, 1840 über öffentliche Aufführung dramatischer oder musikalischer Werke und 1845 über die Schutzfrist von dreißig Jahren nach dem Tode. Dagegen scheiterten die von 1854 bis 1864 unternommenen Versuche einer vollständigen Kodifikation des Urheberrechtes. Sonst kommt von bundestäglicher Initiative nur noch der

deutschen Rechtes nachgeben werden; ja es ist vorauszusehen und liegt theilweise schon vor, daß viele unter ihnen abgeneigt sind und sein werden, auch nur die wahren und zeitgemäßen Bestrebungen der letztern anzuerkennen. Sie werden vielmehr mit Mißtrauen auf die Erweiterung des deutschen gemeinen Rechtes hinsehen und die ausschließliche Herrschaft des römischen Rechtes Schritt für Schritt vertheidigen . . . Das deutsche Recht bedarf — nachdem es drei Jahrhunderte lang verschmäht und unterdrückt gewesen — wieder einer warmen Fürsprache und eifriger Vertreter. Noch immer ringt es um Anerkennung im eigenen Vaterlande, dem es entsprossen ist, dessen Sprache es redet, dessen Geist in ihm webt, dem es seine Liebe weiht, das aber das eigene Kind stiefmütterlich zurücksetzt . . . Das römische Recht wird seinen doppelten Werth auch für die Zukunft beibehalten, fürs erste als ein wesentliches Element des modernen Rechtsstoffes, daneben als ein ausgezeichnetes wissenschaftliches Bildungsmittel für die Juristen. Aber die Anforderung darf man an die Lehrer des römischen Rechtes stellen, daß, wenn sie römisches Recht behandeln, sie auch der Schranken seiner Herrschaft bewußter werden, und insbesondere die Ergänzungen, welche dasselbe in einem fortschreitenden, lebendigen, einheimischen Rechtselemente findet, mehr als bisher anerkennen.“ — Germanistenversammlung 1846 Frankfurt a. M., Präsident Jakob Grimm [siehe S. 522], Vicepräsident Mittermaier [siehe S. 534]: „Die Zeit war erregt, und um ein Haar hätte man sich als Tribunal über die dänische Frage konstituirt. Zur Sache zurückgekehrt, citirte man laut den Geist des nationalen Rechtes, und es ging nicht ohne derbe Angriffe auf die Romanisten ab. Ganz im Stile des Audienzsaals wird — dem Grundsatze des beiderseitigen Gehörs Rechnung zu tragen — die förmliche Einladung, um nicht zu sagen Vorladung der Romanisten zur nächsten Versammlung beantragt; aber Mittermaier, für Kontumazirung stimmend, meint vom Platze aus: ‚Schuld der Romanisten ist es, [illegible] sie nicht gekommen; der Jammer ist eben, daß sie keine deutschen Juristen sein [illegible]llen!‘“ [Franken].) 1) **von Bethmann-Hollweg,** Moritz August von (geb. Fra[illegible] a. M. 1795, habilitirte sich 1819 in Berlin, wurde 1820 das. Professor, 1829 [illegible] 42 Professor in Bonn, 1849 bis 52 Mitglied der Ersten, 1852 bis 55 der [illegible]ten [illegible] [illegible], 1858 bis 62 preußischer Kultusminister, starb 1877 [illegible] bei Andernach),

Beschluß von 1854 in Betracht, der das Vereinsrecht aus politischen Gründen beschränkte (unter anderem verpflichteten sich die Bundesregirungen, „Arbeitervereine und Verbrüderungen, welche politische, sozialistische oder kommunistische Zwecke verfolgen", nicht zu dulden). Vergeblich waren die Bemühungen des Frankfurter Parlaments, das im Jahre 1848 durch eine Kommission den Entwurf eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland in Angriff nehmen ließ. Die Reichsverfassung von 1849 injungirte der Reichsgewalt, „durch Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechtseinheit im deutschen Volke zu begründen", aber bekanntlich wurde diese Verfassung niemals sanktionirt; und der begonnene Entwurf des Reichshandelsgesetzes wurde nicht einmal vollendet. — Die erste erfolgreiche Annäherung an die deutsche Rechtseinheit war weder den legislatorischen Verbesserungsplänen der Regirungen noch den politischen Einheitsbestrebungen der Demokraten beschieden, sondern dem

„Grundriß zu Vorlesungen über den gemeinen und preußischen Civilprozeß" 1821, „Der Civilprozeß des gemeinen Rechts in geschichtlicher Entwickelung" 6 Bde. 1864—74, „Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft als Aufgabe unserer Zeit" 1876. (Neben Bethmann sind die bedeutendsten Schriftsteller im Gebiete des gemeinen Civilprozesses Briegleb, Wetzel, G. W [System des ordentlichen Civilprozesses 1854, 3. Aufl. 1878] und der weiter unten zu nennende Planck.) 2) **Puchta**, Georg Friedrich (geb. Kadolzburg in Franken 1798, habilitirte sich 1820 in Erlangen, seit 1823 Professor, 1828 bis 35 Professor in München, dann bis 37 in Marburg, bis 42 in Leipzig, 1842 auf Savigny's Lehrstuhl nach Berlin berufen, 44 zum Obertribunalsrath, 45 zum Mitglied des Staatsrathes und der Gesetzgebungskommission berufen, starb 1846), „Das Gewohnheitsrecht" 1828—37, „Lehrbuch der Pandekten" 1838 (12. Aufl. 1877), „Kursus der Institutionen" 1841—42 (9. Aufl. 1881). Gilt anerkanntermaßen als der bedeutendste Anhänger Savigny's in der Wissenschaft des römischen Rechts. „Mit ihm ist der durch Savigny begründete Fortschritt Gemeingut und sicheres Besitzthum der deutschen Jurisprudenz geworden" (Jhering). 3) **Keller**, Friedrich Ludwig von (geb. Zürich 1799, seit 1826 Professor daselbst, 1831 bis 43 Präsident des zürcherischen Obergerichts und Chef des schweizerischen Justizstabes, 1843 bis 47 Professor in Halle, seit 1847 Nachfolger Puchta's in Berlin, wo er 1860 starb; Goldschmidt nennt ihn „unter allen Romanisten des Jahrhunderts die den klassischen römischen Rechtsgelehrten kongenialste Natur"), „Ueber Litiskontestation und Urtheil" 1827, „Der römische Civilprozeß und die Aktionen" 1852 (5. Aufl. 1872), „Institutionen" 1861, „Pandekten" 1861. 4) **Vangerow**, Karl Adolf von (geb. Schiffelbach bei Marburg 1808, habilitirte sich 1830 in Marburg, von 1833 bis 40 Professor in Marburg, seitdem Nachfolger Thibaut's in Heidelberg, wo er 1870 starb), „Lehrbuch der Pandekten" 3 Bde. 1838 (7. Aufl. 1863; Titel d. ersten Aufl.: Leitfaden f. Pandektenvorlesungen). 5) **Grimm**, Jakob Ludwig Karl (geb. Hanau 1785, gestorben Berlin 1863; der Begründer der deutschen Sprachforschung und Alterthumswissenschaft). Hier zu nennen wegen seiner „Deutschen Rechtsalterthümer" 1828 (3. Aufl. 1881) und „Weisthümer" 1840—63 (4 Bde.; nach seinem Tode fernere 2 Bde. 1867—70) und wegen der von ihm nach seiner Berufung in die

nächstliegenden wirthschaftlichen Bedürfniß zu danken. Je mehr sich Handel und Verkehr über die Grenzen der einzelnen Bundesstaaten hinweg ausbreiteten und verzweigten, desto unleidlicher mußte sich gerade hier der chaotische Charakter der deutschen Rechtszustände fühlbar machen (Geib [siehe S. 536], Die Reform des deutschen Rechtslebens 1848: „Der Handel hat seinem innersten Wesen zufolge einen kosmopolitischen Charakter; dieser Kosmopolitismus desselben bildet aber einen so schroffen Gegensatz zu dem Geist aller Partikulargesetzgebungen, daß, so lange wir gerade hier noch von dergleichen beherrscht werden, an das Gedeihen und an die wahrhaft großartige Entwicklung unseres Verkehrs weder im Innern noch nach außen auch nur gedacht werden kann."); und so wurde denn bereits auf der ersten Generalkonferenz der Zollvereinsstaaten zu München (1836) die Frage einer „möglichst gleichförmigen" Handelsgesetzgebung im Gebiete des Zollvereins zur Erwägung gestellt. Zehn Jahre später beschloß die achte Zollvereinskonferenz in Berlin auf Antrag des

Akademie der Wissenschaften seit 1841 an der berliner Universität gehaltenen Vorlesungen über Alterthümer des deutschen Rechtes. Grimm hat „über das von Eichhorn beherrschte Quellengebiet weit hinausgreifend insbesondere die nordgermanischen Rechtsdenkmäler und die vor ihm kaum gekannten deutschen Dorfrechte herangezogen und zugleich den Unterbau einer vergleichenden Alterthumskunde des Rechtes geschaffen" (Brunner). 6) **Homeyer,** Karl Gustav (geb. Wolgast 1795, habilitirte sich 1821 in Berlin, seit 1822 Professor das., 1845 bis 66 Mitglied des Obertribunals, seit 1854 das Staatsrathes und [als Kronsyndikus] des Herrenhauses, starb 1874), „Des Sachsenspiegels erster Theil oder das Sächsische Landrecht" 1827 (3. Aufl. 1861), „Verzeichniß deutscher Rechtsbücher" 1836, „Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften" 1856, „Die Haus- und Hofmarken" 1871—72. 7) **Beseler,** Karl Georg Christoph (geb. Rödemis bei Husum 1809, habilitirte sich 1835 in Heidelberg, 1837 bis 42 Professor in Rostock, 1842 bis 59 in Greifswald, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, 1849 und 60 des preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1875 des Herrenhauses, 1874 bis 81 des Reichstages, seit 1859 Professor in Berlin, wo er 1888 starb), „Lehre von den Erbverträgen 1835—40, „Volksrecht und Juristenrecht" 1843, „System des gemeinen deutschen Privatrechts 3 Bde. 1847—55 (3. Aufl. 1873). Eifrig für deutsch volksthümliches gegen römisch gelehrtes Recht wirkend: „Die unbedingte Herrschaft eines besonderen Juristenstandes über das gesammte Rechtswesen wird unter keinen Umständen als etwas Heilsames und dem höheren Staatsprinzip Entsprechendes aufgefaßt werden dürfen . . . Daher erklärt es sich auch, daß in Deutschland, seitdem es wieder zu einem regeren politischen Leben erwacht ist, die fast ausschließliche Herrschaft der Juristen über das Recht schwer gefühlt wird, und daß eine Reaktion dagegen im Volke sich zu regen beginnt . . . Es kann nicht verkannt werden, daß die deutsche Jurisprudenz in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat, und daß sie, wenn sie auch nicht beliebig vom positiven Rechte abgehen darf, doch gegenwärtig schon über ganz andere Mittel zu gebieten hat, wie früher, um segensreich auf die Rechtsbildung einwirken zu können. Man hat angefangen, das wüste durch einander geworfene Material zu sichten und zu sondern; das römische Recht ist in seinem eigensten Wesen ergründet worden, und zugleich ist der freilich

württembergischen Abgeordneten, den von Preußen 1845 aufgestellten Entwurf eines neuen Wechselrechts zum Ausgangspunkt weiterer Berathungen zu nehmen, und im Jahre 1847 wurde die „Allgemeine deutsche Wechselordnung“ vereinbart, die alsdann im Laufe der Jahre 1848 bis 1862 im ganzen Gebiete des damaligen Deutschen Bundes (außer in Luxemburg und Limburg) als Landesgesetz publizirt wurde. Wiederum im Zollverein wurde 1854 die Herstellung eines gemeinsamen Handelsgesetzbuches angeregt und im Jahre 1856 berief die Deutsche Bundesversammlung eine Kommission, die, von 1857 bis 1861 tagend (Nürnberger und Hamburger Konferenzen, letztere zur Ausarbeitung des Seerechts) in 588 Sitzungen den „Entwurf eines Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches“ zum Abschluß brachte. Die höchste Zahl der Konferenzmitglieder betrug 27, darunter 8 Kaufleute, von Theoretikern die Professoren Thöl, von Gerber und von Hahn; den Berathungen zu Grunde gelegt wurde ein von der preußischen Regirung zwischen 1850 und 1856 vorbereiteter umfang-

stets befolgte, aber oft verkannte Grundsatz dem wissenschaftlichen Bewußtsein näher getreten, daß nicht der Buchstabe der Justinianischen Compilation, sondern der darin ausgesprochene Geist der Institute in seiner modernen Durchbildung für recipirt zu halten ist. Auch das nationale Element unseres Rechtes hat erst spät eine würdige und umfassende Bearbeitung gefunden, welche sich, den Spuren der Geschichte eifrig nachgehend, mit immer größerer Energie dem gegenwärtig noch im Volke lebenden Rechte zuwenden wird . . . So ist das wissenschaftliche Vermögen vorhanden, welches zu großen Resultaten führen kann; es kommt nun Alles darauf an, in welches Verhältniß es zum Volksleben tritt, und ob die Juristen es über sich gewinnen werden, ihre isolirte Stellung aufzugeben, und sich wieder im offenen, ehrlichen Bündniß mit der Nation zu vereinen, damit Volksrecht und Juristenrecht sich ausgleiche, und die Schuld früherer Zeiten in dem gemeinsamen Ziele des höheren Strebens gesühnt werde. Um dies zu erreichen, genügt aber nicht die Erhebung der Jurisprudenz zur freiesten wissenschaftlichen Bewegung; auch in der Rechtsanwendung, in der Praxis des täglichen Lebens muß sich derselbe Sinn bewähren, welcher auch jetzt noch im Volke den ursprünglichen Träger alles Rechtes nicht verkennt, und wie der Jurist schon in den Ständeversammlungen neben den anderen Geschäftsmännern sitzend, die Gesetze einer gemeinschaftlichen Berathung und Beschlußnahme unterzieht, so muß er auch bereit sein, die Stimme des schlichten Rechtsgefühls und der Erfahrung in den Gerichten gelten zu lassen, und nicht bloß sein angeschultes Wissen, sondern auch die in den Lebensverhältnissen ruhende Norm zur Anwendung zu bringen“ (Volksrecht und Juristenrecht). 8) **Gierke,** Otto Friedrich (geb. Stettin 1841, habilitirte sich 1867 in Berlin, 71 Professor daselbst, 72 in Breslau, 84 Heidelberg, seit 87 wiederum in Berlin) „Das deutsche Genossenschaftsrecht“ 3 Bde. 1868—81, „Der Humor im deutschen Recht“ 1871, „Die Genossenschaftstheorie und die deutsche Rechtsprechung“ 1887, „Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und das deutsche Recht“ 1889, „Handbuch des deutschen Privatrechts“ 1895, „Das bürgerliche Gesetzbuch und der deutsche Reichstag“ 1896. Die beiden auf das werdende bürgerliche Gesetzbuch bezüglichen Streitschriften vertraten, zum Theil erfolgreich, den deutschthümlichen Standpunkt: „Ich bin in den Kampf eingetreten, weil mir ein hohes Gut unseres Rech-

reicher Entwurf (dessen Redaktor, der Geh. Oberjustizrath Bischoff, auch Mitglied der Konferenz bis zu seinem Tode [1857] war), ein kürzerer österreichischer Entwurf daneben aber fortlaufend berücksichtigt. Am 31. 5. 1861 genehmigte die Mehrheit der Bundesversammlung den Antrag des handelspolitischen Ausschusses, „nunmehr an die sämmtlichen höchsten und hohen Bundesregirungen die Einladung zu richten, dem Entwurf baldmöglichst und unverändert in ihren Landen Gesetzeskraft zu verschaffen"; nur Hannover, Mecklenburg, Hamburg und Bremen verlangten zu dem Worte „unverändert" den Zusatz „thunlichst". Die allgemeine Stimmung der betheiligten Kreise, die auf dem ersten Deutschen Handelstag in Heidelberg um dieselbe Zeit zum Ausdruck kam, war aber gleichfalls für unveränderte Einführung und diese erfolgte im Wesentlichen auch von 1861 bis 1865 in den meisten Staaten. Seine Krönung erhielt dann dieser Rechtsbau — zunächst allerdings nur für das Gebiet des Norddeutschen Bundes — durch das Gesetz vom 16. 6. 1869 betreffend

bedroht zu sein scheint, — ein Gut, in dessen Pflege mein Leben dahinfließt und zu dessen Vertheidigung wissenschaftliche Ueberzeugung und amtliche Pflicht mich aufrufen: unser deutsches Recht! . . . Möge uns Allen noch die Sonne des frohen Tages leuchten, an dem ein deutsches Gesetzbuch geboren wird, das deutsch ist!" (1889). „Sociales Recht ist deutsches Recht. Weil der erste Entwurf römisch war, darum war er zugleich individualistisch und kapitalistisch. Deutsches Recht ist Gemeinschaftsrecht. Es stellt auch im Privatrecht das Individuum nicht aus dem gesellschaftlichen Zusammenhange heraus, sondern mißt alle Rechte, die es dem Einzelnen zutheilt, an ihrer Funktion im Leben des Ganzen. Schrankenloser Befugniß ist es abhold, den Rechten läßt es Pflichten entsprechen, von dem Gedanken der Gegenseitigkeit geht es aus, es wehrt dem Mißbrauch der Rechte und fordert ihren richtigen Gebrauch. Tief in das Privatrecht führt es die Verbundenheit der Personen durch natürliche und gekorene Gemeinschaftsverhältnisse und durch vielgestaltige Genossenschaften ein, und durch eine Fülle lebensvoller Zwischengebilde vollzieht es den Aufstieg zum öffentlichen Recht. Das deutsche Recht ist auch kein kapitalistisches Recht, es giebt Jedem das Seine und wird darum nicht bloß dem beweglichen Besitz, sondern auch dem Grundbesitz, und nicht bloß dem Besitz, sondern auch der Arbeit gerecht. So ist denn auch der zweite Entwurf in dem Maße, in dem er deutscher geworden ist, zugleich socialer geworden" (1896).

Praktisch-dogmatische Richtung der Civilistik: I. Bähr, von Ihering, von Windscheid, von Brinz, Bekker; II. von Gerber, Stobbe; III. von Wächter, Förster, von Roth, Dernburg; IV. Thöl, Goldschmidt. Forderung und Bethätigung einer produktiven Jurisprudenz im Gegensatz zu bloß rezeptivem Verhalten; im Gebiete des römischen Rechtes (Gruppe I): Wahlspruch Ihering's „Durch das römische Recht über dasselbe hinaus!" (Derselbe: „die Aufgabe der Gegenwart gegenüber dem römischen Recht bestehe nicht bloß im Konstruiren, sondern auch im Destruiren"); im Gebiete des deutschen Privatrechtes (II), der Partikularrechte (III), des Handelsrechts (IV): kräftige Durchdringung der Theilstoffe mit den Elementen des allgemeinen Rechtsstoffes; generell: Ausbreitung einer auf das lebendige Rechtsbedürfniß gerichteten Methodik. 1) **Bähr,** Otto (geb. Fulda 1817, seit 1856 Ober-

die Errichtung eines obersten Gerichtshofes für Handelssachen mit dem Sitze in Leipzig (Bundes-Oberhandelsgericht, seit 1871: Reichs-Oberhandelsgericht, 1879 beseitigt durch das Reichsgericht) und die dadurch gesicherte Einheitlichkeit in Anwendung und Fortbildung des Handelsrechtes. Nicht ohne erheblichen Nutzen für die weitere Vorbereitung der Rechtsgemeinsamkeit war auch die Gründung des Deutschen Juristentages, der zum ersten Male am 28. 8. 1860 im Saale der berliner Singakademie über siebenhundert Juristen aus allen Theilen des damaligen Deutschlands vereinigte. Von der Juristischen Gesellschaft in Berlin auf Anregung von Holtzendorff's (siehe S. 537) berufen, „um auf den Gebieten des Privatrechts, des Prozesses und des Strafrechts den Forderungen nach einheitlicher Entwickelung immer größere Anerkennung zu verschaffen, die Hindernisse, welche dieser Entwickelung entgegenstehen, zu bezeichnen und sich über Vorschläge zu verständigen, welche geeignet sind, die Rechtseinheit zu fördern", hat der fortan jährlich zusammentretende Juristen-

gerichts-, dann Oberappelationsgerichtsrath in Kassel, seit 1867 Mitglied des für die neuen Provinzen in Berlin errichteten Oberappelationsgerichtes, von 1879 bis 81 des Reichsgerichtes, 1867 bis 80 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstags, 1875 bis 76 der Kommission für die Reichsjustizgesetze, starb 1895 in Kassel), „Die Anerkennung als Verpflichtungsgrund" 1855, „Urtheile des Reichsgerichts mit Besprechungen" 1883, „Der deutsche Civilprozeß in praktischer Bethätigung" 1885, „Gegenentwurf zu dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich" 1892. — Aus einer seiner Kritiken des Reichsgerichts: „Das Lebenselement, in welchem sich das wissenschaftliche Recht der römischen Juristen bewegt, ist die ‚Natur der Dinge', das ‚Bedürfniß des Verkehrs', das ‚entschieden Vernünftige' oder wie man es sonst nennen mag. Denn das alles sind Ausdrücke, die im Grunde genommen dasselbe bezeichnen. Die römischen Juristen wollten vor allem ein praktisches Recht schaffen; und wenn auch einzelne zum Theoretisiren geneigte unter ihnen waren, so bildeten sie doch nicht die Mehrzahl. Wenn aber das Bedürfniß des Verkehrs usw. das Lebenselement des Rechtes war, welches sie schufen, so dürfen auch wir dieses Lebenselement verwerthen, um das von ihnen geschaffene Recht richtig zu erkennen und geeignetenfalls weiter zu bilden." 2) **Ihering**, Rudolf von (geb. Aurich 1818, habilitirte sich 1843 in Berlin, 1845 Professor in Basel, 46 in Rostock, 49 Kiel, 52 Gießen, von 1868 bis 72 in Wien [vom österreichischen Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben], dann in Göttingen, wo er 1892 starb), „Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung" I. II. III erst. Th. 1852—65 (4. Aufl. 1878—83) unvollendet, „Das Schuldmoment im römischen Privatrecht" 1867, „Der Kampf ums Recht" 1872 (ursprünglich Vortrag, „in seinem Dutzend Auflagen und zwanzig Uebersetzungen mehr als irgend ein anderes Werk der modernen Rechtswissenschaft auch über die fachmännischen Kreise hinaus gelesen und bewundert"), „Der Zweck im Recht" 2 Bde. 1877—83, „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" 1885. Er ist der energische Wortführer der neuen Richtung. „Wenn es gilt, aus der Reihe der großen deutschen Juristen des neunzehnten Jahrhunderts diejenigen hervorzuheben, die als grundlegende Pfadfinder der Forschung neue Bahnen gewiesen, die wissenschaftliche Richtung ihrer Zeit entscheidend beeinflußt haben, so ist neben Savigny sicherlich

lag seiner präparatorischen Aufgabe erfolgreich gedient, die Beziehungen zwischen Theoretikern und Praktikern belebt und die Zuversicht auf einen nahen Umschwung in der Rechtsverfassung Deutschlands zur allgemeinen Herrschaft gebracht. Die Gründung des Norddeutschen Bundes bedeutete den Eintritt der Erntezeit für die herangereifte Saat. Bereits am 14. 11. 1867 erging ein die Höhe der vertragsmäßigen Zinsen freigebendes Bundesgesetz, am 29. 5. 1868 das Gesetz betr. die Aufhebung der Schuldhaft; am 5. 6. 1869 wurden die Wechselordnung (nebst dazugehörigen Novellen) und das Handelsgesetzbuch als Bundesgesetze eingeführt, also endgiltig vor jeder partikulären Veränderung sichergestellt und am 21. 6. 1869 entzog ein Gesetz die Arbeitsvergütung in weitem Umfange der Beschlagnahme durch Gläubiger; etwas später erging das prinzipiell wichtige Haftpflichtgesetz (7. 6. 1871). Bedeutsamer als diese privatrechtlichen Vorstöße war aber die sofortige Inangriffnahme eines gemeinschaftlichen Strafrechts. Am 18. 4. 1868 beschloß der Nord-

Ihering an erster Stelle zu nennen. Wie jener für die erste, so ist dieser für die zweite Hälfte des Säkulum gewissermaßen die typische Erscheinung" (Oertmann). Begründer der seit 1857 erscheinenden „Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts" (Bd. I: „Unsere Aufgabe", Programmdarlegung). — Bleibende Bedeutung des römischen Rechts für die moderne Welt: „Die Periode der äußern Gültigkeit des römischen Rechts war die Zeit der Schule, unbequem und unbehaglich, allein vorübergehend berechtigt und nothwendig. Aber die Schule soll einmal ein Ende nehmen. Als die Völker fühlten, daß sie der Schule entwachsen waren, schüttelten sie das Joch ab; neuere Gesetzbücher traten an die Stelle des Corpus Juris. Hatte damit das römische Recht seine Bedeutung für sie eingebüßt? Ebensowenig wie die Schule, wenn man nach erlangter Reife sie verläßt; was man darin gelernt hat, nimmt man mit. Alle jenen modernen Legislationen fußen auf dem römischen Recht, materiell wie formell, letzteres ist wie das Christenthum und die griechische und römische Literatur und Kunst ein Kulturelement der modernen Welt geworden, dessen Einfluß sich keineswegs auf diejenigen Institute beschränkt, die wir aus dem römischen Recht hinübergenommen haben. Unser juristisches Denken, unsere Methode, unsere Anschauungsweise, kurz unsere ganze juristische Bildung ist römisch geworden, wenn sonst der Ausdruck römisch für etwas allgemein Wahres gebraucht werden darf, bei dem die Römer nur das Verdienst haben es zur höchsten Vollendung entwickelt zu haben." — Entstehung des Rechtes und Beruf zur Gesetzgebung: „Die so oft gedankenlos nachgebetete Lehre von dem ‚organischen' Werden, der Entwicklung von innen heraus, einen so großen Fortschritt sie repräsentirt gegenüber der rationalistischen Geschichtsauffassung des vorigen Jahrhunderts, trug und trägt doch die Gefahr einer kaum minder großen Verirrung nach der andern Seite in sich, nämlich die: den Werth und die Bedeutung der menschlichen Thatkraft, die Rolle, die der freie Entschluß, die Reflexion und Absicht in der Geschichte spielen, ebenso zu unterschätzen, als jene Auffassung sie überschätzte." ... „Alles Recht in der Welt ist erstritten worden, jeder Rechtssatz, der da gilt, hat erst denen, die sich ihm widersetzten, abgerungen werden müssen, und jedes Recht, das Recht eines Volkes, wie das eines Einzelnen, setzt die stetige Bereitschaft zu seiner Behauptung voraus. Das Recht ist

deutsche Reichstag, „den Bundeskanzler aufzufordern, Entwürfe eines gemeinsamen Strafrechtes und Strafprozesses, sowie der dadurch bedingten Vorschriften der Gerichtsorganisation baldthunlichst vorbereiten und vorlegen zu lassen“, und nachdem der Bundesrath dem Beschlusse beigetreten war, wurde der preußische (vormals hannöversche) Justizminister Leonhardt ersucht, die Aufstellung der Entwürfe zu veranlassen. Während die Strafprozeßordnung als ein von den bestehenden Gesetzgebungen unabhängiger Entwurf vorbereitet wurde und demgemäß erst mit den übrigen Reichsjustizgesetzen (siehe S. 532) zur Verabschiedung kam, wurde der Entwurf des Strafgesetzbuches an das preußische Strafgesetzbuch von 1851 angeschlossen, ein Verfahren, das allgemeine Billigung fand. „Denn das preußische Strafgesetzbuch gilt nunmehr seit bald zwanzig Jahren in dem größten deutschen Staat, seit 1867 auch in den im Jahre 1866 mit Preußen vereinigten Ländern, mit Ausnahme von Lauenburg und dem Jahdegebiet, also gegenwärtig in vier Fünftheilen des Norddeutschen Bundes; kein Straf-

kein logischer, sondern ein Kraftbegriff.“ . . . „Eine Zeit, die, wenn sie das Bedürfniß nach einer Reorganisation ihrer Rechtszustände oder auch nur nach einer Kodifikation des Rechts fühlt, die Hände in den Schoß legt, weil sie sich nicht für wissenschaftlich reif hält, eine solche Zeit leidet nicht an zu wenig, sondern an zu viel Wissenschaftlichkeit, eine solche Zeit spricht sich nicht sowohl ein wissenschaftliches als ein moralisches Armuthszeugniß.“ — Apologetik der Jurisprudenz: „In der Anklageschrift gegen die Jurisprudenz pflegen zwei Stichwörter: natürliche Anschauung und gesunder Menschenverstand eine große Rolle zu spielen, und man glaubt die Jurisprudenz nicht empfindlicher treffen zu können, als wenn man ihr unnatürliche Auffassung und Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand Schuld giebt. Es stände schlimm um die Jurisprudenz und das Recht, wenn es anders wäre! Es würde soviel heißen, als daß eine durch Jahrtausende fortgesetzte Beschäftigung mit dem Recht vor der angeborenen Unkenntniß und Unerfahrenheit keinen Vorsprung gewonnen hätte . . . Gilt für alle übrigen Gebiete des menschlichen Wissens der Satz, daß anhaltende Beschäftigung mit einem Gegenstande und fortgesetzte Beobachtung und Erforschung desselben nothwendigerweise zu anderen Ansichten führen als eine oberflächliche Betrachtung desselben — zu Resultaten, die der letzteren nicht selten völlig widersinnig erscheinen — wie sollte der Satz nicht auch für das Recht gelten? In den meisten anderen Wissenschaften würde kein gebildeter Laie im Fall einer solchen Differenz es wagen, sich die Wahrheit und der Wissenschaft den Irrthum zuzutheilen; in Dingen des Rechts kommt dies täglich vor! . . . Die Autorität des ‚gesunden Menschenverstandes‘ erkenne ich für die Jurisprudenz als eine ganz entscheidende an, ja ich möchte letztere geradezu definiren als: Niederschlag des gesunden Menschenverstandes unzähliger Individuen, ein Schatz von Erfahrungssätzen, von denen jeder tausendfältig die Kritik des denkenden Geistes und des praktischen Lebens hat bestehen müssen. Wer sich dieses Schatzes zu bemächtigen weiß, der operirt nicht mehr mit seinem eigenen schwachen Verstande, der stützt sich nicht bloß auf seine eigene unbedeutende Erfahrung, sondern der arbeitet mit der Denkkraft vergangener Geschlechter und der Erfahrung verflossener Jahrhunderte und Jahrtausende.“ — Praktische Funktion des Rechtes: Nichts ist verkehrter, als ein Recht gleich einem philosophischen System

gesetzbuch in Norddeutschland ist einer so großen Anzahl von Richtern und Geschwornen bekannt, kein anderes ist durch Wissenschaft und Praxis so durchgebildet, aber auch so scharf kritisirt, als das preußische. Die inneren Gründe, welche für ein Anschließen des Norddeutschen Strafgesetzbuchs an das preußische sprechen, bestehen in seiner im Ganzen guten systematischen Anordnung, in seiner gedrängten und knappen Gesetzessprache, in dem möglichsten Vermeiden der Kasuistik" (Häberlin, Kritische Bemerkungen zu dem Entwurf 1869). Die Ausarbeitung, zunächst durch Friedberg, dann eine siebengliedrige Kommission (Leonhardt, Friedberg, Schwarze, Donandt, Dorn, Bürgers, Budde) ging so schnell vor sich, daß bereits am 31. 12. 1869 ein revidirter Entwurf vorgelegt werden konnte; und nach Ueberwindung der oben geschilderten Schwierigkeiten in Bezug auf die Todesstrafe wurde das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund, späteres Reichsstrafgesetzbuch, am 25. 5. 1870 vom Reichstag und Bundesrath angenommen. Es stellte, verglichen mit dem preußischen Strafgesetzbuch, die

bloß von Seiten seines geistigen Gehaltes, seiner logischen Gliederung und Einheit zu beurtheilen. Möge es unter diesem Gesichtspunkt immerhin als Meisterstück erscheinen, so ist doch damit über seinen wahren Werth noch in keiner Weise entschieden; letzterer liegt in seinen Funktionen d. h. in seiner praktischen Brauchbarkeit. Was nützt es, daß eine Maschine den Eindruck eines Kunstwerkes macht, wenn sie als Maschine untauglich ist?" 3) **Windscheid,** Bernhard Joseph Hubert von (geb. Düsseldorf 1817, habilitirte sich 1840 in Bonn, 1847 Professor daselbst, ging noch im selben Jahre nach Basel, 1852 nach Greifswald, 1857 nach München, 1871 Nachfolger Vangerow's in Heidelberg, von 1874 bis zu seinem Tode 1892 Professor in Leipzig, geadelt, 1874 bis 83 Mitglied der Kommission zur Ausarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches), „Die Lehre des römischen Rechts von der Voraussetzung" 1850, „Die Actio des römischen Civilrechts" 1856, „Lehrbuch des Pandektenrechts" 3 Bde. 1862—70 (6. Aufl. 1887), „Wille und Willenserklärung" 1878, „Die Aufgaben der Rechtswissenschaft" 1884. Ebenso einflußreich durch sein umfassendes Lehrbuch, das sich größter Autorität bei den Theoretikern und in den Gerichten erfreute, wie als Dozent und als Mitarbeiter an dem ersten Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch (den Bähr wegen seiner Anlehnung an W.'s Pandektenkompendium als „den kleinen Windscheid" bezeichnete). Die Schwächen W.'s, die auch der Entwurf vielfach widerspiegelte, charakterisirt Kohler als Mangel an Wirklichkeitssinn: „Windscheid's Lehrbuch ist ein Herbarium mit sauberen, hübsch ausgetrockneten und gut präparirten Pflanzeneinlagen; alle paar Jahre neu gereinigt, neu präparirt und mit neuen Einlagen bereichert; und wenn man nachsehen will über irgend eine Pflanzenspecies im großen Lande des Pandektenrechts, so findet man an der betreffenden Stelle des großen Herbariums die getrockneten Stengel mit zierlich bewahrten Staubfäden und Pistillen; man findet allerdings nichts vom Blüthenduft mehr . . ." 4) **Brinz,** Aloys von (geb. Weiler im Algäu 1820, widmete sich zunächst dem praktischen Justizdienst, 1851 bis 57 Professor in Erlangen, seit 57 in Prag, seit 66 in Tübingen, seit 71 in München, wo er 1887 starb), „Die Lehre von der Kompensation" 1849, „Lehrbuch der Pandekten" 2 Bde. 1857—71 (3. Aufl. 1884). 5) **Bekker,** Ernst Immanuel (geb. Berlin 1827, habilitirte sich 1853 in Halle, seit 55 Professor daselbst, seit 57 in Greifswald,

deutschen Anschauungen gegenüber dem französischen Recht, unter anderem in Bezug auf Versuch und Theilnahme, wieder her und charakterisirte sich im Allgemeinen durch wesentliche Milderung des ganzen Strafensystems (so hatte der Reichstag für alle politischen Verbrechen Festungshaft neben Zuchthausstrafe durchgesetzt). Verändert wurde das Gesetzbuch, abgesehen von dem durch Gesetz vom 10. 12. 1871 eingefügten „Kanzelparagraphen" gegen den friedensgefährlichen Mißbrauch der geistlichen Stellung, hauptsächlich durch die Novelle vom 26. 2. 1876, die das Gebiet der nur auf Antrag verfolgten Vergehen einschränkte, einige Strafansätze auf Widerstand gegen die Staatsgewalt erhöhte und die „gefährliche Körperverletzung" sowie zwei durch politische Vorkommnisse gezeitigte Bestimmungen: den „Duchesneparagraphen" (Bestrafung erfolgloser Anstiftung oder Erbietens) und den „Arnimparagraphen" (Bestrafung diplomatischen Ungehorsams) einfügte; ferner durch die Strafbestimmungen der Konkursordnung vom 10. 2. 1877, die

seit 74 als Nachfolger Windscheid's in Heidelberg), „Die Aktionen des römischen Privatrechts" 2 Bde. 1871, „Ueber den Streit der historischen und filosofischen Rechtsschule" 1886, „System des heutigen Pandektenrechts" 2 Bde. 1886—89, „Ernst und Scherz über unsere Wissenschaft" 1892. 6) **Gerber, Karl Friedrich von** (geb. Ebeleben 1823, habilitirte sich 1844 in Jena, 1846 Professor daselbst, 1847 bis 51 in Erlangen, 51 bis 62 in Tübingen, vorübergehend wieder in Jena, 1863 bis 71 Professor in Leipzig, dann sächsischer Kultusminister, starb 1891 als Ministerpräsident in Dresden; er vertrat Württemberg auf den Nürnberger und Hamburger Conferenzen zur Entwerfung eines Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches; Mitglied des Konstituirenden norddeutschen Reichstags 1867), „Das wissenschaftliche Prinzip des gemeinen deutschen Privatrechts" 1846, „System des deutschen Privatrechts" 1848—49 (15. Aufl. 1886; Vorrede 1855: „Die wirklich bestehenden Gegensätze heißen nicht: Romanismus und Germanismus, sondern: Jurisprudenz und Dilettantismus."), „Zur Charakteristik der deutschen Rechtswissenschaft" 1851, „Ueber öffentliche Rechte" 1852, „Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechts" 1865. Begründete mit Ihering die „Jahrbücher für Dogmatik". 7) **Stobbe, Johann Ernst Otto** (geb. Königsberg 1831, wo er sich 1855 habilitirte, 1856 Professor daselbst, 1859 in Breslau, 1872 nach Leipzig auf v. Gerber's Lehrstuhl berufen, starb 1887), „Geschichte der deutschen Rechtsquellen" 1860—64, „Handbuch des deutschen Privatrechts" 5 Bde. 1871—85 (3. Aufl., Bd. 1 u. 2, 1893—97). 8) **Wächter, Karl Joseph Georg Sigismund von** (geb. Marbach 1797, seit 1819 Professor in Tübingen, von 1833 bis 36 in Leipzig, worauf nach Tübingen zurückkehrte, Mitglied und von 1839 bis 49 Präsident der württembergischen Ständeversammlung, von 1851 bis 52 Präsident des Oberappellationsgerichtes Lübeck, seitdem bis zu seinem Tode 1880 Professor in Leipzig; Präsident des ersten [1860] und vieler nachfolgender Juristentage, 1867 Mitglied des Konstituirenden norddeutschen Reichstages; geadelt), „Handbuch des im Königreich Württemberg geltenden Privatrechts 2 Bde. (unvollendet) 1839—51, „Pandekten" herausgegeben von O. von Wächter 1880—81. Wächter, der als Kriminalist weiter unten noch einmal zu nennen sein wird, steht durch Vielseitigkeit, wissenschaftliche und praktische Begabung und hervorragende akademische Lehr

an Stelle des Abschnitts über den Bankerutt traten; durch das Wuchergesetz vom 24. 5. 1880 und andere weniger wichtige Normen. Auch rankte sich allmählich eine große Anzahl von strafrechtlichen Vorschriften anderer Reichsgesetze um die Hauptkodifikation (§ 153 der Gewerbeordnung von 1869 gegen den Mißbrauch des Koalitionsrechtes, Ges. betr. das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen und dramatischen Werken vom 11. 6. 1870, Militärstrafgesetzbuch vom 20. 6. 1872, Ges. über die Presse vom 7. 5. 1874, Ges. über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. 2. 1875, Gesetze betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste, an Photographien und an Mustern und Modellen vom 9., 10. und 11. 1. 1876, [vorübergehend auch das Ges. vom 21.10. 1878 gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie], Ges. betr. den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen von 1879, Viehseuchengesetz von 1880, Sprengstoffgesetz von 1884, die

thätigkeit in erster Linie. 9) **Förster,** (geb. Breslau 1819, habilitirte sich 1847 in Breslau, von 1849 bis 68 in richterlichen Stellungen, seit 68 im preußischen Justiz-, dann im Kultusministerium, starb 1878), „Theorie und Praxis des heutigen gemeinen preußischen Privatrechts auf der Grundlage des gemeinen deutschen Rechts" 1865—72 (6. Aufl. besorgt von Eccius 92/93). 10) **Roth,** Paul Rudolf von (geb. Nürnberg 1820, habilitirte sich 1848 in München, ging als Professor 1850 nach Marburg, 1853 nach Rostock, 1858 nach Kiel, 1863 nach München, begründete 1861 mit Rudorff, Bruns u. A. die „Zeitschrift für Rechtsgeschichte" [als „Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch." forterscheinend], 1874 bis 87 Mitglied der ersten Kommission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches, starb 1892 in München), „Kurhessisches Privatrecht" (mit Viktor von Meibom, unvollendet) 1858, „Bayrisches Civilrecht" 1870—75, „System des deutschen Privatrechts 3 Bde. 1880—86. 11) **Dernburg,** Heinrich (geb. Mainz 1829, habilitirte sich 1851 in Heidelberg, seit 1854 Professor in Zürich, 1862 Halle, seit 1873 in Berlin, seit 1866 Mitglied des preußischen Herrenhauses), „Lehrbuch des preußischen Privatrechts und der Privatrechtsnormen des Reichs" 3 Bde. 1871—80 (5. Aufl. 94—97), „Pandekten" 3 Bde. 1884—87 (5. Aufl. 96/97), „Das bürgerliche Recht des Deutschen Reichs und Preußens" 98 ff. Strohal urtheilt (1893) über das erste dieser Werke: „nach Inhalt und Form, Stoffreichthum und Stoffbeherrschung darf es getrost als die bedeutendste Gesammtdarstellung bezeichnet werden, welche kodifizirtes Recht bisher gefunden hat." 12) **Thöl,** Johann Heinrich (geb. Lübeck 1807, habilitirte sich 1830 in Göttingen, 1830 Professor daselbst, 1842 bis 49 in Rostock, seitdem wieder in Göttingen, wo er 1884 starb; 1847 bis 61 Mitglied der Kommission zur Ausarbeitung der Allgemeinen deutschen Wechselordnung, der frankfurter Kommission [Reichshandelsgesetzentwurf] und der Nürnberger und Hamburger Conferenzen zur Ausarbeitung des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches), „Das Handelsrecht" Bd. I—II 1841—48 (6. bez. 4. Aufl. 79 u. 78) III 1880, „Volksrecht, Juristenrecht" 1846 (gegen Beseler's Volksr. u. Juristenr.). 13) **Goldschmidt,** Levin (geb. Danzig 1829, habilitirte sich 1855 in Heidelberg, 1860 Professor daselbst, 1870 bis 75 Mitglied des Bundes- und Reichsoberhandelsgerichts, seitdem Professor in Berlin, 1875 bis 76 Reichstagsabgeordneter, starb 1897), „Hand-

Arbeiterschutz- und die Arbeiterversicherungsgesetze, das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes und das Börsengesetz, beide von 1896, u. a.). Neuerdings aus den Parteikämpfen der Gegenwart hervorgegangene Projekte der Reichsregirung, die Staatsgewalt und die öffentliche Ordnung unter einen verstärkten kriminalistischen Schutz zu stellen („Umsturzvorlage" von 1894/95) und den Paragraphen 153 der Gewerbeordnung erheblich zu verschärfen („Zuchthausvorlage" von 1899), scheiterten im Reichstag.

Die Strafprozeßordnung bedurfte nicht nur nach der Art ihrer Vorbereitung, sondern auch wegen des organischen Zusammenhanges mit Gerichtsverfassung und Civilprozeßordnung längerer Zeit zu ihrer Perfektion. Die Ausarbeitung der drei großen Gesetzentwürfe leitete Leonhardt als Präsident des Bundesrathsausschusses für das Justizwesen. Im Civilprozeß war die herrschende Zersplitterung nicht geringer als im Gebiete des Kriminalverfahrens. In Altpreußen hatte die Allgemeine Gerichtsordnung das gemeinrechtliche Verhand-

buch des Handelsrechts" 1864—68 (unvollendet; 2. Aufl. 1875—83), das „großartig angelegt, ein Quellenmaterial von erstaunlichem Reichthum entfaltet und die Literatur und Rechtsprechung schlechthin vollständig darlegt", „Rechtsstudium und Prüfungsordnung" 1887. G. ist der Begründer der seit 1858 erscheinenden „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht".

Selbstverständlich mußte eine Fülle von wichtigen Einzelleistungen hier, wie zum Theil auch unter den anderen Zusammenfassungen, da überall nur die personae principes genannt sind, unberücksichtigt bleiben.

Das positive Völker- und Staatsrecht: von Martens, Klüber, von Mohl, Heffter, Bluntschli, von Rönne, von Gneist, Laband. 1) **Martens, Georg** Friedrich von (geb. Hamburg 1756, habilitirte sich 1780 in Göttingen, seit 1783 Professor daselbst, 1789 geadelt, seit 1816 Bundestagsgesandter, starb 1821 in Frankfurt a. M.), „Précis du droit des gens moderne de l'Europe fondé sur les traités et l'usage" 1789 (mehrfach, auch im Auslande, neu aufgelegt, zuletzt 1864), „Recueil de traités" (für die Zeit von 1761 bis 1808) 1791—1801 („Recueil Martens", fortgesetzt, noch heute erscheinend), „Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europäischen Staatshändel und Friedensschlüsse" 1807. „Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts begriff die Jurisprudenz das Völkerrecht als einen Theil der Rechtsphilosophie, nämlich als einen Inbegriff von Rechtswahrheiten, deren Geltung keine andere Sanktion als vernunftmäßige Erkenntniß des als abstrakt und für sich vorgestellten menschlichen Individuums hätte . . . Erst G. F. von Martens schuf das positive Völkerrecht, das er nicht a priori aus Vernunftschlüssen deduzirte, sondern aus den ‚echten Quellen', nämlich aus Verträgen und Herkommen systematisch entwickelte. Freudig bekennt die völkerrechtliche Jurisprudenz aller Nationen, daß sie auf seinen Schultern steht" (von Martitz). 2) **Klüber,** Johann Ludwig (geb. Tann bei Fulda 1762, von 1786 bis 1804 Professor in Erlangen, trat in badischen Staatsdienst, seit 1807 Professor in Heidelberg, 1817 bis 22 preußischer Geh. Legationsrath, starb 1837 in Frankfurt a. M.), „Oeffentliches Recht des Deutschen Bundes und der Deutschen Bundesstaaten" 1817 (4. Aufl. 1840; in den ersten Jahrzehnten des deutschen Bundes maßgebendes Werk; später abgelöst durch H. A. Zachariä's „Deutsches Staats- und

lungsprinzip, das den Parteien die Disposition über den Prozeßstoff giebt, zu Gunsten eines richterlichen Instruktionsverfahrens verlassen, jedoch war dieser singuläre Versuch bereits mit den Gesetzen von 1833 und 1846 wieder aufgegeben und zugleich in Konnivenz zum mündlichen rheinisch-französischen Prozeß dem schriftlichen Verfahren eine mündliche Schlußverhandlung angehängt worden; die Verordnung vom 2. 1. 1849, modifizirt durch Gesetz vom 26. 4. 1851, gestaltete die Gerichtsverfassung wesentlich nach französischem Muster um. Der Code de procédure civile, obgleich die mangelhafteste der napoleonischen Rechtsschöpfungen, war, mehr oder weniger umgearbeitet, jenseits des Rheins stehen geblieben, Hannover hatte 1850 das Prinzip der Unmittelbarkeit (Mündlichkeit) in den gemeinen deutschen Prozeß einzuführen unternommen, Oldenburg 1857, Baden 1864 und Württemberg 1868 hatten sich der hannöverschen Prozeßordnung angeschlossen, Bayern 1869 mehr dem französischen Recht; in anderen Staaten dagegen hatte man an der Schriftlichkeit fest-

Bundesrecht" 1841—45 [3. Aufl. 1865—67] und H. Zöpfl's „Grundsätze des allgemeinen und des konstitutionell-monarchischen Staatsrechts in Deutschland" 1841 [5. Aufl. 1863]), „Droit des gens moderne de l'Europe" 1819 (deutsch 1821; in verschiedene Sprachen übersetzt; zuletzt aufgelegt 1851). 3) **Mohl,** Robert von (geb. Stuttgart 1799, von 1824 bis 45 Professor in Tübingen, ging 1847 nach Heidelberg, 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung, bis Mai 1849 Reichjustizminister, seit 49 wieder Professor in Heidelberg, 1861 bis 66 badischer Gesandter am Bundestage, von 1867 bis 71 badischer Gesandter in München, Präsident der badischen Ersten Kammer, seit 1871 Präsident der badischen Oberrechnungskammer; 1874 bis 75 Mitglied des Reichstags, starb 1875 in Berlin), „Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg" 1829 (bahnbrechende Arbeit für die Behandlung des Staatsrechtes einzelner deutscher Länder), „Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung" 1837, „Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften in Monographien dargestellt" 1855—58 („standard work, das für lange Zeit von Mohl's Namen in der Wissenschaft lebendig erhalten wird"), „Encyklopädie der Staatswissenschaften" 1859, „Das deutsche Reichsstaatsrecht" 1873. 4) **Heffter,** August Wilhelm (geb. Schweinitz 1796, von 1823 bis 30 Professor in Bonn, 1830 bis 32 in Halle, seit 1833 in Berlin, Mitglied der preußischen Ersten Kammer 1849 bis 52, 1861 zum Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses berufen, von 1846 bis 68 Obertribunalsrath, starb 1880 in Berlin), „Institutionen des römischen und deutschen Civilprozesses" 1825, „Lehrbuch des gemeinen deutschen Kriminalrechts" 1833 (6. Aufl. 1857), „Das europäische Völkerrecht der Gegenwart" 1844 (8. Aufl. 1888 von Geffcken besorgt; mehrfach übersetzt; von Martitz urtheilt darüber: „Nirgends ist das Bewußtsein unseres Zeitalters, daß das Dasein eines gemeinsamen Rechtszustandes unter den Nationen ‚der einzige Nothanker sei, um nicht in die Barbarei eines ewigen Krieges zurückzufallen' zu so warmem, so aufrichtigem, so überzeugendem Ausdruck gelangt wie in dieser knapp gehaltenen, äußerlich und innerlich anspruchslosen Darstellung, einem Muster philosophischer Durchdringung und historisch-juristischer Verarbeitung des gegebenen Rechtsstoffs.") 5) **Bluntschli,** Johann Kaspar (geb. Zürich 1808, wo 1833 an der neugegründeten Universität Professor, 1848 bis 61 Professor in München, dann

gehalten. Am 29. 10. 1874 wurden dem Reichstag die Entwürfe eines Gerichtsverfassungsgesetzes, einer Strafprozeß- und einer Civilprozeßordnung vorgelegt, außerdem am 21. 1. 1875 der Entwurf einer Konkursordnung; sie wurden nach eingehender kommissarischer Berathung sämmtlich am 21. 12. 1876 — die Civilprozeß- und Konkursordnung nahezu einstimmig — vom Reichstag angenommen. Die kaiserliche Thronrede, die die Session feierlich abschloß, enthielt die Geleitworte: „Durch die stattgehabte Verabschiedung der Justizgesetze ist die Sicherheit gegeben, daß in naher Zukunft die Rechtspflege in ganz Deutschland nach gleichen Normen gehandhabt, daß vor allen deutschen Gerichten nach denselben Vorschriften verfahren werden wird. Wir sind dadurch dem Ziele der nationalen Rechtseinheit wesentlich näher gerückt. Die gemeinsame Rechtsentwickelung aber wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte

Nachfolger von Mohl's in Heidelberg, 1867 Mitglied des Zollparlaments, starb 1881 in Karlsruhe), „Die neueren Rechtsschulen der deutschen Juristen" 1839, „Allgemeines Staatsrecht" 1852 (5. Aufl. 1875—76), „Deutsches Privatrecht" 2 Bde. 1853—54, „Privatrechtliches Gesetzbuch für den Kanton Zürich" 1854—56 (Goldschmidt: „eines der vorzüglichsten neueren Gesetzbücher"), „Deutsches Staatswörterbuch" (zusammen mit Brater) 11 Bde. 1857—70, „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik" 1864, „Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten" 1868 (mehrfach übersetzt und aufgelegt). 6) **Rönne,** Ludwig Moritz Peter von (geb. Glückstadt 1804, bis 1868 im preußischen Justizdienst, 1849 bis 53 Mitglied der preußischen Ersten Kammer, 1871 bis 76 des Reichstags, starb 1891 in Berlin), „Das Staatsrecht der preußischen Monarchie" 1856—63 (5. Aufl. bearbeitet von Ph. Zorn 1899), „Das Staatsrecht des Deutschen Reichs" 2 Bde. 1876—77. 7) **Gneist,** Heinrich Rudolf Hermann Friedrich (geb. Berlin 1816, habilitirte sich 1839 in Berlin, blieb aber in der Praxis thätig [bis 1850 Hilfsrichter am Obertribunal], 1844 Professor in Berlin, von 1858 bis 88 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1867 bis 84 des Reichstags, 1888 geadelt, starb 1895), „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht" 1857—63, „Verwaltung, Justiz, Staatsverwaltung u. Selbstverwaltung n. engl. u. deutsch. Verhältnissen" 1869, „Der Rechtsstaat u. d. Verwaltungsgerichtsbarkeit in Deutschland" 1872, „Gesetz u. Budget" 1879, „Englische Verfassungsgeschichte" 1882, „Das engl. Parlament" 1886. 8) **Laband,** Paul (geb. Breslau 1838, habilitirte sich 1861 in Heidelberg, seit 1864 Professor in Königsberg, seit 72 in Straßburg), „Die vermögensrechtlichen Klagen nach den sächsischen Rechtsquellen des Mittelalters" 1869, „Das Budgetrecht nach den Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde" 1871, „Das Staatsrecht des Deutschen Reichs" 3 Bde. 1876—82 3. Aufl. 1895). — Ueber antikes Staatsrecht hat Theodor **Mommsen,** außer zahlreichen Einzelarbeiten, ein systematisches Werk: „Römisches Staatsrecht" 3 Bde. 1870—71 (3. Aufl 1887—88) veröffentlicht.

Das Strafrecht seit 1830: Mittermaier, von Wächter, Geib, von Schwarze, Haelschner, Berner, von Holtzendorff, Mittelstädt, von Liszt. 1) **Mittermaier,** Karl Josef Anton (geb. München 1787, habilitirte sich 1809 in Landshut, sei[t] [illegible]

aufweist. Die Rechtseinheit auch auf dem Gebiete des gesammten bürgerlichen Rechts herbeizuführen, wird der Beruf der kommenden Sessionen sein." — Aber, so fruchtbar auch die kommenden Sessionen an anderen legislativen Arbeiten waren, bis zu dem hier angekündigten Ziele sollten noch zwanzig Jahre verfließen! In Kraft traten die Justizgesetze, zugleich mit einer Rechtsanwaltsordnung für das Reich, am 1. 10. 1879. Eine Militärstrafgerichtsordnung folgte am 1. 12. 1898 nach.

Der dem konstituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes unterbreitete Verfassungsentwurf hatte der Gesetzgebungskompetenz des Bundes nur die Civilprozeßordnung, das Konkursverfahren, das Wechsel- und Handelsrecht überwiesen. Das Parlament hatte aber unter Ablehnung der weitgehendsten Anträge (Gesetzgebung über das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren) eine Erweiterung dahin beschlossen: „Der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der Gesetzgebung desselben unterliegt die gemeinsame

Professor daselbst, Mitglied der bayerischen Gesetzeskommission, 1819 bis 21 Professor in Bonn, seitdem in Heidelberg; 1831 bis 41 und 46 bis 47 Mitglied [und wiederholt Präsident] der badischen Ständeversammlung, in der er für „Aufhebung der Administrativjustiz, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, Preßfreiheit, Geschwornengerichte, Reform des Gefängnißwesens, humane Strafen" wirkte, 1848 Präsident des Vorparlaments. Mitglied der deutschen Nationalversammlung; starb 1867), „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschluß des Handels-Wechsel- und Seerechts" 1824 (7. Aufl. 1846—47), „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Partikulargesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem englischen und französischen Strafprozesse" 1827 (4. Aufl. 1845—46), „Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht" 1845, „Das englische, schottische und nordamerikanische Strafverfahren" 1851, „Die Gefängnißverbesserung, insbesondere die Bedeutung u. Durchführung der Einzelnhaft im Zusammenhange mit dem Besserungsprinzip, nach den Erfahrungen der verschiedenen Strafanstalten" 1858, „Der gegenwärtige Zustand der Gefängnißfrage" 1860, „Die Todesstrafe nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen, der Fortschritte der Gesetzgebung u. der Erfahrungen" 1862 (M., zunächst lange für sparsame Anwendung der Todesstrafe kämpfend, seit 1848 entschiedener Gegner der Beibehaltung in Deutschland). Er begründete die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes" (1829—55). Liszt urtheilt über M.'s Bedeutung: „Mit niemals ermüdender Kraft hat er theils durch selbständig erschienene Schriften, theils durch eine unübersehbare Anzahl von berichtenden Abhandlungen in den verschiedensten Zeitschriften, insbesondere in dem von ihm 1816 bis 1857 geleiteten, für die Wissenschaft tonangebenden Archiv für Kriminalrecht, für den Fortschritt der Gesetzgebung gekämpft, die Leistungen anderer kritisch geprüft, den Zusammenhang des Strafrechts mit den verwandten Wissenschaften, insbesondere der Psychiatrie und der gerichtlichen Medizin, betont. Mitten im politischen Leben stehend, war er der Vermittler zwischen den Lehrern des Rechts und den Staatsmännern; als Begründer der Rechtsvergleichung hat er die Arbeiten Aller für Alle fruchtbar gemacht." — Das deutsche Strafverfahren nach 1848 behandelten der als Kriminal- wie Civilprozessualist gleich bedeutende

Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren." In diesem Umfang wurde die Kompetenz des Bundes festgestellt und ging unverändert auf das Reich über. Von 1869 bis 1873 kam der Reichstag dann wiederholt auf die abgelehnte Erweiterung zurück (angenommene Anträge Miquel-Lasker und Lasker) und am 2. 4. 1873 erklärte der Präsident des Reichskanzleramtes, es sei gegründete Aussicht auf deren Annahme im Bundesrath vorhanden. Das Jahr 1874 führte zur Berufung einer Vorkommission, um Vorschläge über Plan und Methode zu machen, und im Jahre 1875 wurde eine elfgliedrige Kommission (6 Richter in höherer Stellung, 3 Ministerialräthe, 2 Professoren; Vorsitzender: Reichsoberhandelsgerichtspräsident Pape, die anderen Mitglieder: Derscheid, Gebhard, Johow, von Kübel, Kurlbaum, Planck, von Roth, von Schmidt, von Weber, von Windscheid; später, da Kübel 1884, Weber 1888 starb, noch: von Mandry und Rüger) zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches bestellt.

Planck, Julius Wilhelm von (geb. Göttingen 1817, habilitirte sich 1839 daselbst, 1840 Professor in Basel, seit 1845 in Greifswald, 1850 in Kiel, seit 1867 in München, starb 1900; schrieb: „Die Lehre von dem Beweisurtheil" 1848, „Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens auf Grundlage der neueren Strafprozeßordnungen seit 1848" 1857, „Das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter" 1879, „Lehrbuch des deutschen Civilprozeßrechts" 2 Bde. 1887—96) und der bereits unter den Staatsrechtslehrern genannte **Zachariä**, Heinrich Albert, (geb. Herbsleben im Gothaischen 1806, habilitirte sich 1830 in Göttingen, 1842 Professor daselbst, 1848 Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung, 1867 Mitglied des konstituirenden norddeutschen Reichstags, starb 1875 in Canstadt; schrieb: „Die Lehre vom Versuche der Verbrechen" 1836—39, „Handbuch des deutschen Strafprozesses" 2 Bde. 1861—68. 2) **Wächter**, C. G. von (Biographisches siehe S. 530), „Lehrbuch des römisch-teutschen Strafrechts" 1825—26, „Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts" 1845, „Das königlich sächsische und das thüringische Strafrecht" 1857—58. — Ueber die Aufgabe der Strafrechtswissenschaft (1855 in Schletter's Jahrbüchern): „Die großen Bedenken, welche einem partikularisirenden Uebergangsstadium auf dem Gebiete des Privatrechts entgegenstehen würden, standen ihm auf dem des Strafrechtes nicht entgegen; auch war hier der Zustand ein ganz unhaltbarer geworden, was er dort nicht ist, und so mußte man hier, um allmählich zum Bessern zu kommen, zu dem kleineren Uebel greifen, zu den isolirten Kodifikationen. Daß man aber bei diesen nicht stehen bleiben sollte, kann nicht oft genug und nicht dringend genug ausgesprochen werden . . . Eine deutsche Gesetzgebung nach Kräften vorzubereiten und ihre Nothwendigkeit, wie ihre Ermöglichung zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen, ist eine der Hauptaufgaben der jetzigen Wissenschaft, wie es eine der wichtigsten Aufgaben unserer deutschen Regirungen ist, den Partikularismus auf dem Gebiete des Rechts zu überwinden und zum großen Werke einer gemeinsamen Gesetzgebung sich zu einigen." 3) **Geib**, Karl August (geb. Lambsheim 1808, von 1836 bis 51 Professor in Zürich, seit 1851 in Tübingen, starb 1864), „Geschichte des römischen Criminalprozesses bis zum Tode Justinian's" 1842, „Die Reform des deutschen Rechtslebens" 1848, „Lehrbuch des deutschen Stra-

Dreizehn Jahre und vier Monate arbeitete diese Kommission, am 27. 12. 1887 überreichte sie den fertig gestellten Entwurf dem Reichskanzler und im Jahre 1888 wurden Entwurf und auszugsweise mitgetheilte Motive (6 Bde. von zusammen 4660 Druckseiten; die sekreten Originalprotokolle füllen 12 309 metallographirte Folioseiten!) im Buchhandel veröffentlich. Zugleich erging die Aufforderung, „nicht bloß an die Vertreter der Rechtswissenschaft und die zur Rechtspflege Berufenen, sondern auch an die Vertreter wirthschaftlicher Interessen, von der Veröffentlichung Kenntniß zu nehmen und mit ihren Urtheilen und Vorschlägen zur Verwerthung für die weitere Beschlußfassung hervorzutreten." Das Werk stieß auf hochgespannte Erwartungen und — starken Widerspruch: „eine vieljährige hermetische Absperrung von der Außenwelt, das Streben nach einer Sprache, die nur dem ausgebildeten Juristen verständlich ist, mühevolle Ausarbeitung von Zahlengespinnsten, die durch gegenseitige Verweisung der Paragraphenzahlen das Gesetzbuch für jeden unbrauchbar machen sollten,

rechts" 1861—62. 4) **Schwarze,** Friedrich Oskar von (geb. Löbau 1816, seit 1839 Sekretär im sächsischen Kultusministerium, von 1843 bis 56 in richterlichen Stellungen und Mitglied der Gesetzgebungskommission, seit 1856 Oberstaatsanwalt, seit 1860 sächsischer Generalstaatsanwalt, 1875 geadelt, von 1867 bis 1884 Mitglied des Reichstags, starb 1886 in Dresden), „Die Reform des Strafverfahrens im Königreich Sachsen" 1850, „Das Strafgesetzbuch u. d. Strafprozeßordnung f. d. Königreich Sachsen" 1855, „Bemerkungen zur Lehre von der Verjährung im Strafrecht" 1867, „Kommentar zum Strafgesetzbuch f. d. Deutsche Reich" 1871, „Kommentar zu der deutschen Strafprozeßordnung" 1878. 5) **Haelschner,** Hugo Philipp Egmont (geb. Hirschberg 1817, habilitirte sich 1843 in Bonn, seit 1847 Professor daselbst, seit 1868 Mitglied des preußischen Herrenhauses, starb 1889 in Bonn), „Geschichte des brandenburg-preußischen Strafrechts" 1855, „System des preußischen Strafrechts" 1858—68, „Das gemeine deutsche Strafrecht" 1881—84. 6) **Berner,** Albert Friedrich, (geb. Strasburg in der Ukermark 1818, habilitirte sich in Berlin, wo er seit 1848 Professor), „Wirkungskreis des Strafgesetzes nach Zeit, Raum und Personen" 1853, „Lehrbuch des deutschen Strafrechts" 1857 (mehrfach übersetzt; 7. Aufl. 95), „Abschaffung des Todesstrafe" 1861. 7) **Holtzendorff,** Franz von (geb. Vietmansdorf 1829, habilitirte sich 1857 in Berlin, begründete 1860 den „Deutschen Juristentag", von 1866 bis 73 Professor in Berlin, seit 1873 in München, wo er 1889 starb), „Die Deportationsstrafe im römischen Alterthum" 1859, „Die Deportation als Strafmittel" 1859, „Das irische Gefängnißsystem" 1859, „Die Kürzungsfähigkeit der Freiheitsstrafen und die bedingte Freilassung der Sträflinge" 1861, „Die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft vom Standpunkt unabhängiger Strafjustiz" 1865. Herausgeber einer „Encyklopädie der Rechtswissenschaft" (Systematischer Theil und Rechtslexikon, 5 Bde. 1870—71; 4. Aufl. 1882), eines „Handbuches des deutschen Strafrechts" 4 Bde. 1871—77, „Handb. d. deutsch. Strafprozeßrechts" 2 Bde. 1879 und „Handb. d. Völkerrechts" 4 Bde. 1885—89. Vertheidigte im Jahre 1874 den Grafen Harry von Arnim. Liszt urtheilt: „Mit den hervorragendsten Kriminalisten aller Länder in engster Fühlung stehend, hat er mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen durch die Macht seiner Persönlichkeit gewirkt, nach allen Richtungen hin reichste Anregung ausstreuend, ein

der es nicht genau studirt hatte, dazu Motive, die von den Vortheilen oder Nachtheilen der Vorschläge, um die es sich handelte, vielfach gar nicht sprachen, dies waren die Eigenthümlichkeiten der viel gescholtenen ersten Ausarbeitung des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches" (Leonhard). Der Bundesrath entschloß sich daher im Jahre 1890 zur Bestellung einer zweiten Kommission und einer systematischen Aenderung der Bearbeitungsweise. Von der ersten Kommission wurden vier Mitglieder (Planck [der Generalreferent wurde], Küger, von Mandry, Gebhard) beibehalten, sieben Juristen traten als ständige Mitglieder hinzu und außerdem wurden zwölf unständige Mitglieder (davon 5 Juristen und 7 Nichtjuristen) bestellt, die „unbeschadet ihres Rechtes, an sämmtlichen Sitzungen theilzunehmen, zum Erscheinen nur insofern verpflichtet sein sollten, als der Vorsitzende der Komission das in Betracht der zur Berathung gelangenden Rechtsmaterie für erforderlich hielte." Die Kommission trat im Frühjahr 1891 zusammen, die über den ersten Entwurf ergangenen

Vermittler zwischen den Völkern." 8) **Mittelstädt,** Otto (geb. Schneidemühl 1884, Staatsanwalt im preußischen und hamburgischen Justizdienst, von 1876 bis 81 Obergerichts- und Oberlandesgerichtsrath in Hamburg, von 1881 bis 96 Mitglied des Reichsgerichtes, starb 1899), „Gegen die Freiheitsstrafen" 1879, „Schuld und Strafe" (drei Aufsätze im „Gerichtssaal" von 1892). In seinen Grundgedanken vielfach an den älteren Rigorismus anknüpfender — und dadurch trotz sonstigen Berührungen mit v. Liszt und dessen Anhängern isolirter — Gegner der einseitigen Entwicklung der Freiheitsstrafen im geltenden Strafrecht (zumal der kurzzeitigen Freiheitsstrafen) und des von ihm sogenannten „alten Schlendrians von Humanitätsgläubigkeit" in der Gefängnißwissenschaft. 9) **Liszt,** Franz Eduard von (geb. Wien 1851, habilitirte sich 1875 in Graz, seit 1879 Professor in Gießen, seit 1882 in Marburg, seit 1889 in Halle, seit 1899 in Berlin), „Das deutsche Reichspreßrecht" 1880, „Lehrbuch des deutschen Strafrechts" 1881 (8. Aufl. 97). Herausgeber der „Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung" Bd. I 1891, Bd. II 1898. Begründete mit dem bereits 1881 verstorbenen A. Dochow im Jahre 1880 die „Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft" und 1889 mit Ad. Prins (Brüssel) und G. A. van Hamel (Amsterdam) die „Internationale kriminalistische Vereinigung". Hauptforderungen derselben: bessere Individualisirung in der Strafrechtspflege (nicht das Verbrechen sei zu strafen, sondern der Verbrecher), fundamentale Unterscheidung zwischen Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrechern, zweckmäßigere Vereinigung präventiver und repressiver Maßregeln, Verbindung der richterlichen Thätigkeit mit dem Strafvollzug, Beseitigung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen, bedingte Verurtheilung. — Sätze aus einem 1898 gehaltenen Vortrage von Liszt's über „Das Verbrechen als sozial-pathologische Erscheinung": (Soziologische Natur der Kriminalität:) „Jedes Verbrechen ist das Produkt aus der Eigenart des Verbrechers einerseits und den den Verbrecher im Augenblick der That umgebenden gesellschaftlichen Verhältnissen andererseits; also das Produkt des einen individuellen Faktors und der ungezählten gesellschaftlichen Faktoren ... Jede nähere Untersuchung über die Bedeutung, welche die beiden Faktorengruppen in ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander haben, bestätigt die auf den ersten Blick sich aufdrängende Erkenntniß, daß die gesellschaftlichen

Kritiken waren im Reichsjustizamt zusammengestellt worden und wurden bei den Berathungen benützt, fortlaufende Berichte machten die Oeffentlichkeit mit den gefaßten Beschlüssen bekannt: kurz, man versuchte, dem draußen pulsirenden Leben, vor dem sich die erste Kommission scheu zurückgezogen hatte, die Theilnahme an der Gesetzesarbeit, wenn auch spät und beschränkt, zu ermöglichen. Der vom 9. bis 13. September 1895 in Bremen berathende Deutsche Juristentag erklärte sich mit 330 gegen 4 Stimmen (unter den 4 Dissentienten allerdings Gierke!) für den umgearbeiteten Entwurf und das baldige Zustandekommen des Gesetzes. Gegen Ende des Jahres beschloß die Kommission ihre Arbeit, der Bundesrath begnügte sich, abgesehen von bedeutenderen Korrekturen im Vereinsrecht, mit geringfügigen Aenderungen und am 17. 1. 1896 brachte der Reichskanzler die Vorlage an den Reichstag. Die erste Berathung nahm nur vier Sitzungen in Anspruch, dann erfolgte die Ueberweisung an eine Kommission von 21 Mitgliedern, und nachdem die Kommissionsberichte erstattet waren,

Faktoren ungleich größere Bedeutung für sich in Anspruch nehmen dürfen als der individuelle Faktor . . . Die Kriminalpolitik, als die nach festen Grundsätzen vorgehende Bekämpfung des Verbrechers, muß, wenn sie erfolgreich sein soll, bei den Ursachen des Verbrechens einsetzen, da ja jedes Uebel wirksam nur in seinen Wurzeln bekämpft werden kann. Wenn nun die gesellschaftlichen Faktoren des Verbrechens ungleich bedeutsamer sind als der individuelle Faktor, so muß der Kriminalpolitiker seine Aufmerksamkeit in erster Linie diesen gesellschaftlichen Ursachen zuwenden und durch Umgestaltung der ausschlaggebenden gesellschaftlichen Verhältnisse die von ihm gewünschte günstigere Gestaltung der Kriminalität herbeizuführen suchen." (Präventivaufgabe der Sozialpolitik:) „Die wirthschaftliche Lage, deren günstige oder ungünstige Gestaltung heute in erster Linie für die Entwicklung der Kriminalität in Betracht kommt, das ist die Gesammtlage der arbeitenden Klassen, ihre Lage nicht nur in finanzieller, sondern auch in körperlicher, geistiger, sittlicher, politischer Beziehung. Arbeitsunfähigkeit infolge von Alter, Krankheit, Invalidität; Arbeitslosigkeit, mag sie unverschuldet oder verschuldet sein; Arbeitslöhne und Arbeitszeiten, die eine vollständige Erhaltung der Kräfte und zugleich die Weiterentwicklung des Individuums nicht gestatten; Wohnungsverhältnisse, die nicht nur die Gesundheit der Familienglieder, sondern durch das Unwesen der Schlafburschen und Schlafmädchen und das enge Zusammenleben der heranwachsenden Kinder untereinander und mit den Eltern auch die Sittlichkeit untergraben; Arbeitsverhältnisse, die mit dem Familienleben zugleich die wichtigste Grundlage unserer ganzen heutigen Gesellschaftsordnung vernichten: diese und zahlreiche einschlagende weitere Umstände bilden nach meiner Ueberzeugung die mächtigste Gruppe der die Kriminalität ungünstig beeinflussenden Faktoren. Damit ist zugleich gesagt, daß eine auf Hebung der gesammten Lage der arbeitenden Klassen ruhig aber sicher abzielende Socialpolitik zugleich auch die beste und wirksamste Kriminalpolitik darstellt." (Schädlichkeit des geltenden Strafensystems:) „Durch die Freiheitsstrafe reißen wir den Verurtheilten heraus aus seiner Familie und seinem Beruf. Wir bringen ihn im Gefängniß, in dem es in zahlreichen Fällen an Aufsicht wie an Beschäftigung fehlt, in nächste Berührung mit andern, vielleicht vielfach vorbestraften Individuen. Und wenn er nach Wochen und Monaten oder nach Jahren wieder herauskommt in

wurde die zweite und dritte Lesung in zehn Sitzungen vom 19. Juni bis 1. Juli beendigt. Bei dem vorgerückten technischen Stadium des Gesetzeswerkes und dem starken Drängen der Reichsregirung, das Ergebniß der langjährigen Arbeiten definitiv in Sicherheit zu bringen, war die Thätigkeit des Reichstages von vornherein auf Einzelamendirungen hingewiesen und die Versuche der Sozialdemokratie, zumal im Familienrecht eine grundsätzliche Umbildung der bestehenden Rechtszustände herbeizuführen, zerschellten an dem geschlossenen Widerstande der Mehrheitsparteien. Wenn Lassalle scharfsichtig in der Vorrede zum „System der erworbenen Rechte" bemerkt hatte, daß „wo sich das Juristische als das Privatrechtliche völlig von dem Politischen loszulösen scheine, da sei es noch viel politischer als das Politische selbst, nämlich das soziale Element", so stellte sich doch seine Prophezeiung, „daß innerlich eine totale Umwandlungsperiode, die Zeit einer Weltwende für die Rechtswirklichkeit eingetreten sei", als verfrüht heraus. Nach Annahme durch den Bundesrath wurde am 16. 8. 1896

die Freiheit, so sind die Familienbande gelockert, wenn nicht gelöst; die Stelle, die er in seinem Berufe eingenommen hat, ist besetzt, und bei seiner Bewerbung um eine neue Stelle findet der entlassene Sträfling geschlossene Thüren. Wie viel Zeit und Geld, welcher Schatz von Menschenliebe und christlicher Geduld wird von unseren Fürsorgevereinen angemeldet, um die Deklassirung, die der Staat durch seine Strafrechtspflege vollzogen hat, wieder wett zu machen und den Entlassenen zurückzuführen in die Gesellschaft! Und doch müssen wir, wenn wir ehrlich sind, uns gestehen, daß diese Bemühungen in den meisten Fällen ohne bleibenden Erfolg sind, daß der einmalig Verurtheilte in den meisten Fällen, wie die Kriminalstatistik uns lehrt, wieder rückfällig wird."

Neuste Zeit: Anpassung der Rechtswissenschaft an die Bedürfnisse der Praxis. „In der juristischen Literatur zeigt sich ein steigender Einfluß der Rücksicht auf die Praxis und ihre Denkweise. Die Sammlung von Urtheilen höchster Gerichtshöfe, namentlich des Reichsgerichtes hat hier einen leicht verständlichen Einfluß ausgeübt. In den Zweigen, in denen Deutschlands Recht sich heute geeinigt hat, ist der Einfluß der Praxis besonders groß, so im Handelsrechte, Strafrechte, Prozeßrechte und Konkursrechte, noch größer wird er voraussichtlich auf dem Gebiete des neuen bürgerlichen Gesetzbuches sein" (R. Leonhard, Das neue Gesetzbuch als Wendepunkt der Privatrechtswissenschaft). — Reiche Kommentirung der Kodifikationen und der laufenden Gesetzgebung. — Ein Titelverzeichniß der von 1888—98 erschienenen Schriften über das im Bürgerlichen Gesetzbuch vereinigte Recht umfaßt nicht weniger als 387 Seiten, ein Nachtrag für das Jahr 1899: 67 Seiten! — G. Cohn, Das neue deutsche bürgerliche Recht in Sprüchen 4 Thle. 1896—1900: ein interessanter Versuch, in theilweiser Anlehnung an die Rechtssprichwörter der Vergangenheit „den ehernen Gesetzesregeln durch Spruch und Reim den Weg zur Auffassung und zum Gedächtniß" zu erleichtern.

Die namhaftesten lebenden deutschen Juristen, nach den Disziplinen ihrer Hauptthätigkeit geordnet, sind: Pandekten (Privatrecht römischen Ursprungs): B. W. Leist geb. 1819, E. J. Bekker, geb. 27, H. Dernburg geb. 29, A. Pernice geb. 41. Quellen des römischen Rechts und römische Rechtsgeschichte: Th. Mommsen geb. 17

das Gesetzbuch publizirt und trat am ersten Januar 1900 zugleich mit verschiedenen der Rechtserneuerung angepaßten Revisionen von Reichsgesetzen, u. a. einem revidirten Handelsgesetzbuch, ferner einer Grundbuch- und Subhastationsordnung und einem Gesetze über die freiwillige Gerichtsbarkeit in Kraft.

Zutreffend ist betont worden, daß die Wirkungen dieser größten legislatorischen That des Jahrhunderts auf das deutsche Rechtsleben davon abhängen werden, ob sie von der Mitarbeit nicht nur des Juristenstandes, sondern des gesammten Volkes getragen und fortentwickelt werden wird. Möge „was das Deutsche Reich, was das deutsche Volk niemals besessen, was vor mehr als einem Jahrtausend Bischof Agobard und nach ihm so viele Andere ersehnt und fruchtlos erbeten", möge die Rechtseinheit der allgemeinen Theilnahme am fürdern Ausbau des „rechten" Rechtes ein Sporn und so wie dem Einheitsbewußtsein der Nation auch ihrem lebendigen Gemeingeist eine kräftige Stütze werden!

O. Karlowa geb. 36, P. Krüger geb. 40. Deutsches Privatrecht: O. Gierke geb. 41, R. Sohm, geb. 41. Deutsches bürgerliches Recht (Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches): G. Planck geb. 24, J. von Staudinger geb. 36, F. Endemann geb. 57, L. Kuhlenbeck geb. 57. Handelsrecht: (W. Endemann geb. 25, gest. 1899), J. F. Behrend geb. 33, K. Gareis geb. 44, H. Staub geb. 56. Autorrecht: O. von Wächter geb. 25. Deutsche Rechtsgeschichte: F. Dahn geb. 34, F. von Thudichum geb. 37, R. Schröder geb. 38, H. Brunner geb. 40. Nordische Rechtsgeschichte: K. von Maurer geb. 23, C. von Amira geb. 48. Brandenburg.-preuß. Rechtsgeschichte: A. Stölzel geb. 31. Civilprozeß: (J. J. W. von Planck geb. 17, gest. 1900), L. Gaupp geb. 32, A. Wach geb. 43. Konkursrecht: H. Fitting geb. 31. Strafrecht: A. F. Berner geb. 18, H. Seuffert geb. 36, H. von Meyer geb. 37, Ph. J. Olshausen geb. 44, F. von Liszt geb. 51. Strafprozeß: M. Stenglein geb. 25, L. K. Binding geb. 41, E. Ullmann geb. 43. Staatsrecht: A. Hähnel geb. 30, P. Laband geb. 38, (G. Meyer geb. 41 gest. 1900), M. von Seydel geb. 46, Ph. Zorn geb. 50, G. Jellinek geb. 51. Völkerrecht: C. von Stengel geb. 40, C. Bergbohm geb. 49, F. Stoerk geb. 51. Verwaltungsrecht: F. von Martitz geb. 39, R. Loening geb. 48. Kirchenrecht: J. F. von Schulte geb. 27, R. Dove geb. 33, E. A. Friedberg geb. 37, W. Kahl geb. 49. Internationales Privatrecht: C. L. von Bar geb. 36. Vergleichende Rechtswissenschaft: G. Cohn geb. 45, J. Kohler geb. 49. Rechts- und Wirthschaftsphilosophie: R. Stammler geb. 56. Alle Genannten außer von Staudinger, Kuhlenbeck, Behrend, Staub, von Wächter, Olshausen, Stenglein sind Universitätsprofessoren; Kuhlenbeck, Staub und Wächter gehören dem Rechtsanwaltsstande, die übrigen vier dem Richterstande an. (Behrend war bis 1888 Professor und ist seitdem Reichsgerichtsrath; Olshausen ist seit 1899 Oberreichsanwalt.)

Eine umfassend angelegte „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft" hat **Stintzing,** Johann August Roderich von (geb. Altona 1825, habilitirte sich 1852 in Heidelberg, seit 1854 Professor in Basel, seit 57 in Erlangen [geadelt], seit 1870 in Bonn, starb 1883) in zwei Abtheilungen (1880 u. 84) unvollendet — und zwar nur bis zum Jahre 1700 reichend — hinterlassen. Die Fortsetzung von E. Landsberg liegt bis zum Jahre 1800 vor.

Anhang:

Uebersicht über das in Deutschland bis zum 1. 1. 1900 geltende bürgerliche Recht.

Gemeines Recht.

Das Gemeine Recht galt
- in folgenden preußischen Gebietstheilen:
  - Regirungsbezirk Stralsund;
  - Provinz Schleswig-Holstein mit Ausnahme einiger vormals jütischer Bezirke;
  - Provinz Hannover mit Ausnahme des Regirungsbezirks Aurich sowie der Kreise Lingen und Duderstadt;
  - Kreise Wetzlar, Neuwied, Altenkirchen und Meisenheim im Regirungsbezirke Koblenz;
  - Provinz Hessen-Nassau;
  - Regirungsbezirk Sigmaringen.
- in Bayern mit Ausnahme der Fürstenthümer Ansbach u. Bayreuth, einiger Orte im Amtsgerichtsbezirke Waldsassen u. des Marktes Redwitz sowie der Pfalz.
- in Württemberg.
- in Hessen mit Ausnahme der Provinz Rheinhessen.
- in Mecklenburg-Schwerin.
- in Sachsen-Weimar mit Ausnahme der früher erfurter Gebietstheile.
- in Mecklenburg-Strelitz.
- in Oldenburg mit Ausnahme des Fürstenthums Birkenfeld.
- in Braunschweig.
- in Sachsen-Meiningen.
- in Sachsen-Altenburg.
- in Sachsen-Coburg-Gotha.
- in Anhalt.
- in Schwarzburg-Rudolstadt.
- in Schwarzburg-Sondershausen.
- in Waldeck.
- in Reuß älterer Linie.
- in Reuß jüngerer Linie.
- in Schaumburg-Lippe.
- in Lippe.
- in Lübeck.
- in Bremen.
- in Hamburg.

In den vorstehend bezeichneten Gebieten des Gemeinen Rechtes galten außerdem von wichtigeren Partikularrechten die folgenden:
- Lübisches Recht.
- Jütisch Low (1240, 1590).
- Friesisches Recht (Nordstrander Landrecht 1572).
- Sachsenspiegel.
- Eiderstädter Landrecht (1591).
- Land- und Marschrecht (Gewohnheitsrecht in einzelnen Theilen der Provinz Schleswig-Holstein).
- Neumünsterische Kirchspielgebräuche.

Dithmarscher Landrecht.
Hamburger Stadtrecht (1603).
Bremer Stadtrecht (1433, 1489, 1534).
Recht des vormaligen Fürstenthums Osnabrück.
Münsterische Polizeiordnung (1740).
Schaumburgische Polizeiordnung (1615).
Solmser Gerichts- und Landesordnung (1571).
Katzenelnbogener Landrecht (1591).
Kurpfälzisches Landrecht (1610).
Nassau-Katzenelnbogensche Landesordnung (1616).
Kurkölnische Rechtsordnung (1663).
Kurtrierer Landrecht (1713).
Mainzer Landrecht (1755).
Recht des Bisthums Fulda.
Frankfurter Reformation (1578, 1611).
Bayerisches Landrecht (Codex Maximilianeus Bavaricus civilis 1756).
Bamberger Landrecht (1769).
Landrecht der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg.
Würzburger (Fränkische) Landgerichtsordnung (1618).
Nürnberger Reformation (1564).
Vorderösterreichisches Recht (Gesetzbuch Josephs II. 1786).
Württembergisches Landrecht (1610).
Sogenanntes gemeines Sachsenrecht.

Die Einwohnerzahl der gemeinrechtlichen Gebiete betrug etwa 16 500 000.

Sächsisches Bürgerliches Gesetzbuch (1863).

Das Gesetzbuch galt ausschließlich im Königreich Sachsen für eine Einwohnerzahl von etwa 3 500 000.

Preußisches Allgemeines Landrecht (1794).

Das Allgemeine Landrecht galt

in folgenden preußischen Gebietstheilen:
- Provinz Ostpreußen;
- Provinz Westpreußen;
- Provinz Posen;
- Provinz Schlesien;
- Provinz Brandenburg;
- Provinz Pommern mit Ausnahme des Regirungsbezirks Stralsund;
- Provinz Sachsen;
- Provinz Westfalen;
- Provinz Hannover:
  - Regirungsbezirk Aurich,
  - Kreis Lingen des Regirungsbezirks Osnabrück,
  - Kreis Duderstadt des Regirungsbezirks Hildesheim;
- Rheinprovinz:
  - Kreise Duisburg Stadt, Mülheim a. d. Ruhr, Essen Stadt, Essen Land, Ruhrort und Rees des Regirungsbezirks Düsseldorf.

innerhalb Bayerns: in den vormaligen fränkischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth.

innerhalb Sachsen-Weimars: in den 1815 mit dem Großherzogthume vereinigten erfurter Gebietstheilen.

In den Gebieten des Allgemeinen Landrechts galten an wichtigeren Partikularrechten noch folgende:

Ostpreußisches Provinzialrecht (1801).
Westpreußisches Provinzialrecht (1844).
Märkisches Recht.
Magdeburgisches Provinzialrecht.
Oberlausitzer Provinzialrecht.
Niederlausitzer Provinzialrecht.
Altpommersches Provinzialrecht.
Lübisches Recht.
Erfurter Provinzialrecht.
Provinzialrecht des vormaligen Herzogthums Sachsen.
Recht des Fürstenthums Osnabrück.
Partikularrecht des vormaligen Herzogthums Westfalen, des vormaligen Fürstenthums Siegen mit den Aemtern Burbach und Neuenkirchen und der vormaligen Grafschaften Wittgenstein.
Lingensches Landrecht (1639).
Münsterische Polizeiordnung (1740).
Ansbacher Provinzialrecht.
Bayreuther Provinzialrecht.

Die Einwohnerzahl der Gebiete des Allgemeinen Landrechts betrug etwa 21 200 000.

Rheinisches Recht.

Im Gebiete des Rheinischen Rechts galt theils Französisches Recht theils das Badische Landrecht.

I. Französisches Recht (Code civil 1804)

galt in folgenden Gebietstheilen:

in der preußischen Rheinprovinz mit Ausnahme der oben aufgeführten Theile.
im bayerischen Regirungsbezirk Pfalz.
in der hessischen Provinz Rheinhessen.
im oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld.
in Elsaß-Lothringen.

Diese Gebiete umfaßten eine Einwohnerzahl von etwa 6 700 000.

II. Badisches Landrecht (1808, 1809)

galt ausschließlich in Baden mit einer Einwohnerzahl von etwa 1 700 000.

Dänisches Recht (Gesetzbuch Christians V. von Dänemark 1683) galt in einigen vormals zu Jütland gehörigen Theilen der Provinz Schleswig-Holstein mit einer Einwohnerzahl von etwa 15 000.

Oesterreichisches allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch (1811) galt in einigen Orten des Amtsgerichtsbezirks Waldsassen im bayerischen Regirungsbezirk Oberpfalz und im Markt Redwitz (bei Wundsiedel) im bayerischen Regirungsbezirk Oberfranken mit einer Einwohnerzahl von etwa 2500.

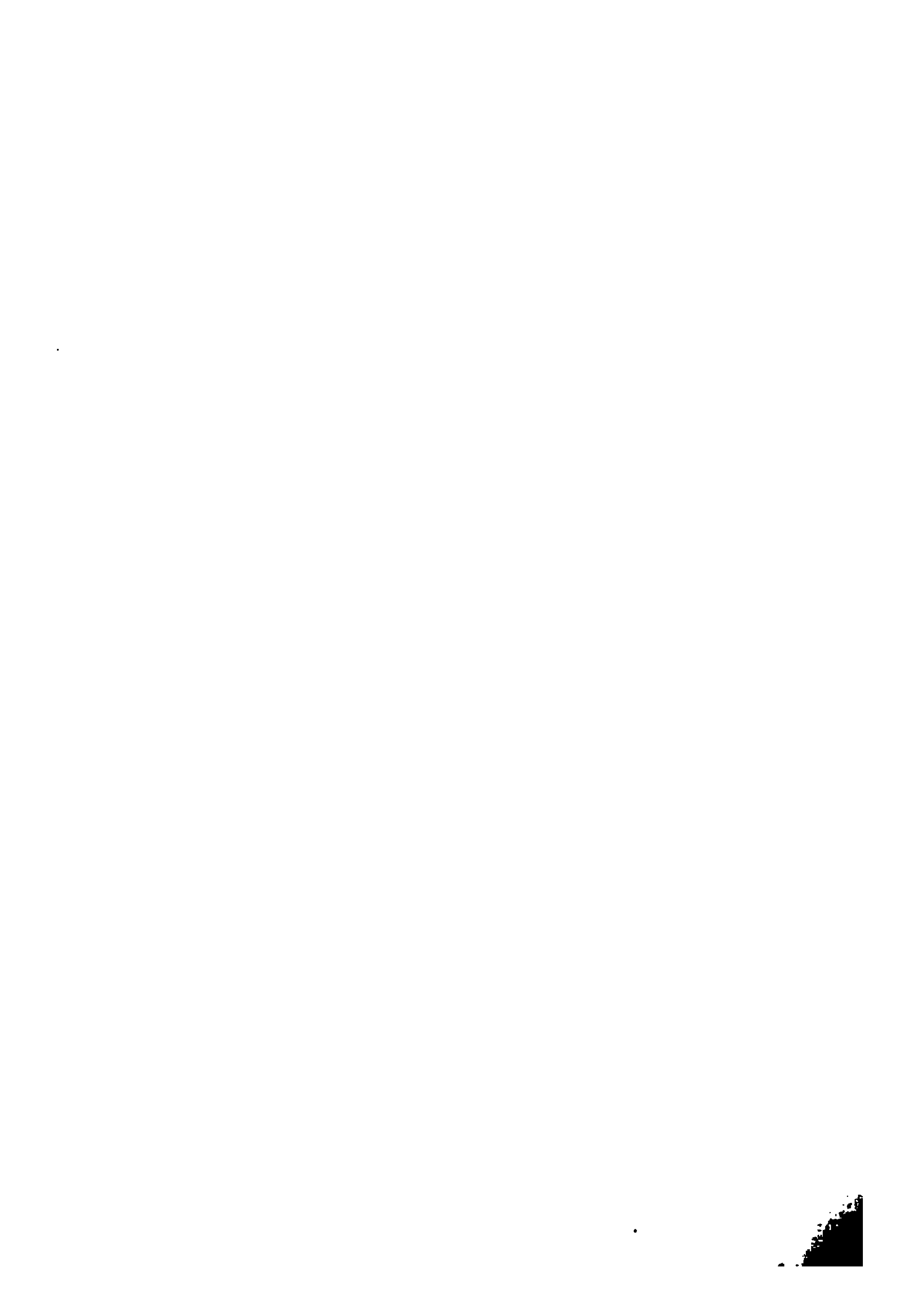
Das Deutsche Jahrhundert
Abtheilung V.

Geschichte Deutschlands
im
neunzehnten Jahrhundert

von

Dr. phil. Richard Schmitt,
a. o. Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

Berlin 1901.
Verlag von F. Schneider & Co.
H. Klinsmann.



I.

Das Ende des alten Reiches.

Wer am 6. Juli des Jahres 1798 den Weißen Saal des königlichen Schlosses zu Berlin betrat, der fand dort die hervorragendsten Männer der Mark Brandenburg vereinigt. Es war die Ritterschaft, die dem neuen, jungen Könige Friedrich Wilhelm III. huldigte. Da standen sie, die Vertreter der Geschlechter, die so oft in unwandelbarer Treue den Hohenzollern gedient, gar mancher von ihnen hatte noch unter dem großen Friedrich Lorbeeren gepflückt und dachte voll Stolz an die Tage zurück, wo Preußen siegreich gegen drei Großmächte gestritten. Alle waren im ständischen Ornat und fein gepudert erschienen, rechts standen die Altmärker, links die Neumärker, in der Mitte die Kurmärker, vor ihnen der Domdechant von Brandenburg im violetten Talar. Noch einmal zeigte sich hier die höfische Pracht der alten Zopfzeit, gar bald aber sollten die Tage kommen, wo man keine Perruquiers mehr brauchte. Schon hatte sich in diese erlauchte Versammlung ein Mann hineingeschoben, dessen schwarzer Kopf keine Spur von Puder zeigte, unwillig betrachtete man ihn und der Unwille steigerte sich, als man den mit einer dreifarbigen Schärpe geschmückten Eindringling erkannte: es war der Gesandte der französischen Republik, Bürger Sieyes, früher als Geistlicher ein Diener der katholischen Kirche, jetzt aber ein Mann, der längst mit der Vergangenheit gebrochen, der für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt, der nun aber trotz-

Häusser: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes. 1854—57. — Heigel: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches (der 1899 erschienene I. Band führt bis 1792, der II. Band ist zur Zeit noch nicht vollendet). — von Treitschke: Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, Leipzig 1879 bis 1895 (der V. Band führt bis zum Anfang des Jahres 1848, der Tod des Verfassers verhinderte die Fortsetzung). — Oncken: Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege, II. Band, 1886.

dem als Vertreter Frankreichs hier geduldet werden mußte. Wohl fühlten sich die märkischen Edelleute, die heute versammelt waren, um ihrem neuen Herrscher Treue zu schwören, unangenehm berührt, wenn sie in ihrer Mitte einen Mann erblickten, der als Königsmörder bezeichnet worden war, aber er mußte geduldet werden, denn schon vor drei Jahren hatte Preußen mit der französischen Republik zu Basel Frieden geschlossen. Im Herbst 1797 hatte auch Oesterreich im Frieden von Campo Formio dem Kampfe entsagt. Die alte Monarchie hatte es aufgegeben, die Bewegung niederzuwerfen, der ein Königsgeschlecht, das 800 Jahre über Frankreich geherrscht, zum Opfer gefallen war.

Doch nur von kurzer Dauer war die Ruhe. Oesterreich, Rußland und England verbanden sich in der zweiten Coalition, um Frankreichs Macht zu brechen. Preußen stand vor der Frage, ob es dem Bündnisse beitreten sollte. Der junge König konnte sich zu diesem Schritt nicht entschließen, sondern blieb neutral. Vielleicht hätte man sich fortreißen lassen, wenn die Verbündeten größere Erfolge errangen. Aber der Verlauf des Krieges war nicht dazu angethan. Dagegen ließ sich bald erkennen, daß in Frankreich geordnetere Verhältnisse wiederkehrten. Der jugendliche General Bonaparte, dessen Siege schon längst die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregt, war aus Egypten zurückgekehrt, hatte die Direktorial-Regierung gestürzt und sich zum ersten Konsul gemacht. Ihm gegenüber bedeutete die Macht der beiden andern Konsuln Cambacérès und Lebrun so gut, wie nichts. Sieyes, der bei Ausarbeitung der Konsular-Verfassung geholfen, zog sich vorsichtig zurück. Es konnte kein Zweifel mehr bestehen, Bonaparte strebte nach der höchsten Würde, er allein besaß die feste, starke Hand, die dem durch lange innere Kämpfe erschütterten Frankreich die Ruhe wiederzugeben vermochte. Er aber war auch der Mann, der den Sieg über die äußeren Feinde erringen konnte.

Im Mai des Jahres 1800 brach Bonaparte von Paris auf, schon im Juni stand er in Oberitalien und erfocht bei Marengo einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher. Zwar setzte der Wiener Hof den Krieg fort, und England that desgleichen, aber der Eifer Kaiser Pauls von Rußland war erlahmt. Russische Truppen standen noch auf den normannischen Inseln. Bonaparte forderte die preußische Diplomatie auf, dahin zu wirken, daß diese Truppen fortgenommen

Sieyes, geb. 1748, gestorben 1836, war ursprünglich Geistlicher, schloß sich dann der revolutionären Bewegung an. Großen Einfluß hatten seine Schriften: Essai sur les privilèges, ferner: Qu'est-ce que le tiers-état, und: Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen. 1798 kam Sieyes als Gesandter nach Berlin. 1799 trat er in das Direktorium der französischen Republik ein und lehnte nach dem Staatsstreich Bonapartes die Konsul-Würde ab. Während des ersten Kaiserreichs wurde er Senator und Graf. Nach der Wiederkehr der Bourbonen mußte er als Königsmörder Frankreich verlassen. Die Revolution des Jahres 1830 ermöglichte auch ihm die Heimkehr.

würden. Kaiser Paul versprach es zu thun, erklärte aber, daß er es nur aus Rücksicht auf Preußen thäte.

Unstreitig war die Lage Preußens augenblicklich eine viel bessere, als wenn es sich Oesterreich angeschlossen und dessen Schicksal getheilt hätte. König Friedrich Wilhelm III. würde jetzt eine Achtung gebietende Vermittlerrolle gespielt haben, wenn er erfahrener gewesen wäre und bessere Rathgeber zur Seite gehabt hätte. Der Zar, wie der erste Konsul, beide bewarben sich um seine Freundschaft. Im Sommer 1800 kam bereits eine Allianz zwischen Preußen und Rußland zu stande.

Fast schien es, als sollte sich die Zahl der Verbündeten vermehren, die Spitze aber gegen England gerichtet werden. Britische Kriegsschiffe hielten Handelsschiffe neutraler Staaten unter dem Vorwande an, daß sie im Verdacht ständen, Kriegscontrebande bei sich zu führen. Eine dänische Fregatte wollte dänische Kauffahrteischiffe vor englischer Untersuchung schützen. Hierbei kam es zum Kampfe und die Fregatte wurde von den Engländern mit Beschlag belegt. Zwar gaben die Engländer sie bald darauf wieder frei, aber die Dänen mußten einstweilen darauf verzichten, ihre Handelsschiffe durch eigene Kriegsschiffe zu begleiten.

In Rußland hatte das Vorgehen der Briten einen tiefen Eindruck gemacht. Es war deutlich zu sehen, daß man in London die Streitigkeiten der kontinentalen Mächte benutzen wollte, um die englische Uebermacht, mit der es auf den Meeren gebot, rücksichtslos zur Geltung zu bringen. Rußland schlug deshalb vor, mit Preußen, Schweden und Dänemark die bewaffnete Neutralität zu erneuern, die 1780 während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes begründet worden war. Rußland und die skandinavischen Staaten einten sich auch bald über die Zahl der Kriegsschiffe, mit denen sie im Frühjahr 1801 gegen England vorgehen wollten, aber was sollte das unglückliche Preußen machen, das immer noch keine Flotte besaß! Denn das Werk, das einst der große Kurfürst begonnen, dann in den Zeiten des siebenjährigen Krieges Friedrich der Große wieder aufgenommen, es war immer wieder vernachlässigt worden, obgleich von Ost- und West-Preußen, von Pommern und von Ostfriesland aus die preußischen Handelsschiffe auf die Meere hinausfuhren. Je schutzloser aber Preußen zur See war, desto mehr mußte es sich veranlaßt fühlen, die Schritte der Gegner Englands anderweitig zu unterstützen. Rasch hatte Bonaparte erkannt, welche großen Vortheile er aus diesen Verhältnissen ziehen konnte. Er war bereit, dem russisch-skandinavischen Bunde beizutreten, hoffte auch Spanien dafür gewinnen zu können. Zwar lehnte man in Kopenhagen den Vorschlag ab, man schreckte vor dem Kriege zurück und hoffte offenbar, durch Drohungen und diplomatische Verhandlungen die Rechte der Neutralen wahren zu können. Aber Rußland schloß mit Frankreich Frieden und Oesterreich mußte sich überlegen, ob es ohne Hülfe der übrigen Kontinental-Staaten, allein im Bunde mit England, den Krieg gegen Frankreich fortsetzen

wollte. Schon verhandelten Josef Bonaparte, der Bruder des ersten Konsuls, und der österreichische Gesandte Cobenzl zu Luneville, doch zwang erst die Niederlage von Hohenlinden die Oesterreicher zur Nachgiebigkeit.

An die Spitze der kaiserlichen Armee, die in Süddeutschland gegen die Franzosen kämpfte, war der Erzherzog Johann gestellt worden, obgleich er ein unerfahrener Jüngling von 18 Jahren war. Sein Rathgeber war der General von Lauer. Am 3. Dezember des Jahres 1800 kam es bei Hohenlinden in Oberbayern zur Schlacht, in welcher die Franzosen unter Moreaus Führung einen glänzenden Sieg erfochten. Der Waffenstillstand, der bald darauf geschlossen wurde, bildete nur den Uebergang zu dem Frieden von Luneville, welcher am 9. Februar 1801 unterzeichnet wurde. Deutschland verlor das linke Rheinufer; Mainz, Köln, Aachen, Trier wurden französisch. Wie viele Erinnerungen aus der Zeit alter deutscher Kaiserherrlichkeit knüpften sich an diese Städte! und nun mußten sie als Mayence, Cologne, Aix-la-Chapelle und Trèves ihre alte glänzende Vergangenheit vergessen. Sie mußten sehen, wie die welschen Beamten in das Land kamen und fremde Sitten einführten. Die junge Mannschaft mußte unter der blau-weiß-roten Flagge hinausziehen und kämpfen, oft genug gegen die deutschen Brüder. Für den Ruhm des Unterdrückers, für die Größe Frankreichs und für die Herrschaft Bonapartes wurde das Leben gar vieler junger Rheinländer hingeopfert. Und bei der Blutsteuer blieb es nicht, denn wer zu Hause bleiben durfte, hatte mit seinem Geld zu den Lasten des Krieges beizutragen.

Inzwischen spielte sich in Deutschland ein widerliches Schauspiel ab. Den weltlichen Fürsten, die durch Abtretung des linken Rheinufers Verluste erlitten, waren Entschädigungen versprochen worden. Die Unkosten sollten hauptsächlich die geistlichen Fürsten, sowie die Reichsstädte, tragen. In Regensburg, wo der Reichstag tagte, wurde an diesem Werke gearbeitet, mehr vielleicht noch in Paris, wohin die Menge der ländergierigen deutschen Diplomaten strömte. Durch die Gunst des Konsuls Bonaparte und seines Ministers Talleyrand erreichte gar mancher deutsche Fürst mehr, als er beanspruchen durfte. Der Reichsdeputationshaupt-

Moreau, geb. 1761 zu Morlaix in Frankreich, war einer der ausgezeichnetsten Generale der französischen Republik. Bonaparte, dem er unbequem werden konnte, verbannte ihn. 1813 trat Moreau in den Dienst des russischen Kaisers, wurde aber in der Schlacht bei Dresden schwer verwundet und starb wenige Tage darauf.

Talleyrand-Perigord, Karl Moritz Prinz von, wurde 1754 geboren. Er trat in den geistlichen Stand ein und wurde 1788 Bischof von Autun. Dann trat er in die politische Laufbahn ein und diente im Laufe seines wechselvollen Lebens der Republik, dem Konsul und Kaiser Napoleon I., nach der Restauration der Bourbonen Ludwig XVIII., und zuletzt dem Bürgerkönig Ludwig Philipp. [illegible]

schluß, der am 25. Februar 1803 zu Stande kam, machte endlich dem wüsten Treiben ein Ende. Oesterreich erhielt Trient und Brixen, trat dafür Breisgau an den entthronten Herzog von Modena ab. Preußen bekam die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, sowie Theile vom Bisthum Münster, ferner die bisherigen thüringischen Besitzungen des Mainzer Kurfürsten, nämlich Erfurt und das Eichsfeld, außerdem die Abteien Essen, Werden, Elten und Quedlinburg und die freien Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar. Der entthronte Großherzog von Toscana wurde mit Salzburg und Berchtesgaden, der Kurfürst von Mainz mit Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar entschädigt. Bayern wurde durch Würzburg, Bamberg, Freising, Eichstätt, Augsburg (jedoch nur Gebiet ohne die Stadt Augsburg, die freie Reichsstadt blieb) und Passau, Württemberg durch mehrere Abteien und Reichsstädte vergrößert. Baden erhielt einen sehr ansehnlichen Gebietszuwachs, indem ihm die rechtsrheinische Rheinpfalz mit Mannheim und Heidelberg, sowie Reichsstädte und Theile von oberrheinischen Bisthümern zugesprochen wurden. Hessen und Nassau bekamen geistliches Gebiet auf dem rechten Rheinufer, Nassau-Oranien das Bisthum Fulda und die Abtei Corvey, Hannover erhielt das Bisthum Osnabrück, und Oldenburg das Bisthum Lübeck. Nur sechs freie Reichsstädte blieben bestehen, nämlich Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Waren zwei geistliche Kurfürsten, die von Köln und Trier, ihrer Würde beraubt, so wurden dafür vier neue weltliche geschaffen: der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen-Kassel und der mit Salzburg entschädigte frühere Großherzog von Toscana erhielten den Kurhut.

Es waren gewaltige Aenderungen, durch die die Karte des deutschen Reiches eine ganz andere Gestalt erhielt. (Treitschke sagt in seiner Deutschen Geschichte v. 19. Jahrh. I S. 192: „Mit der Revolution von 1803 begann für Deutschland das neue Jahrhundert, das in Frankreich schon vierzehn Jahre früher angebrochen war.") Doch sollten bald noch weitere Umwälzungen stattfinden, die dem alten Kaiserthum den Todesstoß versetzten.

Schon im Jahre 1804 war die Herrschaft des korsischen Emporkömmlings so sicher befestigt, daß er es wagen durfte, sich zum Kaiser der Franzosen zu erklären. Noch war es Zeit, solcher Anmaßung entgegen zu treten. Aber der Träger der alten Krone Karls des Großen dachte nicht daran, Franz II. benutzte vielmehr die Gelegenheit, um den Titel eines Kaisers von Oesterreich anzunehmen. Beruhte die Würde eines römisch-deutschen Kaisers auf der Wahl der Kurfürsten, war sie verknüpft an ein Reich, das dem Verfall unrettbar verloren erschien, so bot dagegen das österreichische Erbkaiserthum die Gewähr, daß das Haus Habsburg-Lothringen auch ferner zu den vornehmsten Herrschergeschlechtern des Erdkreises gezählt werden würde.

Unwillig dagegen hatte der Träger der russischen Kaiserkrone, Alexander I., die Thatsache hingenommen, daß ein Mann bürgerlicher

Herkunft eingedrungen war in die Reihe der europäischen Herrscher, und daß er sich gleich das Zeichen der höchsten Würde, die Kaiserkrone, auf das Haupt gesetzt. Der Zar hatte nicht übel Lust, das Schwert zu ziehen. Freilich lag zwischen Rußland und Frankreich noch eine andere Großmacht, nämlich Preußen, aber die hoffte man fortzureißen. Und England konnte nur froh sein, wenn es auf dem Kontinent Bundesgenossen fand. Hatte es doch erleben müssen, daß der englische Gesandte Rumbold in seinem Landhause bei Hamburg verhaftet und nach Paris geschleppt worden war. Einige Zeit vorher war der Herzog von Enghien, ein bourbonischer Prinz, in Baden heimtückisch von Schergen Napoleons aufgehoben, nach Frankreich geschafft und dort erschossen worden. Man mußte befürchten, daß dem englischen Gesandten ein ähnliches Loos bevorstand. König Friedrich Wilhelm III. forderte darum den Kaiser Napoleon mit dringenden Worten auf, Rumbold frei zu geben. Wirklich erreichte er es, und Napoleon ließ die Erklärung abgeben, daß er den Verhafteten entlassen, weil der König von Preußen sich für ihn verwandt habe. Es war deutlich zu sehen, daß der Kaiser der Franzosen bemüht war, sich die Freundschaft Friedrich Wilhelms zu sichern. Er brauchte sie um so nöthiger, als er neuen großen Kämpfen entgegenging. Die Friedensschlüsse von Luneville und Amiens hatten Europa keine dauernde Ruhe gegeben. Der Krieg mit England war unvermeidlich, und dieses Reich verband sich mit Rußland und Oesterreich. Der König von Preußen wünschte, den Frieden zu erhalten. Wäre er erfahrener gewesen, so würde er gewußt haben, daß in diesem Augenblick die Zukunft seines Staates am besten gesichert wurde, wenn er Napoleon niederwerfen half, allein man glaubte in Berlin, es genüge, wenn Preußen eine enge Fühlung mit Frankreich nähme, dann würden Oesterreich und Rußland auch den Krieg scheuen, und der Kontinent würde sich dann weiter der Ruhe erfreuen.

Der Kaiser von Rußland war über die Politik Preußens sehr ungehalten. Er dachte daran, mit Gewalt den Durchmarsch durch preußisches Gebiet zu erzwingen. Einer seiner einflußreichsten Beamten, der polnische Fürst Czartoryski, hätte es sogar nicht ungern

Aus der Literatur über Napoleon erwähne ich:

Roloff, G.: Napoleon I. 1900. Die Feldherrnthätigkeit Napoleons behandelt Graf York von Wartenburg: Napoleon als Feldherr, 2. Aufl., 1887—88. Ferner erwähne ich gleich hier das Buch von Roloff: Die Kolonialpolitik Napoleons I., 1899.

Ulmann: Russisch-preußische Politik unter Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. bis 1806. 1899. Bailleu: Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807, Leipzig 1881 und 1887 (8. und 29. Band der Publikationen aus den Königl. Preuß. Staats-Archiven, enthält die wichtigsten Urkunden über die Beziehungen Preußens zu Frankreich in jener Zeit); die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne von 1805, veröffentlicht im 1. Heft der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften herausgegeben vom Großen Generalstabe, dritte Auflage, 1883.

gesehen, wenn es zwischen Preußen und Rußland zum Krieg gekommen wäre. Denn auf diesem Wege hoffte er, seine Landsleute von preußischer Herrschaft befreien zu können. Sein Traum war, das alte polnische Reich unter der Regierung Alexanders I. wieder herzustellen; in einer Hand sollten die Kronen Rußlands und Polens vereinigt sein. Die weiten Gebiete, die Preußen bei den Theilungen erhalten, sollten dem Scepter Alexanders unterworfen werden.

Wenn es also Czartoryski nicht ungern gesehen hätte, daß ein Bruch zwischen Rußland und Preußen die Möglichkeit zu einer Eroberung der östlichen Provinzen Preußens gegeben hätte, so wünschte Alexander nicht den Krieg, sondern hoffte durch Gewalt und Drohungen den König Friedrich Wilhelm auf seine Seite ziehen zu können. Allein man raffte sich in Berlin zu einem kräftigen Entschluß, man machte mobil. Die ostpreußischen, westpreußischen und neu-ostpreußischen Truppen, ungefähr 40 Bataillone und 65 Schwadronen stark, sollten unter den Oberbefehl des Generals von Rüchel treten. Das südpreußische Armeecorps sollte sich bei Sieradz versammeln, sein Kommandeur war der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen. General von Grawert hatte den Auftrag mit Truppen, deren Stärke etwa einer Division entsprach, Oberschlesien und die Grafschaft Glatz zu decken. Die Reserve-Armee unter dem Feldmarschall von Möllendorf blieb einstweilen noch in den Friedensquartieren. Der General Graf von Kalckreuth bekam den Auftrag, in Pommern Truppen zu versammeln.

Während so im Osten der Monarchie eine starke Truppenmacht aufgestellt wurde, begnügte man sich damit, im Westen den General von Blücher mit dem westfälischen Korps zur Verfügung zu haben. Die Stärke dieses Korps entsprach ungefähr der einer Division. Von Frankreich befürchtete man nichts, alle Machtmittel wurden gegen Rußland gerichtet.

Da kam am 6. Oktober 1805 die Nachricht nach Berlin, daß der französische Marschall Bernadotte mit seinen Truppen durch das preußische Gebiet von Ansbach marschirt war. Hatte man bisher gefürchtet, Rußland könnte die Neutralität Preußens verletzen, so war es jetzt Frankreich, das dies that, und seinen Vortheil daraus zog. Denn Bernadotte kam dem von Mack kommandirten österreichischen

Bernadotte, geb. 1763 zu Pau in Frankreich, wurde Soldat, 1799 Kriegsminister der französischen Republik, 1804 Marschall. 1810 wählten ihn die Schweden zu ihrem Kronprinzen. Als solcher focht er 1813 gegen sein ehemaliges Vaterland (siehe später). 1818 wurde er als Karl XIV. Johann König von Schweden. Er starb 1844.

Mack, Freiherr von, geb. 1752 in Franken, trat in österreichische Dienste und kämpfte in den Kriegen, die Oesterreich gegen die französische Rupublik führte. 1797 wurde er Feldmarschall-Lieutenant. In Folge der Kapitulation, wurde er zum Tode verurteilt, aber mit Festungshaft begnadigt. Später wurde er völlig begnadigt. Er starb 1828.

Heere in den Rücken, und dies war genöthigt, Mitte Oktober bei Ulm zu kapituliren.

König Friedrich Wilhelm war auf das Aeußerste entrüstet, als die Nachricht von dem Neutralitäts-Bruch nach Berlin gelangte. Wenige Tage darauf beschloß er, nun auch den Russen den Durchzug zu gestatten. Gleichzeitig war er bereit, sich der russischen Politik wieder zu nähern; doch blieb auch jetzt noch sein Hauptziel die Erhaltung des Friedens.

Inzwischen hatte der Zar mit Erbitterung vernommen gehabt, daß Preußen gegen ihn rüstete. Nun gewann Czartoryski wieder den Einfluß über ihn. Emsig war man beschäftigt in Polen zu schüren. Die Eroberung sollte den Russen durch eine Erhebung der preußischen Polen erleichtert werden. Offen sprach der Zar diese Absicht dem österreichischen Militär-Bevollmächtigten Baron von Stutterheim aus, welcher vergebens warnte. Aber als man auch in Wien ernste Bedenken hegte, sich die Feindschaft Preußens zuzuziehen, fing Alexander wieder an, zu schwanken. Er war bereit, mit dem König Friedrich Wilhelm eine Zusammenkunft zu vereinbaren, mündlicher Gedankenaustausch sollte die Mißverständnisse heben.

Da traf ganz überraschend im russischen Hauptquartier die Nachricht ein, daß die Franzosen die Neutralität Ansbachs verletzt, und daß in Folge dessen ein völliger Umschwung in Berlin eingetreten sei. Jetzt hatte Czartoryski nichts mehr zu hoffen. Alexander entschloß sich, nach Preußen zu reisen. Am 25. Oktober langte er in Berlin an, von dort begab er sich nach Potsdam. Hier fanden die entscheidenden Berathungen statt. Der Zar mußte bald auf die Idee verzichten, Preußen mit sich fort reißen zu können. Alles, was er erreichen konnte, war das Versprechen Friedrich Wilhelms, eine bewaffnete Vermittlung zu unternehmen. Sollte Kaiser Napoleon die Friedensvorschläge Preußens zurückweisen, dann wollte der König sich mit Rußland und Oesterreich verbinden. In der Potsdamer Konvention, die Anfang November abgeschlossen wurde, wurden die Einzelheiten näher bestimmt.

König Friedrich Wilhelm wählte den Grafen **Haugwitz** zum Unterhändler, dieser sollte in das französische Hauptquartier abreisen und den Kaiser Napoleon zur Nachgiebigkeit bringen. Wollte man dies aber durchsetzen, so mußte man auch die nöthige Macht haben, mit der man dem kühnen Korsen drohen konnte. Nun rächte es sich, daß man an der französischen Grenze nur das kleine Truppenkorps des Generals Blücher mobilisirt hatte, alle verfügbaren Kräfte waren nach der Ostgrenze geschoben, da man bisher den Feind in Rußland gesucht. Tüchtige Feldherren würden es wohl verstanden haben, die Korps des Prinzen Hohenlohe, der Generale Rüchel und Grawert möglichst rasch nach Mähren oder zur Donau zu führen, um dort

Haugwitz, geb. 1752 in Schlesien, war unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. Minister. Er starb 1831.

wo die militärische Entscheidung lag, Schulter an Schulter mit den Russen und Oesterreichern gegen die Franzosen zu kämpfen. Aber die preußischen Militärs meinten, daß man erst in etwa sechs Wochen schlagfertig sein würde. So wurde denn die Abreise des Grafen Haugwitz bis zum 14. November verschoben. Er sollte erst dann im französischen Hauptquartier ankommen, wenn Preußen in der Lage war, im Nothfalle das Schwert in die Wagschale werfen zu können. Denn immer noch klammerte man sich in Berlin an der Hoffnung, man könnte durch Drohungen den Herrscher Frankreichs einschüchtern, er würde Frieden schließen, wenn er merke, daß Preußen mit Nachdruck Forderungen aufstelle.

Wie täuschte man sich doch in der Person des großen Feldherrn! Im raschen Fluge war Napoleon bis Mähren vorgedrungen. Dort in der Hauptstadt des Landes, in Brünn, fand ihn Haugwitz Ende November. Kostbare Wochen waren vergangen, die Fehler der preußischen Politik ließen sich nicht wieder gut machen. Denn schon stand die Entscheidungsschlacht vor der Thür. Napoleon schickte den Grafen Haugwitz nach Wien, indem er vorgab, die persönliche Sicherheit des preußischen Vermittlers sei durch die bevorstehende Schlacht gefährdet.

Am 2. Dezember wurde der Kampf bei Austerlitz ausgefochten, die Russen und Oesterreicher erlitten eine schwere Niederlage. Wenige Tage darauf fand eine Zusammenkunft zwischen den Kaisern Napoleon und Franz statt. Ein Waffenstillstand wurde verabredet, kraft dessen der Kaiser von Oesterreich sich verpflichtete, keine fremden Truppen in seinen Landen zu dulden. Das bedeutete, daß die Russen den österreichischen Boden zu räumen hatten, die Preußen ihn nicht betreten durften.

Somit war auch diese Koalition gesprengt und Frankreichs Herrscher war wieder in der Lage, die Karte Europas zu verändern.

Was aber sollte nun aus Preußen werden, das sich durch die Potsdamer Konvention den beiden jetzt geschlagenen Monarchen so eng genähert hatte? Am 8. Dezember erfuhr man in Berlin, daß Napoleon bei Austerlitz Sieger geblieben, am 9. beschloß der König, seine Truppen in Böhmen einrücken zu lassen. Ging man kräftig vor, so war es gar nicht ausgeschlossen, daß der Krieg eine andere Wendung nahm. Noch waren die Russen nicht aus Mähren abgezogen, man konnte sich mit ihnen vereinigen. Oesterreich aber, daß bald durch die harten Friedensbedingungen Napoleons erschreckt wurde, konnte vielleicht auch zum Widerstand ermuntert werden. Der Dreibund, der 1813 den Kaiser der Franzosen niederwarf, würde schon 1805 ein großes Ziel erreicht haben, wenn das noch völlig ungeschwächte Preußen diplomatisch, wie militärisch, kräftig geleitet worden wäre.

Allein es war unserm Vaterlande nicht beschieden, sich rechtzeitig der drohenden Gefahr zu erwehren. In sieben Jahren harter

Prüfung sollte es erst erfahren, wie schwer sich die Sünden der Politik rächen, es sollte zertreten werden von dem brutalen Eroberer, und so das verlorene Gut der Freiheit schätzen lernen.

Als der König von Preußen den Beschluß gefaßt, seine Truppen nach Böhmen vorrücken zu lassen, glaubte er, daß die Geschlagenen von Austerlitz den Kampf fortsetzen würden. Da langte am 11. Dezember die Nachricht an, daß Oesterreich den Waffenstillstand geschlossen. Eine kräftige Politik hätte sich nicht daran gekehrt, sie hätte versucht, den Oesterreichern wieder Muth einzuflößen und würde sich nicht gescheut haben, auch nur im Bunde mit Rußland die drohende Gefahr abzuwenden. Denn das mußte sich doch selbst der einfältigste Diplomat sagen, daß Napoleon nie den Preußen ihr jetziges Verhalten verzeihen würde. Die Gefahr, im Jahre 1806 vereinzelt zu unterliegen, war ungleich größer, als alle Besorgnisse, die im Dezember 1805 eine Kriegserklärung einflößen konnte.

Aber die schwächliche Politik siegte. Am 12. Dezember wurde der Befehl ertheilt, daß die marschirenden Truppen Halt machen sollten. Am 15. traf der österreichische General Stutterheim, am 16. der russische Fürst Dolgoruki in Berlin ein. Letzterer brachte einen Brief des Zaren mit, worin dieser die Hoffnung aussprach, es würde Preußen gelingen, sich mit Frankreich zu arrangiren, auf alle Fälle sei er aber bereit, den König mit allen seinen Kräften zu unterstützen.

Unzweideutig ging aus dem Briefe hervor, daß Kaiser Alexander den Wunsch nach Frieden hegte, daß er hoffte, Preußen würde sich wieder mit Frankreich aussöhnen. Aber gleichzeitig spricht der Zar es eben so deutlich aus, daß er helfen wird, falls diese Aussöhnung nicht erfolgt. In Preußens Interesse hätte es jetzt gelegen, den Zaren festzuhalten, ehe die russischen Truppen den Heimweg angetreten. Doch diese günstige Gelegenheit wurde wieder versäumt.

Inzwischen war aber bereits viel Schlimmeres geschehen. Am 13. Dezember war Haugwitz zweimal von Napoleon empfangen worden. Am Vormittag stellte sich der Kaiser sehr aufgebracht. Durch die Konvention von Potsdam sei ihm thatsächlich von Preußen der Krieg erklärt worden. Man werfe ihm vor, daß er die Neutralität von Ansbach gebrochen . Er habe dies in dem guten Glauben gethan, daß der König von Preußen sein Freund sei und ihm dies erlaube. Wolle man deswegen den Krieg, nun so fürchte er ihn nicht. Mit einigen Komplimenten äußerte er sich dann über die preußische Armee, er wisse wohl, sie sei besser, als die Truppen, die er eben geschlagen. Aber bisher sei ihm das Glück immer günstig gewesen. Preußen habe ihm den Handschuh hingeworfen, er müsse ihn aufheben. Aber, fuhr der Kaiser fort, sein Herz sei zwar verwundet, doch der Kopf setze sich dem entgegen. Preußen und Frankreich seien zu gegenseitiger Freundschaft gemacht, wohin solle der Bruch führen?

Nachdem so Haugwitz durch dieses Drohen und Locken mürbe gemacht worden war, wurde er am Nachmittag aufs Neue vom Kaiser

empfangen. Er schien jetzt versöhnlicher gestimmt zu sein, sagte zu Haugwitz, heute Morgen habe er gemeint, der Krieg sei unvermeidlich, nun aber schlage er Preußen einen Vertrag vor, durch den das gute Einvernehmen wieder hergestellt werden könne. Die Grundzüge desselben waren: Preußen und Frankreich verbinden sich zusammen, um sich gegenseitig ihren Besitzstand zu garantiren, mit sammt den Vergrößerungen, die geplant sind, ebenso wird der Besitzstand Bayerns und die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei garantirt. Preußen soll das Kurfürstenthum Hannover erhalten, ein Land, das die alten brandenburgischen Gebiete in nähere Verbindung mit den ostfriesischen und westfälischen Besitzungen gebracht haben würde. Aber der Preis war unverhältnißmäßig hoch, denn erstens gerieth Preußen, wenn es Hannover annektirte, ohne Zweifel in Feindschaft mit England, war ja doch damals der Kurfürst von Hannover auch zugleich König von England. Zweitens aber sollte Preußen drei Gebiete abtreten, die seit langen Zeiten unter der Herrschaft der Hohenzollern standen, nämlich Ansbach an Bayern, Neuenburg an den Kaiser der Franzosen, das dieser später dem Marschall Berthier schenkte, und den Rest des Herzogthums Kleve an einen noch zu bestimmenden Reichsfürsten.

Wie ungünstig dieser Vertrag für Preußen war, ist leicht zu erkennen. Aber Haugwitz ließ sich verleiten, zu Schönbrunn abzuschließen. Wohl konnte er einigermaßen sein Gewissen dadurch beschwichtigen, daß der König ja noch die Unterschrift verweigern und damit Alles null und nichtig machen durfte. Aber in welche Lage hätte er dann den Monarchen gebracht! Schon konnte Napoleon auf Oesterreich drücken, so daß dieses gegen Ende des Jahres den Frieden von Preßburg schließen, Tirol und Venetien abtreten mußte.

Haugwitz soll später dem französischen Gesandten Laforest gegenüber erklärt haben, daß ihm der König vor seiner Abreise die geheime Instruktion mitgegeben, auf alle Fälle den Frieden mit Frankreich zu sichern. Offenbar handelt es sich hier um eine Diplomatenlüge. Denn nur dem Gesandten Frankreichs gegenüber enthüllte Haugwitz dieses angebliche Geheimniß und auch erst dann, als er ein Interesse daran hatte, die Sache so darzustellen, als ob Preußen nie an einen Bruch mit Frankreich gedacht. Unglaublich aber ist es, daß der zwar schüchterne, unerfahrene, schwankende, aber doch grundehrliche König Friedrich Wilhelm III. seinem Minister einen Auftrag gegeben hätte, der das gerade Gegentheil von dem enthielt, was eben erst dem Zaren fest und feierlich versprochen worden war.

Als Haugwitz nach Berlin zurückkam, war man dort keineswegs gewillt, den Vertrag so, wie er zu Schönbrunn abgeschlossen, anzuerkennen. Vielmehr wünschte man einige Aenderungen, „Modifikationen", wie man sich ausdrückte. Man betonte, daß der Vertrag nicht als ein offensiver gelten sollte, die Verpflichtungen dürften erst dann in Kraft treten, wenn der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich gesichert sei; man verlangte ferner, daß England in die Abtretung von Hannover einwillige. Aus dem Verhalten des französischen

Gesandten schloß man, daß Frankreich diese Modifikationen annehmen würde. In unglaublicher Verblendung und Sorglosigkeit begann man hierauf die Armee aus Sparsamkeitsrücksichten zu demobilisiren. So beraubte man sich der Waffe, die einzig und allein Schutz gegen die Uebergriffe Napoleons gewähren konnte. Als Unterhändler aber sandte man wieder den Grafen Haugwitz, so wenig sich derselbe auch eben bewährt haben mochte.

Als Haugwitz in Paris eintraf, um den modifizirten Vertrag abzuschließen, harrte seiner eine neue Ueberraschung. Napoleon erklärte, die Frist, binnen welcher der Schönbrunner Vertrag ratifizirt werden mußte, sei verstrichen, jetzt stellte er wieder härtere Bedingungen. Nicht nur nahm er also die Modifikationen nicht an, sondern er brachte Preußen in eine noch schwierigere Lage. Es sollte sofort Hannover annektiren, auf einen Widerspruch, den England erheben könnte, wurde keine Rücksicht genommen. Ja, Preußen wurde direkt in den Krieg gegen England verwickelt, denn es mußte sich verpflichten, die Mündungen der Elbe, Weser und Ems den Engländern zu sperren. Das hieß, den schwachen preußischen Seehandel schutzlos der Rache Englands preisgeben. Und welche Erbitterung mußte es unter den Hannoveranern erregen, wenn sie nicht bloß ihrem angestammten Herrscherhause entrissen, sondern wenn auch zu gleicher Zeit Handel und Verkehr unterbunden, werthvolle Einnahmequellen zerstört wurden. War ferner zu Schönbrunn versprochen worden, daß Preußen für die Abtretung von Ansbach eine kleine Abrundung des Gebietes von Baireuth bekommen sollte, so war jetzt keine Rede mehr davon. Statt eines Reichsfürsten als Herzog des abzutretenden rechtsrheinischen Landes wurde jetzt ein Franzose, Murat, der Schwager Napoleons, präsentirt. Ihm wurde auch das Herzogthum Berg, daß den Wittelsbachern bisher gehörte, als ein Großherzogthum übergeben.

Preußen war, nachdem es seine Armee auf Friedensfuß gesetzt, kaum mehr im Stande, dem Willen des herrschsüchtigen Kaisers entgegen zu treten. Von Oesterreich war augenblicklich keine Hülfe zu erwarten, von Rußland jetzt mitten im Winter noch weniger. So wurde denn statt des gemilderten Schönbrunner, der verschärfte Pariser Vertrag unterzeichnet.

Nur wenige Wochen vergingen, so erlebte Preußen eine neue Schmach. Der Großherzog von Berg ließ die Abteien Essen, Werden und Elten besetzen unter dem Vorwande, sie gehörten zu dem rechtsrheinischen Kleve. Das entsprach aber nicht der Wirklichkeit, sie waren vielmehr erst in Folge der 1803 vorgenommenen Säkularisirungen an Preußen gekommen. Wieder machte man in Berlin einen schwachen Versuch, sich zu wehren, die Truppen des Generals von Blücher wurden verstärkt. Aber einen ernsteren Widerstand wagte man nicht, die preußischen Besatzungen räumten die Abteien, man wollte Napoleon keinen Vorwand zum Kriege geben. Auch als die Franzosen die Festung Wesel, die Preußen doch nicht an Frankreich, sondern

an das Großherzogthum Berg abgetreten hatte, besetzten, fühlte man wohl, welche Gefahr für die westphälischen Lande darin lag, aber man verhinderte den Schritt nicht.

Nun aber trat eine gewaltige Umwälzung ein. Schon lange konnte man nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß Napoleon die süddeutschen Staaten eng an seine Politik knüpfen wollte. Im Sommer 1806 wurde das Ziel erreicht, der Rheinbund, der errichtet wurde, brachte ganz Süddeutschland und einen Theil von Westdeutschland in ein Abhängigkeits-Verhältniß zu Frankreich. Wieder verschwanden eine große Menge kleiner Staaten, die ohne den geringsten Schein eines Rechtes von Napoleon mediatisirt und denjenigen Fürsten, die ihm willfährig waren, überwiesen wurden. So wurde die Souveränität der Hohenlohe, der Fürstenberg und anderer angesehener Geschlechter vernichtet, während andere kleine Herren, die sich der Gnade Napoleons erfreuten, ihr Ländchen behielten. So trat der Graf von der Leyen zum Fürsten erhoben in den Rheinbund ein, er war der Neffe Dalbergs, darum wurde er geschont. Dalberg selbst hatte sich vollständig der napoleonischen Politik angeschlossen. Er behielt die Würde eines Erzbischofs von Mainz, legte aber die des Kur-Erzkanzlers nieder und wurde Fürst-Primas des Rheinbundes. Einige Jahre später erhielt er den Titel eines Großherzogs von Frankfurt. Der Kurfürst von Baden und der Landgraf von Hessen-Darmstadt nahmen schon jetzt die großherzogliche Würde an, die Kurfürsten von Bayern und Württemberg hatten bereits die Königskrone statt des Kurhutes eingetauscht.

Anfang August sagten sich die Rheinbundstaaten offen von Kaiser und Reich los. Kaiser Franz war nicht stark genug, um diesem Abfall entgegen zu treten. Wäre nicht jetzt eine Gelegenheit gewesen, die Scharte des vergangenen Jahres auszuwetzen und im Bunde mit Preußen der brutalen Gewalt des Korsen entgegen zu treten? In Wien fehlte der Muth zum kühnen Wagen und Preußen mußte vereinzelt den Verzweiflungskampf aufnehmen.

In kläglicher Weise ging das tausendjährige alte Reich zu Ende. Gern hätte Kaiser Franz für einen freiwilligen Verzicht auf die Krone einige kleine Vortheile eingetauscht. Es war zu spät. Man spottete über das Schattenreich, das unfähig war sich zu wehren. Da legte Kaiser Franz die Würde eines Kaisers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nieder und war zufrieden, wenigstens als Herrscher von Oesterreich Kaiser zu sein.

Das deutsche Vaterland hatte schon manche schwere Zeit durchgemacht, aber selbst die kaiserlose des Interregnums hatte es überstanden. Nun aber schien es auf immer verloren zu sein. „Es ist kein Deutschland mehr", so schrieb damals die Mainzer Zeitung. „Was man für Anstrengungen einer gegen ihre Auflösung kämpfenden Nation zu halten versucht werden könnte, sind nur Klagen weniger Menschen an dem Grabe eines Volkes, das sie überlebt haben."

Ja, selbst zu klagen, war nicht mehr erlaubt. Damals erschien

eine anonyme Flugschrift, betitelt: Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Der Buchhändler Palm in Nürnberg, der die Schrift verbreitet hatte, wurde verhaftet, und da er sich weigerte, den Verfasser zu nennen, am 26. August zu Braunau (Braunau im heutigen Ober-Oesterreich, nicht zu verwechseln mit Braunau in Böhmen) erschossen. Ein jeder deutsche Mann mußte nun wissen, welches Schicksal seiner harrte, wenn er es wagte, dem „Protektor" der deutschen Rheinbundsstaaten zu trotzen.

Um jene Zeit aber trat dem Rheinbund noch ein deutscher Fürst bei, der kein Geringerer war, als der leibliche Bruder des Kaisers Franz, nämlich Ferdinand, der früher Großherzog von Toscana, dann Kurfürst von Salzburg gewesen, nun aber Großherzog von Würzburg wurde. Der Sproß des alten Erzhauses war wie ein Beamter von einer Stellung in die andere versetzt worden, nun war er schließlich nichts Besseres mehr, als der Vasall des korsischen Emporkömmlings. Aber schon galt es als eine hohe Ehre, wenn deutsche Fürstenkinder in die Familie des Gewalthabers aufgenommen wurden. Eine bayerische Königstochter wurde die Gemahlin von Napoleons Stiefsohn Beauharnais, die Adoptivtochter Stephanie Beauharnais aber heirathete den badischen Thronfolger. Ein Jedes trachtete danach, die Gunst des mächtigen Kaisers zu erlangen. Die neuen Könige und Großherzöge waren recht eigentlich Herrscher von Napoleons Gnaden.

II.

Die Niederlage Preußens.

Wie zu erwarten stand, hatte der König von England die Einverleibung seines Kurfürstenthums Hannover in Preußen nicht gebilligt. Preußen hatte Neuenburg, Ansbach und das rechtsrheinische Kleve abgetreten, ohne den sicheren Besitz von Hannover zu erlangen. Die englischen Kaperschiffe schädigten den preußischen Seehandel in empfindlichster Weise, preußische Schiffe wurden mit Beschlag belegt, wo sie Englands Macht erreichte, die Häfen aber der Nordsee wurden blockirt. Nicht einmal in der Ostsee blieb die kleine preußische Handelsflotte ungestört, denn die Schweden eröffneten ebenfalls Feindseligkeiten. Auch hatte man nicht wenig Besorgniß, die Freundschaft Rußlands zu verlieren, weil Preußen die Integrität der Türkei garantirt hatte. So zeigten sich die Folgen der schlechten preußischen Politik überall. Und war man wirklich sicher, daß Frankreich, dem man so

Literatur über den Krieg 1806.

von Lettow-Vorbeck: Der Krieg von 1806 und 1807. 1891—96. — von Zwiedineck-Südenhorst: Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871), I. Band 1897;

viele Opfer gebracht, sich dankbar erweisen würde? Was Preußen seit dem Schönbrunner Vertrag von Napoleon erlitten, das zeigte, wie wenig es gelungen war, den Kaiser nachgiebiger zu stimmen. Wohl forderte der französische Minister Talleyrand den Berliner Hof auf, er möge die Stiftung des Rheinbundes benutzen, um ein norddeutsches Kaiserreich zu gründen. Aber zu gleicher Zeit intriguirte Napoleon und suchte die deutschen Kleinstaaten seines Schutzes gegen Preußen zu versichern. Vergeblich bemühte man sich in Berlin, die letzten Reste Deutschlands um das schwarzweiße Banner zu sammeln. Nach allen Proben politischer Unfähigkeit und Schwäche, die die preußische Diplomatie in jüngster Zeit gegeben, konnten die kleinen Höfe nicht mehr mit Vertrauen nach dem Staate blicken, der einst, wo ein Friedrich der Große ihn beherrschte, im Fürstenbunde sicheren Schutz und Schirm gewährte.

Da aber erfuhr man in Berlin von einer neuen Verrätherei Napoleons. Der Kaiser suchte mit England Frieden zu schließen, da die französische Marine der englischen nicht gewachsen war und ihm deshalb dieser Feind ganz besonders unbequem erschien. Um die Engländer zu gewinnen, erbot er sich, Hannover wieder zurückzugeben. Also Preußen sollte um die Entschädigung für seine Opfer, um die Erwerbung, die ihm die Feindschaft Englands zugezogen, betrogen werden!

Immer mehr wurden jetzt selbst die Friedfertigsten von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein Kampf mit Frankreich unvermeidlich sei. Aber, unter wie viel ungünstigeren Bedingungen ging man nun dem Kriege entgegen, als vor einem halben Jahre! Preußen war vereinsamt und durch die ungeschickte Politik seiner Diplomaten war Alles derartig verfahren, daß man gar nicht darauf rechnen konnte, im gegebenen Augenblick mächtige Bundesgenossen zu finden.

Aber viele Patrioten vertrauten auf die Armee. Sie zählte in ihren Reihen gar manchen General, der noch aus der Schule Friedrichs des Großen hervorgegangen war. Wohl warnten einsichtige Männer, die mit scharfem Auge bemerkt, daß die preußische Armee veraltet und der französischen keineswegs gewachsen war. Man achtete nicht auf solche Stimmen, sondern fuhr fort, Fehler auf Fehler zu häufen.

Die Grundfesten des Staates waren in den unglücklichen elf Jahren, da Friedrich Wilhelm II. regierte, erschüttert worden. Einen vortrefflich geordneten Staat, ausgezeichnete Finanzen, ein gutes Kriegsheer hatte Friedrich der Große seinem Nachfolger hinterlassen. Aber die elende Günstlingswirthschaft, die im Zeitalter Friedrich Wilhelms II. herrschte, hatte es verschuldet, wenn Friedrich Wilhelm III. ein wankendes Staatswesen vorfand. Tüchtige Männer gab es genug im preußischen Lande, aber schwer fiel es ihnen, in einflußreiche Stellungen zu gelangen. Ist es doch eine alte Erfahrung, daß Männer, die nicht durch Tüchtigkeit, sondern durch Protektion in die Höhe gekommen, das wahre Tal[illegible]erdrücken, weil sie sich vor ihm

fürchten. Der junge König aber war zu schüchtern und unerfahren, um sich von allen Rathgebern seines Vaters zu trennen; nur einige der schlimmsten wurden entfernt.

So ist es erklärlich, daß ein Diplomat, wie der Graf Haugwitz, sich immer noch halten konnte. Außer ihm aber wirkte noch verhängnißvoll der Kabinettsrath Lombard. Er stammte aus der französischen Kolonie und war der Sohn eines Perruquiers. Ungeeignet war auch der Geheime Kabinettsrath Beyme. Er war ein rechtschaffener Mann und ein fleißiger Arbeiter, aber kein starker Charakter.

Gegen diese drei Männer richtete sich eine heftige Erbitterung. Alle einsichtigen Patrioten bemerkten, daß der Staat sich in einer überaus kritischen Lage befand, und daß der König hierbei besserer Rathgeber bedurfte. Da entschlossen sich angesichts der großen Noth mehrere hervorragende Männer, an den König eine Bittschrift zu senden mit der Aufforderung, Haugwitz, Beyme und Lombard zu entlassen. Die Schrift war von dem Historiker Johannes von Müller verfaßt, unterschrieben hatten sie sogar zwei Brüder des Königs, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, auch Prinz Louis Ferdinand, sowie der Prinz von Oranien, gehörten zu den Unterzeichnern. Aber der König faßte diesen gut gemeinten Schritt sehr ungnädig auf und behielt seine Räthe.

Ebenso blieben an der Spitze der Armee eine große Anzahl von Generalen, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Man hat später den Offizieren gar manche Schuld zugeschoben, deren Ursache an anderer Stelle zu suchen ist. Auch im Heerwesen mußte Friedrich Wilhelm III. büßen, was sein Vater versäumt. Durch die schwankende Steuerpolitik, welche sichere Einnahmequellen, die Friedrich der Große geschaffen, aufgab, durch die Verschwendung, die mit Staatsgeldern und Staatsgütern getrieben worden war, durch die Kriege ferner in Holland, Frankreich und Polen waren die preußischen Finanzen erschöpft worden, und als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung kam, sah er sich genöthigt zu sparen. Leider wurde die Sparsamkeit auch im Heerwesen soweit getrieben, daß darüber die Sicherheit des Staates vernachlässigt wurde. Die Gewehre waren alt und schlecht, die Mannschaften vielfach zu alt und durch zu lange Beurlaubung dem Kriegsdienst entfremdet. Zu alt aber waren vor Allem die Generale. Clausewitz, einer der hervorragendsten Militärschriftsteller des

Lombard, geb. 1767, gest. 1812. — Literatur: Hüffer: Die Kabinettsregierung in Preußen und J. W. Lombard.

Müller, Johannes von, geb. 1752, gest. 1809. Er war nach Berlin berufen worden und sollte der Historiograph Friedrichs des Großen werden. Nach dem Zusammenbruch Preußens trat er in die Dienste des neuen Königs von Westphalen; Werke: Die Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft 1786—1808. „Sämmtliche Werke" 1809—1819. Literatur: Thiersch: Ueber J. v. M. 1881

Clausewitz, von, geb. 1780, gest. 1831, war 1806 Adjutant des Prin-
August von Preußen. Seine „Hinterlassenen Werke über Krieg und Kriegf[illegible]

19. Jahrhunderts, hat sich später mit freimüthiger, theilweiser recht scharfer, Kritik über die damaligen Führer der preußischen Armee geäußert. Der Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunschweig, ein Neffe Friedrichs des Großen, hatte sich vor 49 Jahren in der Schlacht bei Hastenbeck sehr ausgezeichnet gehabt, und Friedrich der Große urtheilte über ihn, daß er von der Natur dazu bestimmt sei, ein Held zu werden (OEuvres de Frédéric le Grand, tome IV, Berlin 1847, S. 138). Aber schon in den Kriegen gegen die französische Republik hatte er wenig Lorbeeren gepflückt. Was sollte nun dieser 71 jährige in veralteten Anschauungen lebende Feldherr gegen Napoleon und das wohl disciplinirte Heer des Kaiserreichs!

Auch der Feldmarschall von Möllendorf hatte bereits sich im siebenjährigen Krieg als Held bewiesen, aber nun war er nur noch ein guter Figurant, (Clausewitz: Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, S. 435.) der König nahm ihn mit in das große Hauptquartier, „weil man ihn sonst nicht anzustellen wußte" (a. a. O. S. 482).

Auch der General von Rüchel war schon als junger Offizier Friedrich dem Großen aufgefallen, und Rüchel bewahrte ihm stets ein dankbares Andenken. „Friedrich der Große!" war sein drittes Wort und sein höchstes Ideal war es, dem großen König nachzuahmen. Clausewitz meint, man hätte den General von Rüchel „eine aus lauter Preußenthum gezogene concentrirte Säure nennen mögen" (a. a. O. S. 435).

Vom General von Grawert wußte man ebenfalls, daß er ganz in den Anschauungen lebte, wie sie in denjenigen Zeiten des siebenjährigen Krieges entstanden waren, da die Preußen immer mehr in die Defensive gedrängt worden waren.

Einer der tüchtigsten preußischen Generale war der Prinz Louis Ferdinand. Clausewitz nennt ihn den preußischen Alcibiades, (a. a. O. S. 437) und dieser Ausdruck bezeichnet Alles, die Vorzüge wie die Fehler, des Prinzen. Kühn, glänzend begabt, aber leichtsinnig, konnte er gewiß Treffliches leisten, wenn man ihn in die rechte Stelle zu bringen wußte.

Ein wackerer Mann war auch der Fürst von Hohenlohe. Er hätte sein kleines schwäbisches Ländchen retten können, wenn er dem Rheinbund beigetreten wäre, aber er verschmähte es, von Napoleon

wurden nach seinem Tode 1832—1837 in 10 Bänden herausgegeben. Aus naheliegenden Gründen unterblieb damals die Veröffentlichung der Schrift: „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe". Erst 1888 wurde sie vom Preußischen Großen Generalstab als 10. Heft der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften herausgegeben. Ferner möchte ich hier auf die Arbeit von von der Goltz: Roßbach und Jena (1883) aufmerksam machen.

Hohenlohe, Fürst von, geb. 1746, gest. 1818. Von ihm stammen die Linien Hohenlohe-Oehringen und Hohenlohe-Ingelfingen ab. Der jetzige Fürst von Hohenlohe-Oehringen und Herzog von Ujest ist sein Urenkel, Prinz Adolf von Hohen-

abhängig zu werden. Leider entsprachen seine Fähigkeiten nicht den schwierigen Aufgaben, die ihm im Laufe des Feldzuges gestellt wurden.

Chef des großen Generalstabes und des Ingenieurkorps, zu gleicher Zeit auch Inspekteur sämmtlicher Festungen und Chef des Kriegs-Kollegiums war der General-Leutnant von Geusau. In der Hand dieses Mannes lagen viele verantwortungsvolle Aemter, zu viel für eine Kraft. Er war damals 70 Jahre alt, also so alt, wie Moltke 1870. Aber leider war er kein Moltke, sondern ein Mann, dem große leitende Ideen fehlten. Er war fleißig und gewissenhaft, aber erlag der Menge von Arbeit, die auf ihn einstürmte.

Ihm waren als General-Quartiermeister-Leutnants die Obersten Phull, Massenbach und Scharnhorst beigegeben. Phull und Massenbach stammten aus Württemberg. Der Erstere galt für ein Genie, man sagte ihm nach, daß er Schrullen hätte, aber ein fester Charakter wäre. Er, wie Scharnhorst, waren für einen Krieg gegen Frankreich. Dagegen trat der Oberst von Massenbach für ein Bündniß mit Napoleon ein. Massenbach war ein sogenannter Blender, man hatte ihn lange Zeit sehr überschätzt. In den Zeiten der Noth bewährte er sich nicht, sondern bewies, daß er ein unklarer Kopf und ängstlicher Mensch war.

Ein wirklich hervorragender Militär war aber der Oberst Scharnhorst. Er war der Sohn eines hannoverschen Wachtmeisters, seine Mutter war die Tochter eines vermögenden Bauern. Erst nach manchen schweren Kämpfen hatten die Eltern ihr Glück begründet. Es war ihnen möglich geworden, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Der eine Sohn, der eben genannte Oberst, war 1801, im Alter von 46 Jahren, aus der hannoverschen in die preußische Armee getreten. Er gehörte 1806 zu den besten Kräften des preußischen Heeres. Leider blieb sein Einfluß damals beschränkt; wo er ihn zur Geltung bringen konnte, bewies er, daß es noch preußische Offiziere gab, die ihren Gegnern gewachsen waren.

Expedirender General-Adjutant des Königs war der Oberst von Kleist. Er ist 1813 durch seinen Sieg bei Nollendorf berühmt geworden. Er war ein trefflicher Mann, rechtschaffen und fein ge-

lohe-Ingelfingen, welcher 1862 preußischer Ministerpräsident war, sein Sohn. Dessen Sohn wieder war der bekannte Artillerie-General und Militärschriftsteller Prinz Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen (geboren 1827, gestorben 1892).

Scharnhorst, Gerhard Johann David von, geb. 12. 11. 1755 zu Bordenau im Kurfürstenthum Hannover. 1773 wurde er Schüler der schaumburg-lippeschen Militairschule, 1778 trat er in hannoversche, 1801 in preußische Dienste. 1802 wurde er geadelt. Er starb 28. 6. 1813 in Prag. Ihm zu Ehren ist das 1. Hannoversche Feld-Artillerie-Regiment Nr. 10 benannt. — Werke: Handbuch für Offiziere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften (1787—90) Militairische Denkwürdigkeiten (1797—1805) — Literatur: Max Lehmann Scharnhorst (1886—87).

bildet, aber auch außer Stande, Ordnung in die verwirrten Verhältnisse zu bringen.

Hier hätte nur der König selbst helfen können. Aber er war zu schüchtern, besaß zu wenig Selbstvertrauen, und konnte sich nicht entschließen, die ungeeigneten Elemente durch tüchtigere zu ersetzen.

Es gab, wie Clausewitz (S. 479 u. 480) gezeigt, zwei Möglichkeiten, den Krieg zu führen. Entweder man mußte eine kühne Offensive nach Franken machen, die Franzosen überfallen, ehe sie sich vereinigt, ihre Korps einzeln schlagen. Der Plan würde wahrscheinlich nicht in allen Stücken geglückt sein, vermuthlich hätte ein großer Theil des französischen Heeres sich rückwärts concentrirt und wäre so der vereinzelten Niederlage ausgewichen. Immerhin konnte der Feldzug dann mit Erfolgen beginnen, die eigenen Truppen und die Bundesgenossen wurden ermuthigt, die Rheinbundsfürsten dagegen in Schrecken gesetzt. Sah man sich wirklich später genöthigt, nach Thüringen zurückzugehen, so war Zeit gewonnen, um inzwischen die Truppen aus den östlichen Provinzen herankommen zu lassen.

Der andere Plan konnte der sein, sich langsam, ohne ein entscheidendes Gefecht zu liefern, hinter die Elbe, dann hinter die Oder, vielleicht sogar bis zur Weichsel zurückzuziehen. Dazu gehörte allerdings viel Opfermuth und Charakterstärke. Man hätte von vornherein blühende Provinzen, sogar die Hauptstadt Berlin, dem Feinde preisgegeben. Aber es lockten auch große Erfolge. Es wäre möglich gewesen, die Entscheidungs-Schlacht im Osten der Monarchie zu schlagen, mit Heranziehung der ostpreußischen, neu-ostpreußischen und südpreußischen Truppen, vielleicht sogar mit Hülfe der Russen. Man denke sich das preußisch-russische Heer, das 1807 noch tapfer genug gegen die Franzosen focht, verstärkt durch all die schlesischen, märkischen, magdeburgischen, pommerschen und westphälischen Regimenter, die 1806 zu Grunde gegangen waren! Man hätte ferner dann zur rechten Zeit Vorkehrungen treffen können, daß die Festungen sich vertheidigten, die 1806 in der allgemeinen Panik kapitulirten. So hätten die Franzosen Truppen zur Sicherung ihrer rückwärtigen Verbindungen zurücklassen müssen, und wären wahrscheinlich nur mit 80 000 Mann an der Weichsel angekommen.

Aber die preußische Heeresleitung zog es vor, ihre Truppen in Thüringen zu sammeln. Dort brachte man ungefähr 110 000 Mann zusammen, während 10—12 000 Mann in Westphalen und 30 bis 40 000 Mann in den östlichen Provinzen standen. Etwa 15—18 000 Sachsen kamen den Preußen zu Hülfe, auch der Herzog von Sachsen-Weimar schickte sein Bataillon. Die übrigen norddeutschen Staaten verhielten sich neutral, so der Kurfürst von Hessen, dessen kleine Armee man ganz gut hätte brauchen können. Ja sogar das Herzogthum Braunschweig blieb neutral, obgleich sein Landesherr der preußische Oberbefehlshaber und General-Feldmarschall war. Auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin verbat sich auf das Entschiedenste jede Beitragsleistung, und auch die freien Hansestädte, die doch aus

Handelsrücksichten Napoleons Macht hätten bekämpfen müssen, wollten die gewünschte Geld-Unterstützung nicht bewilligen.

Mit England, das man eben erst so schwer gereizt, waren ebenfalls Unterhandlungen angeknüpft worden, die aber von Preußen nicht gerade mit großem Geschick geführt, wenig Erfolg hatten.

Das Schlimmste aber war, daß man selbst mit Frankreich noch unterhandelte. Napoleon benutzte diese Thorheit der preußischen Diplomatie, um den Ausbruch des Krieges so lange aufzuschieben, bis er seine Kräfte versammelt hatte.

Anfang Oktober war Napoleon bereit, er war nicht der Mann, durch Zögern den rechten Augenblick zu verpassen.

Am 9. Oktober wurde der General von Tauentzien von Bernadotte bei Schleiz angegriffen und geschlagen.

Am folgenden Tage stieß Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld auf Truppen des Marschalls Lannes. Allzu kampfbegierig stürzte sich der Prinz in das Gefecht und wurde getödtet. Sein Truppentheil wurde völlig zersprengt.

Fürst Hohenlohe zog sich nach der Gegend von Jena zurück. Dort wurde er am Morgen des 14. Oktobers von Napoleon angegriffen. Tapfer fochten die Preußen und die Sachsen, aber alle Anstrengungen waren vergebens. In wilde Flucht geschlagen wälzten sich die Trümmer des Heeres von Hohenlohe zurück. Da stießen sie in der Nacht mit den Flüchtlingen des Hauptheeres zusammen, das an demselben Tage von Davoust bei Auerstedt geschlagen worden war. Hier war der König selbst anwesend, ebenso der Herzog von Braunschweig. Der alte Feldherr, der einst vor 49 Jahren seine ersten Lorbeeren im Kampfe gegen die Franzosen gepflückt, erhielt heute eine tödtliche Wunde. Nicht lange mehr überlebte er die Niederlage von Auerstedt (Er starb am 10. November 1806).

Am 17. Oktober theilte der Kommandant von Berlin, Graf von der Schulenburg, den Einwohnern der Hauptstadt die Schreckensnachricht durch die Bekanntmachung mit: „Der König hat eine Bataille verlohren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben."

Es blieb aber nicht bei der Doppel-Niederlage von Jena und Auerstedt. Es war, als ob die Panik nicht aufhören wollte, als ob die höheren Offiziere völlig den Kopf verloren, die Untergebenen alle Disziplin abgestreift hätten.

Der alte 82 jährige Feldmarschall von Möllendorf war mit dem Prinzen von Oranien, dem General von Grawert und etwa 10 000 Mann nach Erfurt geflüchtet. In der Nacht vom 15. zum 16. Oktober kapitulirten sie. Derartiges war eigentlich nur einmal in der preußischen Geschichte vorgekommen, im Jahre 1759, als General von Finck bei Maxen kapitulirte. Friedrich der Große hat es ihm nie vergessen, obgleich für das Verhalten Fincks gar mancher Milderungsgrund angeführt werden kann. Die Kapitulation von Erfurt ohne

war nur der Anfang einer ganzen Reihe von schmachvollen Waffenstreckungen.

Wie verkehrt es aber ist, alle Schuld nur bei den Offizieren, nicht bei den Mannschaften suchen zu wollen, das zeigt das Beispiel von etwa 4000 Mann, die bei Erfurt gefangen genommen, bei Eisenach aber durch einen kühnen Streich des Husaren-Leutnants von Hellwig befreit wurden. Hellwig beauftragte sie, nach Göttingen zu marschiren. Dort fanden sich aber nur etwa 300, also nicht einmal der zehnte Theil, ein, und die hielten es für gut, dann auch zu verschwinden.

Am 17. Oktober schickte der Kommandeur der Sachsen, der General von Zezschwitz, den Rittmeister Thielmann in das französische Hauptquartier mit der Bitte um Waffenstillstand. Napoleon kam den Sachsen freundlich entgegen und Kurfürst Friedrich August III. nahm die Möglichkeit, sein Land zu retten, an. Er vertauschte das preußische Bündniß mit dem französischen, den Kurhut mit der Königskrone, und nannte sich Friedrich August I.

Nur noch geringen Widerstand fand die französische Armee in ihrem weiteren Vorrücken. Am 25. Oktober kapitulirte Spandau, am 26. nahm Napoleon im königlichen Schlosse zu Charlottenburg Quartier, am 27. fand der Einzug in Berlin statt. Die Vossische und die Spenersche Zeitung brachten Artikel, der Kaiser sei mit lebhaften Freudenbezeugungen von einer unermeßlichen Volksmenge empfangen worden. In Wirklichkeit soll dagegen die Zuschauermasse sich meist recht still verhalten haben. Natürlich fehlte es nicht an gesinnungslosem Gesindel, das den Kaiser mit Hoch-Rufen begrüßte. Als ein Journalist schlimmster Sorte entpuppte sich ein gewisser Lange, der eine Zeitung, der Telegraph genannt, herausgab. In schamlosester Weise beschimpfte er Preußen, den König und seine Familie, selbst die edle Königin Luise verschonte er nicht.

Am 28. Oktober holte der Schwager des Kaisers, Murat, jetzt Großherzog von Berg, bei Prenzlau die Armee des Fürsten Hohenlohe ein. Es kam zu einem Gefecht, das mit der Kapitulation des von Massenbach übel berathenen Fürsten Hohenlohe endigte. Wieder wurden etwa 10 000 Mann kriegsgefangen.

Aber ein kleiner Theil versuchte sich durchzuschlagen, geführt vom Prinzen August, dem Bruder des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. Tapfer schlugen sie alle Angriffe der feindlichen

Hellwig zeichnete sich auch 1813 als Stabsoffizier sehr aus. Nähere Angaben darüber: E. Graf zur Lippe: Geschichte des Königl. Preußischen 6. Husaren-Regiments (1860) und: Fabricius: Der Parteigänger Friedrich von Helwig (Jahrbücher für die Armee und Marine)), Bd. 94 u. f. f.

Clausewitz, von (Kriegsgeschichtl. Einzelschriften, herausg. v. Gr. G.-St.), Heft 10, S. 543—48; Ferner hatte der Große G.-St. schon früher, im 2. Heft der Einzelschriften Schriftstücke „aus dem Kriegsgeschichtlichen Nachlasse S. K. H. des Prinzen August von Preußen" herausgegeben, 1883. Dort findet sich S. 29—32 ein Bericht über die Vorgänge.

Kavallerie ab. Aber leider versperrten ihnen Sümpfe und Moräste den Ausweg. Nur ein kleiner Rest entkam, der Prinz und sein Adjutant von Clausewitz wurden von den Franzosen gefangen genommen.

Am 29. Oktober erschienen etwa 800 französische Husaren vor Stettin. Diese Festung war von 5000 Preußen besetzt und hatte 187 völlig brauchbare Geschütze, außerdem noch fast 100 schlechte Geschütze. Mit Munition und Lebensmitteln war die Festung reichlich versehen. Aber ihr Gouverneur, der 81jährige General von Romberg, streckte mit seinen 5000 Mann vor 800 Husaren die Waffen und übergab die Festung.

Am 31. Oktober kapitulirten die beiden Generale von Bila, zwei Brüder, bei Anklam.

Am 1. November kapitulirte die Festung Cüstrin, am 8. das stark befestigte Magdeburg. Gegen 23—24 000 Mann und etwa 800 Offiziere streckten die Waffen. Clausewitz bemerkt, daß die 19 Generale, die hier kapitulirten, zusammen 1300 Jahre zählten (Clausewitz S. 447. — Lettow-Vorbeck zählt (II, 393) 16 Generale, von denen aber nur sechs völlig gesund und dienstfähig waren).

Die Ereignisse des Jahres 1806 geben Warnungen, die unsere Zeitgenossen beherzigen müssen. Wohin es führt, wenn die Generalität nicht rechtzeitig verjüngt wird, das zeigen die Herbsttage des Jahres 1806. Wohl mag die Praxis, die heute unsere Heeresverwaltung übt, dem Einen hart, dem Andern kostspielig erscheinen. In Wirklichkeit ist aber die rechtzeitige Pensionirung alter Offiziere eine Nothwendigkeit, der sich keine Armee entziehen kann, die kriegstüchtig bleiben will.

Am 19. November fiel Czenstochau, am 20. Hameln, am 2. Dezember Glogau, am 5. Januar Breslau.

Am 7. November hatte auch der wackere General von Blücher nach tapferer Gegenwehr zu Ratkau bei Lübeck die Waffen strecken müssen.

So unermeßlich groß waren die Folgen des unglücklichen 14. Oktobers. Die Truppenmassen, die unter tüchtiger Führung vereint eine ganze Armee bilden konnten, wurden vereinzelt mit leichter Mühe von den Franzosen gefangen genommen.

Vergebens versuchte die preußische Regierung einen auch nur halbwegs ehrenvollen Frieden zu erlangen. Napoleon wollte den Staat vollständig niederwerfen und war deshalb durchaus nicht gesonnen, milde Bedingungen zu bewilligen.

Gerade damals beraubte sich der König eines seiner besten Diener, des Ministers Freiherrn von Stein. Wohl war dieser ein harter Charakter, unbeugsam und fest im Entschlusse, wohl hatte er mit Zähigkeit auf die nothwendigen Reformen hingewiesen, aber so unbequem dieser Rathgeber auch sein mochte, er war und blieb einer der besten Bürger des Staates, seine starke Hand hätte, wollte man sie nur ungehindert walten lassen, retten können, was überhaupt noch zu retten war. Aber der König ergrimmte über ihn, schalt ihn einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staats-

diener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und aus Erbitterung handele". Stein forderte seinen Abschied und erhielt ihn natürlich. Wohl können wir es begreifen, wenn Friedrich Wilhelm III. durch so viele Unglücksfälle nervös gereizt und verbittert Mühe hatte, mit einem so reizbaren Manne, wie Stein, zu verkehren. Aber in der großen Noth beraubt man sich nicht unnütz der treuesten Stützen, die man hat. Wilhelm I. war, wie in so vielen anderen Stücken, weitherziger als der Vater, er hatte Geduld mit der Nervosität eines Bismarcks.

Mehr erreichte der glatte, geschmeidige Minister Graf Hardenberg, der zwar kein so lauterer Charakter wie Stein, auch als Staatsmann weniger bedeutend war, aber es besser verstand, mit Königen umzugehen. Ihm gelang es, die Macht der Kabinettsräthe zu brechen, den Ministern größeren Einfluß zu verschaffen.

Während des Winters drangen die Franzosen nach Preußisch-Polen vor. Die dortige Bevölkerung schloß sich ihnen an und Napoleon konnte mit leichter Mühe Vorkehrungen treffen, um dort ein polnisches Reich wieder erstehen zu lassen, das ihm ein ebenso gefügiges Werkzeug werden sollte, wie die Länder des Rheinbundes.

Nun waren aber auch endlich die Russen herangekommen, die freilich jetzt den Preußen nur wenig wirksame Hülfe boten. Als Moltke im Jahre 1860 einen Kriegsplan gegen Oesterreich ausarbeitete, da schrieb er: „Für Preußen hat die Russische Hülfe stets den Nachtheil, daß sie zu spät kommt und zu mächtig ist" (Militärische Korrespondenz II, 3). Das galt schon für das Jahr 1807. Zu spät waren die Russen zur Rettung Preußens erschienen, der bei weitem größte Theil der preußischen Heeres war ja bereits vernichtet. Weil aber nur noch ein Rest der Armee vorhanden war, die einst einer Großmacht würdig gewesen, so hatte die preußische Armee kaum eine größere Bedeutung, als die eines russischen Hülfskorps.

Von vornherein stellte der König von Preußen sein Feldheer unter russischen Oberbefehl. An die Spitze dieses preußischen Heeres trat der alte General von Lestocq. Das Beste that jedoch hier der Generalstabschef der Oberst Scharnhorst. Bei Preußisch-Eylau kam es am 7. Februar zur Schlacht. Die Russen unter ihrem General von Bennigsen wurden ein Stück zurückgedrängt. Am folgenden Tage entbrannte der Kampf aufs Neue, schon hatten die Russen Vortheile errungen, als ihr linker Flügel durch einen Flanken-Angriff erschüttert wurde. Da aber griffen die Preußen ein, ihnen gelang es, die Schlacht wieder herzustellen, so daß die Franzosen nicht weiter

Hardenberg, Fürst von, geb. 1750, gest. 1822.

Literatur: Ranke, L. von: Denkwürdigkeiten d. Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, 5 Bde. 1877; die drei Bände 46—48 (1880 und 81) von Rankes sämmtlichen Werken enthalten Rankes Darstellung jener Zeit unter dem Titel: Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813.

vordringen konnten. Doch marschirten die Russen und Preußen in der Nacht ab, da man eine Umgehung befürchtete.

Das war seit langer Zeit wieder der erste Lichtblick. Die Schlacht bei Eylau hatte der Welt gezeigt, daß die altberühmte preußische Tapferkeit noch nicht ganz erstorben sei. Nein, sie regte sich und lebte wieder auf, und war es auch mit allem Heldenmuthe nicht mehr möglich, die Fehler des Krieges von 1806, auch nicht die Versäumnisse der Friedenszeit vor 1806, wieder gut zu machen, so konnte sich doch die Hoffnung regen, daß Preußen noch Männer besäße, die es einst aus der Schmach und Schande wieder herausführen würden.

In Schlesien sammelte Graf Götzen eine kleine Truppenmacht aus Versprengten, alten Soldaten, Förstern und Freiwilligen und führte mit vielem Geschick den kleinen Krieg.

Auch in Pommern regte sich in erfreulicher Weise der Widerstand. In der Ostseefestung Kolberg hatte der wackere Seemann Nettelbeck die patriotischen Bürger um sich gesammelt. Alle Treue aber wäre vergeblich gewesen, wenn nicht glücklicher Weise der altersschwache Kommandant von Loucadou durch den Major von Gneisenau ersetzt worden wäre. Dieser stand damals bereits in seinem 47. Lebensjahre; eben erst war er zum Major befördert worden. Verkannt, wie so viele andere edle und talentvolle Männer, hatte er lange Jahre in untergeordneten Offiziersstellen dienen müssen, ohne dabei, wie es so häufig geschieht, müde und stumpf zu werden. Er war ein unbekannter Mann, als er ankam, und Niemand hätte wohl geglaubt, daß dieser so lang zurückgesetzte Offizier noch eine glänzende Laufbahn vor sich hätte, es noch bis zu den höchsten Ehrenstellen bringen würde. Ihm ist es in erster Linie zu danken, daß die Festung gerettet wurde. Weil aber die Masse des Volkes es nicht recht begreifen konnte, daß dieser bisher so unberühmte Mann der eigentliche Vertheidiger von Kolberg war, so feierte die öffentliche Meinung den 31 jährigen Husaren-Offizier von Schill, der sehr tapfer gekämpft, in Wirklichkeit aber doch nur die zweite Rolle gespielt, als den Sieger von Kolberg.

Ebenso tapfer hielt sich die Festung Graudenz. Mit Freude sehen wir, daß hier ein alter 74 jähriger Greis mit Frische und Zähigkeit den Ort vertheidigte. Der Baron de l'Homme de Courbière

Götzen, Graf von, geb. 1767, gest. 1820. Ihm zu Ehren ist heute das 2. Schlesische Husaren-Regiment Nr. 6 benannt.

Nettelbeck, Joachim, geb. 1738, gest. 1824. Literatur: „Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet", herausgegeben von Haken, 1. Auflage 1821—23; 4. Aufl. 1878.

Neidthardt von Gneisenau, Graf, geb. 1760, gest. 1831. — Literatur: Pertz (Band I—III, Berlin 1864—1869) fortgesetzt von Delbrück (Bände IV und V, Berlin 1879 und 1880): Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. — Delbrück hat später die Lebensgeschichte Gneisenaus noch einmal bearbeitet und in zwei Bänden, Berlin 1882, herausgegeben.

Den Namen Gneisenaus trägt heute das Kolbergsche Grenadier-Regiment Nr. 9

war der Abkömmling einer französischen Adelsfamilie. Aus holländischen Diensten war er 1757 in preußische übergetreten und hatte sich schon im siebenjährigen Kriege sehr ausgezeichnet. Jetzt hielt er seinen Ruhm unbefleckt und ließ sich weder durch Drohungen, noch durch Gewalt zur Nachgiebigkeit bringen. Der König ehrte ihn später, indem er ihn zum General-Feldmarschall ernannte.

Nicht ganz so glücklich verlief die Vertheidigung von Danzig. Hier kommandirte der 70 jährige General Graf von Kalckreuth. Sehr jung war er während des siebenjährigen Krieges Adjutant des Prinzen Heinrich geworden. Im 26. Lebensjahre stehend war er nach der Schlacht bei Freiberg schon Major geworden. In den Kämpfen gegen die französische Republik hatte er als General mit Glück gefochten. Aber 1806 hatte er sich bei Auerstedt nicht bewährt, ja zwei Tage darauf war er nahe daran, die Waffen zu strecken, aber Prinz August und Blücher hielten ihn zurück. Im März 1807 übernahm Graf Kalckreuth den Oberbefehl in Danzig und hat die Festung bis zum 24. Mai tapfer gehalten, dann sah er sich genöthigt, sie dem Feinde zu übergeben. Doch wurde allerseits die Kapitulation für eine ehrenvolle angesehen, und der König ehrte auch ihn durch Ernennung zum General-Feldmarschall.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Eylau war Napoleon, der die neuerwachte Widerstandskraft des preußischen Staates bemerkte, zu Friedensverhandlungen gern bereit gewesen. Aber Friedrich Wilhelm wollte seine Sache nicht von der Rußlands trennen. Leider aber war in der Folgezeit von dem russischen Heere nicht viel Hülfe gewonnen. Erst der Fall von Danzig brachte wieder einige Bewegung in die schwerfällige Masse. Am 10. Juni kam es bei Heilsberg zu einer Schlacht, in der die Russen siegten. Auch die preußischen schwarzen Husaren zeichneten sich aus. Zwei Schwadronen unter Major von Cosel

Courbière, von, geb. 1733, gest. 1811. Das ehemalige Regiment von Courbière bekam später den Namen 2. Westpreußisches Infanterie-Regiment Nr. 7. Es ist das heute in Liegnitz stehende Grenadier-Regiment König Wilhelm I. Um auch das Andenken des verdienten Vertheidigers von Graudenz wieder aufleben zu lassen, bestimmte Kaiser Wilhelm II. 1889, daß das 2. Posensche Infanterie-Regiment Nr. 19, das 1813 als 7. Reserve-Infanterie-Regiment errichtet worden, also als Tochter-Regiment des alten Regiments von Courbière gelten kann, künftig den Namen Courbières tragen soll.

Kalckreuth, Graf von, geb. 1737, gest. 1818. Seine „Paroles du Feld-maréchal Kalckreuth" sind nur in wenigen Exemplaren gedruckt. Die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzt ein solches. So gering die Verbreitung dieses Buches ist, so weit sind leider verschiedene unhistorische Erzählungen verbreitet, die diesem Buche entnommen sind, so die oft widerlegte, aber immer noch wieder geglaubte Legende, daß die Schlacht bei Zorndorf lediglich durch Wakenitz und die Gardes du Corps gewonnen sei, nachdem Friedrich der Große und Seydlitz bereits die Hoffnung aufgegeben. Kalckreuth war ein sehr eitler Herr. Er bildete sich ein, daß er die Schlacht bei Freiberg, sein Freund Wakenitz aber die von Zorndorf gewonnen habe.

griffen französische Infanterie an und eroberten einen Adler. Aber am 14. Juni wurde Bennigsen bei Friedland geschlagen. Königsberg wurde preisgegeben und der Rückmarsch nach Tilsit fortgesetzt. Preußen mußte sich verzweifelt in sein Schicksal ergeben. Leider setzte man die Königin Luise noch einer ganz unnützen Erniedrigung aus. Sie, die edle Frau, mußte vor Napoleon, dem rohen Verächter weiblicher Ehre, dem Manne, der es noch vor Kurzem gewagt hatte, sie selbst zu schmähen, als demüthig Bittflehende hintreten. Natürlich war es vergeblich. Napoleon sagte ihr einige Komplimente, hielt aber im Uebrigen an den harten Bedingungen fest, die er Preußen auferlegen wollte.

Zu Tilsit wurde am 11. Juli der Friede abgeschlossen. Preußen verlor ein Gebiet von 3061 Quadrat-Meilen und beinah 5 Millionen Einwohnern, es behielt 2795 Quadrat-Meilen und etwa 4½ Million Einwohner (genaue Bevölkerungs-Angaben sind für die damalige Zeit schwer zu machen. Auch die Angaben über den Flächen-Inhalt schwanken). Aus den polnischen Provinzen wurde das Großherzogthum Warschau gebildet, daß der König von Sachsen erhielt, der noch im Oktober der Bundesgenosse Preußens gewesen, aber rechtzeitig zu Frankreich abgeschwenkt war. Außerdem erhielt Sachsen den Kottbuser Kreis, nach dem es sich schon im Zeitalter Friedrichs des Großen gesehnt hatte. Ein Theil von Neu-Ostpreußen, nämlich die Gegend von Bialystock, mußte an Rußland, also auch an einen Verbündeten, abgetreten werden. Westpreußen blieb preußisch, doch kam Thorn an das Herzogthum Warschau, und die wichtige Festung und Handelsstadt Danzig wurde zu einer freien Stadt gemacht. Die Altmark, also das älteste Gebiet des brandenburgischen Staates, ferner Magdeburg, das Eichsfeld, Halberstadt, Quedlinburg, Goslar, Mülhausen, Nordhausen, ferner Hildesheim und die westfälischen Besitzungen Minden, Ravensberg und Paderborn mußten an den jüngsten Bruder Napoleons, Hieronymus, abgetreten werden. Er erhielt den Titel eines Königs von Westphalen und nahm zu Cassel seine Residenz. Zu seinem Königreich wurden auch die hannoverschen Gebiete von Göttingen, Grubenhagen, Osnabrück und Hohenstein geschlagen, sowie der größte Theil des Kurfürstenthums Hessen-Cassel und das Herzogthum Braunschweig. Den beiden Staaten hatte also ihre Neutralität gar nichts genützt. Der Rest von Hessen-Cassel, die Gegend von Hanau, wurde später zu dem 1810 errichteten Großherzogthum Frankfurt geschlagen, dessen Herrscher der Fürst-Primas Dalberg wurde.

Aber noch eine Reihe von harten Bedingungen wurden Preußen auferlegt. Am 12. Juni hatte Kalckreuth als preußischer Unterhändler sehr leichtsinnig einen Vertrag unterzeichnet, alle noch rückständigen

Duncker, Max: Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. 1873. S. 503—547: Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen Frankreich gezahlt hat. — In demselben Bande ist Seite 265—500 die Abhandlung veröffentlicht: Preußen während der französischen Okkupation.

Kriegssteuern würden bezahlt werden, erst dann sollten die französischen Truppen in bestimmten Terminen das Land räumen. Die Preußen hatten 19 Millionen Franken ausgerechnet gehabt, die Franzosen präsentirten aber eine Rechnung von 154½ Millionen. Allerdings waren sie bereit, auf 112 Millionen herabzugehen, aber auch diese Summe war für das ausgesogene Land zur Zeit unerschwinglich. So hatten die Franzosen einen Vorwand, noch länger im Lande zu bleiben und weiter und weiter wurde erpreßt. Es schien, als müßte selbst dem besten Patrioten die Hoffnung schwinden, daß dies zertretene und ausgesogene Preußen sich je wieder erheben könnte. Die ganze Meute aber der feigen und feilen Gesellen, die sich stets auf die Seite des Stärkeren stellen, deren Geschäfts-Patriotismus in den Zeiten des Glückes überfließt voll von angeblicher Begeisterung für König und Vaterland, die aber im Unglück sofort beiden den Rücken kehren, um vor dem neuen Herrn zu kriechen, sie alle fanden nicht genug Worte, um jetzt den König und die Königin zu schmähen, die Armee zu verspotten, dem Adel die Schuld an allem Unglück aufzubürden (die Annahme, daß im Jahre 1806 das ganze preußische Offizierkorps aus Adligen bestanden, ist irrig, immerhin waren von etwa 7—8000 Offizieren nur etwa der zehnte Theil bürgerlich), andererseits aber mit den widrigsten Lobhudeleien Napoleon und seine Generale zu verherrlichen. Die schon erwähnte Zeitung Telegraph feierte am 14. Oktober 1807 die Wiederkehr der Tage von Jena und Auerstedt, und schrieb, der ganze Kontinent müsse sich Glück wünschen, daß Preußen erniedrigt sei. Und dieses elende Blatt erschien in Berlin, in der Stadt, die doch immer noch die Hauptstadt Preußens bleiben sollte! Scharnhorst aber schrieb mit Recht an Clausewitz: „Die niedrige Krittelei unserer Schriftsteller stellt unseren Egoismus, unsere Eitelkeit und die niedere Stufe der Gefühle und der Denkungsart, welche bei uns herrschen, am vollkommensten dar“ (M. Lehmann: Scharnhorst II, 641).

Daß es aber auch in den Zeiten des Unglücks Männer gab, die sich über die niedrige Denkungsart erhoben, die frei von Egoismus mit wahrer Opferfreudigkeit dem preußischen Staate dienen wollten, das bewies gerade damals Scharnhorst. Er schlug es aus, in englische Dienste zu treten, so verlockend das Anerbieten auch war. Obgleich Hannoveraner von Herkunft, geboren als Unterthan desselben Herrscherhauses, das auch in England regierte, zog er es doch vor, in Preußen zu bleiben. So diente er dem deutschen Vaterlande am besten, denn von Preußen her sollte die Befreiung kommen. Und Scharnhorst half, die Waffen dazu zu schmieden.

III.

Die Vorherrschaft Napoleons und Preußens Wiedergeburt.

Mit unerwarteter Milde trat Napoleon dem Herzog von Sachsen-Weimar entgegen, er behielt sein Ländchen, obgleich der Herzog gegen Frankreich gefochten hatte. Natürlich mußte er, ebenso wie die andren sächsischen Herzöge, dem Rheinbunde beitreten. Auch die beiden Schwarzburger, die drei Anhalter und die Reuße, Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe traten dem Rheinbunde bei. Napoleon meinte später, hätte er gewußt, wo die Reuße, die Lippe und die Waldeck eigentlich säßen, nie würden sie ihre Throne behalten haben. Wie schön hätte man mit Reuß Sachsen, mit Waldeck und Lippe aber Westfalen ausstatten können!

Dieses neue Königreich Westfalen mit seinem lüderlichen König Hieronymus an der Spitze, war eine der widerlichsten Schöpfungen jener Zeit. Natürlich wurde dieser neue König von allen Streber-Naturen in tiefster Demuth verehrt. Man ist empört, wenn man die Namen liest, die sich zu seinem Dienste drängten (Kleinschmidt: Geschichte des Königreichs Westfalen. 1893). Da trat an die Spitze des öffentlichen Unterrichtes Johannes von Müller, derselbe Historiker, der erst vor Kurzem nach Berlin berufen worden war, um die Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Aber auch viele andere Männer, selbst Verwandte des entthronten hessischen Fürstengeschlechts, bewarben sich um Stellen. „Es war ein Jagen und Laufen von allen Gegenden Teutschlands her, um das Glück zu erlangen, dem neuen Hofe, den man als ein Filial des französischen ansah, auf irgend eine Weise anzugehören," schrieb der westfälische Minister Graf Wolffradt an den Grafen Mellin. Aber in noch schamloserer Weise, als jene Männer, entehrten sich eine ganze Reihe von deutschen Frauen. Mit Schmerz sehen wir, daß selbst Damen von gutem alten Adel sich so weit entwürdigten, bis zur Maitresse des elenden Emporkömmlings herabzusinken. Wie sehr in jenen Tagen die deutsche Nation am Boden lag, das lehrt ein Blick in die Geschichte des Kasseler Hofes jener Zeit. Erst war Deutschland, weil es im Frieden seine Wehrkraft vernachlässigt, wehrlos geworden, nun war es auch der Ehrlosigkeit verfallen. Natürlich fand sich auch eine deutsche Königstochter, die sich entschloß, die Gattin dieses Wüstlings zu werden. Es war die Prinzessin Katharina von Württemberg (aus dieser Ehe stammte der Prinz Napoleon, der den Spitznamen Plonplon trug. Er starb 1891. Dessen Söhne, also die Enkel des ehemaligen Königs von Westfalen, sind die heutigen Prätendenten Napoleon Viktor und Napoleon Ludwig). Eigentlich war Hieronymus bereits verheirathet



und zwar mit einer Amerikanerin Elisabeth Patterson. Aber diese Ehe erschien jetzt nicht mehr standesgemäß, sie wurde für ungültig erklärt und Elisabeth sammt ihrem kleinen Sohne verstoßen.

Im Jahre 1808 kam Napoleon mit dem Kaiser Alexander von Rußland in Erfurt zusammen. Fast alle Herrscher des Rheinbundes waren erschienen, um den beiden Kaisern ihre Reverenz zu machen. Als an einem der letzten Abende im Theater Oedipe von Voltaire gegeben wurde, erhob sich bei der Stelle: „L'amitié d'un grand homme est un présent des dieux“ der Zar und reichte dem Kaiser Napoleon die Hand. Wie hatte sich doch die Weltlage verändert seit der Stunde, da Alexander und Friedrich Wilhelm sich am Sarge Friedrichs des Großen treue Freundschaft schwuren!

Auch Prinz Wilhelm von Preußen, ein jüngerer Bruder des Königs, war in Erfurt erschienen. Der arme Prinz mußte es über sich ergehen lassen, daß der brutale Sieger ihn zu einer Hasenjagd einlud, die auf den Feldern von Jena veranstaltet wurde, dort, wo gerade zwei Jahre vorher die Preußen geschlagen worden waren. Der edle Hohenzoller hatte in diesem Jahre schon Demüthigung auf Demüthigung hingenommen, immer in der Hoffnung, sein unglückliches Vaterland aus den Krallen des Eroberers befreien zu können. Denn mit Härte wurden unerschwingliche Kriegskontributionen dem gänzlich verarmten preußischen Staate abgepreßt.

Anfang 1808 war Prinz Wilhelm in Paris erschienen. Er bot sich an, als Geisel in Frankreich zu bleiben, bis die Kriegsschuld bezahlt sei. Napoleon war von einem solchen Opfermuthe überrascht, lehnte aber das Anerbieten ab. Er war damals sehr gereizt gegen die Engländer, und da er ihnen nichts anhaben konnte, so ließ er seine Wuth an den Preußen aus. Erst am 8. September war der Prinz soweit, daß er eine Konvention unterzeichnen konnte. Sie enthielt viele harte Bedingungen für Preußen. So durfte es künftig nur eine Armee von 42 000 Mann halten.

Immer weiter hinaus erstreckte sich inzwischen das Machtgebiet der Familie Bonaparte. Seinen Schwager Murat, den Großherzog von Berg, hatte Napoleon zum König von Neapel befördert, das erledigte Großherzogthum gab er seinem Neffen ,einem Sohne Ludwig Bonapartes, des Königs von Holland. Seinen Bruder Josef machte er zum König von Spanien. Trotz der größten Anstrengungen aber gelang es nicht, die spanische Bevölkerung mit der neuen Regierung auszusöhnen. In blutigen Kämpfen wurde immer wieder versucht, den Widerstand zu brechen, aber immer wieder erhob sich das spanische Volk gegen die Fremdherrschaft. Gar mancher junge Deutsche aus den Rheinbundsstaaten hat dort sein Blut vergossen im Kampfe für die Dynastie Bonaparte, die nicht bloß die Spanier, sondern auch die Deutschen bedrückte.

Aber der unersättliche Eroberer hatte noch immer nicht g[illegible] erbeutet. Im Jahre 1809 überzog er Oesterreich mit Krieg. Wi[illegible] Jahre 1805, so drang auch diesmal das französische Heer siegreich [illegible]

Oesterreich hinein. Aber zu Pfingsten wurde es bei Aspern vom Erzherzog Karl, einem Bruder des Kaisers Franz, geschlagen. Marschall Lannes wurde tödtlich verwundet und starb eine Woche später. Auf beiden Seiten waren die Verluste sehr groß.

Aber der Sieg von Aspern hatte keine dauernden Folgen. Am 6. Juli wurden die Oesterreicher vielmehr bei Wagram geschlagen. Bald folgte ein Waffenstillstand und im Oktober kam der Friede zu Stande. Oesterreich trat Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel an Bayern, Neu-Galizien an das Herzogthum Warschau und die illyrischen Provinzen an Napoleon ab. Außerdem trat Oesterreich dem gegen England gerichteten System der Kontinentalsperre bei.

Tirol aber, das bereits 1805 an Bayern abgetreten war, hatte sich erhoben und setzte auch nach der Niederlage Oesterreichs den hoffnungslosen Widerstand fort. Bald gelang es den Franzosen und Bayern ihn zu brechen. Der Führer der Bewegung, Andreas Hofer, wurde am 20 .Februar 1810 zu Mantua erschossen.

Zu derselben Zeit, wo der treue Hofer sein Blut für Kaiser Franz verspritzte, wurde die Aussöhnung zwischen dem Wiener und Pariser Hofe angebahnt. Napoleon hatte von seiner Frau Josephine kein Kind. Sie stand jetzt im 46. Lebensjahre. Erben waren von ihr also nicht mehr zu erwarten. Napoleon beschloß deshalb, sich von ihr scheiden zu lassen. Da er den gefangenen Papst, der ihn exkommunizirt hatte, nicht zur Nachgiebigkeit bringen konnte, so ließ er durch zwei Kardinäle und andere gefügige höhere Geistliche die Ehe für ungültig erklären. Sein Plan, sich hierauf mit einer russischen Großfürstin zu verheirathen, scheiterte. Da bewarb er sich schon im Februar 1810 um die Hand der Tochter des Kaisers, der Erzherzogin Marie Luise, und das alt-aristokratische, streng katholische Erzhaus Oesterreich scheute sich nicht, diese Prinzessin einem Manne hinzugeben, der durch die Revolution emporgekommen, der vom Papste exkommunizirt war, und als widerrechtlich geschieden nach katholischer Satzung überhaupt keine neue Ehe eingehen durfte.

Ein Jahr später wurde dem Kaiserpaar der ersehnte Erbe geboren, der den Titel eines Königs von Rom erhielt.

Alle diese Vorgänge mußten die deutschen Patrioten mit Verzweiflung erfüllen. Es schien, als gäbe es keine Rettung mehr vor der Herrschaft des Gewalthabers.

Eine Reihe von deutschen Männern gab aber doch die Hoffnung noch nicht auf. Auf Anregung eines Assessors Bardeleben hatten sich verschiedene Beamte, Offiziere und Gelehrte zu einer „Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden" zusammen gethan. Dieser Tugendbund sollte über ganz Deutschland verbreitet werden. Stein hielt die Idee für unpraktisch, aber einige gute Wirkung konnte sie doch haben.

Fournier: Zur Geschichte des Tugendbundes (historische Studien u. Skizzen 1885).

Schills Namen trägt seit 1889 das 1. Schlesische Husaren-Regiment ...

Alle derartigen patriotischen Vereine haben das Gute, daß sie die öffentliche Meinung beeinflussen, und dadurch die Regierung unterstützen, oder auch auf sie einen gewissen Druck ausüben. Praktische Folgen können sie nur dann haben, wenn eine kräftige Staatsgewalt an die Verwirklichung der Pläne geht.

Aussichtslos mußte es deshalb auch sein, wenn einzelne Offiziere auf eigene Faust den Kampf gegen die Fremdherrschaft eröffneten. Als 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich begann, glaubten Viele, jetzt sei für Norddeutschland die Stunde der Befreiung gekommen. Ein Herr von Katt versuchte in Stendal die Waffen zu erheben und hoffte, die Altmärker würden sich ihm anschließen. Der Plan scheiterte, Katt mußte nach Böhmen fliehen.

Ebenso mißlang der Versuch, den in Hessen der Oberst v. Dörnberg im April unternahm. Auch Dörnberg konnte sich nach Oesterreich retten.

Noch unglücklicher endete der Zug, den der Major von Schill unternahm. Der seit den Tagen der Belagerung von Kolberg allgemein beliebte und volksthümliche Offizier ritt mit seinen Husaren von Berlin fort und hoffte, sich den westphälischen Freiheitskämpfern anschließen zu können. Es war zu spät. Wohl jubelte ihm zuerst Alles zu, aber bald versiegten die Hülfsquellen. König Friedrich Wilhelm nannte in seinem Zorn das Unternehmen eine beispiellose Insubordination. Am preußischen Hofe fühlte man sich zu schwach, um loszuschlagen, nun mochte man wohl fürchten, daß Napoleon die Erhebung Schills zum Vorwand nehmen werde, um später, nach der Niederwerfung Oesterreichs, neue Strafen über Preußen zu verhängen.

Als Schill erkannte, daß er im Königreich Westfalen nichts ausrichten könnte, wandte er sich zur Ostseeküste. In Stralsund suchte er einen Stützpunkt sich zu schaffen, aber die Festungswerke waren schlecht, die Holländer und Dänen, die dort für Napoleon kämpfen mußten, drangen ein. Schill selbst fiel im Kampfe in der Knieperstraße, dort, wo noch heute ein Gedenkstein im Bürgersteige und sein Bild an dem dort stehenden Hause an den unglücklichen Tag erinnert. Die gefangenen Offiziere wurden in Wesel im September erschossen, die Unteroffiziere und Mannschaften aber kamen auf die Galeeren.

Praktischer hatte der Herzog von Braunschweig, der Sohn desjenigen, der 1806 gestorben war, seine Anordnungen getroffen. Mit etwa 1400 Mann, die er in Schlesien und Böhmen geworben, stellte er sich 1809 den Oesterreichern zur Verfügung. Als Oesterreich aber Waffenstillstand schloß, zog er mit seiner kleinen Schaar über Leipzig, Halle, Braunschweig zur Weser-Mündung. Von dort aus gelang es ihm, nach England zu entkommen. Seine Legion focht später mit Auszeichnung in Spanien gegen die Franzosen. Hatte sie so ein günstigeres Schicksal gehabt, als die Truppen Schills, so war es doch auch ihr nicht vergönnt gewesen, Deutschland zu befreien.

Alle diese mißglückten Versuche bewiesen, daß die Hülfe nur



von **einer** Stelle aus kommen konnte: nur König Friedrich Wilhelm konnte sein Volk zur Erhebung aufrufen. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Erst mußte die Lage der auswärtigen Politik bessere Aussichten für das Gelingen gewähren. Dann aber mußten auch im Inneren eine große Reihe von Reformen vorgenommen werden, ehe die Krone kräftig genug war ,auf die Volkskraft gestützt, den Kampf aufzunehmen.

Als einst die Hohenzollern nach der Mark kamen und in das gänzlich verwahrloste Kurfürstenthum Recht und Ordnung brachten, da knüpfte sich das Wiederaufleben des seit dem Aussterben der brandenburgischen Askanier immer tiefer gesunkenen Landes an die Person des Kurfürsten Friedrichs I. Als durch den dreißigjährigen Krieg wieder Alles zu Boden geworfen war, da erstand in dem Großen Kurfürsten der Retter. Nicht in derselben Weise wirkte Friedrich Wilhelm III. Wohl war er ein edler, gerechter, sein Volk treu liebender König, aber er besaß nicht den scharfen Blick, das Selbstvertrauen und die rastlose Ausdauer jener beiden großen Ahnen. Mühsam mußte ihm oft die Einwilligung zu den vielen Neuerungen, die nothwendig waren, abgerungen werden, und oft wurden die besten Kräfte mitten in ihrer Arbeit gehemmt. Mit Recht ist deshalb die Erinnerung an jene Reformzeit nicht an den Namen Friedrich Wilhelms, sondern an den eines Stein und Hardenberg, eines Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und Grolman verknüpft.

So ungnädig der König Stein entlassen hatte, so sah er sich doch genöthigt, ihn wieder zu berufen. Auf Anrathen Steins wurde nun zunächst der Mühlenzwang, sowie das Verkaufs-Monopol der Bäcker, Schlächter und Höker aufgehoben und dadurch der Vertrieb der Lebensmittel erleichtert.

Am 9. Oktober 1808 wurde das „Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend" veröffentlicht. Dem Adligen ist es künftig gestattet, bäuerliche, dem Bürger und Bauer, adlige Güter zu erwerben. Verkauf, Verpachtung, Theilung und Zusammenziehung der Güter wurde erleichtert, alles Unterthänigkeits-Verhältniß aber der Gutsbewohner zu den Gutsherren aufgehoben. So wurde ein Stand freier Landarbeiter geschaffen.

Auch auf den königlichen Domänen wurde durch ein weiteres Edikt die Erbunterthänigkeit aufgehoben. Die Domänenbauern konnten drei Viertel der Dienste und Abgaben durch Geldzahlungen binnen 24 Jahren ablösen.

Natürlich erregten diese Reformen den lebhaften Unwillen gar vieler Großgrundbesitzer. Aber selbst Bauern gab es, die es nicht begriffen, daß ihnen aus den Neuerungen Vortheile erwüchsen. In

Grolmann, von, geb. 1777, gest. 1843. Literatur: von Conrady, Leben und Wirken des Generals von G. 1894–96. Grolmann zu Ehren ist heute das 1. Posensche Infanterie-Regiment Nr. 18 benannt.



der Priegnitz rotteten sich die Bauern zusammen, um sich gegen die neue Ordnung zu wehren.

Aber Stein ließ sich nicht entmuthigen. Schon im November kam die Städte-Ordnung zu Stande. Den Städten wurde die Selbstverwaltung gegeben. Stadtverordnete und der Magistrat gingen aus Wahlen hervor. Durch sie wird die Stadtverwaltung geleitet. Gab es früher sogenannte mittelbare Städte, die von einem Gutsherrn abhingen, so hörten derartige Beschränkungen jetzt auf.

Durch einen Brief, der in die Hände französischer Gendarmen gekommen war, wurde Stein bloßgestellt und der König mußte ihn aus Rücksicht auf Napoleon entlassen. Aber auch das Ministerium Altenstein, das nun folgte, konnte sich nicht lange halten. 1810 berief der König den Minister von Hardenberg, den er auf Wunsch Napoleons im Jahre 1807 hatte entlassen müssen. Hardenberg wurde Staatskanzler, er wurde zu gleicher Zeit Minister des Inneren, wie der Finanzen, und auch die auswärtigen Angelegenheiten wurden seiner Oberleitung unterstellt. Auch der Minister des Krieges und der Justiz war sein Untergebener.

Die schwerste Sorge blieb jetzt, die zerrütteten Finanzen zu heben. Hier sollte zunächst eine Luxussteuer helfen. Bedenklicher war eine Steuer auf Lebensmittel, die viel böses Blut erregte. Bedenklich war auch die Säkularisation geistlicher Güter, von der besonders die katholische Kirche in Schlesien hart betroffen wurde. Dann folgte eine Gewerbesteuer. Die Lebensmittelsteuer wurde 1811 wieder aufgehoben, dagegen eine Kopfsteuer eingeführt. Wenig angebracht war der Verkauf von Domänen, denn der Preis der Güter war sehr gesunken. Aber Hardenberg trat lebhaft dafür ein. 1812 sah man sich genöthigt, eine Vermögens- und Einkommenssteuer auszuschreiben, die theilweise recht hoch gegriffen war. Im Februar 1811 wurde eine Landesdeputirten-Versammlung nach Berlin einberufen, Beamte, Ritter, Bürger und Bauern, die als Vertrauensleute der Regierung berufen, mit helfen sollten, über die Reformen zu berathen. Allein hier machten sich die Klagen und Beschwerden gar Vieler geltend, die sich durch die Neuerungen in alten, angestammten Rechten verkürzt fühlten. Ein Herr von der Marwitz und ein Graf Finckenstein hatten sich durch ihre Proteste so unbequem gemacht, daß sie, freilich ohne Recht und Urtheil, nach Spandau auf die Festung gebracht wurden. Es war klar, hätte man, wie Manche meinten, jetzt Volksvertretungen eingeführt, so würde das ganze Reformwerk gehemmt worden sein; nur unter einer absoluten Regierung konnte es vollendet werden. Doch berief man im Jahre 1812 noch einmal eine „interimistische National-Repräsentation" aus 39 Mitgliedern bestehend nach Berlin, um das Kriegsschulden-Wesen zu ordnen.

Als eine Reform sehr bedenklicher Art wurde aber das Gendarmerie-Edikt vom 30. Juni 1812 angesehen. An die Stelle des Landraths trat ein Kreisdirektor; war der bisherige Landrath ein Vertrauensmann der Kreisstände, so sollte der Kreisdirektor lediglich

ein Werkzeug der Staatsgewalt sein. Unter ihm sollte ein Kreisbrigadier mit vier bis fünf Gendarmerie-Offizieren die Polizei-Gewalt ausüben.

Dieses Gesetz stieß auf lebhaften Widerstand und kam nie recht zur Geltung. Man beschloß, daß einstweilen die bisherigen Landräthe provisorisch die Geschäfte der Kreisdirektoren ausführen sollten. Während der Stürme des Jahres 1813 gerieth die Ausführung des Gendarmerie-Ediktes in das Stocken, schließlich ließ man die Landrathämter bestehen, wie sie waren.

Dagegen wurde auf dem Gebiete der bäuerlichen Reformen noch ein weiterer Schritt unternommen, indem man einer großen Reihe von Pächtern, besonders solchen, die Erbpächter waren, behülflich war, daß sie ihr bisheriges Pachtgut als Eigenthum erhielten.

Wie oft hatte man in jenen Tagen die Erfahrung machen müssen, daß das preußische Volk noch nicht reif war für alle die Neuerungen, die jetzt vorgenommen wurden. Anderen Männern war es beschieden, an der politischen Erziehung des deutschen Volkes zu arbeiten.

Während noch die Franzosen in Berlin standen, hielt der Philosoph Fichte im Winter 1807/8 dort eine Reihe von Vorlesungen, die dann unter dem Titel: Reden an die deutsche Nation gedruckt wurden. Den Franzosen schien offenbar der Patriotismus des gelehrten Philosophen ganz ungefährlich, man ließ ihn ruhig gewähren. Mehr Mißtrauen brachten sie dem Prediger Schleiermacher entgegen. Und wie der Philosoph und der Theologe in Berlin ,so wirkten im weiteren Deutschland Dichter, wie Max von Schenkendorf, Heinrich von Kleist, Friedrich Rückert und Ernst Moritz Arndt. Draußen aber vor den Thoren Berlins ,auf der Hasenheide, sammelte Jahn eine ganze Schaar von jungen Leuten, um sich durch körperliche Uebungen zu stärken. Das war der Anfang des Turnens.

Der König aber faßte mitten in der Zeit finanzieller Noth einen hochherzigen Entschluß. Im Herbst 1810 wurde in Berlin eine Universität errichtet. Schleiermacher, Fichte, Savigny und Hufeland gehörten zu ihren ersten Lehrern. 1811 aber wurde die Universität die seit etwa 300 Jahren in Frankfurt an der Oder war, mit der Breslauer Jesuitenschule Leopoldina verbunden und so auch der Provinz Schlesien eine Hochschule gegeben.

Von größter Bedeutung aber waren die Reformen auf militärischem Gebiete. Ohne sie wäre keine Erhebung möglich gewesen.

Bald nach dem Tilsiter Frieden befahl der König, daß eine Militär-Reorganisations-Kommission errichtet werden sollte. Zum Vorsitzenden ernannte er Scharnhorst, den er eben zum General-Major befördert hatte. Aber wie schwer wurde es Scharnhorst gemacht, hier seine Ansichten zur Geltung zu bringen! Denn nur einen einzigen Mann fand er, der ihn unterstützte, das war Gneisenau. Die drei anderen Mitglieder dagegen, die der Kommission angehörten, General-Major v o n M a s s e n b a ch (nicht zu verwechseln mit dem Massen-

bach der bei Prenzlau kapitulirte), sowie die Oberstleutnants von Lottum und von Bronikowski, waren alle drei Anhänger des alten Hergebrachten. Doch gelang es Scharnhorst den König zu bewegen, daß er den erst 30 jährigen Major von Grolmann zum Mitglied ernannte. Nun standen drei gegen drei. Da setzten die Anhänger des Alten es durch, daß der Oberstleutnant von Borstell als Siebenter berufen wurde. Er war ein tapferer und achtbarer Mann, aber mit Scharnhorst konnte er nicht auskommen. Borstell trat glücklicher Weise bald wieder aus, ebenso Bronikowski, und nun wurden ihre Nachfolger Graf Götzen, der tapfere Vertheidiger Schlesiens, und der Major von Boyen. Jetzt waren die Reformer in der Mehrheit und die segensreiche Arbeit konnte fortschreiten.

Zunächst war eine Untersuchungs-Kommission eingerichtet worden, eine ganze Reihe von Offizieren kam vor ein Kriegsgericht, sieben wurden zum Tode verurtheilt; vollstreckt wurde allerdings kein einziges Todesurtheil. Dann wurden zahlreiche Pensionirungen alter Offiziere vorgenommen. Ebenso wurde aber auch verhütet, daß, wie es so oft geschehen, Knaben von 15, 16 Jahren bereits Offiziere wurden. Unter 17 Jahren sollte es künftig Niemand mehr werden, eine Regel, die allerdings während der Befreiungskriege durchbrochen wurde. Ein Reglement über die Besetzung der Offiziers-Stellen ordnete die Vorbedingungen zum Eintritt in das Offizierkorps.

Wie gern hätten die Reformer schon jetzt die allgemeine Wehrpflicht durchgeführt! Das war unmöglich, weil das Heer kraft der bestehenden Abmachungen die Zahl von 42 000 nicht überschreiten durfte. Da kam man auf die Idee, eine Reihe von Soldaten nur auf eine kurze Zeit einzuziehen, sie nothdürftig auszubilden und dann wieder zu entlassen. Natürlich standen sie weit hinter den anderen Rekruten zurück, aber eine Grundlage war gelegt, sie konnten beim Ausbruch des Krieges in Reserve-Bataillonen weiter ausgebildet werden. Man nannte diese Leute Krümper.

So lange sich das Heer zusammensetzte aus Angeworbenen und Kantonspflichtigen, war der gemeine Soldat nicht geachtet. Die Ersteren waren häufig recht bedenkliche Subjekte, die Anderen entstammten den untersten Ständen. Nun aber sollten auch die Söhne der besseren Familien zum Heerdienste herangezogen werden. Um dies zu erleichtern, mußten die Prügelstrafe, das Gassenlaufen und andere Entehrungen abgeschafft werden.

Die Organisation des Kriegsheeres leitete das Kriegsministerium, das an die Stelle des Ober-Kriegs-Collegiums trat. Es

Massenbachs: „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staates seit dem Jahre 1794, nebst seinem Tagebuche über den Feldzug 1806" sind 1809 erschienen.

Boyen, von, geb. 1771, gest. 1848. Literatur: Meinecke: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von B., 2 Bde. 1896 und 1900. Boyen zu Ehren ist heute das 5. Ostpreußische Infanterie-Regiment Nr. 41 benannt.

zerfiel in zwei Hauptabtheilungen: das Allgemeine Kriegsdepartement, an dessen Spitze Scharnhorst trat, hatte die Personalien, die Aufbringung, Bildung, Uebung und Zusammensetzung der Armee, die Artillerie-, Ingenieur- und Festungs-Angelegenheiten zu bearbeiten. Dem Militär-Oekonomie-Departement dagegen fiel das Geldwesen, die Verpflegung und Bekleidung der Truppen, sowie die Sorge für die Invaliden zu. Scharnhorst wurde auch an die Spitze der Kriegsschulen gestellt. Drei Kriegsschulen wurden für Fähnriche, eine für Offiziere errichtet, es ist die Vorläuferin der heutigen Kriegsakademie. Immer mehr und mehr kamen nun Schüler Scharnhorsts in den Generalstab.

Die Friedensübungen wurden mehr, als dies vor 1806 der Fall gewesen, für den Kriegszweck eingerichtet. Die Infanterie wurde geübt, in offenem, wie in durchschnittenem Gelände zu kämpfen, sie sollte gegen geschlossene, wie gegen zerstreute Truppen fechten lernen.

Besondere Fürsorge widmete Scharnhorst der Artillerie. An ihre Spitze trat Prinz August, der Held von Prenzlau. Hatte man zu Fahrern der Geschütze bisher im Kriegsfall einige Knechte aufgeboten, so sollten es jetzt Soldaten sein, die bereits im Frieden ausgebildet wurden.

Das ganze Heer wurde in sechs Brigaden eingetheilt, von denen zwei auf Schlesien, je eine auf Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Brandenburg kamen (zuerst hatte man gehofft, einige Regimenter mehr errichten zu dürfen, als dies Napoleon nicht erlaubte, legte man von den beiden Brigaden, die für Ostpreußen bestimmt waren, die eine nach Westpreußen, während die westpreußische nach Schlesien kam. Die beiden westpreußischen Grenadier-Regimenter Nr. 6 und 7 sind seit mehr als 90 Jahren in Wirklichkeit Niederschlesische).

So wurden eifrig Vorbereitungen zum Freiheitskampf gemacht. Aber ungeduldig wartete man auf den Augenblick der Erhebung. 1809 hatte man die Zeit noch nicht für günstig erachtet, aber als 1812 Napoleon seinen Zug gegen Rußland unternahm, da glaubten Viele nicht länger zögern zu dürfen. Aber der König entschied sich nicht nur, Rußland nicht zu unterstützen, nein, er schickte sogar ein Hülfskorps zur französischen Armee, welches als 27. Division des napoleonischen Heeres gegen Rußland zu kämpfen hatte. Man stelle sich vor, die Nachkommen der Sieger von Roßbach mußten diese Schmach erleben! Die 27. Division wurde mit der aus Bayern, Westfalen und Polen und einem preußischen Husaren-Regiment bestehenden 7. Division zum 10. Korps verbunden, an dessen Spitze der französische Marschall

Prinz August von Preußen, ein Neffe Friedrichs des Großen, 1779 geb., 1843 gestorben. Er machte sich um die Entwicklung der preußischen Artillerie verdient. Ihm zu Ehren ist heute das Ostpreußische Feld-Artillerie-Regiment Nr. 1 benannt.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausg. vom Gr. G.-St., Heft 24: die Theilnahme des Preußischen Hülfskorps an dem Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1812. (1898.)

Macdonald trat. Die 7. Division kommandirte der französische General Grandjean, dagegen hatte man gestattet, daß die aus lauter Preußen bestehende 27. Division von dem preußischen General der Infanterie Grawert befehligt wurde.

Für viele preußische Offiziere entstand jetzt ein furchtbarer Gewissenskampf. Sollten sie für Napoleons Ehre gegen Rußland kämpfen, wie der König befahl, oder sollten sie auf Rußlands Seite die Waffen erheben gegen den Bedrücker des Vaterlandes, als russische Offiziere für Deutschlands Unabhängigkeit streiten, ja wenn es sein mußte, selbst gegen die alten Kameraden, die jetzt Macdonalds Befehlen gehorchten? Nur wenige Offiziere schlugen diesen Weg ein, die meisten entschlossen sich, auch jetzt dem König unbedingt Folge zu leisten, so schwer es ihnen auch ankam. So war nun auch die preußische Armee, die noch vor einem halben Jahrhundert die Welt durch ihre Thaten in Staunen gesetzt, nichts Besseres mehr, als die Kontingente der Rheinbundsstaaten, die für Napoleons Ruhm fochten.

Die Königin Luise hat diese Schande nicht mehr erleben müssen. Sie war im Juli 1810 ihren Leiden erlegen. Die edle Frau hatte mit ihrem Gemahl die Trübsal der letzten Jahre treu getheilt, aber Schmerz und Sorge, Kummer und Krankheit hatten ihre Kräfte erschöpft. Im Sommer 1810 erkrankte sie an einer Lungenentzündung, sie starb in ihrer mecklenburgischen Heimath. Wohl blieb es ihr nun erspart, zu sehen, wie tief Preußen sich 1812 erniedrigen mußte, aber auch die Tage der Erhebung, der Wiederherstellung des alten Ruhmes mit zu erleben, blieb ihr versagt. Oft aber hat das preußische Volk ihrer gedacht, als schönere Zeiten nahten, unvergessen bleibt ihr Name und noch heute wird sie verehrt, wie nie vor ihr oder nach ihr eine Königin von Preußen.

IV.

Die Befreiungskriege und der Wiener Kongreß.

Während das große Hauptheer Napoleons bis tief in das Innere Rußlands vordrang, kämpfte das von Macdonald befehligte X. Armeekorps in den baltischen Provinzen. Im Sommer erkrankte der General von Grawert und im August übernahm der Generalleutnant von York das Kommando der preußischen Division. Er stand im 54. Lebensjahre und war als ein tapferer, ehrlicher, gerader, aber auch recht eigenwilliger Herr bekannt. Ihm war es beschieden, eine entscheidende That zu vollbringen, durch die der Befreiung des Vaterlandes Bahn gebrochen wurde.

Anfang Dezember liefen bei der preußischen Division die ersten Nachrichten von dem Rückzug der französischen Hauptarmee ein. Wie

furchtbar dieselbe mitgenommen war, das erfuhr man erst nach und nach. Macdonald suchte sich auch zu retten und trat den Rückmarsch an. Die Russen folgten. Ende Dezember gelang es ihnen, Yorck von Macdonald abzuschneiden. Yorck hätte sich ja durchschlagen können, aber sollte er die preußische Division für französische Interessen aufopfern? Das preußische Heer war klein, es konnte für die Folgezeit verhängnißvoll werden, wenn eine ganze Division jetzt schwere Verluste erlitt. So entschloß sich Yorck, nachdem er bei Tauroggen angekommen war, die Feindseligkeiten einzustellen. Am 30. Dezember wurde in der Mühle zu Poscherun eine Konvention abgeschlossen, kraft deren das Korps bis zur Entschließung des Königs von Preußen neutral sein sollte. In der Gegend zwischen Memel, Tilsit und Labiau sollte es einstweilen sich aufhalten.

Es hing nun die ganze Entwicklung der Dinge davon ab, wie Friedrich Wilhelm sich entschließen würde.

Als die Reste der großen französischen Armee nach Deutschland kamen, da hielten Viele die Zeit des Losschlagens für gegeben. Der König zauderte mit Recht, denn noch standen über 100 000 Franzosen in Ostpreußen, an der Weichsel und Oder, ja gegen 20 000 Mann in und bei Berlin. Das waren Truppen, die geordnet genug waren, um die verstreute kleine preußische Macht zu zermalmen. Man mußte warten, bis die Russen näher herangekommen und die preußischen Regimenter vereinigt waren. Yorck hatte seine Regierung etwas in Verlegenheit gebracht, denn man war noch nicht bereit zur Eröffnung des Kampfes. So blieb vorläufig nichts anderes übrig, als den Schritt des Generals öffentlich zu mißbilligen. Hardenberg sprach den französischen Diplomaten seine Entrüstung über Yorcks That aus. Als die Frage erwogen wurde, ob der Kronprinz Friedrich Wilhelm sich nicht mit einer Verwandten des Kaisers Napoleon verloben könne, gab Hardenberg keine direkt ablehnende Antwort. Fürst Hatzfeld, ein ausgesprochener Franzosenfreund, wurde nach Paris gesandt, um die Unschuld der Regierung, ohne deren Wissen Yorck gehandelt habe, zu betheuern.

Gegen Ende Januar begab sich der König nach Breslau, in Berlin war er vor den Franzosen nicht sicher. Am 3. Februar erließ er einen Aufruf, junge Leute aus den gebildeten Ständen, die vermögend genug wären, sich selbst zu bekleiden und beritten zu machen, möchten sich als freiwillige Jäger melden. Das waren die Vorläufer unserer heutigen Einjährig-Freiwilligen. Am 9. Februar erschien die Verordnung, daß für die Dauer dieses Krieges alle Befreiungen von der Wehrpflicht aufgehoben seien. Das war die Einführung der all-

Yorck, geb. 1759, gest. 1830. Literatur: Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von W. (in mehreren Auflagen erschienen). Den Namen Yorcks trägt heute das Ostpreußische Jäger-Bataillon Nr. 1.

Yorck wurde später unter dem Namen Yorck von Wartenburg in den Grafenstand erhoben.



gemeinen Wehrpflicht, und wenn sie auch vorläufig bloß für diesen Krieg gelten sollte, so blieb sie doch nach dem Frieden bestehen. Außerdem gab der König seine Genehmigung zur Errichtung einer Reihe von Freikorps. Der Oberstleutnant von Reuß, die Majors von Lützow und von Petersdorff, sowie der Hauptmann von Reiche traten an die Spitze derselben. Inzwischen hatten in Ostpreußen Stein und Yorck die Rüstungen geleitet, beide, ohne von der königlichen Autorität unterstützt zu werden, aber getragen von dem heldenmüthigen Opfermuthe des ostpreußischen Volkes. Erst Mitte Februar, als der König in Schlesien in Sicherheit war, erschien die Kabinettsordre, die das Betragen Yorcks für gerechtfertigt erklärte.

Aber aus Wien kam traurige Kunde. Der König hatte seinen Adjutanten von dem Knesebeck hingesandt, um die Oesterreicher mit fortzureißen. Es war nicht gelungen. Aussichtsvoller dagegen waren Verhandlungen mit Rußland. Allerdings heischte der Zar ein Opfer, und gewiß konnte man es ihm nicht verdenken, wenn er für die thatkräftige Hülfe Rußlands Entschädigung durch Ländergewinn verlangte. Sein Auge war auf das ehemalige polnische Preußen gerichtet, auf das Herzogthum Warschau, das soeben von den Russen erobert worden war. Der preußische Unterhändler, derselbe Oberst von dem Knesebeck, der in Wien gewesen war, hielt es aus militärischen Gründen für bedenklich, wenn Preußen nicht die Abrundung, die ihm die dritte Theilung Polens einmal gegeben hatte, wiedergewinne. Glücklicher Weise gab Friedrich Wilhelm nach, man lief sonst Gefahr, die russische Hülfe zu verlieren. Der Zar verbürgte Preußen ein Stück Polen, das die Verbindung zwischen Westpreußen und Schlesien sichere, im Uebrigen sollte Preußen in Deutschland entschädigt werden. Es gab ja Rheinbundsgebiet genug dazu. So kam am 28. Februar zu Kalisch eine Vereinbarung zu Stande.

Am 15. März kam der Zar nach Breslau. Zwei Tage darauf erließ Friedrich Wilhelm einen Aufruf an das preußische Volk. Als Ehrenzeichen für Helden im Kampfe wurde das eiserne Kreuz gestiftet. Ferner wurde ein Gesetz über Errichtung der Landwehr veröffentlicht.

Es ist später über die Theilnahme der Landwehr viel Falsches gefabelt worden. Die damalige Landwehr bestand nicht, wie die heutige, aus ehemaligen Soldaten, sondern sie setzte sich zu einem großen Theil aus völlig ungeübten Truppen zusammen. In Folge dessen war sie in der ersten Zeit noch nicht gefechtsbereit; erst im Herbst, nachdem die Leute einexercirt waren, konnte sie mit Erfolg verwendet werden.

Erst geraume Zeit später, am 21. April, wurde auch das Gesetz über den Landsturm unterzeichnet. Auch mit diesem Namen dürfen wir nicht heutige Begriffe verbinden. Der Landsturm von 1813 war ein Volksaufgebot, noch weniger militärisch vorgebildet, als die Landwehr, nicht einmal Uniform sollte der Landsturm tragen. Eine

von Jagwitz: Geschichte des Lützow'schen Freikorps 1892.

größere Bedeutung hat er nicht erlangt, in einzelnen Fällen sich aber nützlich erwiesen.

Von den deutschen Kleinfürsten schlossen sich sofort die Mecklenburger und die Anhaltiner den Preußen an, die große Masse der Rheinbundsfürsten hielt es für sicherer, auf Napoleons Seite zu bleiben. In einer Proklamation, die der russische Obergeneral Kutusow erließ, die aber von einem Sachsen Namens Karl Müller verfaßt war, wurden alle deutschen Fürsten aufgefordert, sich der guten Sache anzuschließen, allein auch dieser Aufruf konnte auf die ängstlichen rheinbündlerischen Gemüther keinen Endruck machen. Uebrigens einigten sich die Vertreter Rußlands und Preußens über die Behandlung der zu erobernden Rheinbundslande. Sie sollten von einem Centralverwaltungsrath regiert werden. Es war ein Zeichen freundlichen Entgegenkommens, daß Zar Alexander mit diesen Verhandlungen zwei Deutsche beauftragt hatte, Stein und Nesselrode, während Preußen Hardenberg und Scharnhorst deputirte.

Wenn man sich nur hätte entschließen können, Scharnhorst zum Oberbefehlshaber der preußischen Armee zu machen! Er war jetzt 57 Jahre alt, voll Geist und Muth, rüstig und kräftig, gleich groß als Stratege, wie als Organisator. In seiner Person vereinigten sich die Talente eines Moltke und eines Roon. Aber er war ein Bauernsohn und über einzelne Vorurtheile kommt die Welt selbst in Zeiten großer Noth schwer hinweg. Es bestand ernste Gefahr, daß man den eitlen Kalckreuth, der jetzt 76 Jahre zählte, oder den 75 jährigen L'Estocq zum Oberbefehlshaber ernannte. Glücklicher Weise gelang es, den König vor solchen verhängnißvollen Ernennungen zu bewahren. Die Wahl fiel auf den General von Blücher. Er war zwar auch schon 71 Jahr alt, aber frisch und rüstig, klug und verständig im Verkehr mit seinen Rathgebern. Er brauchte einen tüchtigen Generalstabschef, und der wurde ihm in der Person Scharnhorsts gegeben. Wie freute sich dieser, daß Blücher sein Vorgesetzter wurde! Er selbst hatte sich bemüht, die Aufmerksamkeit auf den alten verabschiedeten Husarengeneral zu lenken, nun war ein Oberbefehlshaber gewonnen, der einsichtsvoll und selbstlos genug war, um sich des Rathes von Scharnhorst und Gneisenau zu bedienen, kühn und entschlossen genug, um den Rath dann zur That zu machen.

Unglücklicher Weise war aber das preußische Hauptquartier auch nicht frei in seinen Entschlüssen. Er war von der russischen Heeresleitung abhängig. Hier war jetzt, nachdem Kutusow schwer erkrankt, Wittgenstein Oberbefehlshaber geworden. Gar bald gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen Wittgenstein und Scharnhorst. Dieser wollte die erste große Schlacht in der freien Ebene bei Leipzig liefern, weil hier die starke Reiterei der Russen und Preußen zur Geltung gekommen wäre. Jener dagegen zog das sumpfige Wiesen-

Blücher, Fürst von, geb. 1742, gest. 1819. Literatur: Blasendorff Gebhard Lebrecht von B. 1887.

land bei Groß-Görschen vor. Scharnhorst wollte nun wenigstens den Feind im Anmarsch angreifen. Auch das wurde nicht ausgeführt. Die Verzögerung wurde noch schlimmer, als die beiden Monarchen befahlen, daß die Truppen in Parade bei ihnen vorbeimarschiren sollten. „Man hielt sich“, wie Gneisenau später urtheilte, „mit Förmlichkeiten und Truppenentwickelungen zu lange auf, statt mit Colonnen auf den überraschten Feind loszugehen.“

So war der Mittag des 2. Mai herangekommen, ehe die Schlacht anfing. Der ganze Vormittag war verstrichen, Napoleon hatte kostbare Zeit gewonnen. Mit furchtbarer Wuth und Tapferkeit fochten die Preußen, es war vergeblich, sie mußten endlich den Rückzug antreten, ebenso wie die Russen. Der schwerste Verlust aber war der, daß Scharnhorst verwundet worden war. Zwei Pferde waren ihm getroffen worden, eine dritte Kugel durchbohrte ihm den Tschako, die vierte verwundete ihn im Fuß.

Die politischen Folgen der Schlacht zeigten sich sofort. Die Rheinbundsfürsten hingen nur um so treuer an Napoleon, dessen Unbesiegbarkeit aufs Neue feststand. Der König von Sachsen stellte jetzt offen seine Truppen den Franzosen zur Verfügung, nur der General von Thielmann und der Ingenieur-Offizier Aster gingen zu den Preußen über. Schwere Strafen wurden über Cottbuser Patrioten verhängt. Die treue Stadt, die drei und ein halbes Jahrhundert lang unter Hohenzollernherrschaft gestanden, war bekanntlich 1807 an Sachsen abgetreten worden. Im Frühjahr hatte gar mancher Einwohner aus seiner preußischen Gesinnung kein Hehl gemacht. Nun folgten Freiheits- und Geldstrafen.

Die Verbündeten waren inzwischen bis nach der Gegend von Bautzen zurückgewichen. Am 19. Mai kam es bei Königswartha zu einem blutigen Gefecht, dem am 20. und 21. die große Schlacht bei Bautzen folgte. Abermals wurden die Verbündeten geschlagen, aber keine Trophäen fielen in die Hände der Franzosen.

Gleich darauf entsandte Napoleon den General Oudinot gegen Berlin, aber bei Luckau wurde er am 4. Juni von den Preußen zurückgeschlagen. Schon am 26. Mai hatte Blücher bei Haynau einen kleinen Erfolg davon getragen. Doch das Alles konnte die Sachlage nicht ändern. Die Verbündeten wurden zur Oder zurückgedrängt, wohl wollten die Preußen den Verzweiflungskampf fortsetzen, aber die Russen fingen an kriegsmüde zu werden.

Da wurde am 4. Juni der Waffenstillstand zu Poischwitz abgeschlossen. Napoleon hoffte wahrscheinlich, während dieser Zeit die russische Diplomatie nachgiebiger zu stimmen, auch wollte er seine Armee verstärken. Aber auch Preußen gewann so mehrere kostbare Wochen, die zur Ausrüstung und Ausbildung der Truppen unerläßlich waren. Eifrig war Gneisenau beschäftigt, die Landwehr zu organisiren. „Landwehren sie man immer drauff“, schrieb Blücher an Gneisenau „„ich höre vihll gu'hts davon, aber wenn die Fehde wider begintt, da gesellen sie sich ia wider zu mich.“ Es war nothwendig,

daß Gneisenau wieder zu Blücher ging, denn leider erlag Scharnhorst seiner Wunde und Gneisenau mußte ihn ersetzen, er, der in bescheidener Weise sagte: „Ich bin ein Pygmäe gegen diesen Riesen, dessen Geistestiefe ich nur bewundern, nimmer aber ergründen kann.“

Scharnhorst hatte sich nicht genügend geschont gehabt. Trotz seiner Verwundung war er nach Prag gereist, um mit den Oesterreichern zu verhandeln. Die Anstrengung war offenbar für den Kranken zu schwer gewesen, es trat eine Verschlimmerung ein und am 28. Juni starb er. Er sollte es nicht erleben, daß das Werk, an dem er so lange Jahre unter unsäglicher Mühe gearbeitet, mit Erfolg gekrönt wurde.

Nach vielen und schweren Verhandlungen war endlich das Ziel erreicht, daß Oesterreich eine bewaffnete Vermittlung übernahm. Freilich, was geboten wurde, war nur ein fauler Friede, aber wenn Napoleon auch diese, für Preußen noch recht wenig günstigen Bedingungen nicht annahm, dann verpflichtete Oesterreich sich, die Verbündeten kräftig zu unterstützen.

Als Bevollmächtigter Oesterreichs ging Metternich nach Dresden, um dort mit Napoleon zu unterhandeln. Metternich, der Diplomat, welcher die folgenden Jahrzehnte hindurch Oesterreichs Politik gelenkt hat, war damals 40 Jahre alt. Er stammte aus einem rheinischen Adelsgeschlecht.

Das Resultat der Unterhandlungen war, daß der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert wurde, in Prag aber sollte ein Friedenskongreß zusammentreten. Die Preußen und Russen willigten nur ungern ein, aber thaten es schließlich aus Rücksicht auf Oesterreich.

Der Friedenskongreß hatte keinen Erfolg. So durften am 11. August die Feindseligkeiten wieder beginnen.

Schon am 14. Juni hatte Preußen mit England zu Reichenbach einen Vertrag abgeschlossen. Preußen versprach den Welfen nicht nur die Wiederherstellung Hannovers, sondern auch eine Abrundung dieses Landes. England zahlte an Preußen $3\frac{1}{2}$ Millionen Thaler als Subsidien, also eine recht kleine Summe. Rußland, ja sogar Schweden, das doch nur sehr wenig geleistet, bekamen weit mehr.

Mit Schweden hatte sich Preußen am 22. Juli geeinigt. Leider übernahm der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl über die Nordarmee, die die Mark Brandenburg und Berlin schützen mußte, hier befand sich das von Bülow kommandirte 3. preußische Armeekorps. Der Kronprinz von Schweden war kein anderer, als der ehemalige französische Marschall Bernadotte, den sich die Schweden zum Thronfolger erwählt hatten. Seine Absicht war, Norwegen für Schweden zu erobern, und um diesem Projekt die Gunst der verbündeten Groß-

Oncken: Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. 1876 und 1879.

Wiehr: Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813. (Berlin 1893) tritt für Bernadotte ein, während v. Quistorp: Geschichte der Nordarmee (Berlin 1894) richtiger den General von Bülow für den Sieger von Großbeeren und Dennewitz hält.

mächte zu gewinnen, trat er in den Kampf ein. Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn er diesen Plan mit möglichst geringen Opfern durchführen wollte und seine Schweden nach Kräften schonte. Angeblich soll er sich auch mit der Idee beschäftigt haben, Kaiser der Franzosen zu werden, sowie es gelänge, Napoleon abzusetzen. Auch aus diesem Grunde hätte er sich zurückhaltend benommen, um nicht die Franzosen durch Siege, die er über sie hätte davon tragen können, zu reizen. Es war unstreitig ein Unding, einen Franzosen zum Oberbefehlshaber einer Armee zu machen, die mithelfen sollte, Deutschland von französischer Herrschaft zu befreien. Aber es blieb nicht bei einem, noch ein zweiter ehemaliger französischer General trat in den Dienst der Verbündeten: Moreau, der Sieger von Hohenlinden. Er befand sich mit den Monarchen bei der Hauptarmee, die von dem österreichischen Fürsten Schwarzenberg kommandirt wurde, dem als Generalstabschef Radetzky beigegeben wurde. Die Hauptarmee bestand aus Oesterreichern, Russen und dem von Kleist kommandirten 2. preußischen Armeekorps; auch die preußische Garde, damals eine Brigade stark, befand sich bei ihr. Zwischen der Nordarmee und der Hauptarmee stand die schlesische, von Blücher geführt, bestehend aus dem 1. preußischen Armeekorps, das York kommandirte, und Russen.

Am 26. August stieß die schlesische Armee mit den Franzosen an der Katzbach zusammen. Derselbe Macdonald, dem im vergangenen Jahre York unterstellt gewesen, befehligte die Franzosen. So kamen hier die ehemaligen Waffengefährten als Feinde wieder zusammen. In Folge anhaltenden Regenwetters waren die Katzbach und die wüthende Neisse hoch angeschwollen. Als nun die Franzosen von den Verbündeten geschlagen worden waren, wurde ihre Flucht durch die Ueberschwemmung gehemmt. Gneisenau aber, der den Werth einer energischen Verfolgung kannte, trieb zur Eile. So wurde den Truppen Macdonalds eine vernichtende Niederlage zugefügt, Schlesien aber in wenigen Tagen vom Feinde befreit. Die Festung Glogau jedoch blieb noch bis zum Frühjahr 1814 in den Händen der Franzosen.

Napoleon aber trachtete danach, die Hauptstadt des Preußenlandes zu züchtigen. General Oudinot war gegen Berlin vorgesandt worden, unter ihm stand als Korpskommandant Reynier. Dieser stieß am 23. August bei Großbeeren auf die Preußen. Auch hier herrschte ein trübes Regenwetter, wie in Schlesien. Bülow schlug das Korps Reyniers derartig, daß Oudinot den Rückzug nach Wittenberg antrat. Am 27. August erfocht General von Hirschfeld, ein alter Veteran aus der Zeit Friedrichs des Großen, bei Hagelberg einen Sieg über den General Girard.

Am selben Tage jedoch erlitt das Hauptheer der Verbündeten eine schwere Niederlage bei Dresden, General Moreau, der vor Kurzem zu ihnen übergetreten war, fiel. Gegen 20 000 Gefangene geriethen in die Hände der Sieger. Schwerfällig wälzte sich die Masse der Geschlagenen auf den Gebirgswegen nach Böhmen zu, General Van-

damme aber suchte ihnen den Weg zu versperren. Mit großer Tapferkeit kämpften gegen ihn die vom Prinzen Eugen von Württemberg geführten Russen, ihnen kam Kleist mit dem 2. preußischen Korps zu Hülfe, bei Nollendorf griff er ein, während die Russen bei Kulm kämpften. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es, den General Vandamme mit 9000 Mann gefangen zu nehmen.

Inzwischen hatte Marschall Ney einen neuen Rachezug gegen Berlin unternommen. Am 6. September stießen bei Dennewitz die Heere aufeinander. Wieder siegte Bülow mit seinen Preußen. Bald nach der Schlacht ging ein Bataillon der sächsischen Leibgarde zu ihm über. König Friedrich August aber blieb der Sache Napolons treu. Dagegen gerieth die bayerische Politik jetzt wieder ins Schwanken. Am 8. Oktober wurde zu Ried ein Vertrag zwischen Oesterreich und Bayern abgeschlossen. Bayern trat zu den Verbündeten über, es gab die ehemals österreichischen Provinzen zurück, erhielt dafür Würzburg und Aschaffenburg, die Aussicht auf weiteren Landgewinn und die Anerkennung seines Besitzstandes. Das heißt, Preußen konnte sich jetzt keine Hoffnung mehr machen, die alten hohenzollernschen Lande Ansbach und Baireuth wieder zu bekommen.

Am 3. Oktober überschritt Blücher mit seinen Truppen die Elbe in der Nähe von Wartenburg. York bekam den Auftrag, den Feind, der geschützt durch hohe Dämme auf dem jenseitigen Ufer stand, anzugreifen. York hielt es für eine Tollkühnheit, gehorchte aber und vollendete den Sieg. Gar oft hatte York seinem Groll gegen Blücher, den er für einen rohen Husaren, und gegen Gneisenau, den er für ein phantastisches Kraftgenie hielt, Luft gemacht, Blücher aber meinte gutmüthig: „Der York ist ein giftiger Kerl, er thut nichts als raisonniren, aber wenn es losgeht, dann beißt er an, wie Keiner."

Auch die Hauptarmee war wieder vorgerückt. Napoleon hatte die Elbelinie aufgegeben und war nach Leipzig zurückgegangen. Hier sollte die Entscheidung fallen.

Im Halbkreise östlich von Leipzig hatte Napoleon sein Heer aufgestellt. Gneisenau erkannte, daß es möglich war, mit einem Schlage den Krieg zu beenden. Die Verbündeten hatten die Uebermacht, ihre Anmarschstraßen gewährten die Möglichkeit, den Feind von allen Seiten zu umzingeln. Gneisenau schlug vor, zuerst das Gefecht hinzuhalten, bis die Verbündeten versammelt seien, dann auf allen Seiten den feindlichen Halbkreis anzugreifen und die einzige Rückzugsstraße, über die die Franzosen geboten, durch ein Korps besetzen zu lassen. Dann

Kleist wurde später unter dem Namen Kleist von Nollendorf in den Grafenstand erhoben. Seinen Namen trägt heute das 1. Westpreußische Grenadier-Regiment Nr. 6.

Bülow wurde später unter dem Namen Bülow von Dennewitz in den Grafenstand erhoben. Seinen Namen trägt heute das 6. Westfälische Infanterie-Regiment Nr. 55.

konnte Napoleon bei Leipzig das Schicksal treffen, das sein Neffe 57 Jahre später bei Sedan erlitt. Aber Schwarzenberg war für so kühne Pläne nicht zu gewinnen. So blieb die Rückzugsstraße offen. Ja, die Nordarmee erschien am 16. Oktober noch gar nicht, so daß an diesem Tage der Kampf auf zwei getrennten Schlachtfeldern ausgefochten wurde. Bei Möckern siegten die Preußen, es war wieder Yorcks 1. Armeekorps, das die blutige Arbeit verrichtete. Weniger glücklich kämpften bei Wachau die Verbündeten. Wohl konnten sich die Russen unter dem Prinzen Eugen von Württemberg und das 2. preußische Korps unter Kleist lange Zeit gegen die Feinde halten, auch die Oesterreicher schlugen sich tapfer, aber sie wurden schlecht geführt, General Merveldt gerieth mit einem großen Theil seiner Truppen in Gefangenschaft. Als aber am Abend Napoleon noch einen großen Reiterangriff unternahm, hielten die Oesterreicher stand.

Am nächsten Tage hätte Napoleon seine Armee durch einen Rückzug retten können, aber er beging den Fehler, stehen zu bleiben. Um Unterhandlungen anzuknüpfen, schickte er den gefangenen österreichischen General Merveldt zu Kaiser Franz. Es war vergeblich. Der 17. Oktober war für Napoleon ein verlorener Tag, denn nun waren die Nordarmee und andere Verstärkungen herangekommen. Schon ging ein Theil der sächsischen und württembergischen Truppen zu den Verbündeten über.

Der Rückzugsweg war aber immer noch offen, mit etwa 90 000 Mann konnte Napoleon entweichen. Die Deckung des Rückzuges überließ er Polen, Rheinbündlern und Italienern. So kam es am 19. noch zu einem kurzen Kampfe. Leipzig wurde besetzt und König Friedrich August gefangen genommen.

Das entronnene Heer Napoleons wurde bei Hanau von dem bairischen General von Wrede angegriffen. Napoleon schlug ihn zurück und kam mit etwa 70 000 Mann über den Rhein. Wohl standen noch eine große Anzahl Franzosen in den Festungen Deutschlands und Polens. Aber sie waren auch bald verloren, denn eine Festung nach der anderen mußte schließlich verzweifelnd die Vertheidigung aufgeben.

Inzwischen kehrten die Einwohner der ehemals preußischen Gebiete, die Jahre lang unter westfälischer, bergischer oder französischer Herrschaft gestanden, mit Begeisterung unter die Herrschaft Friedrich Wilhelms zurück. Auch die Hannoveraner und Braunschweiger waren glücklich, wieder unter die welfische Regierung zu kommen, und selbst dem geizigen Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Cassel jubelte sein Volk zu. „Und ob er schon ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch wieder haben!“ sagte ein hessischer Bauer. Kurfürst Wilhelm aber zog ein und that so, als wären die sieben Jahre, die er im Exil verweilt, gar nicht da gewesen. Den König Hieronymus nannte er seinen „Verwalter Jerome“. Beim hessischen Militär wurde der Zopf wieder eingeführt. Die Geldgier aber des Kurfürsten rief

gar bald schwere Konflikte hervor, die gleich in den ersten Jahren des deutschen Bundes Anlaß zu bitteren Beschwerden gaben.

Außer dem König von Westfalen und dem Großherzog von Berg wurde auch Dalberg, der Großherzog von Frankfurt, abgesetzt, sein Vetter, der Fürst von der Leyen, sowie der Fürst von Isenburg wurden mediatisirt, letzterer aus Strafe dafür, daß er aus preußischen Deserteuren und Vagabonden ein Regiment errichtet und Napoleon zur Verfügung gestellt hatte.

Alle übrigen Rheinbundfürsten wurden in Gnaden angenommen, sie alle mußten natürlich jetzt ihre Truppen den Verbündeten stellen.

Wäre man nur mit der großen Armee, die man hatte, möglichst rasch nach Frankreich hineinmarschirt! aber die österreichische Schwerfälligkeit hielt wieder Alles auf. Man glaubte, es sei zu bedenklich, einen Winterfeldzug gegen Frankreich zu führen. Wenigstens wurde einstweilen Holland befreit und zwar von der Nordarmee, die jetzt Bülow kommandirte. Der Kronprinz von Schweden war gegen Dänemark gezogen.

In der Neujahrsnacht 1814 durften endlich auch Blüchers Truppen den Rhein überschreiten. Die Stimmung auf dem linken Rheinufer war weit schlechter, als auf dem rechten. Nur in den protestantischen Gegenden nahm man die Preußen mit Jubel auf. Noch schlimmer aber wurde es, als man auf Lothringen vordrang. Aber Blücher und sein Hauptquartier verzagten nicht. Mochte man auch in Schwarzenbergs Umgebung verächtlich auf sie herabblicken und hochmüthig sagen, die Preußen seien zu klein für ein großes Ereigniß, mochten die Oesterreicher trotz ihrer Niederlagen sich besser dünken, als die Preußen, denen man doch in erster Linie den Sieg verdankte, Blücher und Gneisenau nahmen es auf sich, mit den guten Freunden ganz ebenso fertig zu werden, wie mit dem Feinde. Es ist ja leider überall der Fall, daß das aufstrebende Talent von der Mittelmäßigkeit, die unverdient im Besitz von Macht und Einfluß ist, verachtet wird.

Ende Januar waren die Armeen Schwarzenbergs und Blüchers wieder nahe aneinander gekommen. Der österreichische Fürst war so gütig, Blücher einen Theil seines Heeres zu borgen und so gelang es dem preußischen Feldherrn, Napoleon am 1. Februar bei La Rothière zu schlagen.

Napoleon beauftragte seinen Unterhändler Caulaincourt, der in Chatillon mit den Diplomaten der Verbündeten zusammengekommen war, Frieden zu schließen.

Aber Schwarzenbergs Strategie, auf welche Radetzky leider nicht den Einfluß hatte, welchen Gneisenau auf die Blüchersche ausübte, erleichterte den Franzosen noch einmal den Kampf. Die beiden Heere der Verbündeten trennten sich und Napoleon nahm die Gelegenheit wahr, über die vereinzelte Armee Blüchers herzufallen. Vom 10 bis 14. Februar schlug er sie in mehreren Gefechten, bei Champaubert bei Montmirail, bei Chateau-Thierry und bei Etoges. Hier bei Etoges

war es, wo der erst 30 Jahre alte Major von Wrangel, der spätere Generalfeldmarschall, durch eine glänzende Waffenthat sich auszeichnete.

Die Nachricht von den Niederlagen Blüchers erregte natürlich im Hauptquartier Schwarzenbergs viel Schadenfreude, aber doch setzte Blücher es durch, daß er Bülows 3. Armeekorps und Russen, die von Belgien herankamen, zu sich ziehen und mit ihnen auf Paris vormarschiren durfte. Bei Bar sur Aube aber kam das Hauptheer Schwarzenbergs am 27. Februar zur Schlacht, gedrängt vom König Friedrich Wilhelm, der die Gelegenheit, einen Sieg zu erfechten, richtig erkannte. Hier vollbrachte der 17 jährige Prinz Wilhelm Sohn, der spätere deutsche Kaiser, seine erste Heldenthat. Der Vater schickte ihn in die Feuerlinie hinein zu dem russischen Regiment Kaluga, und ohne zu zaudern ritt der junge Prinz hin und erstattete dann dem Vater den gewünschten Bericht. Alle Offiziere freuten sich über den tapferen Jüngling.

In jenen Tagen vollzog Blücher seine Vereinigung mit Bülow, ehe Napoleon ihn wieder angreifen konnte. Auch Kleist war herangekommen, so daß Blücher nun über eine Armee preußischer Kerntruppen verfügte, wie nie zuvor; außerdem hatte er eine ansehnliche Menge von russischen Truppen zur Verfügung. Aber unglücklicher Weise erkrankte er gerade damals. Der nächstälteste Offizier war der russische General Langeron, aber dieser war bereit, sich unter Gneisenau zu stellen. Gneisenau war nicht einmal unter den preußischen Generalen der älteste, und doch war Alles bereit, ihm zu folgen. Aber bitter wurde ein Jeder enttäuscht, als Gneisenau eine überraschende Aengstlichkeit zeigte, die Niemand ihm zugetraut hätte. Wohl wurde Napoleon bei Laon geschlagen, aber Gneisenau, der früher an der Katzbach, später bei Belle-Alliance so trefflich die Verfolgung anordnete, hielt allzu vorsichtig seine Truppen zurück. York, der sonst immer über das viele Draufgehen gescholten, war so entrüstet, daß er die Armee verlassen wollte. Nur schwer war er zu besänftigen. Warum Gneisenau so zurückhaltend gewesen, ist nicht leicht einzusehen. Vielleicht drückte ihn das Gefühl, daß er seinem Dienstgrade nach doch eigentlich nicht das Oberkommando beanspruchen durfte. Wahrscheinlicher ist, daß eine Idee, die in jenen Tagen oft erörtert wurde, ausschlaggebend gewesen ist. Fast überall hatten die Preußen die Hauptarbeit des blutigen Krieges geleistet, ihre Reihen wurden immer mehr gelichtet. Das Verhalten Oesterreichs aber erweckte die Besorgniß, daß beim Friedensschluß Preußen übervortheilt werden würde. War dann seine Armee erschöpft, so konnte es sich nicht wehren. Vielleicht war dies der eigentliche Beweggrund der Unthätigkeit Gneisenaus. So konnte Napoleon abermals seinem Schicksal entgehen.

Zum Glück für die alliirte Sache wurde aber gerade damals Oesterreich durch Napoleons Unklugheit schwer verletzt. Napoleon wollte Italien für seinen Stiefsohn Beauharnais retten. Hierdurch

zerstörte er die Hoffnungen Oesterreichs auf italienischen Landerwerb. Metternich war nun auch gezwungen, entschiedener gegen den Schwiegersohn seines Kaisers aufzutreten. Am 19. März erklärten die Verbündeten die Friedensverhandlungen von Chatillon für gescheitert. „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet, als das ganze Heer der Diplomaten,“ meinte Gneisenau. Schon am 20. März schlug Schwarzenberg die Franzosen bei Arcis sur Aube.

Nun versuchte Napoleon die Verbündeten dadurch zu erschrecken, daß er ihnen in den Rücken fiel. Diese aber zogen ruhig auf Paris weiter. Dort standen nur die Korps von Marmont und Mortier. Sie wurden am 30. März geschlagen, Paris gab jetzt den Widerstand auf und kapitulirte. Am 31. März zogen der Zar, König Friedrich Wilhelm und Fürst Schwarzenberg in Paris ein. Ihnen folgten russische, österreichische und württembergische Truppen, sowie die preußische Garde. Die große Masse der preußischen Truppen aber, denen man in erster Linie die Niederwerfung Frankreichs verdankte, durfte nicht mit einziehen, sie sahen in Folge der gewaltigen Strapazen zu abgerissen aus. So wurde die Ehre des Einzugs denjenigen zu Theil, die während des Krieges sich am besten geschont hatten.

Napoleon aber wurde jetzt von allen Seiten verlassen. Am 11. April unterzeichnete er seine Abdankung. Man wies ihm die Insel Elba als Fürstensitz an. Auf der Reise durch Südfrankreich mußte er erkennen, wie sehr die Stimmung des französischen Volkes sich bereits gegen ihn gewandt hatte. Die Royalisten tauchten plötzlich in ungeahnter Menge auf. Was noch vor Kurzem vive l'empereur geschrieen, rief jetzt vive le roi! Gar bald langte er auch an, der neue König Ludwig XVIII., der Bruder des unglücklichen Ludwigs XVI. Ihm war es vergönnt, einen für Frankreich ganz unverdient günstigen Frieden abzuschließen. Die Franzosen behielten nicht nur Elsaß und Lothringen, sondern auch Saarlouis, Saarbrücken und Landau. Die Bevölkerung von Saarbrücken war aufs äußerste bestürzt, als sie erfuhr, daß sie französisch bleiben sollte. Auch die Zahlung von Kriegskosten wurde den Franzosen erlassen. Ja, Preußen erhielt nicht einmal das Geld wieder, das es während der französischen Durchmärsche in den letzten Jahren vorgestreckt hatte. Oesterreichs, Rußlands und Englands Diplomaten waren überzeugt, das bourbonische Königthum müsse geschont werden, es sei nicht verantwortlich für die Thaten des Kaiserreichs. Ludwig XVIII. aber war der Meinung, lieber dreihundert Millionen Franken aufzuwenden, um Preußen zu bekämpfen, als hundert, um es zu befriedigen. Es zeigte sich, daß Gneisenau und seine Freunde nicht Unrecht gehabt, als sie befürchteten, Preußen werde beim Friedensschluß auf das schnödeste übervortheilt werden.

Noch drohten aber dem tapferen Staate weitere Enttäuschungen.

Im September 1814 wurde zu Wien der Kongreß eröffnet

der endgiltig die Karte Europas festsetzen sollte. Kaiser Franz und sein Minister Metternich wußten, wie viel Oesterreich jetzt durch die List seiner Diplomaten gewinnen könnte, durch seine Feldherren war ihm nicht gerade viel Anspruch auf Belohnung gegeben. Ein Hauptaugenmerk richtete die Hofburg darauf, daß Preußen nur nicht zu mächtig würde, vor allem in Deutschland nicht zu mächtig, eher mochte es verlorene polnische Provinzen wiedererobern. Das war aber nach dem Wunsche des Zaren, der seinen polnischen Freund Czartoryski mitgebracht hatte und in dessen Seele Pläne wiederauftauchten, die auf eine Wiederherstellung Polens unter dem Szepter Alexanders hinausliefen. England war durch den Lord Castlereagh vertreten, dem eine genaue Kenntniß der kontinentalen Verhältnisse abging. Jahrelang waren die Engländer vom Festlande fast abgeschnitten gewesen. Hatte trotz der Kontinentalsperre auch immer ein Verkehr bestanden, so war doch die große Masse auf das Inselreich beschränkt geblieben. Wie staunten die Wiener Damen über die altmodischen, geschmacklosen Toiletten der Lady Castlereag! Als Rathgeber für deutsche Verhältnisse stand dem englischen Diplomaten der Hannoveraner Graf Münster zur Seite (er war der Vater des jetzigen deutschen Botschafters in Paris, des Fürsten Münster zu Derneburg). Dieser schwärmte für ein starkes Welfenreich in Norddeutschland, als dessen gefährlichsten Nebenbuhler er Preußen ansah.

Auch Frankreich war vertreten, es hatte den alten Schlaukopf Talleyrand gesandt, der schon der Republik und dem Kaiserreich gedient hatte, aber immer rechtzeitig die untergehende Regierung verlassen und sich dem aufgehenden Gestirn zugewandt. War es nicht eine Schmach, daß das besiegte Frankreich hier am Kongreß mitsprechen durfte, daß es durch seinen Vertreter fortgesetzt gegen Preußen intriguiren konnte! Man fühlte wohl in Frankreich, daß man hauptsächlich von den Preußen geschlagen worden war. Sie sollten in erster Linie niedergehalten werden. Vor allem sollten sie nicht Sachsen bekommen, eher polnische Provinzen. Die ehemaligen Rheinbundsstaaten aber wollte Frankreich kräftig unterstützen. Natürlich hatten diese deutschen Staaten auch Vertreter in Wien, ein jeder suchte noch so viel wie möglich für sein Land herauszuschlagen.

So hatte die preußische Diplomatie eine schwere Aufgabe zu vollbringen. Leider standen ihre Vertreter nicht ganz auf der Höhe der Situation. Hardenberg hatte schon im Zeitalter der inneren Reformen gezeigt, daß er Stein nicht zu ersetzen vermochte. Während des Jahres 1813 hatte er sich auch bereits wiederholt von Metternich überlisten lassen. Jetzt war der alte Lebemann in dem lustigen Wien, wohl lag die Jugendzeit längst hinter ihm, aber der Leichtsinn hatte ihn noch nicht verlassen, die Zerstreuungen und Vergnügungen der Kaiserstadt übten noch einen großen Reiz auf ihn aus.

Ernster und fleißiger war der zweite Staatsmann, den der König mitgenommen hatte: Wilhelm von H u m b o l d t. Aber der gelehrte Diplomat, an Geist und Wissen einem Metternich weit über-

legen, war nicht Menschenkenner genug, um sich durch das Gewirr der Intriguen und Diplomatenlügen hindurch richtig und sicher seinen Weg zu bahnen. Oft zeigte der König, der früher so schüchtern und unentschlossen gewesen, einen weit besseren Blick, als seine beiden Rathgeber.

Die beiden großen Fragen, deren Entscheidung eng mit einander verknüpft war, waren die sächsische und die polnische. Oesterreich und Frankreich wünschten, das Sachsen erhalten bliebe und Preußen mit Theilen des Herzogthums Warschau entschädigt würde, Rußlands Kaiser aber wollte diese Theile für sein Königreich Polen haben, Preußens Interessen erforderten, daß ein kleinerer Theil von Polen wieder preußisch würde, um eine Verbindung zwischen Westpreußen und Schlesien herzustellen, im übrigen wollte Preußen als Entschädigung für alle seine Mühen, als Entschädigung ferner für die ehemaligen Provinzen Neu-Ostpreußen, Neu-Schlesien und dem Theil von Südpreußen, der Alexander übergeben wurde, als Entschädigung endlich für Ansbach und Baireuth und andere Gebiete, auf deren Wiedererwerb man verzichtete, eine große Abrundung in Mittel-Deutschland haben, nämlich das Königreich Sachsen. Sachsen war ein nach Kriegsrecht erobertes Land, oft genug war im Frühjahr und Sommer 1813 König Friedrich August aufgefordert worden, für die deutsche Sache einzutreten, aber er war auf Napoleons Seite geblieben. Wenn man eine große Reihe von mediatisirten Fürstenthümern, wie die der Hohenlohe, der Fürstenberg, der Solms, der Salm, Wied, und viele andere kleine Staaten nicht wieder herstellte, so lag gar kein Grund vorhanden, das eroberte Sachsen dem Verbündeten Napoleons wieder zu geben. Uebrigens beabsichtigte Preußen auch nicht, die albertinischen Wettiner zu Fürsten ohne Land zu machen, es war vielmehr geplant, ihnen in Italien eine Entschädigung zu geben. Dort würde die katholisch gewordene Dynastie sich eingelebt haben, die evangelischen Sachsen aber würden der Hohenzollernkrone unterworfen worden sein.

Allein Oesterreich wünschte, daß der sächsische Staat bestehen blieb. So rangen die Diplomaten wochenlang mit einander. Im November hatte der Zar mit König Friedrich Wilhelm ein eingehendes Gespräch. Der König von Preußen wollte nichts weiter vom polnischen Lande, als nöthig war, um Westpreußen und Schlesien zu verbinden. So kam zwischen beiden Monarchen eine Verständigung zu Stande, die für Preußen zum Heil wurde, wenn auch Hardenberg und Humboldt anfangs recht unglücklich darüber waren. Aber der Weg, den der König eingeschlagen, war der einzig richtige, das zeigte sich bald. Oesterreich und Frankreich waren entschlossen, das auszuführen, was Gneisenau und seine Freunde längst gefürchtet hatten. Das verbündete Oesterreich und das eben besiegte Frankreich schlossen

Humboldt, Wilhelm von, geb. 1767, gest. 1835. Literatur: W. Gebhardt Wilhelm von Humboldt als Staatsmann, II. Band, 1899.

Anfang 1815 ein Bündniß zusammen und Lord Castlereagh ließ sich bethören, auch beizutreten. Später schlossen sich Sardinien, Hannover, Bayern, Hessen-Darmstadt, ja sogar die Niederlande an, obgleich die Niederlande doch eben erst mit preußischer Hülfe befreit worden, obgleich ihr König ein naher Verwandter des Hohenzollern-Hauses und bis vor Kurzem preußischer General gewesen war.

Aber auch Preußen hatte sich vorgesehen. Ende 1814 hatten Gneisenau, Grolmann, Boyen und Schöler einen Kriegsplan entworfen, eine große Armee sollte am Rhein, eine andere in Sachsen den Kampf eröffnen, Blücher und Gneisenau sollten die Führer sein. Ein kleineres Korps sollte Schlesien decken. Der Zar hielt treu zu Preußen.

Aber Castlereagh bemerkte denn doch bald, daß es ein gewaltiger Fehler wäre, wenn England sich mit Frankreich und Oesterreich zur Niederwerfung Preußens verbände. Auch andere Diplomaten wurden nachgiebiger und Preußen selbst war bereit, abermals Opfer zu bringen. Man schlug vor, die entthronten Wettiner mit westfälischem oder linksrheinischem Lande auszustatten, Münster oder Trier sollte ihnen Ersatz für Dresden bringen. Aber auch dieser Vorschlag wurde von Oesterreich nicht angenommen. Man einigte sich endlich dahin, daß Sachsen getheilt werden sollte. Ein Theil sollte preußisch werden, der andere an Friedrich August zurückgegeben werden. Nun begann aber wieder ein furchtbares Feilschen um einzelne wichtige Städte, Preußen verlangte Leipzig und Görlitz, die Freunde Sachsens wollten diese beiden Plätze nicht hergeben. Schließlich erhielt Preußen Görlitz, aber Leipzig wurde ihm hartnäckig verweigert. Da entschloß sich der Zar zu einem Opfer. Er trat Thorn, das ihm zufallen sollte, an Preußen ab, und nun verzichtete Friedrich Wilhelm auf Leipzig. Krakau, auf das sowohl Rußland, wie Oesterreich, Anspruch erhoben, wurde eine neutrale Republik. Preußen erhielt als Entschädigung für den Rest von Sachsen Gebiete am Rhein und an der Mosel. Es waren Lande mit einer katholischen Bevölkerung, Lande aber vor allem, die so dicht an Frankreichs Grenze lagen, daß Preußen bei jedem Krieg zwischen Deutschen und Franzosen gar bald in Mitleidenschaft gezogen werden mußte. Das war es aber gerade, was Metternich wollte, Preußen sollte die Vormauer gegen Frankreich abgeben, während Oesterreich nirgends an französisches Gebiet grenzte. Gar schlau hatte er auf den Wiedererwerb der im Breisgau und in Schwaben liegenden Gebiete, die man Vorderösterreich einst genannt, verzichtet. Er zog es vor, Venetien und die Lombardei zu erwerben, dort hatte er lauter kleine Staaten zu Nachbarn. Das Jahr 1859 hat allerdings gezeigt, daß Oesterreich auch in Italien von Frankreich angegriffen werden kann.

Weitere Kämpfe verursachte die Festsetzung der Grenze zwischen Preußen und der Niederlande. Gar mancher Diplomat hätte gar gern recht viel von dem deutschen Rheingebiet den Holländern gegeben. Es war eine Lieblingsidee vieler kleiner Geister, daß eine

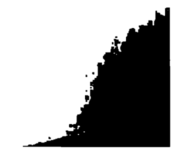
starke Niederlande ein gutes Bollwerk gegen Frankreich sei. So errichtete man einen Staat, in dem reformirte und katholische Holländer, Vlamen, Wallonen und Deutsche (die Deutschen wohnten hauptsächlich in Luxemburg) friedlich zusammen leben sollten. Das ganze Kunstgebilde bestand anderthalb Jahrzehnte, dann trennte sich Belgien von Holland, und nie würden diese Staaten sich Frankreichs erwehrt haben, wenn sie nicht in England und Preußen Beschützer gefunden hätten.

Eine andere Lieblingsidee mancher Diplomaten war die Gründung einer starken Welfenmacht in Norddeutschland. Auch hier mußte Preußen Opfer bringen, es mußte auf Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und ein Stück der Grafschaft Lingen zu Gunsten Hannovers verzichten. Sehr schmerzlich war es dem Könige, Ostfriesland, die Erwerbung Friedrichs des Großen, nicht wieder zu erhalten, die Bevölkerung war dort sehr gut preußisch gesonnen. Hannover trat das kleine Ländchen Lauenburg an den König von Dänemark ab, wofür dieser das ehemalige Schwedisch-Pommern, das er eben von Schweden als einen schwachen Ersatz für Norwegen bekommen, an Preußen gab. Preußen mußte außerdem an Dänemark 2 Millionen, an Schweden 3½ Millionen Thaler zahlen. Nun war aber endlich ganz Pommern preußisch, ein Ziel, nach dem die brandenburgische Politik Jahrhunderte hindurch getrachtet, war erreicht.

So war nun jetzt der preußische Staat in zehn Provinzen wiederhergestellt. So groß, wie 1806 war er freilich nicht, und ob die katholischen Rheinländer bessere Unterthanen, als die Polen, die man dem Zaren gelassen, werden würden, das wußte man damals noch nicht zu sagen. Der Ober-Präsident von Vincke meinte damals, ein Ostfriese sei mehr werth, als zwanzig halbfranzösische Rheinländer. Heute sind auch die Rheinländer gute Deutsche geworden, und kein Politiker wird bedauern, daß statt Warschau, Lodz, Kalisch und Suwalki jetzt Koblenz, Bonn, Aachen und Trier preußische Städte sind.

Das schwierigste Stück Arbeit war beendet, als die preußischen Forderungen endlich geregelt waren. Aber auch Bayern erhob große Ansprüche. Ihm wurde die linksrheinische Pfalz wiedergegeben, nicht aber die rechtsrheinische, die bei Baden blieb. Womit hätte man Baden entschädigen können? Doch höchstens mit oberelsässischem Gebiete, dazu wäre 1815 Gelegenheit gewesen, die man aber wieder versäumte. Im übrigen durfte sich jedoch Bayern nicht beklagen, war auch ein Theil der pfälzer Stammlande mit Mannheim verloren, so hatte Bayern dafür im Verlaufe der letzten Jahre große Besitzungen in Franken und Schwaben erhalten, die für die Abrundung des Staates

Die zehn Provinzen waren: Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Posen, Schlesien, Westfalen, Jülich-Cleve-Berg und Niederrhein. Die letzteren beiden wurden später zur Rheinprovinz vereint. Ostpreußen und Westpreußen wurden 1824 zur Provinz Preußen vereint, 1878 aber wieder getrennt.



sehr wichtig waren. Doch hat die bayerische Politik noch lange Jahre nach dem Erwerb der rechtsrheinischen Pfalz getrachtet.

Auch der Besitz der Festung Mainz wurde von vielen Seiten umstritten. Schließlich gab man sie dem Großherzog von Hessen-Darmstadt, denn man gönnte die alte Stadt weder den Preußen, noch den Bayern.

Es war gut, daß man sich über die Hauptfragen geeinigt hatte, denn eine ganz unerwartete Kunde gelangte nach Wien: Napoleon, den man in Elba für immer unschädlich gemacht zu haben glaubte, war am 1. März in Südfrankreich gelandet. Rasch fielen ihm die Truppen wieder zu. Wie morsch war doch das Königthum der Bourbonen, die in ihrem Hochmuth und undankbarem Sinn eben noch bereit gewesen waren, den Krieg gegen Preußen zu eröffnen! Am 20. März zog Napoleon in Paris ein. Nur an wenigen Stellen erhob sich in Frankreich der Widerstand, fast alle Franzosen erkannten Napoleon als Kaiser an. Die große Mehrzahl that es freilich nur aus Furcht, große Begeisterung herrschte in der Civil-Bevölkerung keineswegs für das Kaiserthum, das man als die Verkörperung des Krieges ansah. Nur die Offiziere und Korporale der alten napoleonischen Armee begrüßten die Aussicht auf neue Kämpfe mit Freuden, die bürgerliche Bevölkerung sehnte sich nach Frieden.

Die Wiederkehr Napoleons hatte die hadernden Verbündeten bald geeint. Man war fest entschlossen, die Macht des Kaisers zu brechen. Aber lange Zeit mußte vergehen, ehe die großen Massen der Alliirten an der französischen Grenze angekommen waren. Nur in den Niederlanden waren rasch zwei Armeen aufgestellt, eine preußische, die von Blücher befehligt wurde, dem wieder Gneisenau zur Seite gestellt war, und eine aus Engländern, Niederländern und Deutschen bestehenden Armee, an deren Spitze der englische Oberfeldherr Wellington stand.

Wenn Napoleon überhaupt irgend welche Aussicht auf Erfolg haben wollte, so mußte er diese beiden Heere schlagen, ehe die gewaltige Uebermacht der Verbündeten sich vereint hatte.

Der große Stratege versuchte, diese einzige Möglichkeit zu benutzen. Mitte Juni stand er überraschend schnell in den Niederlanden, am 16. schlug er Blücher bei Ligny. Blücher selbst hatte sich bei einem Reiter-Angriff zu weit vorgewagt, da wurde sein Pferd und fast zu gleicher Zeit auch das seines Adjutanten Nostiz von feindlichen Kugeln getroffen. Blücher gerieth in die größte Gefahr, gefangen genommen zu werden, die französische Reiterei ritt dicht bei ihm vorbei, aber glücklicher Weise erkannte man ihn nicht. Den Bemühungen seines treuen Adjutanten gelang es, ihn glücklich in Sicherheit zu bringen.

Aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Armee bekannt

Das Tagebuch des Grafen von Nostiz ist veröffentlicht im 5. und 6. Heft der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, herausg. vom G.-G.-St. 1884 und 85.

wurde, wo der greise Feldherr sich befand. Wieder ruhte die ganze Verantwortung auf Gneisenau, dieser aber beging nicht wieder die Fehler, die ihn im März 1814 eines großen Erfolges beraubt hatten. Mit kühnem Muth faßte er vielmehr einen folgenschweren Entschluß: nicht in der Richtung nach Nordosten, wo die eigentliche Rückzugsstraße lag, ließ er die Armee abrücken, sondern gegen Norden, um sich mit Wellington zu vereinen. So ermöglichte er den Sieg von Belle-Alliance.

Wellington hatte eigentlich versprochen gehabt, Blücher am 16. bei Ligny zu unterstützen. Aber es war ihm nicht möglich gewesen, denn seine Vortruppen waren bei Quatrebras vom Feinde aufgehalten worden. Hier fiel der Herzog von Braunschweig, der im Jahre 1809 den kühnen Zug durch Deutschland unternommen hatte.

Ohne Gneisenaus kühnen Entschluß würde Wellington wahrscheinlich am 18. Juni ebenfalls geschlagen worden sein, denn immer kritischer gestaltete sich die Lage seiner bei Waterloo fechtenden Truppen. Da langten am Spätnachmittage die Spitzen der Preußen bei Plancenoit an und mit Ungestüm warfen sie sich auf den Feind. Geführt von Blücher und Gneisenau, von Zieten, Steinmetz und Hiller von Gärtingen drangen sie unaufhaltsam vor und bereiteten dem großen Schlachtenkaiser seine letzte Niederlage, die dauernd über sein Schicksal entschied.

Bei Belle-Alliance kamen die siegreichen Feldherren Blücher und Wellington zusammen. Der Sieg war entschieden, ihn völlig auszunutzen war Gneisenaus Rath. Die letzte Kraft von Roß und Reiter wurde daran gesetzt, die fliehenden Franzosen zu verfolgen. Weit und breit wurden sie aufgescheucht und nur noch geringe Reste gelangten nach Paris. Napoleons Einfluß aber war völlig gebrochen, man sah ein, daß er sich nur noch durch Abdankung und Flucht retten konnte. Die Idee, nach Amerika zu entkommen, mußte er aufgeben, denn die englischen Kreuzer hielten scharfe Wacht, darum ergab er sich freiwillig den Engländern. Von ihnen wurde er nach der Insel St. Helena gebracht, wo er 1821 starb.

Wäre es nach dem Willen Blüchers und Gneisenaus gegangen, so hätte schon 1815 Deutschland eine bessere Grenze bekommen. Aber der Neid aller gegen Preußen machte sich wieder geltend. Nur mit der größten Mühe ließ es sich durchsetzen, daß Preußen wenigstens

Dem Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig zu Ehren ist jetzt das Ostfriesische Infanterie-Regiment Nr. 78 benannt.

Zieten, geb. 1770, gest. 1848, befehligte damals das 1. Armeekorps, wurde später in den Grafenstand erhoben.

Steinmetz war ein Onkel des Generals von Steinmetz, welcher aus den Kriegen von 1866 und 1870 bekannt ist.

Hiller von Gärtringen war der Vater des Generals Hiller von Gärtringen, der 1866 in der Schlacht bei Königgrätz fiel. Ihnen beiden zu Ehren ist jetzt das 4. Posen'sche Infanterie-Regiment Nr. 59 benannt.

etwas erhielt, nämlich Saarlouis und Saarbrücken, ferner 125 Millionen Franken Kriegsentschädigung und 20 Millionen für Festungsbauten. Insgesammt hatte Frankreich 700 Millionen Kriegsentschädigung zu zahlen, wovon an England 125 Millionen, an Rußland und Oesterreich je 100 Millionen fielen. Den Rest erhielten die kleineren Staaten mit Ausnahme einer Summe, die für Festungsbauten bestimmt wurde. Ferner mußte Frankreich einige Gebietsabtretungen an Sardinien und an die Niederlande machen, und Landau mit Umgebung den Bayern geben. König Ludwig XVIII. wurde abermals auf den Thron seiner Väter zurückgeführt. Auch in Neapel gelangte die bourbonische Familie wieder zur Regierung. Murat, der frühere Großherzog von Berg, der später König von Neapel geworden war, hatte 1814 seinen Schwager Napoleon im Stich gelassen und sich vorläufig sein Königreich gesichert. 1815 schloß er sich wieder Napoleon an und verlor deshalb sein Land. Bei einem Versuch, es zurück zu gewinnen, wurde er gefangen genommen und später erschossen. So gelangte die bourbonische Linie wieder in den Besitz von Neapel und Sizilien. Die Nebenlinie von Parma mußte sich vorläufig mit dem Fürstenthum Lucca begnügen, bekam aber die Anwartschaft auf Parma, das einstweilen Maria Luise, die Gattin Napoleons, erhalten hatte. Toscana gelangte wieder an die österreichische Nebenlinie, die in der Zwischenzeit erst in Salzburg, dann in Würzburg regiert hatte. Oesterreich selbst bekam Venetien und die Lombardei. Der Kirchenstaat war dem Papste zurückgegeben worden. Dankbar erkannte der Papst die Bemühungen an, die die preußische Regierung zu Gunsten der Wiederherstellung der weltlichen Macht unternommen. König Friedrich Wilhelm hatte es aus Rücksicht für seine katholischen Unterthanen gethan.

Auch in Spanien waren die Bourbonen wieder auf den Thron gelangt. — Die italienischen Staaten bildeten unter einander keinen Bund. Es war wohl davon die Rede gewesen, einen solchen unter Oesterreichs Führung zu gründen, aber Metternich hatte es nicht durchsetzen können. Als im März 1815 Napoleon nach Frankreich zurückkehrte, hielt man es in Wien für gut, die italienische Frage möglichst rasch zum Abschluß zu bringen und verzichtete deshalb auf weiter gehende Wünsche. So bildete denn ein jeder italienischer Staat für sich ein eigenes Land, ein einiges Italien war vorläufig ein Traum italienischer Patrioten, ein Traum, der wenig Aussicht auf Verwirklichung hatte.

Aber auch die Hoffnungen der Deutschen auf ein einiges Deutschland wurden bitter enttäuscht. Metternich hatte daran gedacht, allen deutschen Staaten, auch den kleinsten, die europäische Souveränität zu geben, so daß kein äußeres Band sie umschlösse. Aber Kaiser Franz erkannte die Gefahr, die darin lag. Die kleinen Staaten waren für sich allein nicht lebensfähig, sie mußten sich größeren anschließen. Dann lag es sehr nahe, daß sich ein großer Theil der norddeutschen Kleinstaaten mit Preußen verband, und ob die Süddeutschen ein Ge-

gengewicht mit Oesterreich bilden würden, war fraglich, die Gefahr eines neuen Rheinbundes lag vielmehr nahe. Was Kaiser Franz wollte, war nicht eine große Masse kleiner Staaten, die allein gelassen hülflos waren, auch nicht ein Reich nach dem Muster des alten zu Grunde gegangenen, sondern ein Staatenbund, in dem Oesterreich möglichst viel Einfluß habe. Metternich fand sich in gewohnter Weise rasch in den Gedankengang seines Herrn und pries die neue Weisheit mit den Worten, in der Mitte des Kontinents dürfe keine Leere, dort müsse vielmehr eine Fülle sein. So einigte man sich denn endlich im Juni 1815 nach Monate langen Unterhandlungen und gründete den deutschen Bund, der ein halbes Jahrhundert hindurch, mit einer geringen Unterbrechung in der Revolutionszeit, die deutsche Einheit zu repräsentiren hatte. Eine bittere Enttäuschung bemächtigte sich aller Patrioten, als man dieses Zerrbild eines einigen Deutschlands schuf. Ein Bund von 39 Staaten, von denen ein jeder sein eigenes Heer hatte, war lose zusammengefügt. Ja, nicht einmal diese Staaten gehörten alle in ihrem ganzen Umfange dazu. Ein großer Theil Oesterreichs, so Galizien und die Bukowina, Ungarn und Kroatien, die Lombardei und Venetien, gehörten nicht zum deutschen Bunde, eben so wenig, wie die preußischen Provinzen Ostpreußen, Westpreußen und Posen. Wenn heute Studenten das Lied singen: „Auf Arkonas Berge ist ein Adlerhorst," so wundern sie sich wohl manchmal, daß Arkona „Spitze deutschen Landes" genannt wird und meinen, Ostpreußen läge doch noch nördlicher. Ja, Ostpreußen, dessen Söhne so großes für die Befreiung Deutschlands 1813 gethan, war eben in jener Zeit kein deutsches Land! Dagegen hatte der König von Dänemark als Herzog von Holstein, der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg, und der König von England als König von Hannover das Recht, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen.

Das alte Deutschland war kläglich zu Grunde gegangen, das neue stand nicht minder kläglich wieder auf.

V.

Von der Eröffnung des Bundestages bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

Friede und Eintracht sollte jetzt in der Welt herrschen, die furchtbaren Kämpfe der letzten Zeit hatten Fürsten wie Völker kriegsmüde gemacht. Kaiser Alexander, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III. schlossen im September 1815 eine heilige Allianz zusammen, um Europa für immer, wenn möglich, die Ruhe zu geben. Auch im September wollte der neue Bundestag zusammentreten,

der künftig die deutschen Verhältnisse ordnen sollte. Aber noch ehe er sich zusammen gefunden, waren bereits eine Menge von Streitigkeiten entstanden. So konnte der Bundestag erst im November 1816 eröffnet werden. Er trat nicht, wie der alte Reichstag, in Regensburg, sondern in Frankfurt am Main zusammen. Schon die kirchliche Eröffnungsfeierlichkeit bot Anlaß zu neuen Zänkereien. Die einfache Lösung der Frage ist doch die jetzt übliche, daß sowohl ein evangelischer, als auch ein katholischer Gottesdienst stattfindet. Aber auf diesen Ausweg verfiel man nicht, sondern schlug, weil man sich über die evangelische oder katholische Feier der Eröffnung nicht einigen konnte, eine gemeinschaftliche Festvorstellung im Theater vor. Aber Wilhelm von Humboldt, der Vertreter Preußens, fand diesen Ersatz doch zu unwürdig, und so unterblieb jede Feier. Doch versammelten sich die Gesandten im Hause des österreichischen Bevollmächtigten, des Grafen Buol, der eine Eröffnungsrede vorlas.

Bald am Anfang wurde der hohe Bundestag von einer Unmenge von Bittstellern bestürmt, die bei ihm ihr Recht suchten. Da forderten die einen Pensionen, die ihnen zustünden, andere hatten Geldforderungen an deutsche Staaten oder hohe Herren, und klagten, daß sie nie ihre Ansprüche durchsetzen könnten. Da waren Inhaber kurpfälzischer Staatspapiere, die Kurpfalz war zwischen Bayern und Baden getheilt worden, und weder der eine, noch der andere Staat bezahlte die Schulden nach Wunsch. Die Ordnung dieser schwierigen Schuldenfrage erfolgte 1844, also 28 Jahre lang hatten die Frankfurter Diplomaten damit zu thun gehabt. Ein Jahr früher, 1843, wurden die Ansprüche der Erben eines gewissen Josef Fahrenkopf in Mainz befriedigt. Der alte Herr hatte im Jahre 1796 Bauarbeiten für die Reichsfestung Mainz gemacht, aber obgleich das alte Reich noch zehn Jahre lang lebte, hatte doch die Reichs-Operationskasse das Geld während dieser Zeit nicht bezahlt. Der deutsche Bundestag brauchte ungefähr 27 Jahre, um diese schwierige Frage zu entscheiden. Die Familie Fahrenkopf hat sich demnach von 1796 bis 1843, also 47 Jahre lang, gedulden müssen!

Ein bedeutend rascheres, für die Gläubiger aber wenig erwünschtes Ende, nahmen die Streitigkeiten des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Cassel. Als er 1806 seines Landes beraubt wurde, hatte Napoleon ausdrücklich bemerkt, der Kurfürst solle für seinen Geiz gestraft werden. Aber Kurfürst Wilhelm hatte recht viel Geld mitgenommen und es bei Rothschild in Frankfurt am Main sicher angelegt. So kam er als reicher Mann aus dem Exil zurück, aber trotzdem regte sich seine Habgier gleich wieder. Die Möbel, die König Hieronymus zurückgelassen, nahm er ohne Weiteres in Besitz, als sich aber herausstellte, daß sie noch nicht bezahlt waren, weigerte er sich, die Hand-

Außer Treitschkes deutscher Geschichte ist für die Folgezeit zu nennen: Stern: Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871, I. Band 1894; Bulle: Geschichte der neuesten Zeit, 1815—1885, 1888.

werker zu entschädigen, behielt aber die Möbel. Die westfälische Regierung hatte Domänen verkauft, Kurfürst Wilhelm erklärte den Kauf für ungültig und ließ die neuen Besitzer verjagen. Ein Gutsbesitzer Hofmann hatte sich sein Besitzrecht noch dadurch gesichert, daß er nach Wiederherstellung der kurhessischen Regierung, noch im Sommer 1815, für Eintragung in die kurhessische Katasterrolle gesorgt hatte. Er hatte dann das Gut parzellirt, nun bekam er den Befehl, die Domäne wieder auszuliefern. In seiner großen Noth wandte er sich an den deutschen Bundestag. Dieser antwortete, er möchte sich an den Kurfürsten wenden, „wenn er dort, gegen alle bessere Erwartung der Bundesversammlung, nicht erhört werden sollte," so dürfe er sich noch einmal an den Bundestag wenden. Die Antwort war doch gewiß sehr zahm gehalten, aber der Kurfürst ließ in Frankfurt eine schroffe Entgegnung verlesen und verbat sich alle Einmischung in seine inneren Landesangelegenheiten. Das war dem Bundestag denn doch zu viel, Graf Buol erklärte, man dürfe sich diesen Verweis nicht gefallen lassen, auch werde der Bundestag den bedrängten Unterthanen die Ueberzeugung verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker vom fremden Joche befreit wurde, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür treten möge. Allein der Kurfürst beschwerte sich bei Kaiser Franz, und Graf Buol wurde von Metternich ernstlich verwarnt. Als dann der Kurfürst dem unglücklichen Hofmann einige Genugthuung gab, ließ man die Sache langsam einschlafen, und als später weitere Domänenkäufer mit Klagen kamen, empfahl man sie dem „Wohlwollen" des Kurfürsten.

Wenn schon in solchen einfachen Fragen der Bundestag versagte, so durfte man unmöglich erwarten, daß er in wichtigeren Dingen sich thatkräftig zeigen würde.

Als der Wiener Kongreß die deutsche Bundes-Verfassung feststellte, da war ein Paragraph vorgeschlagen worden, welcher hieß: In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen. Man stieß sich an dem Wörtchen „soll" und nahm den Paragraphen in der Form an: In allen deutschen Staaten wird eine landständige Verfassung stattfinden. Wann diese Prophezeihung in Erfüllung gehen würde, das war nirgends gesagt.

Der erste, der sich verpflichtet fühlte, das Versprechen zu halten, war der Großherzog von Sachsen-Weimar, er ertheilte schon 1816 eine Verfassung, es folgten Sachsen-Hildburghausen und Sachsen-Koburg-Saalfeld, ferner Nassau, Lippe und Liechtenstein. Dieses kleinste aller deutschen Fürstenthümer verlangte von seinen Abgeordneten, daß sie Grundbesitz im Lande hätten und eine verträgliche Gemüthsart besäßen. Hessen-Darmstadt führte 1820 eine Verfassung ein, und zwischen Bayern und Baden fand ein förmlicher Wettlauf statt. Bayern hoffte immer noch, die badische Pfalz wieder gewinnen zu können. So suchte nun die bayerische, wie die badische Regierung, durch Einführung von Verfassungen sich Sympathieen in der Bevöl-



ferung zu erwerben, die Bayern waren im Mai, die Badener im August 1818 damit fertig.

Ganz eigenthümliche Dinge spielten sich aber in Württemberg ab. Die alten württembergischen Stände waren 1806 aufgelöst worden. 1815 wollte König Friedrich I. eine neue Verfassung geben, aber seine Schwaben verlangten ihre alte. Als 1816 König Friedrich starb und sein Sohn Wilhelm I. folgte, ließ dieser eine Verfassung ausarbeiten, die nicht nur weit zeitgemäßer, sondern auch viel liberaler, als die alte Stände-Verfassung war. Aber Aristokraten, wie Demokraten, verlangten das „alte Recht". Als der königliche Hof den Kammerherrn Freiherrn von Varnbüler für seine Opposition maßregeln wollte und von ihm den Kammerherrnschlüssel zurückverlangte, schickte ihn dieser mit der Post unter der Aufschrift: Sachen ohne Werth! Der liberale Dichter Uhland aber pries ebenfalls den Widerstand gegen die neue Verfassung. Erst im Jahre 1819 einten sich König und Volk.

Auch König Friedrich Wilhelm III. hatte seinem Volke eine Verfassung versprochen und zwar bereits im Mai 1815. Das Versprechen war übereilt gegeben worden, es war thatsächlich unausführbar. Preußen hatte eine große Menge von neuen Unterthanen bekommen, Sachsen und Rheinländer, die eine sehr gefährliche Opposition hätten bilden können, auch die Polen der Provinz Posen waren unbequeme Unterthanen. Ließ man alle diese Unzufriedenen zur Wahl zu, so bekam man einen Landtag, der unmöglich die großen Aufgaben lösen konnte, die seiner harrten. Es lag im Interesse des preußischen Volkes, daß König Friedrich Wilhelm absolut weiter regierte. Da den unzufriedenen neuen Unterthanen die Möglichkeit der Opposition genommen war, so fügten sie sich in das Unvermeidliche, das junge Geschlecht aber gewöhnte sich an die preußische Herrschaft. Was es bedeutet, wenn Annektirte sofort das Wahlrecht bekommen, wenn die Unzufriedenheit bei jeder Neuwahl sich äußern kann, wenn die Söhne von den Vätern zum Widerstand gegen den Eroberer politisch geschult werden, das sehen wir heute an den Welfen und an den elsässisch-lothringischen Protestlern.

Wenn die preußische Regierung also gewiß gute Gründe hatte, die Einführung der Verfassung zu verschieben, so beging sie leider den Fehler, gewisse Regungen von Unzufriedenheit, wie sie sich namentlich bei der studirenden Jugend zeigten, allzu ernst aufzufassen. Viele dieser jungen Leute waren im Kriege mitgewesen, wenn ihre Begeisterung für Freiheit und Deutschthum jetzt etwas überschäumte, so durfte man ihnen doch gewiß vieles verzeihen. Die Burschenschaften, welche den Sammelpunkt dieser patriotischen Studenten bildeten, verfolgten ideale Ziele, es waren keineswegs revolutionäre Verbindungen. Auch das Wartburgfest, das am 18. Oktober 1817 gefeiert wurde, hatte eine durchaus patriotische Tendenz. Man wollte das dreifache Fest der Reformation, der Völkerschlacht bei Leipzig und der ersten Zusammenkunft der deutschen Burschenschaften begehen.

Etwa 500 Theilnehmer hatten sich eingefunden, auch religiöse Versammlungen wurden gehalten, gegen 200 Personen nahmen gemeinschaftlich das Abendmahl. Auch die Eisenacher Landsturmleute nahmen am Feste theil. Gegen Schluß trat ein Student Maßmann auf und erklärte, wie einst Luther die päpstliche Bannbulle verbrannt, so wolle man jetzt die Schandschriften des Vaterlandes dem Feuer übergeben. Die Schriften selber zu opfern, scheute man sich, so flogen denn allerhand altes Papier, auf das die Titel der verhaßten Bücher geschrieben waren, ins Feuer. Unter anderem wurden der Vernichtung preisgegeben drei Schriften des Hofrathes Schmalz, der ein Schwager Scharnhorst's war, sich in den schweren Tagen manche Verdienste erworben, neuerdings aber unbeliebt geworden war, weil er überall Geheimbünde und Umsturz witterte, ferner der Codex der Gendarmerie von Kamptz, Kotzebues deutsche Geschichte, der Code Napoleon, Saul Aschers Germanomanie, und dergleichen mehr. Zuletzt flog noch ein österreichischer Korporalstock, ein preußischer Ulanenschnürleib und ein hessischer Zopf ins Feuer. Die umstehende Gesellschaft begleitete die Verbrennung mit allerhand Ausrufen, wie: Gänse-, Schweine- und Hundeschmalz! wehe über die Juden! und dergleichen mehr. Mit einem dreifachen Pereat auf die schuftigen Schmalzgesellen schloß diese Kinderei. Anders können wir diesen Unfug, der gegen Schluß des Festes, jedoch nur von einem Theile der Festgenossen, begangen wurde, nicht nennen. Es war ein thörichter Streich junger Leute, die nicht wußten, was sie thaten, sich und andern aber die Erinnerung an die Wartburgfeier vergällten.

Am nächsten Tage fand eine Burschenversammlung statt, in welcher der Jenenser Professor Fries die glückliche Freiheit des Weimarer Landes mit ziemlich geschmacklosen Phrasen pries.

Als die Vorgänge in Deutschland bekannt wurden, sprach sich Stein abfällig über die „Fratze auf der Wartburg“ aus, der Historiker Niebuhr aber meinte, Freiheit ist ganz unmöglich, wenn die Jugend ohne Ehrerbietung und Bescheidenheit ist. Ganz untröstlich aber war der Herr Geheime Rath Kamptz. Er konnte darlegen, daß unter den landesherrlichen Verordnungen, die er in seinem Gendarmerie-Codex veröffentlicht hatte, auch solche des Großherzogs von Sachsen-Weimar sich befanden. Kamptz forderte stürmisch Genugthuung, der deutsche Boden sei entweiht, das Jahrhundert entheiligt! Auch Metternich war außer sich über diese Jakobiner, und selbst der König von Preußen hielt die Vorgänge für sehr bedenklich.

Wirklich bedenklich wurde die Bewegung aber erst, als die Gemäßigten die Herrschaft verloren und die Radikalen weitere Anhänger fanden. 1818 fand zu Aachen ein Kongreß statt, der eine Regelung der Frage bezweckte, ob die Besatzung eines Theils von Frankreich, das seit 1815 von Truppen der Verbündeten bewacht war, weiter bestehen bleiben sollte. Jetzt entschlossen sich die Monarchen, ihre Truppen zurückzuziehen. In Frankreich schien

augenblicklich Ruhe und Ordnung wieder eingekehrt zu sein, dagegen erweckten die Bewegungen in Deutschland und Italien Besorgniß. Deshalb wurde zu Aachen ernstlich erwogen, wie man dem Umsturz entgegentreten könnte. Allein in den ganzen nächsten Jahren wurde hier Fehler auf Fehler gehäuft, die gemäßigten Elemente, die man noch leicht hätte gewinnen können, wurden unnütz verfolgt, während man den Radikalen, gegen die nur eiserne Energie helfen konnte, nicht mit der nöthigen Thatkraft entgegen trat. Denn während die ersteren gute deutsche Patrioten waren, befanden sich unter den Radikalen Fanatiker, die den Mord der Fürsten predigten.

Einer dieser Heißsporne, Karl Follen, hatte sich in Jena als Docent habilitirt. Männer, die damals zu den Anhängern Follens gehörten, haben im reiferen Alter bekannt, viel Unheil hätte man vermeiden können, wenn man Follen einfach aus Deutschland ausgewiesen hätte. So aber blieb er im Besitze der Lehrfreiheit und verführte junge, unklare Köpfe. Einer seiner Schüler, der Student der Theologie Karl Sand, faßte den Entschluß, den in Deutschland lebenden russischen Staatsrath Kotzebue zu ermorden. Er galt als ein Spion, der über die deutsche Bewegung Berichte nach Rußland schickte. Ein solcher Bericht war in die Hände des Jenenser Professors Luden gefallen, der ihn in seiner „Nemesis" genannten Zeitschrift abgedruckt hatte. Im Frühjahr 1819 kam Sand zu Kotzebue nach Mannheim und ermordete ihn. 1820 wurde Sand hingerichtet. Schon hatte er einen Nachahmer gefunden, im Sommer 1819 versuchte der Apothekerlehrling Löning den nassauischen Präsidenten von Ibell zu tödten, was ihm aber nicht gelang. Der junge Löning war von Paul Follen, einem Bruder des Jenenser Dozenten, angestiftet worden.

Diese beiden Attentate brachten nun die ganze politische Welt in Bewegung. In Preußen wurde der Geheime Rath Kamptz beauftragt, die Untersuchung gegen die preußischen Demagogen zu leiten. Ja, wer waren denn aber die preußischen Demagogen? Es ist schwer zu begreifen, wie man damals eine Reihe der besten Patrioten in den Verdacht brachte, gefährliche Umstürzler zu sein.

Da wurde der Turnvater J a h n verhaftet und erst nach Spandau, dann nach Küstrin geschleppt. Gewiß hatte er manche Wunderlichkeiten gemacht, sein unvorsichtiger Mund hat manches unbedachte Wort geredet, auch soll Jahn es gewesen sein, der dem nach der Wartburg reisenden Maßmann die Idee der Bücherverbrennung eingegeben hat. Aber dabei war Jahn ein durchaus patriotisch und monarchisch gesinnter Mann, es war ein schwerer

Jahn, Friedrich Ludwig, geb. 11. Aug. 1778, gest. 15. Oct. 1852, ist der Begründer des deutschen Turnwesens. — Werke: Deutsches Volksthum, 1810 und 1817; Runenblätter 1814; Neue Runenblätter 1828; Merke zum deutschen Volksthum 1833; Denknisse eines Deutschen 1835. — Literatur: Schultheiß, Friedrich Ludwig Jahn, 1894.

Fehler, gerade ihn für die Sünden der Demagogen büßen zu lassen. Er wurde schließlich nach Kolberg gebracht, und als er von dort endlich entlassen wurde, durfte er nur an einem Orte seinen Wohnsitz nehmen, in welchem sich keine Universität oder andere hohe Schule befand.

Noch unerhörter war es, daß sogar Ernst Moritz Arndt verdächtigt wurde. Dieser echt deutsche, königstreue Mann, der begeisterte Sänger der Befreiungskriege, der jetzt als Professor in Bonn wirkte, er sollte ein Demagoge sein! Er selbst bezeichnete es als eine fürchterliche Ironie, daß er in Bonn, am befreiten Rheinstrome, das Opfer eines außerordentlichen Gerichtsverfahrens werden mußte. Seine Briefe und Handschriften wurden untersucht und in lächerlichster Weise alles mögliche für demagogisch erklärt. Da fand man endlich ein Blatt, auf dem allerhand abgerissene Bemerkungen standen, unter anderem aber die schrecklichen Worte: Wenn ein Prediger erschossen ist, hat die Sache ein Ende. Nun war der Beweis geliefert, Arndt war ein blutdürstiger Demagog, der die Prediger erschießen lassen wollte! Woher stammte aber in Wirklichkeit jene Bemerkung? Von König Friedrich Wilhelm dem Dritten, dem regierenden Landesherrn! Als nämlich Gneisenau im Jahre 1811 eine Denkschrift ausgearbeitet hatte, wie man den Volkskrieg gegen die Franzosen organisiren müßte, da hatte er vorgeschlagen, die Pastoren sollten die Bauern zum Kampfe begeistern. Der König hatte Bedenken gegen diesen Vorschlag, fürchtete, die Franzosen würden diese Pastoren erschießen und das würde rasch abschrecken. Er schrieb deshalb diese Bemerkung an den Rand. Arndt hatte sich die Bemerkungen des Königs abgeschrieben und das waren die scheinbar zusammenhangslosen Sätze, hinter denen man eine hochverrätherische Tendenz witterte. Das Endresultat war, daß die Untersuchung nichts gegen Arndt ergab, doch wurde ihm verboten, weiterhin Vorlesungen an der Universität zu halten. So wurde der Bonner Studentenschaft einer ihrer besten Lehrer, ein Mann, der wie wenige geeignet war, patriotischen Sinn zu erwecken, entzogen!

Noch ein Dritter, der in den Jahren der Franzosenherrschaft für die Befreiung des Vaterlandes treu gewirkt, wurde verdächtigt. Es war der berühmte Theologe Schleiermacher. Seine Predigten wurden polizeilich überwacht und alles verdächtige aufgezeichnet. Da bemerkten denn eines Tages die Polizeispione vier bärtige Studenten, die sich von Schleiermacher das Abendmahl reichen ließen, dann niedergekniet waren und offenbar inbrünstig gebetet hatten. Dem Polizeispion kam die Sache bedenklich vor. Da die Studenten Bärte trugen, so waren sie jedenfalls Demagogen, und da sie das Abendmahl genommen und gebetet hatten, so konnte man nicht wissen, was sie für eine gefährliche That planten, für die sie in ihrer fanatischen Ruchlosigkeit Gottes Segen erflehten. Glücklicher Weise geschah nichts schreckliches, so daß man wohl schließlich den Verdacht gegen die vier bärtigen Studenten fallen lassen mußte. Auch gegen Schleiermacher

fand sich nichts weiter Belastendes, als daß er mit dem Buchhändler Reimer befreundet war. Reimer hatte 1813 als Landwehrhauptmann tapfer gekämpft, neuerdings aber verkehrten einige junge Turner in seinem Hause. Auch war er mit Schleiermacher befreundet, das alles schien bedenklich zu sein. Schleiermacher war verdächtig, weil er mit Reimer befreundet war, und Reimer war verdächtig, da er mit Schleiermacher befreundet war, mit derartiger Logik konnten noch viele Anklagen erhoben werden. In Reimers Abwesenheit fand Haussuchung statt und weil sich der Geheime Rath Eichhorn der Frau des abwesenden Reimer hierbei annahm, so gerieth er auch in Verdacht. Wirklich gehörte auch Eichhorn zu den Freunden Reimers. Er war Geheimer Rath und Mitglied des Staatsrathes, das hätte die Organe des Herrn Kamptz doch etwas vorsichtig machen sollen. Allein sie scheuten sich nicht, nun auch den Geheimen Rath Eichhorn zu verdächtigen. Jetzt wäre der Zeitpunkt gekommen gewesen, wo der Staatskanzler Fürst Hardenberg hätte gegen die Demagogen-Riecherei einschreiten müssen. Allein Hardenberg scheute sich, diesen Schritt zu thun, so konnte die Verfolgung weiter gehen.

Es ist tief traurig zu sehen, wie ein durchaus edler, treuer König, wie Friedrich Wilhelm III., der doch eben erst mit seinem Volke zusammen schwere, dann siegreiche Jahre, erlebt, der gesehen hatte, welcher Opfer das preußische Volk fähig ist, sich nun derartig täuschen ließ. Er glaubte den Männern, die da behaupteten, daß furchtbare Umsturzbewegungen den Staat bedrohten.

Noch ein zweiter theologischer Professor wurde als Demagoge verdächtigt und zwar mit größerem Erfolge. Professor de Wette hatte an die Mutter des Mörders Sand einen Trostbrief geschrieben. Darin kamen allerdings bedenkliche Stellen vor. Er nennt Sand einen reinen frommen Jüngling, sei seine That auch einem Irrthum entsprungen, sei sie doch wegen des Glaubens und der Zuversicht, mit der er sie begangen, ein schönes Zeichen der Zeit. Derartiges zu schreiben, war natürlich nicht richtig, aber überlegt man, daß de Wette den Jüngling gekannt, daß er überzeugt war, der verführte Schwarmgeist war ein Fanatiker, dem der Mord Kotzebues ein Gott wohlgefälliges Werk dünkte, so wird man milder urtheilen. Bedenkt man ferner, daß der Theologe de Wette einen Trostbrief an eine Mutter schrieb, so wird man noch mehr verzeihen können. Allein de Wette wurde abgesetzt.

Eine ganze Reihe von Verdächtigten entzog sich durch die Flucht der Verfolgung, so der rheinische Schriftsteller Görres, der nach Straßburg ging. Später schloß sich Görres der ultramontanen Richtung an, in Folge dessen wurde er einige Jahre darauf als Professor nach München berufen.

Unterdessen waren auch die Diplomaten geschäftig gewesen. Zu Teplitz und zu Karlsbad fanden Konferenzen statt, auf denen man nach Mitteln sann, den Umsturz zu bekämpfen. Der Bundestag wurde in Bewegung gesetzt und in Mainz eine Untersuchungs-Kommis-

sion eingerichtet. Die Wiener Konferenzen, aus denen im Frühjahr 1820 die Wiener Schlußakte hervorging, ordneten ferner eine Reihe, die Verfassung des deutschen Bundes betreffende Fragen. Aber nach Regelung dieser Dinge blieben die Diplomaten weiter geschäftig.

Noch im Oktober des Jahres 1820 trat in Troppau ein Kongreß zusammen. Kaiser Alexander und sein Bruder Großfürst Nikolaus, der König und der Kronprinz von Preußen, sowie Gesandte Englands und Frankreichs erschienen, um hier über die Abwehr der Revolution zu berathen. Die drei Monarchen erklärten, daß jeder Staat, in welchem die Revolution zum Siege gelange, von der europäischen Allianz ausgeschlossen sei. Anfang 1821 wurde in Laibach ein neuer Kongreß eröffnet, der sich besonders mit den revolutionären Bewegungen in Italien beschäftigte. König Ferdinand I. von Neapel und Sizilien erschien in Laibach. Das Endresultat der Verhandlungen war, daß ein österreichisches Heer nach Neapel und Sizilien marschierte und dort mit größter Strenge jeden Schein von Revolution unterdrückte. Das Räuberunwesen auszurotten, gelang aber nicht.

Es war ein Zeichen der Zeit, daß mit Ausnahme des Kongresses von Aachen alle Diplomaten-Zusammenkünfte auf österreichischen Boden stattfanden. Auch Verona, das 1822 wieder einen großen Kongreß beherbergte, war damals eine österreichische Stadt. Da erschien Kaiser Franz, der König von Preußen mit seinen Söhnen Wilhelm (der spätere Kaiser Wilhelm I.) und Karl, eine große Menge italienischer Herrscher, unter ihnen auch die Herzogin von Parma, die Tochter des Kaisers Franz und Wittwe Napoleons. Auch der Kronprinz Oskar von Schweden erschien, (der spätere König Oskar I., der Vater der Könige Karl XV. und Oskar II. von Schweden) von manchem scheel angesehen, denn wenn auch sein Vater Karl XIV. Johann, der ehemalige Marschall Bernadotte, 1813 als Kronprinz von Schweden über die Gebühr geehrt worden war, so besann man sich jetzt plötzlich darauf, daß er seine Wahl zum Kronprinzen doch eigentlich einer Revolution verdanke, im übrigen aber nur ein französischer Emporkömmling sei. Einige Oesterreicher hätten es gar nicht ungern gesehen, wenn man die Bernadottes aus Schweden vertrieben hätte. Meternich meinte schon: Der Charles Jean fängt an reif zu werden, und der österreichische Publizist Gentz nannte den Kronprinzen von Schweden den fatalen Oskar.

Einstweilen jedoch war man noch nicht so weit, der diesmalige Kongreß galt der revolutionären Bewegung in Spanien. Der Zar, der auch den weiten Weg nicht gescheut hatte, war für energische Bekämpfung der Spanier, Frankreich übernahm es, dem Nachkommen Philipps von Anjou ein Retter zu werden. In kurzer Zeit wurde dann auch die spanische Bewegung unterdrückt. Dagegen konnte man es nicht hindern, daß sich die spanischen Kolonieen in Mittel- und Süd-Amerika vom Mutterlande losrissen und Republiken bildeten.

Während man aber eifrig beschäftigt war, Revolutionen zu



unterdrücken, hatte sich ein Volk gegen seine Unterdrücker erhoben, ein Aufstand war losgebrochen, dem man fast in ganz Europa mit Sympathieen begegnete, es war der Freiheitskampf der Griechen. Nur Oesterreich hielt es für gut, eine türkenfreundliche Politik zu führen. Frankreich, England und sogar Rußland fühlten sich dagegen verpflichtet, mit Waffengewalt den Griechen zu Hülfe zu kommen. Es gelang ihnen, die Türken zum Verzicht auf Griechenland zu bringen.

An der Spitze Rußlands stand jetzt ein Schwiegersohn des Königs von Preußen, Zar Nikolaus, der 1825 seinem Bruder Alexander gefolgt war. Ein kleinerer Aufstand, der bei Gelegenheit des Thronwechsels ausbrach, wurde mit leichter Mühe niedergeschlagen. Dagegen mußte wenige Jahre später die Welt sehen, daß Frankreich doch nicht so zufrieden mit der Herrschaft der Bourbonen war, wie man vielfach geglaubt. Das ungeschickte Vorgehen des Königs Karl X. und seines Ministers Polignac reizte das französische Volk, eine Verletzung der Verfassung brachte die Empörung zum Ausbruch, die Bourbonen wurden verjagt und die jüngere Nebenlinie, die Orleans, gelangte mit König Ludwig Philipp I. auf den Thron. Nun mußten eigentlich Rußland, Oesterreich und Preußen gegen dies revolutionäre Bürgerkönigthum Front machen, wenn sie den in Troppau gefaßten Beschlüssen treu bleiben wollten, allein die Revolution, die bald darauf in Polen ausbrach, sowie andere politische Gründe, verhinderten ein Einschreiten.

Man ließ es sogar geschehen, daß die Belgier sich vom Königreich der Niederlande losrissen, daß dies Königreich, so künstlich auf dem Wiener Kongreß geschaffen, nun in zwei Theile zerfiel. Der deutsche Bund wurde davon auch betroffen, da ein Theil von Luxemburg sich den Belgiern anschloß. Da trat als Entschädigung dafür der König der Niederlande mit dem Herzogthum Limburg dem deutschen Bunde bei. Das bedeutete natürlich gar nichts, denn die Limburger blieben Holländer nach wie vor, der deutsche Bund hatte keinen Vortheil, aber der öffentlichen Meinung konnte man vorreden, Deutschland sei entschädigt worden. König der Belgier wurde Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der schon für den griechischen Thron vorgeschlagen gewesen war. König der Griechen wurde auch ein deutscher Prinz, nämlich Prinz Otto von Bayern.

Während in den beiden westlichen Nachbarländern die Revolution gesiegt hatte, gelang es, freilich erst nach schweren Kämpfen, den polnischen Aufstand vollständig niederzuschlagen.

Bekanntlich hatte es Czartoryski, der Freund Alexanders I., verstanden gehabt, im Wiener Kongreß den Polen verschiedene Rechte zu verschaffen. Allen Polen, auch denen, die unter Preußens oder Oesterreichs Herrschaft lebten, war versprochen worden, daß man ihre Religion, Sprache und Sitte unangetastet lassen wollte. Das ist die Zusicherung des Wiener Kongresses, auf die die Polen sich jetzt noch so oft berufen. Es muß nun erwähnt werden, daß Preußen diese Zusage treu gehalten hat, bis die Polen das Versprechen der Treue

1830 gebrochen haben. Ein Versprechen ist aber aufgelöst, wenn der andere Theil die Gegenleistung nicht erfüllt. Preußen hatte zum Oberpräsidenten den Katholiken von Zerboni gemacht, über ihn stand als Statthalter der polnische Fürst Radziwill. Aber wieder bewährte sich das System der Milde nicht. Mußte man es doch erleben, daß jener Fürst Czartoryski, dem Kaiser Alexander so viel Vertrauen geschenkt, dessen polnische Wünsche er so oft erfüllt hatte, an der Revolution Theil nahm.

Mit eiserner Faust schlugen die Russen den Aufstand nieder, ihr Führer war zuerst Diebitsch, nach dessen Tode Paskiewitsch.

Auch Preußen sah sich zur Aufstellung eines Heeres genöthigt; zum Oberbefehlshaber wurde Graf Gneisenau ernannt, sein Generalstabschef wurde Clausewitz. Beide starben an der Cholera, die gerade damals einen Verheerungszug durch Europa unternahm.

An die Spitze der Provinz Posen trat als Oberpräsident der Herr von Flottwell. Er und der kommandirende General von Grolmann, der uns durch seine Thätigkeit in der Militär-Reorganisation bekannt ist, waren die rechten Männer für die Provinz. Das System der Milde, das von den Polen immer nur als ein Beweis von Schwäche angesehen wird, hatte den Deutschen schwer geschadet. Jetzt war mit Flottwell der echt preußische Geist der Festigkeit eingezogen. Das beste Mittel der Germanisirung, die Förderung deutscher Einwanderung, wurde mit gutem Erfolge angewandt. Hätte man nur so weiter gearbeitet, wie in dem Jahrzehnt Flottwell'scher Verwaltung, dann würde das Deutschthum in der Provinz Posen ganz anders kräftig dastehen!

In Deutschland selbst hatte die revolutionäre Bewegung des Jahres 1830 auch ihren Einzug gehalten. Aber in zwei Fällen hatten sich die Fürsten auch schwer an ihrem Volk versündigt.

Ein boshafter Tyrann war der Herzog Karl von Braunschweig, der Sohn des bei Quatrebras gefallenen Helden. Herzog Karl mißhandelte in empörendster Weise seine Unterthanen. Vergeblich wurde der deutsche Bundestag um Hülfe angerufen. Als König Georg IV. von England und Hannover aber von dem Herzog beleidigt worden war, da zwang der Bundestag den Beleidiger zum Widerruf. Aber die schweren Vergehen, die der Herzog gegen sein Volk beging, blieben ungesühnt. Da nahm das Volk die Gelegenheit war und verjagte den Herzog K a r l, rief den jüngeren Bruder W i l h e l m zum Herrscher aus und war ihm in Treue unterthan. Herzog Wilhelm übernahm zunächst nur die Regentschaft, später mit Genehmigung des Bundestages die regierende Herzogswürde. Ein lächerlicher Versuch, den Herzog Karl mit einer Handvoll Leute unternahm, sein Land wieder zu erobern, scheiterte kläglich.

Herzog Karl starb 1873 und vermachte sein Geld der Stadt Genf, die ihm dafür ein Standbild setzen mußte und auch wirklich gesetzt hat.

Herzog Wilhelm war der letzte seines Geschlechtes, er starb 1884.

Ein boshafter Fürst war auch der Kurfürst Wilhelm II. von Hessen, ein Sohn, der seines Vaters, der 1821 gestorben, würdig war. Seine Gemahlin war eine Schwester des Königs von Preußen, sie war schon längst von ihrem Gemahl vernachlässigt, der sich eine Maitresse hielt, die durch Metternichs Bemühungen den Titel einer Gräfin von Reichenbach bekommen hatte. Das hessische Volk benutzte ebenfalls die Unruhe des Jahres 1830, um sich von diesem Fürsten zu befreien. Der Kurprinz Friedrich Wilhelm wurde Mitregent und übernahm thatsächlich die Regierung. Leider behandelte er sein Volk nicht besser, als Vater und Großvater.

Ganz ungerechtfertigt war dagegen eine Revolution in Sachsen, wo der gute alte König Anton regierte. Auch er machte den Thronfolger zum Mitregenten und Prinz Friedrich August II. wurde gar bald ein treuer und tüchtiger Landesherr. Eine neue Verfassung wurde 1831 eingeführt.

Auch in Altenburg brach ein Aufstand aus, so daß der Herzog entfloh, bald kehrte er aber wieder, und das Altenburger Land erhielt ebenfalls eine Verfassung.

Dasselbe Ziel erreichte die Bewegung in Hannover. Eine neue Verfassung wurde 1833 verkündigt.

Hatte so das Jahr 1830 die Unzufriedenheit eines Theiles der deutschen Bevölkerung gezeigt, so war es doch nur ein sehr kleiner Theil. Allein es wäre falsch gewesen, anzunehmen, daß der revolutionäre Gedanke in Deutschland im Erlöschen war, im Gegentheil, er breitete sich weiter aus. Im Jahre 1832 bildete sich in der Pfalz ein Preßverein, der durch die Macht des gedruckten Wortes zu wirken suchte. Am 27. Mai aber fand zu Hambach in der Pfalz ein großes Maifest statt, zu dem sich nicht nur viele Tausende von deutschen Demokraten, sondern auch Franzosen und Polen einfanden. Aufrührerische Reden wurden gehalten und von dem Rufe der Menge: zu den Waffen! begleitet. Ein Vertrauens-Ausschuß wurde gewählt, in dem man auch Männer hineinwählte, die gar nicht erschienen waren und auch keine Neigung hatten einzutreten.

Sehr rasch erfolgte der Gegenschlag. Feldmarschall Wrede kam mit Truppen heran, die Führer wurden verhaftet und der deutsche Bundestag erließ eine Reihe von Verordnungen gegen den Umsturz.

Nun planten aber die Umstürzler einen Streich gegen den Bundestag. Etwa 50—60 Verschworene, zu einem großen Theil Studenten, versammelten sich Anfang April 1833 in Frankfurt am Main und stürmten zwei Wachen. Die Frankfurter Bevölkerung aber ließ sich nicht hinreißen, gar bald kam vielmehr Militär und nahm eine große Reihe der Aufrührer gefangen, die anderen entkamen.

Der Bundestag errichtete jetzt eine Zentralbehörde zur Unterdrückung der Umsturzbewe[illegible]ngen. Frankfurt erhielt österreichisches und preußi[illegible]ng. Ein strenger Paßzwang sollte in ganz [illegible]dächtiger Personen erleichtern.

Viele Hunderte wurden verhaftet, viele zu harten Freiheitsstrafen verurtheilt. . Das preußische Kammergericht verurtheilte 192 Studenten, darunter 39 zum Tode. Doch wurde kein Todesurtheil vollstreckt. Da wurde gar mancher eingekerkert, dessen Name später mit Ehren genannt worden ist, so der junge Historiker Max Duncker. Er hatte weiter nichts begangen, als daß er Mitglied einer Burschenschaft gewesen war. Er kam in das Gefängniß, und ahnte wohl kaum, daß er es einst noch bis zum Direktor des Königlichen Preußischen Staats-Archives, zum Historiographen des Preußischen Staates und zum Lehrer der Geschichte an der Berliner Kriegs-Akademie bringen würde. Ein anderer anscheinend sehr gefährlicher Mann war der junge Mecklenburger Fritz Reuter. Er war so wenig eingeweiht in die Pläne der Umsturzleute, daß er wirklich nichts gestehen konnte. Man hielt ihn für einen ungewöhnlich verstockten Verbrecher, bis man schließlich zur Ansicht kam, er sei zwar nicht als Anhänger staatsverderblicher Lehren gefährlich, wohl aber als Taugenichts. So wurde auch der Mann verurtheilt, der später so schön seine Festungstid geschildert hat.

Nicht bloß mit den politisch Unzufriedenen hatte die preußische Regierung zu kämpfen, sondern auch kirchliche Wirren brachen ein. Schon lange war es dem König schmerzlich, daß die Protestanten sich in Reformirte und Lutheraner scharf schieden. Im Jubeljahre der Reformation, 1817, forderte er die geistlichen Behörden auf, für eine Vereinigung der beiden Bekenntnisse zu wirken. Das war der Anfang der evangelischen Union. Der Gedanke fand rasch Anklang, aber die neue Agende, die der König 1821 einführen wollte, erregte großen Widerstand, der zu jahrelangen Kämpfen führte. Ja, der König gerieth sogar in den Verdacht, katholische Neigungen zu haben. Er hatte sich in zweiter Ehe mit einer Gräfin Harrach vermählt, der Kronprinz hatte eine bayerische Prinzessin geheirathet. Beide Damen waren ursprünglich katholisch, beide aber waren evangelisch geworden.

Wie unbegründet der Verdacht war, das zeigte der Kampf, der zwischen der preußischen Regierung und zwei Erzbischöfen ausbrach.

Schon wiederholt waren in Gegenden, wo Katholiken und Protestanten gemischt lebten, Streitigkeiten über die gemischten Ehen entstanden. Der Erzbischof von Köln, Freiherr von Droste-Vischering, befahl, daß seine Geistlichen keine gemischte Ehe einsegnen sollten, falls die Brautleute nicht vorher das Versprechen gegeben, alle Kinder katholisch erziehen zu lassen. Das widersprach den Abmachungen, die sein Vorgänger, der Erzbischof Spiegel, mit der preußischen Regierung getroffen. Der Konflikt wurde durch verschiedene Vorgänge verschärft, so daß der König zu ernsten Maßregeln griff. Erzbischof Droste-Vischering wurde verhaftet und nach der Festung Minden gebracht. Das Kölner Domkapitel wählte einen General-Vikar als Stellvertreter.

Aber auch der Erzbischof von Dunin in Posen hatte seinen Geistlichen die Vorschrift gegeben, nur solche Ehen einzusegnen, denen

das Versprechen der katholischen Kindererziehung vorausgegangen. Der Widerstand, den er der Staatsgewalt leistete, führte so weit, daß er schließlich auch verhaftet und nach Kolberg gebracht wurde.

Auch auf wirthschaftlichem Gebiete hatte der König viele Kämpfe zu bestehen. 1819 lud die preußische Regierung die Nachbarstaaten ein, mit ihr einen Zollverein zu gründen. Eifrig nahm sich der Geheime Rath Eichhorn der Sache an. Vorläufig war der Erfolg gering, nur der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen trat bei. Nach langem Widerstreben schlossen sich auch die anhaltischen Herzöge an. In Süddeutschland aber traten Württemberg und Hohenzollern zu einem Zollbunde zusammen, dem sich dann Bayern anschloß. Von großer Bedeutung war, daß Hessen-Darmstadt nicht dem süddeutschen, sondern dem preußischen Zollverein beitrat. Dagegen war es eine schmerzliche Enttäuschung, daß die thüringischen Staaten mit Kurhessen und dem Königreich Sachsen 1828 einen mitteldeutschen Handelsverein gründeten. Sowohl der preußische, als der süddeutsche Zollverein empfanden diesen mitteldeutschen Bund als sehr unbequem. Jene beiden Vereine schlossen sich sehr eng an einander zusammen, aber die Schwierigkeit, daß der mitteldeutsche Verein zwischen beiden lag, machte diese Verbindung ziemlich illusorisch. Da gelang es die Meininger und Gothaer dahin zu bringen, daß durch ihr Gebiet eine Chaussee von Langensalza nach Würzburg und Bamberg gebaut werden durfte, auf dieser Straße sollte kein Durchgangszoll erhoben werden. Nun war die Verbindung zwischen Nord und Süd hergestellt, der mitteldeutsche Handelsverein hatte einen tödtlichen Schlag erlitten. Bald darauf trat Kurhessen dem preußischen Zollvereine bei. Preußen gewann so die handelspolitisch wichtige Verbindung zwischen Westfalen und der Provinz Sachsen. Bayern und Württemberg gaben ihren süddeutschen Bund auf und traten am 1. Januar 1834 in den preußischen Verein ein. Schon 1833 hatten Sachsen und die thüringischen Staaten diesen Schritt vollzogen. Nun folgten auch Baden, Nassau und Frankfurt.

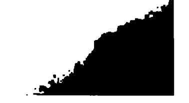
Im Nordwesten Deutschlands verband sich dagegen Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe zu einem Steuervereine, der es vorzog, eigene Wege zu gehen.

Hannover war vier Menschenalter hindurch eng an das Schicksal Englands geknüpft gewesen, seit Kurfürst Georg als König Georg I. den englischen Thron bestiegen hatte. 1837 löste sich dieses Verhältniß, als Königin Viktoria den englischen Thron bestieg. Nach hannoverschem Rechte durfte eine Frau nicht zur Regierung gelangen, deshalb bestieg der nächste Erbe, der Herzog Ernst August von Cumberland den hannoverschen Thron. Gar bald gerieth er mit seinen neuen Unterthanen in schweren Kampf, denn er erkannte die Verfassung von 1833 nicht an. Die Stimmung im Lande war sehr erregt. Sieben Göttinger Professoren erklärten, ihre persönliche Unbescholtenheit verlange es, daß sie den Eid, den sie auf die Verfassung von 1833 geleistet, hielten. Es waren sieben Gelehrte, deren Namen überall

mit Achtung genannt wurden, der Jurist Albrecht, die Historiker Dahlmann und Gervinus, die Germanisten Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, der Physiker Weber und der Orientalist Ewald. Letzterer hat in späteren Jahren, nachdem Hannover von Preußen annektirt worden war, als Mitglied der welfischen Partei eifrig für die Rechte des Welfenhauses gekämpft. König Ernst August befahl, daß diese sieben Professoren abgesetzt würden, Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus hatten binnen drei Tagen das Land zu verlassen! Zu dem Bruch der Verfassung fügte der König noch einen schamlosen Rechtsbruch. Der König sagte in Gegenwart des berühmten Naturforschers Alexander von Humboldt: Professoren, Huren und Ballettänzerinnen kann man für Geld überall haben. Als man erfuhr, daß Dahlmann Aussicht hatte, eine Professur in Rostock zu erhalten, ließ der König seine Nachbarn ernstlich ermahnen, und die mecklenburgische Regierung beteuerte, nunmehr könne von solcher Berufung natürlich keine Rede mehr sein. Als die entlassenen Professoren die Auszahlung des rückständigen Gehaltes einklagen wollte, wurde dem Gerichte verboten, die Klage anzunehmen.

In ganz Deutschland regte sich nun aber eine furchtbare Erbitterung gegen die Brutalität des eben erst aus England nach Deutschland verpflanzten Königs. In England hätte Ernst August nie derartiges wagen dürfen, die Deutschen glaubte er mit Fußtritten behandeln zu können. Noch vor seiner Abreise aus England hatte König Ernst August seiner Nichte, der jungen Königin Viktoria, knieend gehuldigt. Da er den Huldigungseid geleistet, behielt er seine englische Prinzen-Apanage, die jährlich etwa 420 000 Mark betrug. Das war für den stark verschuldeten Mann sehr wichtig. War man doch vielfach in Deutschland der Meinung, der neue König habe darum die Verfassung gebrochen, weil er auf diese Weise bequemer Geld für seine Privatzwecke bekommen könnte. Desto entrüsteter war man bei dem Gedanken, die Göttinger sieben Professoren müßten jetzt Noth leiden. Ueberall wurde für sie gesammelt, und weit und breit machte sich die Sympathie für die sieben Männer, die ihren auf die Verfassung geleisteten Eid nicht hatten brechen wollen, Luft. In Leipzig wollte man gern einige der Göttinger Sieben versorgen, man wagte es schließlich Albrecht zu gestatten, dort Vorlesungen zu halten, heimlich erhielt er auch Gehalt. Darmstadt dagegen lehnte es ab, Gervinus anzustellen. König Wilhelm von Württemberg berief Ewald nach Tübingen. Ernst August verbot hierauf seinen Unterthanen den Besuch der Universitäten Leipzig und Tübingen. Als sich die Könige von Hannover und Württemberg einige Zeit später in Berlin trafen, schnauzte der Welfe den Württemberger an: Warum haben Sie einen Professor angestellt, den ich fortgejagt habe? Der König von Württemberg antwortete: Eben deswegen!

Auch in Preußen hatten sich verschiedene Kreise bemüht, den Gebrüdern Grimm, Dahlmann und Albrecht eine Professur zu verschaffen. Der Kaufmann van Riesen übersandte dem Minister von



Rochow die Abschrift einer Adresse, die die Elbinger an Albrecht geschickt hatten. Allein der Königlich preußische Minister von Rochow antwortete: „Dem Unterthanen ziemt es nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Uebermuth ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen.“ Die Antwort wurde in weiten Kreisen bekannt und überall sprach man von beschränktem Unterthanenverstand.

Angesichts derartiger Vorfälle sahen viele mit Bangen der Zukunft entgegen. Jeder verständige Patriot mußte befürchten, daß die Umsturzbewegungen durch die Fehler der Regierenden genährt immer größere Massen ergreifen würden. Wer sollte dagegen Schutz gewähren? Von Oesterreich war keiner zu erwarten. Als der alte Kaiser Franz starb, folgte sein Sohn Kaiser Ferdinand, ein überaus gutmüthiger, aber äußerst schwach begabter Mann. In politischen Dingen blieb er ein Kind. Die auswärtige Politik leitete Metternich nur noch unumschränkter.

Viele aber hofften auf die Zukunft Preußens. Der Kronprinz war jetzt einige 40 Jahre alt, etwa so alt, wie sein Vater war, als die Befreiungskriege begannen. Er hatte weit mehr Erfahrungen sammeln können, als es Friedrich Wilhelm III. in seiner Kronprinzenzeit vermocht hatte. Man kannte seine große Begabung, man war überzeugt, daß er seine Regierung den Forderungen der Zeit entsprechend einrichten würde. Wer hätte geglaubt, daß die Tage kommen würden, wo man sich nach der festen Hand Friedrich Wilhelms III. zurücksehnen würde! Die Zeit verstand den alten Herrn nicht mehr, und er verstand sie nicht. 1816 hatte er Recht daran gethan, dem preußischen Volk keine Verfassung zu geben, die Erfüllung des Versprechens noch aufzuschieben. Aber nun waren fast 25 Jahre vergangen, die neuen Unterthanen hatten sich in die neuen Verhältnisse eingelebt, nun durfte man wohl fragen, ob nicht der Tag gekommen sei, wo der König seinem Volke eine Verfassung gewähren konnte? Aber dahin war Friedrich Wilhelm III. nicht zu bringen, und darum sahen viele in ihm einen Mann, der sein Wort gebrochen. Man vergaß dabei so leicht, was er alles in den letzten 25 Jahren für sein Volk gethan. Wie hatten sich die Finanzen des durch die Franzosenherrschaft einst so schwer niedergedrückten Landes gehoben! Und trotz weiser Sparsamkeit war doch Geld für viele Kulturaufgaben geblieben. Chaussee auf Chaussee wurde gebaut, immer mehr durchzog das Straßennetz das Land. Immer mehr fielen die hemmenden Zollschranken, von Memel bis Saarbrücken, von Stralsund bis Lindau war jetzt ein einziger Zollverein. Das Postwesen hatte unter der Leitung des Generalpostmeisters Nagler einen glänzenden Aufschwung genommen. Die preußischen Schnellposten durchflogen mit ungeahnter Eile das Land. Aber schon drohte ihnen eine Konkurrenz: die Eisenbahnen. Von Nürnberg nach Fürth war die erste eröffnet worden, die Leipzig-Dresdener Bahn war die zweite. Der König

von Preußen gestattete den Bau einer Bahn von Berlin nach Potsdam. Aber völlig konnte er sich mit den Eisenbahnen nicht befreunden, es that ihm leid um seine Chausseen. Erst seinen beiden Söhnen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. war es beschieden, das gewaltige Schienennetz durch das Land ziehen zu lassen.

VI.

Das Zeitalter Friedrich Wilhelms IV.

Voll Erwartung, voll Vertrauen blickte nicht nur das preußische Volk, sondern weite Kreise Deutschlands dem neuen König entgegen, der den Thron der Hohenzollern bestieg, als Friedrich Wilhelm III. am 7. Juni 1840 sein an Freud und Leid so reiches Leben beschloß. Die großen Hoffnungen, die man auf Friedrich Wilhelm IV. setzte, schienen sich gar bald zu erfüllen. Mit Freuden erfuhr man, daß Ernst Moritz Arndt wieder in seine Professur eingesetzt worden war, der alte Turnvater Jahn bekam wieder Erlaubniß, seinen Wohnort zu nehmen, wo er wollte. Der hochverdiente General von Boyen, der 1819 verabschiedet worden war, und jetzt 21 Jahre lang in der Inaktivität gelebt hatte, wurde wieder angestellt, einige Zeit später zum Kriegsminister ernannt. Die beiden Brüder Grimm, die Opfer der hannoverschen Tyrannei, wurden in Berlin angestellt. Freilich berief der König auch Männer, die gar keiner Beliebtheit sich erfreuten, so den ehemaligen kurhessischen Minister Hassenpflug. Derselbe hatte durch sein Regiment in hohem Maße sich den Haß der Hessen zugezogen, schließlich hatte er sich sogar mit dem Kurprinzen überworfen. König Friedrich Wilhelm IV. berief ihn an das Obertribunal nach Berlin. Hassenpflug, der inzwischen vergeblich in Hohenzollern und in Luxemburg sein Glück versucht hatte, nahm die Stelle an. In Berlin aber tauchte ein Text auf, der bald überall gesungen wurde: Wir wollen ihn nicht haben, den Herrn von Haß und Fluch. Das war der erste schmerzliche Tag meiner Regierung, meinte der König, der bis dahin überall nur Beifall gefunden hatte.

Unschwer erkennt man in den obigen Versen den Rhythmus des Liedes, das damals in ganz Deutschland erklang: Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein. Deutschland befand sich in größter Erregung, denn man erwartete einen Krieg mit Frankreich. Der Anfang der Streitigkeiten lag in den orientalischen Wirren. Die Kämpfe, die die Türkei mit Mehemed Ali, dem Beherrscher Egyptens, führen mußte, hatten eine Einmischung der europäischen Großmächte veranlaßt. Durch den Londoner Vertrag hatten sich England, Preußen, Rußland und Oesterreich verbunden und geeignete Vorschläge zur Schlichtung des Streites gemacht. Frankreich fühlte sich isolirt und suchte seinen Groll an dem nächst liegenden auszulassen, also an Preußen.



Wäre Friedrich Wilhelm IV. wirklich der Friedrich der Große gewesen, für den ihn damals noch manche halten mochten, so hätte er diese Gelegenheit zum Kampfe ergriffen. Die Gelegenheit war so günstig, wie selten. Die vier Mächte, die einst Napoleon niedergeworfen, waren wieder einig, in ganz Deutschland herrschte große Begeisterung für den Krieg, selbst am Rhein und in Süddeutschland. Die Führung der Deutschen fiel um so sicherer dem Könige von Preußen zu, als der Kaiser Ferdinand von Oesterreich gänzlich unfähig dazu war. In Frankreich aber gab es keinen Feldherrn, der im Stande gewesen wäre, das Genie eines Napoleon zu ersetzen. Kurz, die Gelegenheit zu einem siegreichen Kriege war gegeben, wie selten vorher oder später. Aber nun zeigte es sich, daß der vielbewunderte neue König eben kein Friedrich der Große war, ja daß er in politischer Thatkraft selbst hinter Friedrich Wilhelm III. zurück stand. Aengstlich war Preußen bemüht, den Frieden zu erhalten; so wurde der Uebermuth Frankreichs gestärkt, das Vertrauen Englands und Rußlands aber schwer erschüttert. Zar Nikolaus erkannte gar bald, daß auf seinen Schwager nicht so sicher zu bauen war, wie einst auf den Schwiegervater, den verstorbenen König. Es begann die Zeit, wo Preußens Einfluß in der auswärtigen Politik immer mehr sank, bis schließlich die preußischen Diplomaten kaum mehr als Vertreter einer Großmacht gelten konnten.

Inzwischen aber feierte der neue Herrscher noch Triumphe. In Königsberg fand die Huldigung statt und der König offenbarte hier eine Gabe, die sein Vater nicht besessen, über die von allen Königen Preußens bisher nur Friedrich der Große verfügte. Friedrich Wilhelm hielt nämlich eine glänzende Rede, die die Anwesenden zu stürmischer Begeisterung entflammte. Wohl war darin mit keinem Wort gesagt, daß der König eine Verfassung einführen wollte, aber man glaubte der Rede entnehmen zu dürfen, daß er derartigen Wünschen nicht abhold sei. Betonte er doch, daß in Preußen Einheit sei an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk. Der Oberpräsident Schön aber, der Liebling der Liberalen, hatte eine Unterredung mit dem Könige und meinte dann, Friedrich Wilhelm sei liberaler als er selbst. Enttäuscht war man darum, als Anfang Oktober ein Erlaß erschien, in dem solche Mißverständnisse zurückgewiesen wurden.

Am 15. Oktober 1840 fand die Huldigung in Berlin statt. Was alles war über das Preußenland hingegangen seit jenem Tage, wo die märkischen Edelleute Friedrich Wilhelm III. gehuldigt hatten! Wieder hielt der König eine Rede: nicht eine sogenannte glorreiche

Schön, Theodor von, geb. 1773, gest. 1856. Er war 1813 Regierungspräsident in Gumbinnen, wurde im März General-Gouverneur des Landes zwischen der Weichsel und der russischen Grenze, später Mitglied des Central-Verwaltungsrathes für das eroberte Rheinbundgebiet. 1816 wurde er Oberpräsident von Westpreußen und 1824, als diese Provinz mit Ostpreußen vereinigt wurde, Oberpräsident der ganzen Provinz Preußen. 1842 schied er aus dem Staatsdienste aus.

Regierung mit Geschützesdonner und Posaunenton wolle er führen, sondern ein einfaches, väterliches, echt deutsches und christliches Regiment.

Es lag ihm viel daran, Preußen mit der katholischen Kirche wieder auszusöhnen, darum wurden die Erzbischöfe Droste-Vischering und Dunin aus ihrer Festungshaft entlassen, Dunin wurde sogar nach Posen auf seinen Erzbischofssitz zurückgebracht, während Droste-Vischering nicht wieder die Verwaltung seines Erzbisthums übernahm. In Posen aber begann die preußische Regierung aufs Neue die Politik schwächlicher Nachgiebigkeit. Die Idee, man könne die Polen durch Milde gewinnen, wurde wieder praktisch bethätigt, und hatte wie immer, so oft diese Art von Polenpolitik angewandt worden ist, den Erfolg, daß das aufblühende Deutschthum niedergedrückt wurde, das Slaventhum mächtig erstarkte und seine Lebenskraft gegen die milde Regierung wandte. Der Abfall der Polen 1806 und 1807, die Revolutionen von 1830, 1846 und 1848 waren die Quittung der Polen für die Politik der Milde.

Der König befahl, daß Flottwell sich mit Dunin aussöhne. Mit schwerem Herzen war der Oberpräsident bereit, dem königlichen Befehl nachzukommen, der Erzbischof aber weigerte sich. Statt nun hier die königliche Autorität zu wahren, entschloß man sich, Flottwell nach Magdeburg zu versetzen, Dunin aber erhielt einige Zeit später einen Orden. Das Polenthum hatte gesiegt und wurde nun immer übermüthiger.

So schwächlich nachgiebig sich Friedrich Wilhelm IV. hier gezeigt hatte, so wenig war er geneigt, dem Wunsche nach einer Verfassung nachzugeben. Wohl kam er 1842 den Forderungen einen Schritt entgegen. Er berief Vereinigte Ausschüsse der Provinziallandtage nach Berlin, um mit ihnen Gesetze zu berathen, die für den Gesammt-Staat bestimmt waren. Das konnte freilich die ganze Menge derjenigen, die sich nach einer Verfassung sehnten, nicht befriedigen. Schöns Schrift: Woher und wohin? hatte der Stimmung weiter Kreise Ausdruck gegeben. Die radikaleren Elemente aber fanden in Johann Jacoby ihren Wortführer.

Auch kirchliche Zwistigkeiten fingen wieder an. Wie aufrichtig wollte der König den kirchlichen Frieden, wie wenig aber gelang es

Seine Memoiren erschienen 1875—1881 unter dem Titel: Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Th. von Schön. Max Lehmann veröffentlichte die beiden Bücher: Knesebeck und Schön (Leipzig 1875) und Stein, Scharnhorst und Schön (Leipzig 1877). Daß Schön's Verdienste von seinen Zeitgenossen vielfach überschätzt worden sind, wird wohl jetzt kaum mehr bestritten. Daran kann auch die anonyme Schrift: Zu Schutz und Trutz am Grabe Schöns, von einem Ostpreußen (Berlin 1876) nichts ändern.

Flottwell, wurde 1844 Finanzminister, später Oberpräsident von Westphalen, dann von Brandenburg. Eine kurze Zeit lang (Herbst 1858 bis Juni 1859) war er Minister des Innern. Er starb 1865.

ihm, den richtigen Weg zu finden! Voll Begeisterung half er in Jerusalem ein evangelisches Bisthum gründen, den Katholiken aber bereitete er Freude, indem er den Kölner Dombau kräftig förderte.

Allein der kirchliche Friede wurde trotz aller wohlwollenden Bemühungen des Königs gestört. Der Bischof Arnoldi von Trier ließ eine Reliquie ausstellen, den sogenannten heiligen Rock. Große Pilgerfahrten wurden nach Trier unternommen. Eine Freifrau von Droste-Vischering, eine Verwandte des Erzbischofs, erklärte nach Anbetung gesund geworden zu sein.

Gegen diese Reliquienverehrung trat ein suspendirter katholischer Priester Johannes Ronge auf. Ihm schloß sich ein anderer suspendirter Priester Czerski an. Aus dieser Bewegung gingen die deutschkatholischen Gemeinden hervor. Sie verschmolzen in späteren Jahren mit den freireligiösen Gemeinden, die aus dem Protestantismus hervorgegangen waren. Die Führer der letzteren, die man zuerst Lichtfreunde nannte, waren Uhlich, Wislicenus und Rupp. Das Toleranzedikt, das der König 1847 erließ, erleichterte ihnen den Austritt aus der Landeskirche und die Bildung freier Gemeinden.

Auch denjenigen Lutheranern, die sich der Union nicht hatten anschließen wollen, hatte der König durch eine General-Konzession Anerkennung gewährt, so waren die Alt-Lutheraner, die unter Friedrich Wilhelm III. oft bedrückt worden waren, für die Zukunft geschützt.

Gewaltige Umänderungen plante der König für die evangelische Landeskirche Preußens. An die Spitze wollte er einen evangelischen Fürst-Bischof von Magdeburg stellen, der mit einem Primatialkapitel die evangelische Kirche regieren sollte. Der König wollte sich vorbehalten die Schirmherrschaft über die Kirche auszuüben, und die Beschlüsse der großen Synode von seiner Bestätigung abhängig machen. Unter dem Erzbischof sollten dreizehn Metropolitanbischöfe, unter diesen ungefähr 350 Bischöfe regieren. Glücklicher Weise erkannte der König selbst, daß dieser Plan unausführbar war. Dagegen versuchte er den weiteren Ausbau der Landeskirche durch eine Generalsynode zu fördern. Sie trat 1846 zusammen, doch bereitete sie dem Könige manche Enttäuschung.

Jacoby, Johann, geb. 1805, gest. 1877, war Arzt in Königsberg. Seine Schrift: „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" (1841 erschienen), machte ihn in politischen Kreisen bekannt. Es folgten die Schriften: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.", „Preußen im Jahre 1845" und „Beschränkung der Redefreiheit". Eifrig nahm er an der Bewegung des Jahres 1848 theil. Er wurde des Hochverraths angeklagt, aber freigesprochen. 1859 veröffentlichte er: „Die Grundsätze der preußischen Demokratie". 1863 wurde er in das Abgeordnetenhaus gewählt, wo er die Bismarck'sche Politik heftig bekämpfte. Auch nach den Ereignissen von 1866 und 1870 blieb er in der Opposition. Er erklärte sich gegen die Einverleibung von Elsaß-Lothringen und hielt die Gründung des geeinten Deutschen Reiches für das Grab der Freiheit.

Heftige Angriffe erhoben sich in diesen Jahren gegen Eichhorn, jenen Staatsmann, den man einst demagogischer Gesinnung verdächtigt hatte, weil er ein Freund Schleiermachers und Reimers war. Er hatte sich große Verdienste um den Zollverein erworben, weniger geeignet war er dagegen für das Kultus-Ministerium, an dessen Spitze er 1840 berufen worden war und das er bis 1848 verwaltete. Immerhin war ein großer Theil der Angriffe, die gegen ihn erhoben wurden, durchaus ungerechtfertigt. Unter den Mißgriffen dagegen erregten die öffentliche Meinung am meisten die Maßregelungen des Pädagogen Diesterweg und des Germanisten Hoffmann. Ersterer nahm nach einer ihn kränkenden Versetzung seinen Abschied. Hoffmann dagegen, der Professor in Breslau war, wurde seines Amtes entsetzt, da man ihn für einen gefährlichen Demagogen hielt. Zum zweiten Male wurde so ein preußischer Professor, der als patriotischer Dichter Lieder verfaßt, die heute ein unvergängliches Eigenthum des deutschen Volkes bleiben, von seinem Lehrstuhl vertrieben. Ernst Moritz Arndt war von Friedrich Wilhelm IV. wieder in sein Amt gesetzt worden, Hoffmann von Fallersleben dagegen, der Dichter des schönen Liedes: Deutschland, Deutschland über alles! — denn kein anderer war der als politisch verdächtige abgesetzte Breslauer Professor — wurde in Noth und Sorge hinausgestoßen. Aus verschiedenen Städten polizeilich ausgewiesen, fand er endlich in einem mecklenburgischen Dorfe einen Zufluchtsort. Wenn es auch nicht wahr ist, was damals in liberalen Zeitungen zu lesen war, daß der abgesetzte Professor nun als Kuhhirte sein Brod verdienen mußte, so bleibt es doch eine schmerzliche Erinnerung, daß so ein Mann behandelt werden konnte, dessen echt deutsche Gesinnung sich in Liedern offenbart, wie: Deutschland, Deutschland über alles! oder in dem Liede:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin und was ich habe
Dank ich dir, mein Vaterland!

Kein Wunder ist es, wenn die Umsturzbewegungen immer neue Nahrung fanden, wenn dagegen wirklich ernste Patrioten meinten, es sei hohe Zeit, daß durch Einführung einer Verfassung zur rechten Zeit berechtigte Forderungen erfüllt würden.

Der Weg, den der König einschlug, befriedigte wenige. Er berief im Jahre 1847 die Vereinigten Landtage der Provinzen nach Berlin. Vielleicht konnte man zum Ziel kommen, wenn man sich zunächst mit dem Erreichten begnügte, und langsam das Werk förderte, über kurz oder lang war die Einführung der Verfassung doch nicht mehr zu vermeiden. Aber die große Menge war ungeduldig geworden, dieser Weg schien ihr zu lang. Eine schwere Enttäuschung mußte ihr die Rede bereiten, die der König bei der Eröffnung hielt. Er erklärte, keine Macht der Erde würde ihn je bewegen, das Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konstitutionelles umzuwandeln, nie würde er zugeben, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und diesem



Lande ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge. — Wie sollte doch sein Wort so bald zu Schanden werden!

Wie im vergangenen Jahre die Generalsynode, so entsprach jetzt auch der Vereinigte Landtag nicht den Hoffnungen des Königs. Eine starke Opposition machte sich geltend. Der König war sichtlich ungnädig, denn er hielt nicht die Schlußrede. Auch gab er nicht das Versprechen, das man als ein geringes Zugeständniß verlangte, das Versprechen nämlich, daß er in bestimmten Zwischenräumen diesen Vereinigten Landtag wieder berufen würde. Periodicität der Landtage, das Schlagwort, das die Opposition jetzt verbreitete, enthielt doch eine Forderung, die recht gering dem gegenüber erscheint, was sich im Frühjahr des Jahres 1848 der König abringen ließ.

Ganz unerwartet rasch brach der Sturm über Deutschland herein. Wohl ahnten viele, daß eine Katastrophe kommen würde, aber daß der Zeitpunkt schon so nahe war, hätte man doch kaum geglaubt.

Ende Februar kam nach Berlin die Nachricht, daß in Paris eine Revolution ausgebrochen und König Ludwig Philipp verjagt worden sei. Die Aufregung war in Berlin groß. Gerade in jenem Semester las der berühmte Geschichtsforscher Leopold Ranke, welcher als Professor in Berlin wirkte, ein Kolleg über die französische Revolution, die 59 Jahre vorher ihren Anfang genommen. In Unmengen strömten die Studenten nach seinem Hörsaal, aber Ranke sagte lächelnd: Unsere unruhigen Nachbarn jenseits des Rheins haben zur Abwechslung wieder einmal ein Revolutiönchen gemacht. Dann ging er zu seinem Thema über.

Aber schon hatte sich ein kleines Ländchen gegen die Hohenzollern-Herrschaft erhoben. Das Fürstenthum Neuenburg in der Schweiz, auf das Friedrich Wilhelm III. einst verzichtet hatte, war nach dem Sturze Napoleons wieder an das preußische Königshaus gefallen. Aber die doppelte Stellung Neuenburgs zu Preußen und zur Schweiz hatte schon lange Schwierigkeiten verursacht. Als die Nachricht von der Pariser Revolution nach Neuenburg kam, brach auch dort der Aufstand aus. Am 1. März fiel das Schloß in die Hände der Rebellen.

Auch im Großherzogthum Baden brachen Unruhen aus. Ernster wurden dieselben in München. Dort war die Bevölkerung schon lange durch eine unglückliche Sache in Aufregung versetzt worden. König Ludwig I. war etwa 60 Jahre alt und mehrfacher Großvater, als er sich in eine Tänzerin Namens Lola Montez verliebte. Er machte sie zu einer Gräfin Landsfeld. Die unerhörten

Ludwig I., König von Bayern, wurde 1786 geboren. In der Rheinbundszeit kommandirte er als Kronprinz wiederholt bayrische Truppen. 1825 folgte er seinem Vater Maximilian I. Ein eifriger Gönner der Kunst schuf er eine große Reihe von Museen und Monumentalbauten, angeblich soll er über 20 Millionen Gulden hierfür verwandt haben; so wurde die alte und die neue Pinakothek in

Frechheiten dieser Dirne hatten aber die Münchener so weit gereizt, daß bereits in der ersten Hälfte des Februar der Unmuth sich wiederholt Luft machte. Am 11. Februar sah sich Lola Montez genöthigt, München zu verlassen. Als Mitte März die falsche Nachricht sich verbreitete, Lola käme zurück, brach die Unruhe wieder aus. Am 20. März fühlte sich deshalb König Ludwig veranlaßt, zu Gunsten seines Sohnes Maximilians II. abzudanken.

Mitte März aber erlebte die Revolution in Wien einen unerhörten Triumph. Einige Volksaufläufe, die wohl rechtzeitig hätten unterdrückt werden können, nahmen eine ernstere Wendung, die Wiener Hofburg verlor die Fassung und Metternich wurde aufgefordert, abzudanken. So fiel fast ohne Kampf der Mann, der 30 Jahre hindurch gegen die Demagogen gekämpft, der oft genug Herrscher und Diplomaten verschiedenster Länder in österreichischen Städten versammelt hatte, um gemeinsam den Umsturz abzuwehren.

In Berlin war inzwischen sehr eifrig agitirt worden. Allein die Berliner Bevölkerung war in ihrer überwiegenden Mehrheit viel zu ordnungsliebend, als daß sie sich zu Straßenkämpfen aufwiegeln ließ. Die französischen und polnischen Emissäre, die die Massen aufstacheln sollten, verzweifelten fast, um so mehr, als der König jetzt geneigter wurde, eine große Reihe von Reformen zu bewilligen. Am 18. März erschien ein Königlicher Erlaß, der verschiedene volksthümliche Versprechungen enthielt. Er wurde mit Jubel aufgenommen, viele Berliner eilten vor das Schloß, um zu danken. Der König erschien auf dem Balkon und wurde freudig begrüßt. Unwillig nahm man es dagegen auf, daß Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung da war. Dragoner rückten langsam vor, um den Platz frei zu machen, das war eine Ungeschicklichkeit, die unnöthig reizte. Da gingen zwei Gewehre los, das eine durch die Ungeschicklichkeit eines Soldaten, das andere, weil ein Arbeiter darauf schlug. Das Volk schrie: Verrath, lief davon und brachte alles in Aufregung. Kurz darauf erhoben sich in den Straßen Barrikaden und der Kampf begann. Gegen Mitternacht waren die Truppen im Besitze der ganzen Umgebung des Schlosses, bis zur Leipziger Straße und zum Alexander-Platz war alles in ihren Händen. Es ist kein Zweifel, wäre statt Friedrich Wilhelm IV. sein Bruder, der damalige Prinz von Preußen, König gewesen, die Revolution wäre am 19. März vollständig niedergeschlagen worden. Aber Friedrich Wilhelm IV. war nicht der Mann dazu. Er verzweifelte trotz des Sieges und gab den Befehl, daß die Truppen Berlin zu verlassen hätten. So war Berlin den Barrikadenhelden preisgegeben. Sie drangen nun ins Schloß, zerrten die

München gebaut, die Befreiungshalle in Kehlheim und die Walhalla bei Regensburg. Weniger glücklich war König Ludwig als Dichter. Er starb 1868. Seine Gedichte sind 1829—1847 in München erschienen. Auch als Lustspieldichter versuchte er sich. Ferner schrieb er: Walhallas Genossen (München 1843). — Literatur: von Heigel: Ludwig I., König von Bayern (1872, 2. Aufl. 1888).

Leichen der Gefallenen heran, zwangen den König es anzusehen und den Kopf zu entblößen. Der Prinz von Preußen mußte fliehen, sein Palast wurde nur dadurch vor Zerstörung gerettet, daß er zum Nationaleigenthum erklärt wurde. Am 21. März ritt der König, geschmückt mit einem schwarz-roth-goldenen Bande, durch die Straßen der Stadt. Am 22. März aber wurden die Leichen der gefallenen Aufrührer unter großen Ehren beerdigt.

Eine Reihe von Polen waren in jenen Tagen aus der Gefangenschaft befreit worden, in der sie seit 1846 saßen. 1846 nämlich hatte sich ein großer Theil der so milde behandelten Polen empört, der Aufstand war aber niedergeschlagen worden. Die freie Stadt Krakau, ein Heerd der polnischen Revolution, wurde von Oesterreich mit Einverständniß von Preußen und Rußland annektirt. Jetzt, 1848, wurden durch die Berliner Bewegung eine Reihe jener aufständischen Polen befreit. Dieselben begaben sich nach der Provinz Posen und zettelten dort einen Aufstand gegen die Deutschen an, der nur mit großer Mühe niedergeschlagen wurde.

Während ein Theil der preußischen Truppen in der Provinz Posen kämpften, wurde ein anderer den Schleswig-Holsteinern zu Hülfe geschickt. In Kopenhagen war die eiderdänische Partei an das Ruder gekommen. Die Deutschen Schleswig-Holsteins fürchteten für ihre Zukunft und bildeten eine provisorische Regierung. Gleich darauf begann der Kampf. Friedrich Wilhelm IV. war entschlossen, die Deutschen zu unterstützen, und schickte ihnen Truppen zu Hülfe. An ihrer Spitze stand der General von W r a n g e l. Auch einige kleinere deutsche Staaten schlossen sich an. Siegreich drangen sie in Jütland vor, mußten aber auf Befehl des Königs wieder nach Schleswig-Holstein zurückgehen. In Berlin war man den Drohungen des Auslandes gewichen. Besonders Zar Nikolaus war sehr ungehalten über die Politik seines Schwagers. Im August ließ sich der König sogar so weit einschüchtern, daß er den Waffenstillstand von Malmö, und zwar auf sieben Monate, bewilligte.

Wrangel, v o n, geb. 1784 in Stettin, zeichnete sich 1814 im Gefechte bei Etoges aus. 1839 wurde er kommandirender General des 1., 1842 des 2. Armeekorps. Seine Thätigkeit im November 1848 und 1864 wird später erwähnt werden. 1864 wurde er in den Grafenstand erhoben. Er starb 1877. Ihm zu Ehren ist das ostpreußische Kürassier-Regiment Nr. 3 benannt.

Gagern, H e i n r i c h v o n, geb. 1799. Er focht 1815 als nassauscher Offizier, studirte später die Rechtswissenschaft und wurde hessen-darmstädtischer Beamter, seiner liberalen Gesinnung wegen wurde er jedoch abgesetzt. Er wurde 1848 Präsident des Frankfurter Parlamentes, Ende des Jahres Präsident des Reichsministeriums. Nach dem Scheitern seiner politischen Pläne wurde er Major in der schleswig-holsteinischen Armee. Als diese bald darauf aufgelöst wurde, zog er sich in das Privatleben zurück. 1864—1872 war er diplomatischer Vertreter Hessen-Darmstadts in Wien. Er starb 1880. Sein Sohn gehörte als Abgeordneter des deutschen Reichstages der Centrumsfraktion an.

Hierüber erhob sich in Frankfurt ein großer Sturm. Dort war im Mai das deutsche Reichsparlament zusammengetreten. Die Berathungen wurden von Heinrich von Gagern geleitet. Nach überaus schwierigen Verhandlungen hatte man sich geeinigt, den Erzherzog Johann von Oesterreich, denselben, der vor fast 48 Jahren bei Hohenlinden geschlagen worden war, zum deutschen Reichsverweser zu wählen. Er bildete ein Reichsministerium, in dem Männer verschiedener deutscher Stämme saßen, so der Oesterreicher Schmerling, der preußische General von Peucker und der Heidelberger Professor Robert von Mohl. An die Spitze des Ministeriums trat ein Fürst von Leiningen als Präsident.

Kaum war diese Reichsgewalt zusammengetreten, so sah sie sich auch schon von verschiedenen Seiten angegriffen. Richtig ist, daß sie jetzt die oberste Regierungsgewalt in Deutschland inne hatte, sie war von allen deutschen Staaten anerkannt, und der alte Bundestag hatte sich aufgelöst. Andererseits hing aber doch diese Reichsregierung ganz von dem guten Willen der Einzelstaaten ab. So lange diese sich durch Volksaufstände terrorisiren ließen, mußten sie froh sein, in Frankfurt eine Zentralgewalt zu haben, die auch vom Volke anerkannt wurde. Aber wie lange konnte dieser Zustand dauern? Anzeichen lagen wohl vor, daß sowohl die Fürsten, wie auch die Demokraten eine Verschiebung der Gewalten wollten, die einen nach rechts, die anderen nach links hin. Schon hatte sich König Ernst August von Hannover geregt, er erklärte, er werde nur dann einer Reichsverfassung seine Zustimmung geben, wenn die Selbst-

Erzherzog Johann, geb. 20. 1. 1782, war in Deutschland volksthümlich geworden, weil er angeblich 1842 beim Kölner Dombaufest gesagt haben sollte: Kein Oesterreich, kein Preußen mehr! Ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge! In Wirklichkeit war der Wortlaut anders gewesen. Ferner war er in demokratischen Kreisen beliebt, weil er ein bürgerliches Mädchen geheirathet hatte, die allerdings zur Gräfin von Meran erhoben wurde. Er starb 1859.

Schmerling, geb. 1805. Er studirte die Rechtswissenschaft und wurde österreichischer Beamter. Dem deutschen Reichsministerium gehörte er von Mitte Juli bis Mitte December 1848, dem österreichischen Ministerium 1849—1851, sowie 1860 bis 1865 an. Er starb 1893.

Peucker, geb. 1791, focht als preußischer Offizier in den Befreiungskriegen, wurde in jungen Jahren geadelt. 1848—1849 war er mit geringer Unterbrechung Reichskriegsminister, 1854 wurde er General-Inspektor des preußischen Militair-Bildungswesens. 1860 machte ihn die Berliner philosophische Fakultät zum Ehrendoktor.. Er schrieb: Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten (Berlin 1860—64). Peucker's Namen trägt seit 1889 das schlesische Feld-Artillerie-Regiment Nr. 6. Er starb 1876.

Mohl, Robert von, geb. 1799 in Stuttgart. Er wurde Professor in Tübingen, später in Heidelberg.. Dorthin kehrte er zurück, als er 1849 aus dem Reichsministerium ausschied. 1861—1866 war er Gesandter Badens beim Bundestage, 1867—71 in München. Er starb 1875 in Berlin.

ständigkeit der Einzelstaaten gewährleistet würde. Hierüber entbrannte im Frankfurter Parlament die linke Seite in großer Wuth, sie forderte die Entthronung des Rebellen. Wie verschieben sich doch in solchen Zeiten alle Begriffe! Wenn das aufgehetzte Berliner Proletariat einen Straßenkampf gegen den König unternimmt, so werden die Gefallenen als Helden gefeiert, und man zwingt den König, vor ihnen den Hut zu ziehen. Wenn aber ein König von Hannover einen Vorbehalt gegen Schmälerung seiner Rechte unternimmt, dann nennt man ihn einen Rebellen und verlangt seine Absetzung. Das gelang den Frankfurter Demokraten allerdings nicht. Als vom Reichskriegsministerium befohlen wurde, daß alle deutschen Bundestruppen dem Reichsverweser huldigen sollten, (Peucker war damit nicht einverstanden und schied für kurze Zeit aus dem Ministerium, trat aber bald wieder ein.) da fiel es den Hannoveranern gar nicht ein, das zu thun und Niemand wagte es, sie dazu zu zwingen. Auch in Preußen wurde der Befehl nur ganz vereinzelt ausgeführt, hauptsächlich bei Truppen, die in Bundesfestungen standen. In Oesterreich wurde dagegen der Befehl überhaupt nicht beachtet, obgleich der Reichsverweser ein Erzherzog und der Onkel des Kaisers war.

Als nun gar erst die Nachricht vom Malmöer Waffenstillstand nach Frankfurt kam, da mußte man fühlen, wie ohnmächtig diese ganze Reichsgewalt war. Der Historiker Dahlmann, derselbe, welcher einst aus Göttingen vertrieben worden war, erhob eine lebhafte Opposition. Das Reichsministerium wurde gestürzt, Dahlmann sollte ein neues bilden, aber es gelang ihm nicht. Die Verwirrung wurde immer größer, der Frankfurter Pöbel zeigte deutlich, daß er die Gelegenheit zum Losschlagen benutzen wollte. Das frühere Reichsministerium trat wieder in Dienst, statt des Fürsten von Leiningen wurde aber Schmerling Minister-Präsident. Das Ministerium ließ aus Mainz preußische und österreichische Truppen zu Hülfe kommen. Die Unruhen wurden unterdrückt, aber leider gelang es dem Pöbel, zwei Abgeordnete, von Auerswald und den Fürsten Lichnowsky, zu ermorden. Ein erneuter Aufstand in Baden wurde auch niedergeschlagen.

Schwere Kämpfe aber waren in Oesterreich ausgebrochen. Wohl war es gelungen, den österreichischen Besitzstand in Italien zu wahren. Radetzky, der einst Schwarzenbergs Generalstabschef ge-

Windisch-Grätz, Alfred Fürst zu, geb. 1787. Er focht als österreichischer Offizier in den Befreiungskriegen. 1848 unterdrückte er zuerst den Aufstand in Prag; hier wurde seine Gemahlin ermordet. Im Herbst unterdrückte er den Aufstand in Wien. Weniger glücklich war er 1849 im Kampfe gegen die Ungarn. Er starb 1862. Ihm zu Ehren ist das k. k. österreichische (böhmische) Dragoner-Regiment Nr. 14 benannt.

Radetzky, Graf, geb. 2. 11. 1766, trat 1784 in ein Kürassier-Regiment ein, nahm 1788—89 an dem Krieg gegen die Türkei theil, ferner später an den verschiedenen Kriegen Oesterreichs gegen die französische Republik und gegen den Kaiser Napoleon I. Während der Befreiungskriege war er Generalstabschef Schwarzenbergs.

wesen, hatte die Revolution in der Lombardei niedergeworfen und den König Karl Albert von Sardinien (König Karl Albert war der Vater Victor Emanuels II., des ersten Königs von Italien, also der Urgroßvater des jetzt regierenden Königs Victor Emanuels III.), der den Lombarden zu Hülfe gekommen war, besiegt. Aber in Ungarn war ebenfalls der Kampf gegen die österreichische Herrschaft ausgebrochen. Auch in Wien gährte es. Als am 6. Oktober ein Wiener Regiment nach Ungarn abmarschieren sollte, meuterte es. Volkshaufen schlossen sich an und bald brach der Kampf aus. Der Kriegsminister Latour wurde ermordet, General Bredy war vorher schon im Kampfe gefallen. Der Kaiser floh nach Olmütz, in Wien hatte die Revolution gesiegt. Aber nur kurze Zeit konnte sie sich des Erfolges erfreuen. Fürst Windisch-Grätz und General Jellacic rückten von zwei Seiten heran und nahmen Wien. Als Gefangener fiel ihnen auch der Demokrat Robert Blum in die Hände, ein Theaterkassirer aus Leipzig, der in der deutschkatholischen Bewegung bereits eine Rolle gespielt hatte, 1848 aber als Abgeordneter in das Frankfurter Parlament gewählt worden war. Er war nach Wien geeilt, hier wurde er als Aufrührer verhaftet und erschossen. An die Spitze des Ministeriums trat Prinz Felix von Schwarzenberg. Aber auch der Kaiserstaat bekam ein neues Oberhaupt. Kaiser Ferdinand legte die Krone ab und übergab sie seinem 18jährigen Neffen Franz Josef.

In Preußen war im Mai die Nationalversammlung zusammengetreten. Sie tagte in Berlin. Ihr Zweck war, eine Verfassung für Preußen auszuarbeiten. Wie viel schlimmer stand jetzt doch die Sache für das Königthum, als wenn der König selbst zu rechter Zeit eine Verfassung gegeben hätte! Nun war man abhängig von Männern, die in einer Zeit gewählt waren, wo die demokratischen Massen die Oberhand hatten. Freilich meinte die Regierung, die Nationalversammlung hätte nur das Recht, mit ihr zusammen die Verfassung zu vereinbaren. Aber wer konnte sagen, ob die Regierung diesen Standpunkt auf die Dauer würde bewahren können. Auf der linken Seite des Hauses traten Johann Jacoby und Waldeck als

1848 und 1849 führte er den siegreichen Krieg gegen Sardinien. 1857 trat er in den Ruhestand. Er starb 1858. Ihm zu Ehren ist das ungarische 5. Husaren-Regiment benannt. — Briefwechsel: Briefe des Feldmarschalls Radetzky an seine Tochter Friederike. Herausgegeben von Duhr (Wien, 1892). — Literatur: Kunz: Die Feldzüge des Feldmarschalls Radetzky in Oberitalien 1848 u. 1849 (Berlin 1890).

Jellacic, Josef von, geb. 1801, wurde 1819 österreichischer Offizier. 1848 und 1849 kämpfte er als Feldmarschall-Lieutenant und Ban von Kroatien gegen die Aufständischen in Ungarn. 1849 wurde er Feldzeugmeister, 1854 in den Grafenstand erhoben. Er starb 1859.

Schwarzenberg, Prinz Felix von, war ein Neffe des Feldmarschalls, geb. 1800, war als Diplomat, wie als Offizier, im österreichischen Dienst thätig gewesen. Er starb 1852.

Führer auf. Aber daß die radikale Linke nicht die Mehrheit hatte, das zeigte sich, als der Antrag gestellt wurde, die Versammlung solle erklären, die Märzkämpfer hätten sich um das Vaterland verdient gemacht. Zwei Tage lang wurde hierüber verhandelt, dann ging die Nationalversammlung mit 19 Stimmen Mehrheit zur Tagesordnung über. Die Berliner Volksmassen waren aber in Erregung gesetzt und in der Nacht vom 15. zum 16. Juni drangen sie in das Zeughaus ein. Doch ging der Sturm bald wieder vorüber, jeden Augenblick freilich konnte er aufs Neue ausbrechen. Ein Ministerium mußte dem andern weichen, bis der König Anfang November den Grafen Brandenburg an die Spitze berief. Die Nationalversammlung sah in ihm einen Reaktionär, der ihre Rechte bedrohte. Sie sandte deshalb eine Deputation an den König, um ihn zu bitten, den neuen Minister-Präsidenten wieder zu entlassen. Da der König den Bitten der Abgesandten nicht nachgab, so rief ihm Johann Jacoby zu: Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Nun war keine Verständigung mehr möglich.

Einige Tage darauf wurde die Nationalversammlung auf 2½ Wochen vertagt, auch sollte sie nicht wieder in Berlin, sondern in der Stadt Brandenburg zusammentreten. Die Nationalversammlung weigerte sich auseinander zu gehen. Da rückte Wrangel mit seinen Truppen ein. Vergebens hofften die Abgeordneten auf die Bürgerwehr. Wohl stellte sie sich auf, aber da Wrangel so klug war, sie nicht zu reizen, blieben sie auch ruhig, sie hatten keine Lust sich unnütz aufzuopfern. Am 11. November wurde die Bürgerwehr aufgelöst, sie ließ es sich gefallen. Die überwältigende Mehrheit begrüßte das Auftreten Wrangels als eine Erlösung von dem Zwang der letzten Zeit und freute sich, daß geordnete Zustände wieder einkehrten. Ein Theil der Abgeordnetn wollte sich nicht fügen, trat in einem Lokal zusammen und beschloß Steuerverweigerung. Militär jagte sie auseinander, denn auf Grund des Belagerungszustandes war es verboten worden, daß sich mehr als zwanzig Personen versammelten. Der Oberpräsident von Schlesien erklärte, er werde die Steuern nicht abliefern. Er wurde seines Amtes enthoben. Kleine Unruhen in verschiedenen Städten wurden mit Leichtigkeit unterdrückt.

Für den 27. November war die Versammlung nach Brandenburg einberufen, sie war aber nicht beschlußfähig. Wohl kamen

Waldeck, geb. 1802 in Münster. Er wurde Jurist und war seit 1846 Ober-Tribunalrath in Berlin. Als er 1848 in die Nationalversammlung gewählt wurde, war er politisch noch so unbekannt, daß die Nationalzeitung ihn für einen „Reaktionär" hielt. Er trat aber bald als einer der Führer der Linken auf. Als Führer der Fortschrittspartei spielte er während der Konfliktszeit eine große Rolle. Er starb 1870. — Briefwechsel: Briefe und Gedichte, herausgegeben von Schlüter (Paderborn 1883). — Literatur: Eberty: Waldeck, ein Lebensbild 1869. Oppenheim: Benedikt Franz Leo Waldeck, der Führer der preußischen Demokratie 2. Aufl. 1880.

schließlich mehr Abgeordnete, aber gleich brachen Zwistigkeiten aus. Immer mehr verlor die Versammlung an Achtung. So konnte der König es wagen, sie am 5. Dezember aufzulösen und ohne ihre Hülfe eine Verfassung zu proklamiren.

Fast überall fügte man sich. Es zeigte sich, wie stark die königliche Gewalt noch war, so wie sie sich ermannte und Muth bewies. Hätte Friedrich Wilhelm in den Märztagen Männern wie Brandenburg und Wrangel die Wiederherstellung der Ordnung übertragen, so hätte unserem Vaterlande gar manche Schmach erspart bleiben können.

Und wie zahm war man in Frankfurt geworden! Seit einem halben Jahre hatten sich die Dinge wieder gewaltig geändert. Damals glaubte man, Königen befehlen zu dürfen, jetzt war man nicht einmal im Stande, die Reaktion in Oesterreich und Preußen zu verhindern. Schmerling trat wieder in den österreichischen Dienst, Ministerpräsident wurde Gagern. Als dessen Nachfolger übernahm Simson den Vorsitz im Parlament.

Noch gaben diejenigen, die in der Bewegung von 1848 nicht einen demokratischen Volksaufstand, sondern den Kampf für die Einheit Deutschlands erblickten, die Hoffnung nicht auf. Nach langen Verhandlungen war das Frankfurter Parlament im März 1849 so weit gekommen, daß Friedrich Wilhelm IV. zum erblichen deutschen Kaiser gewählt wurde. Allein er lehnte die Wahl ab. Die Folgezeit hat bewiesen, daß er Recht daran gethan. Das deutsche Kaiserthum mußte von den Hohenzollern auf anderem Wege erworben werden. Freilich, im Augenblick war die Bestürzung groß, die Hoffnungen, die viele deutsche Patrioten gehegt, waren zerstört. Die republikanisch Gesinnten bekamen wieder neuen Zulauf. Aber rasch wurden Aufstände in Elberfeld und Düsseldorf niedergeschlagen. Ein schwerer Aufruhr in Dresden wurde durch sächsische und preußische Truppen unterdrückt. Dagegen gelang es den Republikanern, vor-

Friedrich Wilhelm, Graf von Brandenburg, geb. 24. 1. 1792 in Berlin. Sein Vater war König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, seine Mutter die morganatische Nebengemahlin des Königs, geborene Gräfin Dönhoff. Er focht als Offizier in den Befreiungskriegen. 1848 wurde er General der Kavallerie, im November desselben Jahres wurde er Minister-Präsident. Er starb 6. 11. 1850. — Auf dem Leipziger Platz zu Berlin steht sein Denkmal, ihm gegenüber das des Grafen Wrangel.

Simson, Eduard von, geb. 10. 11. 1810 zu Königsberg, studirte die Rechtswissenschaft, wurde Professor in Königsberg, dann Tribunalsrath daselbst. 1848 wurde er in das Frankfurter Parlament gewählt, dessen Präsident er im December wurde. Er wurde später Präsident des Appellationsgerichtes in Frankfurt a. d. O., 1879 Präsident des Reichsgerichtes in Leipzig. Er war Präsident des norddeutschen, dann des deutschen Reichstages bis 1874. 1888 wurde er geadelt. 1892 trat er in den Ruhestand. Er starb 1899. Werk: Geschichte des Königsberger Obertribunals. — Literatur: Ed. v. S., Erinnerungen a. s. Leben v. B. v. Simson 1900.

übergehend in Baden die Herrschaft zu gewinnen. Der Großherzog mußte fliehen.

Die Reichsregierung stand allen diesen Vorgängen machtlos gegenüber. Das Ministerium nahm seine Entlassung. Im Laufe des Mai verließ ein großer Theil der Abgeordneten das Parlament. Der Rest siedelte nach Stuttgart über. Aber dieses sogenannte Rumpfparlament fristete dort nur ein kurzes Dasein, dann wurde es durch württembergische Truppen gesprengt.

Inzwischen waren Preußen, Württemberger, Hessen, Mecklenburger und Nassauer unter Führung des Prinzen von Preußen siegreich gegen die badischen und pfälzischen Republikaner vorgerückt. Noch im Sommer konnte der Großherzog in sein Land heimkehren.

Unstreitig hatte Preußen als Wiederhersteller der Ordnung Triumphe zu verzeichnen. Es konnte die Gunst der Umstände benutzen, um die deutsche Bewegung in geregelte Bahnen zu lenken. Ein Versuch wurde auch unternommen. Preußen, Hannover und Sachsen schlossen das Dreikönigsbündniß, eine große Reihe kleinerer Staaten traten bei. Etwa 150 bekannte deutsche Politiker kamen in Gotha zusammen, um diese neue Wendung der deutschen Bewegung zu unterstützen.

Aber die Lauheit Preußens in der schleswig-holsteinischen Sache ließ die Sympathieen wieder erkalten. In den Augen Friedrich Wilhelms IV. waren die Schleswig-Holsteiner, die er im vergangenen Jahre durch preußische Truppen unterstützt, jetzt Insurgenten und nach und nach entzog er ihnen seine Hülfe. Nach Beendigung des Waffenstillstandes hatten im April die Kämpfe wieder begonnen. Bei Eckernförde waren die Dänen geschlagen worden, sie verloren das Linienschiff Christian VIII., das in die Luft flog und die Fregatte Gefion, die nun ein deutsches Kriegsschiff wurde. Dann hatten die Deutschen bei Ulderup, bei Düppel, bei Kolding und bei Gudsö gesiegt, aber im Juli wurden sie bei Fridericia geschlagen. Der Waffenstillstand, der bald darauf abgeschlossen wurde, nöthigte die schleswig-holsteinische Armee, sich nach Holstein zurückzuziehen.

Preußen hatte dies alles geschehen lassen. Das mußte sein Ansehen in Deutschland erschüttern. Doch gab es noch weite Kreise, die nicht verzweifelten. Gerade damals fing Preußen an, in Süddeutschland Fuß zu fassen. Die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen traten ihre Länder an Preußen ab. Anfang 1850 kam in Preußen die neue Verfassung zu Stande, die der König am 8. Februar beschwor. Am 20. März aber trat zu Erfurt das Unionsparlament zusammen, das im Einverständniß mit den Regierungen für die Einigung Deutschlands sorgen sollte. Allein die Berathungen, die bis Ende April dauerten, klärten die Lage nur wenig.

Da lud Oesterreich ein, Berathungen über die Wiederherstellung des Bundestages zu beginnen. Deutschland war jetzt ganz ohne Centralgewalt, denn der Reichsverweser Erzherzog Johann

hatte bereits Ende 1849 abgedankt. Die Nachricht aber, daß der vielgehaßte deutsche Bundestag wieder hergestellt werden sollte, erregte doch Erschrecken. Monate lang wurde hin und her verhandelt, ohne daß Jemand einen Weg gewußt hätte, aus den Verlegenheiten herauszukommen. Preußen hatte den günstigen Zeitpunkt, wo Oesterreich schwach war, versäumt. Jetzt, wo der Kaiserstaat mit russischer Hülfe die ungarische Revolution niedergeschlagen, hatte er wieder die Macht, seinen Einfluß in Deutschland zu zeigen. Oesterreich war auch bereit, die Schleswig-Holsteiner, die im Juli 1850 bei Idstedt geschlagen worden waren, preiszugeben. Der Kaiser Franz Josef kam in Bregenz mit den Königen von Bayern und Württemberg zusammen und Niemand konnte im Zweifel sein, daß diese beiden Könige mit ihm gemeinsame Sache machen würden.

Schon war wieder eine neue Frage entstanden, die kurhessische. Das unglückliche kurhessische Volk hatte unter dem Kurfürsten Wilhelm I. und Wilhelm II. schwer gelitten, unter Friedrich Wilhelm wurde es nicht besser. Der Kurfürst hatte wieder Hassenpflug zum Minister gemacht, mit ihm zusammen brach er die Verfassung. Etwa 95 Prozent sämmtlicher kurhessischer Offiziere forderten den Abschied. Einflußreiche Kreise in Preußen verlangten, daß Preußen das kurhessische Volk gegen Willkürherrschaft schütze. Die Stimmung wurde immer aufgeregter, als man erfuhr, daß bayrische Truppen den Kurfürsten helfen sollten.

König Friedrich Wilhelm IV. entschloß sich nun, den Grafen Brandenburg nach Warschau zu senden, wo gerade damals die Kaiser von Rußland und Oesterreich zusammenkamen. Graf Brandenburg gelangte dort zur Ueberzeugung, daß Preußen nicht nur mit Oesterreich, sondern auch mit Rußland in einen Konflikt kommen würde, wenn es bei seiner deutschen Politik beharre. Er rieth deshalb nach seiner Rückkehr zur Nachgiebigkeit. Unmittelbar darauf erkrankte er und starb. Bald entstand die Sage, er sei vom Zaren Nikolaus mit Härte behandelt worden und das habe ihm das Herz gebrochen. Die neuere Forschung weist diese Anschuldigung zurück.

Wenige Tage darauf, am 8. November, stießen bei Bronnzell in Hessen die Preußen und Oesterreicher auf einander. Einige Schüsse wurden gewechselt und fünf österreichische Soldaten, sowie ein preußisches Trompeterpferd getroffen. Der „Schimmel von Bronnzell" erlangte für die nächsten 16 Jahre eine traurige Berühmtheit, unwillkürlich ist an den Namen dieses einzigen preußischen Opfers die Erinnerung an die Demüthigung verknüpft, die Preußen nun erleiden mußte. Ende November traf der preußische Minister von Manteuffel in Olmütz ein. Bis auf den heutigen Tag hat der Name

Manteuffel, Otto Theodor Freiherr von, geb. 3. 2. 1805 zu Lübben in der Niederlausitz. 1833 wurde er Landrath in Luckau. Später Ober-Regierungsrath in Königsberg, dann Vice-Präsident in Stettin. Seit 1845 Ministerialdirektor in Berlin. Im November 1848 wurde er Minister des Innern, Ende 1850 Minister-

Olmütz seinen schlechten Klang für das preußische Ohr nicht verloren. Die große Menge urtheilt nach dem Erfolge. Der unparteiische Historiker aber muß erkennen, daß Manteuffel zu Olmütz die Früchte der Fehler ernten mußte, die in den letzten drei Jahren begangen waren. Sich gegen Rußland, Oesterreich, Süddeutschland und Dänemark in einen Krieg stürzen, das hätte vielleicht Friedrich der Große gekonnt, nun und nimmer mehr aber Friedrich Wilhelm IV. So blieb nichts anderes übrig, als Nachgiebigkeit in allen Stücken, Preisgeben der Schleswig-Holsteiner, die wieder unter das dänische Joch kamen, Preisgeben der Kurhessen, Rückkehr zum alten deutschen Bundestag. Zu Dresden fanden noch Konferenzen statt, bei denen doch wenigstens endgiltig erreicht wurde, daß Oesterreich nur mit den Provinzen dem deutschen Bunde beitrat, die auch schon vor 1848 dazu gehört hatten. Eine Zeit lang hatte die Gefahr bestanden, daß der gesammte österreichische Kaiserstaat eintrat. Aber auch in der gemilderten Form war das Uebergewicht Oesterreichs am Bundestag unleugbar. Da aber that König Friedrich Wilhelm IV. einen guten Griff. Er beauftragte mit der Vertretung Preußens einen Mann, der damals wohl noch als Neuling in der Staatskunst gelten konnte, der aber bald ein Meister aller Diplomaten wurde. Wie staunte die Welt, als sie erfuhr, daß der Abgeordnete Otto von Bismarck zum Gesandten beim deutschen Bundestag ernannt worden sei. Gar mancher Mißgriff Friedrich Wilhelms aber erscheint uns heute leicht verschmerzbar, wenn wir überlegen, daß derselbe König einem Bismarck den Weg gebahnt hat.

So tagte denn der Bundestag wieder, und alles kam bald in die alten Geleise. Der Sturm von 1848 war vorübergebraust, seine Spuren verschwanden immer mehr. Selbst die unter so großer Begeisterung begründete deutsche Flotte verfiel dem Hammer des Auktionators. Glücklicher Weise lebte in Preußen ein Prinz, der das Interesse für Seemacht wach erhielt. Prinz Adalbert war eifrig bemüht, für eine preußische Marine zu sorgen, blieb sie auch zunächst

Präsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Im November 1858 nahm er seinen Abschied. Er starb 26. 11. 1882. — Literatur: Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkw. d. Ministers O. v. M. hrsg. v. H. v. Poschinger 3 Bde. 1900—1901.

Adalbert, Prinz von Preußen, geb. 29. 10. 1811. Sein Vater war Prinz Wilhelm, ein jüngerer Bruder König Friedrich Wilhelms III. Frühzeitig erwachte in ihm die Lust zu großen Reisen, so unternahm er Reisen nach Rußland, der Türkei, Griechenland, später (1842) nach Brasilien. Mit Eifer trat er für die Gründung der preußischen Flotte ein. 1854 wurde er preußischer Admiral. 1856 wurde er im Kampf gegen die Riffpiraten verwundet. 1864 nahm er als Admiral am Kampfe gegen Dänemark theil, während er 1866 und 1870 das Landheer begleitete. Er starb 6. 6. 1873. — Werke: „Aus meinem Reisetagebuch 1842—43" (1847); Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte (1848). — Literatur: Batsch: Admiral Prinz Adalbert von Preußen 1890.

noch klein, so ist doch aus ihr die norddeutsche, dann die kaiserlich deutsche hervorgegangen.

Um jene Zeit drang der von Preußen begründete Zollverein auch bis zur Nordsee vor, denn der hannoversche Steuer-Verein schloß sich jetzt an.

Still und friedlich verflossen für Deutschland die nächsten Jahre. In Frankreich herrschte wieder ein Napoleon. Der Präsident der französischen Republik, Prinz Bonaparte, hatte sich zum Kaiser gemacht. Die Söhne der Kämpfer von 1813, 14 und 15 ließen es sich gefallen. Der neue Kaiser überzog Rußland mit Krieg. Oesterreich nahm die Gelegenheit wahr, um sich dem Zaren undankbar zu erweisen. Preußen blieb zurückhaltend neutral.

Noch einen bitteren Schmerz mußte Friedrich Wilhelm IV. erleben. Das Neuenburger Ländchen hatte sich thatsächlich bereits 1848 losgerissen, der Zustand war aber noch nicht von Preußen anerkannt. Im September 1856 versuchten einige royalistische Führer, die republikanische Regierung zu stürzen. Der Versuch mißlang jedoch und die Häupter der Royalisten wurden gefangen genommen. Der König von Preußen wäre ihnen gern zur Hülfe gekommen, aber nirgends fand er Unterstützung. Einen Krieg gegen die Schweiz zu beginnen, konnte er nicht wagen, denn die Schweiz würde wahrscheinlich Unterstützung gefunden haben. So mußte der König schließlich auf Neuenburg verzichten, was ihm tief schmerzte.

Immer mehr verdüsterte sich sein Gemüth. Es konnte der Umgebung nicht verborgen bleiben, daß der König krank war. Im Oktober 1857 übertrug er dem Prinzen von Preußen die Stellvertretung auf drei Monate. Dieselbe wurde wiederholt erneuert, bis sich der schwer kranke König am 7. Oktober 1858 entschloß, dem Prinzen förmlich die Regentschaft zu übertragen. Bald darauf berief der Prinzregent ein neues Ministerium, an dessen Spitze der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen trat. Man nannte es das Ministerium der neuen Aera. Die Neuwahlen sicherten dem Ministerium die Unterstützung des Abgeordnetenhauses.

Es dauerte aber nicht lange, so fing die Opposition an, sich

Hohenzollern-Sigmaringen, Karl Anton Fürst von, geb. 7. 9. 1811, wurde im Sommer 1848 regierender Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, trat das Land im December 1849 an Preußen ab. 1858—1862 war er preußischer Minister-Präsident. 1863 wurde er Militair-Gouverneur im Bezirke des 7. u. 8. Armeekorps (Westphalen und Rheinprovinz). Seit dem Aussterben der Hechinger Linie (1869) läßt die Sigmaringer Linie den Beinamen Sigmaringen fort. Fürst Karl Anton war der Vater 1. des jetzigen Fürsten Leopold, der 1870 als Erbprinz spanischer Thronkandidat war, 2. des Königs Karl von Rumänien, 3. des Prinzen Anton v. Hohenzollern, der 1866 in der Schlacht bei Königgrätz fiel, 4. des Prinzen Friedrich, welcher eine Zeit lang Kommandeur des 3. preußischen Armeekorps war.

Dem Fürsten Karl Anton zu Ehren ist das Hohenzollernsche Füsilier-Regiment Nr. 40 benannt.

auch gegen dieses Ministerium zu wenden. 1859 war Oesterreich in einen Krieg mit Frankreich und Sardinien gerathen. Die Stimmung in Preußen war getheilt, die einen sahen in den Oesterreichern den deutschen Bruderstamm, dem man helfen müsse, während andere meinten, Oesterreich vertheidige die Sache des Papstes und der Reaktion, die Franzosen und Sardinier aber kämpften für die italienische Einheit, und wer die Einheit Deutschlands wolle, dürfe sie den Italienern auch nicht verwehren. Die Haltung der preußischen Regierung war vielen zu matt und abwartend. Da entschloß sich der Prinz von Preußen, eine bewaffnete Vermittlung zu übernehmen, er wollte eintreten für die Erhaltung des bisherigen Territorialbestandes, gleichzeitig aber auch für Reformen in Italien. Gleichzeitig befahl der Prinz die Mobilmachung der Armee. Da aber schloß Oesterreich unerwartet mit Frankreich Waffenstillstand, dem später der Friede folgte. Oesterreich trat die Lombardei ab, die es im Bunde mit Preußen recht gut hätte retten können. Napoleon dagegen ließ den Oesterreichern Venetien und gab dadurch den Italienern Anlaß zur Unzufriedenheit.

Die preußische Mobilisirung war also scheinbar umsonst gewesen. Sie hatte aber doch einen guten Erfolg: die Gelegenheit wurde benutzt, um das preußische Heer ganz ansehnlich zu vermehren. Diese Reorganisation des preußischen Heeres war recht eigentlich das Werk des Prinzen von Preußen. Er hatte erkannt, daß Preußen nur dann seine große Aufgabe vollbringen könnte, wenn es über große Machtmittel verfügte. Der treue Helfer des Prinz-Regenten bei dieser Arbeit wurde der General von Roon, welcher im Dezember 1859 zum Kriegsminister ernannt wurde. Der Landtag bewilligte jedoch die Kosten der Heeresvermehrung nur für die einstweilige Kriegs-

Roon, Albrecht von, geb. 30. 4. 1803. Er wurde 1821 Offizier. Unter dem Einfluß von Karl Ritter stehend beschäftigte er sich eifrig mit geographischen Studien, auch nahm er an topographischen Vermessungen des Großen Generalstabes theil. 1843 wurde ihm der militairische Unterricht des Prinzen Friedrich Karl übertragen. 1859 wurde er Kriegsminister, 1861 zu gleicher Zeit auch Marine-Minister. Seine Thätigkeit als Reorganisator des preußischen Heeres reiht ihn unter die Männer, denen der glückliche Verlauf der Kriege von 1866 und 1870 in erster Linie zu danken ist. 1871 wurde er in den Grafenstand erhoben. Das Marine-Ministerium gab er bei der Neuregelung am 31. 12. 1871 ab. 1873 wurde er General-Feldmarschall und Minister-Präsident. 1873 nahm er seinen Abschied. Er starb 23. 2. 1879. Roon's Namen hat das ostpreußische Füsilier-Regiment Nr. 33. — Werke: Anfangsgründe der Erdkunde (1834—1868); Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde (1837—1855); Militairische Länderbeschreibung von Europa (1837); die Iberische Halbinsel (1839). — Briefwechsel: Briefwechsel zwischen dem Kriegsminister Grafen von Roon und Clemens Theodor Perthes (1895). — Literatur: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon, herausgegeben vom Grafen Waldemar von Roon 1892. Derselbe: Kriegsminister von Roon als Redner, 1895—96.

bereitschaft. Damit war natürlich nur wenig geholfen, denn wenn Preußen seine große deutsche Politik durchführen wollte, so mußte es noch recht lange in dieser Kriegsbereitschaft bleiben. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus verschärfte sich aber in den nächsten Jahren immer mehr, so daß das Ministerium Hohenzollern zurücktrat. Prinz Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen trat im März 1862 an die Spitze des neuen Ministeriums, dem Roon auch wieder angehörte. Aber auch Hohenlohe war außer Stande, zu einer Verständigung mit dem Landtage zu kommen. Wiederholt wurden die verschiedensten Versuche gemacht, der Konflikt wurde nur noch schärfer.

Dem König Wilhelm war dieser Zwist ein großer Schmerz. Er hatte als Prinz-Regent das Werk begonnen, als König wollte er es fortsetzen.

VII.

Das Zeitalter der deutschen Kriege.

Am 2. Januar 1861 war König Friedrich Wilhelm IV. gestorben und Wilhelm I. König geworden. Er stand im 64. Lebensjahre und mancher hätte es wohl entschuldbar gefunden, wenn der neue Herrscher den Rest seiner Lebensjahre sich durch Nachgiebigkeit verschönt hätte. Aber König Wilhelm besaß ein sehr strenges Pflichtgefühl. Er war mit Recht fest davon überzeugt, daß für Preußen jetzt ein großes starkes Heer eine Lebensfrage sei. Darum harrte er aus und nahm den Kampf mit der Volksvertretung auf. Er nahm es auf sich, verkannt und verschmäht zu werden und ließ sich durch nichts von seinem Weg abbringen. Eine kurze Zeit dachte er daran, zu Gunsten des Kronprinzen abzudanken, aber er gab diesen Plan auf, als er einen Mann fand, der in unwandelbarer Treue ein Vierteljahrhundert hindurch sein erster Rathgeber geblieben ist. Als im Herbst 1862 der Prinz Hohenlohe zurücktrat, berief der König

Allgemeine Literatur für das Zeitalter der deutschen Kriege:

von Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., 1889—95.

Maurenbrecher: Gründung des Deutschen Reiches 1859—1871, 1892.

Friedjung: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866, 1897 und 1898.

von Kugler: Kaiser Wilhelm und seine Zeit, 1888.

Oncken: Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm, 1890 und 91.

Oncken: Unser Heldenkaiser, 1897.

Marcks: Kaiser Wilhelm I., 3. Auflage 1899.

den Gesandten in Paris, Otto von Bismarck-Schönhausen an die Spitze des Ministeriums.

Wohl selten hat ein preußischer Minister derartige Anfeindungen zu erdulden gehabt, wie Otto von Bismarck. Nicht nur in Preußen wandte sich der Sturm der entrüsteten Menge gegen den als brutalen Junker und Reaktionär verschrieenen Mann, nein, weit und breit in Deutschland theilte man diesen Haß. Gar viele deutsche Patrioten, die immer noch die Hoffnung hegten, Deutschland würde unter Preußens Führung geeint werden, verzweifelten jetzt, die österreichisch Gesinnten aber, die sogenannten Großdeutschen, triumphirten. Auch der 1859 gegründete deutsche Nationalverein, der unter der

Bismarck, Otto Fürst von, geb. 1. 4. 1815 zu Schönhausen in der Altmark. Sein Vater war der Rittmeister a. D., und Rittergutsbesitzer Ferdinand von Bismarck-Schönhausen, die Mutter, eine Tochter des verdienten Kabinettsrathes Mencken. Otto von Bismarck studirte in Göttingen Rechtswissenschaft. 1835 bis 1838 stand er als Auskultator, später als Referendar, im Staatsdienste. Hierauf genügte er in Potsdam beim Garde-Jäger-Bataillon, dann in Greifswald beim 2. Jäger-Bataillon seiner Militairpflicht. Als Landwirth war er in Pommern und in der altmärkischen Heimath thätig, auch wurde er zum Deichhauptmann ernannt. 1847 war er Abgeordneter auf dem Vereinigten Landtage, ebenso im April 1848. Er half die konservative Partei sammeln und war Mitarbeiter der Kreuzzeitung. Er wurde 1849 Mitglied der zweiten Kammer des preußischen Landtages. 1851—59 vertrat er Preußen beim Deutschen Bundestag. 1859—62 war er Gesandter in Petersburg, vom Frühjahr bis Herbst 1862 in Paris. 1862 wurde er an die Spitze des preußischen Staatsministeriums gestellt und übernahm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. 1865 wurde er in den Grafenstand erhoben. Er wurde Bundeskanzler des 1866 gegründeten Norddeutschen Bundes, Reichskanzler des 1871 neu errichteten Deutschen Reiches. 1871 wurde er in den Fürstenstand erhoben. Die Dotation, welche ihm für seine Verdienste im Jahre 1866 verliehen wurde, verwandte er zum Ankaufe der Herrschaft Varzin in Pommern. 1871 erhielt er die Herrschaft Friedrichsruh und den Sachsenwald in Lauenburg. 1866 und 1874 wurde er durch Attentate bedroht. Kränklichkeit veranlaßte ihn wiederholt um seinen Abschied zu bitten, den aber Kaiser Wilhelm I. nie bewilligte. Erst Kaiser Wilhelm II. verzichtete auf seine Dienste. So schied Bismarck am 20. März 1890 aus dem Staatsdienste; er erhielt die Würde eines Herzogs von Lauenburg und den Rang eines Generalobersten der Kavallerie.

Während der acht Jahre, die Bismarck im Ruhestande verbrachte, büßte er an Volksthümlichkeit nichts ein, im Gegentheil, aus allen Gauen Deutschlands pilgerten Tausende von Patrioten nach Friedrichsruh oder nach Varzin, um dem Altreichskanzler zu huldigen. Unter großem Jubel wurde am 1. April 1895 sein achtzigjähriger Geburtstag gefeiert. Unerwartet rasch nahm im Sommer 1898 eine Krankheit eine ernstere Wendung. Am 30. 7. 1898 starb Fürst Bismarck. — Werke: Gedanken und Erinnerungen (1898). — Briefwechsel: Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach (1896), herausgegeben von Horst Kohl. Fürst Bismarck's Briefe an seine Braut und Gattin, herausgegeben von Fürst Herbert von Bismarck (1900). — Literatur: Bismarck-Jahrbuch, herausgegeben von Horst Kohl. —

Führung des Hannoveraners von Bennigsen stand, erklärte sich schroff gegen die preußische Politik.

Desto mehr stiegen jetzt die Aussichten Oesterreichs. Kaiser Franz Josef lud die deutschen Fürsten zu einer Zusammenkunft ein, sie fand auch wirklich im Sommer 1863 in Frankfurt am Main statt, aber der König von Preußen blieb fern. Auch als König Johann von Sachsen zu ihm reiste, um ihn dringend einzuladen, ließ sich König Wilhelm nicht bewegen zu kommen. Er war überzeugt, daß auch der Frankfurter Fürstentag die deutsche Frage nicht lösen würde, und die Ereignisse gaben ihm Recht.

Im selben Jahre 1863 brach in Polen ein Aufstand aus, der auch Preußen in Mitleidenschaft zog. Doch gelang es, die Bewegung zu unterdrücken, ehe sie größere Erfolge davongetragen.

Aber noch ehe das Jahr verging, war eine neue Kriegsgefahr aufgetreten. König Friedrich VII. von Dänemark war im November 1863 gestorben und kraft des Londoner Protokolls von 1852 wurde Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg sein Nachfolger. Gedrängt von dem Kopenhagener Pöbel entschloß

Horst Kohl: Die politischen Reden des Fürsten Bismarck (1892—94). von Poschinger: Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894 (1895). Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews, herausgegeben von v. Poschinger. — v. Poschinger: Preußen im Bundestag (1882—84). Derselbe: Dokumente zur Geschichte der Wirthschaftspolitik in Preußen, herausgegeben von R. Schulze und O. Koller (1895). Hans Blum: Fürst Bismarck und seine Zeit (1894 und 95). Horst Kohl: Fürst Bismarck, Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers (1891 und 1892). — Ludwig Hahn, fortgesetzt von Wippermann: Fürst Bismarck. — von Poschinger: Fürst Bismarck und der Bundesrath (1897 und 98). Derselbe: Fürst Bismarck und die Parlamentarier (1894 und 95). Wilhelm Busch: Bismarck und die politischen Anschauungen in Deutschland von 1847—1862 (1896). von Tiedemann: Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck (1897). — M. Busch: Graf Bismarck und seine Leute. Derselbe: Unser Reichskanzler (1884). Derselbe: Bismarck. Some secret pages of his history (1898). — Moritz Busch: Tagebuchblätter (1899). von Poschinger: Bismarck-Portefeuille (1898). Schweninger: Dem Andenken Bismarcks (1899). Horst Kohl: Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.

Bennigsen, Rudolf von, geb. 10. 7. 1824 in Lüneburg, studirte Rechtswissenschaft, stand 1846—1856 im hannoverschen Staatsdienst, 1856 wurde er in die zweite Kammer gewählt, wo er der liberalen Opposition angehörte. 1859 war er einer der Gründer des deutschen Nationalvereins. Nach der Einverleibung Hannovers trat er in das preußische Abgeordnetenhaus und in den Reichstag ein. Er war mit seinem Landsmann Miquel zusammen einer der Führer der nationalliberalen Partei. 1873—1879 war er Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, 1888 bis 30. 12. 1897 Oberpräsident der Provinz Hannover.

Literatur zum Krieg von 1864:

Der deutsch-dänische Krieg 1864, herausgegeben vom preußischen Generalstab 1887. — Blasendorff: Der deutsch-dänische Krieg von 1864 (1889).

er sich, eine neue Verfassung zu unterzeichnen, die noch bei Lebzeiten Friedrichs VII. vom dänischen Parlament angenommen, vom sterbenden König aber nicht mehr unterzeichnet worden war. Dieselbe verletzte die Rechte der Schleswig-Holsteiner aufs schwerste, und widersprach den Abmachungen, die früher getroffen waren. Deshalb erkannten viele Schleswig-Holsteiner den neuen König nicht an, sondern wandten sich dem Erbprinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zu. Aber daß die Schleswig-Holsteiner allein zu schwach waren, um sich gegen die Dänen zu wehren, das hatte der Krieg von 1848--1850 gezeigt.

Doch jetzt fand das unglückliche Volk starke Hülfe, Preußen und Oesterreich einten sich und forderten im Januar 1864 Dänemark auf, die Verfassung zurückzunehmen. Die Dänen thaten es nicht. Hierauf eröffneten Oesterreich und Preußen den Krieg. An die Spitze der gemeinsamen Armee trat der Generalfeldmarschall von Wrangel, der sich 1848 so trefflich bewährt hatte, jetzt aber war er zu alt geworden. Die Preußen befehligte unter ihm Prinz Friedrich Karl, die Oesterreicher Feldmarschall-Leutnant von Gablenz. Die Dänen wichen nach der Gegend von Düppel zurück, wo sie hinter einer stark verschanzten Stellung Deckung fanden. Aber am 18. April wurden die Düppeler Schanzen von den Preußen gestürmt. Gleich darauf besetzten die Preußen und Oesterreicher Jütland. Im Mai unterbrach ein Waffenstillstand die Feindseligkeiten. In London aber traten die Diplomaten zu einer Konferenz zusammen, welche jedoch resultatlos verlief. So begann Ende Juni der Kampf wieder.

An die Stelle des alten Wrangel war jetzt Prinz Friedrich Karl getreten. Unter seiner Führung gingen am 29. Juni die Preußen

Friedrich Karl, Prinz von Preußen, geb. 20. 3. 1828. Er war ein Sohn des Prinzen Karl, also ein Enkel König Friedrich Wilhelms III. 1848 nahm er an dem 1. schleswig-holsteinischen Kriege, 1849 am Kampfe gegen die badischen Revolutionäre theil. 1864 zeichnete er sich als Oberbefehlshaber der verbündeten Preußen und Oesterreicher in Schleswig-Holstein aus. 1866 war er Oberbefehlshaber der I. preußischen Armee, 1870/71 der II. deutschen Armee. Er starb 15. 6. 1885. Nach ihm ist das 8. brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 64 benannt. — Werk: Eine militärische Denkschrift. Von P. F. K. 1860 (der Inhalt betrifft die Kampfweise der Franzosen). — Literatur: Delbrück: Prinz Friedrich Karl (Preußische Jahrbücher, 56. Band). — Hoenig: Prinz Friedrich Karl von Preußen, 1885. — Heros von Borcke: Mit Prinz Friedrich Karl. 1893.

Gablenz, Ludwig Freiherr von, geb. 19. 7. 1814 in Jena, diente zuerst in der sächsischen, dann in der österreichischen Armee. 1848 zeichnete er sich im Kampf gegen die Ungarn, 1859 in Italien aus. 1864 kommandirte er die österreichischen Truppen in Schleswig-Holstein. 1866 war er Kommandant des 10. österreichischen Korps, siegte am 27. Juni bei Trautenau, wurde aber, als ihm am folgenden Tage die preußische Garde in den Rücken kam, geschlagen. Er starb 28. 1. 1874. — Literatur: Junck: Aus dem Leben des K. K. Generals der Kavallerie Ludwig Freiherrn von Gablenz. 1874.

über den Alsensund nach der Insel Alsen hinüber und schlugen die Dänen, die sich nach der Insel Fünen flüchteten. Bald darauf wurde wieder ein Waffenstillstand abgeschlossen, dem später der Friede folgte. König Christian von Dänemark trat alle seine Ansprüche auf Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Oesterreich ab.

Somit war diese Frage gelöst, aber gleich tauchte eine neue auf: was soll nun aus diesen Ländern werden? Preußen und Oesterreich hatten sie gemeinsam erobert, vorläufig verwalteten sie auch gemeinsam die Herzogthümer. Aber auf die Dauer konnte dieser Zustand doch nicht bestehen. Die einen meinten nun, es ließe sich doch leicht ein Ausweg finden, dergestalt, daß Preußen ein Stück von Schlesien an Oesterreich abtrete und dafür ganz Schleswig-Holstein annektire. Andere dagegen wollten die Einsetzung des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg als Herzog Friedrich VIII. Das Schlimme war, daß die preußische Regierung auch in diesen Fragen kein Verständniß bei ihrer Volksvertretung fand, es war Bismarck immer noch nicht gelungen, das „innere Düppel“ zu überwinden.

Unter diesen Umständen suchte er den Bruch mit Oesterreich, der auf die Dauer unvermeidlich erschien, noch länger hinauszuschieben. Auch war die auswärtige Lage für einen Krieg nicht günstig. Italiens Bundesgenossenschaft war 1865 noch nicht zu gewinnen, die listig lauernde Haltung Frankreichs aber mußte Besorgniß einflößen. Darum schloß Preußen im August 1865 mit Oesterreich zu Gastein eine Konvention. Preußen sollte künftig in Schleswig, Oesterreich aber in Holstein die Verwaltung ausüben, das Besitzrecht sollte jedoch ein gemeinschaftliches bleiben. Gegen Zahlung von 2½ Millionen dänischer Thaler verzichtete Kaiser Franz Josef auf den Mitbesitz von Lauenburg, das kleine Ländchen ging nun in den alleinigen Besitz des Königs von Preußen über, jedoch so, daß das Land nicht preußisch wurde, sondern König Wilhelm wurde Herzog von Lauenburg, Bismarck aber wurde zum Minister von Lauenburg ernannt. Erst 1876 wurde das Land in Preußen einverleibt und das bisherige Herzogthum in einen preußischen Kreis verwandelt.

Die Gasteiner Konvention gewährte Preußen noch ein Jahr der Ruhe, und das war wichtig. Jedes Jahr, das der Krieg aufgeschoben wurde, war darum ein Gewinn, weil die seit 1860 unternommene Verstärkung des Heeres sich fühlbarer machte. Auch blieb der Diplomatie Zeit, Italien als Bundesgenossen zu gewinnen und eine Verständigung mit Frankreich zu suchen. Das letzte war freilich eine schwere Aufgabe. Von allen diplomatischen Meisterstücken, die Bismarck vollbracht, ist es vielleicht das größte, daß es ihm gelungen, den Frieden mit Frankreich so lange zu erhalten, bis Preußen so weit war, um auch mit diesem Gegner den Kampf aufnehmen zu können.

Gerade jetzt war Napoleon sehr erzürnt auf Preußen. Er hatte so sicher darauf gehofft, daß die beiden deutschen Gegner sich zerfleischen würden und er dann seinen Vortheil daraus ziehen könnte.

Nun kam die Gasteiner Konvention und verdarb ihm die Freude. Die französischen Gesandten im Auslande bekamen die Weisung, bei Gesprächen über diese Fragen offen ihre Mißbilligung der Gasteiner Konvention auszusprechen. Als Vorwand zum Tadel nahm man die Behauptung, das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner sei dadurch verletzt worden. Bismarck erwirkte sich vom König Wilhelm die Erlaubniß, zu Napoleon zu reisen. Er traf den Kaiser im Bade Biarritz. Hier suchte er ihm vorzustellen, daß Frankreich alle Gründe habe, Preußens Pläne zu begünstigen, denn ein aufstrebendes Preußen brauche Frankreichs Wohlwollen, werde sich also auch entgegenkommend zeigen, ein entmuthigtes Preußen dagegen werde Schutz in Bündnissen suchen, die vielleicht auch gegen Frankreich gerichtet sein könnten. Wohl war Bismarck von Napoleon freundlich aufgenommen worden, aber es blieb doch ein Gegenstand schwerer Sorge, zu wissen, welche Politik Frankreich einschlagen würde. Als daher Anfang 1866 die Kriegsgefahr wieder überwog, entschloß sich König Wilhelm an Napoleon zu schreiben, um zu fragen, ob Preußen der Neutralität Frankreichs sicher sei. Es war ein schwerer Schritt, denn wenn Napoleon die Abtretung von Saarlouis und Saarbrücken verlangte, so konnte man es ihm kaum verweigern, denn gegen Frankreich, Oesterreich und Süddeutschland zusammen konnte Preußen doch nicht Krieg führen. Trat man aber jene Gebiete an Frankreich ab, so erregte man die ganze öffentliche Meinung in Deutschland. Zum Glück für Preußen beging hier Napoleon aus allzu großer Schlauheit einen Fehler. Er dachte wahrscheinlich, verlange er zu viel, so werde sich Preußen wieder mit Oesterreich vertragen, wie 1865, verlange er aber zu wenig, so habe er sich für später die Hände gebunden. Er meinte daher, er könnte unmöglich schon jetzt ein Kompensationsobjekt bezeichnen. Er hoffte offenbar, wenn Preußen im blutigen Kampfe mit Oesterreich sich erst müde und matt gerungen, dann werde es ihm gewiß viel mehr bewilligen, als er jetzt auch nur fordern könne.

Die Stimmung in Preußen blieb durchaus schlecht. Der Landtag, welcher bei seiner ablehnenden Haltung verblieb, wurde aufgelöst. Hatte man aber gelegentlich gemeint, es würden sich revolutionäre Bewegungen zeigen, so war diese Befürchtung glücklicher Weise unbegründet. Die Reservisten und Landwehrleute, die zur Fahne einberufen wurden, thaten sämmtlich ihre Pflicht.

Am 14. Juni nahm die Mehrheit des Bundestages den Antrag an, alle deutschen Bundeskorps mit Ausnahme der preußischen, zu mobilisiren. Die früheren Anträge Preußens auf Bundesreform waren noch unerledigt. Sofort nach der entscheidenden Abstimmung erklärte der preußische Vertreter im Bundestage Herr v. Savigny

Savigny, Karl Friedrich von, geb. 19. 9. 1814 in Berlin als Sohn des berühmten Professors der Rechtswissenschaft. Er widmete sich dem diplomatischen Dienst und war 1866 Gesandter Preußens beim Bundestage. 1868 nahm er seinen

den Bundesvertrag für erloschen. Der Krieg war nun unvermeidlich. Noch in der Nacht vom 15. zum 16. erklärte ihn Preußen an Sachsen, Hannover und Kurhessen. An Oesterreich wurde nicht eigentlich der Krieg erklärt, doch wurde am 23. Juni durch Parlamentäre den österreichischen Vorposten mitgetheilt, „daß durch das Verfahren Oesterreichs zu Frankfurt am Main der Kriegszustand faktisch ausgebrochen sei, die preußischen Truppen daher die Weisung erhalten hätten, demgemäß zu handeln."

Die Oesterreicher sandten den Erzherzog Albrecht mit dem 5., 7. und 9. Korps gegen Italien, das als Bundesgenosse Preußens den Kampf eröffnete und Venetien zu erobern hoffte. Allein

Abschied. Im Reichstag und im Abgeordnetenhause gehörte er der Centrumsfraktion an. Er starb 11. 2. 1875.

Literatur zum Krieg von 1866.

Der Feldzug von 1866 in Deutschland, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. (1867.) — Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866, bearbeitet durch das K. K. Generalsstabsbureau. (1867—69). — Der Antheil des Königlich Sächsischen Armeekorps am Feldzuge 1866 in Oesterreich, bearbeitet nach den Feldakten des Generalstabes. (1869). Blankenburg: Der deutsche Krieg von 1866 (1868). Fontane: Der Feldzug in Böhmen und Mähren (1870). Kühne: Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armeen in Böhmen 1866. (1870—1891.) — von Lettow-Vorbeck: Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. (1896 und 99.) Dragomirow: Abriß des österreichisch-preußischen Krieges im Jahre 1866 (deutsche Uebersetzung 1868). — May (anonym erschienen): Taktische Rückblicke auf 1866 (1869). — Bronsart von Schellendorff: Ein Rückblick auf die taktischen Rückblicke (1870). — von Besser: Die preußische Kavallerie in der Campagne 1866 (1868). — Richard Schmitt: Die Gefechte bei Trautenau am 27. und 28. Juni 1866. Nebst einem Anhang über moderne Sagenbildung (1892). — Jähns: Die Schlacht von Königgrätz (1876). — von Quistorp: Der große Kavalleriekampf bei Stresetic. (1870 und 1897.) — Knorr: Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland (1867—1870). Kunz: Der Feldzug der Mainarmee im Jahre 1866 (1890). — von der Wengen: Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866 (1886). — Derselbe: General Vogel von Falckenstein in dem hannoverschen Feldzuge 1866 (1887). — Erinnerungen und Erlebnisse des königl. hannoverschen Generalmajors Dammers (1890). — von Diebitsch: Die königl. hannoversche Armee auf ihrem letzten Waffengange im Juni 1866 (1897). — Antheil der königlich bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866 (1868). — von Zimmermann: Der Antheil der großherzogl. hessischen Armeedivision am Kriege 1866 (1897, Heft 22 und 23 der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften). — von Scherff: Die Division von Beyer im Main-Feldzuge 1866 (1899). — Hoenig: Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der Fränkischen Saale (zweite, veränderte Auflage 1898).

Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, geb. 3. 8. 1817, war ein Sohn des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern. Er befehligte 1866 die Oesterreicher in Italien und siegte bei Custozza. Er starb 18. 2. 1895. — Werke: Wie soll Oesterreichs Heer beschaffen sein, 1868, und: Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege, 1869.

bei Custozza wurden am 24. Juni die Italiener geschlagen. Venetien konnte jetzt nur noch als Frucht preußischer Siege erworben werden.

Während Oesterreich eine kleine Armee gegen Italien gesandt, verwandten sie gegen Preußen das 1., 2., 3., 4., 6., 8. und 10. Korps, denen sich das sächsische anschloß. Die Hoffnung, daß auch die Bayern nach Böhmen marschiren würden, scheiterte. Jene acht Korps wurden von dem Feldzeugmeister Benedek befehligt. Ihm sandten die Preußen etwa neun Korps entgegen, von denen aber Truppentheile theils nach Westdeutschland, theils zum Schutz von Oberschlesien abkommandirt waren, so daß die Stärke-Verhältnisse auf beiden Seiten ziemlich gleich waren. Die I. preußische Armee wurde von dem Prinzen Friedrich Karl befehligt, zu ihr gehörte das 2., 3. und 4. Armeekorps. Sie rückte von der Lausitz aus gegen Böhmen vor. Die II. Armee bestand aus dem Gardekorps, dem 1., 5. und 6. Armeekorps. An ihrer Spitze stand der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Von Schlesien aus sollte sie vorgehen. Eine kleinere, die sogenannte Elbarmee rückte, geführt von dem General Herwarth von Bittenfeld, durch Sachsen gegen Böhmen. Sie

Benedek, Ludwig von, geb. 1804 zu Oedenburg in Ungarn, trat 1822 in die österreichische Armee. 1846 zeichnete er sich als Oberst bei der Unterdrückung des galizischen Aufstandes aus. Mit Auszeichnung kämpfte er 1848 in Italien, 1849 in Ungarn. Sein Ruhm stieg, als er 1859 an der Spitze eines Armeekorps ehrenvoll in Italien kämpfte. Obgleich er Protestant und von jüdischer Abkunft war, genoß er doch so hohes Vertrauen, daß ihn Kaiser Franz Joseph 1866 an die Spitze der Nordarmee stellte. Nach den schweren Niederlagen, die er in diesem Feldzuge erlitt, wurde er verabschiedet. Er starb 1881 zu Graz.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, geb. 18. 10. 1831 im Neuen Palais bei Potsdam. Er war 1866 Oberbefehlshaber der II. preußischen, 1870 der III. deutschen Armee. Im Oktober 1870 wurde er Generalfeldmarschall. Als Kaiser Wilhelm I. infolge des Nobilingschen Attentates krank war (4. Juni bis 5. December 1878), war der Kronprinz mit der Stellvertretung beauftragt, 1887 erkrankte er an einem Krebsleiden und suchte in Italien Heilung. Doch kehrte er nach Deutschland zurück, als am 9. 3. 1888 Wilhelm I. starb. Als deutscher Kaiser und König von Preußen führte er den Namen Friedrich III. Er starb 15. 6. 1888 im Neuen Palais. Seinen Namen trägt das 2. Schlesische Grenadier-Regiment Nr. 11 und das 2. Schlesische Dragoner-Regiment Nr. 8. — Literatur: Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch (Deutsche Rundschau, Bd. 57). — Gustav Freitag: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone (1889).

Herwarth von Bittenfeld, Karl Eberhard, geb. 4. 9. 1796, focht bereits als junger Offizier in den Befreiungskriegen. Im Mai 1864 Kommandeur der preußischen Truppen in Schleswig-Holstein, 1865 Kommandeur des 8. Armeekorps, 1866 Oberbefehlshaber der Elbarmee. Herbst 1866 bis Sommer 1870 kommandirte er wieder das 8. Armeekorps. 1870 war er General-Gouverneur im Bezirke des 7., 8. und 11. Armeekorps. 1871 nahm er den Abschied und erhielt den Charakter als General-Feldmarschall. Er starb 2. 9. 1884 in Bonn. Nach ihm ist das 1. westphälische Infanterie-Regiment No. 13 benannt.

bestand aus dem 8. Armeekorps, der Hälfte des 7. (14. Division) und einer Landwehr-Division.

Ursprünglich war nicht beabsichtigt, die Armeen so weit zu vertheilen. Der Chef des preußischen Großen Generalstabs, General von Moltke, hielt es für das Beste, die Armeen bei Görlitz zu vereinigen, jedoch nur dann, wenn man rasch den Krieg anfinge, sonst würde die Verpflegung bei Görlitz zu schwierig sein. Da aber im Frühjahr Bismarck nicht wissen konnte, ob nicht die Rücksicht auf Frankreich, das einen Kongreß vorschlug, den Anfang des Krieges verzögern könnte, da ferner König Wilhelm in seiner großen Friedensliebe immer noch schwankte, so hielt es Moltke für besser, auf die Versammlung bei Görlitz zu verzichten und beschloß, getrennt zu marschiren, die Verbindung nach vorn, in der Richtung auf Gitschin, zu suchen, und vereint zu schlagen. So rückten denn die preußischen Truppen an verschiedenen Stellen in Böhmen ein.

Benedek hatte den größten Theil seiner Truppen bei Olmütz versammelt gehabt, beschloß aber Mitte Juni nach der Gegend von Josefstadt zu marschiren. Zur Deckung dieses Aufmarsches verwandte er die Hälfte seiner Armee. Die Sachsen und das 1. Armeekorps standen an der Iser, Gablenz mit dem 10. bei Trautenau, Ramming mit dem 6. bei Nachod. Am 26. drängten die Preußen bei Hünerwasser und Sichrow die Oesterreicher zurück, in der Nacht zum 27. schlug sie General von Bose bei Podol.

Moltke, Helmuth Graf von, geb. 26. 10. 1800 zu Parchim. Sein Vater, der ursprünglich preußischer Offizier war, trat in dänische Dienste. In Folge dessen wurde Helmuth von Moltke in Kopenhagen erzogen. 1819 dänischer Lieutenant, trat 1822 in preußische Dienste über. 1839 nahm er am Feldzug der Türken gegen Mehemed Ali theil. 1858 trat er an die Spitze des preußischen Generalstabes, wurde Juni 1866 zum General der Infanterie, 1871 zum General-Feldmarschall ernannt, 1870 wurde er in den Grafenstand erhoben. 1888 nahm er den Abschied. Er starb 24. 4. 1891 in Berlin. Seinen Namen trägt das schlesische Füsilier-Regiment Nr. 38. — Werke: Der preußische Große Generalstab giebt zur Zeit: „Moltkes Militairische Werke heraus. Von besonderer Wichtigkeit ist: Militairische Korrspondenz II. Theil (Aus den Dienstschriften des Krieges 1866) und III. Theil (Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71). Unter den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Hellmuth von Moltke" ist der III. Band hervorzuheben, welcher die „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 enthält. — Literatur: Jähns: Feldmarschall Moltke (1894). — Fritz Hoenig: 24 Stunden Moltkescher Strategie. (1891.) Bigge, G.-F.-M. Graf M. 2 Bde. 1901.

Bose, Julius Graf von, geb. 12. 9. 1809. Während der Konfliktszeit war er (bis 1863) Oberst im Kriegsministerium, wiederholt nahm er als Regierungskommissar an den parlamentarischen Debatten theil. 1866 zeichnete er sich als Kommandeur der 15. Infanterie-Brigade bei Podol, Königgrätz und Blumenau aus. 1870 wurde er Kommandeur des 11. Armeekorps, doch wurde er bereits bei Wörth schwer verwundet Als er 1880 den Abschied nahm, wurde er in den Grafen-

Als die Nachricht in das österreichische Hauptquartier kam, hielt Benedek die Lage an der Iser gefährdet, er beschloß mit der Hauptarmee nach Gitschin zu marschieren. Am 27. Juni rückte aber der größte Theil der II. preußischen Armee in Böhmen ein, General von Steinmetz erfocht mit dem 5. Armeekorps einen Sieg bei Nachod. General von Bonin, der Kommandeur des 1. Armeekorps, hätte bei Trautenau mit viel leichterer Mühe siegen können, aber Dank der schweren Fehler, die er machte, wurde er von Gablenz geschlagen. Allein am 28. Juni kam Prinz August von Württemberg mit dem Gardekorps den siegreichen Oesterreichern in den Rücken und brachte ihnen südlich von Trautenau eine schwere Niederlage bei. Bonin mit dem 1. preußischen Armeekorps griff nicht in den Kampf ein, so daß die Ehre der Garde allein gebührt. Am selben Tage siegte Steinmetz mit seinem 5. Korps über das vom Erzherzog Leopold geführte 8. österreichische Korps. Das 1. österreichische aber, das der Graf Clam-Gallas kommandirte, wurde bei Münchengrätz von starker preußischer Uebermacht zum Rückzug nach Gitschin gezwungen. Hier wollte Benedek zu Hülfe kommen, und im Vertrauen darauf nahmen der Kronprinz Albert von Sachsen und Graf Clam-Gallas am 29. Juni bei Gitschin den Kampf auf. Da langte während des Gefechtes ein Befehl Benedeks ein, sich zurückzuziehen, er selber müsse seinen Vormarsch nach der Iser aufgeben.

stand erhoben. Er starb 22. 7. 1894. Seinen Namen trägt jetzt das 1. Thüringische Infanterie-Regiment No. 31.

Steinmetz, Karl Friedrich von, geb. 27. 12. 1796. Als junger Offizier focht er in den Befreiungskriegen. 1864 wurde er Kommandeur des 5. Armeekorps, das er mit großer Auszeichnung 1866 führte. Er siegte bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel. 1870 wurde er Oberbefehlshaber der I. deutschen Armee. Differenzen, die er während der Belagerung von Metz mit dem Prinzen Friedrich Karl hatte, veranlaßten, daß er seines Oberkommandos enthoben und zum General-Gouverneur im Bereiche des 5. und 6. Armeekorps ernannt wurde. 1871 wurde er zu den Offizieren von der Armee versetzt, gleichzeitig erhielt er den Charakter als Generalfeldmarschall. Er starb 1877 in der Nacht vom 3. zum 4. August. Seinen Namen trägt jetzt das Westfälische Füsilier-Regiment Nr. 37. — Literatur: von Krosigk: General-Feldmarschall von Steinmetz (1900).

August, Prinz von Württemberg, geb. 24. 1. 1813, trat 1830 in preußische Dienste. 1858 wurde er Kommandeur des Gardekorps, welches er in dem Kriege von 1866 und 1870 führte. Er starb 12. 1. 1885. Seinen Namen trägt das Posensche Ulanen-Regiment Nr. 10.

Albert I., König von Sachsen, geb. 23. 4. 1828. — 1849 nahm er als sächsischer Hauptmann am schleswig-holsteinischen Kriege theil. Als Kronprinz kommandirte er 1866 das sächsische Armeekorps, ebenso am Anfang des Krieges von 1870. Im August 1870 wurde er Oberbefehlshaber der Maas-Armee. Nach dem Kriege wurde er Generalfeldmarschall. Am 29. 10. 1873 folgte er seinem Vater Johann I. als König von Sachsen. — Literatur: Hassel: König Albert von Sachsen (1898 und 1900).

Der unglückliche Feldzeugmeister hatte, als die Nachrichten der Niederlagen vom 28. einliefen, völlig den Kopf verloren. Weder sein Generalstabschef von Henikstein, noch der Chef der Operationskanzlei General Krismanic waren geeignete Rathgeber. Von den acht Korps waren bereits sechs geschlagen, denn der unermüdliche Steinmetz hatte am 29. bei Schweinschädel auch das 4. österreichische Korps geworfen. Intakt waren also nur noch das 2. und 3.

Benedek verzweifelte vollständig. Am 1. Juli sandte er an den Kaiser das Telegramm: „Bitte Ew. Majestät dringend, um jeden Preis den Frieden zu schließen; Katastrophe für Armee unvermeidlich.“ Der Kaiser aber antwortete: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Ich befehle, wenn unausweichlich, den Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?“

Die große Schlacht fand erst zwei Tage später statt, am 3. Juli bei Königgrätz. Hier offenbarte Benedek, der in den letzten Tagen sehr schwere strategische Fehler gemacht, noch einmal seine taktische Geschicklichkeit. Aber es war vergeblich. Von drei Seiten kamen die Preußen heran, gegen den linken Flügel Herwarth von Bittenfeld, endlich der Kronprinz. Der Stoß der preußischen Garde bei Chlum gegen das Centrum Prinz Friedrich Karl, gegen den rechten Flügel wirkte um so verhängnißvoller, als hier Benedeks Befehle nicht befolgt worden waren, im Gegentheil Truppen, die zur Sicherung des rechten Flügels beordert waren, gegen den Willen Benedeks gegen Truppen Friedrich Karls im Swiepwalde gefochten und dort ihre Kraft vergeudet hatten. Die Oesterreicher büßten in der Schlacht gegen 40 000 Mann an Todte, Verwundete und Gefangene ein, sowie 187 Geschütze.

In seiner Noth wandte sich Kaiser Franz Josef an Kaiser Napoleon, der zu vermitteln versprach. Aber die meisterhafte Diplomatie Bismarcks verstand es, den französischen Kaiser hinzuhalten. Inzwischen rückten die Preußen rasch vorwärts und standen nach drei Wochen vor Wien. Am 15. Juli hatten sie noch einmal bei Tobitschau gesiegt, am 22. entbrannte unweit Preßburg, bei Blumenau, ein Gefecht, das jedoch durch den Eintritt der Waffenruhe unterbrochen wurde.

Ebenso glücklich, wie in Böhmen, war in Westdeutschland der Kampf verlaufen. Hier hatte Preußen nur eine geringe Macht aufgestellt, drei Divisionen, die von den Generalen von Manteuffel,

Manteuffel, Edwin Freiherr von, geb. 24. 2. 1809, war ein Vetter des preußischen Minister-Präsidenten von Manteuffel. Er trat 1827 in die preußische Armee ein. 1848 war er Flügel-Adjutant Friedrich Wilhelms IV. 1857—1865 war er Chef des Militair-Kabinetts. Er sorgte für die sehr nothwendige Verjüngung der Generalität, die freilich nicht vollständig durchgeführt wurde. 1865 erhielt er das Kommando über die preußischen Truppen in Schleswig-Holstein. 1866 kämpfte er zunächst unter Vogel von Falckenstein, dessen Nachfolger er am 19. Juli wurde. Im September wurde er zum General der Kavallerie und Kommandeur des 9. Armeekorps ernannt, 1868 zum Kommandeur des 1. Armeekorps. An der Spitze desselben



von Göben und von Beyer kommandirt wurden. Den Oberbefehl führte General Vogel von Falckenstein. Es gelang zunächst den Hannoveranern, die fast glücklich nach Süddeutschland entkommen wären, in Thüringen den Weg zu verlegen. Wiederholt wurde mit ihnen verhandelt, um sie auf die preußische Seite herüber zu ziehen. Lebhaft betheiligte sich hieran Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, der sein Regiment den Preußen zur Verfügung gestellt hatte. Es focht am 27. Juni im Gefecht bei Langensalza mit, in denen die Preußen von den Hannoveranern geschlagen wurden. Aber bereits am folgenden Tage war die Hauptmacht Falckensteins herangekommen, die Hannoveraner wurden umzingelt und mußten am 29. Juni kapituliren.

Gleich darauf wandte sich Falkenstein gegen die Süddeutschen, die von dem Prinzen Karl von Bayern und Alexander von Hessen befehligt wurden. Den drei preußischen Divisionen standen acht feind-

zog er 1870 in den Krieg, im Oktober wurde er zum Oberbefehlshaber der I. Armee, im Januar 1871 zum Oberbefehlshaber der Südarmee ernannt. 1873 wurde er zum Generalfeldmarschall, 1879 zum Statthalter der Reichslande Elsaß-Lothringen ernannt. Er starb 17. 6. 1885. Nach ihm ist das Rheinische Dragoner-Regiment No. 5 benannt. — Literatur: Keck: Das Leben des Generalfeldmarschalls E. von Manteuffel (1890).

Goeben, August von, geb. 10. 12. 1816 zu Stade in Hannover. 1833 trat er in die preußische Armee ein, schied aber 1836 wieder aus, ging nach Spanien, wo er als carlistischer Offizier focht und zweimal in Gefangenschaft gerieth. 1842 trat er in das preußische Heer zurück. 1863 wurde er Kommandeur der 26. Infanterie-Brigade, welche er 1864 ruhmvoll führte. Im November 1864 wurde er zum Kommandeur der 10., im Mai 1865 der 13. Division ernannt. Als Führer derselben erwarb er sich großen Ruhm im Feldzuge von 1866. 1870 wurde er Kommandeur des 8. Armeekorps, im Januar 1871 wurde er Oberbefehlshaber der I. Armee. Nach dem Frieden übernahm er wieder das 8. Armeekorps. Er starb 13. 11. 1880 zu Koblenz. Ihm zu Ehren ist das zweite Rheinische Infanterie-Regiment Nr. 28 benannt. — Werke: Vier Jahre in Spanien (1841), Reise und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heer in Marokko (1863). — Das Treffen bei Kissingen (1868). — Das Gefecht bei Dermbach (1870). — Literatur: Zernin: Das Leben des Generals August von Goeben 1895 und 97).

Vogel von Falckenstein, Eduard, geb. 5. 1. 1797 in Breslau, focht in den Befreiungskriegen. 1848 wurde er als Major während des Straßenkampfes in Berlin verwundet. 1866 erhielt er den Oberbefehl über die Main-Armee, wurde aber am 19. Juli abberufen. Im Herbst 1866 wurde er Kommandeur des 1. Armeekorps, 1868 wurde er seines Kommandos enthoben. Er starb 6. 4. 1885 in Dolzig. Ihm zu Ehren ist das 7. Westphälische Infanterie-Regiment Nr. 56 benannt.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, geb. 21. 6. 1818 in Koburg, gelangte 1844 zur Regierung. In der Zeit von 1866 nahm er eifrig an der deutschen Politik theil, er begünstigte den National-Verein, sowie Turn- und Schützenfeste. 1866 schloß er sich der preußischen Politik an. Er starb 22. 8. 1893 zu Reinhardsbrunn. — Werk: Aus meinem Leben und meiner Zeit (1887—89).

liche gegenüber, nämlich vier bayrische, eine württembergische, eine badische, eine hessen-darmstädtische, und eine aus Oesterreichern und Nassauern zusammengesetzte. Dazu kam noch die kurhessische Division, welcher der Schutz von Mainz oblag. Aber Vogel von Falckenstein zog unverzagt gegen den Feind. Nachdem es schon bei Dermbach zu einem Zusammenstoß mit den Bayern gekommen, siegte Göben am 10. Juli bei Kissingen, Vogel von Falkenstein am selben Tage bei Hammelburg über die Bayern. Am 13. besiegte General-Major von Wrangel, ein Neffe des Feldmarschalls, bei Laufach-Frohnhofen die Hessen-Darmstädter, am 14. wurden die Oesterreicher bei Aschaffenburg von der Division Göben geschlagen. Am 16. zogen die Preußen in Frankfurt am Main ein.

Zur größten Ueberraschung der Welt wurde Falckenstein abberufen und Manteuffel zu seinem Nachfolger ernannt. Auch unter der neuen Leitung ging der Siegeszug der Preußen weiter. Zu ihnen stießen jetzt auch die Oldenburger und Bremer, nachdem die Coburg-Gothaer schon bei Langensalza, die Lippe-Detmolder bei Kissingen tapfer auf ihrer Seite gekämpft. Am 24. Juli wurden bei Tauberbischofsheim die Württemberger, bei Werbach die Badener geschlagen. Am 25. erlitten die Bayern bei Helmstadt, die Truppen des Prinzen Alexander von Hessen bei Gerchsheim eine Niederlage. Am 26. kam es bei Roßbrunn wieder zu einem Gefechte, in dem die bayerische Kavallerie sich sehr tapfer schlug, doch sahen auch hier die Bayern sich genöthigt, schließlich den Rückzug anzutreten. Die Preußen drangen nun bis dicht bei Würzburg vor. Gleichzeitig rückte der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin mit einem aus Preußen, Mecklenburgern, Braunschweigern, Anhaltern und Altenburgern bestehenden Korps nach Nürnberg vor. Auch die Schwarzburg-Rudolstädter, Waldecker, Hamburger und Lübecker fanden sich bei der preußischen Armee ein. Doch unterbrach auch hier der Waffenstillstand den Kampf.

Die Friedensschlüsse, die nun folgten, brachten eine gewaltige

Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 28. 2. 1823, gelangte 1842 zur Regierung. 1866 schloß er sich Preußen an und kommandirte das 2. preußische Reservekorps. 1873 wurde er zum General-Obersten ernannt. Er starb 15. 4. 1883. Seinen Namen führt das 4. Brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 24. — Literatur: Volz: Friedrich Franz II. (1893).

Es ist leider unmöglich, die sehr reiche Literatur über den Krieg von 1870/71 zu berücksichtigen, da der ursprünglich geplante Umfang vorliegender Arbeit bereits überschritten ist. Ich beschränke mich deshalb auf folgende Werke: Der deutsch-französische Krieg 1870—71, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes (1872—1881). — Die schon oben (vgl. Moltke) erwähnte Darstellung Moltke's. — Lindner: Der Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands (1895). — Krieg und Sieg 1870/71, herausgegeben von von Pflugk-Harttung (1896).

Aenderung aller deutschen Verhältnisse. Oesterreich schied völlig aus Deutschland aus, an Preußen trat es nichts ab, Italien aber erhielt Venetien. Preußen annektirte Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt am Main und Schleswig-Holstein. Auch traten Hessen-Darmstadt und Bayern kleinere Gebietstheile an Preußen ab.

Die norddeutschen Staaten errichteten unter Preußens Führung einen norddeutschen Bund, dem sich auch Sachsen anschloß, Hessen-Darmstadt trat ihm mit einem Theile seines Gebietes, mit Oberhessen, bei. Die übrigen süddeutschen Staaten schlossen bald darauf mit Preußen Schutz- und Trutzbündnisse.

Noch einen Friedensschluß konnte Graf Bismarck erreichen, der innere Krieg wurde beendet. Die Neuwahlen hatten die konservative Partei ansehnlich verstärkt. Ein sehr großer Theil aber der Liberalen, die neue nationalliberale Partei, unterstützte künftig die deutsche Politik Bismarcks, der nun nicht mehr bloß preußischer Minister, sondern auch norddeutscher Bundeskanzler war. Nicht ohne Mühe setzte Bismarck es durch, daß das Wahlrecht zum Reichstag ein allgemeines, gleiches und direktes wurde. Ein großer Theil der Konservativen und der Nationalliberalen hielt dieses Wahlrecht für höchst bedenklich, um so mehr, als nun auch noch die geheime Wahl hinzutrat. Besonders entschieden sprach sich der liberale Abgeordnete von Sybel dagegen aus, allein Bismarck setzte es durch, daß dieses Wahlrecht angenommen wurde. Er hatte mit der Dreiklassen-Wahl im preußischen Abgeordnetenhause schlimme Erfahrungen gemacht und hoffte mit einem Wahlrecht, das die Entscheidung in die Hände der breiten Masse legte, besser auskommen zu können. Er ahnte nicht, daß schon nach zwei Jahrzehnten der Regierung das preußische Wahlrecht ungleich angenehmer sein würde, als das deutsche.

Die äußere Politik zeigte schon im Jahre 1867 wieder ein bedrohliches Aussehen. Napoleon fühlte, wie schwer er sich verrechnet hatte; der große Kampf zwischen Preußen und Oesterreich war entschieden worden, ohne daß er auch nur den geringsten Gewinn daraus gezogen hatte. Der rechte Zeitpunkt war versäumt worden. Nun hoffte Napoleon, wenigstens einen kleinen Vortheil davon zu tragen, indem er dem König der Niederlande Luxemburg abkaufen wollte. Aber auch hier verletzte er die öffentliche Meinung in Deutschland. Luxemburg hatte zum deutschen Bunde gehört, es wurde als deutsches Land betrachtet. Man entgegnete, der deutsche Bund existire nicht mehr. Man konnte hierauf antworten, daß Luxemburg immer noch Mitglied des Zollvereins sei, daß aber vor allem die Festung mit deutschem Gelde, und zwar gerade als Bollwerk gegen Frankreich erbaut worden sei. Napoleon fühlte, wie schwer es seinem Ansehen schaden müßte, wenn er auch hier wieder leer ausginge, er dachte ernstlich an Krieg und scheute ihn doch zugleich. Auch in Deutschland war die Stimmung vielfach kriegerisch, manche Militärs meinten, jetzt sei gerade noch der rechte Zeitpunkt zum Losschlagen, da augenblicklich die französische Armee noch mit einem Vorderlader-Gewehr



bewaffnet war, man war aber gerade im Begriff, einen Hinterlader, das Chassepot-Gewehr, einzuführen. Andererseits schien es doch auch wieder gut, zu warten, bis die im Herbst 1866 neu errichteten Regimenter einige Jahrgänge Reserve hätten, die im preußischen Dienst ausgebildet waren. Was konnte man augenblicklich von den hannoverschen, hessischen oder nassauischen Reservisten erwarten? Auch die sächsischen Truppen, sowie die übrigen kleinen Kontingente des norddeutschen Heeres mußten sich noch enger mit der preußischen Armee zum norddeutschen Bundesheere verschmelzen. So war man auch Deutscherseits bereit, einen ehrenvollen Vergleich anzunehmen, der von der Londoner Konferenz vorgeschlagen wurde. Zu London traten Vertreter der sechs Großmächte, sowie Belgiens, Hollands und Luxemburgs zusammen. Man einte sich, daß Luxemburg nicht an Frankreich käme, sondern ein neutrales Großherzogthum bilden sollte. Die Festung sollte geschleift werden, Preußen aber verzichtete auf das Besatzungsrecht.

So war die Kriegsgefahr noch einmal vorüber gegangen. Aber beide Theile arbeiteten daran, unter günstigeren Bedingungen das nächste Mal zum Kampfe gerüstet zu sein. Preußen hatte vergeblich eine Annäherung an Oesterreich gesucht. Hier war der ehemalige sächsische Minister von Beust der leitende Staatsmann geworden. Seinem Sinne entsprach weit mehr eine Freundschaft mit Frankreich. In Preußen machte man sich nun darauf gefaßt, einen Krieg gegen zwei Fronten führen zu müssen. Moltkes Kriegsplan ging darauf hinaus, gegen Oesterreich, das wahrscheinlich langsamer mobilisiren würde, als Frankreich, nur etwa zwei oder drei Armeekorps zurückzulassen, mit der ganzen Macht dagegen sich auf die Franzosen zu werfen. Sind diese geschlagen, dann kommen die Oesterreicher an die Reihe.

Im Frühjahr 1870 kam Erzherzog Albrecht nach Frankreich, um die Annäherung der beiden Kaiserreiche weiter zu fördern. Oesterreich betonte, daß die Jahreszeit zum Losschlagen so gewählt sein müßte, daß Oesterreich keinen Angriff Rußlands zu besorgen hätte. Aber auch Italien schloß sich den beiden Kaiserhöfen an, ihm wurde als Preis für seine Mithülfe der Kirchenstaat zugesichert, der bisher durch französische Truppen geschützt worden war.

Ganz unerwartet rasch kam der Krieg im Sommer 1870 zum Ausbruch, und der Vorwand fand sich dort, wo Niemand einen Grund zum Kriege erwartet hätte.

Die Spanier hatten ihre Königin Isabella verjagt gehabt und suchten einen neuen König. Verschiedene Kandidaten waren vorgeschlagen worden, unter anderem auch der Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen. Obgleich er mit dem Hause Bonaparte verwandt war, lehnte ihn doch Kaiser Napoleon ab, denn für Frankreich war er als Deutscher nicht genehm. Der Erbprinz aber verzichtete auf die Kandidatur und damit schien alle Gefahr beseitigt. Aber Napoleon wollte sich diese gute Gelegenheit nicht so leicht entgehen

lassen. Er verlangte von König Wilhelm ein Versprechen, daß auch künftig kein Hohenzoller den spanischen Thron besteigen würde. Eine derartige Zumuthung lehnte König Wilhelm ab, auch als der französische Botschafter Graf Benedetti wiederholt darauf drang. Noch waren alle Formen der Höflichkeit gewahrt worden, aber gar bald bildete sich die öffentliche Meinung in Deutschland ein, König Wilhelm sei von Benedetti schwer beleidigt worden, während umgekehrt in Frankreich die Anschauung herrschte, König Wilhelm habe dem Botschafter in schroffster Form den Weg gewiesen. Hatte Napoleon geglaubt gehabt, die spanische Frage wäre darum so bequem, weil sie eine rein dynastische sei und die nationalen Leidenschaften der Deutschen nicht aufregen würde, so war das eine schwere Täuschung. Ganz Deutschland war mit einem Schlage einig und überall erbrauste der Ruf: Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wir alle wollen Hüter sein!

Vielleicht hätte trotz aller Erregung, die jenseits und diesseits des Rheines herrschte, der Kampf noch immer vermieden werden können, allein Bismarck erkannte, daß jetzt der richtige Augenblick gekommen, den Krieg anzunehmen. Der Wortlaut der Mittheilung über die Emser Vorgänge verrieth deutlich, daß es jetzt zur Entscheidung kommen würde.

Napoleon hatte geglaubt, die preußische Armee würde viel länger Zeit zur Mobilmachung brauchen. Er täuschte sich abermals, denn Anfang August standen die drei deutschen Armeen kampfbereit an der Grenze. Die erste kommandirte Steinmetz, die zweite Prinz Friedrich Karl, die dritte der Kronprinz, dem als Generalstabschef wieder, wie schon 1866, General von Blumenthal zur Seite stand.

Die Reihe der Siege eröffnete der Kronprinz am 4. August bei Weißenburg. Zwei Tage später kam es gegen seinen Willen bei Wörth zur Schlacht. General Walther von Monbary, ein Brigade-Kommandeur, hatte ein kleines Erkundungsgefecht begonnen. Es nahm unerwartet größere Dimensionen an. General von Hartmann mit dem 2. bayrischen, General von Kirchbach mit dem

Blumenthal, Bernhard Graf von, geb. 30. 7. 1810, 1827 wurde er preußischer Offizier. 1864 war er Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, 1866 und 1870 des Kronprinzen. 1883 wurde er in den Grafenstand erhoben. 1888 wurde er Generalfeldmarschall.

Hartmann, Jakob Freiherr von, geb. 4. 2. 1795 zu Maikammer in der Rheinpfalz, bürgerlicher Herkunft, sein Vater war Hufschmied. Er diente in der bergischen und in der französischen Armee, kämpfte während der Befreiungskriege gegen die Deutschen. 1816 trat er in bayerische Dienste. 1866 kämpfte er als bayerischer Divisionskommandeur gegen die Preußen. 1869 wurde er Kommandeur des 2. bayerischen Korps, welches er 1870/71 führte. Er starb 23. 2. 1873.

Kirchbach, Hugo Ewald Graf von, geb. 23. 5. 1809, trat 1826 in die preußische Armee. 1866 zeichnete er sich als Kommandeur der 10. Division,



5. preußischen und General von Bose mit dem 11. preußischen Armeekorps griffen ein. Als der Kronprinz auf dem Schlachtfelde erschien, war der Kampf schon so weit entwickelt, daß es schwer möglich war, ihn abzubrechen. Andererseits war es bedenklich, ihn fortzusetzen, denn die Verstärkungen der Deutschen waren noch weit entfernt. Der Kronprinz faßte den muthigen Entschluß, den Kampf fortzusetzen und er siegte. General von der Tann traf mit dem 1. bayrischen Korps noch rechtzeitig ein, im Laufe des Nachmittags langte auch die Spitze der Württemberger ein. Der französische Marschall Mac Mahon wurde geschlagen und es vergingen drei Wochen, ehe dessen Armee den Kampf wieder aufnahm.

Am selben Tage wurde der französische General Frossard bei Spicheren geschlagen. Am 2. August hatte eine große französische Uebermacht das kleine preußische Detachement, das lange Zeit bei Saarbrücken gestanden, zurückgetrieben. Aber die Franzosen räumten die Stadt wieder und zogen sich auf die Spicheren Höhen zurück. Hier wurden sie am 6. August von Theilen des 3., 7. und 8. preußischen Armeekorps geschlagen. Am 14. holten die Preußen bei Colombey-Nouilly die Franzosen ein und jagten sie auf Metz zu. In gewaltigen Märschen eilten die Deutschen weiter, und schon am 16. August war General von Alvensleben II mit dem 3. Armeekorps in der Lage, bei Vionville den Franzosen den Weg verlegen zu können. Freilich, auf die Dauer reichte die Kraft eines Armeekorps nicht aus, um den Franzosen die Straße zu sperren. Auch der berühmte und vielgefeierte Todesritt, den General von Bredow mit den Magdeburgischen Kürassieren und den Altmärkischen Ulanen unternahm, konnte nur für kurze Zeit der bedrängten brandenburgischen Infanterie Luft machen. Aber bald darauf nahte das 10. preußische Armeekorps, das bei Mars la Tour in den Kampf eingriff. Aber auch hier waren die Kräfte der Infanterie nicht ausreichend. Das 3. Westfälische Infanterie-Regiment Nr. 16 erlitt furchtbare Verluste.

1870/71 als Kommandeur des 5. Armeekorps aus. 1880 nahm er den Abschied und wurde in den Grafenstand erhoben. Er starb 6. 10. 1887. Ihm zu Ehren wurde das 1. Niederschlesische Infanterie-Regiment No. 46 benannt.

Tann-Rathsamhausen, Ludwig Freiherr von und zu der, geb. 18. 6. 1815, wurde 1833 bayerischer Offizier, focht 1848—50 in Schleswig-Holstein, wurde später Adjutant König Maximilians II. von Bayern. 1866 war er Generalstabschef des Prinzen Karl von Bayern, 1869 wurde er Kommandeur des 1. bayerischen Armeekorps, das er mit großer Auszeichnung im Kriege 1870/71 führte. Er starb 26. 4. 1881. — Literatur: Helwig: Ludwig Freiherr v. d. Tann-Rathsamhausen (Beihefte zum Militair-Wochenblatt 1882).

Alvensleben II., Konstantin von, geb. 26. 8. 1809, wurde 1827 preußischer Offizier. 1870 kommandirte er mit großer Auszeichnung das 3. Armeekorps. 1873 nahm er den Abschied. Er starb 28. 3. 1892. Seinen Namen führt das 6. Brandenburgische Infanterie-Regiment No. 52. Sein älterer Bruder Gustav von Alvensleben I. kommandirte 1870 das 4. Armeekorps.

Da kam wieder Kavallerie zu Hülfe, zunächst Garde-Dragoner, ferner noch einige andere Kavallerie-Regimenter. Sie hielten den Feind auf, freilich unter großen eigenen Verlusten. Das war der Todesritt von Mars la Tour, der so unendlich oft vom großen Publikum mit dem Todesritt Bredows bei Vionville verwechselt wird. In Wirklichkeit handelt es sich um zwei ganz verschiedene Reiterangriffe, die zu verschiedenen Tagesstunden auf verschiedenen Theilen des Schlachtfeldes stattfanden.

Trotz aller Bemühungen wäre es aber nicht gelungen, die ganze feindliche Armee von Paris abzuschneiden, wenn nicht der französische Oberfeldherr Bazaine es für gut befunden, alle seine Kräfte vor Metz zu vereinigen, und deshalb auch diejenigen Truppen, die schon freie Bahn hatten, wieder zurückgezogen hätte.

Am 18. August hatte er seine Armee in der Linie Roncourt, St. Privat, Amanvillers, Verneville, Gravelotte, Rezonville aufgestellt, also westlich von Metz. Die Deutschen, die ihn angriffen, hatten danach ihre Front gegen Osten gerichtet. Ihren rechten Flügel bildete Steinmetz mit dem 7. und 8. Armeekorps, den linken Prinz Friedrich Karl mit der Garde, dem 9. und 12. Armeekorps. Trotz heißen Ringens kamen die Deutschen nicht vorwärts. Zu frühzeitig ließ leider der Kommandeur der Garde, Prinz August von Württemberg, den Sturm auf St. Privat beginnen. Er gelang nicht, die Verluste aber waren furchtbar. Da langte Kronprinz Albert von Sachsen mit dem 12. Armeekorps von Roncourt her an und fiel den Franzosen in die rechte Flanke. Seinen und den erneuten Bemühungen der Garde gelang es, die Feinde bei St. Privat zu schlagen. Bei Gravelotte hatte das 8. Armeekorps schwere Verluste gehabt, gegen Abend kam das 2. zu Hülfe. Aber die Dunkelheit trat hindernd ein. Doch der Sieg, den die Garde und die Sachsen bei St. Privat erfochten, entschied auch für den rechten Flügel der Deutschen. Am 19. August konnte man sich überzeugen, daß Bazaines Armee nach Metz zurückgeworfen und dort eingeschlossen war. Erst Ende August wagte sie einen großen Ausfall, sie wurde aber bei Noisseville zurückgeschlagen. Drei deutsche Korps, die nun verfügbar geworden, nämlich die Garde, das 4. und 12., wurden zur „Maas-Armee" vereinigt, ihr Oberbefehlshaber wurde Kronprinz Albert von Sachsen.

Kaiser Napoleon war nicht mit in Metz eingeschlossen. Er war vor den Schlachten zur Armee Mac Mahons gestoßen. Diese suchte jetzt längs der belgischen Grenze marschirend sich der Festung Metz zu nähern. Aber die beiden Kronprinzen traten mit ihren Armeen dazwischen. Am 30. August besiegte sie der Kronprinz von Sachsen bei Beaumont. Am 31. kam der Kronprinz von Preußen dicht heran und am 1. September wurde in der siegreichen Schlacht bei Sedan der Ring fest geschlossen. Nur ein kleiner Theil entkam, die Hauptmacht, gegen 80 000 Mann, mußte am 2. September kapituliren. Was aber in allen deutschen Landen den Jubel aufs Höchste

entfachte, das war die Nachricht, daß Kaiser Napoleon selbst gefangen war.

Was nun in Paris geschah, konnte keinen Kenner französischer Verhältnisse verwundern. Sofort verließ das Pariser Volk den unglücklichen Kaiser und proklamirte die Republik. An ihre Spitze traten eine Reihe von Parlamentarier unter denen Favre und Gambetta die Bedeutendsten waren. Thiers aber, der ehemalige Minister des Bürgerkönigs Ludwig Philipp, unternahm eine Reise ins Ausland, um Hülfe bei auswärtigen Höfen zu suchen. Oesterreich hatte keine Neigung, mit dem geschlagenen republikanischen Frankreich eine Politik fortzusetzen, die es mit dem Kaiserthum der Bonaparte in Hoffnung auf Sieg geplant hatte. Die französische Republik mußte allein den Kampf weiterführen.

Deutscherseits glaubte man nicht, daß dieser Kampf ein nachhaltiger werden würde. Man unterschätzte vielfach die Widerstandskraft des französischen Volkes, glaubte vor allem, Paris werde sich nicht lange halten können. Kleine Revolten, die in der Stadt ausbrachen, bestärkten die deutsche Heeresleitung nur um so mehr in der Meinung, daß die republikanische Regierung nicht die Kraft zur Fortsetzung des Krieges besitze.

Man täuschte sich, vor allem war es der Advokat Gambetta und der Ingenieur Freycinet, die mit bewundernswerther Energie neue Armeen organisirten. Ein Glück für die Deutschen war es, daß Straßburg Ende September kapitulirte. Dadurch wurden die Belagerungstruppen, Badener und Preußen, frei, sie konnten geführt vom General von Werder südwärts ziehen. Am 10. Oktober hatte der bayrische General von der Tann bei Artenay gesiegt und am folgenden Tage Orleans besetzt. Aber nur einen Monat lang war er in der Lage, sich dort zu behaupten. Am 9. November wurde er bei Coulmiers in ein Gefecht mit großer französischer Uebermacht verwickelt und war genöthigt, sich zurückzuziehen. Wohl brachte bald darauf der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin Verstärkung, aber diese reichte auch nicht aus, um den Anmarsch der Franzosen gegen Paris zu hindern. Aber in Eilmärschen kam Prinz Friedrich Karl mit dem 3., 9. und 10. Armeekorps heran, denn Metz hatte Ende Oktober, nachdem Bazaine einige vergebliche Durchbruchsversuche gemacht, kapitulirt und damit waren wieder gegen 170 000 Franzosen gefangen genommen, sieben deutsche Armeekorps aber wurden frei. Während Prinz Friedrich Karl mit jenen drei genannten nach Orleans marschirte, zog das von dem tapferen General von Fransecky geführte 2. Armeekorps nach Paris, um die dortige

Werder, August Graf von, geb. 12. 9. 1808, trat 1825 in die preußische Garde, kommandirte 1866 die 3. Division, 1870/71 das 14. Armeekorps. 1879 wurde er in den Grafenstand erhoben. Seinen Namen trägt das 4. Rheinische Infanterie-Regiment No. 30. — Literatur: von Conrady: Leben des Grafen August von Werder (1889).

Armee zu verstärken. Die 1. Armee aber, das heißt das 1., 7. und 8. Armeekorps, bekam den Auftrag, die Armeen, die von Norden her andringen wollten, zurück zu werfen und Festungen zu erobern. Letztere Aufgabe fiel hauptsächlich dem 7. Armeekorps zu. Als Nachfolger von Steinmetz kommandirte jetzt Manteuffel die 1. Armee.

Am 28. November stieß die Armee Friedrich Karls bei Beaune la Rolande auf den Feind und schlug ihn. Am 2. Dezember schlugen die Bayern, Mecklenburger und Hanseaten, sowie die 22. preußische Division die Franzosen bei Loigny-Pouprh unweit Orleans. Die Schlacht wurde am 3. und 4. Dezember fortgesetzt, als Friedrich Karl mit der 2. Armee herangekommen war und eingreifen konnte. Die Franzosen verloren gegen 20 000 Mann, ihre Armee wurde in drei Theile zersprengt.

Auch vor Paris fand in diesen Tagen eine größere Schlacht statt. Schon im Oktober war es bei Le Bourget zu Kämpfen gekommen, das Dorf war vorübergehend in die Hände der Franzosen gerathen, am 30. Oktober aber von der preußischen 2. Gardedivision wieder gestürmt worden. Ende November und Anfang Dezember machten die Pariser größere Ausfälle, sie stießen bei Champigny, Brie und Villers auf die Pommern, Schlesier, Württemberger und Sachsen, und wurden von diesen nach heftigen Kämpfen schließlich zurückgeschlagen. Manteuffel aber stieß am 27. November auf den Feind und schlug ihn bei Amiens. So waren am Anfang Dezember die Aussichten der eingeschlossenen Pariser wieder recht schlechte.

Aber unermüdlich setzte Gambetta den Widerstand fort. Im Westen übernahm Chanzy den Oberbefehl über eine neu gebildete französische Armee. Gegen ihn marschirte Prinz Friedrich Karl, dessen Armee durch das 13. Armeekorps verstärkt worden war. Es war aus der 17. (mecklenburg-hanseatischen) und der 22. Division zusammengesetzt und wurde von dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin kommandirt. Am 10., 11. und 12. Januar wurde Chanzy bei Le Mans vollständig geschlagen. Inzwischen hatte Manteuffel am 23. Dezember an der Hallue, und Göben am 3. Januar bei Bapaume gesiegt. Bald darauf bekam Manteuffel den Befehl, mit dem 2. und 7. Armeekorps nach Süd-Osten gegen die Armee Bourbakis zu ziehen und Göben trat an die Spitze der 1. Armee. Mit ihr besiegte er am 19. Januar bei St. Quentin die von Faidherbe befehligte französische Nordarmee.

Heiß aber wurde mitte Januar in der Nähe von Belfort ge-

Fransecky, Eduard Friedrich von, geb. 16. 11. 1807, wurde 1825 preußischer Offizier. 1866 führte er die 7. Division, die in der Schlacht bei Königgrätz in einem sehr verlustreichen Kampfe 5 Stunden lang den Swiepwald gegen die Oesterreicher vertheidigte. 1870/71 kommandirte er das 2. Armeekorps. Nach dem Kriege wurde er Kommandeur des in Elsaß-Lothringen neu errichteten 15. Armeekorps, 1879 wurde er Gouverneur von Berlin. 1882 nahm er seinen Abschied. Er starb 21. 5.



kämpft. Werder hatte schwere Mühe, die große Uebermacht Bourbakis zurückzuschlagen, aber es gelang ihm schließlich doch. Man hat vielfach in Deutschland gemeint, Baden sei durch Bourbakis Armee bedroht gewesen. Man übersah ganz, daß die Deutschen eine große Macht von verschiedenen Seiten heranziehen konnten, ehe Bourbaki den Rhein überschritt. Bedroht war aber der Fortgang der Belagerung von Belfort, da das französische Entsatzheer recht dicht herangekommen war. Aber nach dem Siege Werders an der Lisaine, nahe Belfort, war auch die Kraft der französischen Ostarmee gebrochen, und als ihr nun Manteuffel in den Rücken kam, blieb ihr nichts anderes übrig, als Anfang Februar nach der neutralen Schweiz überzutreten und sich dort entwaffnen zu lassen.

Inzwischen war aber auch die Entscheidung bei Paris gefallen. Gequält von Hunger waren die Pariser jetzt endlich bereit, den Widerstand aufzugeben. Nachdem sie noch am 19. Januar einen vergeblichen Ausfall gemacht, mußten sie am 28. kapituliren. Gleichzeitig wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, der jedoch vorläufig für die Ostarmee nicht gelten sollte. Aber gerade in jenen Tagen war diese gezwungen, nach der Schweiz zu gehen. Die Freischaaren aber, die der Italiener Garibaldi den Franzosen zu Hülfe geführt, hatten wohl zusammen mit den Franktireurs die Deutschen oft belästigt, waren nun aber bedeutungslos geworden.

Das französische Volk wählte eine Nationalversammlung, die in Bordeaux zusammentrat. Ende Februar und Anfang März kamen die Berathungen über die Friedenspräliminarien zum Abschluß. Definitiv kam der Friede am 10. Mai 1871 zu Frankfurt am Main zu Stande. Frankreich trat Elsaß ohne Belfort und einen Theil von Lothringen mit Metz an Deutschland ab und zahlte 5 Milliarden Franken Kriegsentschädigung.

Ein großer Aufstand, der vorübergehend den Kommunards die Herrschaft in Paris gab, ließ besorgen, daß der Friede nicht gesichert bliebe. Doch wurde der Aufstand durch Mac Mahon niedergeschlagen.

Aber während noch der Kriegszustand mit Frankreich bestand, hatte sich ein großes Ereigniß vollzogen: das Deutsche Reich war wieder erstanden, schöner und herrlicher, als das alte gewesen. Namens der Fürsten hatte König Ludwig II. von Bayern den König von Preußen aufgefordert, den deutschen Kaisertitel anzunehmen. Eine Deputation des norddeutschen Reichstages that dasselbe. An ihrer Spitze stand Simson, der einst auch der Deputation angehört hatte, welche vergeblich Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserwürde angeboten. Jetzt lagen die Verhältnisse anders. König Wilhelm konnte annehmen und am 18. Januar 1871 fand in Versailles die Kaiserproklamation statt.

So war denn erreicht, wonach so viele Geschlechter sich gesehnt. Deutschland war einig, mächtig und stark, die Zeiten, wo der Deutsche seines Namens sich schämen mußte, waren vorüber.

VIII.

Im neuen Reich.

Am 21. März 1871 eröffnete Kaiser Wilhelm I. den ersten deutschen Reichstag. Rasch wurde die erste wichtige Aufgabe erledigt, es galt die neue deutsche Reichsverfassung festzustellen. Eng lehnte sie sich an die Verfassung des Norddeutschen Bundes an. Am 14. April kam sie im Reichstage zur Annahme, am 16. wurde sie publizirt.

Die Reichsregierung konnte Anfangs mit der Zusammensetzung des Reichstages zufrieden sein. Hatte man vielfach gefürchtet, daß das geheime, allgemeine, direkte Wahlrecht demokratischen Strömungen zu gute kommen könnte, so war das vorläufig noch nicht zu bemerken. Freilich waren die Wahlen des Jahres 1871 unter dem Eindruck der großen Siege vollzogen, die Opposition mußte verstummen angesichts so glänzender Erfolge der deutschen Staatskunst. So kam es, daß die Reichsregierung anfangs über eine große Mehrheit verfügte. 50 konservative Abgeordnete saßen im Reichstage, unter ihnen der Feldmarschall Graf Moltke. Die freikonservative Partei nahm für den Reichstag den Namen deutsche Reichspartei an, sie zählte unter ihren 38 Mitgliedern viele hohe Aristokraten, so den Herzog von Ujest, die Grafen von Münster und Bethusy-Huc, auch die Herren von Keudell, von Kardorff und Friedenthal. Zwischen der deutschen Reichspartei und den Naionalliberalen stand die liberale Reichspartei, der nur eine kurze Lebensdauer vergönnt war. Ihr gehörten anfangs 29 Abgeordnete an, darunter der ehemalige bayerische Minister Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, derselbe, der später der dritte Kanzler des deuschen Reiches werden sollte. Die stärkste Partei war die nationalliberale, sie zählte 116 Abgeordnete, von denen Lasker, Bennigsen, Miquel, Forckenbeck, Bamberger, Braun, Rickert die bedeutendsten waren. Diese vier Parteien zusammen verfügten also über mehr als 230 Stimmen, sie hatten also eine sichere Mehrheit in den Händen. Auch fielen ihnen aus der Reihe der 27 Fraktionslosen noch manche Stimme zu. Die Fortschrittspartei war 44 Mann stark, als Demokraten bezeichneten sich zwei, als Sozialdemokraten ebenfalls zwei Abgeordnete. Vier Welfen traten für die Wiederherstellung des Königreichs Hannover ein, unter ihnen war Ewald, der einst von Ernst August so schmählich verjagte Göttinger Professor. 57 Mitglieder zählte die ultramontane, 13 die polnische Partei, endlich kam noch ein Däne als Vertreter Nordschleswigs in Betracht. Die elsässischen Abgeordneten traten erst im Jahre 1874 ein.

Unter den großen Aufgaben, die der Reichstag zu lösen hatte, verursachte das Münzgesetz nicht viel Schwierigkeiten. Daß das neue Reich ein einheitliches Münzsystem haben mußte, war allen Theilen erwünscht, Differenzen über einzelne Fragen wurden überwunden. Freilich beschäftigt die Frage, ob Goldwährung oder Bimetallismus

vorzuziehen sei, noch heute die Politiker. Wurde sie damals zu Gunsten der Goldwährung entschieden, so ist diese bis auf den heutigen Tag noch nicht vollständig durchgeführt, da die Menge von Thalern, die immer noch gleich wie Gold in größeren Summen gesetzliche Zahlungsmittel sind, unserer heutigen Währung eine bimetallistische Beimischung geben.

Ernster gestaltete sich der Kampf um das Reichsmilitärgesetz. Die Regierung wollte die Friedenspräsenzziffer des stehenden Heeres auf 1 Prozent der Bevölkerung festlegen, der Reichstag dagegen glaubte, daß hierdurch sein Recht der jährlichen Etatsbewilligung geschmälert würde. Es kam so weit, daß Bismarck mit dem Rücktritt drohte. Endlich einte man sich, daß der Reichstag auf 7 Jahre die Gelder bewilligte. Gerade um jene Zeit war der Marschall Mac Mahon auf 7 Jahre zum Präsidenten der französischen Republik gewählt worden. Wie man nun in Frankreich diese siebenjährige Wahlperiode Septennat nannte, so gebrauchte man denselben Ausdruck in Deutschland für die Perioden militärischer Bewilligung.

Auch die Reichsjustizreform erregte schwere Kämpfe, doch kam es hier ebenfalls zu einem Kompromiß. Die neue Zivil- und Strafprozeßordnung, sowie eine neue Gerichtsorganisation wurden nach langen Verhandlungen angenommen. Das Reichsgericht kam nicht nach der Reichshauptstadt Berlin, sondern nach Leipzig.

Schwere Erschütterungen aber rief der Kulturkampf hervor. Wurde er auch in erster Linie von dem Bundesstaat Preußen, dessen Kultusminister Falk geworden war, geführt, so wurde auch das Reich als solches in den Streit hineingezogen. So wurden die Jesuiten durch ein Gesetz im Jahre 1872 aus dem deutschen Reichsgebiete ausgewiesen. Hatte die Regierung gehofft, durch Strafbestimmungen und Kampfgesetze den Widerstand der katholischen Geistlichkeit zu brechen, so mußte sie schwere Enttäuschungen erleben. Gereizt durch die Strenge der Strafe begann der katholische Klerus eine lebhafte Agitation, und gar bald stieg die Zahl der ultramontanen Abgeordneten im Reichstag auf 100, eine Höhe, auf der sich die Partei dauernd erhalten hat. Aber auch innerhalb der evangelischen Kirche fühlte man sich durch verschiedene neue Gesetze schwer verletzt, so daß auch hier viele Klagen laut wurden.

Gleichzeitig stieg die Unzufriedenheit der Arbeiterbevölkerung. Nachdem in den ersten Jahren nach dem Kriege ein großer wirthschaftlicher Aufschwung erfolgt war, trat leider ein Rückgang ein. Auf die Periode des Gründerschwindels folgte die des Gründerkraches. Die Löhne, die in letzter Zeit oft unnatürlich gestiegen waren, mußten notwendigerweise wieder sinken. Gleichzeitig trat Arbeitsmangel ein, während die Bevölkerungszahl wuchs. Unter diesen Umständen war es den sozialdemokratischen Agitatoren leicht, größere Massen zu gewinnen. Immer mehr wuchs die Zahl derjenigen, die sozialdemokratischen Lehren anhingen. Welche Früchte aber diese Verwirrung zeitigte, das sah man mit Schrecken im Jahre 1878, als zweimal

Sozialdemokraten die Mordwaffe gegen den Kaiser erhoben. Hödels Schüsse gingen fehl, dagegen traf Nobiling den Kaiser, so daß dieser verwundet wurde und auf ein halbes Jahr die Regierung an den Kronprinzen übertrug. Der Reichstag wurde aufgelöst, der neue Reichstag aber bewilligte das Sozialistengesetz, durch das eine Reihe von Maßregeln gegen die Sozialdemokratie ermöglicht wurden. Durch eine im schutzzöllnerischen Sinne gehaltene Steuerreform wurden nicht nur die Finanzen des Reiches verbessert, sondern auch die heimische Industrie gestärkt. Um aber auch die Arbeiter vor unverschuldeter Noth zu schützen, wurde die durch zwei kaiserliche Botschaften angekündigte Sozialreform begonnen. Durch das Krankenkassengesetz und durch die Unfallversicherung wurden schwere Mißstände beseitigt. Die Hoffnung freilich, daß die Arbeiter nun zufriedener werden würden, erfüllte sich nicht.

In der auswärtigen Politik blieb Bismarck glücklich. Eine glänzende Anerkennung seiner führenden Rolle war es, daß der Kongreß, der die orientalischen Streitigkeiten 1878 schlichten sollte, in Berlin stattfand. Im Zeitalter Metternichs fanden die Kongresse in Oesterreich statt, später waren London und Paris die Städte, in denen die Diplomaten mit Vorliebe zusammen kamen, jetzt wurde diese Ehre der deutschen Reichshauptstadt zu teil. 1879 schloß das deutsche Reich mit Oesterreich-Ungarn ein Bündnis ab, dem später Italien beitrat. Dieser Dreibund erwies sich als ein Hort des Friedens, und zwar um so sicherer, je stärker seine Heeresmacht war. Das erste Septennat lief im Jahre 1881 ab, es wurde wieder auf 7 Jahre verlängert und gleichzeitig die Armee vermehrt. Als aber im Jahre 1887 eine erneute Vermehrung der Heeresstärke und wieder eine Verlängerung auf 7 Jahre beantragt wurde, wollte der Reichstag sich nicht auf 7 Jahre binden. Infolge dessen erfolgte zum zweiten Male eine Auflösung des Reichstages. Der neu gewählte bewilligte nicht nur diese Forderungen, sondern auch ein neues Landwehr- und Landsturmgesetz, durch welches die Kopfzahl der Kämpfer erheblich vermehrt wurde.

Gegenüber diesen Vergrößerungen der Landmacht blieb die Flotte klein. Das mußte sich um so schwerer fühlbar machen, als Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten war. In Afrika, wie in Neu-Guinea, erwarb Deutschland Schutzgebiete, deren Bedeutung zwar anfangs nicht überall gewürdigt wurde, für die aber im Laufe der Zeit immer mehr Interesse in der Heimat erwachte.

Mit Dankbarkeit blickte das deutsche Volk auf seinen greisen Kaiser, unter dessen Regierung Ansehen und Macht des Reiches in ungeahnter Weise gestiegen. Voller Jubel wurde am 22. März 1887 der 90jährige Geburtstag des Kaisers gefeiert. Aber im Laufe des neuen Lebensjahres erlebte der Kaiser den bitteren Schmerz, daß sein Sohn, der Kronprinz, schwer erkrankte. Aber der Kaiser selbst wurde noch vor dem [illegible] elt abberufen. Am 9. März 1888 starb Deutschlan[illegible] erster [illegible] ch kurzer Krankheit.

Seit dem Zeitalter Friedrichs des Großen hat Preußen nie mehr einen Herrscher gehabt, der so Großes für sein Volk gethan. Zwar war er kein Fürst, wie der Große Kurfürst und Friedrich der Große, der in eigener Person die politischen und militärischen Angelegenheiten des Staates leitete, aber Wilhelm I. besaß die große Gabe, mit guter Menschenkenntnis die geeigneten Männer an die richtige Stelle zu bringen und treu und fest an ihnen zu halten, wenn alles gegen sie einstürmte. So konnte er, unterstützt durch Bismarck, Moltke und Roon das große Werk vollbringen, das ohne seine feste Entschlußkraft nie zu einem glücklichen Ende geführt worden wäre.

Als die Trauerkunde von dem Tode Wilhelms I. nach Italien gelangte, entschloß sich der neue Kaiser trotz eigener schwerer Krankheit, die Reise nach dem kalten Norden anzutreten. Mit wehmüthigem Gefühl empfing ihn das treue deutsche Volk, dessen Liebling er seit dem Zeitalter der großen Kriege war. Viele Hoffnungen, die man ihm zwei Jahrzehnte lang entgegengebracht, mußten verstummen, denn Jedermann wußte, daß es für den unheilbar Kranken keine Rettung mehr gab. Doch wollte er die kurze Lebenszeit, die ihm noch vergönnt war, zum Wohle seines Volkes verwenden, und darum zögerte er nicht, nach Deutschland heimzukehren, um seine neuen Pflichten zu erfüllen. Als Kronprinz hatte er den Namen Friedrich Wilhelm geführt, man erwartete deshalb allgemein, daß er als Friedrich Wilhelm V. sich jetzt bezeichnen würde, er zog es aber vor, sich Friedrich III. zu nennen. Im Volke, das ihn schon lange gern „Unsern Fritz" nannte, bürgerte sich die Bezeichnung Kaiser Friedrich rasch ein.

Bald am Anfange der Regierung erfolgten eine große Reihe von Gnadenbeweisen. Die Grafen Radolin (welcher jetzt deutscher Botschafter in Petersburg ist,) und Solms-Baruth wurden in den Fürstenstand, verschiedene Adlige in den Grafenstand, eine große Reihe von Bürgerlichen in den Adelstand erhoben. Graf Blumenthal, der ehemalige Generalstabschef des Kronprinzen während der Kriege von 1866 und 1870, wurde zum Generalfeldmarschall befördert. Auch dem Fürsten Bismarck brachte der neue Kaiser viel Vertrauen entgegen. Als gegen Ostern der Reichskanzler gegen die geplante Verlobung einer Prinzessin mit dem ehemaligen Fürsten von Bulgarien Bedenken erhob, befürchtete man vielfach, daß Bismarck verabschiedet werden würde, allein die Familienverbindung zerschlug sich und der Reichskanzler blieb im Amte.

Nur 99 Tage währte Kaiser Friedrichs Regierungszeit. Am 15. Juni 1888 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden und sein ältester Sohn, Kaiser Wilhelm II. bestieg den Thron. Am 25. Juni eröffnete der neue Herrscher zum ersten Mal den deutschen Reichstag. In der Thronrede versprach er, so viel an ihm läge, den Frieden zu bewahren und dieselben Bahnen einschlagen zu wollen, auf denen sein Großvater sich die Liebe des deutschen Volkes, das Vertrauen der

Bundesgenossen und die Anerkennung des Auslandes erworben habe. Fast alle deutschen Fürsten waren anwesend, und zeigten damit deutlich, daß sie die Treue und Freundschaft, die sie dem greisen ersten Kaiser bewiesen, nun auf den Enkel übertragen wollten.

Die soziale Reformgesetzgebung wurde auch unter dem neuen Kaiser fortgeführt, aber trotz aller der Arbeiterschaft erwiesenen Wohlthaten, wie sie noch in dem neuen Gesetz über Invaliditäts- und Altersversicherung zum Ausdruck kamen, blieb die große Masse der Arbeiter der Sozialdemokratie ergeben. Innerhalb der bürgerlichen Parteien trennten sich nun die Meinungen, wie man dem revolutionären Geiste wirksam entgegentreten könnte. Die einen meinten, daß man noch größere Milde beweisen, das Sozialistengesetz aufheben und auf diesem Wege die Arbeiter gewinnen sollte. Andere dagegen waren der Ansicht, daß eine weit größere Strenge nothwendig sei und das Sozialistengesetz verschärft werden müsse. Innerhalb der Regierung war sicher die letztere Ansicht die herrschende, denn die neue Vorlage, die im Winter 1889/90 an den Reichstag gelangte, enthielt verschiedene strengere Bestimmungen. Hierüber kam das ganze Gesetz zum Fall, so daß man schließlich an Stelle eines verschärften Sozialistengesetzes nichts zu setzen hatte, das bisherige Gesetz ließ man ablaufen und so bekam die Sozialdemokratie wieder die Bewegungsfreiheit, die sie vor 1878 gehabt hatte.

Wie weit diese Vorgänge bei dem Rücktritt des Fürsten Bismarck mitgewirkt haben, entzieht sich zur Zeit noch der Kenntniß weiterer Kreise. Ein tiefer Schmerz ging durch das deutsche Volk, als am 20. März 1890 der Reichskanzler seinen Abschied nahm. Der Kaiser aber telegraphirte an den Großherzog von Weimar, ihm sei zu Muthe, als habe er zum zweiten Mal seinen Großvater verloren.

Zum Reichskanzler wurde der General der Infanterie **von Caprivi** ernannt. Er war Militär, nicht eigentlich Diplomat. In Folge dessen trat jetzt für die auswärtige Politik die Person des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes in den Vordergrund. Der bisherige Staatssekretär **Graf Herbert Bismarck** nahm ebenfalls seinen Abschied und wurde durch den Freiherrn Marschall von Bieberstein ersetzt.

Der neue Reichskanzler wurde auch preußischer Minister-Präsident, behielt diese Stelle aber nur bis zum 24. März 1892. Ein heftiger Kampf war nämlich um jene Zeit wegen eines neuen Schulaufsichtsgesetzes in Preußen entbrannt. Nicht bloß der Kultus-Minister Graf Zedlitz trat zurück, sondern auch der Minister-Präsident von Caprivi verzichtete auf den Vorsitz im preußischen Ministerium, er blieb jedoch Reichskanzler und preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Zum Präsidenten des preußischen Staats-Ministeriums wurde der Minster des Inneren, **Graf Botho zu Eulenburg**, ernannt.

Glücklicher ging Caprivi im Jahre 1893 aus dem Kampfe um die Militär-Vorlage hervor. Es handelte sich um eine sehr bedeutende

Verstärkung des Reichsheeres, die Regierung war aber bereit, dafür die bisher im Prinzip festgehaltene dreijährige Dienstzeit preis zu geben und bei den Fußtruppen die zweijährige Dienstzeit einzuführen. Allein trotz dieses Zugeständnisses lehnte der Reichstag die Vorlage ab. Selbst ein Vermittlungsvorschlag, den der Freiherr von Huene, einer der Führer der Centrumsfraktion, gemacht, wurde nicht angenommen. Der Reichstag wurde hierauf aufgelöst, zum dritten Male seit es eine deutsches Reich gab. Auch dieses Mal erreichte die Regierung durch die Auflösung ihren Zweck, die Militär-Vorlage wurde in der von dem Freiherrn von Huene vorgeschlagenen Gestalt angenommen. Auch ein Theil der bisherigen deutsch-freisinnigen Partei stimmte dafür, schon bei den Wahlen war die Partei in die Freisinnige Vereinigung und in die Freisinnige Volkspartei zerfallen.

Große Ueberraschung erweckte im Oktober 1894 die Verabschiedung des Reichskanzlers Grafen von Caprivi und des preußischen Minister-Präsidenten Grafen von Eulenburg. Beide erhielten ihren Nachfolger in dem bisherigen Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst. Er wurde deutscher Reichskanzler und preußischer Minister-Präsident, so daß diese beiden wichtigen Aemter wieder in einer Hand vereinigt wurden. Staatssekretär des Auswärtigen Amtes blieb der Freiherr Marschall von Bieberstein, welcher jetzt auch zum preußischen Staatsminister ernannt wurde. Preußischer Minister des Innern wurde Herr von Köller, welcher zuletzt Unter-Staatssekretär im Ministerium für Elsaß-Lothringen gewesen, dem Fürsten Hohenlohe also gut bekannt war.

Die Persönlichkeit des neuen Ministers des Innern mußte bald am Anfang in den Vordergrund des politischen Lebens treten, denn je weniger sich das System der Milde gegen die Sozialdemokraten bewährt hatte, desto mehr stieg die Zahl derjenigen, welche strenge Gesetze zur Bekämpfung des Umsturzes verlangten. Der neue Minister, der allgemein als ein sehr energischer Mann galt, ließ nicht lange warten, schon Anfang Dezember 1894 ging dem Reichstag der Entwurf eines Gesetzes zu, das man mit dem Namen „Umsturzvorlage" zu bezeichnen pflegte. Der Kampf um dieses Gesetz erregte die öffentliche Meinung ganz außerordentlich in den nächsten Monaten. Am 11. Mai 1895 wurde die Vorlage von dem Reichstage abgelehnt. Die Centrumsfraktion hatte in den Entwurf eine Reihe von Bestimmungen hineingebracht, durch die Religion und Sitte geschützt werden sollte. Eine große Reihe von Männern der Mittelpartei befürchtete, die freie wissenschaftliche Forschung könnte durch diese Paragraphen bedroht werden, sie versagten deshalb die Unterstützung und das ganze Gesetz fiel. Der Minister von Köller blieb noch ein halbes Jahr im Amt, nahm aber im Dezember aus Gründen, über die die Oeffentlichkeit nur Vermuthungen anstellen konnte, seinen Abschied. Sein Nachfolger wurde der Freiherr von der Recke von der Horst.

Am 30. Dezember 1895 fiel der Engländer Jameson mit einer

Bande in die Transvaal-Republik ein, wurde aber am 2. Januar 1896 geschlagen. Kaiser Wilhelm richtete darauf an den Präsidenten der Republik, Herrn Krüger, ein Telegramm, in dem er ihm seinen aufrichtigen Glückwunsch aussprach. Auch die öffentliche Meinung in Deutschland verurtheilte allgemein den englischen Räuberstreich. In England dagegen erhob sich ein wüstes Schimpfgeschrei gegen den deutschen Kaiser. Wiederholt wurden nun aber auch in Deutschland Stimmen laut, die da meinten, unsere Zukunft könne einmal von englischer Seite her gefährdet werden, es sei nicht mehr genügend eine starke Landmacht zu besitzen, Deutschland müsse auch eine Seemacht haben. Doch fanden die Flottenfreunde vorläufig noch wenig Boden. Der Reichstag bewilligte im März 1897 nur die allerdringlichsten Marineforderungen, eine große Reihe von geplanten Schiffsbauten strich er dagegen.

Aber die Idee, daß eine Vermehrung der deutschen Flotte nothwendig sei, fand immer mehr Anhänger. Im Juni wurde der Kontre-Admiral Tirpitz zum Chef des Reichs-Marine-Amtes ernannt. Ihm sollte es vergönnt sein, zwei wichtige Vermehrungen der deutschen Seemacht durchzusetzen. Die erste Flottenvorlage wurde Ende November 1897 bekannt, am 28. März 1898 wurde sie angenommen. Allein was damals bewilligt war, konnte für die Dauer unmöglich genügen. So trat die Regierung noch vor Ablauf des Jahres 1899 mit einer neuen Vorlage, mit der Forderung einer Verstärkung unserer Seemacht auf. Während des Winters 1899/1900 fand allerorten eine überaus lebhafte Agitation statt. Im Frühjahr 1900 nahm der Reichstag eine neue Vorlage an, die weit über die Bewilligungen des Jahres 1898 hinausging.

Wie dringend nöthig diese Vermehrung war, das hatten verschiedene Ereignisse der letzten Zeit gezeigt. Im Jahre 1897 kam die Nachricht nach Deutschland, daß katholische deutsche Missionare in der chinesischen Provinz Shantung ermordet worden seien. Hierauf erhielten deutsche Kriegsschiffe den Befehl, nach Kiautschou zu fahren und die Bestrafung der Mörder zu verlangen. Diese Expedition führte zu einer dauernden Besetzung von Kiautschou. Mit der chinesischen Regierung verständigte sich die deutsche, indem sie das Gebiet pachtete. Da man aber Anfangs nicht wissen konnte, welche Verwickelungen entstehen könnten, wurde P r i n z H e i n r i c h, der Bruder des Kaisers, mit einer Verstärkung nach Ost-Asien gesandt. Man war hierbei genöthigt, auf ganz alte Schiffe zurückzugreifen. Als die deutsche Regierung sich ferner gezwungen sah auf die Behörden der Republik Haiti einen Druck auszuüben, weil ein deutscher Kaufmann gemißhandelt worden war, da mußte man Schulschiffe nach Haiti senden. Auch im Mittelmeer, wo aus Anlaß der Wirren auf Kreta sich Flotten aller Großmächte versammelt hatten, konnte sich Deutschland nur durch ein Kriegsschiff vertreten lassen. Besondere Entrüstung aber erregte in Deutschland das Vorgehen der Engländer gegen deutsche Schiffe, die im Januar 1900 an der ostafrikanischen Küste unter

dem Vorwande beschlagnahmt wurden, sie führten Kriegskontrebande mit sich. Derartige Beleidigungen konnte sich das deutsche Volk nicht gefallen lassen. Der auswärtigen Politik aber waren die Hände gebunden, so lange ihr nicht die nöthige Flotte zur Seite stand.

Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatte bis zum Juni 1897 in den Händen des Freiherrn Marschall von Bieberstein gelegen, dann übernahm sie der bisherige Botschafter in Rom, Herr von Bülow, der im Oktober zum Staatssekretär ernannt wurde. Seiner Amtsführung traten bald am Anfange große Schwierigkeiten entgegen. Sein Bestreben, ein freundliches Einvernehmen mit England aufrecht zu erhalten, wurde durch das Verhalten dieses Staates nicht grade unterstützt. Als im Jahre 1899 die Engländer und Amerikaner mit Anhängern des Häuptlings Matafaa in Samoa in Konflikt geriethen, wurden die deutschen Interessen so wenig berücksichtigt, daß ein Sturm der Entrüstung durch ganz Deutschland ging. Noch mehr stieg die Erbitterung, als die Engländer im Herbst 1899 die südafrikanischen Buren mit Krieg überzogen. Nicht bloß das Gerechtigkeitsgefühl erweckte Sympathieen für das Burenvolk, sondern auch die vielfachen Mißhandlungen, die Deutsche in Afrika durch Engländer erfuhren, regten überall auf. Es gelang der deutschen Diplomatie, einen großen Theil der Schwierigkeiten zu überwinden. Durch einen Vertrag mit England und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wurden die samoanischen Wirren in einer befriedigenden Weise gelöst, die wichtigsten Inseln wurden deutsch. Ferner kaufte das Deutsche Reich den Spaniern die Karolinen-Inseln ab. So wurde unser Kolonial-Besitz in dankeswerther Weise vergrößert.

Für die innere Politik war es von großem Werthe, daß durch die Steuer-Reform, welche der Minister Miquel glücklich durchführte, die preußischen Finanzen sich wesentlich gebessert hatten. Schwierigkeiten blieben aber auch der inneren Politik nicht erspart. Nur durch eine energische Unterstützung von Seiten der Regierung kann sich das Deutschthum in unsern östlichen Provinzen gegenüber dem Ansturm des Polenthums halten. Auch die sozialdemokratische Gefahr besteht nach wie vor. Ein Gesetz, welches zum Schutz der Arbeitswilligen erlassen werden sollte, wurde vom Reichstage abgelehnt.

Allein trotz aller Gefahren, die das deutsche Volk umringen, blicken wir hoffnungsvoll der Zukunft entgegen. Unter schweren Kämpfen ist unser Vaterland im 19. Jahrhundert einig und stark geworden, wenn es die Wurzeln seiner Kraft pflegt, wird es auch die Stürme des 20. Jahrhunderts glücklich überstehen.

Das Deutsche Jahrhundert
Abtheilung VI.

Geschichte der Musik

im

neunzehnten Jahrhundert

von

Dr. Leopold Schmidt.

Berlin 1901.
Verlag von F. Schneider & Co.
H. Klinsmann.

Einleitung.

Der Zeitraum eines Jahrhunderts ist eine weite Spanne für die Entwicklung einer Kunst. Ihre verschiedenen Phasen folgen sich meist so schnell, daß schon nach wenigen Jahrzehnten das geschichtliche Bild eine völlig veränderte Physiognomie aufweist. Freilich, die Jahrhundertwenden selbst bieten nur selten der historischen Betrachtung natürliche Grenzen. So ist z. B. in der Musikgeschichte nur das Jahr 1600 ein solcher Wendepunkt, von dem aus mit dem Auftauchen des monodischen begleiteten Gesanges und seiner weiteren Ausgestaltung in Oper und Oratorium die ersten Anfänge unserer modernen Musik zu verfolgen wären. Im Allgemeinen aber muß man sich bewußt bleiben, daß jede zeitlich umgrenzte Betrachtungsweise immer etwas willkürlich Herausgegriffenes zum Objekt hat, den Theil eines Ganzen, der mit allen Fasern in der Vergangenheit wurzelt, und von dem aus unverfolgbare Fäden in die Zukunft reichen. Bei der Neigung, die wir ohnehin haben, bestimmte Künstler und Werke zu Gruppen zu vereinigen, von „Perioden", „Schulen" u. dergl. zu sprechen, kann solche Abgrenzung doppelt gefährlich werden. Denn nicht immer geht die Entwicklung continuirlich vorwärts,; manche Erscheinung steht vereinzelt oder hat ihre Beziehung zu weit Zurückliegendem.

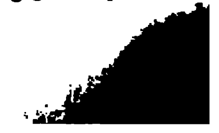
Den Anlauf zu den musikalischen Bestrebungen des eben abgeschlossenen Saeculums nahm schon die Mitte des voraufgegangenen. Von der Zeit, in der die Instrumentalmusik zur Blüthe gelangte, datirt ein neuer Abschnitt der Entwicklung, der über das Jahr 1800 hinaus bis in unsere Tage sich fortsetzt. Und dennoch muß man der Tonkunst des 19. Jahrhunderts einen eigenen Charakter zusprechen. Mit ihm im Zusammenhang steht die Rolle, die die Musik im Kulturleben der modernen Völker spielt. Niemals wohl hat sie eine so dominirende Stellung eingenommen, nie zu vor hat sie so breite Volksschichten in ihre Kreise gezogen. Man hat dies Jahrhundert mit Vorliebe das Jahrhundert der Naturwissenschaften genannt; man könnte es eben so gut, im Hinblick auf das Kunstleben, das Jahrhundert der Musik nennen. Mehr und mehr tritt die Musik vor den andern Künsten in die erste Reihe, mehr und mehr gewinnt sie — zu ihrem Schaden wie zu ihrem Heile — das allgemeine Interesse.



Aeußerlich markirt sich das 19. Jahrhundert in der Musikgeschichte durch einen sehr bemerkenswerthen Vorgang. Nach einer mehr als zweihundertjährigen Herrschaft der Italiener übernimmt Deutschland dauernd die Führung. Zu der Zeit, als der Glanz der Niederländischen Schule zu verbleichen begann, also etwa seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, war Italien der Ausgangspunkt einer neuen musikalischen Bewegung geworden, die sich siegreich alle Kulturvölker unterwarf und das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch die Oberhand behielt. Wohl fehlte es weder in Frankreich noch namentlich in Deutschland an hervorragenden einheimischen Meistern; aber eine nationale Kunst, die der italienischen die Waage zu halten vermocht hätte, ging, wenigstens unmittelbar, nicht von ihnen aus. Ein Händel, ein Hasse, ein Gluck, sie alle erstarkten an wälschen Vorbildern und redeten als Musiker (wie oft auch im Leben) die Sprache Italiens. Bach freilich war aus der Schule der norddeutschen Orgelmeister hervorgegangen, aber wie eng war der Kreis, auf den er wirkte, und wie bald war er fast völlig und für lange Zeit vergessen! Auch Haydn, Mozart und Beethoven, deren Werke zuerst den musikalischen Ruhm Deutschlands ausmachten, sie haben sich nicht bewußt von der Kunst ihrer Vorgänger losgesagt, von den Traditionen, in denen auch ihr Können wurzelte.

Von dem beginnenden 19. Jahrhundert an trat nun eine entscheidende Wandlung ein. Die Werke unserer Klassiker erweckten, fast noch eher als in ihrer Heimath, in England und Frankreich Begeisterung; auch in Italien blieben sie nicht ohne Einfluß, und der deutsche Name bekam bald in der musikalischen Welt einen gewichtigen Klang. Anfangs waren es zwar nur Haydn und Mozart, die sich im Sturm das Ausland eroberten. Beethovens Muse erstand zunächst nur in dem Franzosen Berlioz ein glühender Apostel; kein Wunder! sollte es doch noch ziemlich lange dauern, bis sie selbst im eigenen Lande tiefere Wurzeln schlug. Als dann aber der Wirksamkeit der Klassiker die nicht weniger fruchtbare der Romantiker folgte und die Phantasie der Empfänglichen in ihr Wunderreich entführte, als endlich, durch die Romantiker gefördert, die Zeit der Renaissance anbrach und Händel und Bach in ihre nur zu lange verkümmerten Rechte einsetzte, da machte das deutsche Uebergewicht trotz aller Opernerfolge der neueren Italiener und Franzosen sich allenthalben überzeugend fühlbar. Man kann deutlich verfolgen, wie allmählich einer nach dem andern der deutschen Meister, von Weber bis Schumann, das Verständniß der gesammten Musikwelt sich erschließt, und seit der Mitte des Jahrhunderts etwa war kein Zweifel mehr, daß Deutschland die Hegemonie übernommen hatte. Es bedurfte gar nicht mehr der Erscheinung eines Brahms oder der Alles überschattenden Persönlichkeit Richard Wagners, um die Schale zum sinken zu bringen.

Man kann also das 19. Jahrhundert dahin charakterisiren, daß es Deutschland mit Entschiedenheit an die Spitze der Bewegung gebracht



hat. Nicht minder wichtig jedoch als diese nationale, ist eine mehr innere Entwicklung der Tonkunst, die gleichfalls bereits in den ersten Jahrzehnten einsetzt. Die von der Florentiner Renaissancebewegung ausgegangenen Impulse hatten dem musikalischen Drama eine mächtige Triebkraft verliehen, und mehr und mehr sehen wir es in den Mittelpunkt aller Bestrebungen treten. Im 18. Jahrhundert wenden sich ihm die Tonsetzer, soweit sie nicht ausschließlich Kirchenkomponisten sind, mit steigendem Interesse zu. Eine wichtige Bundesgenossin erwuchs der Oper in der selbständigen Instrumentalmusik. Je mehr es gelang, diese dem Theater dienstbar zu machen, einen um so bedeutsameren Aufschwung nahm naturgemäß die Opernkomposition. Als endlich durch die reformatorische Thätigkeit Glucks eine intimere Beziehung zwischen Poesie und Tonkunst angebahnt, das Verständniß für das Wesen der musikalischen Dramatik erschlossen war, konnte Mozart seine unsterblichen Werke schaffen, die in das neue Jahrhundert als unerreichte Beispiele hinüberleuchteten, und deren Glanz, wie es scheint, für immer ungetrübt bleiben soll. Unter der Einwirkung der romantischen Schule entwickelte sich dann die Oper weiter nach Form und Inhalt, bis sie als Musikdrama im Schaffen R. Wagners vorläufig ihren Höhepunkt erreicht hat. Dabei vollzog sich nun eine eigenthümliche Scheidung. Das eine Kunstgenre bewegte sich zwar in aufsteigender Linie, aber es isolirte sich, es zweigte sich von der übrigen Musik ab, je mehr es sich vervollkommnete. Zum ersten Mal erstehen Komponisten, die nur, oder fast nur für die Bühne schreiben, eine Erscheinung, die frühere Jahrhunderte nicht kannten. Wiederum folgen sich eine Reihe hochbedeutsamer Meister, die im Gegentheil von der Oper sich fernhalten, darunter einige in bewußtem Gegensatz. Dieser Zwiespalt der Produktion ist neu und in hohem Grade charakteristisch. Auf der einen Seite Männer wie Marschner, Meyerbeer, Wagner, die Franzosen und Italiener; auf der anderen Mendelssohn, Schumann und Brahms. Oper und Konzertsaal stehen sich im 19. Jahrhundert getrennt gegenüber.

Als drittes Merkmal könnte man den Niedergang der Kirchenmusik anführen. Was einst der Tonkunst den höchsten und reichsten Inhalt gab, verschwindet fast gänzlich aus ihr. Cherubini ist der letzte große Kirchenkomponist. Die Versuche Liszts, die katholische Kirchenmusik zu regeneriren, bleiben erfolglos; bei anderen Modernen geht die geistliche in die Konzertmusik auf. Es könnte diese Thatsache einfach für eine Folge des Vordringens der Opernmusik gelten; indessen wird sie wohl besser mit den allgemeinen geistigen Strömungen des Jahrhunderts, aus dessen Denken und Empfinden die Kirchlichkeit bald mehr und mehr schwand, in Zusammenhang zu bringen sein.

Die vorhin aufgestellte Doppelreihe bahnbrechender Komponisten giebt ganz von selbst den Weg an, den eine Betrachtung durch die Musik des 19. Jahrhunderts zu nehmen hat. Den Ausgangspunkt bilden zwei Männer, die noch außerhalb jener Spaltung stehen und sie doch, jeder auf seine Weise, herbeigeführt

haben. Aus dem vorigen Jahrhundert ragt die Kolossalgestalt Beethovens herein, der die Epoche der klassischen Musik und ihre Traditionen zum Abschluß brachte, zugleich aber in seinen letzten Werken die Keime zu einer neuen, noch unberechenbaren Fortbildung legte. Und an der Schwelle der neuen Zeit steht als erster wahrhaft moderner Meister Carl Maria v. Weber, der Tondichter, von dem so viele und so wichtige Impulse auf die neue Generation ausgingen. Diesen beiden haben wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In den folgenden Blättern soll der Versuch gemacht werden, über die Fülle der in dieser ganzen Entwicklungskette auftauchenden Personen und Ereignisse einen kurzen Ueberblick zu gewähren. Was die Art der Darstellung betrifft, so ist für sie das Prinzip maßgebend gewesen, bei Allbekanntem nicht mehr als nöthig zu verweilen, zu Gunsten anderer Gesichtspunkte, die bisher vielleicht noch garnicht, oder nur flüchtig behandelt worden sind. Bevor wir jedoch dem Gange der Entwicklung folgen, wird es gut sein, uns erst einmal zu vergegenwärtigen, wie es etwa ums Jahr 1800 in der Musik eigentlich aussah.

In Deutschland war nach Mozarts Tode Joseph Haydn zur unbestrittenen Herrschaft gelangt. Es war die Zeit, wo er eben seine beiden großen Oratorien „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten" vollendet und in Wien zur Auffhürung gebracht hatte. Die Verehrung, die der Altmeister bei seinen Landsleuten genoß, war von noch nicht langer Dauer; erst nach seinen Londoner Triumphen wurde man sich in Deutschland seiner wahren Bedeutung bewußt und begann nun auch den Symphoniker in ihm zu schätzen, während er bis in die neunziger Jahre lediglich als Quartettkomponist über die Grenzen seiner Eisenstädter Wirksamkeit hinaus etwas gegolten hatte. Haydns Streichquartette hatten freilich schon früh den Ruhm ihres Schöpfers weithin verbreitet. In London wie in Paris eroberten sie der deutschen Musik den Boden und übten auf den Stil und die Formen der ausländischen Instrumentalmusik den nachhaltigsten Einfluß. Mit den genannten Oratorien errang Haydn nun nicht nur seine größten Erfolge; durch sie gestaltete er auch indirekt das ganze künftige Konzertleben. An die „Schöpfung" und „Jahreszeiten" knüpfte sich die Bildung der ersten Dilettanten-Gesangvereine, die später einer der wichtigsten Faktoren der öffentlichen Musikpflege wurden und durch ihr Vorhandensein die musikalische Produktion, namentlich von den dreißiger Jahren ab, wesentlich bestimmen halfen.

Auf dem Gebiete der Oper begannen mit dem scheidenden 18. Jahrhundert die Hauptwerke Mozarts sich allerorten einer gerechteren Würdigung, als ihnen anfänglich zu Theil geworden, zu erfreuen. Besonders war es die „Zauberflöte", die überall den stärksten Ein-

Mozart, Wolfgang Amadeus, 1756—91.
Haydn, Franz Joseph, 1732—1809.

druck hervorrief; bald gesellten sich ihr „Don Juan“ und „Figaro“ als Rivalen in der Gunst des Publikums. An die „Zauberflöte“ knüpfte sich dann die Entwicklung eines eigenartigen Genres. Die sogenannte Zauberoper (Wenzel Müller, Raimund u. A.), die sich bald zur Zauberposse, zum leeren Maschinen- und Dekorationsstück verflachte, war, zumal in Wien, etwa drei Jahrzehnte hindurch außerordentlich beliebt. Im übrigen begnügten sich die Nachfolger Mozarts, die meist auch seine Nachahmer waren, unter größerer oder geringerer Anlehnung an das von Adam Hiller begründete deutsche Singspiel die Formen und den Stil des Meisters auszunutzen, ohne seinen Geist lebendig erhalten zu können. Haydn, der viel fürs Theater geschrieben, hatte als dramatischer Komponist keine eigene Note angeschlagen, und Beethoven, der 1793 nach Wien gekommen war, begann erst um die Wende des Jahrhunderts als neuer Stern am Kunsthimmel aufzugehen. Bis gegen Ende der neunziger Jahre war er wohl als Klaviervirtuose gefeiert, aber doch nur von einem verhältnißmäßig kleinen Kreise in seiner Bedeutung als schaffender Meister erkannt.

Unabhängig von den Wiener Meistern, die ein halbes Jahrhundert hindurch die Tonkunst zu immer üppigerer Blüte entwickelt hatten, und zum Theil in künstlerischem Gegensatz zu ihnen, florirte im Norden Deutschlands eine zweite Komponistenschule. Hier, in der Heimath Bachs und Händels, wirkten die Traditionen der großen deutschen Orgelmeister lebendiger fort als im Süden, wo sie nie recht Wurzel gefaßt hatten. Das Verdienst, die Fühlung mit der Händel'schen Kunst am intimsten aufrecht erhalten zu haben, gebührt freilich England. In Deutschland kamen nur wenige Oratorien Händels, und auch diese meist in Privatkreisen und in Ueberarbeitungen, zur Aufführung. Bach war gegen Ende des 18. Jahrhunderts so gut wie verschollen, sein begabtester Sohn Philipp Emanuel dagegen so recht eigentlich das Haupt der modernen Musiker. Das Genie und der Kunstverstand Johann Sebastians hatten sich nicht auf die folgende Generation vererbt, wohl aber etwas vom Geiste seiner Musik, der aber leider immer mehr in trockenem Formalismus verkümmerte. Das Ersprießliche dieser Richtung beruht hauptsächlich in der Pflege, die sie dem Volksthümlichen in der Musik hat zu Theil werden lassen. Deshalb ist sie auch für die Entwicklung des deutschen Liedes von Bedeutung gewesen. Männer wie Joh. Fr. Reichardt, J. A. P. Schulz, Kunzen, der Süddeutsche Zumsteeg und später Zelter haben

Hiller, Johann Adam, 1728—1804.
Bach, Karl Philipp Emanuel, 1714—88.
Reichardt, Johann Friedrich, 1752—1814.
Schulz, Johann Abraham Peter, 1747—1800.
Kunzen, Friedr. Ludw. Aemilius, 1761—1817.
Zumsteeg, Johann Rudolf, 1760—1802. Erster Balladenkomponist.
Zelter, Karl Friedrich, 1758—1832. Mitbegründer der Singakademie.

mitgeholfen, jene Bewegung in Fluß zu bringen, die dann so rasch die Blütezeit der musikalischen Lyrik heraufführte.

Richten wir unseren Blick ins Ausland, so treffen wir zunächst in Frankreich auf eine in rüstiger Fortentwickelung begriffene nationale Strömung. Dem Belgier Grétry verdankt die komische Oper der Franzosen einen eigenen, von der opera buffa der Italiener unabhängigen Stil. In seinen besten Werken hatte er einige glückliche Beispiele gegeben. Die von ihm und Monsigny ausgehenden Anregungen beeinflußten eine Reihe jüngerer Talente, von denen noch die Rede sein wird. Daneben schrieb der bereits betagte Gossec noch für die Bühne; nach der ernsteren Richtung brachten Méhul und Lesueur später der offizielle Komponist des ersten Kaiserreichs, verschiedene Versuche an die Oeffentlichkeit, vor allem aber Cherubini, der, wenigstens als Opernkomponist dem 18. Jahrhundert angehört. Im Jahre 1800 erschien sein populärstes Werk „Der Wasserträger" (Les deux journées). In der großen Oper standen die Werke Glucks in vorderster Reihe und wirkten noch auf lange Zeit vorbildlich. Von den genannten Tonsetzern war Gossec auch als Symphoniker von Bedeutung. Seine Orchesterwerke erregten schon in den fünfziger Jahren Aufsehen, und seine Quartette erfreuten sich großer Beliebtheit, lange bevor noch durch die Quartette Haydns deutsche Musik in Paris zu Gehör kam. Der Instrumentalist Gossec's und des bedeutend älteren Rameau bereicherte sich rasch um die in Frage stehende Zeit, als nach der Begründung des Konservatoire in Paris ein vorzügliches Orchesterspiel und ein lebhafteres musikalisches Leben sich entwickelte. Auf dem Gebiete der Kirchenmusik finden wir hier so wenig wie in Italien mehr bedeutende Meister, wohl aber tüchtige Tonsetzer wie Lesueur u. A.

Italiens fruchtbarer und gefeierter Opernkomponist Piccini starb gerade im Mai 1800 in dürftigen Verhältnissen. Sein großer Rivale Gluck hatte ihn in Paris aus dem Sattel gehoben; in Sacchini war ihm an den italienischen Bühnen ein gefährlicher Konkurrent erstanden. Der jüngere Nachwuchs blieb von dem Vorbild-

Grétry, André Erneste Modeste, 1741—1813.
Monsigny, Pierre Alexandre, 1729—1817.
Gossec, François Joseph, 1734—1829.
Méhul, Etienne Nicolas, 1763—1817. (1807: Joseph in Egypten.)
Rameau, Jean Philippe, 1683—1764. Begründer der modernen Harmonielehre.
Lesueur (Le Sueur), Jean François, 1760(63)—1837. Lehrer von Berlioz.
Piccini, Nicola, 1728—1800.
Sacchini, Antonio Maria Gasparo, 1734—86.
Cimarosa, Domenico, 1749—1801. (Hauptwerk: Heimliche Ehe).
Paesiello, Giovanni, 1741—1816.
Righini, Vincenzo, 1756—1812.
Zingarelli, Nicola Antonio, 1752—1837.

Mozarts bis zur Unselbständigkeit beeinflußt. Hauptsächlich zeigt sich dieser Einfluß in der reicheren Harmonie, der charakteristischen Instrumentation und der häufigeren Verwendung der Ensemblesätze; die Mozart'sche Dramatik fand in Italien kein ebenbürtiges Genie, das sie fortgesetzt hätte. Unter den Tonsetzern, die um 1800 die italienische Bühne beherrschten, war Cimarosa der begabteste, eigenthümlichste. Neben und nach ihm wirkte Paesiello; ferner sind noch Ferdinand Paer, der in Berlin lebende Righini und Zingarelli zu nennen, deren Werke bereits den Uebergang in eine neue Epoche der italienischen Opernmusik bilden. Die meisten dieser Komponisten bethätigten sich auch mit Geschick in der kirchlichen Tonkunst, schrieben Messen, Motetten, Oratorien und Psalmen. Von der einst so blühenden Kammermusik Italiens ist um diese Zeit nicht viel und nichts Eigenthümliches zu vermelden.

So etwa, wie hier in kurzen Zügen angedeutet, war das musikalische Zeitalter gestaltet, als die neugeartete Kunst Beethovens Alles zu überstrahlen begann. Ihr Licht verbreitete sich nicht sofort; langsam, in Jahrzehnten, aber stetig durchdrang es alle Regionen, und erst am Ausgang des Jahrhunderts erreichte es seinen höchsten Glanz. Der Beethovenkultus steht jetzt wohl in der ganzen Welt in vollster Blüthe, aber man darf sagen, daß die letzten Konsequenzen von des Meisters Schaffen noch immer nicht gezogen sind. Noch lernen wir täglich mehr des gewaltigen Vermächtnisses inne zu werden. Wie Bach hat Beethoven weit in die Zukunft hinausgebaut. Viele Geschlechter werden sich noch an seiner Musik heranbilden, bis ihre Lebenskraft erschöpft ist und der Zeitpunkt kommt, wo sie der Geschichte anheimfällt.

Ludwig van Beethoven gehört seiner musikalischen Ausbildung nach durchaus dem 18. Jahrhundert an. Was ihm von außen zukam, was er durch Lehre und Beispiel an technischem Vermögen, an tonalen Anschauungen, an Feingefühl für Form und

Ludwig van Beethoven ist der Sohn des bei der Hofmusik des Kurfürsten von Köln angestellten Sängers u. Violinspielers Johann van B. und wurde am 17. Dez. 1770 getauft. Dem Musikerberufe hatte auch der Großvater angehört, der 1732 von Antwerpen nach Bonn übergesiedelt war. Für die Entwicklung der musikalischen Begabung des Knaben waren die Verhältnisse in Bonn außerordentlich günstig; unter dem Kurfürsten Maximilian Franz nahmen Wissenschaften und Künste und besonders die Oper einen großen Aufschwung. Nachdem er zuerst vom Vater im Klavier- und Violinspiel unterrichtet worden und dann Schüler von Ries und besonders von Chr. G. Neefe gewesen, wurde er, erst dreizehnjährig, als zweiter Hoforganist angestellt, ohne daß sonst auf seine weitere Ausbildung viel verwendet werden konnte. Scheu und verschlossen wuchs der Knabe heran, von dem nur auf den äußeren Erfolg bedachten leichtsinnigen Vater zu frühzeitigem Auftreten in Köln und Holland genöthigt. Im Jahre 1787 begab er sich nach Wien, um sich unter den Augen Mozarts weiter zu bilden, wurde aber durch die Nachricht der schweren Erkrankung der Mutter nach

Klangreiz sich aneignete, das Alles war das Resultat langgepflegter Traditionen, die Kultur, die seine Zeit ihm übermittelte. Wäre sein Schaffen, wie es bei seinen Vorgängern der Fall war, lediglich die Frucht dieser Kunstentwicklung gewesen, auch Beethoven wäre unbedingt dem 18. Jahrhundert beizuzählen, obgleich seine meisten und wichtigsten Werke in die ersten Dezennien des 19. fallen. Mit dem Jahre 1795 etwa steht er bereits als fertiger, ausgereifter Musiker vor uns. Das ist aber gerade das Charakteristische bei Beethoven, daß seine Musik nicht mehr vom rein artistischen Standpunkt aus bewerthet werden kann, daß sie aus seinem Innersten hervorquillt, daß an ihr, mehr als je zuvor in der Tonkunst, der ganze Mensch betheiligt ist. Der Mensch Beethoven aber war ein Kind des 19. Jahrhunderts. Die Anschauungen und das Empfinden einer neuen Zeit spiegeln sich in seinem Geiste; es sind die Ideen der großen Revolution, die das Milieu, in dem er lebte, durchdrungen und seine Persönlichkeit gemodelt hatten. Beethoven strebte nach Freiheit, nach der Freiheit des Individuums. Das machte ihn zum musikalischen Secessionisten, und das Bedürfniß, seine Menschlichkeit und seine Künstlerschaft in Eins zu verschmelzen, drängte ihn mehr und mehr zu einem in der Tonkunst völlig neuen Subjektivismus.

Schon äußerlich zeigte sich das stark entwickelte Ichgefühl in dem Auftreten des jungen Meisters. Rücksichtslos brach er mit den Anschauungen einer Zeit, die dem Künstler nur eine bedingte soziale Stellung einräumte, die in ihm immer noch den Diener der Fürsten und Aristakraten sah. Man weiß, welche lakaienhafte Behandlung sich ein Mozart, ein Haydn noch hatten gefallen lassen müssen. Beethoven wußte sich ganz anders Achtung zu verschaffen, indem er die geistige Ueberlegenheit des Genies gerade die vornehmen Kreise, allerdings mehr nachdrücklich als anmuthig, fühlen ließ. Wenn später Franz Liszt durch sein feines, diplomatisches Wesen das Musikerthum salonfähig machen konnte, so hatte die mächtige Persönlichkeit Beethovens seinen Bestrebungen freie Bahn gebrochen. Daß

Bonn zurückgerufen. Nach ihrem Tode hatte der Neunzehnjährige fast allein die Aufgabe, für den Unterhalt der Familie zu sorgen. 1789 ernannte ihn der Kurfürst zum Kammermusikus. Als im Juli 1792 Haydn durch Bonn kam und Beethoven hörte, wurde sein Lob die Veranlassung zu einer zweiten Reise nach Wien. Anfangs November ging er in die Donaustadt, die fortab sein dauernder Wohnsitz blieb. Da der Unterricht bei Haydn seinen Erwartungen nicht entsprach, wurde er Schüler von Schenk, Albrechtsberger und Salieri, veröffentlichte aber erst 1795 eigne Arbeiten (Klaviertrios Op. 1). Von nun an komponirte er eifrig, nahm am Musikleben Wiens einen regen Anteil, gab Lektionen, spielte in vornehmen Häusern, gab eigne Konzerte und sein Klaviervirtuosenthum gelangte schnell zu Anerkennung und Ruhm. In der 2. Hälfte der neunziger Jahre führten ihn Konzertreisen nach Eisenstadt, Nürnberg, Prag, Dresden und Berlin, wo er vor dem Könige spielte. Seit 1798 zeigten sich die Vorboten einer Erkrankung des Gehörs, die seine zunehmende Reizbarkeit und Launenhaftigkeit erklären und ihn bald nöthigten (um 1803), der Thätigkeit als

dies zuweilen schroff und vielleicht etwas absichtlich geschah, war eine heilsame Uebertreibung, wie sie im Wesen jeder gesunden Reaktion begründet liegt.

Beethovens Subjektivismus war in der Tonkunst eine neue Erscheinung; er mußte auch dem Entstehen seiner Musik einen neuen Charakter geben. Das Streben, die eigenen Seelenkämpfe, sein persönlichstes Empfinden zum Ausdruck zu bringen, führte nothwendigerweise zur Reflexion, zur Grübelei, nicht über den Empfindungsausdruck selbst, wohl aber über das eigene Ausdrucksvermögen. Beethoven ist kein naiv schaffender Künstler mehr, wie es Haydn, wie es auch Mozart noch gewesen war. Dieser Unterschied ist nicht etwa als Zuwachs an Innerlichkeit zu fassen. Auch frühere Meister haben ihren Werken ihre Seele eingehaucht, ihnen Leben und Färbung verliehen; aber es war immer eine allgemein menschliche Empfindung, die sie darstellen wollten. Das Persönliche lag bei ihnen in der Technik, in der Verwendung der künstlerischen Mittel. Beherrschten sie diese einmal, so stand ihnen auch für gewöhnlich der gewollte Ausdruck zu Gebote. Bei Beethoven liegt das Persönliche schon in der Empfindung selbst. Sein Ich belebt nicht nur das Kunstwerk, es soll mehr und mehr sein alleiniger Inhalt werden. Die Kunst wird nicht mehr um ihrer selbst willen geübt (die Modernen nennen's: „Das Musiciren ins Leere hinein"), sie wird zu einem Bekenntnißmittel, zu einer Lebensbeichte des Künstlers.

Diese veränderte Stellung zu seiner Kunst, der Hang zur Nachdenklichkeit, der Verlust an Naivetät hatte auch eine völlig neue Art des Producirens zur Folge. Trotz höchster Meisterschaft ringt Beethoven beständig mit dem Stoffe, den er darstellen will, wenigstens von der Zeit ab, wo seine eigenste Individualität zum Durchbruch kommt. Nicht leicht spinnt sich ihm die Arbeit von selber fort; bald kann er die Fülle der Gedanken nicht bergen, bald trotz er sich mühsam den passenden Ausdruck ab. Immer aber ist es das Verfolgen eines nicht gleich erreichten Zieles, ein unablässiges Feilen und Umgestalten,

Virtuose und Dirigent zu entsagen und gänzlich der Komposition zu leben. Seine Werke wurden gut bezahlt, und er bezog von seinen Gönnern ein ansehnliches Jahresgehalt. Er schuf seine beiden ersten Symphonien und erhielt durch die Heldengestalt Bonapartes den Anstoß zur Eroica. Seit 1804 beschäftigte er sich mit einer dramatischen Arbeit, der Leonore, die gegen seinen Willen den Titel Fidelio erhielt und 1805 zuerst mit wenig Erfolg aufgeführt wurde. Bis 1812 steigt seine Produktion, dann beginnt sie nachzulassen. Das Kongreßjahr 1814 brachte ihm die größten Ehrungen und regte ihn zu neuen Schöpfungen an. Allein seine privaten Verhältnisse, sein unglückliches Temperament und seine zunehmende Schwerhörigkeit verbitterten ihm mehr und mehr das Leben; er geriet zeitweise in Schulden, und besondere Sorge bereitete ihm die Erziehung des Sohnes seines Bruders Karl, der 1815 gestorben war. Von 1818 an wieder mit großen Arbeiten beschäftigt fing er 1825 an zu kränkeln; Ende 1826 warf ihn eine heftige Erkältung nieder, und er verschied am 26. März 1827. — Werke: [Den katalogischen und bibliographischen Daten der

mit dem wir ihn beschäftigt sehen. Wunderbar kontrastirt dieses Irren und Suchen im Einzelnen mit der Gabe kühner Gestaltung, mit dem Zuge zum Großen, der ihm wie kaum einem anderen Meister eigen ist. War einmal der Schaffensprozeß beendet, so war nichts stückweis Aneinandergeschweißtes, sondern ein einheitlicher künstlerischer Organismus entstanden, der wie aus einem Gusse geformt scheint und durch die logische Verkettung seiner Glieder in hervorragendem Maße gerade den Eindruck des Nothwendigen, Ueberzeugenden macht. Daß Beethovens widerspruchsvolle Art zu produziren im Wesen seines Künstlerthums begründet war, erhellt daraus, daß er sie nicht wie eine Schwäche allmählich überwindet, daß sie vielmehr mit fortschreitendem Alter, je mehr er sich entwickelte, zunahm.

Beethovens Begabung hatte die Errungenschaften seiner Vorgänger, wenigstens der unmittelbaren, in ihrer Gesammtheit in sich aufzunehmen und zu verarbeiten vermocht. In bewußter Freiheit überblickte er die musikalische Entwicklung, in sich die Fähigkeit fühlend, neue Quellen zu erschließen. In dieser Freiheit, weil er neue Wege vor sich sah und nicht nur in der einen Richtung weiterstrebte, konnte er die Tradition erfüllen, konnte er, der letzte Klassiker, die hinter ihm liegende Epoche zum Abschluß bringen. Er that es, indem er den Inhalt der Musik vertiefte und bereicherte, indem er ihr einen neuen Inhalt gab, ja den Inhalt selbst zur Hauptsache machte. Es ist bemerkenswerth, daß Beethoven kein Erfinder neuer Formen war. Mit Ausnahme des Scherzos, das er als dritten Satz an Stelle des Menuetts in die Symphonie einführte, hat er sich der ihm überlieferten Formen bedient, nur daß er sie erweiterte und — in seiner letzten Periode — in kleine Stücke schlug, wo sie sich seinem Ideengang nicht mehr anpassen wollten. Neue Formen hat er an ihre Stelle nicht gesetzt. Wir sehen darin ein wiederkehrendes Naturschauspiel. Die Formen treibende Gestaltungskraft steht am Beginne einer Kunstepoche, der überragende Inhalt bringt sie zum Abschluß.

Das Doppelgesicht, mit dem Beethoven halb der Vergangen-

hier folgenden Anmerkungen liegen im wesentlichen die Angaben von H. Riemann's ausgezeichnetem „Musiklexikon“ zu Grunde.] 2 Messen (C-dur Op. 86, Missa solemnis in D-dur Op. 123); Fidelio; Christus am Oelberg (Oratorium); 9 Symphonien: I. C-dur Op. 21, II. D-dur Op. 36, III. Es-dur (Eroica), Op. 55, IV. B-dur Op. 60, V. C-moll Op. 67, VI. F-dur (Pastorale) Op. 68, VII. A-dur Op. 92, VIII. F-dur Op 93, IX. D-moll Op. 125 (mit Chor: Schillers „Hymne an die Freude“); Die Schlacht von Vittoria (Orchesterphantasie), Musiken zu „Prometheus“ u. „Egmont“, Die Ruinen von Athen (Ouverture u. Marsch mit Chor), ferner noch 7 Ouverturen (Coriolan, 3 Leonoren-Ouv., König Stephan, Namensfeier Op. 115, Zur Weihe des Hauses Op. 124); 1 Violinkonzert (D-dur Op. 61), 5 Klavierkonzerte (C-dur Op. 15, B-dur Op. 19, C-moll Op. 37, G-dur Op. 58, Es-dur Op. 73, dazu das Arrangement des Violinkoncerts), 1 Tripel Concert für Klav., Violine, Violincello u. Orch. (Op. 56), 1 Phantasie für Pianoforte, Orch. u. Chor, 1 Rondo für Klav. u. Orch., 2 Romanzen

heit, halb der Zukunft zugewendet ist, hat häufig zu der Ansicht verleitet, als ob wir es in seinen letzten Werken bereits mit einer neuen Kunst zu thun hätten. Dem ist aber nicht so. Wohl finden sich in seiner späteren Musik die Ansätze dazu, eine Fülle von Anregungen, deren Wirkungen noch heute nicht abzusehen sind; doch das betrifft Alles nicht den Kern seines Wesens, und diese Ideen sind von ihm selbst noch kaum ausgeführt worden. Die Werke, die uns den wahren, ganzen Beethoven enthüllen, sind doch die Werke der mittleren Periode, etwa von der Eroica und dem Fidelio bis zur achten Symphonie, und sie alle stehen auf dem Boden der aus der italienischen Kunstübung hervorgegangenen deutschen Instrumentalmusik. Ja, selbst die „Neunte" und die Hohe Messe bilden im Grunde noch keine Sonderkunst für sich. Das Leben des Meisters brachte es mit sich, daß er immer vereinsamter, immer mehr auf sich angewiesen und nach innen gekehrt wurde. Der spätere Stil Beethovens ,wie er am ausgebildetsten in den letzten Quartetten sich zeigt, ist mehr von diesem Gesichtspunkt aus zu beurtheilen. In ihm spricht sich mehr die Isolirung der musikalischen Persönlichkeit als das Bestreben nach künstlerischen Reformen aus. Was uns der Einzige da zu künden hatte, das schuf sich selber die Sprache, deren es in jedem gegebenen Falle bedurfte. Aber es war ein Stil, der nicht nachgeahmt, an den kaum angeknüpft werden konnte. Schwerlich hat Beethoven selbst, der sich in seinen früheren Werken so klar ausgesprochen hat, in diesen letzten Schöpfungen etwas Anderes erblickt als die Erfüllung eines persönlichen Bedürfnisses. Späteren Theorien freilich galten gerade sie für das an die Nachwelt gerichtete Evangelium der Beethovenschen Kunst, und so sind sie auf die weitere Entwicklung des musikalischen Stils nicht ohne Einfluß geblieben.

„Kraft ist die Moral der Menschen, die sich auszeichnen; sie ist auch die meine." Dieses Selbstbekenntniß zeichnet am treffendsten den Künstler und Menschen in Beethoven. In der Jugend äußerte sich seine Kraft zunächst in warmer, unverhohlener Lebensfreude.

für Viol. u. Orch., 1 Violinkonzertfragment, (Allegretto für Orch., 2 Märsche, 12 Menuette, 12 deutsche Tänze und 12 Kontertänze für Orch.; Kantate auf den Tod Josephs II (1790), Kantate auf die Erhebung Leopolds II. zur Kaiserwürde (1792), Der glorreiche Augenblick (Kantate), Meeresstille u. glückliche Fahrt (4 Solostimmen u. Orch.), Ah perfido (Sopransolo mit Orch.), Opferlied (desgl.), Tremate cmpj. (Sopran, Tenor, Baß mit Orch.), Bundeslied (2 Solostimmen, 3stimm. Chor, 2 Klarinetten, 2 Hörner u. 2 Fagotte), Elegischer Gesang (4 Singstimmen mit Streichorch.), 66 Lieder u. 1 Duett mit Pianoforte, 18 Kanons für Singstimmen, Gesang der Mönche (3stimm. a capella, 7 Hefte engl., schott., irischer u. walisischer Lieder mit Klavier, Viol. u. Cello; 38 Klaviersonaten, 10 Violinsonaten, 1 Rondo u. 1 Variationswerk für Viol. u. Klav., 5 Cellosonaten, 3 Hefte Variationen für Cello und Klavier, 7 Hefte Variationen für Flöte u. Klavier, 21 Variationenwerke für Klav. allein; 1 Sonate, 2 Variationenwerke u. 3 Märsche für Klav. zu 4 Händen; 4 Rondos, 3 H Bagatellen, 3 Präludien, 7 Menuette, 13 Ländler, 1 Andante



Die Zeit seiner ersten Wiener Triumphe war einer freudlosen, kummervollen Kindheit gefolgt, die Beethoven unter innerlich und äußerlich unerquicklichen Verhältnissen in Bonn verbracht hatte. Begierig sog er das Licht und die Wärme der neuen Atmosphäre ein, die ihn in Wien inmitten anregender künstlerischer Kreise umgab. Die kunstliebende Aristokratie nahm ihn von vornherein gastlich auf, und gern ließ sich der junge Meister verwöhnen, mit Behagen tauchte er unter in das gesellschaftliche Treiben und seine Zerstreuungen. Es war die Zeit, wo Beethoven noch hauptsächlich der gefeierte Klaviervirtuose und Improvisator war. Es währte aber nicht lange, da sollte sich seine Kraftmoral in ganz anderer Weise bewähren. Um 1800 trat die Wendung ein, die aus Beethoven mehr und mehr einen menschenscheuen, verschlossenen und unglücklichen Menschen machte. Zunehmende Krankheit, vor allem die hereinbrechende Taubheit, innere Zerrissenheit und unerwiederte Liebesleidenschaft — das Alles zusammen kam über den Starken und stellte ihn hart auf die Probe. In diesem zweiten Abschnitt seines Lebens tritt uns in Beethoven der leidende und kämpfende Mensch entgegen. Seine Kraft ließ ihn auch jetzt nicht im Stich. Daß Beethoven im Innern gegen sich und das Schicksal Sieger blieb, das gab ihm die Macht, seine großen, befreienden Werke zu schaffen, sich und allen leidenden Seelen zum Trost.

Die sieghaften Momente in solchem Kampfe, deren erhebender Wirkung sich der Ueberwinder naturgemäß selbst am tiefsten bewußt wurde, sie waren indessen doch nur Momente von flüchtiger Dauer. Stets wieder von Neuem pochte das Schicksal an die Pforte seines Lebens. Da bemächtigte sich des alternden Mannes etwas wie müde Resignation. Fernab von dem Kampfplatz, auf dem es stets von Neuem zu ringen gilt, flüchtete er sich in ein Reich, zu dem irdische Angst und irdisches Leiden keinen Zugang finden. Die Kraft, die ihn erst genießen, dann kämpfen ließ, sie steigerte sich zur Kraft der Entsagung. Nach dem Goetheschen Wort „erst verachtet, dann

(F-dur), 1 Phantasie (G-moll), 1 Polonaise, sämmtl. für Klav. allein: 1 Sonate für Horn u. Klav., 8 Trios für Klav., Violine u. Cello, 1 Trio für Klavier, Klarinette u. Cello, Bearbeitungen der 2. Symph. u. des Septetts für Trio (Klavier, Klarinette u. Cello), 4 Klavierquartette (3 nachgelassene Jugendwerke u. 1 Bearbeitung des Klavierquintetts), 1 Quintett für Klavier u. Blasinstrumente, 2 Oktette u. 1 Sextett für Blasinstrumente (Op. 71), 1 Septett u. 1 Sextett für Streich- u. Blasinstrumente, 2 Streichquintette, 1 Arrangement des C-moll Klaviertrios für Streichquintett, 16 Streichquartette (Op. 18, 1—6, der ersten Periode angehörend; Op. 51, 1—3; Op. 74, 95, und die großen „letzten“: Op. 127, 130, 131, 132, 135), 1 Fuge für Streichquartett, 1 Fuge für Streichquintett, 5 Streichtrios, 1 Trio für 2 Oboen u. englisch Horn, 3 Duos für Klarinette u. Fagott, 2 Quatuors für Posaunen. — Krit. Ausg. d. Werke (von Rietz, Nottebohm, Reinecke, David, Hauptmann u. A.) bei Breitkopf & Härtel (1864—67) in 24 Serien; Supplement 1888. Textausgabe der B.'schen Sonaten. Akad. d. Künste (Karl Krebs); weiteres in den



ein Verächter" löste er in der ihm aufgedrungenen Abgeschiedenheit freiwillig mehr und mehr die Beziehungen zur Außenwelt. Die Spuren des schmerzlichen Ringens, das dieser Resignation vorausging, finden wir in dem bekannten „Testamente" aus Heiligenstadt, eines der ergreifendsten Dokumente der Kunstgeschichte aller Zeiten. Von der Zeit an, wo ihm die Unheilbarkeit seines Gehörleidens zur Gewißheit wurde, wo er seine praktische Bethätigung als Spieler und Dirigent aufgeben mußte, da rang sich Beethoven in seiner Kunst zu unumschränkter Selbstherrlichkeit durch. Das Phantasievolle seiner Musik wird zur Phantastik; sein Schauen und Denken versinkt in Mysticismus.

Die Wirkung Beethovens auf seine Zeit weist keinerlei Abnormität auf. So lange er sich mit dem Zeitgeschmack in Uebereinstimmung befand, so lange er der allgemeinen Aufnahmefähigkeit nicht allzu sehr vorauseilte, erlebte er glänzende Triumphe. Dann wurde er angestaunt, das Verständniß sank allmählich herab; zuletzt berührte er vielfach abstoßend. Allerdings war inzwischen die Bewunderung seines Genies derart angewachsen, daß ihm Achtung und Sympathie nie versagt wurden. Triviale Naturen jedoch hielten ihn, zumal seines sonderbaren Benehmens wegen, für einen ausgemachten Narren. Der nach und nach beginnenden Verbreitung seiner Musik kam es zu statten, daß er niemals eine Clique um sich versammelt hatte; so wurde kein Prinzip in ihm bekämpft. Dadurch gewann er allenthalben die ernsteren Berufsgenossen, sobald sie sich eingehender mit seinen Werken beschäftigten. Ausnahmen wie Spohr, der sich gänzlich ablehnend verhielt, wurden immer seltener. Um die Mitte des Jahrhunderts kann man bereits von einem Beethoven-Kultus sprechen. Robert Schumann und Liszt, in Frankreich Hektor Berlioz, waren seine eifrigsten Vorkämpfer. Die letzten Jahrzehnte haben dann eine Bewegung zu Gunsten der oben charakterisirten letzten Werke hervorgebracht, denen sich das Studium und das Interesse eines Theiles des Publikums in auffälliger Weise zuwendet.

Publikationen des B.-Hauses in Bonn; Ungedrucktes im Artaria-Katalog. — **Literatur, Briefe:** Briefe B.s her. von Ludw. Nohl, Stuttg. 1865. (411 Br.); Neue Briefe B.s her. von L. Nohl, Stuttg. 1867 (322 Br.); in Th. v. Frimmel's „Neue Beethoveniana" Wien 1890; in C. F. Pohl's „Die Gesellschaft d. Musikfreunde, Wien 1871; einzelne in Zeitschriften, auch unveröffentlichte in Autogr.-Sammlungen. — Notizen von Freunden u. Zeitgenossen: Seyfried „B.s Studien im Generalbaß Wien 1832 (enth.: biogr. Skizze, Anekdoten, Briefe, Gedichte, 3 Gespr. mit B.); F. G. Wegeler u. Ferd. Ries „Biographische Notizen" (Coblenz 1838; Nachtrag von Wegeler Coblenz 1845; Ant. Schindler „Biographie von L. v. B." Münster 1840 (1845, 1860); Carl Czerny in Pohl's Jahresbericht des Konservat. in Wien, Wien 1870 (über die J. 1798—99); Joh. Fr. Reichardt „Vertraute Briefe" ꝛc. 2 Bde. Amsterdam 1810; Lud. Spohr (über das J. 1814) Selbstbiographie Cassel 1860; Wenzel Tomaschek in der „Libussa" 1846; Fr. Rochlitz (vom J. 1822) in der Allg. Mus. Ztg. Leipzig 1828 (abgedr. in „Für Freunde der Tonkunst"); Ludw. Rellstab „Aus meinem Leben"

Ob darin eine endgültige Würdigung oder eine vorübergehende Mode zu erkennen sei, bleibt abzuwarten. Vielleicht kommt doch wieder eine Zeit, die bei aller Hochachtung vor dem Gesammtschaffen des Meisters doch in den von der Person am meisten losgelösten Werken der mittleren Periode den reifsten, den wahren Beethoven verehrt.

Beethovens Reichthum war so unbegrenzt, daß alle Nüancen menschlichen Empfindens bei ihm vertreten sind. Vorherrschend ist allerdings das Pathos. Beethoven ist der Sänger des leidenden und des kämpfenden Helden. Daneben waltet in seiner Musik ein kerniger, seltsam phantastischer Humor. Eins aber unterscheidet ihn wesentlich von denen, die nach ihm kamen: die Größe seiner Erfindungskraft. So wichtig der ethische Charakter seiner Werke, das Wichtigste bleibt doch immer ihr spezifisch musikalischer Gehalt. Das vergessen die, die seinem Verständniß hauptsächlich von der poetisch-philosophischen Seite beikommen möchten, und das ist auch der Grund, weshalb eigentlich kein anderer moderner Komponist ihm rechtmäßig auch nur in die Nähe gesetzt werden kann. In diesem Punkte hat Beethoven keinen Nachfolger gefunden. Hier darf vielleicht auch seine Stellung zur zeitgenössischen Litteratur berührt werden. Beethoven war auf schöngeistigem Gebiete ein Autodidakt, der sich mancherlei Kenntnisse anzueignen wußte. Den Gedichten Schillers entnahm er die Unterlage zu einer seiner gewaltigsten Schöpfungen, und seiner Verehrung für Goethe, die ihn zur Komposition des Egmont und herrlicher Lieder begeisterte, hat er auch brieflich den schönsten Ausdruck gegeben. Im Ganzen war jedoch sein Verhältniß zur Litteratur und Philosophie nur ein lockeres; jedenfalls darf es in der Wirkung auf sein Schaffen nicht überschätzt werden.

Beethovens Werke umfassen alle Gebiete musikalischer Komposition. Die Kirchen-, Kammer-, Opern-, Haus- und Konzertmusik ist darin auf den höchsten Gipfel geführt, oder (mit Ausnahme des Oratoriums) mindestens durch ein leuchtendes Beispiel vertreten. Nicht alles davon ist mehr lebendig oder auch nur bekannt. Will man das Bild des Meisters in kurzen Zügen zusammenfassen, so

(aus dem J. 1825); Gerh. v. Breuning „Aus dem Schwarzspanierhause", Erinnerungen an B. aus meiner Jugendzeit" Wien 1874. — Größere Werke: Schindler; W. J. Fétis, Biographie univers.; W. v. Lenz „B., eine Kunststudie" Hamburg 1855 (1860). (Biogr. nebst histor. u. krit. Katalog. 4. Bd); Marx „B.s Leben u. Schaffen" 2 Bde. Berlin 1858 (1863, 75, 84); Nohl „B.s Leben". 3 Bde. Wien 1864—77; A. W. Thayer „B.s Leben" Berlin I. 1866 u. 1900; II. 1872, III. 1879; H. Deiters „B.", Samml. musik. Vorträge. Breitkopf & Härtel, 1882; A. von Donner „Artikel in der Allg. dtsch. Biographie; George Grove in „dictionary of music a. musicians" London 1879; v. Wasielewsky „L. v. B." 2 Bde. Berlin 1882; Frimmel, Berlin 1900. — Sonstige Werke: W. de Lenz „B. et ses 3 styles" (Petersburg 1852); Paris 1854); Dulibischeff „B., ses critiques et ses glossateurs" (Paris 1857); Rob. Schumann „Gesamm Schriften"; Hect. Berlioz „Etudes analyt. des Symphonies de B. (Voyage musical, Bd. I (Paris 1844) nebst 3 andern Aufsätzen über B. in A travers chants. [illegible] v. [illegible]

muß man von dem Sonaten-, dem Quartettkomponisten und dem Symphoniker sprechen. Als einzelne Werke reihen sich der Fidelio und die Hohe Messe an.

Die Klaviersonaten bilden eine musikalische Welt für sich. Hier scheint Alles aufgesogen, was in dieser Form zu sagen möglich war; nach Beethoven ist die Klaviersonate so gut wie todt. In die klassischen, durch Ph. E. Bach und Haydn festgestellten Formen, die nur hie und da, wesentlich nur in den allerletzten Sonaten durchbrochen sind, ist das ganze Denken und Fühlen des modernen Menschen gegossen. Vom tändelnden, klavierseligen „Klangstück", vom lyrischen Gefühlserguß oder der muthwilligen Humoreske bis zum erschütternden Drama und der Darstellung erregter Seelenkämpfe umspannen diese Sonaten Alles, was sich durch Töne ausdrücken läßt. In musikalisch-technischer Hinsicht sind sie der Ausgangspunkt der modernen Klaviermusik geworden, die das Klavierstück zum Stimmungsbild umgestaltet hat. Nicht geringer aber war ihr Einfluß auf die Entwicklung des Klavier s p i e l e s, auf eine kraftvolle Technik und einen leidenschaftlich beseelten Vortrag. Die Beethovenspieler waren es, die die Epoche der Virtuosen überwinden und das Konzertpublikum ästhetisch erziehen halfen. Die Klaviersonaten Beethovens aber blieben fortab der werthvollste Schatz der deutschen Hausmusik.

Die Violin- und Cellosonaten, die übrige Kammermusik, die in allen Kombinationen Perlen ihrer Gattung aufweist, seien wie das herrliche Violinkonzert und die Konzerte für Pianoforte hier nur kurz erwähnt. Eine besondere Stellung nimmt der Quartettkomponist Beethoven ein. In drei zeitlich gesonderten Gruppen vollzieht sich sein Werdegang. Während op. 18, wenn auch in selbstständigster Weise, an die Qartettmusik Haydn-Mozarts anknüpft, beginnt mit op. 59 jener neue Stil sich zu entwickeln, der das Streichquartett zum Organ der tiefsinnigsten Tonpoesie erhob und in den letzten Quartetten

Pohl (Leipzig 1877); E. Th. A. Hoffmann „B.s Instrumentalmusik" (Bamberg 1814; Phantasiestücke usw.); Rob. Griepenkerl „Der Kunstgenius der dtsch. Literatur im letzten Jahrhund." (Leipzig 1846); Otto Jahn, 3 Artikel in „Gesamm. Aufsätze" (Leipzig 1866); R. Wagner „B." (Leipzig 1870; auch in „Gesamm. Schriften"); Nohl „B. nach d. Schilderungen seiner Zeitgenossen" (Stuttg. 1877), Beethoven-Brevier (Leipzig 1870); Ferd. Hiller „B. Gelgentl. Aufsätze" (Leipzig 1873); A. W. Ambros „Kulturhistor. Bilder aus d. Musiklitteratur d. Gegenw." 2. Aufl. (Leipzig 1865); A. W. Ambros „Grenzen der Musik u. Poesie" (Leipzig 1885); F. Hinrichs „B." (in den Preuß. Jahrbüchern. 1858 1. Heft); Otto Gumprecht „Unsere klassischen Meister" (Leipzig 1885); La Mara „Musikal. Studienköpfe", Bd. 4. 3. Aufl. (Leipzig 1888); Louis Ehlert „Briefe über Musik an eine Freundin" 3. Aufl. (Berlin 1879). — Kataloge: Thayer „Chronolg. Verzeichniß" (Berlin 1865); G. Nottebohm „Themat. Verzeichn. der im Druck erschienenen Werke" (Leipzig, Breitk. & Härtel 1868). — Skizzenbücher: Nottebohm „Beethoveniana" (Leipzig 1872), „Neue Beethoveniana" (mit Mandyczewski), „Ein Skizzenbuch von B. (1803)" (Leipzig 1880).

(op. 127—35) seine äußerste Verfeinerung erfuhr. In seinen Quartetten hat sich Beethoven, dem Charakter der Gattung gemäß, am intimsten ausgesprochen.

Wie im Quartett begann Beethoven auch auf symphonischem Gebiete damit, sich zunächst an vorhandene Vorbilder anzulehnen. Diese Vorbilder fand er in den zwölf Londoner Symphonien Haydns. In seinen letzten Instrumentalwerken (1791—95) hatte Haydn die symphonische Form, mit der er so lange Zeit experimentirte, endgiltig festgesetzt. Es ist die Grundform aller instrumentalen Musik, die Form der Sonate mit ihren logischen Gegensätzen, durch das Menuett, an dessen Stelle dann Beethoven, wie schon erwähnt, das Scherzo einführte, zu einer viersätzigen erweitert. In jenen in England entstandenen Kompositionen war Haydn, was Reichthum und Mannigfaltigkeit der thematischen Verarbeitung anlangt, über Mozart hinausgegangen und bildet so unmittelbar die Brücke zu Beethoven, dem er auch in seinen Sonaten häufig näher als der jüngere Meister steht. Schon in seinen beiden ersten Symphonien (in C. und D.) gab Beethoven der thematischen Arbeit, dem eigentlichen Durchführungstheil, erhöhte Bedeutung; aber erst von der Eroica ab (1803) ging er ganz eigene Wege und führte die Entwicklung weit über den Standpunkt seiner Vorgänger hinaus. Seine Symphonien wuchsen sich zu ungekannten Dimensionen aus und nahmen einen Ideengehalt auf, wie er von ähnlicher Tiefe bisher nur der Kirchenmusik, im günstigsten Falle dem musikalischen Drama eigen gewesen war. Sie bilden nicht nur bis zur Stunde den unerreichten Gipfel der gesammten Instrumentalmusik, eines der stolzesten Denkmale deutscher Kunst, sondern sie gehören schlechthin zu den erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes überhaupt. So Hervorragendes der Meister auch auf anderen Gebieten geschaffen — wäre uns von ihm weiter nichts erhalten als seine Symphonien — wir besäßen doch den ganzen, den echten Beethoven! Kein Zweifel, hier war er auf seinem eigensten Gebiete. Der glänzend-pathetischen Dritten folgte das Heldengedicht der Fünften, die sinnig heitere Darstellung des Naturlebens in der Pastorale, das rauschende, dithyrambische Bacchanal der Siebenten. Am tiefsinnigsten aber, gleichsam alle Quellen seines Innern zu einem Strome vereinend, fließt die Tonwelt der letzten, der Neunten dahin.

Die neunte Symphonie hat durch den Umstand, daß sie im Schlußsatz die Kräfte der Vokalmassen zu Hilfe ruft, den Anstoß zu weitgehenden Folgerungen und neuen Theorien gegeben. Namentlich auf Anregung R. Wagners hin hat man die Sache vielfach so dargestellt, als ob Beethoven mit der Neunten die Unzulänglichkeit der reinen Instrumentalmusik dokumentirt hätte. Dabei übersieht man aber zunächst, daß der Plan, Schillers Ode zu vertonen, bereits vor der Komposition der drei ersten, rein instrumentalen Sätze gefaßt war. Ferner ist es unbestreitbar, daß dem musikalischen Empfinden Beethovens das Vokale nicht so nahe lag, und daß er darin keineswegs die gleiche Meisterschaft wie im Instrumentalen erreicht hat. Es ist aber nicht

abzusehen, warum ein Künstler gerade in dem Theile seiner Kunst sein Höchstes zu geben vermeinen sollte, der seiner eigenen Natur am wenigsten entspricht. Wenn Beethoven in der Sehnsucht, aus seinen Schmerzen heraus die Freude als höchstes Gut der Menschen zu besingen, zur Verwendung der Singstimme griff, so braucht man darin noch nicht den Akt einer kunstphilosophischen Erkenntniß zu erblicken. Weit natürlicher erscheint die Annahme, daß die rein äußerliche Bereicherung des Klanges als Mittel zum Zweck einer beabsichtigten ungewöhnlichen Steigerung, nicht den Tondichter, sondern den Musiker, den Klangkünstler in ihm angeregt hat. Thatsächlich hat ja auch Beethoven gerade in der Neunten die menschlichen Stimmen fast wie Instrumente behandelt. Die Farbe war ihm vielleicht wesentlicher als das Ausdrucksvermögen. So wenig wie die hell-freudige, tonspielerische „Chor-Phantasie“ als eine Vorstudie zur Neunten betrachtet werden kann, so wenig ist es ausgemacht, daß Beethoven, hätte er länger gelebt, den Bankerott der Instrumentalmusik bestätigt und sich der Verbindung mit dem Worte weiterhin zugewendet hätte.

Beethovens starke Seite war das Vokale jedenfalls nicht. Daran ändert das Vorhandensein einiger herrlicher Lieder und des „Fidelio“ nichts. Auch in den Chören des „Fidelio“ ist, wie in der Neunten und in der Missa manches Gewaltsame, manches den Gesetzen einer idealen Vokalkunst Zuwiderlaufende. Das schmälert natürlich nicht den ethischen und musikalischen Werth des Werkes, aber es charakterisirt den Komponisten. Der „Fidelio“ nimmt in der Operngeschichte eine gesonderte Stellung ein; er steht eigentlich außerhalb der Entwicklung. Beethoven war kein Dramatiker im Sinne Mozarts oder Webers. Er bedurfte eines ihn ganz erfüllenden Stoffes, einer Erregung seines persönlichsten Interesses, um von der Bühne auch nur wirken zu wollen. Im „Fidelio“ fand er einen solchen Stoff, dessen erhabene und doch rein menschliche Handlung seinem innersten Fühlen entsprach und so ganz von dem Inhalt der üblichen Textbücher abwich. Der Treue, dem Opfermuth, der Gattenliebe konnte er darin ein Denkmal setzen; diese Aufgabe begeisterte ihn zu einer seiner hehrsten Tonschöpfungen, nicht das Bedürfniß nach Objektivirung seines Empfindens in dramatischen Gestalten. Deshalb ist der „Fidelio“ ohne Nachfolge geblieben bei Beethoven, deshalb hat er auf die Opernproduktion der folgenden Zeit keinen Einfluß üben können. In einsamer Größe ragt er noch heute.

Aehnlich wie unter den Opern der „Fidelio“, nimmt die Missa solemnis unter der Kirchenmusik eine Sonderstellung ein. Beethoven hat vielleicht an keinem Werke mit größerer Begeisterung und Hingabe geschaffen. Was er an Intensität des Empfindens und Vorstellens besaß, hier suchte er es in Töne zu fassen. Der praktische Zweck, dem die Messe im Rahmen des Kultus dienen sollte, die Grenzen des Charakters kirchlicher Ausdrucksweise, das Alles gerieth in Vergessenheit; sie wurde das Bekenntniß eines Herzens, das sich mit seinem Gotte, mit dem Schicksal auseinandersetzt. In

diesem religiösen Individualismus bekundet sich wiederum Beethovens geistige Zugehörigkeit zum 19. Jahrhundert, seine Theilnahme an der Ideenwelt einer neuen Zeit. Als kirchliches Werk kann die Missa solemnis nicht neben die H-moll-Messe Bachs gestellt werden, aber wir betreten bei ihrem Anhören das Allerheiligste Beethovens, und das macht sie uns über Alles werth.

Wir haben hiermit die wichtigsten Punkte im Schaffen des Meisters berührt. Beethoven hinterließ Schüler, aber keine Schule. Sein Einfluß wurde dennoch ein allgemeiner; er erstreckte sich auf Alle und Alles; unabweisbar bemächtigte er sich der gesammten Musikentwicklung des Jahrhunderts. In der Verehrung Beethovens einten sich bald alle Meister seiner Kunst, und heute steht Beethoven unbestritten obenan selbst in der Gunst des Volkes, soweit es der Musik ein ernstes Interesse entgegenbringt.

Die Betrachtung der spätbeethovenschen Werke hat uns bereits in das dritte Jahrzehnt geführt. Mancherlei Wichtiges aus dem Anfang des Jahrhunderts ist nachzuholen. Zwar die Mitbewerber Beethovens, die aus der Mozart'schen Schule hervorgingen, die Winter, Weigl, Gyrowetz, Himmel u. s. w. bieten keinerlei Interesse, das uns bei ihnen zu verweilen nöthigte. Als Komponist volksthümlicher Singspiele mit ausgesprochen Wiener Lokalfarbe tritt vielleicht noch am charakteristischsten Wenzel Müller hervor. Inzwischen aber war eine andere Geistesströmung zur Herrschaft gelangt, die sich in Mittel- und Norddeutschland langsam vorbereitet hatte. Wien hatte seine Rolle vorläufig ausgespielt; die Reihe seiner Komponisten, die vor Allem die Instrumentalmusik zur Blüthe entwickelten, hatte in Beethoven ihren glänzenden Abschluß gefunden. Der neuen Richtung war es vor allem eigenthümlich, daß sie mehr, als es bei den süddeutschen Komponisten der Fall war, mit der Litteratur und ihren neuesten Wandlungen in Zusammenhang stand. Aus der Litteraturgeschichte hat sie auch ihren Namen entlehnt; nach Analogie mit bekannten Dichterkreisen spricht man auch in der Tonkunst von einer „Romantischen Schule“.

Man kann die musikalische Romantik nicht ohne die litterarische Romantik verstehen. Es kommt hier nicht darauf an, den Schulbegriff festzustellen und eine Charakteristik der Männer, die ihn hervorgerufen, zu entwerfen; nur auf einige wesentliche gemeinsame Züge sei kurz hingewiesen.

Die romantische Richtung in der Litteratur erwuchs zum nicht geringen Theil aus der Opposition gegen Schiller und Goethe und die Weimarer Schule, obgleich deren Altmeister zu den gothischen Idealen seiner Jugend im Alter zurückkehrte. Sie bildete die Reaktion gegen den Hellenismus, dem sich das germanische Wesen nie ganz anzupassen vermocht hat, und gegen den es noch manche mehr oder minder erbitterte Fehde im Laufe des Jahrhunderts führen sollte. Gleich zu Anfang erhob sich dabei ein

merkwürdiger Gegensatz. Deutsche Sprach- und Sagenforschung ging Hand in Hand mit dem Interesse für die abenteuerlichen und phantastischen Ueberlieferungen romanischer Volkheiten. Eine weitere Quelle neuen Geisteslebens entsprang späterhin der Naturphilosophie Schellings und seiner Anhänger. Kunst und Leben sollten sich inniger durchdringen; wie das Leben sich poetischer gestaltete, so trat Manches in den Kreis der Kunst, was ihr bis dahin ferngestanden hatte. Zugleich verzichtete die Kunst auf die aristokratische Zurückhaltung des 18. Jahrhunderts: sie wurde volksthümlicher. Aber es war nicht das Leben der Gegenwart, das die Romantiker in ihren Dichtungen zu verklären suchten. Naturalistische Neigungen lagen ihnen fern. Aus der Gegenwart flüchteten sie sich in die Vergangenheit, je weiter je lieber, um die ersehnte Distanz zu der Alltäglichkeit des Lebens zu gewinnen. Dieses Sichzurückträumen wurde geradezu ein hervorstechender Zug ihres Kunstbedürfnisses. Und ist es nicht die zeitliche Ferne, in der sie versinken, so schweift ihre Phantasie zu fernen Ländern und Zonen, um so der Schilderung ungewohnte Farben geben zu können. Das Bewußtsein hiervon spricht sich in der bekannten Definition von Novalis aus: „romantisch ist, was auf angenehme Weise befremdet." Das Mittelalter wurde das gelobte Land aller romantischen Seelen, ein geschichtliches Halbdunkel das bevorzugte Milieu ihrer Dichtungen. Der ferne Osten, das märchenreiche Land Arabiens, Gegenden, deren Unkenntniß den Leser auf die Thätigkeit seiner Phantasie verweist, werden fortab mit Vorliebe in Anspruch genommen, um mehr als das wirkliche Leben und die Heimath es vermochten, der Darstellung einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen.

Aus dieser Flucht ins Ferne, Ungekannte ergab sich fast von selbst eine weitere Eigenthümlichkeit der romantischen Dichter. Für weitabliegende Epochen, für die Kultur fremder Völkerschaften bieten die Volksüberlieferungen naturgemäß die wichtigste Erkenntnißquelle. So wandte sich die Aufmerksamkeit in gesteigertem Maße der Volksdichtung und dem Volksthümlichen in der Kunst zu. Hier fanden die Romantiker nicht nur den Schlüssel zu neuen Welten, sondern auch die ihnen am meisten sympathischen Stoffe und eine Fülle fruchtbarer Anregungen. Der Begriff des Volksthümlichen war ihnen nichts Minderwerthiges mehr in der Kunst; durch sie wurde er geheiligt und fast zum Mittelpunkt einer neuen Aesthetik. Die Brüder Grimm begannen ihre reiche, den Schätzen aller Völker gewidmete Lebensarbeit.

Ein drittes Merkmal der romantischen Schule ist die Emanzipation der Gestaltungskraft. Der Gegensatz gegen den Klassizismus einerseits, und der auf allen Gebieten hereinbrechende Individualismus unternahmen gemeinsam den Kampf gegen die Form. Der neue Ideengehalt sprengte die ihn beengenden Fesseln, und das Auflehnen gegen überlieferte Traditionen bleibt die ganze folgende Zeit hindurch ein Wahrzeichen romantischen Kunstempfindens. Hatten die beiden Schlegel, Tiek und Novalis sich

noch begnügt, für Reichthum und Abwechselung zu sorgen und die feine Ausarbeitung des Details zu kultiviren, so huldigte Jean Paul bereits offen der Gesetzlosigkeit des Stils. E. Th. A. Hoffmann endlich fand ein diabolisches Vergnügen daran, die Form um ihrer selbst willen zu zerstören. Sein Hauptwerk, der „Kater Murr", das angeblich die Verschmelzung zweier zufällig und irrthümlich durcheinander gerathener Manuscripte darstellt, erhebt geradezu die formale Willkür zum Kunstmittel.

Andere Bewegungen, die die romantische Richtung im Gefolge hatte, wie die Neigung zum Katholicismus, zur Mystik u. A. m., sind für den Gang unserer Betrachtung von keinem Interesse. Je mehr überhaupt bei den Vertretern der Romantik andere als rein artistische Motive die Oberhand gewannen, desto mehr sank ihre Bedeutung für die geistige Entwicklung in Deutschland. Männer, die unseren Klassikern an die Seite zu setzen wären, standen ohnehin nicht in ihren Reihen. Mit dem Moment aber, wo die Romantiker im Fahrwasser der politischen Reaktion zu schwimmen begannen, hatten sie ihre kunsthistorische Rolle ausgespielt. Daß die romantische Schule auch in Frankreich mächtigen Einfluß gewann und hier der Kunst Viktor Hugos und seiner Jünger allerlei gothische Elemente beimischte, darf nicht unerwähnt bleiben, weil von hier aus mancherlei Fäden sich in die Musikgeschichte fortspinnen.

Fassen wir das für uns Wichtige nochmals zusammen, so ergeben sich als Merkmale der litterarischen Romantik die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, die Werthschätzung des Volksthümlichen in der Kunst und der Kampf gegen die Traditionen der klassischen Epoche. Es fällt nicht schwer, die gleichen Prinzipien bei den romantischen Musikern nachzuweisen. In den zwei letzten Punkten springt die Uebereinstimmung sofort in die Augen.

Die Epoche nach Beethoven beginnt dem Volkslied, der Volksweise mit einem Male einen ganz anderen Werth beizulegen. Bis dahin war das Volkslied geduldet und, wo es in die Kunstmusik aufgenommen wurde, als etwas Minderwerthiges, erst durch die Bearbeitung Legitimirtes behandelt worden. Jetzt wird es ein Gegenstand der Verehrung, eine Quelle fruchtbarster Anregungen, es rückt auf in die Sphäre ebenbürtigen Kunstwerthes. Der Beginn dieser Bewegung ist freilich schon jenseits der Jahrhundertgrenze zu suchen, gerade wie Herder mit seinen „Volksliedern" den poetischen Philologen des 19. Jahrhunderts voraufgegangen war. Den Anstoß geben Männer wie der schon erwähnte Reichardt und Joh. Abraham Peter Schulz, die zwar noch nicht das rechte Volkslied, wohl aber schon das volksthümliche Lied mit Ueberzeugung kultivirten. Die Romantiker setzten in dieser Beziehung nur die von jenen eingeschlagene Richtung fort. Zugleich erwachte der Sinn für das Nationale. Immer häufiger werden die melodischen und harmonischen Eigenthümlichkeiten fremdländischer Tonweisen zur Charakterisirung verwendet. Man studiert eifrig die Volkslieder der Sla

dinavier, der Slaven, Ungarn und Schotten; man sammelt orientalische Themen und sucht nach echten Zigeunerweisen. Es war der Moment, wo bei den produzirenden Völkern sich das Nationalbewußtsein stärker zu regen begann. In Frankreich, mehr noch in Deutschland kam dies in der Musik zum Ausdruck.

Als Romantiker im litterarhistorischen Sinne erwiesen sich ferner die bahnbrechenden Komponisten des 19. Jahrhunderts durch ihre anti-klassischen Tendenzen, durch ihr Bestreben, die Regeln zu durchbrechen, den Formzwang abzuschütteln. Wie in der Dichtung vollzog sich auch in der Musik diese Revolution allmählich. Zuerst wurde an den Formen nur gemodelt; einer zweiten Künstlergeneration blieb es vorbehalten, sie zu zersprengen, worauf dann die Ausläufer der romantischen Richtung die Formlosigkeit zum Gesetz proklamirten. Die Emanzipation von der Form als zeugendes Element in der Tonkunst ist eigentlich die Quintessenz aller Kämpfe, die das Jahrhundert auf musikalischem Gebiete erfüllt haben.

Der dritte der vorhin hervorgehobenen Punkte, in denen romantische Dichter und Tonkünstler sich begegnen, kommt nun als der wichtigste in Betracht. Das Fremdartige, uns seltsam und doch wohlig Berührende ist es doch vor allem, was in uns die Vorstellung des „Romantischen" wachruft. Die Empfindung dafür fällt in das Gebiet der „Stimmungen", das heißt der unbestimmten, undefinirbaren Eindrücke. Hier ist aber zwischen Tonkunst und Dichtkunst ein wesentlicher Unterschied festzuhalten. Es darf nicht vergessen werden, daß in der Musik die Bezeichnung „romantisch" doch nur eine Uebertragung, ein entlehnter Begriff ist. Was die Dichtung zunächst zu einer romantischen macht: der Stoff, der dargestellte Gegenstand, das ist bei der absoluten Musik überhaupt nicht vorhanden. Aber auch da, wo sich die Musik mit dem Wort verbindet, giebt ihr der dichterische Inhalt allein noch nicht das charakteristische Gepräge. Gluck behandelt in der „Armide" gewiß einen durch und durch romantischen Stoff; und doch werden wir ihn nicht zu den Romantikern rechnen. Weber hinwieder im „Freischütz", Marschner im „Hans Heiling" schildern gewöhnliche Jäger und Bauersleute, aber die Art selber ihrer Schilderung trägt die Züge der Romantik. Was heißt also in der Musik „romantisch?"

Wir werden den Begriff der spezifisch musikalischen Romantik nur fassen können, wenn wir von der Instrumentalmusik ausgehen. Um den Eindruck des Seltsamen, Befremdlichen zu erreichen, mußte sich der Musiker, unabhängig von dem Inhalt seiner Darstellung, der Mittel seiner Sonderkunst bedienen. Er fand diese Mittel in der Harmonik, die er kühn bereichern konnte, und andererseits in den Klangfarben der Instrumente Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß eine Melodie an sich durch ihren verträumten Stimmungsgehalt romantisch genannt werden könne (obwohl in den meisten Fällen auch hier die Wirkung auf die zu Grunde liegende Harmonie zurückzuführen sein dürfte), so bilden doch Modulation und Instru-

mentation die vornehmsten Hilfsquellen der romantischen Musiker. Noch mehr als in der Ausnutzung der Harmonie, namentlich nach der chromatischen Seite, erschloß sich in der sinnlichen Klangwelt der Orchesterinstrumente dem Komponisten der Weg zu neuen, berauschenden Wirkungen. Was er damit schilderte, schien von wundersamem Glanz verklärt, der wie von selbst den Hörenden in eine ferne Welt entrückte. Eine wichtige Rolle spielte ferner die Tonmalerei, die Kunst, das Leben und Weben der Natur in Tönen wiederzugeben, nicht in der Nachahmung ihrer Laute, sondern durch Reproducirung der Stimmung, die Vorgänge und Erscheinungen im Gemüthe des Beschauers erwecken. Diese Seite der romantischen Tonkunst entspricht etwa den naturphilosophischen Neigungen der zeitgenössischen Schriftsteller. Hier wie da die Rückkehr zur Natur, die Sehnsucht nach einem innigeren Zusammenleben mit ihr.

Das Romantische in der Musik hat also eine eigene, von dem ursprünglichen Begriff des Wortes unabhängige Bedeutung. Die musikalische Romantik nahm ihren Ausgangspunkt von der absoluten Tonkunst; die Gesangsmusik, die Oper hatte zunächst nur insoweit Theil an dieser Entwicklung, als sie sich instrumentaler Mittel bediente und deren Wirkungen in sich aufnahm.

Zur Erläuterung dessen, was über die von den Komponisten verwendeten Kunstmittel gesagt wurde, möge ein allgemein bekanntes Beispiel dienen. Mendelssohns Sommernachtstraum-Ouverture ist eines der frühesten und vollkommensten Muster der romantischen Instrumentalmusik. Der Tondichter will uns darin auf einen Vorgang vorbereiten, der unsere Phantasie in das Reich des Traumes, mitten unter das nächtliche Treiben der Elfen führt. Mit wunderbarer Sicherheit ist das mondscheinsüchtige, blasse und doch liebliche Wesen dieser Naturgeister, ihr geschäftiges, geheimnißvolles Weben gleich im ersten Thema der Geigen wiedergegeben. Vorauf aber geht eine kurze Einleitung, die uns von der Wirklichkeit loslösen und für das Uebernatürliche empfänglich machen soll. Musikalisch analysirt besteht sie aus vier Akkorden, die unvermittelt die Tonarten E-dur, H-dur, A-moll und wieder E-dur leise nebeneinander setzen. An sich nichts Ungewöhnliches, eine einfach tonische Kadenz — und doch giebt es nichts Spannenderes, nichts, was die Aufmerksamkeit mehr auf das Kommende lenkt als diese Stelle, die uns sofort Fremdartiges ahnen läßt. Und diese Wirkung ist erreicht durch die harmonische Kombination, die die Beziehungen der Tonarten unter einander löst, indem sie jede als etwas Selbständiges verklingen läßt; sie ist erreicht durch die hellen weichen Klänge der Bläser, die allmählich zu einander treten und zu denen die pianissimo einsetzenden Violinen einen pikanten Kontrast bilden. Das ist Verwendung des Klanglichen, des Tones an sich, unabhängig von seiner ideellen Beziehung (Melodie, Thema), das ist musikalische Romantik.

Die romantische Dichterschule hat auf die Musiker eine zweifache Wirkung ausgeübt; eine mittelbare und eine unmittelbare

Das Neue ihrer Kunstanschauung, der Stimmungsgehalt ihrer Werke konnte nicht ohne Einfluß auf Komponisten bleiben, die nicht wie die Klassiker in losem Zusammenhang mit der Litteratur ihrer Zeit standen, sondern an allen geistigen Strömungen lebhaften Antheil nahmen. Im Besitze neu gewonnener Ausdrucksmittel griffen sie dann mit Vorliebe auch nach den Dichtungen der Romantiker. Dort fanden sie Stoffe, die ihrer Eigenart zusagten, die ihnen die Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihrer eigenthümlichen Kräfte gewährten.

Nachdem wir in Vorstehendem versucht haben, über den Begriff der romantischen Musik ins Klare zu kommen, können wir uns nunmehr dem Meister zuwenden, der als ihr erster und wichtigster Vertreter zur Zeit, als Beethoven seine letzten Werke schuf, bereits eine neue Epoche heraufführte. Carl Maria von Weber hat nicht nur die romantische Richtung in Deutschland begründet, er darf in vieler Hinsicht geradezu der Vater der modernen Musik genannt werden. Er hat einen neuen Ton angeschlagen, der durch die Jahrzehnte fortklang bis in unsere Tage hinein. Alles, was in unserer Musik modern im Gegensatz zum Klassicismus erscheint, ist mehr oder weniger, zum mindesten in seinem Keim auf Weber zurückzuführen, und je mehr man sich mit diesem Meister beschäftigt, desto mehr staunt man über die Fülle des Neuen, das er uns gebracht hat. Von seinen Werken ist freilich nur ein geringer Theil noch lebendig. Weber gehörte zu den Naturen, die mehr durch die Anregungen, die von ihnen ausgehen, als durch ihr Schaffen wirken. Mit dem Meisten, was die spätere Entwicklung brachte, ist er durch intime Bande verknüpft; eine himmelweite Kluft trennt ihn dagegen von seinen Vorgängern. Weber ist der erste wirklich moderne Musiker.

Schon sein Werdegang, der Umstand, daß er sich aus dem Dilettantismus zur Meisterschaft emporrang, kennzeichnet ihn. Weber

Weber, Karl Maria Freiherr von (Friedrich Ernst), geb. 18. Dec. 1786 zu Eutin in Oldenburg, stammt aus einer musikalischen Familie. Der Vater führte als Direktor einer wandernden Theatergesellschaft ein unstätes Leben, so daß erst 1796 der Knabe in Hildburghausen den ersten gründlichen Klavierunterricht erhielt; 1798 war er in Salzburg Schüler Michael Haydns, 1799 in München Rep. Kalchers und des Sängers Wallishauser. Da der Vater sich von dem Talent des Sohnes für die Lithographie viel versprach, siedelte er 1800 nach Freiberg in Schl. über, um dort diese Kunst im Großen zu betreiben. Doch ist er 1801 schon wieder in Salzburg, 1802—3 in Hamburg, Augsburg u. Wien, wo Karl Maria Abt Voglers Schüler wird und durch ihn 1804 die Kapellmeisterstelle am Stadttheater zu Breslau erhält. Da dort seine Reorganisationsversuche auf Widerstand stießen, legte er 1806 das Amt nieder, um die Privatkapelle des Prinzen Eugen von Württemberg auf dessen Schloß Karlsruhe in Schlesien zu leiten, und wurde, als 1807 der Krieg die Auflösung der Karlsruher Hofhaltung herbeiführte, Sekretair des Prinzen Ludwig, zu dem er nach Stuttgart ging. Von dort begab er sich 1810 nach Mannheim und dann nach

ist der erste jener Komponisten, denen das Handwerksmäßige ihrer Kunst nicht von frühster Jugend an geläufig, die nicht völlig in das Zunftmäßige aufgehen. Wir begegnen da einer neuen, dem 19. Jahrhundert eigenthümlichen Erscheinung. Weber hatte und behielt den Instinkt des Laien; leider hat er, in Folge eines unregelmäßigen und von ungünstigen Einflüssen beherrschten Lehrganges, in mancher Beziehung etwas Dilettantisches nie ganz überwunden. Dafür flossen ihm unendlich reichere Quellen der Anregung, als sie sonst dem Zunftmusiker zu Gebote standen; sein Blick war freier, seine Bildung universeller. Wie er mit seinem Empfinden weite Kreise umschloß, so erweckte er auch das Interesse derer, die sonst seiner Kunst ferne gestanden hätten. Es ist dies ein wichtiger Zug, besonders wenn man an spätere Zeiten, an die Sympathien denkt, die Wagner in Kreisen fand, die den Fachmusiker in ihm weder verstanden noch gewürdigt hätten. Die Fühlung mit dem Laienthum, das Hineinspielen anderer als rein musikalischer Tendenzen beginnt in sehr bezeichnender Weise bei Weber, der Manches nicht wollte, aber auch Manches nicht konnte.

Aeußerlich markirte sich der Abstand Webers von dem herkömmlichen Musikerthum in der Wahrung seiner gesellschaftlichen Stellung. In größter Freiheit, erhaben über die kleinlichen Regungen des Stolzes oder des Standesdünkels, war der Meister doch stets der Freiherr von Weber, der Mann, der sich seiner natürlichen Beziehungen zur geistigen und gesellschaftlichen Aristokratie wohl bewußt blieb. Wenn auch zum größten Theil Autodidakt, war er in gewissem Sinne auf der Bildungshöhe seiner Zeit, das heißt, er war vielseitig und unterrichtet genug, um sich von allen schöngeistigen, artistischen und politischen Strömungen berührt zu fühlen und in seiner Weise daran Theil zu nehmen. Weber war der erste große Musiker, der sich allein in den Grenzen seiner Kunst nicht auszuleben vermochte. Er glaubte zu seiner vollen Bethätigung auf das Wort nicht verzichten zu können

Darmstadt, wo er zusammen mit Meyerbeer und Gänsbacher aufs neue Voglers Unterricht genoß. Nach längeren, 1811—13 ausgeführten Kunstreisen wurde er 1813 Direktor der Oper in Prag und entwickelte sowohl hier als auch später in Dresden (1817—26) als Kapellmeister der deutschen Oper ein großes Organisationstalent. Trotz zunehmender Kränklichkeit schuf er in dieser Periode seine größten Meisterwerke. Als er im Frühjahr 1826 nach London reiste, um den Oberon zu dirigiren, trug er schon die Keime des Todes in sich. Er starb dort am 10. April 1826; seine sterblichen Ueberreste wurden 1844 nach Dresden übergeführt. Werke. Opern: Die Macht der Liebe (1799), Das stumme Waldmädchen (1800), Peter Schmoll und seine Nachbarn (1802), Rübezahl, Silvana (1810), Abu Hassan (1811), Preziosa (1820), Der Freischütz (1821), Die 3 Pintos (unbeendet, 1888 aufgef.), Euryanthe (1823); Oberon (1826). Klavierwerke: 4 Sonaten (C-dur, As-dur, D-moll, E-moll), eine 4händige, 2 Konzerte (C-dur, Es-dur), ein Konzertstück (F-moll), Polonaise (Es-dur, Op. 21), Rondo brillant (Op. 62), Variationen (Op. 5, 6, 7, 28, 48, 55), Aufforderung zum Tanz, Allemanden, Ekossäsen u. andre Stücke; ein Klavierquartett (B-dur), ein Trio (Op. 63), 6 progressive Violinsonaten, Variationen

und griff, wie einst Gluck, zur Feder, ein Vorbild Schumanns und Wagners, wo es galt, seine Ideen zu stützen und für sie Propaganda zu machen. An Schumann gemahnt Webers Versuch in Darmstadt, einen kritischen Bund mit Gleichgesinnten zu gründen, um für die Ideale der Kunst und zugleich für die Produktion der Lebenden einzutreten; ein Wagner'scher Zug ist es, wenn er als Kapellmeister für die aufzuführenden Werke und für seine Auffassung durch die Presse Stimmung zu machen unternimmt. Musiker, Dichter, Kritiker, Epigrammatiker, Feuilletonist in einer Person, dabei in seiner Jugend ein eleganter lebenslustiger Kavalier, bietet uns Weber das Bild einer Universalität, wie sie die Geschichte der großen Tonmeister bis dahin nicht aufzuweisen hat.

Merkwürdig lesen sich die Aeußerungen Webers, die er gelegentlich über die Ziele seines Schaffens gethan hat. Es ist fast, als ob man vom „Kunstwerk der Zukunft" läse. Eine Verbindung aller Künste schwebt ihm vor; die Oper ist ihm vor allem das Drama, in dem die Musik den Schwesterkünsten sich anzupassen hat. Diesen Anschauungen entsprechend verwaltete er auch sein Kapellmeisteramt. Kaum 18 jährig kommt er nach Breslau und beginnt sofort eine reformatorische Thätigkeit. Er ändert die Aufstellung des Orchesters, er führt ein geregeltes System von Proben ein. Er kümmert sich nicht nur um die Musik; die Darstellung, das Mienenspiel, der Tanz, alles interessirt ihn in gleicher Weise, nicht zuletzt das Dekorations- und Maschinenwesen, die Ausstattung der Kostüme und Requisiten. Traurige Erfahrungen, die ihm Trägheit und Böswilligkeit nicht ersparten, schrecken ihn nicht ab, und in Prag und später in Dresden sehen wir ihn seine Pläne mit verstärktem Eifer verfolgen. Und Alles, was er anordnet, die Aufstellung des Orchesters (ein Halbkreis mit den Streichern um das Dirigentenpult), die Art, ein musikalisches Bühnenwerk einzustudiren, die Winke, die er den Sängern für den sinngemäßen Vortrag ihrer Rollen giebt, das Alles ist so praktisch, so glücklich für die Bühnenwirkung berechnet, daß es bis heutigen

für Klavier u. Violine (Op. 22), Duo concertant für Klavier u. Klarinette (Op. 48); 2 Klarinettenkonzerte (Op. 73, 74), ein Klarinettenconcertino (Op. 26), Variationen für Klarinette u. Klavier (Op. 33), Quintett für Klarinette mit Streichquartett (Op. 34), ein Fagottkonzert (Op. 75), Andante u. Rondo für Fagott und Orchester Op. 35), Concertino für Horn (Op. 45); für Orchester: 2 Symphonien, Ouverture u. Marsch zu „Turandot", Jubelouverture (z. 50 j. Regierungsjubil. Friedr. Augusts I); für Gesang: Der erste Ton (für Deklamation, Orchester u. Chor), Kampf und Sieg (Kantate auf die Schlacht von Waterloo), Männerchöre (Op. 42, Körners „Leier und Schwert" 1814; Op. 53, 56), Natur u. Liebe, Gemischte Quartette (Op. 16), Duette (Op. 31), Kinderlieder (Op. 22), Hymnen (Op. 36), 2 vierstimmige Orchestermessen; Scenen und Arien: Misera me (Op. 50, Athalia), Non paventar (Op. 51, Ines de Castro), Deh consola il suo affanno (Op. 52); Signor, se padre sei (Op. 53); eine große Arie zu C[illegible]ubinis Lodoiska (Op. 56); viele Lieder (Op. 23, 25, 29, 30, 46, 47, 54, 64, [illegible] 71, 80). Literatur: F. W. Jähns „K. M.

Tages seine Geltung beibehalten hat. Selbst seine Gewohnheit zu dirigiren, das Orchester mit einem kleinen Stäbchen zu leiten (was vor ihm nicht allgemein üblich war), hat sich so bewährt, daß sie seitdem nie wieder aufgegeben ist. Weber war aber nicht nur der Dirigent der Vorstellung, er war zugleich der Regisseur, der eigentliche Direktor, der Gesammtkünstler, der stets das Gesammtkunstwerk im Auge hatte.

In rein musikalischer Beziehung war so ziemlich Alles an ihm neu. Schon die wenig meisterlichen Jugendkompositionen zeigen einen ganz persönlichen Zug. In der Verbindung von Gefälligem und glänzend Effektvollem sind seine kleineren Klavierwerke der Ausgangspunkt der besseren Salonmusik geworden, eines Begriffes, der erst nach Webers Auftreten möglich war. Die zahlreichen übrigen Instrumentalkompositionen sind gleichsam Vorstudien, durch die er sich die Meisterschaft über das Orchester erwarb. In den reifen, großen Schöpfungen offenbarte sich dann sein origineller Geist, der auf allen Gebieten neue Wege einzuschlagen oder doch anzudeuten vermochte. Daß es der Geist der Romantik war, wissen wir bereits. Bei Weber finden wir mithin zuerst das Aufgeben der klassischen Formen, die Neigung zum Volksthümlichen und die Gabe glänzender und feinsinnigster Instrumentirung, durch die er die Klangfarbe als neues selbständiges Kunstmittel einführte. Weber ist der Begründer des modernen Orchesters; wie kein Anderer verstand er die Farben zu mischen und dann wieder jedes Instrument seine eigene individuelle Sprache reden zu lassen.

Man sollte nun meinen, daß Webers Stärke infolgedessen in der reinen Instrumentalmusik gelegen hätte, in der Symphonie. Das ist aber trotzdem nicht der Fall. Seiner Konception fehlte die ruhige Größe Beethovens, die thematische Kunst und der formbildende Sinn. Sein unruhiger Geist bedurfte stets der Anregung von außen, um das Empfangene wiederzuspiegeln. Diese Lebendigkeit, diese Reizbarkeit gegenüber jedem Eindruck mußte ihn, verbunden mit den Einflüssen seiner frühesten Umgebung, auf die Bühne verweisen. Als Kind eines herumziehenden Schauspieldirektors war Weber schon zeitig mit dem Theater in Berührung gekommen, mit seinem Wesen und seinen Bedingungen vertraut geworden; der heranwachsende Mann stand dann fast ununterbrochen im praktischen Bühnenberuf. So entwickelte sich Weber unter günstigen äußeren Verhältnissen zu dem, wozu er auch innerlich am meisten berufen war: zum Dramatiker. Der Dramatiker überwiegt bei ihm in dem Grade, daß seine Bühnenwerke fast das vollständige Bild der Persönlichkeit geben.

v. W. in seinen Werken" (1871; darin vollständ. chronolog. themat. Verzeichniß der Werke); F. W. Jähns „K. M. v. W." (Lebensskizze). Th. Hell „Hinterlassene Schriften von K. M. v. W." (1828, 3 Bde.; Konzertberichte, dramat.-musikal. Notizen usw.); Max Maria v. Weber „K. M. v. W.; ein Lebensbild" (1864—66, 3 Bde.); Karl Maria v. Weber „Reisebriefe W.s an seine Gattin Caroline" (1886); ferner: Reißmann (1882), H. Gehrmann (1898 „Berühmte Musiker"). Jul. Benedict (London)

Der 18. Juni 1821, an dem der „Freischütz" im Berliner Schauspielhaus zur ersten Aufführung kam, ist eines der wichtigsten Daten in der Geschichte der Oper. Ein kräftigerer Vorstoß nach der Seite des Nationalen und Volksthümlichen war seit der „Zauberflöte" (1791) nicht unternommen worden. Webers Sieg war ein Sieg der deutschen Kunst über die Fremdherrschaft der Italiener, die nun für immer gebrochen blieb. Wie das Sujet dem deutschen Volksleben und seinem Sagenkreis entnommen war, so schlug auch der Komponist Töne an, die unsere Gemüthsart mit ihrem Hang zur Naturschwärmerei wunderbar widerspiegeln. Daher die zündende Wirkung des „Freischütz", daher die ungeschwächte Popularität, die er sich bis heute erhalten hat. An die Stelle der Arie setzte Weber die deutsche Liedweise, die er dem Volksliede abgelauscht hatte, an die Stelle des Kunstgesanges den schlichten Gefühlsausdruck, der sich der dramatischen Wahrhaftigkeit näherte. Die Wolfsschlucht, dies düstere Nachtstück zu den lichten Szenen des Waldlebens, wurde noch von besonderer Bedeutung, weil in ihr der Ausdruck des Geisterhaften, Gespenstischen zum ersten Mal in die Musik Eingang fand, und die Darstellung des Uebernatürlichen die Phantasie des Tondichters auf neue Klangwirkungen führte. In der Instrumentalmusik fanden sich die Mittel dazu vorbereitet; man sieht jedoch, daß es wiederum der Berührung mit einem „romantischen" Stoff im Drama bedurfte, um dies Vermögen des modernen Musikers voll hervortreten zu lassen. So übte die Bühne wieder eine rückwirkende Kraft auf die Weitergestaltung der musikalischen Romantik aus.

Weber, der bis dahin nicht allzu ernst genommen worden war, trat mit dem „Freischütz" in die vorderste Reihe der Mitkämpfer. Seine früheren Versuche, namentlich in der Opernmusik hatten eine solche Gestaltungskraft, ein solches Aufraffen zur Meisterschaft nicht ahnen lassen. Wirkliches Interesse verdienen unter ihnen nur zwei: der Einakter „Abu Hassan", der wohl auch jetzt noch zuweilen gegeben wird, und die Musik zu dem Schauspiel „Preciosa". Jener ist merkwürdig durch sein orientalisches Kolorit, diese als farbenreiches Bild spanischen und zigeunerischen Lebens. Seit dem „Freischütz" stand Weber mit einem Schlage als Oberhaupt einer Partei da, die sich um ihn scharte, und das Gefühl, daß er zu weiteren Thaten verpflichtet sei, lastete fortab auf ihm in beunruhigender Weise. In seinem nächsten großen Werke spürt man denn auch eine gewisse Absichtlichkeit und Angestrengtheit des Schaffens, doch darf darüber der hohe Werth gerade der „Euryanthe" nicht verkannt werden. Daß der Komponist den im „Freischütz" eingeschlagenen Weg verließ, daß er neue stilistische Versuche auf Grund eines mangelhaften Textbuches anstellte, ist dem Erfolge der „Euryanthe" hinderlich gewesen. Um so größer ist die musikgeschichtliche Bedeutung dieser Oper. Im „Freischütz" hat Weber das deutsche Singspiel wieder zu Ehren gebracht; in der „Euryanthe" schuf er auf dieser nationalen Grundlage das moderne musikalische Drama. Der „dramatische" Stil, der sich in der folgen-

den Zeit bis zu Wagner hin immer selbstständiger entwickelte, erscheint hier bereits vorgezeichnet. Ein Mittelding zwischen Arie und Recitativ, die musikalische „Szene“, in der sonst getrennte Einzelformen zu einem größeren Ganzen zusammengeschmolzen werden, bildet den Uebergang. Das Orchester beginnt eine ausmalende, an der Handlung stark betheiligte Rolle zu übernehmen; sogar das musikalische Symbol in Gestalt einer wiederkehrenden Melodie oder Figur wird viel bewußter als vordem verwendet. Die Vorstellung von einem Gesammtkunstwerk, in dem die Schwesterkünste der Dichtung, der Musik, des Tanzes (Mimik) und der Malerei (Dekoration) sich die Hände zu reichen hätten, schwebte Weber bei der Abfassung der „Euryanthe“ in klaren Umrissen vor. Gelegentliche theoretische Aeußerungen des Meisters (die übrigens bis in die Mannheimer Jugendperiode zurückreichen) lassen keinen Zweifel darüber, daß er mit Bewußtsein den Anschauungen einer späteren Zeit vorausgriff. Zum ersten Male überwog im Musiker der Dramatiker, in ganz anderer Weise als es bei Gluck der Fall gewesen, der sich hauptsächlich auf das Deklamatorische in seiner Reformation beschränkt hatte. Damit im Zusammenhang steht die gesteigerte Wärme und Lebendigkeit des melodischen Ausdrucks (z. B. in der großen Arie des Lysiart und dem sich anschließenden Duett), der sich mehr den einzelnen Wendungen des Textes als rein musikalischen Bedürfnissen anzupassen sucht, und ferner die gänzlich neue Klangwelt des Orchesters. Hier berühren wir Dinge, die sich schwer mit Worten beschreiben lassen; das Ohr allein vermag zu verstehen, worin der Unterschied dieser Instrumentirung und der Instrumentirung der Klassiker beruht, wie nahe dagegen diese Tonsprache bereits unserm modernen Empfinden steht. Die Einleitung zum dritten Akt unterscheidet sich in Nichts mehr von ähnlichen Instrumentalsätzen des späteren Musikdramas. Im Einzelnen ließe sich noch unendlich viel Neues in der Behandlung der Solostimmen, des Chores, in der Art zu charakterisiren u. s. w. nachweisen. Daß der Eindruck sich dennoch wieder verwischte, daß er wenigstens nicht dauernd im Bewußtsein haften blieb, erklärt sich wohl nur aus der Ungleichheit der Euryanthen-Partitur, die neben glänzenden auch schwächere Partien enthält, sowie aus der fast überstürzten Fortentwicklung der dramatischen Musikstils, die bald darauf einsetzte. Es folgten Werke von Marschner, Meyerbeer und Wagner und machten die „Euryanthe“ vergessen, aus deren Stimmungssphäre heraus sie erst erstanden waren, und deren Kunstmittel sie zu ihren Wirkungen nicht entbehren konnten.

In seinem dritten Hauptwerke, dem „Oberon“, zeigte sich Weber noch einmal von einer neuen Seite. Die Fähigkeit, den Eindruck des Exotischen, des Entrückten hervorzurufen, tritt hier in eine fast krankhaft schöne Erscheinung. Die Herrschaft über die Mittel, der Sinn für Klangwirkungen, die unmittelbar bestimmte Vorstellungen erzeugen, ist aufs Höchste gesteigert. In den Elfenchören des „Oberon“ wurde der Musik ein neues Reich erschlossen. Wo



hinfort es galt, das Treiben der Geister in Luft und Wasser, die Zauber des Waldes und der Mondnacht oder das wilde Brausen des Meeres zu malen, immer finden sich, mit größeren oder geringeren Modifikationen, die Ausdrucksmittel verwendet, denen Weber die typische Bedeutung verliehen. Hier hat er Töne angeschlagen, deren unübertroffener Meister er geblieben, und die fortklingen bis in die Naturromantik der „Nibelungen". Für den Romantiker Weber ist deshalb der „Oberon" das bezeichnendste Denkmal, und vom „Oberon" hat die musikalische Romantik im engeren Sinne ihren Ausgang genommen. Weber starb, jung an Jahren, als er kaum die letzte Hand an diese Märchenoper gelegt hatte. Seine letzte Schöpfung offenbart, daß seine Phantasie noch keineswegs erschöpft war, und daß er der Entwicklung des musikalischen Dramas vielleicht ungeahnte Bahnen gewiesen hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, länger zu leben.

Der Umstand, daß Weber vorzugsweise als Dramatiker gewirkt hat, darf nicht verleiten, seine Bedeutung auf anderen Gebieten zu unterschätzen. Als Kirchen- und Oratorienkomponist freilich kommt Weber nicht in Betracht. Dagegen ist seine Orchesterbehandlung nicht nur für die Oper, sondern auch für die selbstständige moderne Instrumentalmusik vorbildlich gewesen. Weber ist der erste eigentliche Kolorist; stets durchsichtig und natürlich instrumentirend, mit den einfachsten Mitteln die größte Wirkung erreichend, verwendet er, abweichend vom Orchesterstil der Klassiker, die Klangfarben selbstständig als solche, auch darin der Lehrmeister eines neuen Jahrhunderts.

Auf die Kammermusik ist Weber nur indirekt von Einfluß gewesen, durch das Klavier. Wie sein eigenes Spiel neu und epochemachend war und mit den Grund zu unserm modernen Virtuosenthum legte, so brachte auch seine weitspannende, alle Klangkontraste des Instrumentes ausnutzende Schreibweise etwas Glänzendes und neue Farben in den Klavierstil. In der Sonate wuchs ihm der poetisirende Inhalt über die Form hinaus, hier blieb er weit hinter Beethoven zurück; dagegen verstand er es, seine Stimmungsbilder in knappem Rahmen — zwei- und vierhändig — meisterlich zu fassen. Als Schöpfer des musikalischen Charakterstückes war Weber der Vorläufer von Chopin, Schumann und Liszt; indem er dem Passagenwerk eine hervorragende Stellung einräumte, hat er allerdings auch die sogenannte „Salonmusik" inaugurirt. Dabei gab er, ganz gelegentlich, in seiner „Aufforderung zum Tanz" auch der Tanzmusik neue Impulse, indem er ihr ein poetisches Element beimischte und sie über ihren ursprünglichen Zweck hinaus in die Sphäre der Konzertmusik erhob. Seine Konzerte endlich, vor allem das Konzertstück in F-moll, sind von Bedeutung, als wichtiges Bindeglied zwischen Beethoven und dem Klavierkonzert der Modernen, und zwar durch die virtuosere Behandlung der Solopartes sowohl, wie durch die selbstständigere Führung und den symphonischen Stil des Orchesters.

Als Liederkomponist schuf Weber sein Bestes mehrstimmig, in den Weisen zu „Preciosa" und zu Körners „Leyer und Schwert",

die geradezu Volkslieder geworden sind. Die Komposition seiner Männerchöre fiel in die politisch bewegte Zeit der Freiheitskriege. Weber gab damit den Anstoß zur Begründung der deutschen Männergesangvereine, deren vaterländische Tendenzen von vorherein festgelegt waren. Im Uebrigen spiegelt sein Lied — das mit Guitarre oder Klavier begleitete — den idyllischen, etwas sentimentalen Charakter der Hausmusik aus den ersten Jahrzehnten wieder. Es hat noch nicht die Bedeutung, die es bei Webers Zeitgenossen Schubert erlangte, es wendet sich noch nicht an ein Konzertpublikum. Charakteristisch sind ihm ein stark volksthümlicher Zug und eine fast dramatische Anschaulichkeit in der Schilderung von Personen und Vorgängen; nicht selten bricht ein graziöser, zuweilen auch ein derber Humor durch. Die schönsten Eingebungen des Meisters bleiben jedoch die Lieder, mit denen er die Partituren seiner Opern geschmückt hat.

Als Mitbegründer der romantischen Oper in Deutschland pflegt man neben Weber und Marschner auch **Ludwig Spohr** zu nennen. Diese Zusammenstellung ist nur in beschränktem Maße gerechtfertigt. Allerdings hat Spohr, der älteste der drei Meister, lange vor dem Erscheinen des „Freischütz" romantische Stoffe für die Bühne bearbeitet (Alruna, Faust, Zemire und Azor); aber er hat es nicht eigentlich, oder doch nur sehr bedingt als Romantiker in dem Sinne gethan, wie wir ihn für die neue musikalische Bewegung als maßgebend erkannt haben. Spohr war eine vornehme, aristokratische Natur mit einer ausgesprochenen Abneigung gegen alles Volksthümliche, auch im besten Sinne auf die Massen Wirkende. Deshalb war ihm die Musik eines Weber, eines Marschner oder Lortzing geradezu unsympathisch, ja seine weiche, feminine Empfindungsart fühlte sich sogar von dem trotzigen Auf-

Spohr, Ludwig, geb. 5. April 1784 zu Braunschweig, verlebte seine Jugend in Seesen, wohin sein Vater als Medicinalrath versetzt worden war. Der Braunschweiger Concertmeister Maucourt und später Franz Eck, der „beste Geiger seiner Zeit", waren seine Lehrer im Violinspiel. 1803 begleitete er Eck auf einer Kunstreise nach Petersburg und wurde dann Kammermusiker im Hoforchester seiner Vaterstadt. Von 1805 ab bekleidete er den Posten eines Concertmeisters in Gotha. Schon 1806 gab er die Stellung auf, unternahm mit seiner Gattin, der Harfenvirtuosin Dorette Scheidler größere Concertreisen und war von 1812—15 Kapellmeister in Wien am Theater an der Wien, 1817—19 in Frankfurt a. M., von 1822 ab am Hoftheater zu Kassel, nachdem er vorher (1820) auch in London konzertirt hatte. Gegen seinen Willen wurde er 1857 pensionirt, und zugleich nöthigte ihn ein schwerer Fall, bei dem er den linken Arm brach, sein Violinspiel aufzugeben. Er starb am 22. Okt. 1859. — Werke (über 150). 10 Opern (Faust 1818; Jessonda 1823, Zemire u. Azor 1819; Die Prüfung 1806, Alruna 1808, Der Zweikampf mit der Geliebten 1811, Der Berggeist 1825, Pietro von Albano 1827, Der Alchimist 1830, Die Kreuzfahrer 1843—44); Oratorien: Das befreite Deutschland, Die letzten Dinge, Des Heilands letzte Stunden, Das jüngste Gericht, Der Fall Babylons; 9 Symphonien (1. Es-dur Op. [illegible]

lehnen Beethovens lediglich abgestoßen. Deshalb blieb aber auch Spohr fast ohne Einfluß auf die Gestaltung des großen nationalen Musikdramas und steht außerhalb der Entwicklung, die von Weber über Marschner zu Wagner führt. Was er dazu beitrug, die Tonkunst aus dem trockenen Formalismus, in dem die Epoche der Nachklassiker zu versanden drohte, in fruchtbarere und blühende Gefilde zu leiten, das erstreckt sich auf den romantischen Stimmungsgehalt seiner Musik. Spohr baute das Gebiet der Harmonik weiter aus; als einer der Ersten, die sich der Vorhalte und der chromatischen Intervalle reichlicher bedienen, beeinflußte er die Melodiebildung der folgenden Jahrzehnte stark nach der Seite des elegischen und exotischen Ausdrucks, der sich bei ihm leicht ins Süßliche, ins Manirirte steigerte. Im höchsten Grade interessant ist seine meisterhafte Instrumentation. Hier äußerte sich sein romantisches Empfinden in dem Reichthum und dem zarten Reiz der Orchesterfarben. Alle diese Eigenschaften bekunden auch seine Opern, vor allem die später geschriebene „Jessonda", sein erfolgreichstes Bühnenwerk. Wenn sie sich dennoch nicht dauernd erhalten konnten, so liegt dies an ihrer undramatischen, für die Bühnenwirkung ungeeigneten Haltung. Was Weber und die kommenden Männer in so hohem Maße besaßen: den Instinkt für die Bühne, das fehlte dem älteren Meister vollkommen, und daher mußte die neue Bewegung über ihn fortgehen, freilich nicht ohne auch von ihm gelernt und Elemente seiner Musik in sich aufgenommen zu haben.

Die Spohr'sche Musik ist kenntlich an ihrem zarten, vornehmen, etwas zur Weichlichkeit neigenden Gefühlsausdruck; ebenso eigenthümlich aber ist ihr die vollendete Klarheit der Form. Sein feiner Sinn für das Formelle, seine Meisterschaft in der Ausgestaltung stellen Spohr neben die Klassiker, an die er auch mit Bewußtsein anknüpft. Es ist dies ein reaktionärer Zug in seinem Wesen; er hat

2. D-moll Op. 49; 3. C-moll Op. 78; 4. F-dur Op. 86 „Die Weihe der Töne"; 5. C-moll Op. 102; 6. G-dur Op. 116 „historische"; 7. C-dur Op. 121 „Irdisches u. Göttliches im Menschenleben", für 2 Orch.; 8. G-moll Op. 137; 9. H-moll Op. 143 „Die Jahreszeiten"); 3 Konzertouverturen, Trauerspielouverture zu Macbeth, Messen, Hymnen, Psalmen, Kantaten, Männerchöre, Lieder usw. 15 Konzerte für Violine (8. A-dur „in Form einer Gesangsscene"; 9. D-moll Op. 55). Weitere Instrumentalwerke: Violinschule (in 3 Abth. 1831), 33 Streichquartette, 4 Doppelquartette, 1 Streichsextett, 7 Streichquintette, 4 Potpourris für Violine u. Orch., Sonaten u. Rondos für Harfe u. Violine, 3 Violinsonaten mit Klavier, Violinduette u. Duette für Violine u. Klavier, 5 Trios für Klavier, Violine u. Cello, ein Quintett für Klavier, Flöte, Klarinette, Horn u. Fagott, ein Oktett, 4 Klarinettenkonzerte, Phantasie für Harfe, einige Hefte Klavierstücke. — Literatur: Selbstbiographie (bis zum J. 1838; 2 Bde. 1860/61); W. Neumann „L. Sp., Eine Biographie" (1854), Malibran „L. Sp. sein Leben u. Wirken" (1860), H. Giehne „Z. Erinner. an L. Sp." (1860), H. M. Schletterer (1881, in Waldersees „Samml. musikal. Vorträge").



ihn gemeinsam mit Felix Mendelssohn, mit dem er sich überhaupt in mancher Beziehung verwandt zeigt. Vielleicht ist darin der Grund zu sehen, daß eine spätere Zeit, die ungeduldig vor allem nach Neuem suchte, von beiden Meistern mehr als billig sich abgewendet hat. Spohr's Beherrschung des Technischen war größer als die der andern Romantiker, sein Streben ging weniger ins Allgemein-künstlerische, er war mehr spezifischer Musiker. Seine Bedeutung liegt demgemäß weniger in der Oper als in der Kammer- und Konzertmusik. Auf dem Gebiete der Symphonie bringt Spohr die ersten deutschen Beispiele von Programmmusik („Weihe der Töne", „Irdisches und Göttliches im Menschen", „Die Jahreszeiten"); den Kammerstil hat er um die Form des Doppelquartetts bereichert. Bedeutendes enthalten auch seine längst vergessenen Oratorien, und geradezu bahnbrechend wirkte er auf dem Gebiete der Violinmusik. Seine Violinkonzerte (Nr. 8 „in Form einer Gesangsszene") stehen noch jetzt in hohem Ansehen, sie sind das Letzte, was von seinem Schaffen lebendig geblieben. Wie durch diese Kompositonen ist Spohr auch durch sein eigenes Beispiel und seine Lehre von dauerndem Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Geigenspiels gewesen. Bis zu seinem zweiunddreißigsten Jahre hatte er ja ausschließlich seiner Virtuosenlaufbahn gelebt, und im Alter widmete er sich mit Vorliebe der Ausbildung seiner Schüler.

Hatte Weber der Musik nationale, volksthümliche, ritterlich-glänzende und übersinnlich-phantastische Züge verliehen, hatte Spohr Töne von noch weicheren, buntschimmernden Farben und fremdartigem Klangzauber beigemischt, so erweiterte Heinrich Marschner das Ausdrucksgebiet nach weiteren zwei Seiten hin. Es war ihm gegeben, das Grausige, das Dämonische mit besonderer Kraft musikalisch zur Darstellung zu bringen, und andererseits durch derben,

Marschner, Heinrich (August), geb. 16. Aug. 1795 zu Zittau (Sachsen), von seinem Vater zum Juristen bestimmt, konnte sich anfangs nur wenig mit der Musik beschäftigen; durch seine hübsche Stimme auf ihn aufmerksam geworden, nahm sich Friedr. Schneider, der Komponist des „Weltgerichts", seiner an, und später verschaffte ihm der Organist Bergt in Bautzen eine Stellung als Concertist des Kirchenchors. Als er 1813 die Universität Leipzig bezogen, entsagte er bald dem Rechtsstudium und wurde Schüler des Kantors J. G. Schicht. Nach der Scheidung der Eltern, die seine Jugend verdüsterte, mußte er selbst für seinen Unterhalt sorgen. Auf einer Kunstreise, die er 1815 nach Karlsbad unternahm, wurde der ungarische Magnat Graf Amadée von Varkony sein Gönner, ermöglichte ihm einen Aufenthalt in Wien, wo er Beethovens Interesse gewann, und vermittelte sein Engagement als Musiklehrer im Hause des Grafen Zichy. Von 1817 ab lebte er bei diesem in Preßburg, zugleich als Kapellmeister beim Fürsten Krosatkowitz, mit seinen ersten dramatischen Versuchen beschäftigt. 1820 ging er nach Dresden, wo Weber seinen „Heinrich IV. u. d'Aubigné" aufführte u. ihn bekannt machte. Obwohl sich die freundschaftlichen Beziehungen durch Marschners aufbrausendes Wesen lockerten, wurde er 1824 neben Weber Musikdirektor der Dresdener Oper. Nach zweimaliger kurzer Ehe hatte er sich zum dritten Male mit der gefeierten Sängerin Marianne Wohlbrück verheirathet, unternahm mit ihr

urwüchsigen Humor der Oper ein frisches Element zuzuführen. Marschner fühlte sich am wohlsten, wenn er Nachtseiten der Natur oder des menschlichen Lebens zu schildern hatte. Das Treiben der Kobolde und Elementargeister, die Schauer der Sturmnacht im Walde, das Toben wilder, dämonischer Leidenschaften bot seiner Phantasie den anregendsten Stoff. Es liegt etwas Finsteres über Marschners eigenster Tonwelt. Wo er aber in lichten Farben malt, da gelingen ihm am besten lustige Volksszenen, bei denen er mitunter bis an die Grenze realistischer Darstellung geht. Hierin ist er vorbildlich geworden für die niedrig-komische Oper, die namentlich auch seine Verwendung der musikalischen Mittel adoptirte. Ene wichtige Rolle spielen in diesen Partien jener Opern die Srophenlieder. denen er einen schlichten, stark volksthümlichen Charakter zu geben wußte. Die Lieder des Narren und des Bruder Tuck im „Templer", die humoristischen Gesänge im „Heiling" sind in dieser Hinsicht bedeutsame Beispiele. Das deutsche Trinklied und der Männerchor sind in ihren wesentlichen Zügen durch Marschner gestaltet worden.

Wo Marschner weder düster noch burschikos ist, verfällt er dem Epigonenthum und wird unbezeichnend. Das gilt besonders von den lyrischen Partien, in denen er sich im Fahrwasser Weberscher Melodik bewegt, die aber bei ihm matter, blasser, schablonenhaft wird. Seine Erfindung hat weder das Geniale noch das Persönliche des älteren Meisters. Gegen Weber gehalten erscheint Marschner robuster, aber nicht so ursprünglich und bei weitem weniger zart und feinsinnig. Die Lebendigkeit der Weber'schen Tonpoesie, an die er sich bewußt anlehnte, ahmt er oft nur äußerlich nach; das Dramatische wird bei ihm zum Theatralischen, und wo die Eingebung fehlt, hilft sich geschickt

Kunstreisen durch Deutschland und wurde 1827 Kapellmeister am Theater in Leipzig, wo er 4 Jahre glücklich lebte und den „Vampyr" und den „Templer" komponirte, 1831 wurde er als Hofkapellmeister nach Hannover berufen und wirkte dort unter mannigfachen Schwierigkeiten 28 Jahre, bis er, durch neue Mißhelligkeiten und seine, der neudeutschen Richtung abholde Gesinnung veranlaßt, 1859 seine Stellung aufgab und mit dem Titel „Generalmusikdirektor" pensionirt wurde. Der Mißerfolg, den die auf den „Hans Heiling" folgenden Opern ihm bereiteten, hatte ihn sehr verbittert. 1860 ging er nach Paris, um dort seine Oper „Hiarne" zur Aufführung zu bringen, erreichte aber dies Ziel nicht. Bald darauf traf ihn ein Augenübel, das ihn gänzlich zur Unthätigkeit verdammte. Er starb am 14. Dec. 1861. — Hauptwerke: Opern: Der Kyffhäuserberg, Saidar u. Zulima, Heinrich IV. u. d'Aubigné (1820), Der Vampyr (1828), Der Templer u. die Jüdin (1829), Hans Heiling (1832); ferner: Der Holzdieb (1825), Lucretia (1826), Des Falkners Braut (1832), Das Schloß am Aetna (1838), Der Bäbu (1839), Adolf von Nassau (1845), Austin (1852), Hiarne (1857); außerdem: Musik zu Kleist's „Prinz Friedrich von Homburg", Kind's „Schön Ella", Halls „Ali Baba" usw.; Lieder und Chorlieder („Zigeunerleben" für Männerchöre), Kammermusikwerke (Trios Op. 29 A-moll, Op. 111 G-moll, Klavierquartett (Op. 36) B-dur) Klaviersonaten, 4 händige Märsche, Divertissements, Klavier-Sonatinen (Op. 33) usw. — Ueber ihn: M. E. Wittmann (1897). C. Münzer (1900).

eine tüchtige Routine weiter. Auch in diesen schwächeren Theilen seiner Werke zeigt jedoch Marschners Stil stets eine große Anpassungsfähigkeit an die szenischen Vorgänge. Es ist ein spezifischer Bühnenstil, den er schreibt, ein Stil, den wir von nun ab bei fast allen Opernkomponisten antreffen. Formell geht Marschner insofern über Weber hinaus, als er die Auflösung der Arie in die „dramatische Szene" noch absichtlicher und umfangreicher vornimmt.. Auch im Aufbau der Ensembles, in der Verwendung der Chormassen strebt er nach größeren Dimensionen. Am einflußreichsten aber ist er wohl durch seine Behandlung der Männerstimmen gewesen. Seinen Chorsatz finden wir später von Wagner aufgenommen; unter den Solostimmen bevorzugt er die höhere Baßlage, den Bariton, dem er in der Oper eine dominirende Stellung anwies. Der Klangcharakter seines Vampyr, seines Bois Guilbert und Heiling wurden in der Folge typisch für die nicht ausgesprochen lyrischen, aber dramatisch leidenschaftlichen Partien. Im Orchester ist Marschner weniger eigenthümlich. Seine Instrumentation ist etwas dickflüssig, an Reiz und Reichthum der Farben nicht annähernd mit derjenigen Webers oder Spohrs zu vergleichen.

Aus der stattlichen Anzahl von Marschner's Opern sind drei als bedeutend hervorzuheben: „Der Vampyr", „Templer und Jüdin" und „Hans Heiling". Sie gehören alle drei der mittleren Periode seines Schaffens an. Die spätere Entwicklung der deutschen Oper, die Marschner noch erlebte, vermochte er nicht mehr mitzumachen; er verhielt sich ablehnend gegen die Reformen Wagners und verschloß sich ihrem Einfluß wie ihrem Verständniß. Sein reifstes Werk ist der „Heiling", das für ihn am meisten charakteristische der „Vampyr". „Templer und Jüdin" ist geschichtlich besonders merkwürdig, weil von hier die sogenannte „historische Oper", die Jahrzehnte lang neben der „romantischen" sich erhielt, ihren Ausgang nahm. Im „Templer" sind deshalb vor allem die Doppelchöre interessant, in denen zwei Völkerschaften musikalisch verschieden charakterisirt werden.

Wir können diesen dritten Meister der Romantik nicht verlassen, ohne auf zwei Punkte wenigstens kurz hinzuweisen. Zwischen den glänzenden Erscheinungen eines Weber und eines Wagner, zwischen denen er geschichtlich das Bindeglied bildet, nimmt Marschner eine bescheidenere Stellung ein. Um so leichter ist eine Generation, in der die Werke des Komponisten nicht mehr lebendig sind, geneigt, seine Bedeutung zu unterschätzen. Zum mindesten ist bei Marschner der nationale Zug nicht weniger hervortretend als bei Weber und Wagner. Seine Musik trägt einen spezifisch deutschen Charakter. Ferner ist es auffallend, wie sehr bereits in ihm der Opernkomponist den übrigen Musiker zurückgedrängt hat. Einige hübsche Lieder und gut geschriebene Kammermusikwerke, ja selbst die vortrefflichen, zum Theil vielgesungenen Männerchöre kommen gegenüber seiner Wirksamkeit für die Bühne kaum in Betracht, während Weber doch auf

den andern Gebieten immerhin Umfangreiches, wenn nicht Hervorragendes geleistet hat. Wir sehen: die Isolirung der Oper beginnt deutlich fortzuschreiten. Marschner ist auch in dieser Beziehung der Vorläufer Wagners, der sich dann ganz unumwunden von allen andern Gebieten ab und nur dem Theater zugewendet hat.

Nach Marschner begann die romantische Oper im engeren Sinne auszusterben. Was in ihr entwicklungsfähig, oder auch nur lebensfähig war, das nahm die Allkunst des neudeutschen Musikdramas in sich auf, und immer seltener wurden die Komponisten, die romantische Opern im älteren Stile schrieben. Unter den Nachzüglern finden wir immerhin bedeutende Meister. Schumanns „Genovefa", Rubinsteins „Feramors", Bruchs „Loreley", Rheinbergers „Die 7 Raben", Grammanns „Melusine" u. A. m. waren die Ausläufer einer Richtung, die sich inzwischen auf der Bühne überlebt hotte, und deshalb blieben sie ohne dauernden Erfolg. Unter sich sind diese Werke natürlich sehr verschieden, je nach dem Temperament, der Individualität des Komponisten. Gemeinsam haben sie die Wahl romantischer Stoffe und die Verwerthung solcher Kunstmittel, die im Wesentlichen durch Weber, Mendelssohn und Schumann in der absoluten Musik zur Herrschaft gelangt waren. Die letzten Spuren der Gattung darf man vielleicht in manchen modernen Märchen- und Ausstattungsstücken erblicken; aber hier ist es gewöhnlich nicht die Musik, sondern nur noch der szenische Inhalt, der an eine so vornehme Herkunft erinnert.

Unter den bisher genannten Meistern hatte die deutsche Oper einen neuen Aufschwung genommen; ihre Werke bezeichnen die Höhepunkte der Bewegung im ersten Drittel des Jahrhunderts. Die romantische Richtung war die vorherrschende, aber sie war keineswegs die einzige. Daneben blühte nach wie vor eine von ihr unabhängige Produktion, aus der so manches Gute und Wirkungsvolle zu verzeichnen ist. Die Werke der hierher gehörenden Komponisten sind ohne eigentliche

Grammann, Karl, geb. 3. Juni 1842 zu Lübeck, gest. 30. Jan. 1897 zu Dresden, Schüler des Leipziger Konservatoriums, schrieb unter anderem die Opern „Melusine" (1875), „Thusnelda" (1881), „Das Andreasfest" (1882), „Ingrid" und „Irrlicht" (beide 1894).

Rheinberger, Dr. Joseph, geb. 17. März 1839 in Vaduz (Fürstenthum Liechtenstein), Schüler des Münchener Konservatoriums, trat 20 Jahre alt in den Lehrkörper des Institutes, dem er noch jetzt als Professor der Komposition und des Orgelspiels angehört. 1877 wurde er Nachfolger Wüllner's als Hofkapellmeister der königl. Kirchenmusik. Opern: „Die sieben Raben" (1869), „Thürmer's Töchterlein" (1873), Chorballaden: „Maitag", „Klärchen auf Eberstein", „Wittekind", Christophorus", Montfort rc. Ferner Lieder, symphonische Klavier-, Orgel-, Kirchen- und Kammermusik.

Tendenz, zu verschieden geartet, als daß man sie unter einen Gesammtbegriff bringen könnte. Höchstens das negative Merkmal ist ihnen gemeinsam, daß sie alle sich von den revolutionären Bestrebungen der Romantiker fernhalten. Es ist meist das rein praktische Bedürfniß nach theatralischer Kost, das sie hervorbringt, und die Komponisten stehen dann auch meist im Berufe der praktischen Bühnenlaufbahn, es sind die Kapellmeister der größeren deutschen Operntheater. Eine spekulative Kunsttheorie lag diesen Männern fern, sie bewegten sich unbesorgt auf dem gesicherten Gebiete der älteren Opernmusik, und so blieben sie auch ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung, die ihren Erfolgen früher oder später ein Ende machte. Man muß dabei zwischen einer ernsteren, sentimentalen und einer komischen Richtung unterscheiden. Letztere zeitigte erquicklichere Früchte, an denen wir uns auch heute noch erlaben können.

Den harmlosen Singspielen der Winter, Weigl und Himmel folgten die Opern Conradin Kreutzers, eines ebenso produktiven wie begabten Tonsetzers. In seinen Werken begnügte er sich, zu einer sinnigen Handlung möglichst schöne, ausdrucksvolle, leicht eingängige Musik zu schreiben. Das noch jetzt erhaltene „Nachtlager in Granada“ ist typisch für eine große Reihe von Bühnenwerken der dreißiger Jahre. Kreutzer wirkte erfreulich zum Mindesten durch seinen Sinn für Wohlklang, der sich auch in seinen berühmten Männerquartetten so glücklich bekundet. Viel trockener

Winter, Peter von, geb. 1754 zu Mannheim, gest. 17. Oktober 1825 zu München. Von seinen zahlreichen (meist italienischen) Opern ist „Das unterbrochene Opferfest“ (1796) am berühmtesten geworden. W., der die meiste Zeit seines Lebens als Hofkapellmeister in München wirkte, hat auch einen „Bettelstudenten“, Musik zu „Scherz, List und Rache“ und zu „Jery und Bätely“ von Goethe, sowie eine große Menge kirchlicher und rein instrumentaler Werke geschrieben.

Weigl, Joseph, geb. 28. März 1766 zu Eisenstadt, gest. 3. Februar 1846 zu Wien, war dort Hofkapellmeister nach Salieri's Tode. Von seinen Opern (über 30) erfreute sich „Die Schweizerfamilie“ besonderer Beliebtheit.

Kreutzer, Konradin (laut Taufschein Kreuzer), geb. 22. Nov. 1780 zu Meßkirch in Baden. Er sollte eigentlich Theologe werden, studirte anfangs Jura, widmete sich aber nach dem Tode seines Vaters 1800 ganz der Musik, zuerst in Konstanz, von 1804 an in Wien. Nach der Aufführung seiner Oper „Konradin“ in Stuttgart wurde er dort 1811 Hofkapellmeister. Von 1817—22 war er Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen, u. dann mit mehrfachen Unterbrechungen Kapellmeister am Kärntnerthor- und am Josephstädter Theater in Wien. In gleicher Stellung hielt er sich von 1840—46 in Köln auf, kehrte bis 1849 nach Wien zurück und starb in Riga am 14. Dec. 1849. Er hat mehr als 30 Opern, Singspiele usw. komponirt, schon 1800 „Die lächerliche Werbung“. Die bekanntesten sind: Konradin von Schwaben (1811), Libussa, Das Nachtlager in Granada (1834), Der Verschwender. Außerdem schrieb er ein Oratorium „Die Sendung Mosis“ und viele Instrumentalkompositionen, Lieder und Quartette („Der Tag des Herrn“, „Die Kapelle“). Literatur: Riehl, „Musikal. Charakterköpfe“ I.

muthen uns die einst viel gespielten Opern von Reißiger an, und kaum noch über das Verdienst eines tüchtigen Routiniers brachte es Josef von Lindpaintner, der eigentlich mehr durch seine Lieder sich einen Namen erwarb. Eine früher viel gegebene Oper war „Adlers Horst" von Gläser; doch gehört ihr Verfasser schon mehr zu den Vertretern des Singspiels und der Zauberposse, die, wie schon erwähnt, von Wenzel Müller, Kauer und Gyrowetz, später von Adolf Müller erfolgreich kultivirt wurde. Einen neuen Aufputz versuchte dem musikalischen Theaterstück Fr. v. Flotow zu geben, indem er deutsche Sentimentalität mit fran-

Reissiger, Carl Gottlieb, geb. 31. Januar 1798 zu Belzig bei Wittenberg, gest. 7. November 1859 zu Dresden, ein Schüler Schicht's in Leipzig, und später Winter's in München, trat zuerst als Sänger und Pianist auf. 1825 kam er nach Berlin und war einige Zeit Lehrer am Institut für Kirchenmusik; nach kurzem Aufenthalt im Haag, wurde er im Jahre 1826 Nachfolger Marschner's und später Hofkapellmeister an der Oper in Dresden. Er schrieb Lieder, Klavier- und Kammermusik, Symphonien, Kirchenmusik und mehrere Opern (Die Felsenmühle, Yelva, Turandot u. A.).

Lindpaintner, Peter Joseph von, geb. 9. Dez. 1791 zu Koblenz, gest. 21. August 1856 zu Nonnenhorn (Schweiz), ausgezeichneter Dirigent, war zuletzt Hofkapellmeister in Stuttgart. L. schrieb 21 Opern, geistliche Musik und Lieder, von denen die „Fahnenwacht" sich besonderer Beliebtheit erfreute.

Gläser, Franz, geb. 19. April 1798 zu Ober-Georgenthal in Böhmen gest. 29. August 1869 in Kopenhagen, war in Deutschland und Dänemark als Theater-Kapellmeister thätig. Seine Oper „Des Adlers Horst" (Berlin 1832) wurde viel gegeben.

Müller, Wenzel, geb. 26. September 1767 zu Tyrnau in Mähren, gest. 3. August 1835 zu Baden bei Wien. Hauptwerke: „Das neue Sonntagskind", „Die Schwestern von Prag", „Die Teufelsmühle" u. a. m.

Kauer, Ferdinand, geb. 8. Januar 1751 zu Klein-Thaya in Mähren, gest. 13. April 1831 zu Wien, war Kapellmeister in Graz und am Josephstädter-Theater in Wien. Zuletzt erwarb er seinen Unterhalt als Bratschist im Orchester. Von seinen etwa 200 Singspielen, war das bekannteste „Das Donauweibchen".

Gyrowetz, Adalbert, geb. 19. Februar 1763 zu Budweis, gest. 19. März 1850 in Wien, machte sich zuerst als Symphoniker bekannt. Eine Zeit lang als kaiserl. Legationssekretair in Staatsdiensten thätig, wirkt er 1804—31 als Dirigent der Hofoper in Wien. Sein außerordentlich fruchtbares Schaffen umfaßte alle Gebiete; von seinen Opern hat sich „Der Augenarzt" (1811) am längsten gehalten. Seine Selbstbiographie erschien 1848.

Flotow, Friedrich Freiherr von, geb. 27. April 1812 auf dem Rittergut Teutendorf in Mecklenburg, machte seine Studien 1827—30 bei Reicha in Paris. 1836 kamen hier auch seine ersten dramatischen Versuche an kleinen Bühnen zur Aufführung; in den folgenden Jahren beschränkt sich sein Schaffen auf die Mitarbeit zweier unter Grisar's Namen aufgeführter Opern. Auch sein erster Erfolg („Schiffbruch der „Medusa" 1839 im Renaissancetheater) war kein selbstständiger, da er seinerseits Piloti und Grisar zu Mitarbeitern hatte. Nach zwei weiteren Opern, die in



zösischer Pikanterie und Lebendigkeit paarte. Er that es mit so viel Erfindungskraft und mit so viel Anmuth, daß seine Opern „Stradella" und „Martha" sich dauernd auf der Bühne erhalten. All diesen Komponisten ist es nicht um das Erschaffen eines Dramas zu thun (ein Ziel, das doch die Romantiker bereits im Auge gehabt hatten), wenn auch das Bühnengemäße ihres Ausdrucks im Einzelnen häufig genug die dramatische Wahrheit erreicht. Sie wirken in erster Linie als Musiker, freilich unter den Bedingungen, die ihnen die Bühne naturgemäß auferlegt. Theatermusik in diesem Sinne, von oft hervorragenden Eigenschaften, läßt sich bis in den Ausgang des Jahrhunderts verfolgen. Von den fünfziger Jahren ab spiegeln sich darin zugleich immer deutlicher die Wandlungen, die die Musik außerhalb der Bühne durch die modernen Symphoniker und Liederkomponisten erfahren hat. Auch die Skandinavier und Tschechen, vor allem aber einige romanische Meister wie Verdi und Gounod haben auf die deutsche Opernkomposition der zweiten Jahrhunderthälfte einen mächtigen Einfluß geübt. Schließlich dringt sogar die Wagner'sche Eigenart auch dort, wo sie nicht das ganze Kunstwerk umzugestalten vermocht hat, zum mindesten in stilistischer Beziehung, namentlich aber in der Orchesterbehandlung durch. Unter den Komponisten, die derartige Werke mit mehr oder weniger Erfolg zur Aufführung brachten, sind als die bedeutenderen hervorzuheben: Anton Rubinstein („Dämon", „Kinder der Haide", „Maccacbäer", „Nero"), Rheinthaler („Edda", „Käthchen von Heilbronn"), J. Abert („Astorga", Ekkehard"), Bernhard Scholz („Golo"), W. Taubert („Cesario"), Heinrich Hofmann („Aennchen von Tharau", „Armin", „Donna Diana"), Kretschmer („Die Folkunger"), Goldmark (Königin von Saba", „Merlin", „Heim-

Paris und London gegeben wurden, erschienen dann seine beiden Hauptwerke: „Stradella" (1844 in Hamburg) und „Martha" (1847 in Wien). Verscheucht von der Märzrevolution lebte F. von 1850 ab in Deutschland. 1866—68 war er Hofmusikintendant des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin; dann verlegte er seinen ständigen Wohnsitz auf sein Rittergut bei Wien, unternahm jedoch häufige Reisen, namentlich nach Paris, um der Aufführung seiner Werke beizuwohnen. F. hat noch eine ganze Reihe Opern und Operetten geschrieben, von denen hier die 1853 für Berlin geschriebene, 1898 umgearbeitete „Indra" erwähnt sei. F. starb am 24. Januar 1883 in Darmstadt.

Kretschmer, Edmund, geb. 31. August 1830 zu Ostritz in der Oberlausitz, Schüler von Jul. Otto und Joh. Schneider in Dresden, wurde dort 1854 Organist an der Hofkirche und hat 1850—93 verschiedene Gesangvereine dirigiert. Werke: 4 Messen, Chorwerke („Geisterschlacht", „Pilgerfahrt" u. A.), „Musikalische Dorfgeschichten" für Orchester und die Opern „Die Folkunger" (1874), „Heinrich der Löwe" (1877), „Der Flüchtling" (1881), „Schön Rohtraut" (1887).

Goldmark, Karl, geb. 18. Mai 1830 zu Keszthely (Ungarn), bildete sich privatim durch eigene Studien aus, nachdem er von 1847—48 das Wiener Konservatorium besucht und vorher Violinunterricht bei Jansa genossen hatte. Seine Ouverture „Sakuntala" machte ihn zuerst bekannt. Er lebt in Wien. Hauptwerke:



chen am Herd"), Bungert („Homerische Welt"), und endlich auch der Wagner am nächsten stehende Humperdinck mit seinem von entzückenden Kinderliedern durchzogenen Märchenspiel „Hänsel und Gretel".

Die komische Oper, wie sie die Italiener und Franzosen kannten, wurde in Deutschland zu Beginn des Jahrhunderts so gut wie garnicht gepflegt. Seit Dittersdorf und Mozart war auf diesem Gebiete nichts Hervorragendes geschaffen worden. Auf der einen Seite die niedrig-komischen Zauberpossen, auf der anderen heroisch-romantische Opern und lyrisch-sentimentale Singspiele beherrschten das Theater, soweit nicht das Repertoire dem Auslande entlehnt wurde. Da mußte das Erscheinen eines Mannes epochemachend wirken, der zum ersten Male wieder wirklich komische Stoffe musikalisch treffend und doch vornehm zu behandeln verstand. Dieser Mann war Albert Lortzing. Hervorgegangen aus einer Schauspielerfamilie, von früh auf als Sänger, Schauspieler und Kapellmeister am Theater thätig, war er mit allen Erfordernissen der Bühne aufs innigste vertraut. Lortzing stellte sich, wie die meisten der vorhin besprochenen Komponisten, durchaus auf den Standpunkt des Bühnenpraktikers; mit den ihm vertrauten Mitteln suchte er vor allem als Musiker auf das

Opern: Die Königin von Saba (1875), Merlin (1886), Das Heimchen am Herd (1896), Der Kriegsgefangene (1898); ferner 2 Symphonien, Ouverturen, 2 Violinkonzerte, 1 Klavierquintett, 1 Streichquartett, mehrere größere Klavierwerke, Frühlingsnetz, Frühlingshymne (beide für Chorgesang).

Lortzing, Albert, geb. am 23. Okt. 1801 zu Berlin, kam frühzeitig mit der Bühne in Berührung, da die Eltern, Mitglieder des Liebhabertheaters Urania, ihn schon in Kinderrollen auftreten ließen. 1812 gab der Vater sein Ledergeschäft auf und widmete sich ganz dem Schauspielerberufe, zuerst in Breslau, dann in verschiedenen andern Städten, bis er in Cöln festen Fuß faßte. L., der in Berlin von dem Direktor der Singakademie, Rungenhagen, gründlichen musikalischen Unterricht erhalten hatte, komponirte bereits zu der Zeit, wo ihn noch der Schauspieler- und Sängerberuf vollständig in Anspruch nahm. 1826 kam er an das Hoftheater in Detmold und schuf hier eine Reihe von Singspielen. Während seines Wirkens in Leipzig entstehen dann die Opern, die seinen Namen berühmt machten. Hier war er auch als Kapellmeister thätig. 1846 folgte er einem Rufe nach Wien an das Theater an der Wien, kehrte aber 2 Jahre später, als die Revolution die Schließung des Theaters mit sich brachte, wieder nach Leipzig zurück. Trotz seiner Beliebtheit beim Publikum gerieth er in Streitigkeiten mit der Direktion, die die Lösung seines Vertrages mit dem Stadttheater zur Folge hatten. L. gerieth dadurch in drückende Verhältnisse, mußte an kleinen Bühnen wieder als Schauspieler auftreten und froh sein, als er 1850 den bescheidenen Posten eines Kapellmeisters an dem neu eröffneten Friedrich Wilhelmstädtischen Theater in Berlin erhielt. Den müden und verbitterten Mann befreite der Tod am 21. Januar 1851 von allen Sorgen. — Hauptwerke: Die beiden Schützen (1837); Czaar und Zimmermann (1837); Der Wildschütz (1842); Undine (1845); Der Waffenschmied (1846). — Literatur: Wittmann (1889), G. R. Kruse (1898).



Publikum zu wirken. Da nun das Genre, auf das er sich beschränkte, viel eher als die anspruchsvollere ernste Oper Konzessionen verträgt, da andererseits ein gesunder Instinkt ihn stets seinen Gestalten ein hohes Maß von Lebenswahrheit geben ließ, so sind seine Schöpfungen das bei weitem Erfreulichste, was die Kapellmeistermusik im besseren Sinne aufzuweisen hat. In der genialen Komik, mit der er einzelne Typen zeichnet, streift er sogar nicht selten die Größe des echten Dramatikers. Wenigstens gilt dies von seinen gelungensten Werken „Zar und Zimmermann", „Wildschütz "und „Waffenschmied". Der Versuch, in der „Undine" sich den romantischen Bestrebungen seiner Zeitgenossen anzuschließen, ist trotz einiger schöner Partien des Werkes doch als verfehlt zu bezeichnen Formell lehnt sich Lortzing, namentlich in den Ensemblesätzen, stark an Mozart an; dennoch lebt ein eigener Geist in seiner Musik. Seine schlichten Weisen haben etwas Urdeutsches, sie wurzeln im musikalischen Empfinden des Volkes. Trotz der nachgebildeten Struktur, trotz der übernommenen cadenzirenden Wendungen wird man nicht mehr an die italienische Buffooper erinnert. Originell ist Lortzing, wo er einer treuherzigen, rührenden Empfindung Ausdruck giebt, vor allem aber, wo es einen komischen Charakter, eine komische Situation oder auch nur die Komik eines Wortes scharf zu treffen gilt. Obgleich er darin übermüthig oft bis an die äußerste Grenze geht, hat sein Ausdruck nie etwas Karrikirtes und wirkt deshalb immer wahr. Mit feinem Schönheitssinn weiß er solche Szenen harmonisch zusammenzufassen und sie dadurch auf ein höheres künstlerisches Niveau zu heben. Um solcher Perlen willen nimmt man gern das Altfränkische mit in den Kauf, das seiner Musik hier und da anhaftet. Die Instrumentirung seiner Opern ist etwas schablonenhaft und leider nicht so gewandt und humoristisch, wie man bei seinem sonstigen musikalischen Witze erwarten sollte.

Lortzings Beispiel hat so gut wie gar keine Nachfolge gefunden, eine Thatsache, die mit Recht beklagt wird. Sein würdigster Rivale, Otto Nicolai, wurde ihm noch bei Lebzeiten gefährlich.

Nicolai, Otto, geb. 9. Juni 1810 zu Königsberg, hat in seiner Jugend viel unter der Tyrannei seines Vaters (eines Gesanglehrers), zu leiden. Mit 16 Jahren verläßt er heimlich das Vaterhaus, kommt nach Stargard und findet in dem Justizrath Adler einen Gönner, der ihn in Berlin bei Klein und Zelter weiter ausbilden läßt. Durch den preußischen Gesandten von Bunsen erhält er 1833 die Organistenstelle an der Gesandtschaftskapelle in Rom. Der Aufenthalt in Italien wird für N.'s Kunstrichtung entscheidend. Er wird der Schüler Baini's und komponirt Opern ganz im italienischen Style, mit einer Assimilationsfähigkeit, daß er von den Italienern als Landsmann gefeiert werden konnte. Seine Erfolge führten ihn 1841 nach Wien, wo er vorübergehend schon einmal als Kapellmeister des Kärnthnerthor-Theaters gewirkt hatte, und verschafften ihm die Nachfolge Kreutzers an der Hofoper. In Wien hat N. die philharmonischen Konzerte ins Leben gerufen. Eine Friedrich Wilhelm IV gewidmete Messe und die Festouverture zum Königsberger Universitäts-Jubiläum

Die „Lustigen Weiber von Windsor" stellten bei ihrem Erscheinen (1849) die Lortzing'schen Opern mehr als billig in den Schatten. In diesem seinem Meisterwerke hat Nicolai, der bis dahin sich ganz der italienischen Oper gewidmet hatte, allerdings das Muster eines musikalischen Lustspiels geschaffen, und es ist tief zu bedauern, daß ihn der Tod abrief, gerade als er ein Gebiet betrat, das zu bebauen er wie Wenige berufen schien. Sein Humor ist glänzender, aus einer reicheren Tonphantasie geschöpft, als sie Lortzing zu Gebote stand, und seine einzige deutsche Oper steht in ihrer Lustigkeit noch immer unerreicht da. Nicolai zeigt sich auch, namentlich im Orchester, das er meisterlich beherrschte, stark von der Romantik beeinflußt. Jahrzehnte vergingen, ehe wieder ein heiteres Werk von sich reden machte. Die „Bezähmte Widerspenstige" von Hermann Goetz ist wohl die Arbeit eines reich begabten, feinfühligen Musikers und voll frischer Erfindung; aber ihr Stil ist für die Bühne gar zu fein gesponnen, für eine komische Oper entschieden zu dickflüssig. Dieser Stil zeigt die ernsten Züge, die in Deutschland die Physiognomie der Tonkunst inzwischen angenommen hatte. Einen leichteren Ton schlug Ignatz Brüll Mitte der siebziger Jahre in seinem „Goldenen Kreuz" an, einem liebenswürdigen Zweiakter, dessen Erfolg durch die Seltenheit einer solchen Erscheinung noch gesteigert wurde. Dann kam Victor E. Neßler mit einigen Opern, von denen der „Trompeter von Säkkingen" dank der zu Grunde liegenden Scheffel'schen

wurden die Veranlassung, daß N. als Hofkapellmeister und Dirigent des Domchors nach Berlin berufen wurde. 1847 trat er die Stelle an; am 11. Mai 1849 starb er, 8 Wochen nach der Erstaufführung der „Lustigen Weiber von Windsor". Außer einer Reihe italienischer Opern und seinem Hauptwerk, den „Lustigen Weibern", das zwischen 1847—49 entstand, hat N. noch Lieder, Chöre, Klaviersachen und einige Orchesterwerke geschrieben, die zum Theil Manuskript blieben. Biographisches über ihn bei H. Mendel (1868) und B. Schröder („O. N.'s Tagebücher" 1892).

Götz, Hermann, geb. 7. Dec. 1840 zu Königsberg in Pr., erhielt seine musikalische Ausbildung (1860) auf dem Stern'schen Konservatorium in Berlin, war von 1863—67 Organist in Winterthur, ging dann nach Zürich, gab 1870 krankheitshalber die Stelle auf und lebte nur der Komposition. Werke: Opern: Der Widerspenstigen Zähmung (1874), Francesca da Rimini (unvollendet, 1877 von E. Frank fertig instrumentirt); ferner: Schillers „Nänie", verschiedene Konzert- und Klavierstücke, 2 Hefte Lieder, eine Symphonie.

Brüll, Ignaz, geb. 7. Nov. 1846 zu Proßnitz in Mähren, war Schüler von Epstein in Wien und studirte dann unter Rufinatscha und Dessoff. Von den Concertreisen, die er als Pianist macht, abgesehen, lebt er in Wien, erst als Lehrer an der Horak'schen Klavierschule, seit 1881 als ihr artistischer Mitdirektor. Werke: Opern: Die Bettler von Samarkand (1864), Das goldne Kreuz (1875), Der Landfriede (1877), Bianca (1879), Königin Mariette (1883), Das steinerne Herz (Märchenoper 1888), Gringoire (1892), Schach dem König (1893), Gloria (1896), Der Husar (1898); außerdem eine Symphonie, Ouverturen, Klavier- u. Violinkoncerte, Sonaten, Lieder, Chöre usw.

Dichtung die meiste Verbreitung fand. Hier waren nur noch die Allüren der Oper gewahrt; der musikalische Gehalt grenzt in seiner Banalität und Dürftigkeit fast an den Bänkelsang, ohne dabei eigentlich lustig zu sein.

Das einseitige Betonen einer Richtung zieht immer die stärksten Kontraste nach sich. Wie das Vorherrschen der Oper überhaupt auf der anderen Seite die vollständige Absonderung der Symphoniker zur Folge hatte, so trieb der zunehmende Ernst der dramatischen Komponisten die Abtrünnigen unter ihnen immer mehr in die Arme der leichtesten Muse. So haben wir es uns wohl zu erklären, daß das Mittelglied, das die besseren Elemente in sich hätte aufnehmen können, die komische Oper, allmählich ganz zu fehlen beginnt. Die „romantische“, die „große Oper“ und endlich das „Musikdrama“ nahmen das Interesse völlig für sich in Anspruch; sie lockten auch die kleineren, die anders gearteten Talente an sich, und der deutsche Musiker hatte bald das Lustigsein völlig verlernt. Einige aber, und es waren nicht die unbegabtesten, die sich eine solche Anspannung, der sie vielleicht doch nicht gewachsen, nicht zumuthen wollten, verzichteten auf jede Konkurrenz und ernteten lieber ihre Lorbeeren auf dem Gebiete der frivolen Operette. In der Operette fanden sich das genußbedürftige Publikum und die sorglosen Vertreter heiterer Musik zusammen, und beide fühlten sich wohl. Es war nicht zufällig, daß dies zu der Zeit geschah, als die schwere Kunst des Wagner'schen Musikdramas um Anhänger zu werben begann.

Die Anregung war aus Frankreich gekommen, wo die opéra-bouffe Jaques Offenbachs das burleske Genre aufs Schild hob. Wiener Musiker unternahmen es, den Geschmack daran nach Deutschland zu verpflanzen. Aber die deutsche „Operette“ (in Frankreich bezeichnete das Wort eine kleine, leichte Spieloper) wich in mancher Beziehung von ihrem französischen Vorbild ab. Die politische Satire fand keine Aufnahme in die Textbücher, und das parodistische Element trat stark zurück. Harmloser Unsinn, zuweilen mit Pikanterie gewürzt und mit den unvermeidlichen lyrischen Episoden durchflochten, trat an die Stelle, und dementsprechend herrscht auch in der Musik eine naivere Lustigkeit. War bei den Franzosen die Karrikatur der großen Opernformen und das scharf rhythmisirte Kouplet das Charak-

Neßler, Viktor E., geb. 28. Jan. 1841 zu Baldenheim bei Schlettstadt im Elsaß, studirte erst neben der Theologie in Straßburg auch Musik unter Th. Stern und widmete nach dem Erfolg seiner Oper „Fleurette“ (1864) sich gänzlich der Musik. Er ging nach Leipzig, wo er bald Chordirektor am Stadttheater wurde und seine meisten Opern zur Aufführung brachte. Wenige Jahre vor seinem Tode siedelte er nach Straßburg über und starb dort am 28. Mai 1890. Werke: Opern: Dornröschens Brautfahrt (1867), Die Hochzeitsreise (1867), Irmingard (1876), Der Rattenfänger von Hameln (1879), Der wilde Jäger (1881), Der Trompeter von Säkkingen (1884), Otto der Schütz (1886), Die Rose von Straßburg (1890). Außerdem schrieb er Lieder, Männerquartette, eine Ballade (Der Blumen Rache) und Chorlieder.

teristische, so ist die Grundlage der deutschen Operette vielmehr der moderne Tanz.

Anläßlich der Erwähnung von Webers „Aufforderung“ ist schon darauf hingewiesen, wie im 19. Jahrhundert die Tanzmusik etwas völlig Anderes wird. Bis dahin hatte sie, wo sie als solche auftrat, lediglich dem Zwecke gedient, die Bewegungen der Tanzenden zu begleiten und zu regeln; nun wurde sie befähigt, auch ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen, und damit trat ein neues, ein poetisches Moment hinzu. Das war nichts künstlich Hineingetragenes, denn die Beziehungen der Geschlechter zu einander waren ja von Anbeginn der symbolische Inhalt jedes Tanzes gewesen. Die ältere Balletmusik hatte wohl die verschiedensten Seelenzustände darzustellen gewußt, aber diesen Punkt, die Freude am Tanze selbst, hatte sie unberührt gelassen. Der Anstoß dazu ging von der deutschen Klaviermusik aus. Neben Weber waren es vor allem Schubert und später Chopin, die in ihren Werken die Poesie des Tanzes zum Ausdruck brachten; bei Chopin trat auch bereits die später so beliebte Charakteristik des Nationalen in den Vordergrund. Der fruchtbarste Boden für solche Anregungen war Wien mit seiner temperamentvollen, leicht sentimental angehauchten Volksmusik, wie wir sie schon in Schuberts Tänzen anklingen hören. Hier entwickelte sich rasch der Tanz zu eigenartiger Blüthe. Durch die Orchester, die in den öffentlichen Gärten spielten, wurde er konzertfähig, als zwei hochbegabte Meister — beide Leiter solcher Kapellen — ihm wirkungsvolle Formen gegeben hatten. Lanner und Strauß Vater sind als die eigentlichen Schöpfer der Wiener Tanzmusik anzusehen. Durch sie erhielten die Polka, der Galopp, die Quadrille, vor allem der schnelle Walzer ihr jetzt uns bekanntes Gepräge; Joh. Strauß der Jüngere hat ihnen dann noch einen lebendigeren, glänzenderen Inhalt, eine reichere

Lanner, Joseph, geb. 11. April 1801 zu Oberdöbling bei Wien, war Autodidakt im Violinspiel und in der Komposition. Aus einem Liebhaberquartett, in dem Vater Strauß die Bratsche spielte, entwickelte sich allmählich ein vollständiges Orchester, mit dem L. in öffentlichen Gärten und Tanzlokalen Konzerte gab. Durch die für solche Zwecke geschaffenen Kompositionen legte er den Grund zur modernen Tanzmusik und wurde ein Liebling der Wiener. L. ist der Schöpfer der fünftheiligen Form des Walzers, der bei ihm, im Gegensatz zu Strauß sen. u. jun. einen behaglich gemüthvollen Charakter hat. Eine Gesammtausgabe seiner Walzer von E. Kremser bei Breitkopf u. Härtel (1889). Ueber ihn: H. Sachs (1889).

Strauß, Johann, geb. 14. März 1804 zu Wien, war zuerst Bratschist im Quartett, dann Hilfsdirigent im Orchester von Lanner, bevor er 1825 seine eigene Kapelle gründete. Sein vorzüglich geschultes Orchester wird zu einem wichtigen Faktor des Konzertlebens und trägt unter seiner Leitung von 1833 ab die Wiener Tanzmusik in alle Lande. (Norddeuts[illegible] nd, [illegible]ris, London, Petersburg 2c.). Str., der 1835 zum Direktor der königl. [illegible] nt war, starb am 25. Sept. 1849 zu Wien. [illegible] urris beträgt über 250. Gesa[illegible] (1889).

Fassung gegeben. In schneller Ausbreitung gewann die Wiener Tanzmusik eine internationale Geltung in dem Grade, daß fast die gesammte Entwicklung der Tanzmusik in ihr aufging. Nur in letzter Zeit haben amerikanische Weisen eine schwache Konkurrenz versucht. Dabei blieb für den deutschen Tanz fortab das Wiener Lokalkolorit charakteristisch; auch die norddeutschen Komponisten vermochten es ihm nicht wieder abzustreifen. Als erfolgreichste Vertreter der Tanzmusik finden wir denn auch später vorwiegend Oesterreicher wie Gungl, Kéler-Béla, Fahrbach u. s. w. Die schönsten Tanzweisen aber haben die Wiener Meister in die Partituren ihrer Operetten aufgenommen.

Von den deutschen Operettenkomponisten ist als der älteste und zugleich bedeutendste Franz v. Suppé zu nennen. Er wurde nur zum Theil von den Franzosen beeinflußt. Ursprünglich ging er vom deutschen Singspiel aus, nicht zum wenigsten in seiner Schreibweise auch von der italienischen Oper beeinflußt. Er ist der erfindungskräftigste unter allen und bei weitem der größte Meister im Formellen und in der Handhabung des Orchesters. Genialer noch, wenn auch

Strauß, Johann, Sohn des Vorigen, geb. am 25. Okt. 1825 zu Wien, bildet sich gegen den Wunsch des Vaters zum Musiker aus. Sein Lehrer in der Theorie war Joseph Drechsler. 1844 trennt er sich vom Vater und gründet ein eigenes Orchester, an dessen Spitze er zuerst in Wien, später auf vielfachen Konzertreisen als Tanzdirigent und Komponist zu größtem Ansehen gelangt. Mit dem Titel eines königl. Hofballmusikdirektors zieht er sich 1863 zurück und überläßt die Leitung des Orchesters seinen Brüdern Joseph (1827—70) und Eduard (geb. 1835). Von den siebziger Jahren ab wendete er sich hauptsächlich der Operette zu. Gest. in Wien 3. Juni 1899. — Hauptwerke: a) Operetten: „Indigo" (1871), „Carneval in Rom" (1873), „Die Fledermaus" (1874), „Cagliostro" (1875), „Methusalem" (1877), „Blindekuh" (1878), „Das Spitzentuch der Königin" (1880), „Der lustige Krieg" (1881), „Eine Nacht in Venedig" (1883), „Der Zigeunerbaron" (1885) „Simplicius" (1887), „Ritter Pasman" (1892), „Waldmeister" (1895), „Die Göttin der Vernunft" (1897); b) Walzer: „Morgenblätter", „Künstlerleben", „Geschichten aus dem Wiener Wald", „An der schönen blauen Donau" (ursprünglich mit Männerchor), „Wein, Weib, Gesang", „Kaiserwalzer" u. v. a. Ferner: viele Polkas, Mazurkas, Galopps, Märsche, Quadrillen u. s. w.; ein Perpetuum mobile für Orchester und ein nachgelassenes Ballet „Aschenbrödel". Biographie: R. v. Prochaska (1899).

Suppé, Franz von (eigentlich Francesco Suppe Demelli), geb. 18. April 1820 zu Spalato in Dalmatien, Schüler des Konservatoriums in Wien, bildete sich unter Sechter und Seyfried und an dem Vorbild Donizetti's zum Komponisten. Sein praktischer Beruf als Kapellmeister führte ihn an das Josephstädter Theater nach Preßburg und an das Theater an der Wien, dem er bis 1862 angehörte. 1865 war er vorübergehend am Leopoldstädter Theater thätig; dann lebte er nur noch seinem Schaffen. Gest. 21. Mai 1895 in Wien. — Hauptwerke: „Das Pensionat" (1860), „Zehn Mädchen und kein Mann" (1862), „Flotte Bursche" (1863), „Die schöne Galathee" (1865), „Leichte Kavallerie" (1866), „Fatinitza" (1876), „Boccaccio" (1879) „Donna Juanita" (1880) usw.

einseitiger erscheint in seinen Operetten Johann Strauß, der Komponist der „Schönen blauen Donau“. Bei ihm herrscht, zuweilen nur allzusehr, die Tanzform, der Walzer, vor. Als Dritter reiht sich den Genannten Carl Millöcker an. Seine besseren Werke sind im guten Sinne populär gehalten. Er ist der am meisten dramatisch veranlagte, aber seine Technik läßt zu wünschen, seine Erfindung ist weniger originell als die der beiden Andern und nicht immer frei von Trivialität. Ueberblickt man die Schöpfungen auf diesem Gebiete, das dann von Nachfolgern und Nachahmern bis zum Ueberdruß ausgenutzt wurde, so muß man beklagen, daß an meist unwürdige Stoffe so viel Erfindung, ein so reiches Können verschwendet worden. Ein mehr wählerischer Geschmack, eine größere Reinhaltung des Stiles, eine Neigung zum Ernsthaften, und aus dieser Richtung hätte sehr wohl die ersehnte komische Oper hervorgehen können. So aber ist die Bewegung, die in den siebziger und achtziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte, im letzten Jahrzehnt bedenklich wieder bergab gegangen.

Unsere Darstellung hat hiermit alle Erscheinungen der Bühne gestreift, die außerhalb der Entwickelung des musikalischen Dramas Beachtung erfordern. Bevor wir den Faden dort wieder aufnehmen, wo der junge Wagner das Erbe der Romantiker antritt, müssen wir nun über die Begebenheiten Umschau halten, die sich seit Beginn des Jahrhunderts in Italien und Frankreich vollzogen haben. Denn die Bedeutung Richard Wagners ist nur verständlich, wenn man das gesammte Schaffen seiner Zeit ermißt, aus dem er so zu sagen die Summe gezogen hat. So gut wie er die Errungenschaften nicht nur der dramatischen, sondern auch der absoluten modernen Instrumentalmusik in sein Kunstwerk aufgenommen hat, so gut ist er an den Erscheinungen des Auslandes nicht achtlos vorbeigegangen, sei es auch nur, um sich in Widerspruch dazu zu setzen.

Die Oper Italiens zeigt zu Beginn des Jahrhunderts noch die hergebrachte Spaltung in opera seria und opera buffa. Die letzten bedeutenden Meister der neapolitanischen Schule, Piccini, Paesiello und Cimarosa, waren auf beiden Gebieten thätig gewesen; allmählich jedoch überlebte sich die in ihrer Schablone erstarrte Operntragödie,

Millöcker, Carl, geb. 29. Mai 1842 in Wien, war Schüler des Konservatoriums (als Flötist), studirte dann noch bei Franz v. Suppé und wirkte von 1864 ab als Kapellmeister an den Theatern von Graz, Pest und Wien. Zuletzt war er 1869—83 am Theater an der Wien thätig, für das er die meisten seiner Werke geschrieben hat. Unter den Possenmusiken ist die zu „Drei Paar Schuhe“ hervorzuheben; von den Operetten „Das verwunschene Schloß“, der „Bettelstudent“, „Gasparone“, „Der Feldprediger“, der „Viceadmiral“, „Die 7 Schwaben“, „Der arme Jonathan.“ Gestorben den 31. Dec. 1899.

während das frische, natürlichere Leben des musikalischen Lustspiels immer schönere Blüthen trieb. Bei **Gioachimo Rossini**, dem ersten hervorragenden Komponisten des neuen Zeitabschnittes, ist bereits ein entschiedenes Hinneigen zu dem leichteren Genre bemerkbar. Auch er schreibt noch serieuse Opern, aber am glücklichsten spricht sich sein Genie doch in der Behandlung heiterer Stoffe aus, und in der opera seria selbst durchbricht er die starren Traditionen durch eine freiere Gestaltung des Formellen. Alles, was später für die Entwicklung der Oper am wichtigsten wurde, die Verwendung des Chores, die Ensembles, das Finale, stammte ja aus der opera buffa. Indem Rossini diese Elemente, wohl unabhängig von dem Vorgehen Cherubinis, in die opera seria herübernahm, und so beide Gattungen mischte, verschaffte er sich neue, epochemachende Erfolge.

Auch sonst war Rossini in vielen Beziehungen ein Neuerer. Wie die neapolitanischen Tonsetzer, deren künstlerisches Erbe er angetreten hatte, trieb auch er den Kultus der Melodie; aber diese Melodie gewann unter ihm ein völlig verändertes Gepräge, sie wurde zu ganz neuen Wirkungen befähigt. Seit Alessandro Scarlattis und Stradellas Zeiten war in der italienischen Musik das melodische Element immer mehr in den Vordergrund getreten. Jene älteren Komponisten legten jedoch auf eine edle Haltung der Melodie nicht weniger als auf ihre schöne, gefällige Bildung das Hauptgewicht. Rossini verstärkte und emanzipierte ihren Reiz, indem er alle Mittel der zu höchster Blüthe entwickelten Gesangskunst zu Hilfe nahm. Er war der Komponist der berühmten Primadonnen und Sangesmeister. Willig machte er ihrer Kehlfertigkeit Konzessionen auf Kosten des dramatischen Ausdruckes und gab damit seiner Musik einen ausgesprochen konzertirenden Charakter. Darin, nicht in der Verziertheit allein seiner Melodik haben wir das unterscheidende Merkmal zu sehen. Denn Koloraturen und Kadenzen waren auch in der Musik seiner Vorgänger reichlich vertreten; nur daß diese sie meist dem Sänger überließen, während Rossini die Gewohnheit annahm, sie Note für Note auszuschreiben. Daß er es vorzog, dies zu thun, zeigt, daß er dem Geschmack der Ausführenden nicht mehr traute, daß mit der fort-

Rossini, Gioachimo Antonio, geb. 29. Febr. 1792 in Pesaro (Kirchenstaat). Die Familie siedelt 1799 nach Bologna über, wo er, zuerst von Angelo Tisei unterrichtet, 1807 in das Lyceum eintrat und Schüler des Stanislao Mattei wurde. Hier entstehen seine erste Opern, die für Mailand geschriebene „La pietra di paragone“ und der „Tancred“ (1812). 1815 wird er vom Direktor Barbaja dauernd verpflichtet, verbringt fruchtbare Jahre in Neapel und geht, als dort politische Unruhen ausgebrochen, mit seinem Impresario nach Wien, nachdem er sich vorher mit der berühmten Altistin Isabella Colbrand vermählt hatte. Nur kurze Zeit noch kehrt er nach Venedig zurück wo seine „Semiramis“ (1823) kühl aufgenommen wurde, um dann in London Triumphe zu feiern und sich endlich in Paris dauernd niederzulassen. Nachdem er zwei Jahre lang das italienische Theater ohne Erfolg geleitet wird für ihn die Sinekure eines „Generalinspektors des Gesanges in Frankreich“

schreitenden Gesangstechnik das Niveau der allgemeinen musikalischen Bildung ein tieferes geworden war.

Rossinis Neuerungen erstreckten sich keineswegs nur auf die Cantilene. Durch die Fassung, die er ihr im Orchester gab, ließ er sie vortheilhaft hervortreten; er vereinfachte die Begleitung, wußte aber zugleich einzelne Instrumente äußerst effektvoll zu verwenden, wie überhaupt seiner Musik ein glänzendes Kolorit zu geben. Polyphonie war seiner Schreibweise fremd; er hatte sie weder beherrschen gelernt, noch wäre sie seinen Zwecken dienlich gewesen. Aus dem Orchester entfernte er endgiltig das Klavier, indem er seit der „Elisabetta" (1815) auch die Begleitung der Rezitative dem Streichquartett übertrug. Das berühmt gewordene, breit angelegte Crescendo gehört zu seinen Lieblingseffecten, die bei ihm nur durch allzu häufige Anwendung bald etwas Schablonenhaftes bekamen.

Hält man alle die durchaus originellen Eigenheiten zusammen, vergegenwärtigt man sich die Ueppigkeit und den einschmeichelnden Zauber seiner Melodie und das hinreißende Feuer seines musikalischen Temperamentes, so ist die starke Wirkung auf seine Zeitgenossen vollkommen erklärt. Rossinis Auftreten hatte etwas Blendendes; nicht nur in Italien flogen ihm alle Herzen zu. In Wien konnte man über ihm einen Beethoven vergessen, und in ganz Deutschland stellte man ihn mit Erfolg den einheimischen Komponisten gegenüber. Die begreifliche Erbitterung dieser deutschen Musiker und ihrer Anhänger war es denn auch, die über den glücklicheren Italiener jenes allzu herbe Urtheil fällte, das sich leider der musikgeschichtlichen Betrachtung einverleibt hat. Man hat Rossini den Komponisten der Restaurationsepoche genannt, in dessen Werken sich der Geist einer genußsüchtigen, auf einen engen Ideenkreis eingeschränkten Zeit wiederspiegelt. Will man sein Schaffen vom kulturgeschichtlichen Standpunkt betrachten, so könnte man ebenso gut die Einwirkungen der großen Revolutionsepoche darin erblicken. Rossini bedeutet die Demokratisirung der Opernbühne. Nicht mehr ist die Oper wie in früheren Zeiten ein Privilegium der höchsten Stände, die Dienerin höfischer Feste; aus den Fürstenschlössern ist sie in die Pflege der Städte, der Bürger übergegangen und ein Vergnügungsinstitut des Volkes geworden. Für einen ganz anders gearteten Kreis von

geschaffen. Von 1830 an lebt er in genußreichem Stillleben in Bologna, Florenz, Paris oder seiner Villa zu Passy, ohne außer dem „Stabat Mater" (1832) noch ein größeres Werk zu schreiben. Gest. 14. Nov. 1868 in Paris. Seine bedeutendsten Opern sind: „L'Italiana in Algeri" (1813), „Elisabetta" (1815), „Il Barbiere di Seviglia" (1819), „Otello" (1816), „Cenerentola", „La gazza ladra" (1817), „Moses" (1818, umgearbeitet in Paris 1827), „La donna del Lago" (1819), „Maometto" (1820, später als „Le siège de Corinthe" bearbeitet 1826), „Tell" (1829). — Ueber sein Leben und Wirken: Carpani (1824), d'Ortigue (1829), Azevedo (1865), Pougin (1870), Beyle-Stendhal (1823, 1892), Edwards (1869, 1881), M. u. L. Escudier (1854), Zanolini (1875), J. Sittard (1882).

Zuhörern hatte mithin der moderne Komponist zu schreiben. Die Rossini'sche Melodie läßt nun, gegen die Melodie der Klassiker gehalten, diesen Umwandlungsprozeß in ihrer Art erkennen. Auf dem Wege zur Popularisirung der Oper, die man ja vom künstlerischen Standpunkt aus als einen Verfall beklagen kann, hat die Muse Rossinis die wichtigsten Führerdienste geleistet und dadurch, nicht nur in Italien, die folgende Entwicklung beeinflußt. Nicht aber darf man gegen sie, wie so häufig geschehen, den Vorwurf der Frivolität und Sinnlichkeit erheben, mit dem so leicht der Kunst gegenüber Mißbrauch getrieben wird. Eine italienische Koloraturarie ist in nichts sinnlicher als der Feuerzauber oder der Walkürenritt. Gerade bei der Musik, bei der ja das Materielle und das Spirituelle im Klange zusammenfällt, ist der Begriff des „sinnlichen" doppelt vorsichtig zu gebrauchen. In Rossinis werthvollstem Vermächtniß, dem unverwüstlichen „Barbier von Sevilla" ist uns das einzige noch lebendige Exemplar der opera buffa erhalten geblieben; von seinem „Wilhelm Tell" werden wir anläßlich der französischen Oper zu sprechen haben.

Rossini fand viele Nachahmer seiner Manieren, die seine Erfolge sich zu Nutze zu machen suchten, aber nur zwei Nachfolger, die Italiens Opernwesen in selbstständiger Weise weiterführten. Diese beiden Meister waren Bellini und Donizetti, jeder in seiner Art eine musikalische Individualität, beide leicht schaffend und gleich erfolgreich. Bellini besaß nicht die unglaubliche Fruchtbarkeit des um vier Jahre älteren Donizetti, er war auch nicht so vielseitig wie dieser; aber seine Begabung war die originellere, bedeutsamere. In unserer Vorstellung ist heutzutage der Komponist der „Nachtwandlerin" und der „Norma" mit dem Gedanken an das Virtuosenthum der Bühne verknüpft, wir bemerken in seiner Musik zunächst das Koloratur- und Kadenzenwesen, mit dem er berühmten Sanges-

Bellini, Vincenzo, geb. 3. Nov. 1801 in Catania (Sizilien). Er erhält den ersten Unterricht vom Vater und Großvater und wird achtzehnjährig mit einer jährlichen Subvention der Stadt auf das Konservatorium S. Sebastiano nach Neapel geschickt. Dort bleibt er bis 1826, wo seine Oper „Bianca e Fernando" in Neapel zur Aufführung kam. Barbaja gewann ihn für Mailand. Von 1830 an lebte er theils am Comer See, theils in Casalbuttano, besuchte 1832 seine Heimath Sizilien, und ließ sich, nach kurzem Aufenthalte in London, 1833 in Paris nieder. Gest., schwer leidend, 24. Sept. 1835 zu Puteaux bei Paris. Hauptwerke: „La straniera" (1829), „Zaïra" (1829), „I Capuleti ed i Montecchi" (1830), „La sonnambula" (1831), „Norma" (1831), „Beatrice di Tenda" (1832), „I Puritani" (1834). — Biograph. von A. Pougin (1868), Percolla (1876), Fr. Florimo (1885), A. Amore (I. 1892, II. 1894).

Donizetti, Gaëtano, geb. 29. Nov. 1797 in Bergamo. Er erhält den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt von Simon Mayr und kommt 1815 auf die Musikschule Bolognas, wo seine große Schaffenslust, bedeutende Gedächtnißkraft und die Gabe außergewöhnlich leichter Produktion bald die Aufmerksamkeit auf sein Talent lenken. Um sich dem Drängen der Seinen, die einen Rechtsgelehrten aus ihm



größen zu neuen Triumphen verhalf. Bellini hat aber mehr gethan, er hat dem Empfinden seiner Zeit, (wie italienische Patrioten meinten, sogar den politischen Stimmungen seines Landes) einen rührenden Ausdruck gegeben, und seine Stellung in der Musikgeschichte ist in hohem Grade interessant. Er beabsichtigte nichts weniger als eine Reformation der Oper. In seinem Streben nach Wahrhaftigkeit, nach Uebereinstimmung von Wort und Ton steht Bellini geradezu zwischen Gluck und Wagner. Im Besitze eines ihm zusagenden Librettos pflegte er sich die Worte laut vorzudeklamiren und aus dem Fall seiner Stimme die melodische Linie zu entwickeln, in der er nichts Anderes sehen wollte, als die musikalische Ausgestaltung der natürlichen Accente der Rede. Um sich dessen bewußt zu werden, darf man freilich nicht, wie es in Deutschland üblich, seine Werke mit Ausnahme der Hauptpartien in kümmerlichen Uebersetzungen hören. Bellinis Melodie ist an sich edel und meist von tiefer Empfindung getränkt, wenn auch die Neigung zur Darstellung zarter Gefühle ihn zur Süßlichkeit, zur Sentimentalität verleitet hat. Trivial wird er nur mitunter durch seine wenig sorgfältige, oft geradezu armselige Satzart, in der sich ein unleugbarer Mangel an technischem Können offenbart. Die Einfachheit der Orchesterbegleitung wird bei ihm zur Dürftigkeit. Bellini starb jung. Mit „Il pirata" und „La straniera" hatte er seinen Stil begründet; „La sonnambula" trägt am deutlichsten den schwermüthigen, schwärmerischen Zug seines Wesens, in dem Pathos der „Norma" schwang er sich zu edler Größe auf; als sein reifstes Werk aber müssen die in Paris komponirten „Puritaner" gelten.

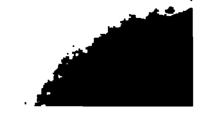
Nach dem Tode Bellinis, und nachdem Rossini seit dem „Tell" als Opernkomponist verstummt war, wurde Donizetti der gefeierte Liebling des Publikums. Das eigenthümlich Schwungvolle und Populäre

machen wollen, zu entziehen, tritt er als Volontär in ein österreichisches Regiment ein. So kommt er durch Ober-Italien, wird hier mit den Verhältnissen der Opernbühne vertraut und wagt sich mit eignen dramatischen Arbeiten hervor. Bis 1835 entstehen nicht weniger als 22 Opern. 1834 wird er Professor am kgl. Konservatorium zu Neapel, ohne daß seine Thätigkeit ihn fesselte. Vielmehr führte er nun Jahre lang ein unruhiges Wanderleben, das ihn 1839 nach Paris brachte. Hier schuf er seine bedeutendsten Werke. Von 1841—42 hielt er sich, zum k. k. Kammerkompositor ernannt, in Wien auf. Allein seine aufreibende Thätigkeit und das Ungeregelte seiner Lebensweise hatten seine Kräfte verbraucht; 1845 meldeten sich die Vorboten einer unheilbaren Geisteskrankheit. Nach kurzem Aufenthalt in der Irrenanstalt zu Ivry bei Paris wurde er nach Bergamo gebracht; dort stirbt er 8. Apr. 1848. Von seinen 64 Bühnenwerken sind die bedeutendsten: „L'elisire d'amore" (1832), „Lucrezia Borgia" (1833), „Don Pasquale" (1834), „Belisario"; „Lucia di Lammermoor" (1835), Linda di Chamounix (für Wien geschrieben, 1842), die „Tochter des Regiments" (1840), die „Favoritin" (1840). Er hat außerdem noch Kantaten, Hymnen, 2 Messen, ein Requiem, ein Miserere, 2 Ave Maria u. a. geschrieben. — Ueber ihn und sein Wirken: F. Ciconetti (1864), F. Alborghetti (1875), V. E. Clemente (1869), Ch. Malherbe (1897).

seiner melodischen Erfindung eroberte sich allenthalben leicht die Bühne. Für die Weiterbildung der italienischen Oper ist Donizetti insofern von Bedeutung, als er ihre Ausdrucksmittel im Gesang wie im Orchester bereichert hat. Häufiger als seine Vorgänger verwendet er Ensemblesätze, in der Begleitung tritt das Streben nach größerer Charakteristik hervor, die Deklamation gewinnt an Schärfe. Nicht ohne Einfluß ist dabei die Berührung mit der französischen Oper geblieben; sie hatte eine sorgfältigere Behandlung der Einzelheiten und ein Vorwiegen des dramatischen Ausdruckes zur Folge. Donizetti, der sich einer ans Wunderbare grenzenden Leichtigkeit des Schaffens erfreute (er schrieb im ganzen 64 Bühnenwerke), hatte bereits eine stattliche Anzahl von ernsten, heiteren und idyllischen Opern zur Aufführung gebracht, ehe er mit wirklich Bedeutendem oder doch Persönlichem hervortrat. Unermüdlich produzirte er, ohne sich, als nach den ersten großen Erfolgen Rückschläge eintraten, entmuthigen zu lassen. Die Art seines Schaffens brachte es mit sich, daß seine Charakteristik meist oberflächlich blieb, und daß sich auch in seinen reiferen Werken viel Ungleichwerthiges findet. Der „Liebestrank" und „Don Pasquale" mit ihrer frohen Laune und sprudelnden Melodik sind Perlen der komischen Oper. Auf dem Gebiete der ernsten Oper hat Donizetti in der „Favoritin" sein Bestes gegeben; die „Regimentstochter", ein kleines Meisterwerk, versucht mit Glück die Annäherung an die opéra comique der Franzosen. Es ist bemerkenswerth, daß Donizetti von der in Frankreich zur Herrschaft gelangenden „großen" Oper sich nicht angezogen fühlte. Obgleich auf der Suche nach den Formen des musikalischen Dramas, glaubte er doch die Traditionen der Italiener nicht aufgeben zu sollen, die in der Gesangsmelodie den wesentlichsten Faktor der Bühnenwirkung sahen, und begnügte sich damit, ihre Ausdrucksfähigkeit zu steigern, vor allem sie einem komplizirteren Apparate einzufügen.

In der Entwicklungsreihe der italienischen Opernkomponisten bilden Bellini und Donizetti unverkennbar das Mittelglied zwischen der naiveren Kunst Rossinis und den Werken des ernsteren, mehr reflektirenden Verdi. Allmählich haben sie das neuerstandene

Verdi, Giuseppe, geb. 10. Okt. 1813 zu Roncole bei Busseto in der Nähe von Parma, war das Kind armer Leute. In kümmerlichen Verhältnissen wuchs er auf, bis ein reicher Kunstfreund und Musikdilettant Namens Barezzi für ihn sorgte und ihm die Mittel gewährte zur Ausbildung seines musikalischen Talentes. Verdi's Lehrer waren in Busseto der Organist Provesi, später in Mailand Lavigna, der maestro al cembalo des Philharmonischen Theaters; der Aufnahme in das Mailänder Konservatorium war er nach Erfolg der Prüfung vom Direktor Basily nicht für würdig befunden worden. Verdi hatte bis dahin einige kleinere Gesangs- und Orchesterwerke geschrieben. 1839 trat er in Mailand mit seiner ersten Oper Oberto hervor, der bald eine zweite folgte. Harte Schicksalsschläge (Verdi verlor kurz hintereinander seine junge Gattin und zwei seiner Kinder) aber verdüsterten sein Gemüth und unterbanden 2 Jahre hindurch die eben erstarkte Schöpferkraft. Ein Zufall führte den



Opernwesen Italiens weitergebildet bis zu dem Punkte, wo der jüngere Meister erfolgreich einsetzen konnte. Verdis Begabung bedurfte, um sich in ihrer Eigenart entfalten zu können, eines für die Wirkungen des Dramatischen in der Musik vorbereiteten Bodens; ein konzertirendes Element hatte in seinen Werken keinen Platz mehr. Verdi ist einer der Pfadfinder nach dem gelobten Lande des Musikdramas, nur daß er einen anderen Weg einschlug als die deutschen Romantiker oder die französischen Nachfolger Glucks. In seinen Jugendwerken that er es vielleicht unbewußt; später zeigt sich immer deutlicher die leitende künstlerische Absicht seines Schaffens.

Verdi ist dem Schicksal verfallen, fast ausnahmslos als skrupelloser Eklektiker behandelt zu werden, dessen Leben dann gewöhnlich in zwei Perioden getheilt wird. Der frühere Verdi gilt als der gelehrige Schüler Rossinis und Donizettis, der sich im Fahrwasser der italienischen Nationaloper bewegt; dem späteren wird die Entlehnung Meyerbeer'scher und Wagner'scher Kunstprinzipien nachgesagt, mit Hilfe deren er sich einen „neuen Stil" zurechtgezimmert haben soll. Als Produkt einer Uebergangszeit wird seine „Aida" bezeichnet. Es ist wohl an der Zeit, den genialen Meister, der als letzter großer Repräsentant der Tonkunst das Ende des Jahrhunderts erlebt hat, von einem angemessenen Standpunkte zu betrachten. Wenn irgend Etwas, so erscheint die Oper Verdis als das Produkt einer urwüchsigen Gestaltungskraft, die nicht nach rechts noch links zu sehen brauchte, und seine Werke stellen sich als die nothwendige Folge einer steiigen, in sich abgeschlossenen Entwicklung dar. Freilich, die Wandlungen, die im Allgemeinen die Musik in dem Zeitraum von 60 Jahren, während dessen Verdi für die Bühne thätig war, durchzumachen hatte, konnten auch an ihm nicht spurlos vorübergehen; das Wesentliche aber entsprang doch stets seiner eigenen Triebkraft, und so trug er selbst nicht wenig zur jeweiligen Veränderung des Zeitbildes bei.

Verdis Entwicklung vollzog sich in der Weise, daß beständig ein Fortschritt vom Stofflichen zum Rein-Musikalischen, vom Krassen zum Feineren bemerkbar ist. Erst will er durch die Bühnenhandlung wirken, später durch ihre künstlerische Verarbeitung; anfangs liebt

Meister dann wieder in Berührung mit dem Theater; seine Schaffenslust erwachte aufs Neue, und vom Jahre 1842 ab sehen wir ihn 30 Jahr lang fast ununterbrochen für die Bühne thätig. Mit steigendem Erfolge bringt er seine Opern zur Aufführung, wird schnell der Liebling Italiens, das ihm nach Bellini's und Donizetti's Tode die unbestritten erste Stellung unter den dramatischen Tonsetzern einräumt, und erobert sich nach und nach das gesammte Ausland. 1851—53 entstehen seine populärsten Werke, „Rigoletto", „Troubadour", „Traviata" und führen ihn auf den Gipfel des Ruhmes. In den 50iger und 60iger Jahren schreibt er für die Pariser Bühne (Vêpres siciliennes, Don Carlos, Umarbeitung des Maskenballes), 1871 für die Eröffnung der italienischen Oper in Cairo die Festoper „Aida". In der letzten Periode seines Lebens, in der nur wenige aber um so ernstere und



er die grellen Effekte, die hellen Farben, dann schattirt sich seine Palette mehr und mehr bis zu den intimsten Nüancen. Die Umwandlungen gingen langsam vor sich. Verdi war ein reifer Mann, als er seine ersten Erfolge errang, ein Greis, als er das ihm vorschwebende Ideal erreichte. Als gemeinsamer Faden zieht sich durch alle seine Werke das Streben nach Charakteristik, nach der Gestaltung des musikalischen Dramas. Die Vorliebe des jüngeren Verdi für starke Effekte, die ihm unter den Musikern, zumal den deutschen, die meiste Gegnerschaft gebracht hat, ist nicht sowohl einem Mangel an Schönheitssinn zuzuschreiben — wie die überquellende Melodienfülle und der Klangreiz seiner Weisen andernorts bekunden — als vielmehr seinem impulsivem Wesen, einem zügellos leidenschaftlichen Temperamente, das ihn oft bis an die Grenze des künstlerischen Ausdrucks geführt hat.

In seinen ersten Versuchen begnügte sich Verdi, ein halber Autodidakt, der erst durch die Routine zur Meisterschaft gelangte, mit den damals in Italien üblichen Textbüchern. Dann richtete er in seinem Bedürfniß nach starken Empfindungen und erschütternden Bühnenvorgängen seinen Blick auf die französische Litteratur. Dort entnahm er die Stoffe seiner Opern „Ernani", „Rigoletto" und „Traviata". Mit letzterem Werke unternahm Verdi die kühne Neuerung, zum ersten Male eine aus dem modernen, alltäglichen Leben gegriffene Handlung und das Kostüm der Gegenwart auf die Opernbühne zu bringen. Die hier gegebene Anregung blieb vorläufig unbenutzt, und bis jetzt ist man so selten und so schüchtern darauf zurückgekommen, daß das Problem des modernen Opernsujets noch immer eine der Zukunft gestellte Aufgabe bleibt.

Trotz des sensationellen Erfolges seiner Opern blieb Verdi in seiner Entwicklung nicht stehen. Gegenüber den grobkörnigen Schauergeschichten in „Ernani", „Rigoletto" oder „Troubadour", bedeutete die „Traviata" schon einen Fortschritt zu einer mehr psychologisch aufgebauten Handlung. Je mehr der Komponist sich vertiefte, zu desto feinsinniger gearbeiteten Textbüchern sehen wir ihn

ausgereiftere Werke entstehen, verbündet sich Verdi mit dem Dichterkomponisten Arrigo Boïto (geb. 24. Februar 1842 in Padua, geschätzt als Lyriker und Novellist, sowie als Verfasser der Oper „Mefistofele"), der ihm die Textbücher zu „Otello" und „Falstaff" schreibt. — Als Mensch wie als Künstler genießt Verdi in seinem Vaterlande die denkbar größte Verehrung. Als Deputirter hat er an dem politischen Leben Italiens thätigen Antheil genommen, während seine Musik dem patriotischen Empfinden neue Quellen erschloß. Verdi, der abgesehen von häufigen Reisen, seit langen Jahren den Winter in Genua verbrachte (Palazzo Doria), verlegte nach dem Tode seiner zweiten Gattin — der einst berühmten Sängerin Giuseppina Strepponi — seinen Wohnsitz nach Mailand. Der Sommer findet ihn regelmäßig auf seinem Landgut Sant' Agata, von wo er einen mehrwöchentlichen Ausflug nach den Heilquellen von Monte Catini zu unternehmen pflegt. Sein Vermögen hat er einer Pflegeanstalt für mittellose Künstler bestimmt. — Außer dem auf den Tod Manzoni's komponirten



greifen. In der „Aida“ ist das Rein-Menschliche der Handlung alles Opernhaften entkleidet. Am Ende seiner Laufbahn schöpfte der Meister aus der Quelle der Shakespeare'schen Dichtung; an einem tragischen und einem komischen Stoffe, dem „Othello“ und dem „Falstaff“ erprobte er die Kraft seiner gereiften Darstellungskunst. Und wie in der Wahl der Stoffe, so läßt sich in ihrer musikalischen Behandlung eine stete Verfeinerung des Geschmackes erkennen und ein immer klareres Erfassen des dramatischen Prinzips. In der Schaffensperiode des „Troubadour“ herrscht noch die selbstherrliche Melodie; sie ist von dramatischem Empfinden durchglüht, aber sie schmiegt sich noch nicht allen Theilen der Handlung an, sie ist noch nicht völlig „Ausdruck“ geworden. In diesen Opern Verdis ist auch das Orchester noch die Dienerin des Gesanges. Dann, ganz allmählich, wird die starre Melodie zum veränderlichen Thema, zum vielgestaltigen Motiv. Sie wirkt nicht mehr hauptsächlich durch ihre Schönheit, sie führt nicht mehr losgelöst von dem Texte ein selbstständiges Dasein. Die Stimmen des Orchesters zweigen sich von einander ab und verschlingen sich um so dichter, je mehr von dem Fortgang der Handlung auf der Bühne selbst unausgesprochen bleibt. Die Spuren dieser Umwandlung finden sich schon lange vor der „Aida“ bereits im „Maskenball“, einer musikalisch ungemein interessanten Oper. Verdi folgte dem Zuge der modernen Zeit, sie mitbestimmend, aber seine Entwicklung vollzog sich unabhängig von der gleichzeitig in Deutschland sich ereignenden Bewegung. Was beiden gemeinsam, ist keineswegs von ihm äußerlich herübergenommen, vielmehr nahm Alles das Gepräge seiner starken Individualität an. Im innersten Kern, wie in einzelnen charakteristischen Zügen ist der Musiker Verdi in den verschiedensten Phasen unverkennbar derselbe. Seine Dramatik geht wohl von der Situation, nicht aber vom Worte aus; er kennt den Sprachgesang so wenig wie die prinzipielle Verwendung des musikalischen Symbols als Leitmotiv. Verdis Oper, wie sie sich am vollendetsten im „Othello“, namentlich aber im „Falstaff“ darstellt, ist das musikalische Miterlebniß einer Handlung in völliger Freiheit der Gestaltung, die nur von den jeweiligen Anregungen der Situation und der Stimmung des Komponisten bedingt wird. Diesem Altersstile des Meisters, der sich von allem Schablonenhaften und Theatralischen losgesagt hat, sind im besonderen eigenthümlich der Reichthum an Mitteln, an Formen, und die vornehme Zurückhaltung, die zum ersten Male der

Requiem (1874), einem Streichquartett in E-moll und den 1889 erschienenen 4 Pezzi sacri (Ave Maria, Stabat Mater, Laudi alla baeta Vergine und Te Deum), gehören zu Verdi's Hauptwerken die Opern: „Nabucco“ (1842), „I Lombardi“ (1843), „Ernani“ (1844), „Luisa Miller“ (1849), „Rigoletto“ (1851), „Il Trovatore“, „La Traviata“ (beide 1853), „Les Vêpres siciliennes“ (1855), „Un ballo in maschera“ (1859), „Macbeth“ (1865), „Don Carlos“ (1867), „Aida“ (1871), „Otello“ (1887), „Falstaff“ (1893). Biographisches über V. bei A. Pougin (1881), Gino Monaldi (1889), Carlo Perinello (1900).

Bühnensprache eine bis dahin nur in der Kammermusik gekannte Intimität des Ausdrucks verliehen hat.

Es ist nicht unmöglich, daß sich einst an den „Falstaff" eine neue Entwicklung der Oper knüpft. Der Stil des späteren Verdi hat bereits in Frankreich wie in Italien seinen Einfluß zu üben begonnen. In seiner Heimath, in der er Jahrzehnte lang unumschränkt herrschte und alles neben sich tief in Schatten stellte, hat Verdi keinen eigentlichen Nachfolger gefunden. Die Vertreter der älteren Richtung wie Ponchielli, Marchetti u. A., gelangten neben ihm zu keiner Bedeutung; der jüngere Nachwuchs trat nur theilweise in seine Fußstapfen. Bei der Komponistengruppe, die in den neunziger Jahren durch ihre dem sogenannten Verismus huldigenden Werke einen frischen Zug in das Opernwesen zu bringen suchten, machen sich deutsche und französische Einflüsse (vor allem Gounod und Bizet) stark bemerkbar. Das gilt von Mascagni, dem erfolgreichen Cavalleria-Komponisten, aber auch von Leoncavallo, Giordano und Puccini, die als die bedeutenderen zu nennen sind. Sie alle reichen an das technische Können Verdis nicht heran, sie haben auch nicht entfernt eine ähnliche Originalität in die Wagschale zu werfen. Auch auf dem Gebiete der Kirchenmusik ragt das herrliche Manzoni-Requiem des Altmeisters in einsamer Größe. Neben dem Stabat mater Rossinis ist es das einzige italienische Werk, das wirklich zu allgemeiner Verbreitung gelangt ist. Die Symphonie und die Kammermusik wird von Sgambati und Martucci weiter-

Mascagni, Pietro, geb. 7. Dec. 1863 zu Livorno, besuchte das Mailänder Konservatorium, war dann Kapellmeister an verschiedenen kleinen italienischen Bühnen, Dirigent des Musikvereins zu Cerignola und ist seit 1895 Direktor des Rossini-Konservatoriums zu Pesaro. — Werke: Opern: Cavalleria rusticana (1890), L'amico Fritz (1891), Die Rantzau (1892), Ratcliff (1894), Zanetto (1895), Iris (1898).

Leoncavallo, Ruggiero, geb. 8. März 1858 zu Neapel, lebt zeitweilig in Paris. Erstlingsoper „Songe d'une nuit d'été" (1889); Der Bajazzo (1892), Die Medici (1893), Chatterton (1896), La Bohême (1897); Liederkompositionen.

Giordano, Umberto, geb. 27. August 1868 in Neapel, Schüler des dortigen Konservatoriums. Opern: „Mala vita" (1892), Andrée Chénier (1896), Fédora (1898).

Puccini, Giacomo, geb. 22. Juni 1858 zu Lucca, Schüler von Bazzini und Ponchielli, schrieb die Opern „Die Willy's" (1884), „Manon Lescaut" (1893), „la Bohème" (1897).

Sgambatti, Giovanni, geb. 18. Mai 1843 zu Rom, erweckte das Interesse Liszt's durch sein hochentwickeltes Klavierspiel und dasjenige Wagner's durch seine Kompositionen. Sein Klavierkonzert in G-moll, zwei Quintette, zwei Symphonien und ein Streichquartett Op. 17 sind bei Schott in Mainz erschienen. 1877 erhielt Sg. die Professur für Klavierspiel an der neu begründeten Cäcilienakademie in Rom.

Martucci, Giuseppe, geb. 6. Januar 1856 in Capua, Schüler des Konser-

gepflegt, von denen namentlich der Letztere unter den Einwirkungen deutscher Meister geschaffen hat. Im Allgemeinen aber ist die Musikgeschichte Italiens im 19. Jahrhundert eine Geschichte der Oper.

In Frankreich bietet sich uns ein ähnliches Schauspiel. Auch hier absorbirt die Bühne fast völlig die Thätigkeit der großen Komponisten; wohl schreiben die vielseitigen unter ihnen gelegentlich auch Konzert- oder Kirchenmusik, aber der Schwerpunkt ihres Schaffens liegt doch immer in der Oper. Einzig Cherubini macht eine Ausnahme. Seine Wirksamkeit als Opernkomponist war mit der Wende des Jahrhunderts so gut wie abgeschlossen. Was er der Bühne hie und da noch gab, war nicht beträchtlich, um so größer aber seine Bedeutung auf anderen Gebieten. Cherubini ist der größte katholische Kirchenkomponist, den die neuere Zeit hervorgebracht hat; sein C-moll-Requiem überragt an Großartigkeit und Einheitlichkeit zweifellos das Mozart'sche. Sein strenges, mitunter herbes Wesen ist nicht immer von Trockenheit freizusprechen, indessen der Ernst und

vatoriums von Neapel, lebt in Bologna als Direktor der Musikschule und berühmter Dirigent. Für die Einführung deutscher Musik in Italien (1888 leitete er die ersten Tristan-Aufführungen) hat M. bahnbrechend gewirkt. Von seinen Kompositionen sind ein Klavierkonzert in B-moll, eine Symphonie in D-moll und werthvolle Kammermusik mit Auszeichnung zu nennen.

Cherubini, Luigi, geb. 14. Sept. 1760 zu Florenz. Zuerst von seinem Vater und andern Lehrern unterrichtet, wird er vom Großherzog von Toscana, dem späteren Kaiser Leopold II., zum Pater Sarti nach Bologna geschickt, dessen Schüler er vier Jahre lang ist. Nach längerem Wanderleben an den wichtigsten Opernbühnen Italiens geht er 1784 nach England, nach Paris und Turin, und läßt sich 1788 dauernd in Paris nieder. Dort leitet er zunächst die italienische Oper, bis ihm 1795 die Stellung eines Unterrichtsinspektors am Conservatoire übertragen wird. Doch erst nach der Rückkehr der Bourbonen werden seine künstlerischen Verdienste anerkannt. 1816 erhält er eine Professur für Komposition an der école royale de musique und wird Surintendant de la musique du roi. 1822 wird er zum Direktor des Conservatoire ernannt. Gestorben 15. März 1842. Von seinen Opern sind die bedeutendsten: „Démophon" (1788), „Lodoiska" (1791), „Elisa ou le mont Saint-Bernard" (1792), „Medea" (1797), „Der Wasserträger" („Les deux journées" 1800), „Anacréon" (1803), „Faniska" (1806), „Pimmaglione" (1809), „Les Abencérages" (1813); von seinen Kirchenkompositionen: Die Messe in F, die Missa solemnis in D, die Krönungsmesse in A, das Requiem in C-moll, das Requiem für Männerstimmen in D und ein Credo a capella. Außerdem schrieb er für Schulzwecke über 100 Solfeggien und eine Reihe instruktiver Werke, darunter den cours de contre-point et de fugue. Literatur: Biographien von Loménie (1841), Miel (1842), Place (1842), Rochette (1843), Picchianti (1844), Gamucci (1869), Bellasis (1876), Crowest (1890), M. E. Wittmann (1895).

die Gediegenheit seiner Arbeiten weisen diesen eine hohe Stellung an. Mustergiltig ist im besonderen die Behandlung des Orchesters und seine Verwebung mit den Singstimmen. In seiner Kammermusik hat Cherubini feingeschliffene Proben geistvoller Erfindung und einer pikanten kontrapunktischen Kunst gegeben; sein technisches Können war größer als das irgend eines andern Meisters seit Sebastian Bach. In seinen Opern verband er mit dem anmuthig melidiösem Stil der Italiener die größere Tiefe Glucks und Mozarts, die Erweiterung der Formen und den Reichthum ihrer Orchestermittel. In Deutschland wirkte er damit auf Beethoven (Fidelio), in Frankreich wurde er das Vorbild für Méhul, Halévy, Boildieu, Auber und alle, die an der Weiterentwicklung der Oper mitarbeiteten, und auf die er als Lehrer und Direktor des Konservatoire persönlich von größtem Einfluß war. Gewiß ist der den französischen Tonsetzern eigene Sinn für Klarheit und Korrektheit der Form und Schreibweise zum guten Theil auf die Schule Cherubinis zurückzuführen; das Erbe der tiefgründigen Kunst seiner Kontrapunktik anzutreten fühlte sich dagegen Niemand berufen.

Die Komponisten, die zu Beginn des Jahrhunderts als Förderer der französischen Nationaloper hervortreten, haben Eins mit den deutschen Romantikern gemeinsam: das ist ihre Anlehnung an das Volksthümliche. Mit richtigem Instinkte hatte bereits Grétry die Chanson zur Grundlage der französischen Spieloper gemacht, und I s o u a r d wie B o i e l d i e u knüpften mit Glück an diese Richtung an. Wie aber die Eigenart des französischen Volksliedes mehr in

Méhul, Etienne Nicolas, geb. 22. Juni 1763 zu Givet, gest. 18. Okt. 1817 zu Paris, wendet sich auf Glucks Veranlassung der Bühne zu. Von seinen Opern sind hervorzuheben: „Les deux aveugles", „Uthal", (ohne Violinen, beide 1806) und „Joseph in Aegypten" (1807). Biographie: Vieillard (1859), A. Pougin (1889).

Isouard, Niccolò (auch Niccolò de Malta), geb. 1775 auf der Insel Malta, studirte gegen den Willen seiner Eltern, während er Bankbeamter war, Musik in Palermo und Neapel und wendete sich nach dem Tode seines Vaters (1795) gänzlich der Musik zu, zuerst unter dem Namen Niccolò. Er wurde Organist zu La Valette und dann Kapellmeister des Malteserordens, nach dessen Aufhebung er 1799 nach Paris ging, mit R. Kreutzer befreundet wurde und mit Boieldieu nach dessen Rückkehr aus Rußland eifrig rivalisirte. Der Kummer über seine Zurücksetzung und eine sehr ungeregelte Lebensweise beschleunigten seinen Tod. Er starb am 23. März 1818. Außer vielen kirchlichen Kompositionen, Kanzonetten und Liedern schrieb er gegen 50 Opern, darunter: L'avviso ai maritati (1795), Artaserse, Le tonnelier (1799), Michel Ange (1802), Cendrillon (1810), Jeannot et Colin, Joconde.

Boildieu, François Adrien, geb. 15. Dec. 1775 zu Rouen. Bis zu seinem 16. Jahre ist er Mitglied des Chores an der Kathedrale seiner Vaterstadt. 1795 wanderte er nach Paris, wo er sich zuerst mühselig durch Klavierunterricht ernährte. „La dot de Suzette" und „La famille suisse" (1797) begründeten schnell seinen Ruf. 1798 wurde er als Lehrer des Klavierspiels an das Konservatorium berufen. Um häuslichen Zwistigkeiten zu entgehen, begab er sich 1803 nach Petersburg, wo e

der Prägnanz seines Rhythmus als in der melodischen Führung beruht, so tritt auch in den Werken dieser Komponisten das rhytmische Element in den Vordergrund. Vermöge seiner reichen Erfindungsgabe, seines feinsinnigen und anmuthigen Formtalentes und seiner überaus geistreichen Verwerthung aller Mittel erhob Boieldieu die aus dem Vaudeville hervorgegangene Comédie lyrique auf ein höheres Niveau. Die Vorzüge seiner Begabung finden sich am schönsten in der „Weißen Dame" vereinigt; in der Verwerthung schottischer Originalmotive führte er hier überdies ein damals noch unbenutztes Mittel ein, dramatischer Musik ein lokales Kolorit zu geben. Für das Märchen vom „Rothkäppchen" fand er Töne von großer Innigkeit und feenhaftem Klangreiz, während sein „Johann von Paris" namentlich durch die Zierlichkeit und den Esprit der Musik ein Schmuckstück der französischen Opernlitteratur wurde. Boieldieus zeitweise glücklicher Rival Niccolò Isouard verfiel, trotz großer Erfolge und unleugbarer Vorzüge nur zu bald der Vergessenheit. Er hat jedoch an seinem Theil mit zu der Verfeinerung und Vertiefung des musikalischen Lustspiels beigetragen; unter seinen zahlreichen Werken sind „Cendrillon" und „Joconde" als die besten hervorzuheben. Ohne nennenswerthen Einfluß blieb die fruchtbare Thätigkeit Hérolds, von dessen Arbeiten sich lediglich „Le pré aux clercs" und die auch in Deutschland vielgegebene Banditenoper „Zampa" mit ihrer für den Sänger dankbaren Titelpartie erhalten haben. Hérold schloß sich mehr als andere Franzosen dem Vorbild der zeitgenössischen Italiener an, während andererseits auf seine späteren Werken die deutschen Opernkomponisten nicht ohne Einwirkung blieben. Obgleich weit weniger ernst und künstlerisch strebsam als Hérold, gelang es Boieldieus Lieblingsschüler Adam,

in der Stellung eines Hofkapellmeisters bis 1810 weilte. 1811 kehrte er nach Paris zurück, wurde 1817 Kompositionsprofessor, und nahm 1829, nach dem Mißerfolg der Oper „Les deux nuits" seinen Abschied. Da seine kleine Pension ihm später entzogen wurde und seine Gesundheit stark erschüttert war, verbrachte er die letzten Lebensjahre nicht ohne Sorgen. Gest. 8. Okt. 1834 in Jarcy bei Paris. — Hauptwerke: „Zoraime et Gulnare" (1798), „Der Kalif von Bagdad" (1800), „Ma tante Aurore" (1802), „Jean de Paris" (1812), Le chaperon rouge" (1818), „La dame blanche" (1825). — Biographie von A. Pougin (1875).

Hérold, Louis Joseph Ferdinand, geb. 28. Januar 1791 zu Paris, gest. 19. Januar 1833 ebenda, Sohn eines angesehenen Klavierlehrers, wurde zuerst als Mitarbeiter Boildieu's bekannt. An der italienischen Oper, und später (seit 1827) an der großen Oper, war er als Accompagnist und Repetitor thätig. — Hauptwerke: „Zampa" (1831); Le pré au clercs (1832). Eine nachgelassene Oper „Ludovic" vollendete Halévy 1834. H.'s Biographie schrieb Jouvin (1868).

Adam, Adolphe Charles, geb. 24. Juli 1803 zu Paris, Sohn des berühmten Professors für Klavierspiel Louis A. am Konservatorium, sollte anfänglich Gelehrter werden. Seine Neigung führte ihn zur Musik, die er ernstlich zu betreiben begann, als ihn Boieldieu in seine Kompositionsklasse aufgenommen hatte. 1829



einen persönlichen Ton anzuschlagen. Adams Eigengebiet ist das Zierliche im Sinne eines musikalischen Roccoco, das er in reiferen Arbeiten mit großem Glücke vertritt. Wo er, wie im „Postillon von Lonjumeau" oder in der „Nürnberger Puppe" auf wirksame Stoffe traf, brachte er es sogar zu dauernden Bühnenerfolgen. Ein leises, kaum definirbares Parfüm liegt über dieser Musik und bildet durch den Kontrast mit der etwas altfränkischen Faktur nicht selten ihren wesentlichsten Reiz.

Das Oberhaupt dieser Komponistengruppe, die im Verein mit einem weniger namhaften Anhang das musikalische Lustspiel ausbaute, blieb Boieldieu, an dessen Meisterwerke kein anderer heranreichte. Höchstens in der originellen, chorlosen Oper „Der Blitz" von Halévy ist vielleicht eine ebenbürtige Erscheinung zu begrüßen; von ihrem Verfasser werden wir im Zusammenhang mit der großen Oper zu handeln haben. Eine selbstständige Stellung als Vertreter des heiteren Genres nimmt dagegen Auber ein, der Schöpfer der eigentlichen Konversationsoper. Nach langem plan- und erfolglosem Musiciren begründete er im Jahre 1825 seinen Ruhm mit dem „Maurer", einem lebenskräftigen Werke, das bereits die Individualität des Komponisten deut-

debütirt er mit „Pierre et Cathérine" in der Opera comique; dreizehn weitere Werke folgen, bis er 1836 mit dem „Postillon von Lonjumeau" einen entscheidenden Erfolg erreicht. Während der Jahre 1846—49 tritt eine Pause in seinem Schaffen ein. A. ruft ein Konkurrenz-Unternehmen gegen die komische Oper, das Théâtre national ins Leben, büßt aber durch den Ausbruch der Revolution dabei sein Vermögen ein und widmet sich nun um so eifriger der Komposition. 1848 wurde ihm eine Professur für Komposition am Konservatorium übertragen. Gest. 3. Mai 1856 in Paris. Von seinen 53 Bühnenwerken sind noch hervorzuheben die Opern: „Le roi d'Yvetot", „La poupé de Nuremberg", sowie mehrere graziöse Ballette. A. veröffentlichte autobiographische Notizen („dernier souvenirs d'un Musicien" 1857—59. Zwei Bände). Ueber ihn: A. Pougin (1876).

Auber, Daniel François Esprit, geb. 29. Jan. 1782 zu Caen. Als Sohn eines wohlhabenden Pariser Kunsthändlers war er anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmt, hielt es aber nicht lange in dem Londoner Geschäftshaus aus, sondern kehrte nach Paris zurück, wo seine musikalische Begabung ihm die Salons öffnete. Er ging zu Cherubini in die Lehre und trat 31 Jahre alt mit der einaktigen Oper „Le séjour militaire" vor die Oeffentlichkeit. Als der Vater starb, blieb wider Erwarten die Familie mittellos zurück, und Auber mußte die Musik hinfort als Nahrungsquelle betrachten. Von 1820 an war er über 40 Jahre in Paris als Opernkomponist thätig, und zwar mit großem Erfolge, nachdem er sich mit Eugène Scribe verbunden hatte. 1829 wurde er Mitglied der Akademie, 1842 Direktor des Konservatoriums, 1857 ernannte ihn Napoleon III. zum Kaiserlichen Kapellmeister. Gest. 12./13. Mai 1871 zu Paris. Seine bedeutendsten Opern sind: „Maurer und Schlosser" (1825), „Stumme von Portici" (1828), „Fra Diavolo" (1830), „Gustav III.", („Maskenball" 1833), Der „Schwarze Domino" (1837), „Feensee" (Ausstattungsoper, 1839), „Carlo Broschi" („Teufels Antheil" 1843). — Literatur: Ad. Kohut (1895), A. Delchelle (1861, in der Correspondance littéraire).

lich erkennen läßt. Auber that darin gewissermaßen einen Schritt rückwärts; er entkleidete die komische Oper wieder des Schmuckes, den ihr die Kunstmusik seit Boieldieu zugeführt hatte, oder er schuf vielmehr ein neues Genre, eine Art höheres Vaudeville, das sich noch entschiedener auf das Volksthümliche, die nationale Chanson der Franzosen stützte. Ueber seine Vorgänger Grétry, d'Alayrac, Monsigny ging dabei Auber insofern hinaus, als er alles reicher, feiner gestaltete und nach dem Vorbilde Rossinis kunstreiche Ensemble- und Finalsätze in seine Werke aufnahm. Der gesprochene Dialog, das unterscheidende Merkmal zwischen der französischen und der mit Seccorecitativen durchflochtenen italienischen komischen Oper, erhielt bei ihm eine um so größere Wichtigkeit, je mehr seine Textbücher den Werth selbstständiger Lustspiele erstrebten, zu denen die Musik oft nur leise illustrirend hinzutrat. Im Verein mit dem theaterkundigen Dichter Eugène Scribe gelang es Auber in „Carlo Broschi", vor allem aber im „Schwarzen Domino" und „Fra Diavolo" das Ideal einer graziösen Spieloper aufzustellen. Die quellende Fülle seiner leicht faßlichen, rhythmisch wie harmonisch originellen Melodien und seine geistvolle, pikante Schreibweise befähigten ihn dazu in seltenem Maße. Unter den nationalen Elementen, die er dabei mit Glück verwendete, spielt neben dem Couplet der Tanz (contredanse) eine bevorzugte Rolle. So entstand, halb musikalisch, halb litterarisch angeregt, jene leichtere, anmuthige Richtung, die dem Geschmack der Pariser um die Mitte des Jahrhunderts und der französischen Darstellungskunst ganz besonders zusagte, und die sich neben der gediegeneren, aber weniger effektvollen älteren Spieloper mit Entschiedenheit behauptete. Auber, dessen Bedeutung für die große Oper wir hier übergehen, war über 40 Jahre hindurch für die Bühne thätig; nach Boildieus und Halévys Tode sah man in ihm mit Recht den wichtigsten Vertreter französischer Tonkunst.

In einigen seiner späteren Werke hatte Auber bereits einen nicht nur leichten, sondern immer effektsüchtigeren Ton angeschlagen und zu Stoffen gegriffen, die wie im „Ehernen Pferd" hart an das Burleske streifen. Andererseits zeigt uns Meyerbeers „Dinorah", wie schon in den fünfziger Jahren das Verlangen und die Fähigkeit vorhanden waren, der Musik einen scharf pointirten Ausdruck zu geben, seinen Witz und sein Können in einer nicht eigentlich dramatischen Absichten dienenden Weise glänzen zu lassen. Für den Rückwärtsschauenden ist es nicht schwer, darin die ersten Ansätze zu der französischen Operette zu erkennen, jener Zweiggattung der opéra comique, die sich dann so leicht die allgemeine Gunst erobern sollte. Die Musiker, die halb aus Spekulation, halb aus ihrer eigenthümlichen Begabung heraus zu Spezialisten auf diesem Gebiete wurden, sie

d'Alayrac, Nicolas, geb. 13. Juni 1753 zu Muret, gest. 27. November 1809 in Paris, hat in der Zeit von 1781—1809 61 Opern veröffentlicht. Am bekanntesten: „Die beiden Savoyarden".



brachten nur in ein System, was schon vor ihnen aus zufälligen Anregungen entstanden war. Offenbach, an dessen Namen die ganze Bewegung anknüpfte, war so wenig wie sein Vorgänger Hervé, der seinerseits von dem althergebrachten Vaudeville ausging, ein Erfinder im großen Stile, weder nach der formalen Seite noch inhaltlich. Wohl aber ist ihm, zumal in seinen Jugendwerken, Sinn für stimmungsvolle Melodik nachzurühmen, ungewöhnliche rhythmische Gestaltungskraft und ein beträchtliches technisches Können; und da er seine Einfälle stets mit Witz und liebenswürdiger Laune vorträgt, konnte er seines Erfolges sicher sein. In der von ihm begründeten „Buffo-Oper" war im Grunde nur die Einseitigkeit neu, mit der hier die drastischen Wirkungen der Musik ausgenutzt wurden, die Leichtigkeit, mit der sich der Komponist über alle ästhetischen Bedenken hinwegsetzte. Denn für die zu Grunde liegenden tollen Burlesken war es ja gerade charakteristisch, daß die Bühnenvorgänge als solche garnicht ernst genommen werden sollten; und was an ihnen litterarisch etwa von Werth war, die soziale und politische Satire, das bot vollends der Musik keine ihrem innersten Wesen entsprechenden Angriffspunkte. Aber mag man daher in diesen Produkten mit Recht einen Verfall der Bühnen-

Offenbach, Jaques (eigentlich Jacob Eberscht), geb. 21. Juni 1819 in Köln, war der Sohn des Kantors der israelitischen Gemeinde. Mit 12 Jahren tritt er als Cellovirtuose auf, kommt nach Paris und wird, obgleich Ausländer, von Cherubini in das Konservatorium aufgenommen. 1836 wird er Mitglied des Orchesters in der komischen Oper, nimmt darauf für kurze Zeit seine Konzertreisen wieder auf und läßt sich dann dauernd in Paris nieder. 1849 übernimmt er die Kapellmeisterstelle am Théâtre français; 1855 bis 66 leitet er ein eigenes Theater, die „Bouffes parisiens", deren Repertoire er fast allein mit eigenen Werken füllt, und bringt von da ab seine Stücke an verschiedenen Pariser Bühnen zur Aufführung. 1872 tritt er noch einmal als Unternehmer auf, zieht sich aber nach dreijähriger Thätigkeit als ruinirter Mann von der Direktion des Theaters de la Gaité zurück. Um seinen Verpflichtungen nachzukommen geht er, obgleich schwer leidend, auf eine Konzerttour nach Amerika, deren geringe Erfolge er selbst in den „notes d'un Musicien en voyage" beschreibt. Nach der Rückkehr ist er noch als Komponist und Regisseur seiner Werke thätig gewesen und am 5. Okt. 1880 in Paris gestorben. O. hat im Laufe von einigen 20 Jahren 102 Bühnenwerke geschrieben. Besonders hervorzuheben sind seine einaktigen Singspiele: „Die Verlobung bei der Laterne", „Fortunio's Liebeslied", „Urlaub nach dem Zapfenstreich", „Herr und Madame Denis" u. A. Von den größeren Buffo-Opern sind am bekanntesten geworden: „Orpheus in der Unterwelt" (1858), „Die schöne Helena" (1864), „Blaubart", „Pariser Leben" (beide 1866), „Die Großherzogin von Gerolstein" (1867), „Madame Favart" (1879). Erst nach seinem Tode aufgeführt ist die komische Oper „Hoffmann's Erzählungen" (1881). Seine Biographie schrieb: Martinet (1892).

Hervé (Florimont Ronger, genannt H.), geb. 30. Juni 1825 zu Houdain, gest. 4. November 1892 in Paris, ursprünglich Organist, wurde 1851 Kapellmeister am Palais royal und gründete 54 die „Folies concertantes" (die späteren Folies dramatiques). Operetten: „le petit Faust", „l'oeil crevé" ꝛc.

kunst beklagen, vom musikalischen Standpunkte haben sie immerhin das Verdienst, daß sie Mittel für den Ausdruck des Komischen in bis dahin ungekannter Weise finden und ausbilden halfen. Auf den starken Einfluß, den Offenbach auf das Ausland geübt, ist schon bei der Besprechung der deutschen Operette hingewiesen. Daß er in Frankreich, wo das Genre der Buffonnerie in nationalen Eigenthümlichkeiten die günstigsten Vorbedingungen findet, nicht nachhaltiger gewirkt hat, ist bei der Stärke seiner Erfolge merkwürdig. Offenbachs begabtester Nachfolger, der musikalisch etwas tiefere Lecoq, zeigt in seinem Schaffen fast schon wieder einen Zug zur Spieloper, wenn auch seine Texte noch vollständig auf dem Boden des Burlesken stehen. Gehaltvoller und von feineren Manieren sind Planquette und Maillart, die in ihren anmuthigen und frischen Opern durchaus zu dramatischer Aufrichtigkeit zurückzukehren strebten. Audran, von Haus aus ein ernster Musiker, der sich sogar auf dem Gebiete der Kirchenmusik mit Geschick versucht hat, verläßt in seinen übermüthigen Bühnenwerken nach glänzenden Erfolgen die Operette nach der andern Seite: er kultivirt später nur noch das Vaudeville, d. h. den mit Gesangseinlagen versehenen Schwank, in der Art wie vor ihm etwa

Lecocq, Alexander Charles, geb. 3. Juni 1832 zu Paris, war bis 1854 Schüler des Konservatoriums und dann Musiklehrer. 1857 erhielt er zugleich mit Bizet in einer von Offenbach ausgeschriebenen Concurrenz den Preis. Den ersten großen Erfolg nach vielen vorher aufgeführten Operetten hatte sein „Fleur de thé" (1868). Weitere Werke sind: Les jumeaux de Bergame (1868), Le carnaval d'un merle blanc (Vaudeville 1868), Gandolfo (1869), Les 100 vierges, La fille de Madame Angot, Giroflé-Girofla (1874), Les prés de St. Gervais, Le pompon (1875), La petite mariée (1876), Kosiki, La Marjolaine (1877), Le petit duc (1878), Camargo, La petite demoiselle (1879), Le grand Casimir, La jolie Persane (1880), Le marquis de Windsor, Janot (1881), La Roussotte, Le jour et la nuit, Le coeur et la main (1882), La princesse des Canaries (1883), L'oiseau bleu (1884), Plutus (1886), Les grenadiers de Monte-Cornette (1887), Ali Baba (1887), La volière (1888), L'Egyptienne (1890), Le cygne (Ballet, 1899); ferner: Balletpantomimen, eine Gavotte, Gesangstücke u. kirchliche Gesänge für Frauenstimmen („La chapelle au convent" 1885), und ein Klavierauszug von Rameaus „Castor et Pollux" (1877).

Planquette, Robert, geb. 21. Juli 1840 zu Paris, schrieb von 1873—92 16 Operetten, von denen „Die Glocken von Corneville" (1877) den meisten Erfolg gehabt haben.

Maillart, Louis Aimé, geb. 24. März 1817 zu Montpellier, gest. 26. Mai 1871 in Moulins, Schüler Halévy's, bekannt durch seine Oper: „les dragons de Villars" (Das Glöckchen des Eremiten 1856).

Audran, Edmond, geb. 11. April 1842 zu Lyon, Sohn des berühmten Tenoristen gleichen Namens, war 1861—77 Kapellmeister und Organist an der Josephskirche in Marseille. Sei[illegible] lebt er in Paris. Von seinen Operetten sind die besten: „Der [illegible]" (1877), „la Mascotte" (1880), „Gilette de Narbonne" (1891), „Mi[illegible]" ([illegible]

Hervé. An die besseren Traditionen der opéra comique knüpft endlich Délibes an, der hervorragendste Vertreter der heiteren Muse aus den beiden letzten Dezennien. Außer seiner komischen Oper „Le roi l'a dit“ sind besonders seine Ballette „Coppélia“, „Sylvia“ u. s. w. zu nennen, in denen er wie vor ihm andere französische Meister (Hérold, Adam u. A.) das Tanzpoem als selbstständige musikalisch-dramatische Gattung gepflegt hat.

Unabhängig von der auf nationaler Grundlage erblühten komischen Oper entwickelte sich in Frankreich das ernste musikalische Drama, obwohl die bedeutendsten Meister durchweg auf beiden Gebieten thätig waren. So ist, wie schon erwähnt, z. B. der Schöpfer des musikalischen Conversationsstückes Auber durch seine „Stumme von Portici“ zugleich der Mitbegründer des großen Opernstils, wie andererseits Meyerbeer in seiner „Wallfahrt nach Ploermel“ der aufkeimenden Operette nicht wenig Vorschub leistete. Um die große Oper in ihren Anfängen zu verfolgen, müssen wir zu Cherubini zurückkehren. Denn, obgleich in Frankreich geboren, war sie doch das Produkt einer internationalen Entwickelung. Merkwürdig ist überhaupt die Thatsache, daß in den ersten Dritteln des Jahrhunderts die französische Musik hauptsächlich von Ausländern gefördert wird. Boieldieu und Auber sind fast die einzigen autochthonen Componisten von Bedeutung. Cherubini, Isouard, Spontini sind von Geburt Italiener; in den Adern Hérolds, Adams, Halévys, Meyerbeers, Offenbachs floß deutsches Blut. Die musikalische Begabung der Nation äußerte sich eben von jeher im kleinen Genre, und bis in die neuesten Zeiten ist ihre Eigenart mehr in formellen, stilistischen Unterschieden als im Geiste der Compositionen zu spüren.

Die Reformation der Oper, die Gluck dem Schaffen der Italiener so erfolgreich entgegengesetzt hatte, kam, obwohl sie sich auch auf Deutschland erstreckte, zunächst der französischen Bühne zu statten. Glucks Einfluß auf Mozart konnte die Selbstständigkeit des jüngeren Meisters doch nur in geringem Grade alteriren, und Mozart war die Quelle, aus der man in Deutschland für lange Zeit schöpfte. In Frank-

Delibes, Léo, geb. 21. Febr. 1836 zu St. Germain du Val (Sarthe) besuchte von 1848 an das Pariser Konservatorium und übernahm 1853 eine Stelle als Akkompagnist am Théâtre lyrique und als Organist der Kirche St. Jean et St. François. Von 1855 an brachte er kleinere und größere Operetten und Komische Opern zur Aufführung. Die 1865 übernommene Stellung als Chordirektor der großen Oper gab er 1872 wieder auf und lebte nur der Komposition. 1881 wurde er Kompositionsprofessor am Konservatorium, 1884 Mitglied der Akademie. Er starb 16. Jan. 1891. Werke: Deux sous de charbon (1855), Maître Griffard (1857), Der Gärtner und sein Herr (1863), La source (Ballet 1866, zusammen mit Minkus), Coppélia oder das Mädchen mit den Glasaugen (Ballet 1870), Le roi l'a dit (1873), Sylvia oder die Nymphe der Diana (1876), Jean de Nivelles (1880) Lakmé (1883), Kassya (unvollendet, instrumentirt von Massenet 1893); außerdem verschiedene Balleteinlagen, dramatische Szenen und Romanzen

reich dagegen fand Gluck unmittelbarere Nachahmer seines Stils, und seine für Paris geschriebenen Werke wirkten namentlich auf italienische Componisten vorbildlich, die ihren Ruhm in der Weltstadt zu begründen kamen. Als der hervorragendste dieser Nachahmer ist Glucks Schüler Salieri zu nennen, während Cherubini in seinen Opern mehr dem Einflusse anderer, namentlich Mozarts unterlag. Mit dem Auftreten Spontinis in Paris nahm dann die Entwickelung der ernsten Oper eine eigenthümliche Wendung. Dem Wesen Glucks war wohl eine gewisse Größe, ja Strenge eigen gewesen; aber nicht weniger als auf Erhabenheit hatte er auf Schlichtheit und Natürlichkeit des dramatischen Ausdrucks sein Augenmerk gerichtet. Allmählich war nun eine Verschiebung zu Gunsten des Pathetischen eingetreten, und Spontini betonte in der „Vestalin“, dem „Fernand Cortez“ und der „Olympia“ diese Seite des Gluck'schen Stils so nachdrücklich, daß seine Tonsprache schließlich bei allem Glanze einer frostigen Leere verfiel. Er war es, der die „heroischen“ Stoffe, die seiner Begabung am nächsten lagen, aufs Tapet brachte; zugleich vergrößerte er mit dem musikalischen Apparat den scenischen in einer für die Folgezeit bedeutsamen Weise. Spontinis Erfolge blieben, namentlich in Deutschland, nicht ohne Widerspruch. Die Nachwelt vollends ist dem genialen Mann kaum gerecht geworden, der als ein wichtiger Vor-

Salieri, Antonio, geb. 19. August 1750 zu Legnano, gest. 7. Mai 1825 zu Wien. Ein Schüler Gaßmann's, der ihn 1760 mit nach Wien nahm. Sein Erstlingswerk „Le donne letterate“ fand den Beifall Gluck's. 1774 wurde er Kammerkompositeur und Dirigent der italienischen Oper in Wien. Auf Gluck's Empfehlung kommt er 1784 nach Paris, wo seine „Danaïden“ mit großem Erfolg in Scene gehen. 1788—1824 wirkt er als Hofkapellmeister und Lehrer (Beethoven's, Schubert's, Meyerbeer's u. A.) in Wien. Von seinen 40 Opern sind die bedeutendsten: „Armida“ (1771), „Semiramide“ (1784) „Les Danaïdes“ (1784), „Les Horaces“ (1786) und „Tarare“ (Axure re d'Ormus 1787). S.'s Biographie: J. von Mosel (1827).

Spontini, Gasparo Luigi Pacifico, geb. 14. Nov. 1774 im Dorfe Majolati bei dem Städtchen Jesi im Kirchenstaat. 1791 tritt er in das Konservatorium Pietà dei Turchini zu Neapel ein und führt als Siebzehnjähriger in Rom sein erstes Werk auf. Nach längerem Aufenthalte in Marseille läßt er sich 1803 in Paris nieder. Da er trotz begeisterter Anerkennung keine seinen Wünschen entsprechende Stellung findet, folgt er 1820 dem Rufe Friedrich Wilhelms III. nach Berlin als Generalmusikdirektor. Dies Amt bekleidete er 20 Jahre, muß aber in Folge unausgesetzter Streitigkeiten mit der Intendanz und seiner stetig wachsenden Unbeliebtheit nach einem Theaterskandal am 2. April 1841 von seinem Posten zurücktreten. Vom Papst zum Grafen von St. Andrea ernannt, verbringt er den Rest seines Lebens meistentheils in Paris. Gest. 14. Jan. 1851 in Majolati. Seine hauptsächlichsten Opern sind: „Die Vestalin“ (1807), „Fernando Cortez“ (1809), „Olympia“ (1819), „Lalla Rookh“ (1821), „Nurmahal“ (1822), „Alcidor“ (1825), „Agnes von Hohenstaufen“ (1829). — Literatur: Loménie (1841), Oettinger (1843), Montanari (1851), Raoul-Rochette (1852), Ph. Spitta „Sp. in Berlin“ („Zur Musik“ 1892), C. Robert „Spontini“ (1883).

läufer Meyerbeers und Wagners seine Stellung in der Geschichte der Oper behauptet.

Ein Jahrzehnt verging, bevor ein weiterer Schritt die Entwickelung vorwärts brachte. Er wurde von zwei Männern fast gleichzeitig unternommen. 1828 schrieb Auber seine „Stumme", Rossini, dadurch veranlaßt, 1829 den „Wilhelm Tell". Beide Werke sind historisch überaus wichtig, denn sie vereinigten zum ersten Male all die Merkmale, die man später — im guten wie im üblen Sinne — unter dem Namen der „großen Oper" begriff. Die „Stumme" ist überdies merkwürdig durch die aktuelle Wirkung, die in Belgien der revolutionäre Stoff auf die politische Stimmung jener Tage ausübte. Der neue Geist, der damit in die musikalische Bühnenkunst einzog, war vor allem auf den Effekt gerichtet. Massenwirkungen und der Aufwand reicher äußerer und künstlerischer Mittel war zwar seit Spontinis Auftreten nichts Neues mehr, hatte aber noch immer seine Berechtigung aus der Handlung heraus zu gewinnen gesucht. Der großen französischen Oper blieb es vorbehalten, das Sensationelle um seiner selbst willen aufzusuchen und der Musik im Drama nicht selten eine Stelle anzuweisen, die man nicht unrichtig mit „dekorativ" bezeichnet hat. Der Stil der klassischen Meister war durchbrochen; mit den Formen der älteren Musiktragödie verbanden sich Elemente der komischen Oper, und in die dramatische drang die Concert- und Kirchenmusik ein. In Meyerbeers „Robert dem Teufel" (1831), der dritten der epochemachenden Neuerscheinungen jener Zeit, gesellte sich diesem bunten Gemisch noch eine phantastische Romantik, die Mitgift der Jugendentwickelung des in Deutschland erzogenen Componisten. War jedoch in der „Stummen" immerhin eine gewisse stilistische Einheit noch gewahrt, war namentlich im „Tell" der dramatische Gehalt noch ein beträchtlicher, so huldigt der „Robert" offen einem unbedenklichen Eclecticismus und vergröbert die Wirkung ins Theatralische. Das in jenen beiden Werken so geschickt benutzte Mittel, durch Verwen-

Meyerbeer, Giacomo (Jakob Beer), 5. Sept. 1791 in Berlin geboren. Wie sein Bruder Michael, der Dichter des „Struensee" erhielt er eine sorgfältige wissenschaftliche und künstlerische Erziehung und trat unter günstigen Auspicien in das öffentliche Leben. Der Klavierspieler Franz Lauska, ein Schüler Clementis, Zelter und der Opernkapellmeister B. A. Weber waren seine ersten Lehrer; dann genoß er in Darmstadt noch den Unterricht des anregenden Abt Vogler, in Gemeinschaft mit Gänsbacher u. C. M. v. Weber, mit denen er eine enge Freundschaft schloß. Seine ersten Kompositionen blieben unbeachtet und M. beschloß deshalb sich der Pianistenlaufbahn zu widmen. In Wien konzertirte er mit großem Erfolge, ging aber doch auf Salieri's Anrathen nach Italien, um dort sein Glück als Opernkomponist zu versuchen. Bis 1825 brachte er auf italienischen Bühnen verschiedene Werke zur Aufführung, von denen „Il crociato in Egitto" den meisten Eindruck machte. Dann kehrte er nach Deutschland zurück. Vorübergehend lenken ihn Familienverhältnisse (der Tod seines Vaters und seiner Kinder) von weiterer Thätigkeit ab. 1826 läßt er sich in Paris nieder, zunächst um „Il crociato" in Scene zu setzen, wendet

dung nationaler Formen und Motive dem Milieu der Handlung eine Art musikalischen Localcolorits zu geben, wird von Meyerbeer fast gänzlich fallen gelassen. Seine Sprache war, in Folge seines eigenartigen Werdeganges, vollkommen die eines musikalischen Kosmopoliten geworden.

Mit dem „Robert" ist erst recht eigentlich aus der heroischen und historischen die internationale „große" Oper geworden. „Die Hugenotten", „Der Prophet" und „Die Afrikanerin" waren dann glänzendere, reifere Beispiele der Gattung, als deren hauptsächlichster Vertreter Meyerbeer fortan gelten durfte. Im Fluge eroberten sich seine Werke die Bühnen aller Länder; der Beifall der Menge, deren Geschmack sie bereitwillig entgegenkamen, verlieh ihnen eine gefährliche Macht. Um so stärker trat die Reaktion ein, als durch das Auftreten Wagners der Sinn für das Wesen dramatischer Musik geschärft war. Die Hohlheit und Unwahrhaftigkeit dieser Theaterstücke, das oft Geschminkte ihrer musikalischen Ausdrucksweise konnten einer Generation, deren künstlerisches Gewissen zu erwachen begann, nicht verborgen bleiben. Man kann sich dessen bewußt werden und braucht darum nicht ungerecht gegen die Bedeutung Meyerbeers als Musiker zu sein. Im Grunde wollte er dasselbe wie sein großer Antipode: aus den Errungenschaften der verschiedensten Richtungen und Nationen ein neues Kunstwerk schaffen. Nur, daß er äußerlich aneinanderreihte, was jener zu einem neuen Organismus verschmolz, und daß sein Schaffen mehr die Spuren kühler Berechnung als der Nothwendigkeit inneren, künstlerischen Dranges trägt. Wie die durch das Prisma zerlegten Farben liegt bei ihm bunt nebeneinander, was aus den Werken Wagners als heller, warmer Sonnenstrahl hervorbricht. Deshalb hat sich die Meyerbeer-Oper trotz allen Glanzes und aller Erfolge nicht lebenskräftig, nicht daseinsberechtigt erwiesen; die Geschichte hat gerichtet, indem sie über diese Werke hinweggegangen ist. Ihr historischer Werth beruht in der Erweiterung des musikalischen und scenischen Apparates, die sie herbeigeführt haben. Rein als Musiker genommen aber, ist Meyerbeer,

sich nun aber der französischen Oper zu und findet in Eugen Scribe den geeigneten Mitarbeiter. In „Robert dem Teufel" begründet er 1831 seinen neuen Opernstyl und bildet ihn noch glanzvoller in den „Hugenotten" (1836) und in dem „Propheten" (1849) aus. Die 1859 geschriebene komische Oper „Dinorah" zeigt ihn auf einem neuen Gebiete. Nach seinen sensationellen Pariser Erfolgen wurde M. 1842 von Friedr. Wilhelm IV. als Generalmusikdirektor nach Berlin berufen. Hier schrieb er 1844 zur Einweihung des neuen Opernhauses „Das Feldlager in Schlesien", das 1854 zum „Nordstern" umgearbeitet wurde. Die letzten Jahre verbrachte M. wieder in Paris und starb dort am 2. Mai 1864. Die nachgelassene „Afrikanerin" (begonnen 1838) gelangte 1865 in Paris und Berlin zur ersten Aufführung. Von weiteren Arbeiten M.'s sind die Musik zum „Struensee", die Chöre zu Aeschylos „Eumeniden", die Fakeltänze für Militairmusik und als Jugendwerk die Kantate „Gott und die Natur" und die Oper „Abimelek" zu erwähnen. Biographien u. A. Lassale (1864), Pougin (1864), Blaze de Bury (1865), H. Mendel (1868).

was Erfindungskraft und Meisterschaft im Technischen betrifft, den größten Componisten an die Seite zu stellen. Die meisten der jüngeren Tonsetzer, die so geringschätzig auf ihn herabsehen, dürfen ihn um sein Können beneiden; im Besonderen hat seine Kunst, das Orchester zu behandeln, auf gar Viele vorbildlich gewirkt.

Meyerbeers Einfluß auf die zeitgenössische Produktion war ein weitgehender, in manchen Dingen ein nachhaltiger. Er erstreckte sich auch auf die übrigen Länder; wir werden weiterhin sehen, daß, so wenig wie Italien, Deutschland von dieser Bewegung unberührt blieb. In Frankreich folgte Meyerbeers Beispiel vor allem Halévy, dessen „Jüdin" (1835) sogar seine Erfolge auf dem Gebiete der komischen

Halévy, Jacques-Fromental (Elie), geb. 27. Mai 1799 zu Paris, erhielt von seinem 10. Jahre an seine musikalische Ausbildung auf dem Conservatoire. 1811 wurde er Schüler Cherubinis, gewann wiederholt Preise und konnte 1818 mit dem Stipendium des großen Staatspreises nach Italien gehen, wo er in Rom und Neapel lebte. Vorher veröffentlichte er sein erstes Werk, ein De profundis. Auf der Rückreise im Jahre 1822 kam er durch Wien und empfing von dem Schaffen Beethovens einen bleibenden Eindruck. Die folgenden 10 Jahre waren für ihn eine Zeit der Vorbereitung und der künstlerischen Versuche. Er war Korrepetitor am Théâtre-Italien und übte vom Jahre 1829 an neben Hérold das Amt eines Gesangmeisters an der großen Oper aus. Seinen internationalen Ruhm begründete er mit der „Jüdin" (1835). 1836 wurde er Mitglied des Institut de France, 1854 ständiger Sekretair der Künste. Im Jahre 1850 brachte er in London eine italienische Oper „La tempestà" zur Aufführung. Am 17. März 1862 starb er in Nizza, wohin er sich 1861 mit den Seinigen zur Wiederherstellung seiner stark erschütterten Gesundheit begeben hatte. Seine Leiche wurde nach Paris überführt. — Werke: Opern: Les Bohémiennes, Le jaloux et le méfiant, Pygmalion, Erostrate, Les 2 pavillons, L'artisan (1827), Le roi et le bâtelier (1828), Clari (1829), Le dilettante d'Avignon (1829), Attendre et courir (1830), Manon Lescaut (Ballet); Yelva; La langue musicale (Kom. Oper 1831), La tentation (Balletoper, mit Gide, 1832), Les souvenirs de Lafleur (Kom. Oper 1834), die von Hérold unvollendet hinterlassene Kom. Oper Ludovic (1834), La juif (1835); L'éclair (Kom. Oper 1835); Guido et Ginevra (1838), Le shériff (1839), Le drapier (1840), La reine de Chypre (1841), Le guitaréro (Kom. Oper 1841), Charles VI. (Große Oper 1843), Le lazzarone (1844), Les Mousquétaires de la reine (Kom. Oper 1846), Les premiers pas (1847, zusammen mit Adam, Auber u. Carafa, zur Eröffn. der „Opéra national"), Le val d'Andorre (Kom. Oper 1848), La fée aux roses (1849), La dame de pique (1850), La tempesta (1850), Le juif errant (Große Oper 1852), Le Nabal (Kom. Oper 1853), Jaquarita (1855), L'inconsolable (1855), Valentine d'Aubigny (1856), La magicienne (1857). Er hinterließ 2 fast beendete große Opern: Vanina d'Ornano (beend. v. Bizet) und Noé (= Le déluge). Ferner: Scenen aus dem Entfesselten Prometheus (1849), Kantaten: Les plages du Nil, Italie (Kom. Oper 1859); Männerchorlieder, Romanzen, Notturnos, eine 4händige Klaviersonate usw. — Er verfaßte „Leçons de lecture musicale" (1857). Abhandlung über den Organisten Frohberger, über die Orgel, den Ursprung der französischen Oper, über Allegri u. das Miserere in der Sixtinischen Kapelle, über das Diapason; „Souvenirs et portraits" (1861), „Derniers

Oper in den Schatten stellte. Halévy verfuhr dabei mit bemerkenswerther Selbstständigkeit; er war ernster als Meyerbeer, und in seiner Musik finden wir neben französischen und italienischen Elementen einen unverkennbar deutschen Wesenszug. Der steigende Einfluß der deutschen Romantiker zeigt sich — wenn wir in diesem Zusammenhang von Berlioz absehen — noch deutlicher, namentlich in instrumentaler Hinsicht, bei den Componisten, die in der zweiten Jahrhunderthälfte die französische Oper weiterbildeten. Noch während die „große" Oper in Blüthe stand, auf deren Boden auch sie erwachsen waren, und deren theatralische Wirkungen sie keineswegs verschmähten, strebten diese Meister wieder einen geschlosseneren, intimeren Stil an, aber stärker als der dramatische trat ein ausgesprochen lyrischer Zug in ihrem Schaffen hervor. Der erste und wichtigste Vertreter der Gruppe, der Schöpfer der „lyrischen" Oper und zugleich einer der stärksten Melodiker Frankreichs, war Charles Gounod. In seiner Jugend hatte Gounod deutsche Kunst kennen und lieben gelernt, bei ihm war die

souvenirs et portraits" (1863), auch den unter Cherubinis Namen gehenden „Cours de contrepoint et de Fugue". — Ueber ihn: Léon Halévy (1862), E. Monnais (1863), A. Pougin (1865).

Gounod, Charles François, geb. 17. Juni 1818 zu Paris, erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht von der Mutter, dann von dem berühmten Komponisten Reicha und trat 1836 in das Konservatorium ein, wo er Schüler von Halévy, Lesueur und Paër war. Mit dem ersten Römerpreis (Kantate „Fernand") ging er 1839 nach Italien u. widmete sich besonders dem Studium Palestrinas. Der Einfluß des Kirchlichen war so stark auf ihn, daß er sich mit dem Gedanken trug, in den geistlichen Stand zu treten. Doch wurde seine Bekanntschaft mit der deutschen Musik, mit Schumann u. Beethoven bedeutungsvoll und zog ihn wieder zur weltlichen Komposition. Bevor er nach Paris zurückkehrte (1841) hatte er Berlin, Leipzig u. Wien besucht. In Paris fanden seine ersten Opern wenig Erfolg u. er nahm, um seine Existenz zu sichern, eine Stellung am Seminar der „Missions Etrangères" an. In der nun folgenden Periode wandte er sich der Konzertmusik zu. 1853 trat er an die Spitze des Orphéon und kam durch die Ehe mit der Tochter des Konservatorium-Professors Zimmermann in sorgenlose Verhältnisse. Eine Zeit erfolgreichsten Schaffens folgte. Der Krieg von 1870 veranlaßte ihn, seinen Wohnsitz vorübergehend nach England zu verlegen. Die letzten 10 Jahre verbrachte er bei großer Reizbarkeit seiner Nerven in beschaulicher Zurückgezogenheit.. Auf seinem Sommersitz in St. Cloud verschied er am 18. Okt. 1893 u. wurde auf Staatskosten beigesetzt. — Werke: Opern: Sappho (1851, 1884), Odysseus (1852), La nonne sanglante (1854), Le médecin malgré lui (1858), Faust (Marguerite 1895), Philémon et Baucis (1860), La reine de Saba (1862), Mireille (1864), La colombe (1866), Roméo et Juliette (1867), Cinq-Mars (1877), Polyeucte (1878), Entr'actes zu Legouvés „Les deux reines" (1872) und Barbiers „Jeanne d'Arc" (1873); Le tribut de Zamora (1881); Gallia (Trauerkantate 1871); 2 Symphonien (D-dur, Es-moll); Sérénade; Oratorien: Tobias, La Rédemption (1882), Mors et vita (1885); La reine des apôtres (Symphonie); 2 Messen: Angeli custodes, Messe solennelle Ste. Cécile (1882), Messe à Jeanne d'Arc (1887), Festmesse

Aufnahme ihres Stimmungsgehaltes eine bewußte. Deshalb konnte auch andererseits seine Musik in Deutschland so populär werden; von den Einwirkungen des „Faust“ auf unser Opernwesen ist schon an gehöriger Stelle hingewiesen. War hierin Gounod mit einer wichtigen Seite seiner Individualität dem Auslande zugewendet, so war er doch in jeder anderen Beziehung der Typus des gallischen Musikers. Durch seine Werke zieht sich eine Art Urmelodie, die in tausendfältiger Gestaltung wiederkehrt. Diese Gounod'sche Melodie entspricht dem lyrischen Empfinden seines Volkes in dem Maße, daß sie aus der französischen Musik nicht wieder verklungen ist. Wir vernehmen ihren Ton fortab in allen Liedern, von den leichten Chansons bis zum vornehmen Kunstliede, und selbst in den Weisen der neuesten Dramatiker taucht sie an lyrischen Stellen immer und immer wieder auf. Gounod, an dem neben der klaren und sicheren Beherrschung des Formellen die etwas weltmännisch angehauchte Sentimentalität am meisten auffällt, war eine weiche Künstlernatur, und doch hat er wie kaum ein Anderer seiner Zeit den Stempel aufgedrückt. Weniger stark wirkte der ihm eigene kirchlich-mystische Zug; er trat auch bei ihm nie ohne eine gewisse Aeußerlichkeit in die Erscheinung. Mit Gounod nahe verwandt ist der um Weniges ältere Ambroise Thomas, der Componist der „Mignon“. Auch bei ihm ist die lyrische Seite die stärkste, seine Schreibweise glänzend, elegant, aber mehr concertmäßig als eigentlich dramatisch. Seine Opern neigen, mit Ausnahme des „Hamlet“ mehr dem graziösen, leichten Genre der Spieloper zu, und weit mehr als bei Gounod machen sich in seinem durch Coloraturen oft reich verzierten Gesängen

(1888), ein Tedeum, Die 7 Worte Christi, je ein Pater noster, Ave verum und O salutaris, Tedeum, Jesus am See Tiberias, Stabat mater mit Orch.; Römischer Marsch, Aragonesischer Schlachtgesang (1882), Marche funèbre d'une marionette; Kantaten: A la frontière (1870), Le vin des Gaulois et la danse de l'épée, kleine Gesangswerke, franz. u. engl. Lieder, die Méditation sur le premier prélude de Bach, 2 u. 4händige Stücke für Klavier allein (12 Morceaux, Berceuse usw.), eine Méthode de cor à piston. Er schrieb auch Aufsätze für Zeitungen, u. a. über Mozarts Don Juan. — Literatur: Autobiographie (bis 1859) her. v. Mme. Georgina Wilson (1875); Mémoires d'un artiste (1896); P. Voß „Ch. G.“ (1895); Th. Dubois (1895); P. Laguerre „Ch. G., sa vie et ses oeuvres“ (1890).

Thomas, (Charles Louis) Ambroise, geb. 5. Aug. 1811 zu Metz, wurde von seinen Eltern, die Musiker waren, im Gesang, Violin- u. Klavierspiel ausgebildet, bezog 1828 das Pariser Konservatorium u. erhielt 1832 mit der Kantate „Herrmann et Ketty“ den großen Preis. Von seinem mehrjährigen Studienaufenthalt in Italien kehrte er 1836 über Wien nach Paris zurück. Mit wechselndem Beifall wurden nach seinen ersten Erfolgen weitere Opern aufgenommen, bis er 1849 mit der Oper Caïd seinen Ruhm dauernd begründete. Nach Spontinis Tod erhielt er 1851 dessen Sitz in der Akademie u. wurde 1871 Direktor des Konservatoriums. Er starb am 12. Febr. 1896. — Werke: Opern: La double échelle (1837), Le perruquier de la régence (1838), La gipsy (Ballet mit Benoist 1839), Le panier



italienische Einflüsse geltend. Von besonderer Meisterschaft zeugt seine Handhabung des Orchesters, wie denn überhaupt auch bei Thomas alles Technische in der Vollendung erscheint.

Die Blüthezeit der Epoche Gounod-Thomas fällt, obgleich beide Meister fast das Ende des Jahrhunderts erlebt haben, doch hauptsächlich in die sechziger Jahre. Die späteren Phasen der musikalisch-dramatischen Entwicklung haben sie nicht mehr mitgemacht. Unter den jüngeren Tonsetzern ragte noch einmal flüchtig ein dramatisches Genie auf: Georges Bizet schrieb seine „Carmen", um gleich darauf zu sterben. Wäre er am Leben geblieben, die Fortbildung der modernen Oper wäre vielleicht in ungeahnte Bahnen gelenkt. Bizet besaß eine ganz ungewöhnliche Begabung für das Exotische, das er schon in seinen Stoffen aufzusuchen liebte; seine musikalische Domäne war die Harmonik, die er vielfach bereichert hat. Nicht minder eigenthümlich aber ist ihm die Kraft, mit der er die theatralischen Effekte der großen Oper und der Bühnenlyriker wahrhaft dramatischen Zwecken dienstbar zu machen verstand. Das heiße Blut seiner Tonsprache verlieh der „Carmen" jene Wirkung, die so überzeugend aller Welt sich bemächtigte. Aus einer Litteratur, die Jahrzehnte umfaßt, ist es das einzige Werk geblieben, das, was Bühnenerfolg, was Wirkung auf die Menge betrifft, den Wagnerschen Dramen entgegengehalten werden kann, und eines der wenigen, denen auch die Zukunft noch offen steht. In Empfindung und Gestaltungsart ein Ganzmoderner, der auch dem deutschen Reformator seinen Dank schuldet, wirkt Bizet doch in erster Linie durch geschlossene Melodien. Daß sein Stil sich von der reinen Erhaben-

fleuri (1839), Carline (1840), Le comte de Carmagnola (große Oper 1841), Le guerilléro (1842), Angélique et Médor (Kom. Oper 1843), Mina, Betty (Ballet); Caïd (1849), Songe d'une nuit d'été (1850); Raymond (1851), La Tonelli (1853), La cour de Célimène (1855), Psyché (1857), Le carnaval de Venise (1857); Le roman d'Elvire (1860); Mignon (1866), Hamlet (1868); Françoise de Rimini (1882); Gille et Gillotin (einakt. Kom. Oper 1874), Hommage à Boieldieu (Kantate, 1875), La tempête (Ballet, 1889), Kantate zur Enthüllung der Statue Lesueurs zu Abbeville (1852), ein Requiem, eine solenne Messe, ein Streichquintett, ein Streichquartett, ein Klaviertrio, eine Phantasie für Klavier u. Orch., Klavierstücke, ein relig. Marsch, Motetten, 6 neapolitan. Kanzonen, Männerquartette.

Bizet, Georges (eigentl. Alexandre César Léopold), geb. 25. Oct. 1838 zu Paris, wurde schon auf dem Konservatorium, das er seit seinem 9. Jahre besuchte, vielfach ausgezeichnet, siegte bei einer von Offenbach ausgeschriebenen Concurrenz zugleich mit Lecocq und erhielt 1857 den großen Römerpreis. Nach seiner italienischen Reise blieb er dauernd in Paris, wo seine Opern wechselnden Beifall fanden, bis „Carmen" (1875) ihm den größten Erfolg brachte. Bald nach der Aufführung erlag er einem Herzleiden am 3. Juni 1875 zu Bougival bei Paris. Werke: Don Procopio, Les pêcheurs de perles (1863), La jolie fille de Perth (1867), Djámileh (1872), L'Arlésienne, Carmen (1875); außerdem: Suiten, Symphoniesätze, Ouverturen. — Litteratur: Ch. Pigot „Bizet et son oeuvre" (1886).

heit der großen Dramatiker weit entfernt, daß eine Neigung zum Pikanten, zuweilen Bizarren vorherrscht, daß trotz aller Feinheit der Arbeit nicht immer die vornehmsten Kunstmittel zur Anwendung kommen, das Alles kann nicht geleugnet werden. Alle ästhetischen Bedenken aber werden zurückgedrängt von dem Walten der ureignen schöpferischen Persönlichkeit dieses Meisters. Und weil diese nicht zu den nachahmbaren Dingen gehört, ist die „Carmen", trotz aller Bewunderung, die man ihr entgegenbringt, eine vereinzelte Erscheinung geblieben. In äußerlichen Anlehnungen freilich läßt sich ihre Spur, namentlich in den Werken der Neuitaliener, nur zu deutlich verfolgen.

Die jüngste Epoche hat in Frankreich die Konzertmusik wieder mehr in den Vordergrund gebracht. Zwar widmen sich die bedeutenderen Tonsetzer nach wie vor der Oper, doch nicht mehr so ausschließlich. Schon Gounod war auf anderen Gebieten fruchtbar gewesen. Frankreichs größter lebender Componist Saint-Saëns ist als Symphoniker berühmt geworden und hat sich erst später die

Saint-Saëns, Camille (Charles), geb. 9. Okt. 1835 zu Paris, verlor früh seinen Vater, erhielt schon mit $2^1/_2$ Jahren Klavierunterricht und begann als Fünfjähriger zu komponiren. Schon 1846 trat er öffentlich auf. Später wurde er Schüler des Konservatoriums und studirte unter Benoist u. Halévy. Um sich und seine Mutter zu ernähren, nahm er dann eine Stelle als Organist an der Kirche Saint-Merri an, und 1858 das gleiche Amt an der Madeleine-Kirche. Schon 1852 wurde eine Symphonie mit Erfolg aufgeführt. Seit den 60er Jahren unternahm er auch Concertreisen als Pianist, und wandte auf Liszt's Rath sich besonders nach Deutschland, das seinen symphonischen Dichtungen zuerst die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Durch seinen Chauvinismus wurde er in den 80 er Jahren dem deutschen Concertleben entfremdet; später zog er sich, zumal auch seine Gesundheit schwankend geworden, immer mehr von der Oeffentlichkeit zurück, und lebt abwechselnd in Paris und im Süden. — Werke: Symphonische Dichtungen (Phaëton, Le rouet d'Omphale, La jeuneusse d'Hercule, Danse macabre); 3 Symphonien (I. Es-dur; II. A-moll; III. C-moll); 2 Suiten (Suite Algérienne, Jota Aragonese usw.); Märsche, 5 Klavierkoncerte (I. D-dur; II. G-moll; III. Es-dur; IV. C-moll; V. F-dur), 1 Cellokoncert, 3 Violinkoncerte (C-dur, C-moll H-moll), Concertstück A-dur für Violine u. Orchester usw.; Romanze für Flöte u. Orchester, Tarantella für Flöte, Klarinette u. Orch., Violinsonate D-moll, Klavierquintett u. -quartett mit Streichinstrumenten (Op. 14 u. 41), Klavierquartett mit Blasinstrumenten (Op. 79), Trio F-dur, Septett für Trompete, Klavier u. Streichinstrumente (Op. 65), 4 händige Märsche 2c., Variationen und Tarantella für 2 Klaviere, Orgelwerke; vokale Werke: 2 Messen, Weihnachtsoratorium, Le déluge (Bibl. Oper), Requiem, Motetten, der 18. Psalm für Chor, Solo u. Orch.; La lyre et la harpe (Kantate); ferner 8 lyrische Dramen: Le timbre d'argent, La princesse jaune, Samson et Dalila, Etienne Marcel, Henri VIII., Proserpine (1887), Ascanio (Benvenuto Cellini 1890), Phryné (1893); Musik zu Ballets Dejanire (1898). Als Schriftsteller verfaßte er: Harmonie et mélodie (1885); auch giebt er Rameaus ges. Werke heraus. — Ueber ihn: O. Neitzel (1898, in Reimanns „Berühmte Musiker").



Bühne erobert. Formenreichthum, kontrapunktische Meisterschaft und charakteristische Erfindung zeichnen namentlich seine früheren Werke aus, deren ernster Gehalt bezeichnender Weise zuerst in Deutschland gewürdigt wurde. César Franck, der Lehrmeister einer ganzen Reihe jüngerer Tonsetzer und sein begabtester Schüler Vincent d'Indy haben in der Orchester- und Chormusik ihren Ruf begründet und wußten ihr in noch viel umstrittenen Werken neue Seiten abzugewinnen; in Männern wie Widor und Guilmant begegnen wir hervorragenden Orgelcomponisten, während der Belgier Tinel erfolgreich das Oratorium vertritt. Die Komponisten, deren Schwerpunkt in der Oper ruht, stehen am Ausgang des Jahrhunderts so offenkundig unter dem Einfluß des Bayreuther Meisters, daß von einer selbstständigen Fortentwickelung der französischen Oper kaum noch die Rede sein kann. In den Werken des gefeierten Massenet finden sich nur erst Spuren dieses Einflusses, der seine französische Eigenart noch nicht zu unterdrücken vermochte. St.-Saëns, Reyer, Widor, Vincent d'Indy u. A. gewähren ihm schon mehr Raum in ihrem dramatischen Schaffen,

Franck, César, geb. 10. December 1822 zu Lüttich, gest. 9. November 1890 zu Paris, ließ sich hier 1843 als Organist und Musiklehrer nieder. 1872 wurde er Nachfolger Benoist's als Orgelprofessor am Konservatorium. Von seinen Oratorien wurden auch in Deutschland bekannt „les Béatitudes" (1880), von seiner Konzertmusik die symphonischen Variationen für Klavier und Orchester. Vergl. G. Servières „la musique francaise moderne". (1897).

d'Indy, Vincent, geb. 27. März 1852 in Paris, ein Schüler César Franck's und des Konservatoriums. — Werke: „Wallenstein-Trilogie" für Orchester, symphonische Variationen „Istar", Symphonie „sur un chant montagnard"; ferner das Drama „Fervaal"; Klavier- und Gesangsmusik, Chorwerke mit Orchester und a capella.

Widor, Charles, geb. 24. Febr. 1845 zu Lyon, in Brüssel ausgebildet, wurde 1870 Organist an St. Sulpice in Paris. 1891 Professor für Orgel, 1896 für Komposition am Konservatorium. Seine Orgelmusik ist auch zum Theil in Deutschland bekannt geworden.

Guilmant, Alexandre, ausgezeichneter Orgelspieler und Komponist. Geb. 12. März 1837 zu Boulogne sur mer, lebt in Paris als Organist der Kirche St. Trinité.

Tinel, Edgar, geb. 27. März 1854 zu Sinay in Ostflandern. 1882 Direktor des Instituts für Kirchenmusik zu Mecheln, seit 1889 Inspektor der staatlichen Musikschulen und seit 1896 Professor für Komposition am Brüsseler Konservatorium, machte sich einen Namen besonders durch sein Oratorium „Franziskus" (1897).

Massenet, Jules Emile Frédéric, geb. 12. Mai 1849 zu Montaud bei St. Etienne (Loire) wurde auf dem Pariser Konservatorium von Laurent, Reber u. Thomas ausgebildet und erhielt 1863 den Römerpreis. Von 1878—96 war er Kompositionsprofessor am Konservatorium und ist Mitglied des Institut de France. Werke: Maria Magdalena (Bibl. Drama 1873), Eva (Mysterium, 1875), Die Jungfrau (Bibl. Legende 1879); die großen Opern: Der König von Lahore (1877),

doch ist bei ihnen auch an das Vorbild der Berlioz'schen Opern zu denken. Ganz im Wagner'schen Fahrwasser bewegt sich dagegen der talentvolle Chabrier, und die Bruneau, Lambert, Le Borne, Charpentier endlich suchen ihr Heil in einer mehr oder minder vollständigen Anpassung an den Stil des neudeutschen Musikdramas.

Unser Ueberblick hat uns gezeigt, daß auch im 19. Jahrhundert die Entwickelung der französischen Tonkunst, mit Ausnahme der Spieloper und der sich anschließenden Buffooper, keine ganz selbstständige gewesen ist. Nur daß von einer Jahrhundertgrenze zur anderen die Richtung des ausländischen Einflusses sich wesentlich geändert hat. Zu Anfang dieses Zeitabschnittes ist es noch Italien, das Frankreich im Banne hält; im Verlaufe gewinnen dann deutsche Kunstanschauungen mehr und mehr die Oberhand. Von Rossini zu Wagner — das ist ungefähr der Weg, den die Musik an der Seine genommen hat. Die Eigenart des französischen Geistes läßt es fraglich erscheinen, ob diese Wandlung als eine günstige zu betrachten sei. Germanisches verhält sich zu gallischem Wesen zu gegensätzlich, als daß eine Mischung beider so leicht zu erhoffen wäre, wie sie mit der Kunst der rasseverwandten Italiener eintreten konnte, und die Gefahr äußerlicher Uebertragungen liegt nahe. Ferner läßt sich nach den neuesten Erscheinungen nicht verkennen, daß das gothische Element die französische Musik gerade ihrer eigenartigsten Vorzüge, der Klarheit und Formschönheit, zu berauben droht. Indessen, auch über Frankreich ist eine Uebergangsepoche hereingebrochen, und ob und wie dieser neue Assimilierungsprozeß sich vollziehen wird, bleibt abzuwarten.

* * *

Wir müssen nun noch einmal auf den Anfang des Jahrhunderts zurückgehen, um jener andern Reihe von Componisten zu folgen, die in Deutschland, unbetheiligt an der Entwicklung der Oper, als ab-

Herodias (1881), Cid (1885), Der Magier (1891), Thaïs (1894); die komischen Opern: Don César de Bazan (1872), Manon (1884), Esclarmonde (1889), Werther (1886, aufgef. 1892), Le portrait de Manon (1894), La Navarraise (1894), Sappho (1897); ferner Le carillon (Ballet 1892), Paix et liberté (Kantate 1867), Narcisse (Idyll 1878) und Musik zu vielen Stücken, 6 Orchestersuiten, Ouverturen, 4 Bde. „Mélodies" (Lieder). Delibes' „Kassya" wurde von ihm beendet und instrumentirt (1893). Ueber Massenet schrieb E. de Solenière (1897).

Chabrier, Emanuel, geb. 18. Januar 1841 zu Ambert, gest. 13. Sept. 1894 in Paris, brachte 1877 seine erste Operette „l'Etoile" auf die Bühne. Bedeutender als die 1887 aufgeführte komische Oper „Le roi malgré lui" sind die beiden ernsten Dramen „Gwendoline" (1886) u. „Briséïs" (Fragment).

Bruneau, Alfred, geb. 1859 zu Paris, ein Schüler Massenets, angesehener Musikreferent Pariser Zeitungen, komponirte die Opern „Le rêve" (1891), „L'attaque au moulin" 1893), „Messidor" (1897) und „L'Ouragan" (1901), zu denen Zola den Text schrieb.

solute Musiker bahnbrechend gewirkt haben. Der Einfluß Karl Maria v. Webers auf die Konzert- und Kammermusik ist bei der Darstellung seiner musikalischen Persönlichkeit erörtert worden; auch auf den Antheil, den Spohr an ihrer Weiterbildung genommen hat, ist bereits hingewiesen. Beide Meister drangen nicht unmittelbar durch. Eine Zeit, in der vorzugsweise die Kammermusik eines Fesca, Onslow, A. Romberg u. s. w. in Liebhaberkreisen gepflegt wurde, in der die Klavierwerke von Hummel, Kalkbrenner und Herz die Concertprogramme beherrschten, und die in Friedrich Schneider ihren bedeutendsten Oratoriencomponisten feierte, war noch nicht reif für das Erfassen der neuen, romantischen Kunst. Dem Verfasser des „Freischütz" erwuchs dann in seinen Opernerfolgen der kräftigste Bundesgenosse, während Spohr trotz seiner langen Theilnahme am öffentlichen Musikleben auch später im Ganzen mehr auf die Produzierenden wirkte als auf die breite Masse des Publikums. Inzwischen hatte in Süd-Deutschland in aller Stille ein dritter Meister sein Leben vollendet, der von allen das werthvollste Erbe der Nachwelt hinterließ: Beethovens großer Zeitgenosse Franz Schubert.

Fesca, Friedrich Ernst, geb. 15. Febr. 1789 zu Magdeburg, gest. 24. Mai 1826 in Karlsruhe, trat zuerst als Violinvirtuose auf. Als Komponist ist er sehr fruchtbar gewesen und schrieb außer Kammermusik, Symphonien, Ouverturen, Vokalwerke und 2 Opern. Sein Sohn Alexandre (1820—49) war ein beliebter Liederkomponist.

Onslow, George, geb. 27. Juli 1784 zu Clermont-Ferrand, gest. 3. Okt. 1852 ebenda. Schüler von Reicha, brachte in Paris mehrere Opern zur Aufführung; machte sich aber hauptsächlich einen Namen als fruchtbarer Kammermusikkomponist. (Streicher und Streicher mit Bläsern; besonders Quintette.)

Romberg, Andreas, geb. 27. April 1767 zu Vechta bei Münster, gest. 10. November 1821 in Gotha, wurde dort 1815 Nachfolger Spohr's als Hofkapellmeister. Von seinen Werken (Opern, Chorwerke) ist heute nur „Das Lied von der Glocke" unvergessen.

Hummel, Johann Nepomuk, geb. 14. November 1778 zu Preßburg, gest. 17. Okt. 1837 in Weimar. Schüler Mozart's, Albrechtsberger's und Salieri's. Wird 1804 Nachfolger Haydn's in Esterház, kommt 1816 nach Stuttgart und ist von 1819 ab Hofkapellmeister in Weimar. Von seinen Kompositionen sind hervorzuheben die Klavierkonzerte, die Fis-moll-Sonate für Klavier und das D-moll-Septett Op. 74.

Kalkbrenner, Friedrich Wilhelm, geb. 1788, gest. 10. Juni 1849 in Enghien les Bains bei Paris, Schüler Clementis, kommt zuerst in Paris zur Geltung, lebt von 1814—23 in London und wird dann Mitinhaber der Pianofortefabrik von Pleyel in Paris. Er schrieb hauptsächlich Salonmusik und Studienwerke für die linke Hand.

Schubert, Franz (Peter), geb. 31. Jan. 1797 zu Lichtenthal bei Wien, zeigte als Kind eine wunderbare musikalische Begabung, und trat, nachdem er den ersten Klavier- und Violinunterricht vom Vater erhalten, als Sängerknabe in die

Man hat zwischen Beethoven und Schubert häufig eine Parallele gezogen und Schubert den weiblicheren der beiden Tonpoeten genannt. Noch deutlicher spiegelt sich wohl sein Verhältniß zu dem kraftvolleren Meister in der Art, wie er sein Jahrhundert beeinflußt hat. Nicht in fast übermenschlichen Verhältnissen, die jeden Vergleich ausschließen, steht er vor uns, sondern in traulicher Nähe, von Gleichgearteten erreichbar; nicht Herrschergewalt hat er geübt, aber mehr und mehr die moderne Musik mit seinem Geiste der Melodie und des Wohllauts durchsetzt. Nach der technischen Seite zeigt sich dies in der Nachahmung seiner üppigen, an Verdoppelungen und consonierenden Gängen reichen Schreibweise und seines reizvollen Spiels mit den Gegensätzen des Dur- und Moll-Geschlechts. Innerlich freilich war und blieb er ein Einziger. Was bei Schubert wie vielleicht bei keinem anderen Meister in die Erscheinung tritt, das ist das ursprünglich und absolut Musikalische. Wie im Leben der ganze Mensch im Componiren aufging, andere Funktionen fast nur mechanisch übend, so war auch sein Schaffen, unabhängig von allen poetischen, ästhetischen oder gar ethischen Beziehungen, in erster Linie ein klangbildendes. Das giebt seiner Muse das volksthümliche, allen verständliche Gepräge, das macht sie zur unerschöpflichen Quelle der Freude für die

kaiserliche Hofkapelle; 5 Jahre blieb er im Konvikt, und lernte hier unter Wenzel Ruzicka und Salieri die zeitgenössischen Meisterwerke kennen, frühzeitig zu einer erstaunlichen Produktion angeregt. 1813 trat er aus dem Konvikt aus und auf Wunsch des Vaters als Lehrer in dessen Elementarschule ein; diese Stellung gab er schon 1816 wieder auf, um nun, zwar unbekannt und unter kümmerlichen Verhältnissen, ganz seinem eigenen Schaffen zu leben. Erst 1821 thaten sich einige Gönner zusammen, um ihm aus der Veröffentlichung seiner Lieder eine Einnahmequelle zu erschließen. Als Op. 1 erschien der Erlkönig. Mannigfach gefördert wurde er später durch die Freundschaft mit Männern wie Franz v. Schober, Mayrhofer, Hüttenbrenner, M. v. Schwind, E. v. Bauernfeld, Grillparzer, Schnorr v. Carlsfeld, Lachner u. A. Sein Leben verlief in eintöniger Regelmäßigkeit; abgesehen von kurzen Reisen, die er mit dem Sänger Mich. Vogel machte, war er nur zweimal, 1818 und 24, von Wien abwesend, und zwar in Zelécz in Ungarn als Klavierlehrer in der Familie des Grafen Esterházy. Materielle Sorgen ist er nie losgeworden. 1828 warf ihn ein schweres Nervenleiden aufs Krankenlager; er unterlag ihm am 19. Nov. 1828. **Werke:** Opern und Singspiele: Des Teufels Lustschloß (1814), Der 4jährige Posten (1897 aufgef.), Fernando, Claudine v. Villa Bella (Fragment), Die Freunde von Salamanca, Adrast (Fragment), Die Minnesänger, Der Spiegelritter (alle 1815, die Mehrzahl verloren), Sakuntala (1820, nicht beendet), Die Zwillingsbrüder (1820 aufgef.), Die Zauberharfe (1820, aufgef.), Alfonso u. Estrella (1821—22, 1854 aufgef.), Musik zu „Rosamunde" v. Helmine v. Chézy (1823 aufgef.), Fierabras (1823), Die Verschworenen (1861 aufgef.), Der Graf v. Gleichen und die Salzbergwerke (Partitur skizzirt), Die Bürgschaft (1827 aufgef.); Chorwerke: Mirjams Siegesgesang, das „Gebet" (vor der Schlacht), Der Gesang der Geister über den Wassern; Männerchöre mit 4 Hörnern: Nachthelle, Nachtgesang im Walde; Hymne an den Heiligen Geist, „Glaube, Hoffnung, Liebe", Schlachtgesang, Hymnen, Gelegenheitskantaten; Kirch-



Fachgenossen, die nach allem Grübeln und Suchen darin untertauchen können wie in ein neu stärkendes Bad. Trotz seiner überreichen Phantasie ist Schubert weder an Tiefe der Conceptionen noch an Kunst des Aufbaues mit den größten Meistern zu vergleichen, aber umso mehr lebte in ihm die naive Schaffenskraft des echten Musikanten. Mit dieser Naivetät, die für Alles ungesucht den tonlichen Ausdruck fand, steht eine gewisse Unbekümmertheit des Bildens im guten (Leichtigkeit, Sicherheit) wie im schlimmen Sinne (Mangel an reicherer Kontrapunktik, Zerfließen der Form) in natürlichem Zusammenhang. Nur die Fülle und Originalität seiner Ideen lassen es nicht fühlbar werden, wie wenig Schubert, der dem einzelnen Gedanken stets eine so glücklich Fassung giebt, ein Meister im Aufbau großer Formen war.

Schuberts Stellung in der Musikgeschichte ist eine eigenthümliche; zwischen den Klassikern und den eigentlichen Romantikern steht er abgesondert für sich. Mit Beethoven hat er das Festhalten an den überlieferten Formen gemein, seine Tonsprache trennt sich in syntaktischer und grammatikalischer Beziehung noch nicht grundsätzlich von der der klassischen Periode. Mit den nachstehenden Meistern wiederum verbindet ihn der stark romantische Charakter seiner Empfindungsweise. Im Großen und Ganzen jedoch ist das erstere Merkmal bei Schubert das vorherrschende; obgleich zeitlich der Jüngere ist er doch

liche Werke: 6 Messen, Deutsche Messe, Lazarus (Oratorium, unvollendet), der 92. Psalm für Baritonsolo u. gemischt. Chor, Tantum ergo für gemischten Chor, Orchester u. Orgel, 2 Salve regina, 2 Stabat mater usw. 8 Symphonien (H-moll unvollendet, 1821; C-dur 1828, die „tragische" C-moll, B-dur usw.); Kammermusik: 8 Streichquartette: A-moll Op. 29, 1 Streichquartettsatz (C-moll), eine Quartettouverture, G-dur Op. 161, B-dur Op. 168, D-moll, Es-dur u. E-dur Op 125; 2 Klaviertrios, ein Notturno für Klaviertrio, ein Klavierquintett mit Contrabaß (Op. 114, Forellenquintett), ein Streichquintett mit 2 Celli (Op. 163), ein Oktett für Streichquartett, Contrabaß, Horn, Fagott und Klarinette (Op. 166); für Klavier u. Violine: eine Phantasie (Op. 159), ein Duo (Op. 162 A-dur), Rondo brillant (Op. 70 H-moll), 3 Sonatinen (Op. 137); für Klavier zu 4 Händen: Märsche, Variationen, Polonaisen, Rondos, Andantino u. Rondo (Op. 84) Allegro (Op. 144), Fuge (Op. 152), 2 Sonaten (Op. 30 B-dur; Op. 40 C-dur) u. eine nachgelassene (E-moll); Grand Duo (Op. 140), Phantasie (F-moll Op. 103), Divertissement à la Hongroise (Op. 54); zweihändig für Klavier: 20 Sonaten, 2 Phantasien, Adagio u. Rondo (Op. 145), 8 Impromptus, Moments musicals, Walzer, Ländler, Ekossaisen usw.; 457 Liederkompositionen (darunter gegen 100 Dichtungen von Goethe, außerdem von Heine, Uhland, Rückert, Claudius; die Cyklen: die Müllerlieder (1823), die Winterreise (1827—28), Gesänge aus Scotts „Fräulein vom See", Ossians Gesänge, 8 geistl. Lieder, Schwanengesang (1828). — Literatur: Themat. Verzeichniß der gedruckten Werke von Nottebohm; Liste in Groves „Dictionary"; Biogr. von Kreißle von Hellborn (1861 Skizze, ausführlicher 1865), Reißmann (1873, 3. Aufl. 1879), A. Niggli (1880); viele Beiträge von Max Friedländer; Gesammtausgabe der Werke, redig. von Eus. Mandyczewski, bei Breitkopf & Härtel (1885—97). Ausgaben der Lieder von Max Friedländer.



gegenüber Weber und dessen letzten Schöpfungen entschieden der weniger moderne Musiker. Das romantische Element in seinen Werken beschränkt sich fast ausschließlich auf den Stimmungsgehalt und auf das Colorit, also auf jene Seite der neuen Tonkunst, deren Ausbildung, wie wir gesehen haben, hauptsächlich der reinen Instrumentalmusik zufiel. In diesem Punkte allerdings hat Schubert wesentlich, man darf sogar sagen, mehr als Beethoven dazu beigetragen, eine neue Epoche einzuleiten. Die Bereicherung, die die Klangwelt seinem Farbensinn verdankt, ist eine mannigfache, und für das Schwärmerische, Elegische wie für all jene Stimmungen, die wir aus dem Naturleben übertragen, gab er bis dahin ungekannte Ausdrucknüancen. Sein Romantikerthum bekundete sich ferner in der Vorliebe für kleine, freiere Formen, für das später so reich blühende Charakterstück, zu dem der erste Anstoß mit von ihm ausgegangen ist. Daß Schubert in seinen Tänzen auch den Grund zu unsrer modernen Tanzmusik gelegt hat, ist schon erwähnt worden; und wie er darin den Lokalton des Wienerischen angeschlagen, so ist er auch einer der ersten, der die Weisen und Rhythmen der ungarischen Musik in seinen Werken verwendet hat.

Mit Ausnahme der Opern- und Kirchenmusik, in der ihm trotz seiner 16 Opern und Messen keinerlei Bedeutung zukommt, hat Schubert auf allen Gebieten Hervorragendes geschaffen. Seine Symphonien in Cdur und Hmoll (unvollendet) reihen sich, was Erfindung anbelangt, unmittelbar an die Beethovens; seine Trios, Quartette und Quintette gehören zu dem Werthvollsten ,was die Kammermusik aufzuweisen hat. In der Klaviermusik war er in der freien Form der Phantasie und der Variation glücklicher als in der strengeren der Sonate. Das Gebiet aber, auf dem der Ruhm seines Namens unsterblich geworden, auf dem er das Höchste geleistet, und das eigentlich erst er recht erschlossen hat, ist das deutsche Kunstlied. Dem begleiteten einstimmigen Gesange hat Schubert seine ganze Kraft gewidmet; hier verwerthete er seine herrlichsten Eingebungen, hier reifte sein Ausdrucksvermögen auch formell zur vollendetsten Meisterschaft. Im Liede fand er so gut wie keine Vorgänger, denn das Lied hatte bisher in der Musik eine untergeordnete Rolle gespielt. Die Odenkomposition des 18. Jahrhunderts bot wohl die Anfänge einer gesanglichen Hausmusik, aber in ihrem galant verschnörkelten und zopfigen Stile war sie nichts weniger als der Ausdruck lyrischer Ergüsse. Nur mühsam löste sie sich von der festen Grundlage des alten Generalbasses (continuo), und manche Flitter der italienischen Opernarie blieben an ihren Erzeugnissen haften. Auf einer höheren Stufe standen die liedartigen Gesänge, die in den Singspielen der Hiller, Dittersdorf u. A. Aufnahme fanden und durch ihre Anlehnung an das noch immer stiefmütterlich behandelte Volkslied erfrischend wirkten. Fruchtbare Anregungen aber konnten die Componisten erst gewinnen, als in der Litteratur eine neue Blüthezeit der Lyrik anbrach. Mit dem Erscheinen der Gedichte Schillers, Goethes und Heines begann auch für die musikalische Lyrik eine neue Epoche, wenn auch vorerst die Musiker sich

dieser Schätze nur vereinzelt bemächtigten. Haydn war diesem litterarischen Einflusse noch unzugänglich; sein Lied bleibt eine anmuthige Tändelei ohne Ernst und Tiefe. Mozart komponirte nur nebenbei einige Gedichte, darunter allerdings, wenn auch zufällig, Goethes „Veilchen". Erst Beethoven sehen wir auch hierin einen höheren Standpunkt gewinnen. Er schrieb nicht viele, aber fast ausnahmslos bedeutende Lieder und war bedachtsam in der Auswahl seiner Texte. Und nun kam Schubert und entdeckte, von dem Drange beseelt, Gedichte, die ihm gefielen, in Musik zu setzen, welcher Reichthum an Ausdrucksfähigkeit sich dem Musiker im Liede erschließt, welche Macht über die Herzen der Menge ihm damit gegeben ist. Ueber 400 Gesänge mit Klavierbegleitung hat er uns hinterlassen, unter denen „Die schöne Müllerin", „Winterreise", „Schwanengesang" die verbreitesten Cyclen sind, einen Schatz, um den jede Nation die Deutschen beneiden muß. Sein kurzes Dasein genügte ihm, alle Seiten des menschlichen Empfindungslebens im Liede zu erschöpfen, und ans Wunderbare grenzt die Mannigfaltigkeit der musikalischen Gestaltung. Vom schlichten volksmäßigen Strophenliede bis zur großangelegten, durchkomponirten Ballade, für die er in den Werken Zumsteegs unverkennbar die Vorbilder fand; von dem zart umrissenen Stimmungsbilde bis zur dramatisch bewegten Scene ist Alles bei ihm in gleicher Vollendung vertreten. Was bei Schubert nicht in der Oper zur Gestaltung kam, das flüchtete sich gleichsam in sein Lied: so lebendig ist seine Schilderung der Seelenzustände, so plastisch die Zeichnung der Scenerie, daß wir fast Dramen im kleinen zu erleben meinen. Und was von dem Klangreiz, was von der Naturromantik und von dem Volksthümlichen seiner Musik im allgemeinen gesagt ist, das gilt in erhöhtem Maße von seinen Liedern. Eine besondere Rolle spielen darin die Begleitungen; sie sind ein integrirender Bestandtheil des Ganzen, die Melodie kann nicht mehr (wie bei früheren Meistern) von ihnen losgelöst werden, und häufig ist dem Klavier das Wichtigste, immer aber das Erzeugen der Stimmung, die Andeutung eines ideellen Milieus übertragen.

Schuberts Lieder haben ihren Schöpfer populär gemacht wie kaum einen andern deutschen Componisten; sie sind es, die ihm die größte Nachfolgerschaft zuführten, auch im Auslande, das fortab in ähnlicher Weise das Kunstlied zu pflegen begann. Seit Schubert haben nur wenige bedeutende Meister das Lied noch vernachlässigt. Mendelssohn, Schumann und Brahms haben es, jeder in seiner Weise, weitergebildet, und nichts spricht mehr für die Anerkennung seines künstlerischen Werthes als die Thatsache, daß sogar Componisten erstanden, die ausschließlich im Liede ihre Individualität zum Ausdruck brachten, wie Löwe, Jensen und Franz. Carl Löwe war zwar von

Löwe, (Johann) Karl (Gottfried), geb. 30. Nov. 1796 zu Löbejün bei Köthen, erhielt von seinem Vater, der Kantor und Lehrer war, eine streng religiöse Erziehung und auch Unterricht in den Anfängen der musikalischen Praxis. Zehnjährig kam er auf die Schule nach Köthen, 1810 als Zögling der Franckeschen Sti[illegible]-

universeller Produktivität, aber aus seinem, alle Gebiete umfassenden Schaffen haben doch nur seine begleiteten Sologesänge für die Geschichte Bedeutung erlangt. Löwe ist der unerreichte Meister der Ballade, deren Wesen er am gründlichsten erkannt, deren eigenthümliche Kunstmittel er in seinen glücklichsten Beispielen dauernd festgelegt hat. Adolf Jensen wurde der Schöpfer

tung nach Halle, wo er auch Schüler des Theoretikers Türk wurde. Als er 1817 die Univeristät bezog, widmete er sich neben theologischen u. philosophischen Studien besonders seiner künstlerischen Ausbildung, im Verkehr mit A. B. Marx, Keferstein, Weber, Hummel u. A. Nach einer Prüfung bei Zelter in Berlin erhielt er 1820 mit dem Titel Musikdirektor einen Ruf nach Stettin als Lehrer am Gymnasium u. am Seminar, sowie als Organist an der Hauptkirche St. Jakobi. Dort wirkte er 44 Jahre hindurch in rastloser vielseitiger Thätigkeit, gründete einen Gesangverein und bildete Schüler heran. Kurze Reisen führten ihn nach Berlin, Wien (1844), London (1847). In Folge eines Schlaganfalls mußte er sich 1864 pensioniren lassen, lebte noch 2 Jahre in Stettin und übersiedelte dann nach Kiel zu seiner ältesten Tochter, wo er am 20. Apr. 1869 starb. **Werke** (145 publicirt): 18 Oratorien (Gutenberg, Die Zerstörung Jerusalems, Die Siebenschläfer, Johann Huß, Lazarus usw.); 5 Opern (Die 3 Wünsche, 1834), 3 Streichquartette, ein Klaviertrio, Klaviersonaten. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung liegt in seinen Gesangswerken, besonders den Balladen für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. (Edward Op. 1. 1824; Erlkönig, Heinrich der Vogler, Archibald Douglas, Der Nöck, Tom der Reimer, Oluf, Die verfallene Mühle, Prinz Eugen, Die nächtliche Heerschau, Der Blumen Rache, Das Hochzeitslied usw.); ferner: Die Walpurgisnacht (Ballade für Soli, Chor u. Orch.), Hochzeit der Thetis (Kantate). Auch schrieb er eine „Gesanglehre“ (1826); Musikalischer Gottesdienst, method. Anweisung zum Kirchengesang u. Orgelspiel (1851); Klavier- u. Generalbaßschule (1851). — Literat.: Selbstbiogr. herg. von K. H. Bitter (1870); Runze: „K. L.“ (1884), „L. redivivus“. (1888), „Ludw. Giesebrecht u. K. L.“ (1894); H. Bulthaupt (1898 in „Berühmte Musiker“); W. Wossidlo „K. L. als Balladenkomponist“ (1894); Wellmer (1886); Ambros „Kulturhistorische Bilder“ (1860); Gumprecht „Neue Mus. Charakterbilder“ (1876).

Jensen, Adolf, geb. 12. Januar 1837 in Königsberg, Schüler von Ehlert und Marpurg, lebte ein Jahr lang als Musiklehrer in Rußland, übernahm 1857 die Kapellmeisterstelle am Stadttheater zu Posen und ging 1858 zu seiner weiteren Ausbildung zu Gade nach Kopenhagen. Seit 1860 lebte er in seiner Vaterstadt als Komponist und Lehrer; 1866 berief ihn Carl Tausig nach Berlin an seine Schule für höheres Klavierspiel. J. wirkte hier zwei Jahre lang, dann nöthigte ihn seine zunehmende Kränklichkeit, sich mehr und mehr zurückzuziehen. Er ging nach Dresden, später nach Graz und endlich nach Baden-Baden, wo er am 23. Januar 1879 seinem Brustleiden erlag. Von seinen zahlreichen Liederheften sind die Cyklen „Dolorosa“ Op. 30, „Gaudeamus“ Op. 40 und die Gesänge aus dem „Spanischen Liederbuch“ von Geibel und Heyse am bekanntesten geworden; von den Klavierwerken die „Wanderbilder“ Op. 17, das „Eroticon“ Op. 44, und die vierhändige „Hochzeitsmusik“ Op. 45. J. schrieb auch ein Oratorium „Jephta's Tochter“ und eine Oper „Turandot“, die ungedruckt blieb. Ueber ihn: A. Niggli (1900)

des ausgesprochen sentimentalen Liedes im vornehmen Sinne. Er war in seinem Schaffen von stärkeren Naturen wie Schumann, Brahms und Wagner, nicht unbeeinflußt, verlieh aber dem Liede einen ihm eigenthümlichen weichen, elegischen Zug, der auf die folgende Generation bis in unsere Tage hinein gewirkt hat. Robert Franz endlich unternahm es, auf die historischen Anfänge des deutschen Volkgesanges zurückzugehen und das Lied mit der protestantischen Kirchenmusik und dem Choral zu verknüpfen. Seine, aus der Wortdeklamation erblühten, von starker Erfindungskraft zeugenden Weisen, gewöhnlich von einem vierstimmigen überaus feingearbeitetem Klaviersatz begleitet, stellen eine besondere Abart des modernen Liedes dar, die sich langsam aber stetig die gebührende Anerkennung verschafft hat. Welche Bedeutung Franz als Bearbeiter Bach'scher und Händel'scher Werke zukommt, darüber sind die Meinungen getheilt, doch hat er jedenfalls zur rechten Würdigung der alten Meister viel beigetragen. In neuester Zeit hat man versucht, den Sprachgesang, die musikalische Deklamation der Wagnerschen Dramen in die Liedform, die bisher noch als der letzte Hort der geschlossenen Melodie gegolten hatte, einzuführen. Als der bedeutsamste Vertreter dieser Richtung — zugleich als einer, der sich ausschließlich dem Liede gewidmet hat — ist der hochbegabte Hugo Wolf zu nennen. Ob aus der Uebertragung eines unter ganz andern

Franz, Robert (eigentlicher Familienname: Knauth), wurde am 28. Juni 1815 in Halle geboren, ein Abkomme des alten Halorenstammes. Mit 14 Jahren begann er zuerst auf eigene Hand zu musiciren; dann genoß er den Unterricht verschiedener Hallenser Lehrer. 1835 verließ er das Gymnasium und trat in die berühmte Musikschule Friedrich Schneider's in Dessau ein, vervollkommte sich dort im Klavierspiel und erwarb sich namentlich technische Sicherheit des Satzes. Die eigentliche Entwicklung seiner Individualität fällt in die nächsten, in Halle verbrachten Jahre. Bach und Händel wurden seine Leitsterne. Der Ueberarbeitung ihrer Werke für den modernen Konzertgebrauch widmete er einen großen Theil seiner Lebensarbeit. Fr.'s erste Lieder, von Schumann warm befürwortet, erschienen 1843. Aber auch viele der erst später veröffentlichten Hefte sind in dieser fruchtbarsten Periode des Meisters entstanden. Im Ganzen hat F. über 350 Lieder geschrieben. Praktisch thätig war er in Halle als Organist der Ullrichkirche, seit 1859 als kgl. Universitätsmusikdirektor und als Dirigent der akademischen Liedertafel. Diese Aemter mußte er aber 1868 eines fortschreitenden Gehörleidens wegen niederlegen. Durch hochherzige Freunde wurde sein Lebensabend vor Noth bewahrt. 1861 ernannte ihn die philosophische Fakultät zum Ehrendoktor, 1885 seine Vaterstadt zum Ehrenbürger. Fr. verschied nach kurzer Krankheit am 24. Okt. 1892. Bleibenden Werth haben außer vielen seiner einstimmigen Lieder die Bearbeitungen der Matthäuspassion, des Magnifikats und verschiedener Kantaten, Arien und Duette Bachs, sowie anderer älterer Kirchenmusik. Ueber Fr. schrieben: Ambros, Liszt (1872), A. Sorau, J. Schäffer, R. von Procháska (1894) und W. Waldmann („Gespräche aus zehn Jahren" 1895).

Wolf, Hugo, geb. 13. März 1860 zu Windischgrätz (Steiermark). Werke: Goethelieder, Mörikelieder, Spanisches Liederbuch, Italienisches Liederbuch; Musik

Bedingungen entstandenen Stiles für die Weiterentwicklung des Liedes viel zu erhoffen, ist jedoch fraglich. Hier sei abschließend noch bemerkt, daß Schubert das Lied, wie in die Musiklitteratur, auch in den Concertsaal eingeführt hat. Als die Sänger dahinter kamen, welche Wirkungen mit dem Liedvortrag zu erzielen sind, bemächtigten sie sich dieses Stoffes auch in der Oeffentlichkeit. Das Schaffen Schuberts hat somit den Grund gelegt zur Entwicklung der Spezies „Liedersänger", die noch immer im Wachsen begriffen ist, und deren Erscheinen und wichtige Stellung im öffentlichen Kunstleben wir als ein bezeichnendes Merkmal des 19. Jahrhunderts in Anspruch nehmen können.

Auf dem Wege von Schubert zu den Modernen ist der nächste Componist von ausgesprochener Eigenart Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ihm war es gegeben, in der Concert- und Kammermusik eine neue Note anzuschlagen. Zu Schubert steht Mendelssohn in mehr als einem Gegensatze. Der Schöpfer des modernen Liedes ist der musikalische Vertreter des süddeutschen Wesens; in Mendelssohn tritt uns das norddeutsche Element entgegen. In Hamburg geboren, in Berlin erzogen, ein Schüler Zelters und an der Kunst Sebastian Bachs herangebildet, war er der erste Tonsetzer von höherer Bedeutung, der der Wiener Schule gegenüber in Betracht kommt. Schubert schuf seine Werke in stiller Zurückgezogenheit, unbeachtet, nur den Anregungen folgend, die er aus seinem Innern gewann, oder die ihm zufällig von außen kamen. Mendelssohn, vom Glücke weich gebettet, entwickelte sich schon in seiner Jugend unter

zu Ibsens „Fest auf Solhaug"; Der Corregidor (komische Oper, 1896). Ein schweres Nervenleiden verhinderte die Beendung einer zweiten Oper „Manuel Venegas".

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, geb. 3. Februar 1809 in Hamburg, Enkel des Philosophen Moses M. Seit 1811 lebt die Familie in Berlin. Hier wird M., der, wie seine gleichfalls musikalisch hochbegabte Schwester Fanny den ersten Unterricht von der Mutter erhalten hatte, der Schüler Ludwig Bergers und Zelters. Professor Heyse, der Vater des Dichters Paul H., übernimmt als Hauslehrer seine wissenschaftliche Erziehung. 1818 tritt M. in die Oeffentlichkeit und erregt Aufsehen durch sein Klavierspiel und seine künstlerische Frühreife; von 1820 ab beginnt seine regelmäßige Thätigkeit als Komponist. 1821 lernt er durch Zelter in Weimar Goethe kennen, der ein lebhaftes Interesse für ihn an den Tag legt. In Paris, das er 1825 zum zweiten Mal mit dem Vater besuchte, erhält seine Künstlerschaft die Weihe durch Cherubini's prophetisches Urtheil. Mit 17 Jahren hat M. sein eigenthümlichstes Werk, die Ouverture zum Sommernachtstraum, geschrieben. Sein Ruf verbreitete sich zunächst von England aus, das er im Jahre 1829 auf Moscheles Veranlassung aufsuchte. Zuvor hatte er in der Berliner Singakademie die geschichtlich denkwürdige Aufführung der Matthäus-Passion (die erste nach Bach's Tode) geleitet. Nach weiteren Reisen, die ihn nach Italien, Paris und wiederholt nach London führten, nahm er, da seine Bewerbung um die Nachfolge Zelters in der Singakademie erfolglos blieb, 1833 die Musikdirektorstellung in Düsseldorf an. Die steigende Verbreitung und Anerkennung seiner Kompositionen und seine Erfolge als Leiter der großen Rheinischen Musikfeste veranlaßten 1835 seine Berufung als Kapellmeister der Leipziger Gewand-

dem Scheinwerfer der Oeffentlichkeit; Amt und Würden verknüpften ihn mit der zeitgenössischen Kunstwelt, die an seinem Schaffen stets unmittelbar theilnahm. Schubert erfüllte seinen Beruf, wie er mußte, wie sein Drang ihn trieb; Mendelssohns Produciren war nicht frei von Reflexion. Sein Blick umspannte weitere Gebiete und Zeiten, und, wie Weber ein echter Romantiker durch und durch, war er in seiner Entwickelung mit litterarischen Bewegungen verknüpft.

Dem gefeierten Begründer des Gewandhauses, der von einem Wunderknaben zu einem mit Erfolg vielseitig thätigen Manne herangereift war, ist vielleicht hie und da eine übertriebene Verehrung gezollt worden. Um so ungerechter hat ihn eine spätere Zeit behandelt, die in ihm lediglich das große Formtalent und den ästhetisch feingebildeten Menschen erblicken wollte. Mendelssohn's Bedeutung liegt aber tiefer. Wie Mozart, an den seine frühreife und geniale Leichtigkeit des Gestaltens erinnert, ist ihm der Sinn für Schönheit, Klarheit und Ebenmaß eigen, der später in Deutschland immer mehr verloren geht. Er ist einer der Letzten, die einen unverkennbar eigenen Stil der Melodie haben. Daß diese Eigenart bisweilen zur Manier wird, kann nicht geleugnet werden. Was ferner Mendelssohn berührte, hat er veredelt; so hat er auch die Salonmusik auf ein höheres Niveau gehoben. Mit Ausnahme der Opernmusik, in der er (abgesehen von Jugendarbeiten) nur ein Fragment, das selbst vollendet kaum sich bühnenwirksam würde erwiesen haben, geschaffen hat, ist Mendelssohn ein Meister auf allen Gebieten. Mit dem „Paulus" und „Elias" wurde er der Schöpfer des modernen Oratoriums, das sich auf Händel'scher Grundlage erhebt, aber kirchliche

haus-Konzerte. In Leipzig, das durch ihn zum Centrum des musikalischen Lebens in Deutschland wurde, gelangte M. bald zu größtem Ansehen. Hier gründete er (1843) das berühmte Konservatorium, das fortab die gesuchteste Lehranstalt war, wie die Vorführungen der Gewandhaus-Gesellschaft für die Höhepunkte des öffentlichen Konzertlebens galten. Auf den Ruf Friedrich Wilhelms IV., der den Meister gern in Berlin gefesselt hätte und ihn zum königl. Generalmusikdirektor ernannte (nach Spontini's Abgang 1842), verließ M. zweimal Leipzig, kehrte aber bald wieder zurück und nahm dort, kurze Unterbrechungen abgerechnet, seinen dauernden Aufenthalt bis zu seinem Tode am 4. November 1847. — Werke: Oratorien: „Paulus" (1836); „Elias" (1846). Cantaten: „Die erste Walpurgisnacht" Op. 60; „Lobgesang" Op. 52 (Symphoniekantate); zwei Festkantaten (an die Künstler und Guttenbergkantate, beide für Männerchor und Orchester). Für die Bühne: Fragment der Oper „Loreley"; „Heimkehr aus der Fremde", Singspiel Op. 89; Musiken zu: „Antigone" Op. 55, „Ein Sommernachtstraum" Op. 61, „Athalie" Op. 74, „Oedipus auf Colonnos" Op. 93. 4 Symphonien (C-moll Op. 11, A-moll Op. 56 [schottische], A-dur Op. 90 [italienische], D-dur Op. 107 [Reformationssymphonie]). 6 Konzertouverturen („Hebriden" Op. 26, „Meeresstille und glückliche Fahrt" Op. 27, „Das Märchen von der schönen Melusine" Op. 32, „Sommernachtstraum" Op. 51, „Ruy Blas" Op. 95, „Trompeten-Ouverture" Op. 101). Drei Konzerte: a) für Violine, E-moll Op. 64; b) für Klavier, G-moll Op. 25, D-moll Op. 40; ferner für Klavier und Orchester: H-moll

(protestantische) und andererseits lyrisch-romantische Elemente in sich aufgenommen hat. In seinen Concerten für Klavier und namentlich in dem für Violine hat er uns Muster der Gattung geschenkt. Hier, wie in seinen Kammermusikwerken hat er einen vornehmen Nachklassizismus begründet. Der Romantiker kommt vorwiegend in den Concertouvertüren und Symphonien zum Wort und in der Musik zum „Sommernachtstraum", die wir als ein typisches Beispiel für die musikalische Romantik anführen konnten. Seinen romantischen Charakter bekundete Mendelssohn ferner in dem feinen Verständniß für das Volksthümliche, dem wir eine seiner herrlichsten Gaben, die weitverbreiteten vierstimmigen (a capella) Volkslieder verdanken. Weniger glücklich war er in der eigentlichen Kirchenmusik; hier fehlte seinem Naturell die hehre Größe, die den Vergleich mit den Meistern des 17. und 18. Jahrhunderts gestattet hätte. Sehr hoch ist dagegen das Verdienst anzuschlagen, das sich Mendelssohn um die Wiedererweckung alter Musik, im besonderen derjenigen Seb. Bach's erworben hat.

Der Geist der Mendelssohn'schen Musik konnte sich nach zwei Seiten hin wirksam erweisen. Das Leichtfaßliche, zum weichen und elegischen Ausdruck Neigende seiner Melodik ist nicht immer zum Segen geworden, namentlich da nicht, wo es in äußerlicher, manirirter Weise nachgeahmt wurde. Weit förderlicher hätte seine klare, formvollendete Satzweise zum Vorbild dienen können; mächtigere Einflüsse brachten es indessen mit sich, daß Mendelssohn in dieser Beziehung nicht allzuviel Nachfolger fand. Immerhin hatte er so stark in die Entwickelung eingegriffen, daß unbeeinflußt kaum einer der Späteren blieb; nicht nur der ihm befreundete Schumann weist Mendelssohn'sche Züge auf, auch Brahms, ja sogar Wagner. Wollen wir Compo-

Capriccio Op. 22, Rondo brillant Op. 29 und Serenade Op. 43. **Kammermusik:** Drei Klavierquartette (Op. 1, 2, 3); Violinsonate Op. 4. Octett für Streichinstrumente Op. 20; zwei Streichquintette Op. 18 und Op. 87. Sieben Streichquartette (Op. 12, 13, 44, 80, 81); zwei Cellosonaten Op. 45 und Op. 58; zwei Klaviertrios Op. 49 und Op. 66; ein Klaviersextett Op. 110. **Für Klavier:** „Lieder ohne Worte" (8 Hefte); Rondo capriccioso Op. 14; 4 Sonaten (Op. 6, 28, 105, 106); Phantasiestücke Op. 16; Variations sérieuses Op. 54 u. a. m. Drei Präludien und Fugen Op. 37, 6 Sonaten Op. 65 für Orgel. 83 Lieder für eine Singstimme u. Pft., 13 Duette, 28 gemischte Quartette, 21 Männerquartette, 2 Konzertarien. 8 Psalmen: (der 42. 95. 98. 114. 115. für Soli, Chor u. Orchester; der 2. 22. 43. achtstimmig a capella). 6 Sprüche für achtstimmigen Chor Op. 79; 9 Motetten (Op. 23, Op. 39, mit Orgel, Op. 69 a capella); Hymne Op. 96 und andere geistliche Chöre u. Lieder. Zahlreiche Jugendwerke ungedruckt. M.'s Reisebriefe gab sein Bruder Paul 1861 heraus. Weitere Briefe veröffentlichte derselbe Herausg. 1863 sowie Ludwig Nohl in seinen „Musikerbriefen". Biographien: Lampadius (1848 u. 86); Benedict (1853); Eduard Devrient („Meine Erinnerungen an F. M." 1869); A. Reißmann (1893); La Mara („Studienköpfe") ꝛc. Ferner schrieben über ihn: Grove (Dictionnary of Music). Sein ältester Sohn Carl (1871), F. Hiller (1874), S. Hensel (1879), F. Moscheles (1888) u. A.



nisten aufstellen, die geradezu als Schüler Mendelssohns gelten dürfen, so ist vor allen der Skandinavier Niels Gade zu nennen, der nach und nach seine nordische Eigenart dem Wesen des deutschen Meisters vollkommen anpaßte. Mehr oder weniger schlossen sich auch Rietz, Taubert, Jadassohn, Hiller und Reinecke seiner Richtung an, ja selbst der stark unter dem Eindruck der neudeutschen Musik stehende Lassen ist im Grunde eine Mendelssohn'sche Natur.

Gade, Niels Wilhelm, geb. 22. Febr. 1817 zu Kopenhagen, wurde ohne besondere methodische Vorbildung, doch mit großer Fertigkeit im Violinspiel, Mitglied der Kopenhagener Hofkapelle. 1841 erhielt er bei einer vom Musikverein ausgeschriebenen Konkurrenz den ersten Preis, konnte mit einem königlichen Stipendium 1843 nach Leipzig gehen, wo er mit Mendelssohn u. Schumann befreundet wurde. In Leipzig vertrat er seit 1844 Mendelssohn in der Leitung der Gewandhaus-Konzerte, wurde bald zweiter Dirigent u. nach Mendelssohn's Tode (1847) Kapellmeister. 1848 kehrte er nach Kopenhagen zurück, trat an die Spitze des Musikvereins und war 1861 kurze Zeit als Hofkapellmeister thätig. Er starb 21. Dec. 1890. Werke: 8 Symphonien, 5 Ouverturen, darunter „Nachklänge aus Ossian" (1841), 2 Violinkonzerte, 1 Trio, Violinsonaten, 8 Kantaten usw.; Lieder, Chorgesänge, Chorlieder für Männerchor, Geistliche Gesänge. — Lit.: Dagm. Gade „N. W. Gade; Aufzeichnungen u. Briefe" 1894.

Rietz, Julius, geb. 28. Dez. 1812 zu Berlin, gest. 12. Sept. 1877 in Dresden. Zuerst Violoncellist und Dirigent in Düsseldorf, 1847 Theaterkapellmeister in Leipzig und 1848 Nachfolger von Mendelssohn am Gewandhaus und Konservatorium. 1860 Hofkapellmeister in Dresden, bald darauf artistischer Leiter des königl. Konservatoriums. 1874 Generalmusikdirektor. — Werke: Konzertouverture A-dur (Op. 7), Lustspielouverture Op. 18. Ferner: 4 Opern, Schauspielmusiken, Ouverturen, Symphonien, Messen, Psalmen, Motetten, Choräle, religiöse Duette, Chorlieder, Konzerte, Sonaten, ein Streichquartett.

Taubert, Gottfried Wilhelm, geb. 23. März 1811 zu Berlin, gest. 7. Januar 1891 ebenda. Schüler von Berger und Klein. Studirte 1827—30 an der berliner Universität u. trat als Klaviervirtuose u. Komponist auf. 1831 Leiter der Hofkonzerte, 1842 Kapellmeister der Oper und der Symphoniekonzerte der königl. Kapelle. 1869 Oberkapellmeister, 1875 Vorsitzender des Senats der Akademie der Künste. — Werke: Symphonien, Ouverturen, Kammermusik, Lieder, Klaviersachen, Chöre. Musiken zu „Medea" u. „Sturm". Opern: „Macbeth" (1857), „Cesario" (1874) u. A.

Jadassohn, Dr. Salomon, geb. 13. Aug. 1831 zu Breslau, Musiklehrer in Leipzig, 1871 Lehrer für Theorie, Komposition und Instrumentation am Konservatorium. — Hauptwerke: Symphonien, Kammermusik, Chorwerke, Orchester-Serenade Op. 35, zwei Klavier-Serenaden, vierh. Balletmusik, Gesangsduette ꝛc. Unterrichtsbücher: Harmonielehre (1883), Kontrapunkt (1884), Kanon und Fuge (1884), Formenlehre (1889), Instrumentation (1889) ꝛc.

Hiller, Ferdinand, geb. 24. Okt. 1811 zu Frankfurt a. M., gest. 10. Mai 1885 zu Köln, Schüler von Aloys Schmitt, Vollweiler und Hummel, besucht 1827 Wien, wo er Beethoven kennen lernt. Von 1828—35 in Paris, macht sich einen Namen als Beethovenspieler. 1839—40 bei Mendelssohn in Leipzig vollendete er sein

Max Bruch, an Erfindungs- und Gestaltun
lebenden Meistern selbständig hervorragend, hat in
werken gleichfalls die Mendelssohn'sche Art musi
und seine wohllautende Schreibweise fortgepflanz
Ort, die wenigen Componisten zu nennen, die mit
sohn die Oratorien- und Kirchenmusik gepflegt
gab Eigenartiges in seinen biblischen Dramen;
das Oratorium ganz auf das weltliche Gebiet zu
sohn's Kirchenstil knüpft, mehr als in seiner bemer
Messe, in kleineren Werken, A. Becker an. Eine

Oratorium: „Die Zerstörung Jerusalems", das im Gewandh
Nach Aufenthalten in Italien, Leipzig und Dresden, wo er
der Christnacht" [1845] und „Konradin" [1847]) zur Aufführ
städtischer Kapellmeister in Düsseldorf und 1850 in Köln. Z
6 Opern: „Der Advokat" (1854), „Die Katakomben" (1862),
und die genannten. Zwei Oratorien: „Die Zerstörung Jerus
(1858). Kantaten, Psalmen, Motetten, Quartette, Lieder, Du
musik. Uebungen zum Studium der Harmonie u. des Kon

Reinecke, Karl, geb. 23. Juni 1824 zu Altona,
Lehrer am Kölner Konservatorium, 1854—59, Musikdirekto
Dirigent der Singakademie in Breslau, hat sich seit 186
Gewandhauskonzerte und Lehrer, später Studiendirektor am Ko
Verdienste um das Leipziger Musikleben erworben. — We
1 Serenade, 4 Klavierkonzerte, Kammermusik, Klaviersonaten,
stücke, Opern („König Manfred", „Der vierjährige Posten"
Kantaten, Märchendichtungen, mehrstimmige Gesänge, Lieder

Bruch, Max, geb. 6. Januar 1838 zu Köln, Schüler
war 1858—61 Musiklehrer in Köln und nach langen Studi
Koblenz. Von 1867—70 Hofkapellmeister in Sondershausen,
gehendem Aufenthalt in Berlin u. Bonn, 1878 Nachfolger
schen Gesangverein zu Berlin. 1880 Direktor der Philharm
pool, 1883 Leiter des Orchestervereins in Breslau, lebt er
einer akademischen Meisterschule der Akademie der Künste in
Chor, Soli und Orchester: „Frithjof" Op. 23 (1864), „
„Odysseus" Op. 41 (1873), „Arminius" Op. 43, „Das Lied
„Achilleus" Op. 50 (1885), „Das Feuerkreuz" Op. 52, „
„Gustav Adolf" Op. 73 (1898), u. A. 3 Violinkonzerte:
D-moll Op. 44 und 58. Kammermusikwerke, 3 Symphonien

Bierling, Georg, geb. 5. Sept. 1820 zu Franken
Organist der Oberkirche zu Frankfurt a. O., 1852—53 Di
Mainz, siedelt dann nach Berlin über und wurde Gründe
Vereins. 1859 königl. Musikdirektor. — Werke: Chorwerk
„Der Raub der Sabinerinnen", „Alarichs Tod", „Const
Symphonie, Ouverturen, zwei Streichquartette, Lieder, Duette,

Becker, Albert, geb. 13. Juni 1834 zu Quedlinb
zu Berlin. Seit 1881 Kompositionslehrer an Scharwenka's

Stellung nimmt Friedrich Kiel ein. Er geht mehr auf die Klassiker, namentlich Cherubini zurück und verbindet in seinen bedeutendsten Schöpfungen strenges Formenwesen mit einem durchaus modernen, seltsam romantischen Mysticismus. Sein „Christus“ und sein Requiem in As stehen einsam, die letzten Ausläufer einer ernsten kirchlichen Tonkunst am Ausgang des Jahrhunderts.

Konnte man von Mendelssohn nicht behaupten, daß er gerade zur Vertiefung der Tonkunst beigetragen hätte, so folgte bald ein ganz anders gearteter Meister — mit ihm und Schubert im Bunde der Dritte von entscheidendem Einfluß auf die nichtdramatische Musik — der allen auf das rein Formale gerichteten Bestrebungen zum mindesten das Gleichgewicht hielt. Robert Schumann's Bedeutung für die Geschichte, so wenig sie wie die jedes anderen Genies in eine Formel einzuengen ist, beruht doch im Grunde auf der Verinnerlichung, zu der er die musikalischen Wirkungen befähigt hat. Das

Dirigent des berliner Domchors. — Hauptwerk: Symphonie G-moll, Messe B-moll, Lieder aus Wolffs „Rattenfänger u. „wildem Jäger“. Ferner Oratorien, Kantaten, Motetten, Psalmen, Klavierquintett, Orgelphantasie u. Fuge ꝛc.

Kiel, Friedrich, geb. 7. Oktober 1821 zu Puderbach bei Siegen. Sohn eines Dorfschullehrers, bildete sich zuerst als Violinist aus, komponirte aber schon im Alter von 12 Jahren Tänze und Variationen ohne eigentlichen Unterricht genossen zu haben. Fürst Carl zu Wittgenstein-Berleberg, selber ein guter Geiger, nahm ihn in seine Kapelle auf und förderte seine praktischen Studien. Theoretische Unterweisung wurde ihm später durch Caspar Kummer in Koburg, wo er 1838—39 Mitglied der Hofkapelle war, und später durch S. W. Dehn in Berlin zutheil. Hier ließ sich K., der seit 1840 die Stellung eines Konzertmeisters und Musiklehrers am fürstlichen Hof zu Berleberg bekleidet hatte, im Jahre 1842 zu dauerndem Aufenthalt nieder. Ein Stipendium Friedrich Wilhelm IV. ermöglichte ihm die Beendigung ernstester Studien; dann folgte die Zeit fruchtbarster Thätigkeit als Komponist und Lehrer des Kontrapunktes. Als solcher hat K. dem Stern'schen Konservatorium, von 1870 ab der königl. Hochschule und der Akademie der Künste angehört und eine große Anzahl namhafter Schüler herangebildet. 1850 erschienen seine ersten Werke: 15 Kanons Op. 1 u. 6, Fugen Op. 2, 1862 sein erstes Requiem Op. 20, dem 1867 die „Missa solemnis“, 1874 das Oratorium „Christus“, 1882 das zweite Requiem in As-dur, 1884 „Der Stern von Bethlehem“ folgten. Dazwischen hat K. bemerkenswerte Kammermusikwerke, Klavierwerke (2 u. 4 händig), Lieder und kleinere Chöre geschrieben. Hervorzuheben sind: die Variationen für Klavier Op. 17, die Violinsonate in F, das Klavierquartett in A-moll und die Walzer für Streichquartett Op. 73 und 78. K. starb am 14. Sept. 1885 in Berlin. Aufsätze über ihn schrieben Saran (Allg. M.-Ztg. 1862), Bungert (N. Z. f. Musik 1875), Gumprecht (Westermann's Monatshefte 1886).

Schumann, Robert, geb. am 8. Juli 1810 als Sohn eines Buchhändlers in Zwickau, sollte auf Wunsch der Mutter die juristische Laufbahn einschlagen. Mit 18 Jahren bezog er die Universität in Leipzig und später in Heidelberg, lebte aber fast ausschließlich seinen künstlerischen Neigungen. In Leipzig förderte diese namentlich Friedrich Wiek, der ihm den ersten geregelten Klavierunterricht ertheilte; später wurde Heinrich Dorn sein Lehrer in der Theorie. Im Jahre 1830 willigte endlich

Zwielicht der Dämmerung, das Ahnungsvolle, Undefinirbare ist seine eigenste Domäne; geheimnißvoll, wie mit zauberhaften Fäden ist seine Musik über das Medium des materiellen Klanges hinweg mit der Seele des Hörers verknüpft. In ihm hat das innerste Wesen der Romantik seinen verklärtesten Ausdruck gefunden. Jener Subjectivismus, der in dem späteren Beethoven zuerst sich hervorringt, bei Schumann ist er zum bewußten Kunstmittel geworden. Der Werdegang des Componisten wie sein Phantasieleben brachten es mit sich, daß seinem Musiciren namentlich anfangs sozusagen eine litterarische Seite anhaftete. Schumann wollte Jean Paul und E. Th. A. Hoffmann in Tönen nachdichten. Das Sprunghafte, die bis zum Bizarren gesteigerte Phantastik dieser Dichter findet sich auch bei dem wahlverwandten Musiker wieder, und als er im reiferen Alter, hierzu durch Mendelssohn angeregt, klassischeren Vorbildern nachstrebte, konnte er das nicht, ohne einen Theil seines Selbst zu opfern. Schumann ist einer der nationalsten Componisten: man muß Deutscher sein, um ihn ganz zu begreifen und mit ihm zu empfinden. Trotzdem hat seine musikalische Eigenart stark auf das Ausland gewirkt, namentlich auf Franzosen und Russen; nur Italien blieb unzugänglich.

In dem Musiker Schumann lebten zwei völlig getrennte Seelen: die eine voll derben, burschikosen Humors, die andere voll zartester Schwärmerei, ganz dem Uebersinnlichen zugewandt. In der Fiction der Davidsbündler, die sein musikalisches und litterarisches Schaffen durchzieht, hat Schumann diese Gegensätze in den Gestalten des Florestan und Eusebius personificirt. Die Figur des vermittelnden Meisters Raro hat eigentlich in seinen Werken nie die rechte Verkörperung gefunden. Um den Charakter der Schumann'schen Musik

die Mutter ein, daß Sch. sich fortab ganz der Musik widmete. Ein durch Ueberreizung herbeigeführtes Nervenleiden lähmte jedoch bald seine rechte Hand und nöthigte ihn der Virtuosenlaufbahn zu entsagen. Um so ungetheilter konnte er seine Kräfte dem eigenen Schaffen zuwenden. Zuerst lenkten die Aufmerksamkeit auf Sch., mehr als seine Composition, seine Artikel in der mit einigen Gesinnungsgenossen gegründeten und bis 1844 von ihm geleiteten „Neuen Zeitschrift für Musik." Sein Op. 1—23 sind Compositionen für Klavier. Um das Jahr 1840, zu der Zeit, wo er nach langem Harren und Kämpfen Clara Wiek gegen den Willen ihres Vaters heimführte, beginnt auch der Lyriker in ihm bedeutsam hervorzutreten. Schnell hintereinander entstehen die bekanntesten Liederhefte, und bald erreicht er mit den größeren Werken auf dem Gebiete der Kammermusik, der Symphonie und des Oratoriums die Höhe seiner Künstlerschaft. Eine dritte Periode zeigt unverkennbar ein Abnehmen seiner Schaffenskraft, die nur zu bald in physischen Ursachen ihre Erklärung finden sollte. — In Leipzig war Schumann kurze Zeit als Lehrer an dem von Mendelssohn ins Leben gerufenen Konservatorium thätig. 1844 übersiedelte er nach Dresden, wo er 1847 die Direktion der Liedertafel übernimmt und im folgenden Jahre den Chorgesangverein gründet. Mehrfache Kunstreisen mit seiner Gattin, der berufensten Interpretin seiner Klaviermusik, brachten ihm starke Erfolge, und immer mehr erweiterte sich der Kreis schwärmerischer Verehrer. 1850 folgte er einem Ruf als



zu erfassen, muß man von seinen Klavierwerken ausgehen. In dem „Carneval", den „Kreisleriana", den „Kinderscenen", Noveletten und Phantasiestücken zeigt er sich so scharf ausgeprägt, wie sonst nur in seinen Liedern und seinem reifsten Werk, dem „Paradies und die Peri", dessen zarte Reize unvergänglich sind. Seine neugeartete, polyphone Schreibweise gestaltete wesentlich den modernen Klaviersatz, auf den nur noch Chopin und Liszt einen gleich starken Einfluß übten, und mit ihr bürgerte sich die Vorliebe für das phantastische Charkterstück ein. In seinen Liedern ist Schumann der tiefsinnige Interpret Heines, Rückerts und Chamissos, vor allem aber Eichendorffs, dessen verträumte, versponnene Lyrik seinen ganzen Ideenreichthum auslöste. Ganz anders als Mendelssohn ist er für die Weiterbildung des Liedes wichtig gewesen. Die „Myrthen", „Dichterliebe", „Frauenliebe und Leben" und viele einzelne Gesänge bedeuten ein Hinausgehen über Schubert und haben die Tonsprache nach mancher Seite beredter gemacht. Das Verhältniß der Melodie, die bald blühend sich erhebt, bald zur Deklamation herabsinkt, hat sich zur Begleitung verändert; das Klavier spielt eine bedeutendere, oft ganz selbständige Rolle und führt die Dichtung in langen Nachspielen weiter. Während die Kammermusikwerke Schumanns zu seinen schönsten Gaben rechnen, wirft man den Symphonien nicht mit Unrecht technische Mängel vor. Der Aufbau und thematische Gehalt reicht nur selten an das Vorbild Beethovens, und die Instrumentirung, obwohl sie hie und da die Farbenpracht des Orchesters wohl zu bereichern vermochte, war nicht die starke Seite seiner Begabung. Die Oper „Genoveva" ist ein interessanter Versuch, der jedoch dem ersehnten Ziele des musikalischen Dramas nicht näher

städtischer Musikdirektor nach Düsseldorf, mußte aber 1853 den Posten aufgeben, da ein tückisches Gehirnleiden immer merkbarer zu Tage trat. Nach einem Wahnsinnsanfall, bei dem er durch einen Sprung in den Rhein seinem Dasein ein Ende zu machen suchte, wurde 1854 die Ueberführung in die Anstalt Endenich bei Bonn nothwendig. Dort starb der Meister am 29. Juli 1856. Hauptwerke: 4 Symphonien (B-dur Op. 38, C-dur, Op. 61, Es-dur Op. 97, D-moll, Op. 120); Ouverture, Scherzo u. Finale, Op. 52. 4 Ouverturen („Braut von Messina" Op. 100, Festouverture Op. 23, „Julius Cäsar" Op. 28, „Hermann u. Dorothea Op. 136). Konzerte: Phantasie für Violine u. Orchester Op. 131; Cellokonzert Op. 129; Konzertstück für 4 Hörner Op. 86; Klavierkonzert A-moll Op. 54; Konzertstück G-dur Op. 92; Konzertallegro mit Introduktion D-moll Op. 34. Oratorien: „Das Paradies und die Peri" Op. 50; „Requiem für Mignon" Op. 98b; „Der Rose Pilgerfahrt" Op. 112; Scenen aus Goethe's „Faust". Für die Bühne: Musik zu Byron's „Manfred" Op. 115 und die Oper „Genoveva" Op. 81. Ferner Balladen für Soli, Chor und Orchester, eine Missa sacra und Chorgesänge a capella. Von den zahlreichen Liederheften sind die Bedeutendsten „Liederkreis" Op. 24 u. Op. 39; „Myrthen" Op. 25; 12 Gedichte von Justinus Kerner Op. 35; „Frauenliebe und Leben" Op. 42; „Dichterliebe" Op. 48; Gedichte aus Goethe's „Wilhelm Meister" Op. 98a. Kammermusik: Drei Streichquartette Op. 41 (A-moll, F-dur, A-dur): Klavierquintett (Es-

führte; die Musik zum „Faust“ endlich fiel bereits zu sehr in die Schatten, die das traurige Ende des Meisters vorauswarf, als daß sie gleichmäßig gerathen konnte. Im Einzelnen enthält sie des Wundervollen genug nud offenbart die ganze Tiefe seines Geistes; Theile daraus müssen als die würdigste bis jetzt vorhandene Illustration der Goethe'schen Dichtung gelten.

Die Wirren und Kämpfe einer späteren Zeit haben Schumanns Werke zeitweilig etwas in den Hintergrund gedrängt. Das läßt wohl zuweilen vergessen, wie tiefgehend der Einfluß seiner Persönlichkeit auf allen musikalischen Gebieten gewesen ist. Der sinnende, träumerische, oft bis zum Grübelnden gesteigerte Zug der modernen Musik hat von Schumann seinen Ausgang genommen; in Melismen, harmonischen Wendungen und Tonfarben begegnen wir überall den Spuren seiner Eigenart. Mehr noch aber zeigt sich dieser Einfluß in dem Betonen des Poetischen in der Musik und in dem Lossagen von allem Philisterthum, dem muthigen Eintreten für „neue Bahnen“. Schumann selbst hatte ja mit edler Selbstlosigkeit dem Cultus des Jungen, Aufstrebenden seine Kräfte als Schriftsteller nachdrücklich gewidmet. In jugendlicher Begeisterung hatte er der Freiheit der Entwickelung das Wort geredet und so einen gewaltigen Umschwung in Deutschland vorbereiten helfen. Wie er noch an seinem Lebensabend als Erster auf Brahms hinwies, so hat er Schubert zu seinem Recht verholfen, Robert Franz entdeckt, für Berlioz eine Lanze gebrochen, so hat er Chopin, für den seine treue Lebensgefährtin Clara in ihren Concerten die erste Propaganda machte, den Boden bereitet.

Chopins Musik nahm ihren Siegeslauf von Paris aus,

dur Op. 44); Klavierquartett (Es-dur Op. 47); Drei Trios (D-moll Op. 73, F-dur Op. 80, G-moll Op. 110); zwei Violinsonaten (A-moll Op. 105, D-moll Op. 121); u. a. m. Klaviermusik a) zweihändig: Variationen über A B E G G Op. 1; Papillons Op. 2; die „Davidsbündler“" Op. 6; Toccata Op. 7; Karneval Op. 9; Phantasiestücke Op. 12; Etudes symphoniques Op. 13. „Kinderscenen Op. 15; Kreisleriana Op. 16; C-dur Phantasie Op. 17; Arabeske Op. 18; Blumenstück Op. 19; Humoreske Op. 20; Noveletten Op. 21; Nachtstücke Op. 23; Faschingsschwank Op. 26; Drei Romanzen Op. 28; Scherzo, Gigue, Romanze und Fugette Op. 32; Album für die Jugend Op. 68; Waldscenen Op. 82; Albumblätter Op. 124. Drei Sonaten (Fis-moll Op. 11, F-moll Op. 14, G-moll Op. 22). b) vierhändig: Bilder aus Osten Op. 66; 12 Klavierstücke Op. 85; „Ballscenen Op. 109; „Kinderball“ Op. 130. Für zwei Klaviere: Andante und Variationen Op. 46. Studien und Skizzen für den Pedalflügel Op. 56 u. 58. Für Orgel: 6 Fugen über B A C H Op. 60. Gesammelte Schriften über Musik und Musiker (1854 4 Bände). Biographien: J. v. Wasielewski (1858 „Schumaniana“, 1884), A. Reißmann (1865), A. Niggli (1879), Ph. Spitta (1882), H. Erler (1887), H. Reimann (1887) „Robert Schumann's Jugendbriefe“ gab Clara Sch. heraus (1885), „R. Schumann's Briefe neue Folge“ Fr. G. Jansen (1886).

Chopin, Frédéric (François), geb. 1. März 1809 zu Zelazowa Wola bei Warschau, erhielt frühzeitig Unterricht bei dem Direktor der Warschauer Musikschule

und mit gallischer Grazie und Eleganz war sie trotz ihres polnisch-nationalen Gepräges umgeben. Der geniale Tondichter bekundete darin nur die auch sonst hervortretende Sympathie und Aufnahmefähigkeit seiner Landsleute für französisches Wesen. Chopin ist nur auf einem ganz beschränkten Gebiete fruchtbar gewesen, und hat auch da Vollendetes nur in kleinen Formen geschaffen: auf dem Gebiete der Klaviermusik. Seine Individualität war jedoch eine so markante, daß sie darüber hinaus die neuere Musik, namentlich der Slaven, vielfach in ihre Kreise ziehen konnte. Chopins Klavierstil gewann dem Instrumente ungekannte Reize ab und stellte die Pianisten vor neue, dankbare Aufgaben. Seine Musik ist ganz aus der Technik des Klaviers heraus erfunden; unter anderm hat sie ein von rhythmischer Eintheilung unabhängiges Fioriturenwesen, wie es sonst nur der Coloraturgesang kannte, in den Klaviersatz eingeführt. Ihre Wirkung verdanken diese Compositionen zunächst den nationalgefärbten Weisen und Rhythmen, die bald melancholisch, bald feurig-leidenschaftlich oder ritterlich-glänzend, immer aber anmuthig und edel die Phantasie gefangen nehmen. Auf das nervöse Geschlecht der Modernen übt freilich nicht weniger das unendlich verfeinerte, fast krankhaft Sensible dieser Musik einen unwiderstehlichen Reiz aus. Deshalb liegt in der intensiven Beschäftigung mit Chopin eine Gefahr verborgen, der nur

J. Elsner u. spielte schon mit 9 Jahren öffentlich. Auf der Fahrt nach Paris konzertirte er als vollendeter Klaviervirtuose und als Komponist in Wien u. in München. In Paris, wo er schnell einen Kreis bedeutender Freunde fand (Liszt, Berlioz, Heine, Balzac, Ernst, Meyerbeer), wurde er bald ein gesuchter Lehrer. Doch veranlaßten ihn Anzeichen eines bedenklichen Brustleidens 1838 zu einer Reise nach Majorca, wohin ihn George Sand begleitete. Das Uebel machte schnelle Fortschritte. Als im Frühjahr 1849 sein Zustand sich zu bessern schien, reiste er nach London und gab dort mehrere Konzerte; doch der Besuch Schottlands und die Anstrengungen des Gesellschaftslebens ließen ihn völlig erschöpft nach Paris zurückkehren, wo er am 17. Okt. 1849 starb. — Werke (ausschl. Klavierwerke oder Werke mit Klavier, 74 Opusnummern u. 12 nicht nummerirte Werke): 2 Koncerte Op. 11 (E-moll) u. Op. 21 (F-moll), Op. 14 Krakowiak (mit Orch.), Don Juan-Phantasie Op. 2 (mit Orch.), Es-dur Polonaise Op. 22 (mit Orch.), Phantasie über poln. Lieder (mit Orch.), Duo concertant für Klav. u. Cello (Thema aus „Robert d. Teufel“), Introduktion u. Polonaise für Klavier und Cello Op. 3, eine Cellosonate Op. 65, ein Trio (Op. 8 G-moll), ein Rondo für 2 Klav. (Op. 73 C-dur); ferner für Klav. allein: 3 Sonaten (C-moll, B-moll, H-moll), 4 Balladen, 1 Phantasie, 12 Polonaisen, 1 Polonaise-Phantasie (Op. 61), 56 Mazurken, 25 Präludien, 19 Nokturnen, 15 Walzer, 4 Impromptus, 3 Ekossaisen, Bolero, Tarantella, Barkarole, Berceuse, 3 Rondos, 4 Scherzi, 3 Variationenwerke, 1 Trauermarsch, 1 Konzertallegro, 27 Konzertetuden; 17 poln. Lieder. — Literatur: Biogr. v. Liszt (deutsch v. La Mara 1880), M. A. Schulz (Sulc, polnisch 1873), Karosowski (3. Aufl. 1881), Fr. Nieck's „Fr. Chopin as man and musician (1888, deutsch v. W. Langhans 1889); Moritz „Fr. Ch., sein Leben u. seine Briefe“ (2. Aufl. 1878), A. Niggli (1879), A. Audley „Ch., sa vie et ses oeuvres“ (1880), Ed. Gariel „Ch., La tradición de sa musica (Mexiko 1895).

ein gefestigter, gesunder Geschmack ganz wird entgehen können. In kompositionstechnischer Hinsicht ist Chopin ein ganzer Meister und hat in seinen poesievollen Tänzen, in seinen Inpromptus, Präludien und Etüden, in seinen Notturnos, für die er in Field einen nicht zu übersehenden Vorgänger hatte, Unübertreffliches gegeben.

Wie Chopin trotz seines Polenthums der Weltlitteratur angehört, so ist auch Rubinstein, obgleich er von Geburt Russe war und zu der Entwickelung der noch jungen Tonkunst seines Vaterlandes in Beziehungen stand, nicht mit dem engen Begriff eines Nationalkomponisten zu umgrenzen. Als Musiker war er vorwiegend

Field, John, geb. 26. Juli 1782 zu Dublin, gest. 11. Jan. 1837 zu Moskau, Schüler Clementis, kam in Petersburg zu Ansehn. Seinen Ruf Ruf als Komponist begründeten seine Notturnos; außerdem schrieb er 7 Konzerte, 4 Sonaten, 1 Quintett, Variationen 2c. für Klavier.

Rubinstein, Anton (von), geb. 28. Nov. 1829 zu Wychwatynetz bei Jassy in Podolien, erhielt, nachdem die Familie 1835 nach Moskau übergesiedelt, von seinem 8.—13. Jahre Klavierunterricht bei dem Pianisten Villoing. Dieser brachte ihn 1840 nach Paris, wo er die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Nach längeren Konzertreisen, die ihn bis nach Norwegen führten, ging er auf Liszt's Rath nach Deutschland, um seine Ausbildung zu vollenden, und studirte 1844 bei Dehn in Berlin. Als 1846 der Vater starb, war Rubinstein genöthigt, selbstständig für sein Fortkommen zu sorgen. 1847 gibt er Klavierstunden in Wien, ist 1848 wieder in Berlin und geht dann nach Petersberg. Dort spielt er bei Hofe, macht, von der Großfürstin Helene unterstützt, 1854—56 eine selbstständige Kunstreise durch Europa und beginnt auf ihre Veranlassung größere Kompositionen. Er wird zum Hofpianisten u. dann zum Konzertdirektor ernannt, und Leiter der auf seine Initiative gegründeten „Kaiserlichen Musikgesellschaft“. 1862 übernimmt er die Leitung des aus dieser Gesellschaft hervorgegangenen Konservatoriums, wo er als Organisator, Lehrer, Dirigent, Komponist u. Virtuose für sein Land eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt. Nachdem er 1867 die Stellung aufgegeben, unternimmt er wieder längere Kunstreisen, weilt 1870—71 in Paris, darauf kurze Zeit in Wien als Leiter der „Gesellschaft der Musikfreunde“, giebt 1872 eine große Anzahl von Konzerten in den Vereinigten Staaten und lebt dann abwechselnd in Deutschland und Rußland. Mit einer Tournée durch die Hauptstädte Europas 1885—86 beschließt er für die Oeffentlichkeit seine Thätigkeit als Klavierspieler. Von 1887—90 übernimmt er noch einmal die Direktion des Konservatoriums in Petersburg, siedelt 1891 nach Dresden über, dann nach Peterhof bei Petersburg, wo er am 20. Nov. 1894 stirbt. Seine hauptsächlichsten Werke sind: Dimitri Donskoi (1852), Feramors (1863), Der Dämon (1871), Die Makkabäer (1875), Nero (1879), Die Rebe (Ballet, 1882); geistliche Opern: Der Thurmbau zu Babel, Sulamith, Das verlorene Paradies, Moses; ferner 6 Symphonien („dramatische“ und Oceansymphonie), Klavierkonzerte und -stücke, Kammermusik, Lieder. Als Schriftsteller verfaßte er: Die Kunst und ihre Meister (1892), Erinnerungen aus 50 Jahren (1895), Gedankenkorb (nachgelassen, 1897). Ueber ihn: Mac Arthur (London 1889), E. Zabel (1892), Alb. Soubies (1895), J. Rodenberg (Meine Erinnerungen an A. R. 1895), J. Martinoff (Episodes de la vie de R., 1895).



Deutscher; Deutschland verdankte er seine Erziehung, seine Vorbilder. Wir haben die Opern Rubinsteins im Zusammenhang mit der dramatischen Produktion angeführt, wir haben seine Bedeutung als Oratorienkomponist gewürdigt. Als Gesammterscheinung gehört er in die nachschumann'sche Zeit, ein Epigone der Romantiker. Seine Orchester- wie seine Klaviermusik ist ungleich, weil gar zu schnell und sorglos entstanden; sie ist zum Theil erfüllt von einer genialen, ursprünglichen Erfindung, wie sie nur den Größten zu Gebote steht, der aber leider nicht eine gleich werthvolle Durcharbeitung und Ausfeilung zu Hilfe kam.

Schumann's Wirksamkeit, so sehr sie in mancher Beziehung die folgenden Jahrzehnte beeinflußte, hat keine eigentliche Schule gezeitigt. Von den Componisten, die sich enger an ihn anschlossen, sind Bargiel, Dietrich, vor allem aber der hochbegabte Volkmann zu nennen. Raff, der als Symphoniker eine Zeitlang mit in erster Reihe stand, kam seit seinem Aufenthalt in Weimar

Bargiel, Woldemar, geb. 3. Okt. 1828 zu Berlin, gest. 23. Febr. 1897 ebenda. Stiefbruder Clara Schumann's. Zuerst Lehrer am Kölner Konservatorium, dann in Rotterdam. 1874 Professor an der königl. Hochschule in Berlin. 1875 Mitglied des Senats der Akademie der Künste und Leiter einer Meisterschule. — Hauptwerke: Ouverturen, eine Symphonie, Klaviertrios, Streichquartette, Sonaten ꝛc.

Dietrich, Albert, geb. 28. August 1829 in Golk bei Meißen, 1855 Dirigent der Abonnementskonzerte in Bonn, 1861 Hofkapellmeister in Oldenburg. 1890 siedelte er nach Berlin über, wurde Mitglied der königl. Akademie, und 1899 königl. Professor. — Hauptwerke: D-moll-Symphonie, Ouverturen, Chorwerke mit Orchester, Konzerte, Sonaten, Romanzen ꝛc. „Robin Hood", Oper (1879).

Volkmann (Friedrich), Robert, geb. 6. April 1815 zu Lommatzsch (Sachsen), erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater, bezog dann das Gymnasium u. Seminar in Freiberg, um Lehrer zu werden, widmete sich aber bald ganz der Musik, zunächst in Freiberg und Leipzig, wo er mit Schumann befreundet wurde. Nachdem er von 1839 eine Zeit lang Musiklehrer in Prag gewesen, ging er 1842 nach Pest, lebte von 1854—59 in Wien und dann wieder in Pest, wo er Professor der Harmonie und des Kontrapunkts an der Landes-Musikakademie wurde. Er starb am 30. Okt. 1883. Werke: 2 Symphonien, 2 Ouverturen, 3 Serenaden für Streichorchester, 6 Streichquartette, 2 Trios, 1 Cellokonzert, 2 Romanzen, Klavier- und Konzertstücke, Musikalisches Liederbuch, Ungarische Skizzen, Die Tageszeiten, Phantasiebilder (für Klavier), Notturnen, Balladen usw.; Gesangwerke: drei Messen für Männerstimmen, drei geistliche Gesänge für gemischten Chor, Offertorien, Altdeutsche Hymnen, usw., viele Lieder mit Klavier. — Ueber ihn: Bernh. Vogel (1875).

Raff, Joachim, geb. 27. Mai 1822 zu Lachen (Züricher See), gest. 24./25. Juni 1882 zu Frankfurt a. M., war zuerst Elementarlehrer. Als einige Kompositionen das Gefallen Mendelssohn's gefunden hatten, widmete er sich der Musik u. folgte, 1850, Liszt nach Weimar. Seitdem seine Oper „König Alfred" dort, 1851, ohne Erfolg aufgeführt worden war, neigte er sich mehr der Instrumentalmusik zu.



in intime Fühlung mit der neudeutschen Richtung, blieb aber in seinem Wesen ein echter Abkomme der älteren Romantiker. Bei ihm, wie bei den Jüngeren überhaupt, zeigt sich eher die Abhängigkeit von der ganzen voraufgehenden Epoche als von einem einzelnen ihrer Meister. Je mehr man dem Ende des Jahrhunderts zuschreitet, desto häufiger erscheint dann dieser Stil mit allerhand neuen Elementen durchsetzt. Wagner'sche Einflüsse finden wir bei Dräseke und Klughardt; Andere, wie Gernsheim, Dvorak, Hegar und besonders

Nach längerem Aufenthalte in Wiesbaden trat er 1877 an die Spitze des Hoch'schen Konservatoriums in Frankfurt a. M. — Hauptwerke: 11 Symphonien, darunter „Im Walde" Op. 153 (1869) und „Leonore" Op. 177. 3 Orchestersuiten, 5 Ouverturen, Werke für Klavier und Orchester, für Violine u. Orchester, 3 Konzerte, Kammermusikwerke, ein- und mehrstimmige Gesänge, Klavierstücke ꝛc. Opern: „König Alfred", „Dame Kobold", „Die Eifersüchtigen", „Die Parole", „Benedetto Marcello", „Samson". Ferner werthvolle Bearbeitungen Bach'scher und Händel'scher Musik.

Dräseke, Felix, geb. 7. Okt. 1835 zu Koburg. — Hauptwerke: 3 Symphonien, Serenaden, Ouverturen, Quartette, Quintette, Sonaten, Vokalwerke.

Klughardt, August, geb. 30. Nov. 1847 zu Köthen, zuerst Theaterkapellmeister in Posen, Lübeck u. Weimar, wo er Musikdirektor wurde. 1873 Hofkapellmeister in Neu-Strelitz, 1882 in Dessau. — Hauptwerke: 5 Symphonien, 2 Orchestersuiten, Ouverturen, 2 Streichquartette, Klavierquintette, Streichsextette, 1 Oratorium, Opern ꝛc.

Gernsheim, Friedrich, geb. 17. Juli 1839 zu Worms, ging 1855 nach Paris, wurde 1661 Musikdirektor in Saarbrücken, 1865 Professor am kölner Konservatorium, 1874 Direktor d. Konservatoriums in Rotterdam, und wirkte 1890—97 als Lehrer am Stern'schen Konservatorium. z. Z. Leiter des Stern'schen Gesangvereins in Berlin. 1897 Senator der Akademie d. K. — Hauptwerke: 3 Klavierquartette, 2 Klavierquintette, Trios, 3 Violinsonaten, 2 Streichquartette, 1 Streichquintett, 4 Symphonien, Ouverturen, Konzerte, Chorwerke ꝛc.

Dvořák, Anton, geb. 8. Sept. 1841 zu Mühlhausen bei Kralup (Böhmen), wanderte 1857 nach Prag u. trat dort in die Organistenschule ein, sich kärglichen Unterhalt durch Violinspiel erwerbend. 1862 wurde er am National-Theater angestellt. Nachdem er 1873 mit der Aufführung eines Hymnus für gemischten Chor bedeutenden Erfolg errungen und ein Staatsstipendium erhalten hatte, war er Kompositionslehrer am Prager Konservatorium. Seit 1895 wirkt er wieder in Prag, nachdem er im Jahre 1892 als Direktor des National-Konservatoriums nach New-York gegangen war. Hauptwerke: Slavische Tänze (4 Hefte), 3 Slavische Rhapsodien für Orchester, Legenden für Klavier zu 4 Händen, 1 Serenade für Blasinstrumente (Op. 44) und eine für Streichorchester, Dumka (Elegie, für Klavier), Furiante (böhm. Nationaltänze), Klänge aus Mähren (Duette), 1 Klavierkonzert (Op. 35), 1 Violinkonzert (Op. 53), Cellokonzert (A-moll Op. 104), Mazurek (Op. 49), Notturno für Orchester (Op. 40), Scherzo capriccioso für Orchester (Op. 66); Ouverturen: Mein Heim (Op. 62), Hussitzka, Karneval, Othello, In der Natur; 5 Symphonieen; Symphon. Dichtungen: Der Wassermann, Die Mittagshexe, Das goldene Spinnrad (Op. 107—109); Sainte Ludmilla (Oratorium, 1886), Die Geisterbraut (Kantate, 1885), 1 Stabat Mater (1883), 1 Tedeum, 5 Streichquartette, 1 Streichsextett, 1 Streichtrio, 1 Streichquintett, 1 Klavierquintett, 1 Klavierquar-



Herzogenberg, knüpfen mehr oder minder an Brahms an; die Aufnahme französischer Technik zeigt beispielsweise die Orchestermusik Moszkowsky's. Unberührt von den Romantikern ist wohl nur ein hervorragender Musiker geblieben: Franz Lachner. Aufgewachsen in der klassischen Atmosphäre Wiens, hielt er unbeirrt an seiner

tett, 2 Klaviertrios, Violinsonate (Op. 57), Dumky, Symphon. Variationen für Orchester (Op. 78), Psalm 149; Tschechische Opern: Der König und der Köhler (1874), Wanda (1876), Der Bauer ein Schelm (1878), Der Dickschädel (1881), Dimitry (1882), Jacobin (1889), Der Teufel und die wilde Käthe (1899); viele kleine Gesangssachen. — Ueber ihn: J. Zubatky (1886).

Hegar, Friedrich, geb. 11. Okt. 1841 zu Basel, lebt seit 1863 in Zürich, seit 1861 als Chefdes Tonhallenorchesters, u. Direktor der Züricher Musikschule. — Hauptwerke: Oratorium „Manasse", Violinkonzert und Männerchöre &c.

Herzogenberg, Heinrich von, geb. 10. Juni 1843 zu Graz, gest. Nov. 1900 in Wiesbaden, Mitbegründer des Bachvereins in Leipzig, wurde 1855 Nachfolger Kiel's als Vorsteher einer akademischen Meisterschule und Direktor der Kompositionsabtheilung an der Hochschule für Musik. — Hauptwerke: Kammermusik, symphonische Dichtung „Odysseus", Symphonien, Requiem, Messe, geistl. u. weltl. Chorwerke u. Lieder.

Moszkowsky, Moritz, geb. 23. Aug. 1854 zu Breslau. — Hauptwerke: 2 Orchestersuiten, spanische Tänze, Etüden u. A. für Klavier, symphonische Dichtung „Jeanne d'Arc", Konzertstücke für Violine u. Klavier, Cello u. Klavier, zwei Klavierkonzerte, Violinkonzert, die Oper „Boabdil" (1892) und Lieder.

Lachner, Franz, geb. 2. Apr. 1803 zu Rain in Oberbayern, erhielt schon frühzeitig von seinem Vater eine gründliche musikalische Erziehung, besuchte bis zu seinem 16. Jahr das Gymnasium zu Neuberg, wo Prof. Eisenhofer sich für sein Kompositionstalent interessirte, und ging nach dem Tode des Vaters (1820) nach München, um ganz der Tonkunst zu leben. Nach zwei kümmerlich verbrachten Jahren fuhr er 1822 auf einem Flosse nach Wien, und wurde dort durch Sechter und Abt Stadler gefördert, besonders aber durch seine Freundschaft mit Fr. Schubert; auch Beethoven nahm sich seiner an. Er erhielt bald den Organistenposten an der protestantischen Kirche, wurde 1826 Vicekapellmeister am Kärnthnerthortheater u. 2 Jahre später 1. Kapellmeister der Oper. Als er 1834 auf der Reise nach Mannheim sich in München aufhielt u. die D-moll Symphonie zur Aufführung brachte, beeilte man sich, ihn für den frei gewordenen Kapellmeisterposten am Nationaltheater u. an der Hofkirche zu gewinnen. Nachdem er seinen Verpflichtungen in Mannheim nachgekommen, trat er 1826 diese Stellung an u. wirkte 30 Jahre hindurch mit größtem Erfolg als Dirigent der Oper u. der Odeons-Concerte. Nach einem Besuche in Wien 1852 erfolgte seine Ernennung zum General-Musikdirektor. Seine Gegnerschaft zu der neu auftretenden Richtung u. zu Richard Wagner erschütterte später seine Machtstellung; 1865 legte er vorläufig provisorisch seine Aemter nieder, ging auf längeren Urlaub u. wurde 1868 pensionirt. Die Universität ernannte ihn zum Ehrendoktor. Den Rest seines Lebens verbrachte er in München u. starb am 20. Jan. 1890. — Werke (ca. 190 publicirt): Opern: Die Bürgschaft (1828), Alidia (1839), Catharina Cornaro (1841), Benvenuto Cellini (1849); Suiten für großes Orchester (Op. 113, 115, 122, 129, 135, 150, 170); 8 Sym-

conservativen Gesinnung fest, auch als seinen Erfolgen die fortschreitende Entwickelung ein Ende bereitete. Als letzter Vertreter einer längst abgeschlossenen Kunstepoche ragte er noch in eine neue Zeit, bis er in München dem Wagnerthum weichen mußte. Die gelungene Wiederbelebung der alten Orchestersuite, die er veränderten Ansprüchen geschickt anzupassen verstand, sichern ihm eine Stellung unter den Symphonikern. Innerhalb dieser von ihm neugeschaffenen Kunstform hat er in dem von modernem Geist erfüllten Rob. Fuchs einen begabten Nachfolger gefunden.

Schubert, Mendelssohn, Schumann — das ist also die Trias, die im mittleren Drittel des Jahrhunderts der vom Drama unabhängigen Musik ihren Stempel aufgedrückt hat. An ihrem Erbe zehren wir noch heute; nur erweitert, nicht verdrängt wurde es durch die nachfolgenden Meister, deren Wirken uns nun zu betrachten bleibt.

Unsere Darstellung ist damit an dem Punkte angelangt, von dem aus das Auftreten Richard Wagners verstanden und seine Stellung in der Geschichte im Zusammenhang überblickt werden kann. Was die größten Meister aller Epochen vor ihm gethan hatten, das that Wagner in erhöhtem Maße: er faßte das gesammte, vielfach zersplitterte Wollen und Können seiner Zeit zusammen. Nicht, wie etwa Meyerbeer, suchte er, die auf verschiedenen Wegen erreichten Ziele äußerlich in Verbindung zu setzen, sondern was er schuf, war wiederum ein Neues, in sich Einheitliches. Die Kraft zu solchem Vollbringen erwuchs ihm aus seiner starken Individualität und dem sittlichen Ernst seiner Kunstanschauungen. Wohl hat er sich zur Aufstellung seines Ideales auch der Spekulation bedient, aber die Hauptsache bleibt doch, daß er einer von den wirklich großen Erfindern war, dessen Gestaltungsvermögen Alles überragte und jeden Ausdruck unter ein

phonien (Symph. appassionata Op. 52, 1835 preisgekrönt); Oratorien: Moses, Die 4 Menschenalter; Requiem (Op. 146), eine solenne Messe, 2 Stabat mater (Op. 154 u. 168), Messen, Psalmen, Motetten, 5 Streichquartette, mehrere Klavierquartette, -quintette, -sextette, ein Nonett für Blasinstrumente, Serenade für 4 Celli, Elegie für 5 Celli, Trios, Violinsonaten, Orgelsonaten, -fugen und -stücke, viele Lieder, Chorlieder, Gesänge mit Orchester usw.

Fuchs, Robert, geb. 15. Febr. 1847 zu Frauenthal (Steiermark), ist Harmonieprofessor am Wiener Konservatorium, auf dem er seine Ausbildung erhalten. Werke: Eine Klaviersonate, 2 Violinsonaten, 4 Serenaden, 2 Symphonien (Op. 37, C-dur), Ouverture zu Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen", ein Trio, ein Quartett, 2- und 4händige Klavierstücke, Variationen usw.

Wagner, Wilhelm Richard, ist am 22. Mai 1813 zu Leipzig geboren. Früh verlor er den Vater, der Polizei-Aktuar war und nach dessen Tode die Mutter den Schauspieler und Lustspieldichter Ludwig Geyer in Dresden heirathete. Hier besuchte W. die Kreuzschule; als aber 1820 auch Geyer gestorben war und die



ureignes Melos zwang. Die hier vorweg einzeln zum Abschluß gebrachten Richtungen nahmen freilich neben seinem Wirken und darüber hinaus ihren selbstständigen Fortgang. Sie alle mußten aber vorhanden sein, um sein Kunstwerk zu ermöglichen. In seiner Eigenschaft als Dramatiker stammt Wagner in gerader Linie von Weber und Marschner und schloß die Reihe der eigentlichen Romantiker ab. Nicht seine geläuterte Auffassung vom musikalischen Drama allein war es, die ihn über seine Vorgänger hinaushob; wesentlich ist auch die Art, wie er alle anderen Strömungen sich dienstbar gemacht hat. Die Errungenschaften der absoluten Musik vom Kammerstil bis zur Orchestersymphonie, das Lied, das Oratorium, ja selbst die Kirchenmusik (Parsifal) werfen ihre Reflexe in sein Schaffen. Von den Franzosen übernimmt er die Technik der Inscenirung und den Glanz des äußeren Apparates; die italienische Opernkunst endlich wurde der abstoßende Pol, der ihn mit auf den rechten Weg wies. Nimmt man dazu, daß Wagner um die Mitte des Jahrhunderts von den wichtigsten literarischen, wissenschaftlichen und philosophischen Theorien durchdrungen war, theilweise sogar fördernd in ihre Entwickelung eingriff, so gewinnt man einen Begriff von der Universalität seines Geistes. Dadurch daß er sich vollends von der absoluten Musik abwandte und seine gewaltige Kraft ganz der Bühne widmete, trieb er die Spaltung beider Richtungen noch weiter auseinander und brachte die Schale zu Gunsten der dramatischen Tonkunst zum Sinken. Als die Erfüllung seiner künstlerischen Sendung ist es anzusehen, daß er den Begriff der „Oper" als einer musikalischen Sonderkunst, wie er bis dahin bestand, entwerthet, und an seine Stelle den des Musikdramas gesetzt hat, d. h. eines nach wort- und tondichterischen Absichten gestalteten Kunstwerkes, das hinfort nicht mehr von den allgemeingiltigen Bedingungen der Dramatik losgelöst sein sollte.

Die Bedeutung Richard Wagners als Mensch und Künstler in ihrem ganzen Umfange zu erörtern, kann nicht die Aufgabe dieser

Familie wieder nach Leipzig übersiedelte, absolvirte er das dortige Nicolai-Gymnasium und bildete zugleich seine musikalischen Talente durch den Klavierunterricht des Organisten Gottlieb Müller und die Kontrapunktstudien beim Kantor Weinlich aus. Durch den Beruf seines Stiefvaters wie seiner Geschwister (die Schwester Rosalie war Schauspielerin, sein Bruder Albert, der Vater der Johanna Jachmann-Wagner, ein angesehener Sänger und Regisseur) kam der Knabe frühzeitig zu dem Theater in nahe Beziehungen. Schon auf der Schule beschäftigte ihn die Idee große Tragödien nach dem Vorbilde Shakespeares zu schreiben; allmählich aber gewannen die musikalischen Neigungen die Oberhand. 1833 schrieb W. während eines Aufenthaltes bei seinem Bruder in Würzburg seine erste Oper „Die Feen" deren Text er nach Gozzi's Märchen „Die Frau als Schlange" sich selber gemacht hatte. Im folgenden Jahre begann er seine Kapellmeisterthätigkeit als Musikdirektor am Stadttheater in Magdeburg. Hier verheirathete er sich mit der Schauspielerin Minna Planer und schrieb seine zweite Oper „Das Liebesverbot" nach deren 1836 erfolgten, wenig erfolgreichen Aufführung er seine Stellung mit einer gleichen in Königsberg vertauschte. Nach

Blätter sein. Wir können um so leichter davon absehen, als eine ausgedehnte Specialliteratur vorliegt, die sich des Stoffes bemächtigt und ihn nach allen Richtungen erschöpfend behandelt hat. Hier kommt für uns nur der Musiker Wagner in Betracht. Es sei aber vorausgeschickt, daß die Betonung dieses Standpunktes nicht etwa ein Verkennen seiner Wesenheit in sich schließt, wie es bei Vergleichen Wagners mit andern Meistern so häufig Ungerechtigkeiten nach beiden Seiten zur Folge gehabt hat. Gewiß ist das Bewußtsein der Untheilbarkeit des Dichters und Componisten in ihm die Vorbedingung, wo es sich um das Verständniß oder den künstlerischen Genuß seiner Werke handelt. In einer rein musikgeschichtlichen Abhandlung aber ist es wohl erlaubt, oder vielmehr unerläßlich, den Meister einmal nur von der tonkünstlerischen Seite zu beleuchten.

Man wird den Componisten Wagner am besten begreifen, wenn man an der Hand seiner Werke seinem Werdegang folgt. Wagner gehörte nicht zu Denen, die schon in frühester Jugend sich ihres musikalischen Berufes bewußt waren. Anfangs waren es bezeichnenderweise die Dichtkunst und die Bühne an sich, die seine schöpferischen Neigungen wachriefen. Erst ein äußeres Erlebniß, der Eindruck einer Aufführung führt ihn zur Musik. Bekanntlich erzählt Wagner selbst, daß es Beethoven gewesen, der seinen Entschluß, Musiker zu werden, reifen ließ. Kaum finden wir ihn aber am Theater als Kapellmeister thätig, so sehen wir, wie diese klassischen Anregungen neuen, ganz anders gearteten weichen. Bald sind es die Italiener, die französische Spieloper, dann wieder die deutschen Romantiker oder die große Oper, die sein Interesse besonders auf sich lenken. Demgemäß sind auch seine Jugendschöpfungen ungleich untereinander und gewähren so wenig

dem Bankerott des dortigen Theaters übertrug ihm Holtei 1837 den Kapellmeisterposten in Riga. Zwei Jahre war er hier am Theater und als Dirigent der Abonnementskonzerte thätig; dann wandte er sich über London nach Paris. Eine schlimme Zeit harrte seiner in der französischen Hauptstadt. Der Hoffnung, sich als Opernkomponist zur Geltung bringen zu können, mußte er bald entsagen und die Sorge für die Existenz nöthigte ihn zu untergeordneten musikalischen Arbeiten (Anfertigung von Klavierauszügen, Transkriptionen, Arrangements und dergl.) und zu Journalistendiensten. Trotzdem wurde für ihn dieser dreijährige pariser Aufenthalt, der ihn mit den glanzvollen Aufführungen der großen Oper und mit Persönlichkeiten wie Berlioz, Liszt und Meyerbeer bekannt machte, in vielen Beziehungen fruchtbar. In diese Zeit fällt die Beendigung des „Rienzi" und die Komposition der „Faust-Ouverture" und des „Fliegenden Holländers". Der Rienzi wurde auf Meyerbeer's Empfehlung in Dresden angenommen und brachte ihm mit dem ersten Erfolge (1842) die dortige Hofkapellmeisterstelle ein. Mit dem Erscheinen des „Fliegenden Holländers" an derselben Bühne (1843) beginnt ein neuer Abschnitt in W.'s Leben und die Parteinahme für und wider ihn in der Oeffentlichkeit. Sein Ansehen wuchs durch die glänzende Thätigkeit, die er als Dirigent während seines Aufenthaltes in Dresden entfaltet hat. (1844 Trauerfeier für C. M. von Weber; 1846 Aufführung von Beethoven's IX. Symphonie.) Mit der Aufführung des „Tannhäuser", der am 19. Oktober 1845

das Bild einer stetigen Entwickelung wie sie der Ausdruck seiner eigensten Individualität sind. Diese ganze Zeit der Vorbereitung war eine vorwiegend receptive. In ihr sammelte der Meister die Bausteine zu seinem künftigen Gebäude, die dann durch die Art wie er sie verwendete, sein eigen wurden, und alle musikalischen Einflüsse, die, nicht nur von der Opernbühne, an ihn herankamen, haben sich später werthvoll erwiesen.

In dem ersten Werk von größerer Bedeutung, mit dem Wagner an die Oeffentlichkeit trat, im „Rienzi", zeigt er sich noch als gelehrigen Schüler der Italiener und Franzosen. Das alte Schauspiel wiederholt sich: das Genie, bevor es neue Bahnen bricht, knüpft unbefangen an vorhandene Verhältnisse an. Wagner hatte das Bedürfniß, die Opernbühne zu beherrschen, ehe er sie reformiren konnte und wollte. Der Umstand, daß er sich an die glänzendsten Vorbilder, an Rossini, Spontini und Meyerbeer anlehnte, sicherte ihm den Erfolg. Dann beginnt der Kampf; erst der innere, dann der äußere. In Noth und künstlerischer Vereinsamung findet Wagner den eigenen Weg. Sein nächstes Werk, „Der fliegende Holländer", das erste, das reformatorische Ansätze in sich birgt, verlegt den Schwerpunkt in das Psychologische: die Idee der „Erlösung" taucht auf, die den Dichtercomponisten nun nicht mehr losläßt. Der „Holländer" ist auch kein componirtes Textbuch mehr; Wort und Ton sind aus einem Geiste geboren, fast wie gleichzeitig entstanden. Zugleich giebt sich hier der Meister zum ersten Male ganz als Deutscher und steht ganz im Banne der musikalischen Romantik. Bemerkenswerth ist auch, daß die den voraufgehenden Schlüssen entsprechenden Anfänge des zweiten und

zum ersten Male in Scene ging war sein Ruf als dramatischer Komponist endgültig befestigt. Bald machte aber seine Theilnahme an dem Maiaufstand des Jahres 1849 seiner öffentlichen Wirksamkeit für immer ein Ende. Zur Flucht gezwungen, wandte er sich zunächst nach Weimar zu Franz Liszt und ging dann über Paris nach Zürich. In der Schweiz hat W. die Mehrzahl seiner theoretischen Schriften und die Dramen seiner dritten Periode verfaßt, die bald eine vollständige Umwälzung des musikalischen Lebens herbeiführen sollten. Der noch in Dresden 1847 geschriebene „Lohengrin" kam durch Liszt's muthiges Eintreten 1850 in Weimar zur Aufführung und eroberte sich in kurzer Zeit die deutschen Bühnen. Sein Schöpfer aber blieb im Exil bis er durch die Gunst König Ludwigs II. von Bayern der Verwirklichung seiner künstlerischen Ziele näher geführt wurde. Inzwischen hatte er während der season 1855 die Konzerte der philharmonischen Gesellschaft in London geleitet und 6 Jahre später in Paris, durch die Opposition einer Clique, ein Fiasko seines Tannhäuser erlebt. Nach erlangter Amnestie besuchte er 1862 Karlsruhe und Wien ohne die Aufführung des inzwischen beendeten „Tristan" zu erreichen. Dieses Werk wurde erst durch die aufopferungsvolle Hilfe seines begeisterten Jüngers Hans v. Bülow 1865 in München zum Siege geführt, wo im Juni 1868 auch die „Meistersinger" zum ersten Mal in Scene gingen. Bald darauf kehrte W. in die Schweiz zurück, gefolgt von Bülow's Gattin Kosima, der Tochter Liszt's. In Triebschen bei Luzern, wo er dauernden Wohnsitz genommen hatte, führte er die Arbeit an den „Nibelungen"

dritten Aktes nachträglich entstanden sind, daß also die Oper ursprünglich in einem Akte gedacht war. Tritt uns damit die Eigenart Wagners schon in wichtigen Dingen entgegen, so gelang es ihm doch erst in den Werken der mittleren Periode, dem „Tannhäuser" und dem „Lohengrin", einen völlig persönlichen musikalischen Stil zu entwickeln, freilich um auch den bald darauf wieder zu verlassen. Die engere Verknüpfung der einzelnen Scenen hat die gänzliche Auflösung der alten Arien- und Ensembleformen herbeigeführt.

Es ist das Merkmal der Wagner'schen Melodik, daß sie aus dem Wort erblüht und nur von ihm bedingt wird. Immer bewußter, immer entschiedener hat er diese Art des Erfindens theoretisch und praktisch vertreten. Mit dem „Sprachgesang" ist das letzte Geheimniß „dramatischer" Musik enthüllt. Wagner hat dargethan, daß in ihm, nicht in formalen Besonderheiten oder in der Intensität der Wirkungen das wahre Wesen der musikalischen Dramatik begründet liegt. Im „Tristan" und in den „Meistersängern" ist er nur in sofern weitergegangen, als er die Tonweise immer mehr aufgelöst, sie immer geschmeidiger dem Wortausdruck angepaßt hat. Zugleich sind dem Organismus dieser und der späteren Werke immer reichlicher weitere Elemente der absoluten Musik einverleibt. Immer mehr versenkt sich Wagner in die Tiefen des Beethoven-Schumann'schen Subjectivismus. Die Beethoven'sche Symphonik legt er seinem Orchester zu Grunde, nur daß die Thematik Beethoven's durch das Leitmotiv ersetzt wird, das Wagner bei Weber und Berlioz am weitesten vorgebildet fand. So wie er es selbst für musikalisch-psychologische Zwecke zu verwenden wußte, ist es fraglos ein glückliches Kunstmittel von zwin-

weiter, deren erste Entwürfe bis in die Dresdener Zeit zurückreichen. Rheingold und Walküre wurden einzeln in München gegeben, die Gesammtaufführung fand unter Hans Richters Leitung in Bayreuth statt und machte das Jahr 1876 zu einem der wichtigsten Daten in der Musikgeschichte. Mit einer großartigen Feier (Aufführung der IX. Symphonie) war 1872 der Grundstein zu dem Festspielhause gelegt; die Propaganda der Wagnervereine, das Protektorat des Königs von Bayern hatten die materielle Basis des Unternehmens gesichert. W. erlebte noch die Aufführung seines Bühnenweihfestspieles „Parsifal" unter Hermann Levi's Leitung im Sommer 1882. Kränkelnd zog er sich nach Venedig zurück und starb hier im Palazzo Vendramin am 13. Febr. 1883. Er liegt begraben im Garten seiner Villa Wahnfried zu Bayreuth. — **Werke:** Klaviersonate Op. 1, Polonaise Op. 2, Phantasie Fis-moll. Ein Streichquartett. 4 Ouverturen. „Die Hochzeit", Oper. (Einleitung, Chor und Sextett erhalten.) „Die Feen" (1888 in München aufgeführt). Das Liebesverbot (nach Shakespeares Maaß für Maaß, 1836). Neujahrskantate. Musik zu „Der Berggeist" von Gleich. 2 Ouverturen. (Zu Apel's Columbus und Rule Britania.) Cola Rienzi, der letzte der Tribunen. Klavierauszug zu Halevy's „Königin von Cypern". Der fliegende Holländer. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Lohengrin. Tristan und Isolde. Die Meistersinger von Nürnberg. Tetralogie: Der Ring des Nibelungen. (Das Rheingold, Die Walküre, Siegfried und Götterdämmerung.) Huldigungsmarsch. Kaisermarsch. Festmarsch (für die Weltausstellung in Philadelphia). Siegfriedidyll.



gender Logik. Aber daraus ein ferneres Gesetz für die dramatische Musik machen zu wollen, hat sich in den Versuchen der Nachahmer als unthunlich erwiesen. Deshalb sind auch selbstständig empfindende Künstler neuerdings davon zurückgekommen, in der Symbolik des Leitmotivs das einzige Heil der Operncomponisten zu erblicken. Dagegen ist die Verwendung geschlossener Tonstücke innerhalb eines Aktes endgiltig aufgegeben, seitdem Wagner die Möglichkeit gezeigt hat, aus der Handlung selbst die Formen der dramatischen Musik zu gewinnen.

Von den Romantikern hat Wagner endlich den Zauber des Klanges, die Kunst ihrer Instrumentation in seine Werke herübergenommen, und seine Phantasie war ganz besonders fruchtbar, diese Seite der Tonkunst weiter zu entwickeln. Für die Malerei üppigster Farbenpracht war er wie kein Anderer begabt, und für das Entrückte, Ueberirdische hat er völlig neue Töne gefunden. Der Glanz und die Klangfülle seiner Orchestertechnik hat, vielleicht mehr wie alle andern Neuerungen der späteren Musik ein verführerisches Beispiel gegeben. Es muß aber dabei hervorgehoben werden, daß die äußerlichen und grellen Klangeffecte und die geräuschvolle Art mancher Modernen nichts mit des Meisters Schreibweise zu thun haben. Wagner im Gegentheil liebt die gedeckten Farben; bei aller Fülle ist sein Orchestersatz niemals undurchsichtig und enthält keine Note, die nicht zu ihrer Geltung käme. Ein sicherer Berechner seiner Wirkungen, der sich nie in der Wahl der Mittel oder ihrer Verwendung geirrt hat, ist er zweifellos unter allen Meistern der Instrumentation der größeste.

Ob man den „Tristan" oder die „Meistersinger" für sein bedeutendstes, einheitlichstes Werk erachtet, wird von der Geschmacksrichtung und dem persönlichen Temperament des Beurtheilers abhängen. Die Theorie vom neuen Musikdrama hat in dem „Ring

3 Albumblätter. Lieder. („5 Gedichte" u. a.) Parsifal, ein Bühnenweihfestspiel. Gesammelte Schriften. (Gesammtausgabe bei E. W. Fritsch in Leipzig; Supplement: „Entwürfe, Gedanken, Fragmente.") „Nachgelassene Schriften und Dichtungen." (Breitkopf und Härtel 1895.) „Die Kunst und die Revolution" (1849); „Kunst und Klima." „Das Kunstwerk der Zukunft." „Das Judenthum in der Musik." (Alle drei 1850.) „Oper und Drama." „Eine Mittheilung an meine Freunde." (Beide 1851.) „Ueber Staat und Religion." (1864.) „Ueber das Dirigiren." (1869.) „Beethoven." (1870.) „Ueber die Bestimmung der Oper"; Entwürfe und Aufsätze für die Bayreuther Blätter u. s. w. Briefe: „Briefwechsel zwischen W. und Liszt". (Zwei Bände 1887.) „R. W.'s Briefe an Th. Uhlig, W. Fischer und F. Heine." (1888.) „Briefe an August Röckl." (1894.) „15 Briefe herausgegeben von Eliza Wille." (1894.) „Briefe an Ernst Heckel." (1898.) „Briefe an O. Wesendonk." (1898.) Die Wagnerliteratur ist ungemein umfangreich. U. A. schrieben über ihn, Fr. Liszt, H. v. Wolzogen, Richard Pohl, Heinrich Porges, Friedrich Nietzsche (Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik 1872), Wilhelm Tappert, Ed. Schuré (le drame musical 1875). Größere Biographien von Friedrich Glasenapp (3. Aufl. 1894—99), H. St. Chamberlain (1894), R. Oesterlein gab den „Katalog einer Wagner-Bibliothek", Kürschner ein „Wagner-Jahrbuch" heraus.

des Nibelungen" wohl ihren consequentesten Ausdruck gefunden. Musikalisch ist die gewaltige Schöpfung ungleich, was in der über Jahrzehnte vertheilten Entstehung seine erklärliche Ursache hat. Der „Ring" enthält, zumal in seinen ersten Theilen, vielleicht die schönsten Eingebungen des Meisters, aber auch Partien, die sich mit anderen seiner Werke nicht messen können. Von der richtigen Erkenntniß ausgehend, daß die Musik im Drama möglichst des Typischen zu ihrer Darstellung bedarf, war Wagner schließlich dahingekommen, in den Gestalten der Götter- und Heldensage die allein geeigneten Träger seiner Handlungen zu erblicken. Damit hat er sich, bis zu einem gewissen Grade natürlich, all diejenigen entfremdet, die lieber rein menschlichen Figuren und Vorgängen ihre Theilnahme schenken. Eine Abnahme seiner Schaffenskraft hat Wagner kaum erlebt; es sei denn, daß man in gewissen Abschnitten des „Parsifal" eine solche erkennen will. Am Abend seines Lebens zeigt er sich in diesem letzten Vermächtniß noch einmal in einem neuen Lichte. Ergreifend ist die milde, verklärte Stimmung, die über dem Werke liegt, und musikailsch-interessant sind die Einwirkungen der mittelalterlichen Kirchenmusik, die den Weisen und der Harmonik der Gralschöre ihren Charakter gegeben haben. Wie Wagner neben seinen Werken mit der Gründung der Bayreuther Festbühne seinem Volke ein würdiges Denkmal hinterlassen hat, so ist er auch als Schriftsteller von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Seine gesammelten Schriften enthalten das werthvollste Material für die Kenntniß des Menschen Wagner und seiner Zeitgeschichte und eine umfassende Darstellung seiner Kunsttheorien.

Der Schritt, um den Wagner die Musikentwickelung vorwärts brachte, war ein gewaltiger, fast sprunghafter. Das mußte sein Wirken den Zeitgenossen als ein revolutionäres erscheinen lassen. Sie sahen ihn nicht unmittelbar hervorwachsen aus seiner Umgebung, und empfanden deshalb zunächst mehr die negativen als die positiven Tendenzen seiner Kunst. Der Kampf um ihre Duldung und schließliche Anerkennung tobte lange und heftig; er füllt mit seinen erbitterten Fehden die Geschichte der musikalischen Kritik im 19. Jahrhundert über drei Jahrzehnte hindurch, und kaum jemals hat an der Erörterung einer Kunstfrage die gesammte Oeffentlichkeit in gleich leidenschaftlicher Weise theilgenommen. Ganz ist dieser Kampf noch jetzt nicht zum Schweigen gebracht, aber Wagner's Stellung in der Geschichte ist längst nicht mehr zu erschüttern. Wir sehen in ihm nicht mehr den Neuerer, denn seine Werke beherrschen Bühne und Production fast vollständig; wir verstehen ihn jetzt als nothwendiges Glied in der Kette der Entwickelung, als einen Meister, dessen Schaffen organisch aus dem seiner künstlerischen Vorfahren hervorging. Die Liebe seines Volkes, nach der er so sehr gedürstet, ja die Liebe der ganzen Welt ist ihm in reichem Maße zu theil geworden, und im Verein mit Luther, Shakespeare, Bach, Goethe und Beethoven wird er als einer der Gipfel germanischer Kultur verehrt.



Zur Verbreitung der Wagner'schen Kunst im Ausland haben die Bayreuther Festspiele viel zu beigetragen. Daß sein Einfluß namentlich in Frankreich ein tiefgehender war und noch ist, hat uns die Betrachtung der neueren französischen Componisten gezeigt. In Deutschland wirkte das Uebergewicht beinahe erdrückend. Viele verstummten, wenigstens auf der Opernbühne, weil die Nachfolge Pflichten auferlegte, denen sie nicht gewachsen waren. Schlimmer war es, daß geringere Talente ohne inneren Beruf in die Fußstapfen des Meisters traten und ihn äußerlich nachzuahmen suchten. Im Ganzen trat ein Stillstand der Production ein: die musikalische Welt hatte genug zu thun, den Vorsprung des Einen einzuholen. Unter seinen Epigonen traten mit der Zeit aber auch selbstständigere Naturen hervor. Da ist zunächst der feinsinnige Cornelius anzuführen, kein starkes, aber ein echtes Dichtergemüth in Worten und Tönen. Wagner's dramatischem Stil schlossen sich ferner von Jüngeren Weingartner, Richard Strauß und Schillings an; auch Rüfer,

Cornelius, Peter, geb. den 24. Dez. 1824 in Mainz, ein naher Verwandter des großen Malers, studirte 1845—50 bei Dehn in Berlin Kontrapunkt, nachdem sein ursprünglicher Plan, sich als Schauspieler der Bühne zu widmen, mißglückt war. Seine engen Beziehungen zu Liszt (C. war 1852 nach Weimar gegangen) machten ihn zu einem eifrigen Vorkämpfer der neudeutschen Richtung, für die er auch als Schriftsteller in der „Neuen Zeitschrift für Musik" eingetreten ist. Der Mißerfolg seines „Barbier v. Bagdad" (1858) wurde die Ursache, daß Liszt verstimmt Weimar verließ. C. ging nach Wien und folgte 1865 Wagner nach München, wo er eine Anstellung an der Königlichen Musikschule erhielt. Eine zweite Oper „Der Cid" wurde 1865, die unvollendet hinterlassene, von Hoffbauer und Lassen instrumentirte „Gunlöd" 1891 zur Aufführung gebracht. Außer durch die genannten Opern ist C., der zugleich der Dichter seiner Gesänge war, durch seine Lieder und Duette, weniger durch seine Chorwerke bekannt geworden. Einen Band „Lyrischer Poesien" gab er 1861 heraus. Er starb am 26. Oktober 1874 zu Mainz. Ueber ihn: Adolf Sandberger (1887). Eine Autobiographie erschien 1874.

Weingartner, Felix, Edler von Münzberg, geb. 2. Juni 1863 zu Zara in Dalmatien, Schüler von W. Remy in Graz u. des Konservatoriums in Leipzig, schloß sich 1884 an Liszt in Weimar an. Nach kurzer Virtuosenlaufbahn als Pianist wirkte er als Dirigent in Königsberg, Danzig, Hamburg, Frankfurt a. M., Mannheim u. Berlin, wo 1891 seine Anstellung als Hofkapellmeister erfolgte. Seit 1898 hat er sich von der Bühne zurückgezogen. Er lebt in München, dirigirt aber außer den dortigen Kaim-Konzerten die Symphonie-Soireen im Berliner Opernhause und ist häufig Gast in Wien, Paris u. s. w. Außerdem ist er als Komponist, Dichter und Schriftsteller thätig. Es erschienen von ihm: Lieder, Klavierstücke, die symphonischen Dichtungen „Lear" u. „Das Gefilde der Seligen", 2 Streichquartette, 2 Symphonien in G und Es, sowie die Opern „Sakuntala" (1884), „Malawika" (1885), und „Genesius" (1892).

Schillings, Max, geb. am 19. April 1868 in Düren (Rheinland), erhielt Unterricht im Violin- u. Klavierspiel, Theorie und Komposition durch Musikdirektor Brambach u. Prof. v. Königslöw in Bonn, war 1892 als Bühnendirigent in Bay-

Reßnicek, Humperdink und H. Pfitzner, und in mancher Hinsicht Kienzel, Bungert und Sommer gehören hierher. Die Werke d'Alberts, der seit Kurzem als Bühnen-

reuth thätig u. lebt seitdem seinen Arbeiten in München. 1894 erschien in Karlsruhe seine „Ingwelde", der bisher eine zweite Oper „Der Pfeifertag" (1899, Schwerin), drei symphonischen Fantasien für Orchester („Meergruß", „Seemorgen", „Zwiegespräch"), die Ouverture zu König „Oedipus" und die Musik zur Orestie des Aeschylus gefolgt sind.

Rüfer, Philipp, geb. 7. Juni 1844 zu Lüttich, lebt seit 1871 in Berlin. Werke: F-dur-Symphonie, mehrere Ouverturen, Streichquartette und andere Kammermusik; die Opern: „Merlin" (1887) und „Ingo" (1897).

Reznicek, N. E. von, geb. 4. Mai 1860 in Wien, Schüler des Konservatoriums in Leipzig, ist längere Zeit als Dirigent an verschiedenen Bühnen thätig und wirkt dann 8 Jahre lang in Prag als Militairkapellmeister. Nach kürzerem Aufenthalt in Weimar lebt er 1896—99 als Hofkapellmeister in Mannheim, seitdem ohne Amt in Wiesbaden. — Werke: Requiem für Soli, Chor, Orgel u. Orchester (1894); „Donna Diana", komische Oper (1896).

Humperdinck, Engelbert, geb. 1. Sept. 1854 zu Siegburg am Rhein, besuchte die Konservatorien von Köln und München (Schüler v. Hiller u. Rheinberger) und lebte 1879—81 in Italien. 1885—87 war er Lehrer am Konservatorium in Barcelona; 1890 folgte er einem Rufe nach Frankfurt am Main (Hoch'sches Konservatorium), wo er auch als Musikschriftsteller thätig war. H. lebte dann auf seiner Besitzung bei Boppard a./Rh. und ist seit 1901 Kompositionsprofessor an der Kgl. Hochschule in Berlin. Werke: 2 Chorballaden mit Orchester: „Das Glück von Edenhall" u. „Die Wallfahrt nach Kevlaar"; die Märchenspiele „Hänsel und Gretel" (1893), „Die sieben Geislein" u. „Die Königskinder"; „Maurische Rhapsodie" für Orchester.

Pfitzner, Hans, geb. 5. Mai 1869 in Moskau. Musikdramen: „Der arme Heinrich" (1895); „Die Rose vom Liebesgarten" (1900).

Kienzl, Dr. Wilhelm, geb. 17. Januar 1857 zu Waizenkirchen in Ober-Oesterreich, Schüler von W. Mayer in Graz und Rheinberger in München, studirte auf den Universitäten Graz, Prag und Leipzig und war als Musikschriftsteller, Dirigent (1883—93 an verschiedenen Bühnen) und als Direktor der Grazer Landesmusikschule thätig. K., der in Graz lebt, hat außer den Opern „Urvasi" (1886), „Heilmar der Narr" (1892), „Der Evangelimann" (1895), „Don Quixote" (1898), Kammermusik, Chöre, Orchesterwerke, Lieder und Klaviersachen geschrieben.

Bungert, August, geb. 14. März 1846 zu Mühlheim a. d. Ruhr, studirte in Köln, Paris und Berlin (bei Kiel) und machte sich zuerst durch seine Kammermusik und Lieder bekannt. Von seinen dramatischen Arbeiten ist „Die Homerische Welt" zu nennen, von der bisher der erste, zweite und vierte Theil, „Odysseus Heimkehr" (1896), „Kirke" (1898), und „Nausikaa" (1901), aufgeführt sind.

Sommer, Hans (eigentlich Zinken), geb. 20. Juli 1837 zu Braunschweig. Professor der Physik und bis 1884 Direktor der technischen Hochschule in Braunschweig, wurde zuerst als Liederkomponist bekannt. Dramatische Werke: „Loreley" (1891), „St. Foix" (1894), „Der Meermann" (1896) und „Münchhausen".

D'Albert, Eugen, geb. d. 10. April 1864 in Glasgow, studirte in London unter Ernst Pauer und in Weimar unter Liszt und machte sich zunächst einen Namen



componist Erfolge gewinnt, weisen neben Wagner'schen starke Einwirkungen der Brahms'schen Musik auf. Ein Meister endlich, als Tonsetzer einer der hervorragendsten, **Bruckner**, hat den Versuch unternommen, Wagner's Orchesterstil und Contrapunktik auf die Symphonie zu übertragen. Mit seiner neudeutschen Phantastik contrastirt seltsam ein reaktionärer, fast trocken-reflectirender Zug, der sich mit jener in seinen Schöpfungen nicht recht verschmelzen will und den ursprünglich als Orgelmeister großgewordenen Componisten nicht verleugnet. Seine überquellende Erfindungsgabe hat wohl weite Kreise in ihren Bann gezogen; aber die Entlehnung dem dramatischen Gebiete angehörender Kunstmittel kann so wenig als eine Neubelebung der Symphonie gelten, wie der einzelne geistreiche Einfall oder das Spiel der Tonfarben die Logik der Gedankenentwickelung und der übersichtlich geordneten Form zu ersetzen vermag.

Je mehr eine geschichtliche Darstellung sich der Gegenwart nähert, je mehr der Abstand zu den behandelten Persönlichkeiten sich verringert, um so schwankender wird naturgemäß der anzulegende Maßstab. Bei aller Vorsicht ist es unvermeidlich, daß nicht das Subjective im Urtheil des Verfassers stärker und stärker hervortritt; seinen Zeitgenossen vollends ist Niemand in der Lage eine endgiltige Stellung in der Geschichte anzuweisen. Aus diesen Gründen mußte die hier gebotene Uebersicht sich einer immer gedrängteren Kürze befleißigen. Es erübrigt nun noch, einen orientirenden Blick auf die bedeutendsten Meister zu werfen, die das bewegende Element der nachwagnerschen Epoche bis in die jüngste Vergangenheit hinein gewesen sind.

als bedeutender Pianist. Von seinen Kompositionen sind die Suite für Klavier Op. 1 zu nennen, die beiden Klavierkonzerte, die Symphonie in F, die Opern „Der Rubin", „Gernot", „Die Abreise" und „Kain", sowie eine Reihe wirksamer Lieder.

Bruckner, Anton, geb. 4. Sept. 1824 zu Ansfelden (Ober-Oesterreich), kam nach dem frühen Tode seines Vaters als Sängerknabe in das Stift St. Florian. Unter sehr dürftigen Verhältnissen studirte er fast autodidaktisch mit solchem Erfolg, daß er 1855 bei einer Concurrenzbewerbung die Dom-Organistenstelle in Linz erhielt. Von dort aus ging er häufig nach Wien, um sich bei Sechter noch weiter in der Kontrapunktik auszubilden u. wurde 1867 dessen Nachfolger als Hofkapell-Organist, nachdem er von 1861—63 noch Otto Kitzlers Schüler in der Komposition gewesen. Zugleich wurde er Professor am Konservatorium u. 1875 Lektor an der Universität, die ihn 1891 zum Ehrendoktor ernannte. Gest. in Wien 11. Oct. 1896. **Werke:** 8 Symphonien (I. C-moll, 1866; II. C-moll, 1876; III. D-moll, 1890; IV. Es-dur, 1881; V. B-dur, 1894; VI. A-dur, noch nicht gedruckt und aufgeführt; VII. E-dur, 1884; VIII. C-moll); 3 Sätze einer IX. Symphonie; 3 Orgel-Messen (I. D-moll, 1863; II. E-moll; III. F-moll, 1893); Tedeum (1886); der 150. Psalm für Soli, Chor und Orchester; kleinere kirchliche Werke (Ave Maria, Tantum ergo, Graduale); Männerchöre mit Orchester: Germanenzug, Helgoland; Gemischte Männerchöre a capella, 1 Streichquintett (F-dur). Ueber ihn: Fr. Brunner (1895).

Zwei Männer kommen hier in Betracht, die, so ungleich im Grunde ihre Schaffenskraft, doch nicht gut von einander getrennt werden können. Der eine, Johannes Brahms, entstammte dem Kreise um Schumann und trat zunächst das Erbe der Spät-Romantiker an; der andere, Franz Liszt, wurde von der neudeutschen Schule, die er in Weimar recht eigentlich begründet hat, auf den Schild gehoben. Beide waren schon bald nach der Mitte des Jahrhunderts am Werke, aber erst nach Wagner's Tode ist ihr Einfluß stärker zur Geltung gekommen. Brahms und Liszt sind die beiden entgegengesetzten Pole, um die sich das Musikempfinden unserer Zeit be-

Brahms, Johannes, geb. 7. Mai 1833 zu Hamburg, entstammt einer holsteinschen Familie. Der Vater, ein vielseitiger Musikant war als Hornist und Kontrabassist in den Orchestern Hamburger Theater thätig. Die ärmlichen Verhältnisse der Familie brachten es mit sich, daß der kleine Johannes frühzeitig für den Unterhalt mitsorgen mußte. Den ersten Unterricht erhielt er von Otto Cassel; in seinem 14. Jahre, als seine eigenartige Begabung sich stark zu äußern begann, wurde er Schüler von Eduard Marxen in Altona. Nach einem erfolgreichen Auftreten in seiner Vaterstadt, bei dem er sich auch als Komponist einführte, unternahm er 1853 seine erste Kunstreise mit dem Geiger Reményi. Sie führte ihn nach Weimar zu Liszt und nach Göttingen, wo er zu Joseph Joachim in dauernde freundschaftliche Beziehungen trat. Durch ihn wurde Brahms dem in Düsseldorf lebenden Schumann zugeführt. Die Begeisterung des älteren Meisters für die vorgelegten Erstlingswerke fand ihren Ausdruck in jenem oft citirten „Neue Bahnen" betitelten Aufsatz Schumann's in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik". Die nächste Zeit verlebt B. theils in Düsseldorf, theils in Hannover und in Göttingen, wo er die Universität besucht. Vorübergehend nimmt er die Stelle eines Chordirigenten und Hofpianisten in Detmold an (1855—56) und zieht sich nach Schumann's Tod nach Hamburg zurück, um sich hier in aller Stille seinen weiteren Arbeiten zu widmen. Im December 1853 erschienen in Leipzig seine ersten Kompositionen: dort gründete er auch seinen Ruf als Pianist von ungewöhnlichen technischen und musikalischen Eigenschaften, besonders als er 1859 im Gewandhaus sein gewaltiges D-moll-Konzert spielte, dem damals freilich eine verständnißvolle Aufnahme noch versagt blieb. Von 1862 ab findet er in Wien eine zweite freundlichere Heimath, und Männer wie Hanslick, Billroth, Hans Richter, Ignatz Brüll werden seine begeisterten Anhänger. 1863—64 wirkt er als Chormeister der Wiener Singakademie, 1871—74 als Leiter der Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde. Im Uebrigen lebte B. ganz seinem Schaffen. Vorübergehend hielt er sich noch in Hamburg, Zürich, Baden-Baden, Heidelberg auf, kehrte aber stets wieder nach Wien zurück. Den Sommer verbrachte er gern auf Reisen, die ihn meist in die Schweiz, Tirol (Ischl), mehrmals auch nach Italien führten. Als Interpret und Dirigent seiner Werke ist Brahms auch später nicht selten in die Oeffentlichkeit getreten. In der letzten Zeit seines Lebens war er häufig der Gast des kunstsinnigen Herzogs von Meiningen. B. bot in seiner äußeren Erscheinung das Bild männlicher Kraft und unangetasteter Gesundheit. Unerwartet raffte ihn ein inneres Leiden, gegen das er in Karlsbad vergeblich Heilung gesucht hatte, dahin am 3. April 1897. Seine Gebeine ruhen auf dem Centralfriedhofe Wiens zwischen den Gräbern Beethoven's und Schubert's. —



wegt. Zwar neigt die allgemeine Auffassung, durch sinnloses Parteigängerthum irregeleitet, noch immer dazu, hauptsächlich in Wagner und Brahms eine kunstgeschichtliche Antithese zu erblicken. Diese beiden Meister haben jedoch eine zu breite gemeinsame Basis in ihrem zeugungskräftigen Urmusikerthum, in ihren Beziehungen zu den großen Tondichtern der Vergangenheit und dem Streben, die Entwickelung in neuem Geiste fortzuführen, und können schon aus dem Grunde nicht als Antipoden ausgespielt werden, weil das Schaffensgebiet des Einen das des Andern vollkommen ausschließt. Wagner geht in seinen dramatischen Schöpfungen auf; Brahms hat Alles, nur keine Oper ge-

Werke: 4 Symphonien (C-moll, Op. 68, D-dur, Op. 73, F-dur, Op. 90, E-moll, Op. 98); zwei Serenaden (D-dur, Op. 11, A-dur, Op. 16); zwei Ouverturen (Akademische, Op. 80, Tragische, Op. 81); Variationen für Orchester über ein Thema von Haydn, Op. 56. Vier Konzerte a) für Klavier (D-moll, Op. 15, B-dur, Op. 83), b) für Violine (D-dur, Op. 77), c) für Violine und Violoncello (Doppelkonzert A-moll, Op. 102). Für Chor und Orchester (mit und ohne Soli): Ave Maria Op. 12; Begräbnißgesang Op. 13; ein deutsches Requiem, Op. 45; Rinaldo, Op. 50; Rhapsodie (Altsolo), Op. 53; Schicksalslied, Op. 54; Triumphlied, Op. 55, Nänie, Op. 82; Gesang der Parzen, Op. 89; Kammermusik: zwei Streichsextette (B-dur, Op. 18; G-dur, Op. 36); zwei Streichquintette (F-dur, Op. 88, G-dur, Op. 111); Klarinettenquintett H-moll, Op. 115; drei Streichquartette C-moll, A-moll, Op. 51, B-dur, Op. 67); Klavierquintett F-moll, Op. 34; drei Klavierquartette (G-moll, Op. 25, A-dur, Op. 26, C-moll, Op. 60); fünf Klaviertrios (H-dur Op. 8, Es-dur Op. 40 [mit Violine und Waldhorn], C-dur, Op. 87, C-moll, Op. 101, A-moll, Op 114 [mit Klarinette und Violoncello]); drei Violinsonaten (G-dur, Op. 78, A-dur, Op. 100, D-moll, Op. 108); zwei Cellosonaten, E-moll, Op. 38, F-dur, Op. 99); zwei Sonaten für Klarinette und Klavier (F-moll, C-dur, Op. 120). Klaviermusik a) zu zwei Händen: drei Sonaten (C-dur, Op. 1, Fis-moll, Op. 2, F-moll, Op. 5); Scherzo, Op. 4; Variationen Op. 9; Balladen, Op. 10; Variationen Op. 21; Händelvariationen Op. 24; Paganinistudien, Op. 35; Klavierstücke, Op. 76; zwei Rhapsodien, Op. 79; Phantasien, Op. 116; Intermezzi, Op. 117; Klavierstücke Op. 118 und Op. 119; ferner Uebungen, Bearbeitungen u. A. b) zu vier Händen: Variationen Op. 23; Walzer Op. 39; ungarische Tänze (4 Hefte). Mehrstimmige Gesänge a) geistliche: Marienlieder Op. 22. Der 23. Psalm (für Frauenchor und Orgel, Op. 27); zwei fünfstimmige Motetten, Op. 29; Geistliches Lied von Paul Flemming (für gemischten Chor mit Orgel, Op. 30); drei Chöre für Frauenstimmen, Op. 37; zwei 4—6 stimmige Motetten, Op. 74; drei 4—8 stimmige Motetten, Op. 110. b) weltliche: vier Gesänge für Frauenchor (mit Hörnern und Harfe, Op. 17); drei Quartette mit Klavier, Op. 31; fünf Lieder für Männerchor, Op. 41; drei sechsstimmige Gesänge, Op. 42; Lieder und Romanzen für Frauenchor, Op. 44; „Liebesliederwalzer", Op. 52 und 65; 7 Lieder für gemischten Chor, Op. 62; Quartette mit Klavier Op. 64, Op. 92, Op. 93 a (Lieder und Romanzen); sechsstimmiges Tafellied, Op. 93 b; „Zigeunerlieder", Op. 103 und Op. 112 (a capella für gemischten Chor, Op. 104 und Op. 110); „Deutsche Fest- und Gedenksprüche" für Doppelchor, Op. 109; 13 Kanons für dreistimmigen Frauenchor, Op. 113; ohne Opus-Zahl „Deutsche Volkslieder" (zwei Hefte). Duette: Op. 20, 28, 61, 66, 75. Lieder:

schrieben. Wohl aber begegnen sich Liszt und B
Felde, dem der absoluten und instrumentalen M
waltet allerdings ein starker, tief innerlich begrün
aller Zwiespalt der Meinungen geht im Grunde a
dieser beiden Individualitäten zurück. Man
Stellungnahme der Zeitgenossen zu ihren Wer
schiedene Arten des Musikempfindens aufgedeckt
Daß bei jedem Musikgenuß die Phanta
eine zweifache Weise angeregt wird, kommt sel

Op. 3, 6, 7, 14, 19, 32, 33 (fünf Hefte Magellonenro
49, 57, 58, 59, 63, 69, 70, 71, 72, 84, 85, 86, 91
94, 95, 96, 97, 105, 106, 107, 108, 109, 121 (vier erns
Zahl „Mondnacht", Volkskinderlieder (den Kindern R. und
7 Hefte deutscher Volkslieder. Für Orgel: Präludium und
As-moll. — Ueber ihn: H. Deiters (1880), Albert Dietrich
zeit 1898), J. V. Widmann (Erinnerungen 1898), Hein
1897), Thematisches Verzeichniß der Werke bei N. Simroc

Liszt, Franz, geb. 22. Okt. 1811 zu Reiding
wurde von seinem musikalischen Vater, der Gutsverwalte
war, früh in seiner Veranlagung unterstützt und ließ s
jähriger zu Oedenburg öffentlich mit eignen Kompositionen h
Magnaten bewilligtes Stipendium ermöglichte es ihm, se
Czerny und Salieri fortzusetzen. Im Jahre 1823 g
nach Paris, wo Liszt begeisterte Anerkennung fand, o
seinen Wunsch erfüllte, ihn ins Conservatoire aufzunehm
Vaters (1827) und nachdem die Mutter nach Paris ü
mehrere Jahre zurückgezogen, wissenschaftlichen Studien o
als Klavierlehrer thätig, um dann als fertiger Meister
treten. Es folgte eine Reihe von Wander- und Virtuose
zügen des Meisters wurden. (London, Paris, Brüssel, Ko
ging er nach Genf, wohin ihm die Gräfin d'Agoult folgt,
deren zweites, Cosima, sich später mit Hans v. Bülow
Gattin Rich. Wagners wurde. 1835 kehrte er nach P
Thalberg zu konkurriren; er blieb Sieger im Wettstreit. 1839
Mitteln die Errichtung des Beethoven-Denkmals in Bonn z
war er Hofkapellmeister in Weimar, lebte auf der Alte
umfassende Thätigkeit. Durch trübe Erlebnisse verstimmt,
lich zurück, nachdem er noch den „Allgemeinen deutschen
Von 1863 lebte er in Rom, an schriftstellerischen u
arbeitend. Einem religiösen Bedürfnis folgend, nahm er 1
mit dem Titel Abbé, trat später auch in den Genu
widmete sich immer ausschließlicher der kirchlichen Tonkunst.
Großherzogs kehrte er 1870 nach Weimar zurück, ohne jed
lebte dort noch viele Jahre in der „Hofgärtnerei", einen
und Anhängern um sich versammelnd, und starb am 31.
wohin er zum Besuch der Festspiele gegangen war. — H

Zuweilen jedoch spüren wir, ob es entweder die Klänge an sich in ihrer materiellen Wirkung, oder ob es ihre ideellen Beziehungen unter einander oder zu inneren Vorstellungen sind, was unser Wohl- oder Mißfallen erregt. In den Werken der früheren Componisten wurden von jeher beide Möglichkeiten gemeinsam ausgenutzt; selten, daß die eine oder die andere vorherrscht. Höchstens von gewissen Compositionen Bachs und Beethovens kann man behaupten, daß sie die materielle Klangwirkung außer Acht setzen und den Tonverbindungen lediglich eine transcendentale Bedeutung geben. Es ist nun die Eigenart der Brahms'schen und aller ihr verwandter moderner Musik,

nische Dichtungen: Ce qu'on entend sur la montagne, Tasso (lamento e trionfo), Les prêludes, Orpheus, Prometheus, Mazeppa, Festklänge, Héroïde funèbre, Hungaria, Hamlet, Hunnenschlacht, Die Ideale, Von der Wiege bis zum Grabe (1883), Dante, Faustsymphonie; Episoden aus Lenau's Faust, Künstlerfestzug (zum Schillerfest 1859), Gaudeamus igitur, Festmarsch, Festvorspiel, Huldigungsmarsch, Vom Fels zum Meer (Marsch), Arrangements von Schubert'schen Märschen 2c. Klavierwerke: 2 Koncerte (E-dur, A-dur), Danse macabre, Concerto pathétique, 15 ungarische Rhapsodien, Rhapsodie espagnole, Sonate in H-moll, Phantasie u. Fuge über BACH, Klavierbearbeitung von 6 Orgel-Präludien u. Fugen J. S. Bachs, Variationen über ein Thema aus Bachs H-moll-Messe, 2 Balladen, Berceuse, 2 Legenden, 2 Elegien, Capriccio alla turca (über Motive aus Beethovens „Ruinen von Athen"), L'idee fixe (Berlioz), Impromptu Fis-dur, Consolations, Apparitions, Harmonies poétiques et religieuses, Années de pélerinage (26 Stücke), Liebesträume (3 Notturnos), Chromatischer Galopp, 3 Caprices-valses, viele Paraphrasen (bes. über Motive Wagner'scher, Meyerbeer'scher, Verdi'scher Opern) u. Transkriptionen von Liedern für Pianoforte (gegen 60 von Schubert), Bearbeitungen für Klavier zu 2 Händen von Beethovens 9 Symphonien usw.; Etudes d'exécution transcendante, 3 grandes études de Concert, Etude de perfection; Variationen über den Marsch a. d. „Puritanern" für 2 Klaviere, viele Arrangements für 2 Klaviere u. Transkriptionen für Orgel u. Harmonium, melodramatische Klavierwerke, 3 Duos für Klavier u. Violine; Gesangswerke: Graner Festmesse, Ungarische Krönungsmesse, 2 Orgelmessen (C-moll u. A-moll), der 13., 18., 23. u. 137. Psalm, Requiem für Männerstimmen u. Orgel, viele kleinere kirchl. Gesänge; Oratorien: Christus, Stanislaus, Legende von der heiligen Elisabeth; Kantaten: Die Glocken des Straßburger Münster, Die heil. Cäcilia, An die Künstler (Männerchor), Chöre zu Herders „Entfesseltem Prometheus", Festkantaten; mehrere Hefte 4 stimmiger Männerquartette, gegen 60 Lieder für Solostimme mit Klavier; Jeanne d'Arc au bucher, Die Macht der Musik usw. Schriften: De la fondation Goethe à Weimar (1851), Lohengrin et Tannhäuser de Richard Wagner (1851), Frédéric Chopin (1852), „Die Zigeuner u. ihre Musik in Ungarn" (1861), Ueber Fields Nocturnes (1859), Robert Franz (1872), „Keine Zwischenaktsmusik mehr" (1879). Gesamm. Schriften her. v. L. Ramann (6 Bde. 1880—83). Briefwechsel zwischen Wagner u. Liszt (2 Bde. 1887). Weitre Literatur: La Mara „Briefe L.s an eine Freundin" (1894), „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Fr. L." (1897), „Briefwechsel zwischen Fr. L. u. Hans von Bülow" (1898); Biogr. von Lina Ramann (3 Bde. 1880—94). Verzeichniß der gedr. Werke von Aug. Göllerich in der N. Zeitschr. f. Musik 1888—89.

daß sie diese Seite der Tonkunst ganz besonders und bewußt herausbildet. Deshalb ist ihre Klangwelt dem verschlossen, der sie nur mit dem äußeren, nicht mit dem inneren Ohre aufzunehmen vermag. Liszt und seine Schule tritt dazu in den schroffsten Gegensatz. Hier finden wir das Tonempfinden mehr nach seiner materiellen Seite entwickelt. Liszt emancipirt den Ton von ideellen Beziehungen und verwendet ihn hauptsächlich nach seinem realen Klangwerth und seiner Associationsfähigkeit mit Vorstellungen der Außenwelt. Zwei latente Gegensätze, die in der Wirkung des Tones auf das Gemüth geschlummert hatten, sind damit offenkundig zum Ausdruck gebracht, und so erklärt sich die scharfe Spaltung zweier Parteien, die sich nicht zu verstehen vermögen. Was die Einen gerade durch seine keusche Zurückhaltung in innerster Seele ergreift, erscheint den Andern als „schlechte Instrumentation"; was diese wiederum in Entzückung versetzt, wird von jenen als „leeres Tongeklingel" gescholten. Dafür, daß die ältere, mehr transcendentale Art des Tonempfindens eine größere formbildnerische, also spezifisch musikalische Kraft besitzt, hat die Geschichte den Beweis geliefert. Auch das scheint außer Frage, daß sie vielmehr dem natürlichen Bedürfniß der naiv genießenden Menge entspricht, die keineswegs dazu erst erzogen zu werden braucht. Trotzdem hat die realistische Richtung in neuerer Zeit unleugbar beträchtlich an Boden gewonnen, wenn auch vorläufig noch die Fachmusiker ihre eifrigsten Verfechter bilden.

So wenig die Gegenüberstellung Wagners mit Brahms geeignet ist, die musikalischen Zustände unserer Zeit zu kennzeichnen, so wenig ist die landläufige Verbindung seiner künstlerischen Person mit der Liszt's eine innerlich berechtigte. In Wahrheit gingen beide durchaus getrennte Wege. Man kann sich kaum einen größeren Kontrast denken als Wagner, der sein Leben dafür einsetzte, daß nur aus dem Worte die rechte Musik entsprießen könne, daß das Drama das höchste Ziel auch des Musikers sei, und Liszt, der Handlung und Scene, ja sogar das Wort bei Seite schob und sich vermaß, Alles durch die Instrumentalmusik allein ausdrücken zu können. Auf der einen Seite Wagner, der Verächter allen Virtuosenthums, auf der andern Liszt, sein glänzendster Vertreter! Ferner aber gehört zu den für Wagner charakteristischen Zügen, daß er auf eine kraftvolle, festumrissene Zeichnung nie verzichtet, daß er sich nie, wie Liszt, mit der Farbe und ihren Reizen begnügt hat. Endlich war Wagner mit Leib und Seele Deutscher, sich seines Deutschthums wohl bewußt und vertrat die Meinung, daß die Grundlage der Kunst eine nationale sein müsse. Liszt dagegen, der französirte Ungar, kannte kein künstlerisches Heimathsgefühl; als Componist wie als Mensch gehörte er der ganzen Welt, seine Tonsprache war eine internationale. Außer seinen freundschaftlichen Gesinnungen, die er dem verfehmten Meister in so hochherziger Weise bekundet hat, verbindet ihn mit dem Schöpfer des Nibelungenringes nur die Lust am Neuen, die ihn den gleichen

Orchesterstil und die gleiche kühne Harmonik anwenden und in mancher Hinsicht noch weiterbilden ließ.

In seiner ersten Lebenshälfte blieb Liszt, der größte Pianist aller Zeiten, ein geistvoller Tonsetzer für sein Instrument. Er erweiterte die Literatur des Klaviers durch seine Transcriptionen, Rhapsodien, Charakterstücke und Konzerte, wie er die Technik des Spieles glänzender, reicher gestaltet hatte. Die stärkste Anregung, die seinem Schaffen schließlich das Gepräge gab, kam ihm vom Ausland: der größte Romantiker Frankreichs, Hector Berlioz, wurde sein Vorbild. Berlioz spielt deshalb auch mehr in der deutschen, als in der französischen Musikgeschichte eine Rolle. Er gehört zu den Künstlern, die nicht sowohl durch vollendete Schöpfungen, als durch wichtige Impulse, die von ihnen ausgehen, Bedeutung haben. Daher ist ihm auch im Leben der Erfolg versagt geblieben, während er nach seinem Tode fast überschätzt wird. Namentlich in Deutschland, das ihn überhaupt erst zu Ehren gebracht, wird ihm neuerdings eine gesteigerte Aufmerksamkeit zugewendet. Wie Berlioz das Leitmotiv als idée fixe zuerst in die Musik einführte, so hat er, einer der genialsten Meister der Instrumentationskunst, den Charakter des modernen Orchesters wesentlich beeinflußt. Durch seine symphonischen Werke ist er der Begründer der modernen „Programmmusik" geworden, da sie auf Liszt und weiter auf dessen Anhang gewirkt haben. Die Frage nach dem Wesen und der Berechtigung der Programmmusik selbst führt mitten in einen noch unerledigten Streit der Meinungen und auf das schwierigste Gebiet der musikalischen Aesthetik, das von der Ausdrucksfähigkeit der Musik überhaupt und der Art ihrer Beziehungen zu dem „dargestellten" Objekt handelt. Sie kann in diesem Rahmen nicht erörtert werden; hier ist nur festzustellen, daß gegen Ende des Jahrhunderts die „symphonische Dichtung" die alte Symphonie der Klassiker fast vollständig verdrängt hat.

Während seines zweimaligen langen Aufenthaltes in Weimar hat Liszt eine Schule gegründet, aus der namhafte Pianisten, Dirigen-

Berlioz, Hector, geb. 11. Dec. 1803 zu La Côte Saint-André. Gegen den Willen seiner Eltern bildete er sich unter Mühen und Entbehrungen zur Musik aus. Nach kurzem Besuch des Konservatoriums erringt er 1830 mit der Kantate „Sardanapale" den Römerpreis und verbringt längere Zeit in Italien. Nach Paris zurückgekehrt lebt er ganz seinen künstlerischen Idealen als Componist. Zugleich schreibt er geistreiche musikalische Feuilletons für die Pariser Zeitungen. 1839 wurde er zum Konservator des Konservatoriums ernannt, besuchte in den Jahren 43, 45 u. 47 Deutschland, Oesterreich und Rußland und wurde 1852 Bibliothekar. Gest. 9. März 1869 in Paris. Hauptwerke: Symphonische: „Scène de la vie d'un artiste" (1830), „Harold en Italie" (1834), „Roméo et Juliette" (1839), „Damnation de Faust" (1846); „Requiem" (1837), „Te Deum"; Opern: „Benvenuto Cellini" (1838), „Beatrice u. Benedict" (1862), „Les Troyens" (1863); Ouvertüren 2c. Er hinterließ Memoiren und Briefe. Ueber ihn: W. R. Griepenkerl (1843), Fr. Liszt (1853, Werke IV), Ad. Julien (1882), Hippeau (1883—85 u. 1892), J. G. Proudhomme (1898), Ernst (1884), Pohl (1884).

ten und Componisten hervorgegangen sind. Mit dem Stamm der älteren Wagnerianer pflegt man sie unter dem Begriff der „Neudeutschen“ zusammenzufassen, obwohl sezessionistische Gelüste sie nach den verschiedensten Seiten auseinandertreiben. Der schöpferisch Begabteste unter ihnen, der mit seinen fortschrittlichen Neigungen ein seltenes Können und bemerkenswerthe Eigenart verbindet, ist Richard Strauß. Als äußerster Vertreter der programmatischen Instrumentalmusik, der über die Ziele Liszt's und Berlioz' noch hinausgeht, nimmt er unter den jüngeren Tondichtern Deutschlands das größte Interesse in Anspruch. —

Als Brahms im Jahre 1853 durch Schumann in so begeisterter und deshalb so verantwortungsvoller Weise in die Oeffentlichkeit geführt wurde, war von all den erwähnten Streitfragen noch nicht die Rede. Unbefangen begann die reiche Phantasie des Jünglings sich zu bethätigen. Daß seine spätere Entwicklung in eine so bewegte Zeit fiel, wo es für und wider Kunstprinzipien Stellung zu nehmen galt, lastet beinahe wie ein tragischer Druck auf seinem Leben. Nicht nur die Abstinenz von der Opernbühne — auf der er uns doch vielleicht mehr hätte sagen können, als gemeinhin angenommen wird — auch sonst mancher herbe, verschlossene Zug in seinem Wesen findet gewiß dadurch seine Erklärung. Seine Musik trägt zuweilen einen spröden, etwas unzugänglichen Charakter; aber auch so wie er war, dürfen wir in ihm einen der herrlichsten Meister aller Zeiten verehren. Je mehr seine Werke ins Volk dringen, je bedeutsamer sie sich von der gleichstrebenden zeitgenössischen Musik abheben, desto mehr schwindet der Zweifel an der Größe seiner Erfindungskraft. Seine von wenigen erreichte technische Meisterschaft in der Kunst des Satzes und der Beherrschung großer Formen begegnete ohne Weiteres bereitwilliger Anerkennung; schwerer brach sich die Erkenntniß der eigenthümlichen Schönheit seiner Melodien Bahn. Brahms ist einer der reichsten und echtesten Melodiker. Wie es immer geschieht, wird erst eine in der Ehrfurcht vor dem Meister erzogene Generation das voll empfinden und wird nicht mehr verstehen, was an diesen Weisen „gesucht“ oder „grüblerisch“ klingen soll. Zwei Stimmungen sind ihnen eigenthümlich. Einmal liegt über Brahms' Musik ein unbeschreiblich verklärender,

Strauß, Richard, geb. den 11. Juni 1864 zu München als Sohn des königl. Kammermusikers Franz Str. (Waldhornist), war Schüler des Hofkapellmeisters W. Mayer. 1885 wurde er der Amanuensis Bülow's, ging dann als Kapellmeister nach München, war 1889—95 an der Weimarer Bühne thätig, wurde dann in bevorzugter Stellung an das Hoftheater seiner Vaterstadt zurückberufen und lebt seit 1898 als Kapellmeister der Oper in Berlin. — Werke: F-moll-Symphonie (1881), „Don Juan“ (1889), „Tod und Verklärung“ (1890), „Macbeth“ (1891), „Till Eulenspiegel“ (1895), „Also sprach Zarathustra“ (1897), „Don Quixote“ (1898), „Heldenleben“ (1899). Außer diesen symphonischen Dichtungen schrieb Str. bisher Kammermusik, ein Violinkonzert, ein Hornkonzert, Chöre, zahlreiche Lieder und die Oper „Guntram“ (1894).



idealer Glanz, der in die romantische Grundfarbe einen eigenen, nur ihm gehörenden Ton trägt; und dann quillt aus ihr eine tiefe, schmerzliche Melancholie, eine Sehnsucht nach Frieden und Jugendglück, die namentlich in den späteren Werken immer ergreifender durchklingt. Und diese zarte Seele weiß sich so kraftvoll zu äußern, daß der nicht tiefer Steigende in dem Männlich-trotzigen, oft absichtlich Herbem seiner Tongedanken die wesentliche Seite seiner Kunst erblicken könnte.

Allerdings fehlt es Brahms, namentlich da, wo er sich rein instrumental giebt, auch nicht an kühnem Schwunge und einer gewissen markigen Größe, die nicht selten einen geradezu monumentalen Charakter annimmt. Das ist besonders in den Symphonien der Fall. In ihnen ruht überhaupt in sofern seine größte Bedeutung, als er, mehr als die Romantiker es vermocht hatten, dem Beethovenschen Ideale nahe kommt. An thematischer Erfindung und Kunst der Durchführung und des Aufbaues ist Brahms der größte Nachfolger des Symphonikers Beethoven, an den er auch sonst in seinen Werken mit Bewußtsein anknüpft. Er war es, der fast allein die Traditionen der Klassiker aufrecht erhielt und durch sein Beispiel in die neue Zeit hinüberrettete. Ob man im Uebrigen in der Fülle seiner herrlichen Lieder, in seinen weltlichen und geistlichen Cantaten, oder in der Haus- und Kammermusik, die er reicher als irgend ein anderer Moderner beschenkt hat, den Höhepunkt seines Schaffens erkennen soll, ist schwer zu entscheiden. Wenn alles selbst unterginge, besäßen wir doch im „Deutschen Requiem" den ganzen, echtesten Brahms, der sich wohl nirgend tiefer offenbart hat, als in diesem Werke. Seine Klaviermusik hat durch ihre Vollgriffigkeit und weiten Lagen der modernen Technik neue Züge hinzugefügt. Oft wächst darin (namentlich in den Jugendwerken) der Gedankengehalt über die Ausdrucksfähigkeit des Instrumentes hinaus, wie in seinen Konzerten, sowohl in dem für Violine wie in den beiden für Klavier, das Orchester eine neuartige, fast symphonische Verschmelzung mit dem Soloinstrument eingeht. In beiden Punkten, die in Folge der Bedeutsamkeit der musikalischen Gedanken bei ihm selber weniger ins Gewicht fallen, ist das Beispiel des Meisters nicht gerade als nachahmenswerthes Vorbild hinzustellen. In die Kammermusik hat Brahms das Horn und später mit Vorliebe die Clarinette wieder eingeführt, die wie die anderen Bläser ganz aus ihr verschwunden waren. Eine noch so flüchtige Charakteristik wird schließlich den ausgesprochen germanischen Zug seines Wesens nicht unerwähnt lassen dürfen, der ihn stets aufs Neue zur Pflege des deutschen Volksliedes trieb. Die ältere volksthümliche Weise und ihre Harmonik zieht sich wie ein rother Faden auch durch seine eigene Musik und hat ihr, bald mehr bald minder deutlich ihren Stempel aufgedrückt.

Seit etwa der Mitte der achtziger Jahre, nach dem mannhaften Eintreten Hans von Bülows als Dirigent und Spieler, war Brahms' Stellung in der Musikwelt gesichert. Um diese Zeit beginnt auch sein Einfluß auf die musikalische Produktion ein allgemeinerer

zu werden. Nicht mehr einzelne Componisten nur schließen sich in ihren Liedern und Quartettmusiken enger an ihn an; etwas vom Brahms'schen Geiste bemächtigt sich des ganzen modernen Musiktreibens und dringt selbst bis in die Partituren der Opernbühne. Einige hervorragende Tonsetzer, die sich ihm besonders nahe verwandt zeigen, sind hier schon aufgeführt worden. Am Ausgang des Jahrhunderts ist allmählich die gesammte Haus-, Kammer- und Chormusik von ihm abhängig geworden, so weit sie nicht, wie die dramatische, den Spuren der neudeutschen Meister folgt.

Das hier gezeichnete Bild hat im Laufe des letzten Jahrzehntes noch eine nicht unwichtige Veränderung erfahren durch Strömungen, die sich vom Auslande her geltend machten. Es treten seit Kurzem drei Nationen auf den Schauplatz, die bis dahin eine Rolle im Musikleben nicht gespielt hatten. Vor allem sind es russische Tonsetzer, die die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Entwicklung ihres Landes lenken. Als Begründer einer nationalen Tonkunst in Rußland gelten Dargomyczki und der in Deutschland gebildete Glinka. Rubinstein ließ sich, wie schon erwähnt, mehr von ihr befruchten, als daß er sie förderte, so sympathisch er dieser Bewegung gegenüberstand. Weit mehr als bei diesen älteren, tritt bei einigen jüngeren Componisten das nationale Element in den Vordergrund. Die russischen Volkslieder und Tänze, bald melancholisch-träumerisch, bald von asiatischer Wildheit, geben ihrer Musik durch ihre Weisen und Rhythmen einen eigenen thematischen Gehalt und ein fremdartiges Colorit. Wo das

Dargomyzsky, Alexandre, geb. 2. Febr. 1813 im Gouvernement Tula gest. 29. Januar 1869 zu Petersburg, wo er seit 1835, zuerst als Pianist, lebte. Die Opern: „Esmeralda" (1839), „Russalka" (1855), Lieder, Duette und verschiedene Orchesterkompositionen.

Glinka, Michail, geb. 1. Juni 1803 zu Nowospaskoje bei Selna (Smolensk) widmete sich zunächst von 1817 an im Adelsinstitut zu Petersburg dem Studium der Sprachen und trieb Musik unter Böhms und Charles Meyers Leitung. 1825 gab er sein erstes Werk heraus. Seine schwankende Gesundheit nöthigte ihn zu vielen Reisen. Als er im Jahre 1856 seinen Lehrer Dehn in Berlin aufsuchte, um mit ihm die Harmonisirung der russischen Kirchenmelodien vorzunehmen, ereilte ihn hier der Tod am 15. Februar 1857. Im Winter 1854/55 hatte er eine Selbstbiographie geschrieben. — Hauptwerke: Opern: Das Leben für den Zaren (1836), Ruslan u. Ludmilla (1842). — Orchesterstücke: Jota Aragonese, Souvenir d'une nuit d'été à Madrid; 2 Polonaisen, 1 Tarantella, Phantasie über russische Volkslieder, 2 Streichquartette, 1 Klaviertrio, Klavierstücke u. mehr- u. einstimmige Gesänge. Ueber ihn: C. Cui „La musique en Russie" (1878/79), Fouqué „Etudes sur G.", N. Findeisen (1897), Serow im „Theater- u. Musikboten" (1857), in „Musik u. Theater" (1868), Stassow im „Russischen Boten" (1858), Laroche ebda. 1867/68), Solowiew im Musikalny Listok (1872).



Nationale zurücktritt, herrscht meist eine nicht tiefgehende französische Eleganz. Der hervorragendste Erfinder, der Werke von bleibendem Werthe geschaffen hat, ist Peter Tschaikowsky; ihm schließen sich Rimsky-Korsakoff, Glozounow und Borodin an. All diesen Componisten ist neben Sinn für kräftig wirkende Farben eine große Meisterschaft besonders in der Handhabung der Orchestertechnik eigenthümlich, die in den meisten Fällen auf Liszt-Berlioz'sche Einflüsse hinweist, zuweilen aber auch ganz originelle Klangwirkungen hervorgebracht hat. Nach den Russen kamen die Tschechen. Ihr Musiciren hängt inniger mit dem deutschen zusammen, wie denn ihr begabtester Meister Dvorak, sich stark von Brahms geleitet zeigt. Unter den böhmischen Componisten ist ferner Smetana zu erwähnen ,dessen Orchesterwerke nicht minder

Tschaikoffsky (Tschaikowsky), Peter Jljitsch, geb. 25. Dec. 1840 auf dem Hüttenwerk Wotkinsk im Gouvernement Wiätka, wurde, nachdem er zuerst als Jurist in den Staatsdienst getreten, Schüler des Petersburger Konservatoriums u. von 1876—77 Lehrer der Harmonie an demselben Institute. Die letzten 16 Jahre seines Lebens verbrachte er, zuletzt mit einem kaiserlichen Ehrengehalt, in Rußland, Italien u. der Schweiz u. starb am 6. Nov. 1893 in Petersburg. Hauptwerke: Russische Opern: Der Woiwode (1869), Opritschnik (1874), Wakula, der Schmied (1876), Eugen Onegin (1879), Die Jungfrau von Orleans (1881), Mazeppa (1882), Das Pantöffelchen (1886), Die Zauberin (1887), Piquedame (1890), Jolanthe (1893), Schneewittchen (lyrisches Drama); Ballette: Der Schwanensee, Dornröschen (1890), Nußknacker Op. 71; 6 Symphonien, 4 Orchestersuiten, eine Ouverture solennelle (Op. 49); Symphonische Dichtungen: Der Sturm (Op. 18), Francesca da Rimini (Op. 32), Manfred (Op. 58), Romeo und Julie, Hamlet (Op. 67); Ouverturen, Märsche, 3 Streichquartette, 1 Streichsextet, 2 Klavierkonzerte, Phantasie für Klavier und Orchester, 1 Klaviertrio, 1 Klavierkonzert, 1 Klaviersonate; viele Stücke für Klavier, Klavier und Violine, Cello und Klavier; Russische Lieder, 6 Duette, 2 Messen. Außerdem schrieb er eine Harmonielehre. Einen thematischen Katalog seiner Werke gab P. Jurgenson heraus (Moskau 1897).

Rimsky-Korsakoff, Nicolaus, geb. 21. Mai 1844 zu Tichwin, seit 1871 Kompositionsprofessor am Petersburger Konservatorium. Für Orchester schrieb er die Legende „Sadko" (1876), die symphonische Dichtung „Antar" (1881) und „Scheherazade"; ferner mehrere Opern („Snegorutschka" 1882), Streichquartette, Lieder 2c.

Glazounow, Alexander, geb. 10. August 1865 zu Petersburg, Schüler von Rimsky-Korsakoff. 6 Symphonien, Kammermusik und ein Ballet. (Raymund.)

Borodin, Alexander, geb. 12. November 1834 zu Petersburg, gest. 29. Febr. 1887 ebenda. Hauptwerke: zwei Symphonien (Es-dur und H-moll); Symphonische Dichtung „Steppenskizze aus Mittelasien"; Klavier- und Kammermusik; eine nachgelassene Oper „Fürst Igor".

Smetana, Friedrich, geb. 2. März 1824 zu Leitomischel, machte seine Studien in Prag u. später kurze Zeit bei Liszt. Nachdem er in Prag eine Musikschule geleitet hatte, wurde er 1856 Dirigent der philharmonischen Gesellschaft zu Gothenburg. Nach einer kurzen Konzertreise durch Schweden (1861) ging er nach Prag

wie seine Opern viel schöne Musik enthalten und sich, wenn auch erst nach dem Tode des Autors, Geltung verschafft haben. Endlich sind hier die Skandinavier anzuführen, die in Nils Gade und dem älteren Hartmann bereits frühzeitig hervorragende Meister aufzuweisen hatten. Ihre nordischen Weisen liegen vielfach den Werken von Grieg, Sinding, Svendsen, Enna, Hallström u. A. zu Grunde, die weniger als die beiden obengenannten Roman-

zurück u. war von 1866—74 Kapellmeister am Nationaltheater bis er das Gehör verlor. Nach kurzer Geistesstörung starb er in der Irrenanstalt zu Prag am 12. Mai 1884. Hauptwerke: Böhmische Opern: Die verkaufte Braut (1866), Die Brandenburger in Böhmen (1866), Dalibor (1868), Zwei Wittwen (1874), Der Kuß (1876), Das Geheimniß (1878), Libussa (1881), Die Teufelswand (1882); Symphonische Dichtungen: Wallensteins Lager, Richard III., Hakon Jarl, Mein Vaterland, Triumphsymphonie (1853), Prager Karneval, Böhmische Nationaltänze, Klavierstücke usw. — Ueber ihn: Wallack (1895).

Hartmann, Johann Peter Emil, geb. 14. Mai 1805 zu Kopenhagen, wird zuerst von seinem Vater, der Organist der Garnisonkirche war, unterrichtet, widmet sich dann neben der Musik dem Rechtsstudium bis er 1832 sich der ersteren ganz zuwandte. Nach einer 1836 unternommenen Studienreise nach Deutschland wird er 1840 Direktor des Kopenhagener Konservatoriums, bei Gelegenheit seines 50jährigen Künstlerjubiläums (1874) vielfach ausgezeichnet u. 1879 Ehrendoktor der Universität. Hauptwerke: Opern: Der Rabe (1832), Die goldenen Hörner (1834), Die Korsen (1835), Die kleine Christine (1846); ferner Schauspielmusiken, Ouvertüren, Symphonien, Kantaten, ein Violinkonzert, Liedercyklen u. viele Klavierstücke.

Grieg, Edvard Hagerup, geb. 15. Juni 1843 zu Bergen in Norwegen, kam, nachdem er den ersten Musikunterricht von seiner Mutter erhalten, 1858 auf das Leipziger Konservatorium. 1863 ging er nach Kopenhagen; 1867—80 leitete er einen von ihm gegründeten Musikverein. Nach längeren Reisen ließ er sich 1880 in Bergen nieder, wo er noch lebt. — Hauptwerke: Klavierkonzert Op. 16, Vor der Klosterpforte (für Gesang u. Orchester), Landerkennung Op. 31, Der Bergentrückte, Musik zu Ibsens: Peer Gynt, Aus Holbergs Zeit, Elegische Melodien (für Streichorchester), Violinkonzert Op. 56, Streichquartett G-moll, vor allem die Klaviersachen Romanzen, Violinsonaten, Lieder. Ueber ihn: E. Closson „E. Grieg et la musique scandinave“ (1892).

Sinding, Christian, geb. 11. Januar 1856 zu Kongberg (Norwegen), besuchte von 1874—77 das Konservatorium in Leipzig. Eine zweite Reise führte ihn 1880 nach Leipzig, München u. zu längerem Aufenthalt nach Berlin. Er lebt in Christiania. Hauptwerke: Klavierquintett, Streichquartett, Klavierquartett, Klaviertrio, 2 Violinsonaten, 1 Klavierkonzert, 1 Violinkonzert, Symphonie D-moll Op. 21, Romanze für Klavier u. Violine usw.

Svendsen, Johann Severin, geb. 30. Sept. 1840 zu Christiania, war nach längerer Vorbereitung bei seinem Vater von 1863—67 Schüler des Leipziger Konservatoriums, von 1868—69 in Paris, dann in Amerika u. leitete von 1871—72 die Euterpe-Konzerte in Leipzig. Von 1872—77 ist er Dirigent der Musikvereins-Konzerte in Christiania u. kehrt nach längerem Aufenthalt in Rom, London u. Paris



tiker von Deutschland abhängen, und denen neben scharfer Charakteristik meist eine hochentwickelte von modernem Geiste belebte Technik nachzurühmen ist.

Die ungarische Nationalmusik haben, wie hier abschließend hinzugefügt sei, Franz Doppler und Erkel vertreten, und

1880 in dieselbe Stellung zurück, von wo er 1883 als Hofkapellmeister nach Kopenhagen berufen wird. — Hauptwerke: 2 Streichquartette, Männerchorlieder, 2 Symphonien, Streichquintett, Violinkonzert, Cellokonzert, 4 norwegische Rhapsodien. Ouverture zu Romeo u. Julie, 2 Hefte Lieder; ferner Orchesterarrangements von Klavierwerken Bachs, Schumanns u. Schuberts.

Enna, August, geb. 13. Mai 1860 zu Nakskow auf der Insel Laaland, bildete sich, unterstützt von Gade, in Deutschland zum Musiker aus. Sein erster Erfolg war die Oper „Die Hexe" (Kopenhagen 1892) der 1894 „Kleopatra", 1896 „Aucassin und Nicolette" und 1897 „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern" folgte.

Hallström, Ivar, geb. 5. Juni 1826 zu Stockholm, übernahm 1861 die Leitung der Musikschule, machte sich hauptsächlich mit seiner Oper „Der Bergkönig" (1874) bekannt, der mehrere andere gefolgt sind.

Doppler, Franz, geb. 16. Okt. 1821 zu Lemberg, gest. 27. Juli 1883 zu Baden bei Wien, ursprünglich Flötist, trat in Pest als Opernkomponist auf und war hier und später in Wien Kapellmeister. „Ilka" (1849), „Die beiden Husaren" und andere ungarische Opern.

Erkel, Franz, geb. 7. November 1810 zu Gyula, gest. 15. Juni 1893 zu Pest, wo er seit 1838 Kapellmeister, später Ehrenmitglied des Nationaltheaters war. Von seinen 9 Opern sind die berühmtesten „Hunyady Laszló" (1844) und Bank Bán (1861).

Sullivan, Arthur Seymour, geb. 13. Mai 1842 in London, gest. 22. November 1900 ebend., war 1858—61 Schüler des Konservatoriums in Leipzig, wurde später Lehrer an der Royal Academy in London, 1865 Kompositionsprofessor als Nachfolger Bennets. 1876 wurde er Direktor der National Training School for Music und später Vorstandsmitglied des Royal National Training School for Music u. später Vorstandsmitglied des Royal College of Music. — Hauptwerke: Ouverturen und Inzidenzmusik zu Shakespeares „Sturm", „Kaufmann von Venedig", „Lustige Weiber von Windsor", „Heinrich VIII." u. „Macbeth" (1888); Konzertouverturen; Symphonie E-dur; Oratorien: Der verlorne Sohn, Das Licht der Welt, Der Märtyrer von Antiochia (1880); Kantaten: Kenilworth, The golden Legend (1887), On shore and sea; 1 Concertino für Cello, Duo concertant für Klavier und Cello; Klavierkompositionen und Lieder; Operetten: Box and Cox, Patience, The Mikado (1885) usw.; Ivanhoe (große Oper 1891), Victoria and merry England (Ballet, 1897).

Mackenzie, Alexander, geb. 22. August 1847 zu Edinburg, schrieb Lieder, Klavier- und Kammermusik, Konzerte für Klavier und Violine, Ouverturen, Oratorien, Kantaten und eine Operette („His Majesty" 1897).

Stanford, Charles Villiers, geb. 30. Sept. 1852 zu Dublin, studirte in Deutschland, wo auch seine Opern „Der verschleierte Prophet" und „Savonarola" aufgeführt wurden. Er schuf Werke für Orchester, für Kammermusik und Klavier, ferner ein Oratorium, eine Messe, ein Requiem, Kantaten, Lieder und Balladen.

unter den Tonsetzern Englands haben sich in jüngster Zeit Sullivan, Mackenzie und Stanford einen Namen gemacht. Von einer englischen Musik im eigentlichen Sinne kann auch in diesem Jahrhundert, so wenig wie in den vorigen, die Rede sein; nur die typischen Melodiewendungen und prägnanten Rhythmen der Matrosenlieder und Tänze haben in die Operetten Sullivans und seines Nachahmers Sidney Jones ihren Einzug gehalten.

* * *

Blickt man auf die letzten Jahrzehnte zurück, so sind es drei Namen, die in besonders hellem Glanze erstrahlen: Wagner, Verdi und Brahms. Diese Meister allein haben im Grunde bleibende musikalische Werthe geprägt, sie werden vielleicht die einzigen sein, die eine ferne Nachwelt noch nennen wird. Einem Aufschwunge, wie ihn die Musikgeschichte kaum früher je zu verzeichnen hatte, ist, wenn nicht ein Niedergang, doch eine Zeit der Erschöpfung, des Stillstandes gefolgt. Unsere gegenwärtige Epoche weist keine Erscheinungen auf, die mit den Gipfelpunkten des abgeschlossenen Jahrhunderts zu vergleichen wären; auch scheint es fraglich, ob Deutschland noch ferner in so überwiegender Weise die Führung in der Musik behalten wird. Wohl regt sich an allen Enden noch unklar ein neues Leben. Ob diejenigen Recht haben, die darin eine Reihe unfruchtbarer Versuche erblicken, oder jene, die den Mangel an Vertrauen zu der Produktionskraft zeitgenössischer Künstler nur aus der ewig wiederkehrenden Thatsache unzulänglichen Verständnisses herleiten: das zu entscheiden muß der Zukunft überlassen bleiben. Die Kunst der Töne ist jedenfalls zu jung, der Trieb zu ihrer Bethätigung noch zu lebenskräftig in unserem Geschlecht, als daß man nicht hoffnungsfroh ihrer weiteren Entwicklung entgegensehen könnte.













Typographia Kunst- und Setzmaschinen-Druckerei G. m. b. H.
Berlin SW., Friedrichstr. 16.









